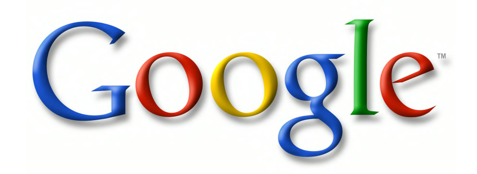
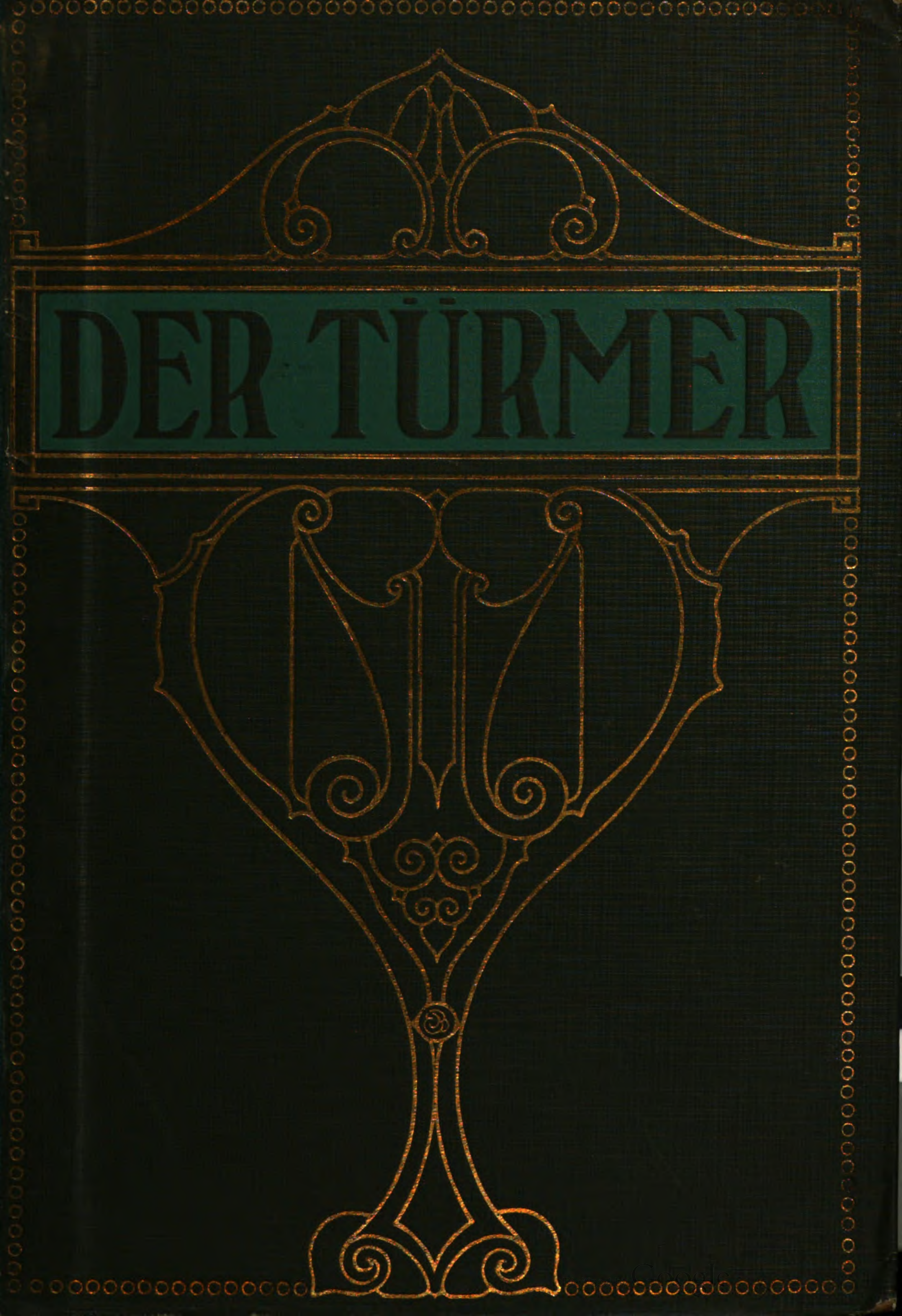



DER TÜRMER



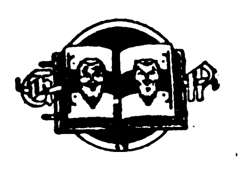
Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß

Fünfzehnter Jahrgang · Band II

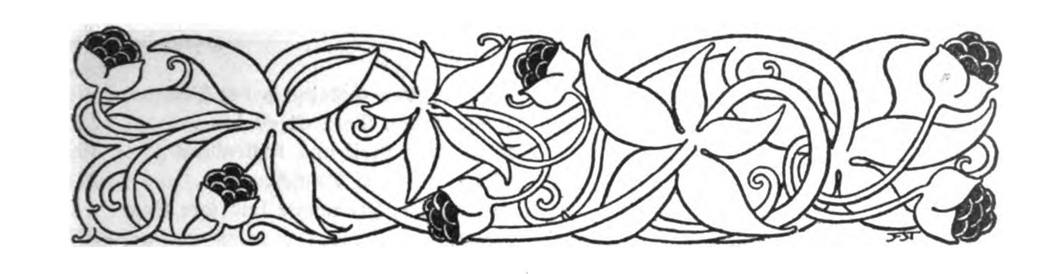
.... (April bis September 1913) ....



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer


BUCHSCHMUCK
VON
FRANZ STASSEN



Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze



Besprochene Schriften

Offene Halle

Türmers Tagebuch

Literatur

Lese

Bildende Kunst



Musik

Auf der Warte



Kunstbeilagen und Illustrationen

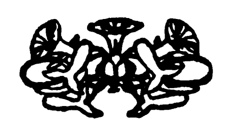
Notenbeilagen

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.

Briefe

Auf den Beilagen.



Grablegung



Friedrich v. Keller



XV. Jahrg. April 1913 Heft 7

Das Reichsamt für deutsche Sprache

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Im Jahre 1874 hat man, nicht zum ersten-, aber für lange Zeit zum letztenmal, die Errichtung einer Akademie der deutschen Sprache erörtert. Du Bois-Reymond brachte den Plan in einer Festrede vor, ohne ihn allzusehr durchdacht zu haben, und Alfred Dove, damals Privatdozent und Herausgeber der Zeitschrift „Im Neuen Reich", brachte ihn unverzüglich um. Dieser geistvolle Historiker, der Ranke nahe stand und zu Gustav Freytag, Treitschke, P. Heyse sein persönliches Verhältnis hatte, hatte von Anfang sich einen newtonschen Punkt inmitten des Gelehrtenwesens — oder aus ihm heraus — gewahrt, von wo er dem großen zwangläufigen Mahlwerk mit mancherlei Freiheit zuschaute. Und allerdings sammelte er neben dem schuldigen Respekt dabei auch Ironie in sich an, der er in früheren oder späteren Tagen das gelegentliche Ventil aufgemacht hat, und jedesmal mit so viel Grazie, daß es wieder niemand übelnahm — wenn er es eigentlich gemußt hätte.

Dove begnügte sich auch hier nicht, von der Kaiserlichen Sprachakademie ihre Nützlichkeit, wie man von anderen Akademien tut, a priori anzunehmen. Als einer derer, die schon von dem großen staatsmännischen Realpolitiker gelernt hatten, suchte er sich das Geplante in der zu erwartenden Wirklichkeit vorzustellen. Der festredende Urheber der Anregung hatte als fraglos vorausgesetzt, daß sich das

neue Institut mit Feststellung des in Sprache und Stil zu Approbierenden, also des „Richtigen", beschäftigen werde. Das bedeutete also die Übertragung der Académie française auf unser geliebtes Deutsch, mit ihrem alten Programm und ihrem großen Dictionnaire. Demgegenüber nahm Dove nicht so sehr eine weitschichtige Auseinandersetzung über französisch und deutsch vor, über die Unterschiede zwischen dem stets nivellierenden, abschleifenden und zentralisierenden Franzosengeist, der in der Richelieuschen Académie ein trefflich ihm angemessenes Organ gefunden hat, und auf der anderen Seite dem persönlichen, eindringenden, vermannigfaltigenden Wesen des Deutschen. Er kennzeichnete die Eigenart unserer Sprache durch den Mund des nur in Forschungseinzelheiten, aber niemals in seiner Feinfühligkeit überholten Jakob Grimm, der schon zu seiner Zeit bakelmeisterische Freiheitsberaubungen des Sprachgeistes abgewiesen hatte, indem er — wie Luther — in jedem Deutschen, der seine Sprache „schlecht und recht", d. h. ungelehrt, ungedrillt, aber damit auch unverbildet rede, die „lebendige Grammatik" erblickte.

Der Kritiker des Planes faßte auf seine feine Pincette die unvermeidliche Zusammensetzung der Akademie aus Menschen und Menschlichkeiten. Er legte sich hiervon ein Vorstellungsbild zurecht, das er in seine Auseinandersetzungen aufnahm, und dabei traf er eine ideal günstige Auswahl der Akademiemitglieder, die er den lebenden und den toten Berühmtheiten der letzten Generation entnahm. So entstand sein aristophanisches Kabinettstückchen einer Sitzung der Sprachakademie in ihrer redlich wohlbestrebten Tätigkeit. Würdig am grünen Tisch gereiht die Unsterblichen, berufen durch die Ewigkeitswerte zeitgenössischer Ruhmesausteilung. Vom alten A. Humboldt bis zum jungen Paul Lindau, dem „Mann der Gegenwart" in seiner Macht- und Glanzzeit, und als der unvermeidliche Präsident — eheu fugaces! — Berthold Auerbach, der die Verhandlungen leitet. Die Stimmung ist beim Eintritt in die Verhandlung so wohlwollend, als sie es unter „hochverehrten Kollegen" auch sonst zu sein pflegt. Doch sieht man den empfindlichen Humboldt seinen Talar ein wenig hochziehen gegen den Kollegen Du Bois-Reymond, an welchem er „Auswüchse der Sprachformen" tadeln muß, worüber er sich in Briefen ausgesprochen hat; seinerseits hat er zwar von dem herben Urteil nichts mehr erfahren, das der andere über Humboldts berühmten Stil hat fällen müssen. Wir sehen denselben Du Bois-Reymond, in welchem seine Schrift „Goethe und kein Ende" (1883) schon embryonal rumort — was Dove neun Jahre früher zwar nicht wissen, aber prophezeien konnte —, nervös werden, wenn in den Ansprachen so häufig der Name des großen abwesenden Weimarers laut wird. Er hält schließlich nicht mehr an sich und muß es vor dieser zuständigen Versammlung einmal aussprechen, was ein Mann von der geistigen Disziplinierung, wie sie die strenge, zähe Arbeit gibt, an Goethe vermißt: Richtigkeit und Reinheit der Sprache, straffe Gedankenverkettung, knappe Gedrungenheit. Jakob Grimm erhebt sich ruhig zur Antwort, aber was sein sicheres Gefühl in Sprachdingen längst verquält hat, das reißt ihn mit, und ehe er's recht gewollt hat, braucht der liebevolle Mann Ausdrücke wie Alexandriner und Pedanten. Wir erleben die parlamentarische Unruhe, die sich des akademischen Forums bemächtigt, sehen im Fortgang der De-

hatte Hermann Grimm unwillig das Lokal verlassen, Michael Bernays wirkungsvoll seinen Austritt aus dem Kollegium erklären; Klaus Groth sitzt traurig über all diese Wendungen da, der so viel lieber wünschte, daß man die getadelten „mundartigen“ Züge bei Goethe durch die Autorität der hohen Versammlung posthum ermutigt hätte. Kurzum, als der unerschütterliche Präsident den davonebbenden Geist durch Geschäftsordnung festhalten, die Wahrheit durch Abstimmung ergründen will, ist er mit einem bedenklich gelichteten Rumpfparlament übriggeblieben.

Ein Scherz, der in Doves verbindliche und sachliche Erörterungen leichthin eingeflochten ist. Das Gewicht seiner Gründe gegen die zweifelhaften und gefährlichen Seiten des Planes schlug durch. Es gesellte die Akademie als die größere Beängstigung zu den Sorgen, die den Gedanken eingegeben hatten. So schloß die kurze Diskussion mit einem überzeugenden Eindruck des „Lieber nicht“. Um so mehr war man bereit, die Kur der schon damals als unleidlich empfundenen Sprachverschlechterung auf eine freiere Weise zu wünschen und die glückhafte Zukunft auch auf diesem Gebiet zu erhoffen von der jüngst so groß betätigten Erhebung des nun den nationalen Selbstbestimmungen zustrebenden Volkes, von seinen ererbten Begabungen und gefühlsicheren Empfindungen. Freudig an den echten Erreichungen der Wissenschaft teilnehmend und sie als Mittel zur wahren Bildung wertend, vertraute Dove auf das Nutzbarwerden wirklicher Sprachkunde im neuen frischen nationalen Wind. Er hoffte, man werde diejenigen, die Feder und Sprache handhaben sollten, fortab auf der Schule und der Hochschule durch historische — was bedeutet: begriffene — deutsche Grammatik „zu dem Sprachgefühl erziehen, welches der ungebildete, aber stammhafte Deutsche von Hause aus besitzt“. Er sah einen lebendig verjüngten Reichtum und Takt der Sprache aus der Einigung der deutschen Stämme erblühen, aus einer liebevolleren Achtsamkeit auf das volksechte Sprachgut; „wir erwarten“, rief er aus, „das künftige Heil unserer Sprache von ihrer unaufhörlichen Belebung durch den jugendlichen Anhauch ihrer ursprünglichen Naturkraft; wir erwarten es auch vom treuen Gehorsam gegen ihre altbewährten Ärzte, unsere Klassiker“. —

Seitdem sind wir vier Jahrzehnte in der reichsdeutschen Zivilisation vorangekommen und überblicken von da aus. Der Opponent gegen den schnellfertigen Akademie-Optimismus mit seiner Schablonierungsanstalt braucht die von ihm gemachten Gegenvorstellungen nicht zu widerrufen, und es wäre zurzeit sehr nützlich, wenn sie nachgelesen würden (A. Dove, Ausgewählte Schriftchen vornehmlich historischen Inhalts, Leipzig 1898). Aber das wird dieser feine Zeitbeobachter, ungern genug, zugeben, daß die Hoffnungen, auf die er den Verzicht tröstlich und freudig hinausführte, gleichfalls Optimismen, nur die schöneren, höherstufigen, gewesen sind.

Anstatt eines Aufschwungs der Sprache, wie er sonst jedesmal in großbewegten deutschen Zeiten seit der staufischen Ritterzeit stattgefunden hat, blicken die Nachfahren von 1870 auf ein trostloses Gegenteil. Nicht nur keine neuschöpferische Verjüngung findet man, sondern überhaupt nichts mehr von Bildnerkraft. D-Züge, Gesellschaft m. b. H., Hoch- und Untergrundbahn, das sind die Lahmheiten und Leblosigkeiten, die unsere Sprachschöpfung noch zustande bringt. Kein

Wunder, daß sich das untere Publikum, wissend oder unwissend, durch das Ausland helfen läßt und beispielsweise in Süddeutschland vielfach mit der „Tram" fährt. Ob solche Ausdrücke schön sind oder nicht, sie sind wenigstens noch eine menschliche und der unsrigen verwandte Sprache. Im Gegensatz zur Bedag und zum Dabfl, was, wenn ich recht rate, „Deutscher Akademischer Bund für Leibesübungen" bedeuten soll. Wie frisch und bündig fanden einst die Musensöhne die gewollten Namen: Hainbund, Burschenschaft, Wingolf! Wären wir noch fähig zur knappen und hübschen Ausdrucksfindung — wobei die genannte Eigenschaft dem Publikum wichtiger als die Genauigkeit ist und ihm vollends an der ausgetiftelten Korrektheit der Juristen gar nichts liegt —, so hätten wir nicht überall die vielen Fremdwörter, vom Sprachschatz der deutschen Seewehr bis zu dem der Börse. Es darf nicht übersehen werden, daß die allermeisten deshalb genommen werden, weil sie eine fertige Vorstellung geben, nicht, weil sie den Inhalt durch den Ausdruck decken. Das tun weder die Dreadnoughts noch die Lombarden. Am Fremdwort an sich liegt sogar dem Deutschen nicht so viel. Wir sahen ihn gerne auf das Veloziped verzichten, sobald das Fahrrad und gar das Rad aufkam, und in den „Restaurants" ist er höchlich zufrieden mit seinem „Ober". Es würde in diesen Dingen sicher bald besser, wenn es berufene Stellen gäbe, um den Wunsch nach Kürze in einen sprachlich deutschen Einklang mit der Verständlichkeit zu setzen.

Nährt sich solchergestalt unsere Schrift- und Umgangssprache halb wider Willen vom Ausland, so steht es um so kläglicher mit ihrer einst erhofften Belebung aus der Freiheitlichkeit und dem Reichtum der Mundarten. Und wir hätten sie so nötig. Unser künstliches Schriftdeutsch ist, gegen sie gehalten, ein drahtgehaltenes Skelett; so tausendfach sprudelt, wo jenes ein dürres Wort hat, der Dialekt eine Fülle von wesensähnlichen, aber zart unterschiedenen Ausdrücken und glücklichen Abschattierungen hervor. Sie haben diese frischlebendige Fülle noch immer aus den schriftlosen Frühzeiten des Deutschen, des Germanischen, das für die Begriffe, die es kannte, ein beinahe verschwenderisches Nebeneinander von Wortstämmen hatte und außerdem noch seine feinen beweglichen Mittel zur unterscheidenden Ausdrucksbildung — Hoch- und Tiefstufe des Vokals und andere — besaß. Während nun bei den Angelsachsen und Engländern die lebendige Sprache allzeit auch vom Amts- und Urkundengebrauch anerkannt geblieben ist, haben wir Deutschen die jahrhundertelange Herrschaft des Schrift- und Amtslatein im Mittelalter. Und unser endliches Neuhochdeutsch entstammt nicht unmittelbar der lebendigen Volkssprache, ihrem Sprachschatz und ihrer bündigen Syntax. Sondern wir verdanken es den spätmittelalterlichen Kanzleien, als sie anfingen, deutsch zu schreiben: d. h. eine einförmige Auswahl, die ihrer Gedächtnisarmut, amtlichen Behutsamkeit und Neigung zu kraftlosen Zusammensetzungen, Wortverlängerungen und Umschweifen der Satzbildung entsprach. Unsere Schrift- und Bildungssprache wird nirgendwo in ganz Deutschland als eine volklich überlieferte gesprochen. Man kann Luther, der „den Leuten aufs Maul" sah, nie genug bewundern, was er auf dieser Grundlage noch geschaffen hat, indem er sich aus dem Sprachschatz und Sprachgefühl der Lebenden das Geeignete herüberholte

und aus dem Volkstümlichen und Dialektischen aller Art; wie hat der Nordthüringer Luther z. B. den befreundeten fränkischen Lukas Cranach ausgebeutet, um der oberdeutschen Amtssprache aufzuhelfen! Aber nach ihm stockt schon wieder diese mehrende, schmeidigende Tätigkeit. Ein solches Hereinnehmen aus den Mundarten könnte uns wahre Erlösungen bringen, auch vom Fremdwort; wenn wir mit den Süddeutschen Wirtschaft, Staden, Gant sagen würden, brauchten wir nicht Restaurant und Quai, noch Auktion. Und welche Schätze haben die Niederdeutschen noch in Verwahrung. (Einiges haben wir ja aus den Mundarten für die Allgemeinheit gewonnen: Trottel, schlampig, ruppig, Müll usw. — für die vielsagend einseitige Liste des Unedlen, Unholden!) Ferner hatte die alte Sprache so sehr viel mehr Geschmeidigkeit; um nur ein Beispiel zu geben, den Doppelgebrauch zahlreicher Fürwörter mit Dativ und Akkusativ, um teils einen Stillstand, teils eine Richtung wiederzugeben. Mit all diesen Schattierungen, die noch Goethes Zeit sich immerhin freier als wir erlauben konnte, ist fortgesetzt aufgeräumt worden, seit für die Schule das notwendige Übel der deutschen Konventions-Grammatik geschaffen worden ist — von wohlerzogenen Lateinern. Ich meine also nicht die historische, objektive Grammatik, die erst vor hundert Jahren durch Bopp und Grimm begründet worden ist und von der Alfred Dove die endlichen Wirkungen erhoffte, die doch noch immer ausgeblieben sind. Die „Merker“ (wie man zur mittelalterlichen Dichterzeit die Pedanten nannte), die Wächter des Falschen und Richtigen regieren. Die kleinste schriftstellerische Abweichung, die auf einer Feinfühligkeit oder Feinkundigkeit beruht, — und wir haben den uns maßregelnden Druckereikorrektor, den sorgenvollen Herausgeber, den höhnenden Rezensenten, den verweisenden Brief eines lebhaften Unterlehrers. Nun könnten zwar das, was aus den Mundarten erhofft ward, die Novellen und Romane der Erzähler bringen, weil sie freiere Hand behalten. Aber es unterscheiden sehr wenige so taktvoll, wie etwa H. Hesse oder A. Huggenberger, welche Ausdrücke innerhalb der allgemeinen Schriftsprache möglich sind und ihr wertvolle Feinstimmung, neue Färbungen geben; die meisten mengen nur in einer künstlerisch widersinnigen Art Konventionsdeutsch und grob geredeten Dialekt. Und auch im Falle jener Feinbewußten kommt der Verleger und fleht um das, was in einem dichterischen Kunstwerk das Unmöglichste ist: erklärende Fußnoten. Damit fliegt der hübsche Ausdruck in die Ungebildetheit zurück.

„Wenn der Schulverstand,“ sagt Schiller, „immer vor Irrtum bange, seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, ... so gibt das Genie dem Seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriß.“ Die Xeniendichter kannten ihre Leute wohl. Aber die deutlichsten Bemerkungen des Selbstschutzes und der Abgrenzung verhallen für die Immersicheren. Hat doch ein wohlpromovierter Dr. phil. ein ganzes Buch mit Goethes grammatischen Sünden gefüllt. Die Académie allemande im römischen Reich deutscher Nation müßte den leichtfertigen Frankfurter noch heute nachträglich aburteilen, ihm in contumaciam die Konzession als Schriftsteller entziehen, nach Grammatik und Dictionnaire, im Namen des Kaisers und Königs, von Rechts wegen.

Das sonderbare Kapitel: Was sind und zu welchem Ende besitzen wir die Klassiker? will ich heute nicht aufrühren, am Tage, da alle Zeitungen und Familienblätter vom hundertjährigen Todestag des „Heroen" Wieland klingen. So viel ist gewiß, daß die Einflüsse der Klassiker unter den Tisch fallen, — bis auf ein paar moderne Manieriertheiten, die heute Archaismen sind, wenn z. B. einer „Goethen" seine Flexionen nachschreibt. Wer anstatt Mundarten und Klassikern zu Einfluß gelangt ist, das ist eine bestimmte Art Berlin. Nach 1870 hat man gemeint, nun würden auch die Vögel der Pallas dem großherzig eingesetzten deutschen Reichs-Athen zufliegen; statt dessen fliegen sie von da, und was für welche, aus. Der „blaue Lappen" und lieber noch „braune Lappen" ist literaturfähig geworden, man findet ihn in Zeitungsberichten, auf der Bühne, in Unterhaltungsromanen, und wenn so am Verehrungswürdigsten geschieht, wie erst am übrigen! Die hauptstädtische Modegeschäftigkeit, die Lieblingsausdrücke der Geldkreise, die Schnodderei der Metropolbühne, der chambres séparées wirken auf die Sprache ein und erfassen im weiten Reiche die immer Gelehrigen mit, zu denen sie vom Zentralpunkt durch unzählige Kanäle ziehen, aber leider nicht abziehen. In Berlin werde alles ruppig, sagte der sein altes Preußen so liebende Fontane.

Es wurde aber auch ein Haupt-Wirkungsplatz solcher, die nicht in den geschichtlichen Geist unserer Sprache dringen und offenbar nie ein inneres Sprachgefühl zu erwerben fähig sind. Die von „Berlins Universität" schreiben, obwohl es keine solche gibt, nur eine Berliner, von Schwedenleder statt schwedischem Leder, die „sprechen" sagen, wo sie „sagen" meinen, die nicht deklinieren können und die uns das wie eine Seuche verbreitete falsche Imperfekt bei perfekter, vollendeter Handlung — „den Buchschmuck zeichnete Lieselott Schulze" — und alle die sonstige Modescheußlichkeit gebracht. Denn der Deutsche eignet sich dies alles an, weil er so sehr beflissen und gelehrig ist.

Eigenmächtig ist er ja nicht. Er wird der lammfrommste Untertan für eine verständige Sprachbehörde sein, wie er es auch jetzt in allem ist, für die auf der Schule gelernte mechanische Grammatik, für die amtliche Rechtschreibung, für die Zeitungsnotizlein, die der Sprachverein durch seine Vertrauensmänner versendet, für jede sprachliche letzte Neuheit. Wär's nur anders, wagte der Deutsche doch Persönliches nach eigenem sprachlichen Takt und Erfinden! Auf welche Weise sonst ist denn das bewundernswerte Instrument der frühdeutschen Sprache im Lauf von vielen Jahrhunderten ausgebildet worden? Dann kämen wir, weil doch wieder etwas entstände, mit der eigenen Sprache glänzend aus, während jetzt jede in Deutschland neuerdachte oder gestern bei uns noch nicht gewesene Sache aus dem Griechischen, Lateinischen, Englischen, Französischen, Norwegischen usw. benannt sein muß. (Ich weiß wohl, daß auch die alten Deutschen mit den entlehnten fremden Sachbegriffen zahlreiche Fremdwörter übernommen haben. Aber es geschah für Dinge, die sich noch nicht deutsch bezeichnen ließen, und sie erdachten doch keine fremden Bezeichnungen für das, was sie selber in Deutschland erfanden.)

Es war ein allzu idealer Traum, daß man noch zu unseren Zeiten Schöneres, als durch die Sprachbehörde, aus der Nation von selbst empfangen werde. Und wenn die Gegner der Sprachakademie engende Tyrannei von ihr fürchteten, so

haben wir dafür — die tyrannunculi. Auf dem leeren Stuhl der Maßgeblichkeit sitzen nun diese. Da waltet beispielsweise als Leiter irgendeines verlegerischen Sammelwerks ein eifriger junger Mann, der wie ein guter Lateinsekundaner mit Abscheu den Hiatus verfolgt. Den Deutschen ist aber niemals ein Mißgefühl durch den Hiatus entstanden. So oft nun (da war einer!) unser deutscher Editor einen Hiatus entdeckt, nimmt er eine Elision vor, oder wenn das nicht geht, emendiert er am Ausdruck. Wenn diese gutgemeinte Tätigkeit sich dann noch mit ähnlich beschaffener Jagd auf „falsche" Endungen der Genitive und Dative verbindet, wenn überall zwischen zwei Eigenschaftswörter, auch wo das eine das andere regieren soll, ein Komma geschoben wird, wenn der Herausgeber auf Tod und Leben „alle" klein schreibt, wo zuweilen der ganze Sinn davon abhängig ist, daß „Alle" steht, wenn er, trotz seines Lateinsinns, beziehungsvolle Fremdwörter eigenmächtig eindeutscht und ein richtig sinnentsprechendes Wort dann noch weniger als der Verfasser findet, so kann dieser seinen Beitrag in einem Zustand gedruckt wiedersehen, daß ihm die Ohren klingen.

Was die Flexion der Kasusendungen anlangt, so liegt die Sache so, daß die deutsche lebendige Sprache in diesen Dingen überhaupt nicht von Regeln à la Grammatik regiert wird oder in sie gefaßt werden kann. Sie enthält vielmehr seit ihrem Ursprung in sich einen Satzrhythmus, eine abgestufte Satzakzentuation, die die wechselnde Formenbildung durch sich regiert und die in der germanischen Sprachentwicklung eine ganz außerordentliche Gestaltungskraft geübt hat. Die rhythmische Schönheit des Satzes ergibt mit der Klarheit des Inhalts zusammen den rechten Stil. — Nun, wenn die amtliche Rechtschreibung von der germanischen Satzbetonung etwas wußte, so wollte sie, die mit Schulkindern und Elementarlehrern rechnet, sich dem natürlichen Walten dieser tiefwurzelnden, sehr feinen Gesetzlichkeit jedenfalls nicht anvertrauen. Sie stellte also ihre Regeln auf, und Duden, den man bei näherer Betrachtung würdigen lernt, mußte sehen, was aus ihnen noch zu machen war. Der sein eigenes Gefühl Wahrende wird aber sehr oft in dem Fall sein, daß er mit diesen Regeln und ihrer Auslegung nicht übereinstimmen kann. Zum Beispiel soeben: ich hätte nicht Fall, sondern Falle sagen müssen. Duden verordnet: Das Dativ-e wird bei einsilbigen Wörtern in der Regel gesetzt. Daraufhin setzen es dann die Druckereien mit bleierner Gewissenhaftigkeit. „In der Regel", sagt zwar Duden wieder mit Vorbehalt, und wir werden ihm immer dankbar sein, daß er im allgemeinen die Freiheit der Flexion noch zu retten sucht oder sie wenigstens erwähnt. Nicht Duden an sich ist das eigentlich Schlimme, sondern der zu wenig verstandene Duden. Das ergibt dann leicht diese abscheulich klingenden Sätze, wo bald hackig und stößig unflektierte Formen stehen, bald gefühlswidrige Flexionen den Rhythmus weichlich und lappig machen. Es ist kein Wunder, daß in der deutschen Schweiz, wo sich im Born der Mundart täglich das Sprachgefühl verjüngt, heute die gesundesten Stilisten sind und dort so häufig gegen das Rechtschreibungs-Übereinkommen Anwandlungen von Reue laut werden. Gerade weil die Amtlichkeit in der Sprache besteht, ist nun das unabhängige Obertribunal nicht überflüssig, sondern sollten wir es haben. Und, wie gesagt, damit die Sprachaufsicht von den wohlmeinenden, aber doch oft recht

kurzsehenden Wächtern und Vorschriftenmachern an Leute kommt, die wirklich zuständig sind.

Nicht im Du Bois-Reymondschen, sondern im Grimmschen Sinn müßte die Behörde walten. Kein neues Auslandsmuster, in das man das Deutschtum zwingt. Keine sprachliche Nivellieranstalt, die dem Ideal der minderwertigen Stenographien oder des Esperanto nachtrachtet: starre Regeln! bequemste Erlernbarkeit! Schon las ich einen solchen Sprach-Marat der Égalité in einer Auseinandersetzung gegen Ed. Engel klagen: wenn wir eine rechtzeitige Sprachregulierung gehabt hätten, hätten wir jetzt nicht „die vielen Widersprüche und Uneinheitlichkeiten, wie das Labsal — die Trübsal". Hoffentlich aber nicht das Wort Uneinheitlichkeit, das schmerzlicher als die Trübsal ist.

„Unsere Sprache ist unsere Geschichte", hat tiefsinnig Jakob Grimm gesagt. Neben seinem wichtigen Vortrag gegen die Sprachpedanten übersehe man auch nicht das überaus Feine, Sinnverwandte, das er in seiner Ansprache über die „ungenauen Wissenschaften" niedergelegt hat (Bücher der Weisheit und Schönheit: „Brüder Grimm".) Die deutsche Mannigfaltigkeit, Freiheitlichkeit, Bildlichkeit, treffende Feinheit im Sinn, musikalische Gehörempfindlichkeit, Natürlichkeit des Takts — das alles zeigte unsere alte Sprache an. Dinge, die uns heute so erschreckend rapide zugunsten oberflächlicher Korrektheit und innerer Geschmacklosigkeit verloren gehen. Es dürfen der Regelmeier und Sprach-Unteroffiziere nicht noch mehr werden. Für Freiheit und Bildung in der Sprache und für liebevoll den guten Sinn nachverstehende Toleranz in ihr suchte Jakob Grimm vor zwei Menschenaltern den Schutz bei einer deutschen Sprachakademie.

Nun hat man sie im Reichstag beantragt, oder vielmehr ein Reichsamt für deutsche Sprache, was auch besser — sehr viel besser — ist. Das Gebrauchsmuster, das hier dringender denn anderswo vermieden werden muß, ist das exklusive akademische: die wissenschaftliche Kommission, die im ehrlichen Bestreben, den besten ihresgleichen genug zu tun, jährlich einmal zusammentritt, verhandelt, festitzt und mit einem sogenannten Stab von jungen Doktoren und Doktorinnen irgendeinen bisher noch nicht gewesenen grammatischen Thesaurus begründet, der dann auf die nächsten paar hundert Jahre, bis der Patient längst tot ist, Selbstzweck wird. Es müssen geeignete Männer aufgefunden werden, die hier einen unmittelbaren und ausschließlichen Wirkungskreis finden; Männer, die einen Nutzen des germanistischen Wissens zu begreifen vermögen und dabei letzteres besitzen. Keine solchen Philologen, die durch die Tiftelei ihrer Untersuchungen und Polemiken dem Leben um sie her und den Fragen, die es stellt, verdorrt und abgestorben sind. Männer, wie Uhland, die beiden Grimm, Gust. Freytag, W. H. Riehl, Wilh. Hertz, Rud. Hildebrand, Fr. Th. Vischer gewesen sind. Solche Philologen, wie heute mit ganzer Fachautorität und dabei mit frischem Blick auf das Lebendige Friedr. Kluge einer ist. Und wenn nicht sämtliche Mitglieder durchaus geprüfte Germanisten sind, so wird es nicht schaden.

Wir brauchen eine richtige, ständige, fleißige Behörde, die im Sprachgebiet mit lebendigem Sinn zu arbeiten und im übrigen zu beobachten, zu gutachten und aus maßgeblicher Kundigkeit ins Publikum zu wirken hat. Ein Sprach-

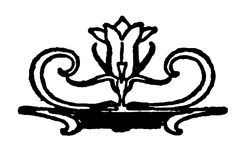
Gesundheitsamt. Sehr nützlich würde es sein, wenn sie sich auch um die Ortsnamen anzunehmen hätte; jetzt muß man hilflos zusehen, wie z. B. aus Hiddensö ein widersinniges Hiddensee gemacht wird. (Denn Ö und Oog, oberdeutsch Au, ist das von der „Bildung“ verstoßene alte deutsche für lateinisch insula.) So bieten sich die faßbarsten Aufgaben vielseitig ganz von selber dar.

Von den Unvollkommenheiten des Menschlichen und des Amtlichen wird ja sie nicht allein auf Erden ausgenommen sein, und es wird uns schon etwas schwül, wenn man nur an die neuen Titel, Geh. Regierungs- und Sprachamtsrat, kaiserlich deutscher Sprachamtsassessor usw. denkt. Aber es wäre die Stelle da, der man freudig zur Seite treten oder gegen die man zu Felde ziehen, an deren Hörnern man die Probleme packen könnte. Die Kritik an Leistungen einer Behörde hat von vornherein das aufmerksame Ohr der Öffentlichkeit. Dadurch käme Leben in das Haus, Mitdenken und Wollen in das Publikum. Und würden wieder einmal, wie im Punkte der Rechtschreibung, amtliche Verkündigungen erwünscht, so wäre der Weg des völkerbeglückenden Staatsstreichs verlegt. Denn solche oberflächlich einleuchtenden Erreichungen, wie die orthographische „Einheit“, können unter Umständen allzu teuer erkauft werden.



Friede · Von Thomas Wilhelm Reimer

Wenn ich dich jemals finden sollte,
Du kämst freiwillig zu mir her.
Wenn ich dich ruhlos suchen wollte,
Ich fänd' dich nun und nimmermehr.
Ach, wollt' ich nur nach dir
Mich nicht verzehrend bangen,
Und mildern mein Verlangen,
So wärst du bald bei mir!





Elisabeth Diakonoff

Das Tagebuch einer russischen Studentin

(Fortsetzung)



Sonnabend, 16. November. Und wieder warte ich auf einen Brief ... ich werde umsonst warten! Doch nein; er hat ja dem Stubenmädchen gesagt, daß er mir einen anderen Tag bestimmen wird.

Heute nach Schluß der Vorlesung trat Berthier wie gewöhnlich mit mir in den Korridor. Der gute Junge folgt mir wie mein Schatten.

Ein hoher, schlanker, brünetter Herr trat auf uns zu.

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen Kommilitonen Danet vorstelle.“ Der Herr verneigte sich. „Übrigens ist er weniger Student als Künstler.“

„Sage nur gerade heraus Dilettant — sonst glauben Sie am Ende, daß ich wirklich Künstler bin“, warf Danet rasch ein.

„Zeichnen Sie viel?“ fragte ich.

„Ja. Jedenfalls interessiert es mich viel mehr als die ganze Juristerei. Übrigens habe ich gerade jetzt besonders viel Arbeit. Ich mache mit einem anderen Künstler einen Entwurf für eine Loge zum Internenball vom Hospital Brock.“

Ich horchte auf. „Ein Ball der Internen?“

„Ja, das ist sehr interessant. Die Internen des Hospitals Brock geben einen Ball im Saale Bullier. Die Kollegenschaft einiger anderen Hospitäler richtet sich dazu eigene Logen ein und veranstaltet Umzüge. Wir haben für den unsrigen den Stoff aus Titus Livius genommen. Ein reicher Pompejaner veranstaltet ein Fest zur Freilassung seines Lieblingssklaven. Nach der Feier begibt er sich in den Tempel Jupiters und kehrt dann in Begleitung seiner Freunde nach Hause. So zeichnen wir denn Pompeji am Fuße des Vesuv — unsere Loge wird also ganz römisch sein; und alle sollen antike Kostüme tragen.“

„O, das muß sehr interessant sein!“ rief ich aus.

„Ja, es wird sehr lustig sein“, sagte Danet lächelnd.

Auf diesem Ball wird er sein, und ich werde ihn sehen können ... „Könnte ich nicht vielleicht den Ball besuchen?“ fragte ich schüchtern.

Danet lachte, und Berthiers Kindergesicht entstellte sich vor Entsetzen.

„Ach nein, das geht nicht — — dieser Ball ist sehr, sehr ausgelassen. Es tut mir leid, Ihnen absagen zu müssen, aber es geht wirklich nicht. Auf Wiedersehen! Ich muß ins Hospital. Wir haben viel Arbeit.“

Er drückte uns die Hand und verschwand.

„Hoffentlich fragten Sie Danet nicht im Ernste nach dem Internenball? Sie können unmöglich hingehen“, sagte Berthier und sah mir erregt in die Augen.

„Nein, nein — natürlich nicht!“ lachte ich. „Und Sie, werden Sie denn hingehen?“

Berthiers Kindergesicht sah ganz erschrocken aus: „Ich, wie soll das möglich sein? Meine Eltern werden mich nicht lassen. Danet lebt ja selbständig; er hat keinen Vater, er ist sehr reich und tut, was er will. Ich kann es nicht, meine Eltern sind sehr streng.“

Ich beruhigte den armen Jungen. Es war aber bei mir schon beschlossene Sache, daß ich auf diesen Ball gehen werde. Da ich i h n sonst nirgends sehen kann, so werde ich doch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen.

18. N o v e m b e r. Heute bin ich erst spät aufgestanden; ich war gestern abend bei Clarence. Sie hatte mir am Morgen eine Einladung geschickt. Als ich hinunterkam, war der kleine Salon bereits voll. Ein Pianist, ein Violinspieler und Cellist — ganz junge Leute — spielten ein Trio. Ich schlich leise an ihnen vorbei und setzte mich zu Clarence.

Es waren einige neue Gesichter hinzugekommen. Außer der „sentimentalen“ Romanschreiberin waren noch zwei andere Damen anwesend: eine junge hübsche Brünette in leuchtendrotem Kleide — die andere eine Blondine, hoch gewachsen, schlank, mit sehr üppigem Haarwuchs und untermalten Augen. Ihr Alter konnte ich nicht bestimmen. Ich gewöhne mich allmählich daran, daß hier in Paris die Anwendung kosmetischer Mittel keineswegs die Frau zweifelhaften Rufes kennzeichnet — es ist hier ganz allgemein Sitte. In der ersten Zeit hielt ich in meiner provinzialen Naivität eine jede geschminkte Dame für eine Halbweltlerin.

Die jungen Leute spielten ausgezeichnet, wirklich künstlerisch! Henry, lebhaft wie Quecksilber, konnte nicht ruhig sitzen: er schien mit Ungeduld das Ende des Konzerts zu erwarten, um seine Talente zu zeigen. Clarence erzählte mir ganz leise, um das Spiel nicht zu stören, allerlei über ihn.

„Sie werden von ihm allerhand Anekdoten hören — vielleicht auch sehr schlimme; in Wirklichkeit führt er aber ein sehr eingezogenes Leben. Er arbeitet viel; er ist sehr arm und kommt monatlich mit fünfundfünfzig Franken aus, die er als Stipendium von der Stadt Toulouse erhält. Er muß sich selbst sein Essen kochen, aber dabei ist er immer fröhlich, immer in guter Stimmung; er klagt nie. Sie finden hier überhaupt keine schlechten Menschen.“

Henry war plötzlich neben uns und gestand mir seine Liebe.

Clarence konnte sich kaum ein lautes Auflachen verhalten; da setzte das Spiel aus, und von allen Seiten wurde Beifall geklatscht.

Ich wurde wieder den neuen Gästen vorgestellt. Henry setzte sich ans Klavier und begann zu spielen.

„Nun, meine Herrschaften," rief Clarence, „wollen wir unser Heimatlied singen. — Madame Carvolli ans Pianino! Henry — hierher, Derissé, singen Sie? Nein? Nun, fangen wir an ... Henry, Sie stimmen an."

Das Gesicht des Künstlers wurde plötzlich ernst, er setzte mit einem herrlichen Bariton ein. Die Töne dieses sorglosen, frohen Liedes schienen die Wände des kleinen Salons weit auseinanderzurücken und trugen alle Anwesenden weit unter den südlichen Himmel, in jenes glückliche Land der Sonne.

Ah, Toulouse! ertönte es stolz und groß, und eine Welle sorgloser Freude durchströmte das Zimmer und erfaßte alle. — Mein Herz stand still ... ich weiß nicht warum. Unwillkürlich fielen mir die melancholischen Lieder meiner Heimat ein.

Als Henry erhitzt, ermüdet vom Klavier wegging, war es noch lange im Zimmer still — als ob sie diese letzten Töne noch lange auskosten und den zauberischen Bann nicht brechen wollten.

„Wie köstlich muß das Leben in Ihrem Süden sein!" rief ich aus, fast neidisch über diese Genußfähigkeit.

„O, das Leben ist herrlich bei uns! Die Sonne scheint, wir sind ewig fröhlich. Poesie, Kunst, Frauen, Liebe — gibt es etwas Schöneres als das Leben?" sagte Henry und warf sich vor mir auf die Knie: „Lieben Sie mich doch; warum denn nicht?" Und dabei drehte er sich wie ein Kreisel auf dem Boden, zur großen Erheiterung der Anwesenden.

Ich hatte nicht bemerkt, wie die hohe Blondine mit den untermalten Augen ans Pianino trat. Jetzt schlug der Begleiter die ersten Akkorde an:

„Les beaux jours vont enfin renaître.
Le voici Avril embaumé!
Un frisson d'amour me pénêtre!
Viens! mon bien-aimé!

Diese Worte tönten durchs Zimmer und verhallten dann sehnsüchtig, zart, lockend.

Und dieser musikalische Aufruf veranlaßte alle zu schweigen; auch Henry schwieg und kauerte still zu meinen Füßen.

Ich erbebte innerlich und trank gierig jeden Laut, jedes Wort in mich hinein.

Ils ont fui, les longs soirs moroses,
Déjà le jardin parfumé
Se remplit d'oiseaux et de roses.
Viens! mon bien-aimé!

Und ich kann es ihm nicht sagen. Niemals ... Mein ganzes Herz ruft ihn; möchte es ihm sagen ... nein, es ist unmöglich.

Die weichen Töne drangen in meine Seele — es war wie ein heftiger Schmerz, den ich empfand — ich hörte und hörte, zitterte am ganzen Körper und suchte das Schluchzen zurückzudrängen, ruhig zu sitzen, damit niemand etwas bemerkte ...

Soleil, de ta brillante ivresse
J'ai senti mon cœur enflammé.
Plus envirante est ta caresse —
Viens! mon bien-aimé!

Tout se tait; de millions d'étoiles
Le ciel profond est parsemé,
Quand sur nous la nuit met ses voiles —
Viens! mon bien-aimé!

Zum letztenmal ertönte jener Ruf an die Liebe. Ich trat rasch in den Korridor hinaus und öffnete die Empfangstür ... Die Tränen hätten mich erstickt. Die Nachtluft erfrischte und belebte mich.

Hinter mir rauschte ein Seidenkleid, ich kehrte mich um: in der Dunkelheit leuchtete das rote Kleid der Brünette.

„Ich bin Ihrem Beispiel gefolgt — im Salon ist es zu heiß."

Ich rückte beiseite, um ihr in der geöffneten Tür Platz zu geben, beruhigt, daß mein Beschwinden nicht anders ausgelegt wurde.

Die schöne Dame fuhr fort: „Sind Sie öfter hier? Ich bin es heute zum erstenmal. Sind Sie häufig bei Clarence?"

„Ich bin hier zum zweitenmal. Meine Wirtin hat mich eingeführt. Ich wohne zwei Treppen hoch."

„Sie sind Studentin? Ich habe auch vor kurzem l'École des hautes Études absolviert."

„Womit haben Sie sich beschäftigt?"

„Mit lateinischer Epigraphik. Meine These ist auf Fakultätskosten gedruckt worden; die Professoren haben sie sehr günstig beurteilt", sagte sie in bescheidenem Tone.

Das interessierte mich. Sie sprach für eine Ausländerin zu gut Französisch, konnte aber doch keine Französin sein: hier werden die Frauen sich nie mit Archäologie beschäftigen. Ich fragte, von wo sie stamme.

„Ich bin Rumänin, mein Mann ist auch Rumäne, meine Familie heißt Waskaresko. Er arbeitet hier im psychometrischen Laboratorium. Der ganze Tag ist besetzt. Ich langweilte mich schrecklich zu Hause und trat in die École des hautes Études ein. Drei Jahre bin ich auf diese Weise beschäftigt gewesen."

Ich sah mit Interesse auf diese schöne Dame, die sich mit lateinischer Epigraphik beschäftigte und eine These schrieb — aus Langweile.

Früher vertrieb man sich die Zeit mit allerhand Kleinigkeiten — jetzt, in der Zeit des Fortschrittes, ist sogar die Wissenschaft dafür gut genug.

Es wurde kalt, wir schlossen die Tür und kehrten in den Salon zurück. Die Rumänin sah auf die Uhr und veranlaßte ihren Mann, der gemütlich im Sessel lag, aufzustehen. Er war groß gewachsen; sein glattrasiertes Gesicht gab ihm das Ansehen eines Schauspielers. Er saß unbeweglich, dachte über irgend etwas nach und nahm am Gespräch gar nicht teil. Beide, Mann und Frau, harmonierten in ihrem korrekten Wesen absolut nicht mit der übrigen Gesellschaft. Man sah es ihnen an, daß sie zufällig Gäste waren. Clarence suchte sie zurückzuhalten; sie

blieben dabei, weggehen zu wollen, und verabschiedeten sich. Auch die Spieler standen auf, da sie noch nach Montmartre fahren mußten.

Nachdem sie weggegangen waren, wurde die Unterhaltung noch lebhafter.

Henry war ganz ausgelassen: er sprang, machte eine Ballerine nach, Sänger, Sängerinnen — komponierte komische Szenen, erzählte gewagte Anekdoten.

„Henry, la cuvette! stellen Sie die cuvette vor!“ schrie Clarence.

Was könnte das sein? dachte ich und lächelte mit, als ich sah, daß alle lachten. Wahrscheinlich war es etwas Besonderes, denn alle, Clarence voran, begannen ihn zu bestürmen.

Henry ging hinter den Vorhang. Alle verstummten und kicherten nur leise. Clarence platzte von Zeit zu Zeit aus und stopfte sich mit ihrem Taschentuch den Mund.

Es ertönte ein Wassergeplätscher — das gelang Henry ausgezeichnet, dann ein Gestöhn, als ob man in sehr kaltes Wasser steigt — schrecklich und doch angenehm; dann erfolgten Küsse, ein Spritzen, dann wieder ein Geplätscher.

Alle stöhnten vor Lachen.

Ich verstand nichts davon. Mir schien, als handelte es sich um die Frau, die ihren Mann beredet, eine kalte Dusche zu nehmen; er fürchtet sich, sie schlägt auf seinen Rücken, küßt ihn ... Das war natürlich komisch, aber komischer noch wirkte die ungestüme Heiterkeit.

Ich versuchte Clarence danach zu fragen, — als sie mein Gesicht sah, schrie sie auf:

„Sehen Sie, sie versteht es nicht! Ach, ach, ach!“

„Ha, ha, ha, ha!“

Alle wälzten sich vor Lachen. Dérissé lag auf dem Teppich und stöhnte. Ich trocknete mir die Tränen vor Lachen, verstand nichts und fragte auch nicht mehr ... Die Freude berauschte mich, mein Kopf schwindelte mir.

Ich hörte Henry Liebenswürdigkeiten flüstern ... fühlte, wie er meine Hand ergriff und sie unter allgemeiner Heiterkeit küßte.

Dann verabschiedeten die Gäste sich; ich ging die Treppe hinauf, legte mich zu Bett und schlief wie eine Tote einen traumlosen Schlaf.

21. November. Heute ist Empfangstag im Krankenhaus Brock. Ich habe Angèle und Frau Delavigne lange nicht gesehen.

Als ich hinkam, saßen schon fast an allen Krankenbetten Gäste; Frau Delavigne war umringt von jungen Leuten. Angèle war nicht da: wahrscheinlich empfing sie Besuch im kleinen Pavillon. Frau Delavigne stellte mich vor: das schöne junge Ehepaar waren Herr und Frau Tellier, der große, schlanke brünette Herr ihr gemeinsamer Bekannter, Interne des Hospitals Saint-Antoine, ein Herr Rullière.

Frau Pellier fing sofort eine Unterhaltung mit mir an, fragte mich, wo ich lerne. Frau Delavigne setzte ihr Gespräch mit Rullière fort.

„Er war mit Lencelet, Sie wissen doch, diesem Jesuiten“, hörte ich plötzlich.

Wie dürfen sie ihn einen Jesuiten nennen? Wofür, warum? Und Frau Delavigne, die keinem Menschen etwas zuleide tut, sagte das von ihm. Ich mußte

mich überwinden, um Frau Pellier auf ihre Fragen zu antworten. Rullière, fröhlich und lebhaft, erzählte Frau Delavigne vom Krankenhaus Saint-Antoine; Herr Pellier hörte passiv und schweigend zu und sah nur von Zeit zu Zeit auf seine reizende kleine Frau. Dieser wurde allmählich das Gespräch über die juridische Fakultät langweilig.

Auch ich sah mit Ungeduld nach der Uhr und wünschte, die andern möchten weggehen; ich mußte Frau Delavigne fragen, warum sie ihn einen Jesuiten genannt hatte. Der Zeiger ging auf drei. Dann war der Empfang zu Ende. Schon überlegte ich, was ich tun sollte, wenn wir alle zusammen weg müßten, als zum Glück Rullière seine Freunde zum Aufbruch trieb. Sie gingen zusammen weg.

Ich blieb allein mit Frau Delavigne. Als es drei schlug, verabschiedete ich mich. Sie begleitete mich durch den dunklen Korridor, und ich fragte sie wie beiläufig: „Warum nannten Sie vorhin Lencelet einen Jesuiten? Sie wissen, ich war seine Patientin; ich habe Angst — gibt es denn wirklich noch geheime, verkleidete Jesuiten?“

Frau Delavigne, die früher Köchin gewesen ist, konnte kaum wissen, daß eine solche Frage im Munde einer Studentin der Pariser Universität kaum möglich ist. Und doch errötete ich dabei; gut, daß mich die Dunkelheit verbarg.

Sie aber antwortete ganz ernsthaft: „Sie haben gar nichts zu fürchten. Einen Jesuiten nennt man bei uns einen falschen, unwahren Menschen. Solch einer ist er. Niemand achtet ihn ... Er hat mir viel Böses getan als Interner im Hospital Brock.“

Mein Blut strömte zum Herzen. Er hat Böses getan ... niemand achtet ihn ... unwahrer Mensch! Ja, ja; er hat mir ja auch eine Stunde genannt und ist dann weggegangen; er hat mir versprochen zu schreiben und denkt auch nicht daran: er lügt mir vor, wie auch anderen.

Und ich fragte möglichst ruhig: „Warum hat er Sie verfolgt? Wie häßlich ist das von seiner Seite ... Sie sind so gut.“

„Ach, das war so eine Geschichte. Als er Interner im Hospital Brock war, war er in eine Kranke verliebt. Nun ist bei uns die Anordnung, daß die Kranken nur in Begleitung der Schwester ins Laboratorium zu den Ärzten gehen. Ich sehe sehr streng darauf ... Diese Ordnung gefiel ihm durchaus nicht. Immer hatte er etwas auszusetzen, war mit den Salben nicht zufrieden — nur um mich fortschicken zu können.“

So liebte er eine Kranke — wen? Wer ist sie? Ich ließ rasch den Schleier fallen. Wir waren schon an der Ausgangstür ... und nachdem ich mich von Frau Delavigne verabschiedet hatte, ging ich nach Hause. Er liebte eine Kranke ... Ich fühle dieser fremden Frau gegenüber keine Eifersucht. Er hat sie geliebt, wohl noch viele andere, ohne sie heiraten zu wollen. Warum aber kann er mich nicht lieben?! Bin ich schlechter, niedriger als er? Nein — jene schöne Frau — kann sie sich mit mir messen? Ich weiß es nicht. Aber ich bin seiner Liebe nicht weniger wert.

Und Verzweiflung erstickte alle Gedanken in mir ... Mein Herz blutete bei dem Gedanken, daß er ein Heuchler sei und anderen Böses tue. Es war wie eine

Hölle in mir. Ich weiß nicht, wie ich nach Hause gekommen bin. Und nach allem, was ich heute erfahren, wie soll ich da weiterleben?

Ja, der Mensch ist unglaublich lebensfähig — was kann er nicht alles ertragen!

22. November. Wenn er anderen Böses getan hat, was besagt das? Er ist nicht besser als alle anderen. Ein Künstler hat einst eine Statue geschaffen und verliebte sich in sie. So liebe auch ich das Werk meiner Phantasie, an dem ich gearbeitet habe wie ein Künstler mit Begeisterung, mit Hingebung.

Die brutale Wirklichkeit mußte dieses Bild zerstören. Mir fiel ein Ausspruch ein: „Wir lieben die Menschen, ja auch die Dinge, um der Eigenschaften willen, die wir ihnen verleihen."

Ein tiefes Weh erfaßt meine Seele, am liebsten möchte ich sterben ...

Es ist zu Ende mit mir: eine unsichtbare Kette fesselt mich an jenen Menschen. Und jetzt, wer er auch sei, ich habe nicht mehr die Kraft, ihn nicht zu lieben.

26. November. Ich bin heute vier Stunden herumgelaufen, um die Adresse von Fräulein Leontine ausfindig zu machen, deren Arbeit Frau Muratow so gefallen hat, daß sie dort ihr Kleid abgeben möchte. Und als ich dann ganz ermüdet noch zu Clarence herüberschlüpfte, war niemand mehr da. Alle Gäste waren auseinandergegangen, und sie öffnete mir in langem Capot mit offenem Kragen, eine Feder in der Hand, die Tür.

„Ach, Sie sind es! Und ich hatte mich schon an die Arbeit gesetzt. Aber es macht nichts. Treten Sie nur ein!" suchte sie mich zu beruhigen.

„Kommen Sie in mein Schlafzimmer. Das wird weniger zeremoniell sein als im Gastzimmer. Und dann ist es dort auch wärmer. Ich heize da Tag und Nacht", sagte sie freundlich und schlang ihren Arm um meine Taille.

Wir traten ins Schlafzimmer ein: es war ein großes, gemütliches Zimmer, dessen Wände mit Zeichnungen, Skizzen, Affichen behängt waren. An der Wand gegenüber dem Kamin stand ein Diwan. Ich setzte mich hin, müde, apathisch, während Clarence in der Küche Tee kochte.

Ich hatte mich die Tage über so gequält; um so wohltuender empfand ich es, in diesem gemütlichen Zimmer ganz still sitzen zu können ...

Clarence trat ins Schlafzimmer mit einer Teekanne und Tassen; sie schob zwei Stühle und einen kleinen Tisch an den Kamin, vor dem ein großes Bärenfell lag. „Kommen Sie hierher; wir wollen Tee trinken!" rief sie mir zu.

Ich setzte mich zu ihren Füßen auf das weiche Fell. Eine angenehme Wärme verbreitete sich über den ganzen Körper. Ich hätte nie von hier weggehen wollen.

„Ich bin sehr froh, eine unabhängige Frau ohne Vorurteile kennen zu lernen. Das ist solch eine Seltenheit bei uns in Frankreich. Die Russinnen sind so energisch; sie arbeiten, reisen bis hierher. Sie haben wohl bemerkt, daß bei mir ausschließlich Männer verkehren? Unsere Frauen sind so bürgerlich, kirchlich — ach, entsetzlich!"

„Ja, vielleicht sind wir durchschnittlich geistig mehr entwickelt, und doch haben auch die Französinnen Verdienste, die wir nicht haben", sagte ich aufrichtig, damit Clarence uns nicht zu sehr idealisiert.

„Nein, nein, unsere Frauen sind unmöglich, ganz durchtränkt von ‚bürgerlicher Moral'. Sind sie einmal verheiratet, so können sie zehn Liebhaber auf ein-

mal haben! Ich hasse sie deswegen und kenne keine einzige sogenannte ,comme il faut'-Dame."

Sie sah mich an — der Unwille auf ihrem Gesichte schwand, ein Lächeln flog über ihre Züge.

„Wenn ich Sie ansehe — wie sind Sie rein! Sie sind rein — wie ein Kind ... Wie alt sind Sie?"

„Sechsundzwanzig."

„Wie merkwürdig! Sie sehen wie eine Achtzehnjährige aus."

„Ja, Sie selbst sehen ja auch bestimmt jünger aus, als Sie sind. Wie alt sind Sie?" fragte ich.

„Neunundzwanzig. Doch liebe ich nicht, davon zu sprechen", sagte sie aufrichtig.

Ich bat um Entschuldigung.

„Nein, nein — das macht nichts. Zwischen uns liegen nur drei Jahre, und doch sind Sie wie ein Kind. Sagen Sie — Sie sind wohl gar noch Jungfrau?"

Ich starrte sie mit weit geöffneten Augen an. Ich war so verblüfft über diese Frage, daß ich nicht einmal darüber nachdachte, wie beleidigend sie war.

Clarence lachte hell auf. Sie liebt überhaupt zu lachen; sie lacht laut und zittert dann am ganzen Körper wie ein Schilfhalm im Winde.

„Ha, ha, ha! ... verzeihen Sie, meine Liebe! In Ihrem Alter, nun, ich könnte es nicht." — Und sie lachte wieder auf, schaukelte auf dem Stuhl und konnte kein Ende finden.

Ich sah sie erstaunt an.

„Verzeihen Sie — Sie glauben vielleicht, daß ich über Sie lache: seien Sie ja nicht beleidigt, um Gottes willen nicht. Ich lache nur deswegen, weil es komisch ist. Wie kann man so leben! Haben Sie noch nie geliebt?"

„Nein", sagte ich, senkte den Kopf und versuchte möglichst ruhig und einfach zu sprechen.

„Es kann nicht sein! Unmöglich!" rief Clarence.

„Ich sage Ihnen die Wahrheit", log ich.

Es schien mir, als würde ich mein Geheimnis herabziehen, wenn ich es mitteilte — und diese Liebe ist mein Heiligstes, das Beste, das Teuerste meiner Seele.

Clarence schüttelte den Kopf. „Merkwürdig. — Jedenfalls kann man so nicht leben. Wir bestehen alle aus Seele und Leib — aber Sie ..." und dabei lachte sie wieder hell auf.

Ich errötete. Zum erstenmal im Leben hörte ich so offen sprechen; aber diese Einfachheit, Natürlichkeit sprach für Clarence.

„Dann treten Sie wahrscheinlich für die ,Moral', das Gute ein und gehen dabei an diesen Prinzipien zugrunde."

„Erlauben Sie ..."

„Sehen Sie, meiner Ansicht nach sind die Gespräche der Leute über das ,Gute' sehr sinnlos. Die Jungfräulichkeit ist nichts Gutes, eher ein ganz widernatürliches Verbrechen. Wie sind wir geschaffen worden? Warum sollen wir das atrophieren, was uns die Natur verliehen hat? Wir müssen ihren Gesetzen ent-

sprechend leben. Es ist ein großes Unrecht, daß mit der Jungfräulichkeit, der Enthaltsamkeit gleichsam ein Kultus getrieben wird. Deswegen hasse ich die Bürgermoral. Sie ist auf ganz falschen Prinzipien aufgebaut worden. Eben auf dieser Art von Gutem. Darin liegt nicht das Gute, sondern a l l e i n in unseren Beziehungen zu Menschen."

Ich fühlte instinktiv eine gewisse Wahrheit in ihren Worten und schwieg ... Sie interessierte mich. Plötzlich fragte ich:

„Sind Sie noch Jungfrau?"

Clarence fiel fast vom Stuhl vor Lachen.

„Diese Frage ... Ach, was sind Sie für ein Kind, was für ein Kind! Ich liebe, wie ich will, lebe in freier Liebe — und werde nie heiraten."

„Warum leben Sie dann nicht offen vor allen Menschen?" fragte ich.

„Deswegen, weil nicht alle an meinem intimen Leben Anteil haben sollen. Die Gesellschaft ist voll von bürgerlichen Vorurteilen. Sie wird mich ja mit Steinen bewerfen ... Und sehen Sie, ich armer Krüppel stehe ganz allein im Leben. Ich kann mich gegen die Welt nicht verteidigen, deswegen bin ich für alle — Fräulein, Mademoiselle, wahre alle Regeln des Anstandes — äußerlich. In der Stille lebe ich so, wie ich will. Es geht keinen an ... Ich empfange so viel Menschen. Niemand von ihnen weiß, mit wem ich lebe. Ohne Liebe zu leben — ist unmöglich! Es ist meine einzige Freude in diesem trüben Dasein."

Clarences Gesicht wurde plötzlich ernst und traurig. Ihre schönen dunklen Augen sahen in die Ferne, als durchlebten sie eine lange Vergangenheit.

„Wenn Sie wüßten, was für eine Jugend ich durchgemacht habe! Ich habe keine Kindheit gehabt." Und ihre magere kleine Gestalt fuhr bei diesen Erinnerungen zusammen.

Auch mir fiel dabei ein, wieviel ich hatte ertragen müssen, und ich ergriff ihre Hand.

„Ich bin runde Waise. Mein Vater starb, als ich zwei Jahre alt war, meine Mutter, als ich mein zehntes Jahr erreicht hatte. Ich wurde mit meiner Schwester zusammen bei unserem Vormund erzogen ... Und was für ein Leben führte ich bei ihm — was für ein Leben! Er war Offizier und alt; als ich fünfzehn Jahre alt war, verfolgte seine Frau mich mit Eifersucht; sechs Jahre sprach sie mit mir kein Wort. — Ich verließ sein Haus, ein halbes Jahr bevor ich mündig wurde. Er gab dazu seine Einwilligung, da er seinen Abschied einreichte und sich aufs Land zurückzog. Und ich, wie ein junges Füllen, dem die Freiheit gegeben ist, eilte nach Paris."

Clarence schwieg einen Augenblick und schob die Kohlen im Kamin zusammen. Dann fuhr sie fort:

„O diese glückliche Zeit! Wie schön war es, zu leben — ich amüsierte mich, lebte ..."

„Und dann trafen Sie einen, den Sie liebten?"

„Ach nein, später. Die ersten beiden liebte ich nicht, vielleicht nur aus Neugier. Doch das waren nur ganz vorübergehende Verbindungen. Ich war vierundzwanzig Jahre alt, als ich ihn traf; er war fünfundzwanzig ... Ach, was ist es für

ein Glück, eine verwandte Seele zu treffen ... was für ein Glück, einen Menschen zu treffen, der einen versteht!

Wir trafen uns in einem Hause bei Bekannten, und ein ganzes Jahr über schrieben wir uns täglich. Dann kam er eines schönen Tages zu mir ... Es war eine herrliche Zeit. Wir sahen uns häufig, häufig ... Er kam am Abend zu mir, blieb bis vier Uhr ..."

„Warum haben Sie ihn nicht geheiratet?"

„Heiraten? Nein, niemals! Heiraten muß man nur dann, wenn man Kinder haben will. Ich will keine haben. Und dann vergöttere ich die Freiheit. Ein Gatte — wie soll ich mir das vorstellen, auf Kosten eines anderen zu leben? Ich bin daran gewöhnt, unabhängig zu leben. Ich habe ein kleines Kapital gehabt — das habe ich verlebt; jetzt — da die schöne Literatur mir nichts einbringt, habe ich ein Handwerk erwählt und schreibe Feuilleton-Romane ... Von einem Mann pekuniär abzuhängen — nein, niemals!"

„Und niemand wußte um Ihre Beziehungen?"

„Bei mir verkehren sehr viele Menschen, und das Haus hat viele Bewohner."

„Wo ist er jetzt?" fragte ich.

„Jetzt ist er schon den neunten Monat in Madagaskar ... Er verdiente sehr wenig in Paris; er war hier bei der Bank; um seine Lage zu verbessern, ist er in die Kolonien gereist. Was war das für ein Kummer für mich! Zwei Monate empfing ich niemand." —

Ich wußte nicht, was ich von dieser Frau denken sollte. Vom Standpunkt der bürgerlichen Moral saß eine Verworfene vor mir; vom rein menschlichen Standpunkt aus lag hier ganz erschütternde Wahrhaftigkeit vor.

„Warum wollen Sie denn keine Kinder haben?" fragte ich hartnäckig.

„Deswegen, weil es eine zu große Verantwortung ist. Kinder müssen gut erzogen werden. Warum ist unsere Gesellschaft so schlecht? Nur weil die Erziehung von Männern und Frauen schlecht, sehr schlecht ist. Und die meisten Eltern denken nicht daran. Die Kinder erscheinen auf der Welt wie zufällige Folgen unserer Begierden. Denken Sie! Es erscheint ein denkendes, fühlendes Wesen. Diese Verantwortung! Niemand bedenkt das. Bedenken Sie, was wäre ich für eine Mutter? Ein unglücklicher Krüppel. In der Kindheit hatte ich eine schreckliche Krankheit ... ich blieb am Leben, aber die Füße blieben in der Folge schwach. Auch bin ich etwas hysterisch! Was wäre das für eine Nachkommenschaft!"

Mir fiel eine Bekannte ein, eine hysterische Dame, die im Verlauf von sieben Jahren der Ehe sechs schwache kranke Kinder in die Welt setzte; zwei von ihnen starben; der Mann, aus Verzweiflung über die ewigen Geburten, Kinderwindeln, Krankheiten, fing an zu trinken. Dann fiel mir meine Mutter ein, diese schreckliche Frau, der wir alle fünf Kinder — auch zufällige Folgen — das ganze Leben eine schwere Last waren, die sie nicht abwerfen konnte, weil sonst Sibirien und Zwangsarbeit drohten.

Und ich ergriff Clarences Hand mit Tränen in den Augen.

„Sie sind ein guter, ehrlicher Mensch; ich liebe Sie."

Clarence nahm meine Hand, drückte sie und seufzte tief auf.

„Ja, das Leben muß mit viel Überlegung gelebt werden — es ist zu schwer. Wir müssen für die Fehler unserer Vorfahren büßen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Wir leben — sündigen; ist es nicht so?“ fragte Clarence.

„Nun, ja.“

„Nun, um für diese Sünden zu büßen, geht die Seele nach unserem Tode in den Körper eines anderen Menschen, um mit dem neuen Leben das frühere auszugleichen.“

Und als sie bemerkte, daß ich sie nicht verstand, fügte sie hinzu:

„Ich beschäftige mich mit Okkultismus und Magie.“

„Was ist denn das?“ fragte ich erstaunt.

„Ja, sehen Sie, der Mensch setzt sich aus drei Anfängen zusammen: dem physischen Körper, dem Astralkörper und der Seele. Von jedem Menschen geht ein Strom aus, ein Fluidum, mit dessen Hilfe er die anderen Menschen beeinflußt: gut oder böse, je nach dem, was von ihm ausgeht.“

Mein Erstaunen hatte keine Grenzen. Ich hatte das Gefühl, als ob man mir die Tür öffnete in ein geheimnisvolles dunkles Zimmer und mich veranlaßte, hineinzusehen ... und ich sah nichts. So erschien mir auch diese kurze, dunkle Erklärung.

„Unsere Seele ist unsterblich. Ich — fürchte den Tod nicht. Ich bin überzeugt, daß ich in diese Welt wieder als Säugling zurückkehren und von neuem leben werde.“

„Und Sie werden keine Erinnerung an Ihr früheres Leben haben?“

„Nein.“

„Was ist denn das für eine ‚Unsterblichkeit der Seele‘, wenn von unserem ‚Ich‘ mit seinen Gedanken, Gefühlen nichts nachbleibt?“ dachte ich über diese eigentümliche „Unsterblichkeitstheorie“!

„Die Seele ändert ihren Inhalt. Wenn sie durch verschiedene Wesen hindurchgegangen ist, vervollkommnet sie sich. Das erklärt die anscheinende Ungerechtigkeit Gottes. Warum sind einige Menschen von Kind auf Idioten, Krüppel? Sie haben ja selbst noch nichts Böses getan. Mit dieser Theorie wird das erklärt: die Seele hat in ihrem früheren Dasein viel Böses getan und muß jetzt für ihre Sünden büßen. Ich bin z. B. ein Krüppel, somit habe ich früher viel Böses getan und muß mich jetzt sittlich vervollkommnen.“

Diese Phantasie scheint unerschöpflich zu sein in völlig haltlosen Vorstellungen, dachte ich, sprach es aber nicht aus.

„Jeden Menschen begleitet ein Geist, ein Führer. Ich habe einen Führer aus dem achtzehnten Jahrhundert. Ich sehe ihn. Ich bin ja hellsichtig. Ich sehe auch meine Mutter: eben sitzt sie neben mir auf dem Sofa.“

Ich sah mich instinktiv um — niemand saß da. Was ist mit ihr? dachte ich mit Besorgnis.

Clarence saß ganz ruhig da und schien auch nicht zu befürchten, daß man an ihren geistigen Fähigkeiten zweifeln könnte. Sie schien tief überzeugt zu sein von dem, was sie sagte.

Ich zuckte mit den Schultern. Der Aberglaube in Paris scheint sich im zwanzigsten Jahrhundert dem sonstigen Fortschritt entsprechend zu entwickeln. Was soll man dagegen anführen?

„Bitte, erklären Sie mir, wie beschäftigt man sich mit Magie, und was für Bücher gibt es da?"

„Fragen Sie mich, bitte, nicht danach", sagte Clarence plötzlich erregt. „Ich kann Ihnen darüber nichts sagen. Bücher zu lesen, lohnt sich nicht. Man lernt es in der Praxis; mir hat es eine Frau Scherburg angezeigt. Sie sagte mir, wenn ich es jemand mitteilen werde, so sterben Sie und ich ... Ich schwatze überhaupt viel zu viel. Ich werde Ihnen nur eins sagen: man muß lernen seinen Willen zu richten, deswegen ist Fasten, Gebete, ein sehr moralisches Leben erforderlich ..., nicht in physischem Sinn, sondern in geistigem. Im Verkehr mit anderen Menschen muß man gut sein, nachsichtig, ihnen nichts Böses zufügen. Deswegen beschäftige ich mich mit der weißen, nicht mit der schwarzen Magie."

Es schien, als durchlebte ich in Wirklichkeit irgendein Märchen.

Das Feuer brannte im Kamin zu Ende; die schwarze Katze rieb sich an den Füßen dieser merkwürdigen Frau in Schwarz, die selbst mit ihrem blassen, belebten Gesicht und den dunklen Augen wie ein phantastisches Gebilde wirkte.

28. November. Ich traf Danet in der Vorlesung. Er kommt nicht jeden Tag. Als uns Berthier einen Augenblick allein ließ, fragte ich, wie die Arbeit für den Ball gehe.

„Ausgezeichnet. Gestern war es besonders lustig: wir waren bei den Internen zum Frühstück eingeladen mit elf Damen."

Auch er ist Interner im Hospital Brock gewesen. Ich preßte vor Erregung die Finger zusammen und ging lächelnd neben Danet her.

„So amüsieren Sie sich also!"

„Nun, wir weniger, aber die Internen. Die führen ein tolles Leben. Alles lockt sie auch dazu. Eine glänzende Karriere liegt vor ihnen, das macht sie so lebensfroh. Übrigens nimmt das häufig sehr häßliche Formen an. Gestern zum Beispiel — ich liebe die Frauen, aber das ging mir denn doch zu weit — — Aber was ist Ihnen, sind Sie nicht wohl?"

„Nein, nein ... ich bin früh aufgestanden und habe noch nicht gefrühstückt. Mein Kopf schmerzt ..."

Ich machte eine übernatürliche Anstrengung, um nicht zu fallen. Es gelang mir. Danet warf mir in aller Freundschaft meine Unvorsichtigkeit vor und bat mich, doch rasch ins Restaurant zu gehen.

Der Gedanke, daß ich unbedingt auf den Ball wollte und nur Danet mir ein Billett geben konnte, gab mir Kraft.

„Hören Sie, ich möchte unbedingt auf den Ball, hören Sie? Einfach als Ausländerin; ich möchte das Interessanteste von Paris sehen."

Danet zuckte mitleidig die Schultern: „Von Herzen gern, aber ich kann da nichts tun."

Was soll ich tun? — Ich muß auf dem Ball sein ...

29. November. Berthier war bei mir. Seine hingebende Liebe rührt

mich tief. An den Tagen, wo ich in den Vorlesungen fehle, kommt er sich nach mir erkundigen. Jeden Auftrag erfüllt er gerne. Und dabei benimmt er sich wie ein guter Kamerad, so daß in der Universität niemand etwas bemerkt. Nie höre ich ein Wort des Vorwurfs, der Eifersucht von ihm. Er beträgt sich tadellos. Allmählich gewöhne ich mich an diese Liebe ... Ich bin so einsam, so unglücklich, und die Erkenntnis, daß mir ein Mensch so innig zugetan ist, hält mich aufrecht. Wir haben keine gemeinsamen geistigen Interessen, er ist zu jung; seine Seele ist durchsichtig wie ein Kristall, unberührt von der Gemeinheit der Welt.

Wie schön ist die Liebe! Eine wirklich aufrichtige, hingebende Liebe!

Als wir heute nach Hause kamen, setzten wir uns hin, um Tee zu trinken ... Ich zündete die Lampe nicht an. In der Dämmerung sah ich jedoch, wie seine schönen dunklen Augen auf mich gerichtet waren. Ich sah ihn an — und dann ergriffen mich plötzlich seine starken Arme, und seine heißen Lippen drückten sich an meine. Ich schloß die Augen.

„Liebe, Geliebte — lieben Sie mich, wenn auch nur wenig. Ich werde glücklich sein ... Mein ganzes Leben gehört Ihnen!“ flüsterte Berthier.

Diese Zärtlichkeit, nach der ich mich in der Kindheit so unendlich gesehnt hatte, umgab mich plötzlich so warm. Instinktiv drückte ich mich an ihn und schlang meine Arme um seinen Hals.

Dann löste ich mich aus seiner Umarmung und sagte: „Um Gottes willen — — was tun wir?“

„Ich liebe Sie!“

„Und ich kann Sie so ernst nicht lieben — ich habe Gründe ...“

„Ich bin Ihr Page. Chérubin, wissen Sie, wie in der Hochzeit des Figaro“, flüsterte Berthier.

„André, wir machen Dummheiten.“

„Ach, lassen Sie mich Sie lieben und erwidern Sie meine Liebe — wenn auch nur ein bißchen. Wir sind ja schon so lange Freunde!“ bestand André.

Und ich erlaubte ihm, Page zu sein.

(Fortsetzung folgt)



Die Eine spricht · Von Hermann Schieder

Nein, nimm das Schwert in deine Hand,
Sprich drüber leisen Waffenspruch,
Sei Schutz dem, der wie du verbannt,
An deinem Leide sei's genug.

Laß deine Rüstung und dein Pferd
Und steig zur Höhe stark und schlicht,
Und winke oben mit dem Schwert
Mir zu — sonst sehe ich dich nicht.





Vom Sein und von der Seele

Von Dr. Hugo Renner

Nichts kann dem Menschen paradoxer, ja unsinniger erscheinen, als wenn man an ihn die Frage stellt, ob er ist; sein Sein als solches ist ihm in keiner Weise problematisch, aus jedem Gefühl heraus, aus jeder Vorstellung, aus allem seinem Denken und Wollen hatte er es als seine festeste Überzeugung gewonnen, daß er ist, und daß jeder Zweifel an seinem Sein nur von einem leichtfertigen Kopf gehegt werden kann, und es ist ja auch bekannt, daß für Cartesius das Sein die feste Grundlage alles Wissens bildet.

Und in der Tat, daß das Sein ist, hört sich so selbstverständlich an, daß daran zu zweifeln müßiger Zeitvertreib wäre, aber die Frage ist auch nicht, ob das Sein ist, sondern ob ich ein Sein bin, oder was an mir das Seiende ist, und diese Frage dürfte sich schon schwerer beantworten lassen. L o t z e macht einmal die feine Bemerkung, daß wir bestrebt sind, die Peripherie unseres Ich immer weiter auszudehnen. Wenn wir mit einem Stab einen Gegenstand berühren, so glauben wir am Ende dieses Stabes den Sitz unserer Empfindungen zu haben, unsere Seele wohnt dann also auch im Stabe. Und wenn wir etwa bei heftigen Willensbewegungen unsere ganze Energie gegen ein bestimmtes Objekt richten, so glauben wir es förmlich zu fühlen, wie unsere Seele hinüberfließt und das Objekt zu umfassen scheint, wie wenn sie es ganz in sich aufsaugen möchte. So erstreckt denn in der Tat die Seele sich immer weiter über ihren Bezirk hinaus; in allem, was wir erfahren und lernen, was wir durch das Wollen unserer Seele bezwingen, haben wir diese selbst nur erweitert.

Und dennoch! Scheint es nicht, als ob etwas in uns wäre, was gleichsam alles dieses nur beherrscht, erwirbt, beeinflußt, was aber selbst doch noch etwas anderes ist als dieser Wirkungskreis, über den das Ich seine Energie ausfließen läßt? Und wenn auch alles dieses Peripherische der Seele angehört, so ist es doch scheinbar nur ihr Besitz, sie selbst aber ist das Zentrum alles dessen. Und wenn wir so den Begriff dessen, was wir als den letzten Kern unseres Ich bezeichnen müssen, festhalten wollen, so wird manches in Wegfall kommen, was der naive

Mensch ohne weiteres als sein Ich behaupten würde. Es wird sich nur als Besitz des Ich erweisen, wie die Kleidung, die der Mensch trägt, und die heute so, morgen so werden kann, ohne doch im wesentlichen irgend eine Veränderung im Kerne des Ich hervorzubringen. Es ist eben nur Peripherisches, was sich ändert, nur etwas, was das Ich hat, nicht was es ist. Aber was ist es denn nun?

Daß die Kleidung nur Peripherisches ist, das leuchtet ohne weiteres ein. Aber auch andere Dinge, wie die Haartracht und, wenn man es genau ausdrücken will, selbst der ganze Körper, erweisen sich letzthin als nur Äußerliches, das keineswegs den Kern des Ich ausmacht. Es mag sonderbar klingen. Aber dennoch weiß man aus den Lehren der Physiologie, daß der menschliche Körper in einem beständigen Absterben und Erneuern, also im ewigen Wechsel begriffen ist. Und dennoch weiß ich, daß ich immer bin und gewesen bin als der Träger dieser Veränderung, daß sich in mir also etwas erhalten hat, was sich bei aller Veränderung des Körpers, den ich habe, nicht mitverändert hat. Man wird sagen, das war meine Seele, als deren Wohnung der Körper gilt, und man wird vielleicht zur Unterstützung dieser Ansicht darauf hinweisen, daß ich meinen Körper doch nur aus meinen Wahrnehmungen, die ich von ihm habe, aus der Beobachtung seiner Gestalt, aus der Wahrnehmung der Bedürfnisse, die an körperliche Organe geknüpft sind, kenne. Und wenn man sich von diesem Gedanken einmal hat überraschen und verblüffen lassen, dann wird man es vielleicht mit Schopenhauer für einen unwiderleglich gewissen Satz halten: „Die Welt ist meine Vorstellung." Dann ist der feste Grund der Welt um mich versunken und aufgesaugt von der inneren Sphäre des reingeistigen Ich, dessen Vorstellung alles übrige nur ist. (Es ist dies ein Gedanke, wie ihn in der Gegenwart, allerdings mit einigen zum Teil mystischen Veränderungen, die sogenannte immanente Philosophie vertritt.)

So weit versteigt sich aber im gewöhnlichen das Denken nicht. Wenn es wirklich zugibt, daß bei meinem Sein geistiges Sein den eigentlichen Kern ausmacht, so wird es doch die ganze Welt nicht in bloße Vorstellungen auflösen, und es wird ohne weiteres auch das Sein anderer Wesen, die zu sich Ich sagen dürfen, anerkennen, es wird aber ebenso als das Wesen, das die innere Natur dieser ist, jenen rein geistigen Kern ansehen, den ein Ich als sein eigenes wahrhaftes Ich ausgesprochen hat.

Aber auch hier wird ihn die Zweifelsucht des modernen Skeptikers nicht zu hoch kommen lassen. Dein geistiges Sein ist also dein wahres Ich, aber welches aus der Mannigfaltigkeit des Seelenlebens wirst du als Grund deiner Erscheinung aussprechen? Es erhebt sich der alte Streit zwischen Intellektualismus und Voluntarismus. Man kann nur wollen, wenn man weiß, was man will, also ist das Wissen der Grund, das Wollen nur seine Erscheinung. Und umgekehrt, um etwas zu erkennen, muß ich es erkennen wollen, und da scheint wieder der Wille der Grund, alles andere seine Erscheinung zu werden. Wenn ich hier noch einen Schritt weitergehe, so verschwindet Intellekt und Wille, denn was ist der Intellekt anders, als die Vorstellungen und Denkvorgänge, die ich habe. Sie sind nicht mein Ich, sie sind nur peripherisch mein, nur Besitz meines Ich. Nicht anders verhält es sich mit dem Willen. Nur die Macht der Worte täuscht uns hier den Glauben

vor als ob wir im Willen ein besonderes Wesen hätten. In Wirklichkeit haben wir doch nur Willensvorgänge, von denen wir keinen als unser Ich bezeichnet hätten. Auch ihre Summe kann nicht als solches ausgegeben werden, denn wie vieles geht durch die Seele und sie merkt es nicht, sie hält es nicht fest. Wie vieles ist verloren gegangen, was sie festgehalten hat, und dennoch wissen wir, daß wir waren und sein werden.

Können wir nun dies ganz allgemeine und leere Bewußtsein von etwas, was alle diese Willensvorstellungen usw. hat, als unser Ich bezeichnen (wie etwa Rückert es tut)? Aber was sollten wir uns darunter denken! Wenn alles Denken, alles Wollen nur ein peripherisches ist, dann würde dieses reine Ich durch keinen Gedanken gefaßt werden können, es würde ganz leer, ein chaotisches Nichts und damit der Quell mystischer Träumereien. Es nützt also nichts, das Ich muß irgend einen Halt haben, es muß etwas Seiendes sein und als Seiendes ausgesprochen werden können, d. h. mit andern Worten, es muß an dem Peripherischen etwas Seiendes gefunden werden können, in welchem wir den Kern unseres Ich erfassen.

Der Gedanke, daß unsere Seele irgend eine Substanz, ein für sich bestehendes, immaterielles, also geistiges Wesen ist, nützt uns hier gar nichts. Denn wie sollen wir sie erfassen, wenn wir das Bleibende in ihr nicht irgendwie feststellen können? Wollen wir irgendwie das Problem näher lösen, so müssen wir von allen transzendenten, metaphysischen Spekulationen vollständig absehen. Auch der Gedanke Schopenhauers, daß der Mensch ein intelligibles Wesen ist, da es einen intelligiblen Charakter besitzt, oder die Behauptung Hartmanns, daß das Wesen unseres Ich das Unbewußte sei, geben uns nur ein Rätsel auf, wo sie die Lösung eines solchen versprachen. Sie geben uns neue Worte, statt daß sie den schwierigen Sachverhalt klären. Wir müssen daher unsere Erfahrung zu Rate ziehen, um der Lösung näher zu kommen.

Oft schon mag sich der Leser bei dem Gedanken ertappt haben, daß es ihm unbegreiflich ist, wie er diese oder jene Handlungsweise tun konnte. Und nicht selten hört man den Gedanken aussprechen: Ich muß außer mir gewesen sein! d. h., ich war es doch eigentlich gar nicht, der es getan hat. Hier ist mit mir etwas geschehen, dessen Täter ich eigentlich nicht gewesen bin. Mein Temperament ist mit mir durchgegangen, d. h. also etwas Peripherisches hat mein Ich erstickt. Mein Eifer hat mich verführt, meine Kurzsichtigkeit hat mich geblendet. Kurz, alles dieses, was die naive Auffassung oft ohne weiteres als zu meinem Ich gehörig betrachtet, erweist sich so als Äußerliches, Peripherisches, als Nichtseiendes, dessen Wesen eben nur ist, eine vorübergehende Wirksamkeit auszuüben, das mich lehren soll, besser auf mein Ich zu achten. Aber wenn jemand an einem Lebenswerk baut, an einer Aufgabe, all sein Sinnen und Trachten hemmt und hier etwas schafft, was dauernden Wert hat, dann scheint sein Ich in diesem Werke zu liegen und aus dem Werke erkennen wir, daß ein Ich zu uns spricht. Nicht in jedem Werke finden wir es. Wer wie ein Irrer Scherben aufbaut und den Bau wieder zertrümmert in nutzlosem Spiel, der scheint für uns kein Ich im strengsten Sinne des Wortes zu besitzen.

Also scheint das Ich charakterisiert zu werden als ein Etwas, das an einem Dauernden arbeitet, und da kommen wir wieder auf die eingangs gestellte Frage zurück, was ist denn ein Dauerndes, was ist ein Sein. Nicht was uns die Sinne zeigen, denn die sind im ewigen Werden und Vergehen. Nicht die Sinne geben mir die Erkenntnis des Seienden; sie zeigen mir die Sonne größer im Horizont als im Zenit, und selbst das sagen sie mir noch nicht mal, auch das weiß ich nur, indem ich beide Erscheinungen im Denken vergleiche. Und wie oft sagt mir mein inneres Ich: Du sollst nicht, wo die Sinnenlust mich lockt und reizt. Wenn etwas ist, muß es erkennbar sein, und wenn es erkennbar ist, muß es sein. Ich erkenne aber dadurch, daß ich durch mein Denken den Stoff der Sinne gestalte und die Objektivität erzeuge. In der Objektivität liegt das Sein, das durch das Denken gewonnen wird. Erst indem ich allem seinen Ort bestimme in der objektiven Wirklichkeit, tritt es heraus aus dem Werden und Vergehen der Sinnesvorstellungen, es wird festgestellt. Und so muß auch die Seele, das Ich objektiv erfaßt werden. Als besondere Substanz konnten wir sie nicht erfassen, wie wir gesehen haben. Ihre Objektivität erfuhren wir in ihren Werken, in ihrer Aufgabe also und deren Erfüllung liegt ihr Sein. Man darf mit Kinkel wohl sagen: „Man kann unser ganzes Dasein auffassen als einen Kampf um die Wirklichkeit der Seele. Oft freilich handeln wir von der Peripherie unserer Innenwelt aus; das sind Taten, die weder von unserem Selbst ausgehen, noch zu ihm hinführen; in ihnen sind wir unwirklich. Wir sollten alle unwirklicher werden. Alle Wünsche, Gefühle und Empfindungen, die durch unser Gemüt strömen oder schleichen, sind nur Probleme, die wir lösen, sind nur Scheinrealitäten, denen wir Existenz und Wirklichkeit verleihen sollen. Das können wir nicht, wenn wir nicht vom Zentrum unserer Persönlichkeit aus handeln, wenn wir nicht an jeder Tat völlig und ganz beteiligt sind. Allzu häufig handeln die Ereignisse und Eindrücke, die Gefühle und Stimmungen aus uns heraus. Damit bereichern wir weder die Welt, noch uns selbst, und wir müssen uns solcher Taten leicht schämen und sie bereuen. Und auch dann sind wir unwirklich. Wenn die Leidenschaft unsere Seele beherrscht, wenn der Schmerz oder die Lust sie in Fesseln legt, leben wir wahrlich in einer Welt der Schatten und Träume. In solchen Momenten kann der gesamte Boden unserer Existenz erschüttert werden und selbst das ins Schwanken geraten, was wir schon zum festen Besitzstand unserer individuellen Wirklichkeit zählten. Aber wir sollen uns an den Freuden und Leiden des Daseins befestigen, indem wir zu unserem vernünftigen, sittlichen Sein durchdringen. Je ärmer uns das Leben an Glück und Lust macht, desto reicher sollten wir an Lebensmut werden" (Kinkel, Vom Sein und von der Seele). — Nicht jedes Streben, nicht jeder Kampf zeigt uns das Wesen unseres Ich, es kommt und vergeht. Erst indem wir an ewigen Aufgaben arbeiten, bleibt mit dem Werk unser Ich unsterblich.

So ist denn unser Ich ein Gemischtes, aus Peripherischem und Zentralem, aus Vergänglichem und Ewigem, wie sie ein Mittleres zwischen Natürlichem und Göttlichem, zwischen Gutem und Bösem ist. Und in dem Verlangen und in der Sehnsucht nach dem Ewigen, als nach dem Wahren, Guten und Schönen, zeigt sich so recht deutlich, daß wir ewig in der Mitte stehen und doch das Ziel vor uns haben.



Keiner hat das Problem tiefer erkannt als Plato. In seinem wunderbaren Dialoge „Das Gastmahl“ hat er uns das Wesen dieses Sehnens des Eros zu verdeutlichen versucht. Eros ist der Sohn der Armut und des Reichtums. Auch er ist etwas in der Mitte von beiden und zwischen schön und häßlich, zwischen gut und böse. Als die Götter die Geburt der Aphrodite feierten, da wollte auch die Armut etwas vom Reichtum haben, und da dieser sich am Nektar berauscht hatte und in dem Garten des Zeus eingeschlafen war, da legte die Armut sich zum Reichtum, und die Armut empfing vom Reichtum den Eros. Da Eros am Geburtstage der Aphrodite gezeugt wurde, so ist er von Natur aus in alles Schöne verliebt. Er hat aber auch Natur und Zeichen von Vater und Mutter, er ist arm, aber voll List nach allem, was schön und edel. Und so ist Eros ein Liebhaber der Weisheit, ein Philosoph, „denn der Philosoph ist nicht weise und nicht unwissend und ist zwischen den Weisen und den Toren in der Mitte, und auch das ist nur das Blut in Eros, denn sein Vater war weise und wußte sich zu helfen, und seine Mutter war arm und töricht“. Alles Streben nach dem Guten, alles Streben nach dem Heil heißt nun Eros, aber es gibt viele Wege, das Heil zu finden. Die Liebe aber geht über das Ich hinaus, „sie will nicht das eigene Ganze und nicht die eigene Hälfte, wenn beides nicht ein Gutes ist.“ Die Menschen schneiden sich die eigenen Hände und die eigenen Füße weg, wenn die eigenen Füße und die eigenen Hände sie ärgern, nein, die Menschen mögen das Eigene nicht mehr, als das Fremde. Es sei denn, daß jemand das Gute ein Eigenes und das Böse ein Fremdes heißt. Und in der Tat, das Gute, das Wahre, das Schöne anerkennen wir ohne weiteres durch unsere Zustimmung. Wir wissen, daß wir nach ihm streben müssen, und wir meinen, daß das Häßliche, das Unwahre, das Schlechte vergehen muß im Strome der Zeit. Ein wahrer Gedanke bleibt ewig wahr, ob ich ihn denke oder nicht, ein unwahrer hat nur das bißchen erborgte Existenz, daß ich ihn gerade denke. Und ist er zu Ende gedacht, ist er dem Strom der Lethe verfallen. Und so wird die Seele ewig, indem sie sich mit ewigem Gehalt verbindet, indem sie nach ewiger Wahrheit, Schönheit, Güte strebt. Die Liebe treibt ihn dazu an, sie ist das Streben nach dem Guten, nach der Tugend; sie ist der Urquell alles Zeugens und Schaffens. „Die Liebe will im Schönen zeugen und das Schöne gebären, weil ewig und unsterblich alles Sterbliche ist, so es gebiert und zeugt.“ Und weiter: „Wenn die Liebe das Gute ewig besitzen will, so muß sie mit dem Guten auch die Unsterblichkeit begehren, und es verlangt auch Sokrates die Liebe nach Unsterblichkeit, die Liebe verlangt danach, das folgt aus allem, was wir sagten.“ Diese Unsterblichkeit können wir aber immer nur gewinnen, wenn wir in unendlichem Fortschritt nach dem Idealen und Ewigen streben. So ändert sich der Mensch beständig, er gibt Altes für Neues auf, er vergißt Kenntnisse und schafft sich neue, und „erst Besinnung und Arbeit bringen das Verlorene wieder und retten das Wissen. Und so wird es immer wieder gerettet und bleibt heil, es ist nicht, wie alles Göttliche, ein Ewigwährendes und Gleiches, aber was da scheidet und alt geworden ist, läßt immer ein Neues, das ihm gleicht, zurück, und nur in dieser Weise nimmt das Sterbliche an der Unsterblichkeit teil, in anderer Weise wäre es ihm gar nicht möglich. Wundere dich nicht mehr, warum die ganze Natur

ihr eigenes Blut liebt und ehrt, sie tut es um der Unsterblichkeit willen, nach der sie langt."

Wer den Eros hat, der sucht nach dem Guten und Schönen, und der sucht das Gute und Schöne in allen Seelen. Er liebt alle Menschen, weil er das Gute und Schöne an ihnen liebt, das, was auch in ihm das Ewige ist. Und so liebt er auch die Schönheit in den Sitten und Gesetzen und in den Wissenschaften, und so wird er nicht mehr nur diesen einen Menschen lieben, sondern er wird das Wahre und Gute an allen lieben. Geburt, Stand und Rasse, Besitz und Stellung sind nur Peripherisches. Er wird es nicht als das wahre Sein des Ich achten. Wer wird sich nur seines Reichtums wegen oder seiner Macht wegen geachtet wissen wollen? Wie töricht ist doch von diesem Gesichtspunkte aus das ganze Rassengezänke kleiner Seelen! Ein jeder empfindet es als Ironie, wenn ich als Ewigseiendes an ihm sein Wesen derartig als peripherisches hinstelle. Es ist, wie wenn mein wahres Sein damit geleugnet würde, wie wenn der Haß zu mir spricht. Aber der Eros ist in allen Menschen mehr oder weniger bewußt, und nur indem wir die falsche Schätzung der Menschen, die oft Peripherisches zu Wesentlichem erhöht, beseitigen und den wahren Kern zum deutlichen Bewußtsein erheben, lieben wir auch unsere Mitmenschen. Nicht alle Menschen sind gleich, aber in allen ist das Streben nach dem wahren Ziel. Oft freilich verschleiert durch Sünde und Irrtum, oft irregeleitet von vergänglichen Leidenschaften, aber in der Liebe sind wir alle eins, und Leid und Liebe kann das wahre Sein zum Durchbruch bringen.

II.

Wer sich in diese platonische Stimmung versetzt hat, der wird so recht empfänglich sein für ein wunderbares Buch: „Vom Sein und von der Seele", Gedanken eines Idealisten von Professor Walter Kinkel, Gießen. (Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen, der Preis des sauber ausgestatteten kartonnierten Buches von 143 Seiten beträgt nur ℳ 2.—.) Der Verfasser sagt selbst von seinem Werk: „Dies Buch ist bestimmt für kämpfende, suchende Menschen, die entbehren und verlangen, nicht für dogmatische Philister, die besitzen und genießen. Unter denen möchte ich mir Freunde werben, welche die Wahrheit nicht als einen fertigen endlichen Besitz, sondern als das unendlich ferne Ziel der Kultur ansehen; welche mit mir suchen wollen. Ich spreche nicht zu denen, welchen das Schicksal freundlich alle Güter des Lebens in den Schoß geworfen hat; sondern wer Schmerzen kennt und Entsagung, der wird mich verstehen. Aber die Modekrankheit des Pessimismus kann ich nicht mitmachen; sie entspringt doch zumeist einem mehr oder weniger versteckten Egoismus, durch Leiden sollen wir lernen."

Das wahre Zentrum des Ich beruht im Verhältnis des Menschen zur Kulturarbeit. Wer an der Vertiefung seiner individuellen Lebenswirklichkeit arbeitet, der wirkt zugleich an der Förderung der menschlichen Kultur. „Denn wie kann er sein Dasein vertiefen, als indem er zugleich den Kreis desjenigen erweitert, was seinen Lebenshalt ausmacht, das Zentrum seiner Wirklichkeit? Von hier aus muß er sich ja dem Problematischen und dem Nichtsein nähern. Nun ist aber seine Gemeinschaft mit der übrigen Kultur um so fester, je mehr er von dieser in den

Mittelpunkt seines Lebens zieht, und umgekehrt, je reicher das ist, was er von seinem Lebenszentrum aus der Kultur zu geben vermag, desto inniger wird sein Anteil an der allgemeinen Kultur werden." „Wer sein Leben an einen Irrtum hängt, der wandelt wie ein Schatten unter den Lebendigen. Viele tragen das Nichtsein im Herzen, und ein Windstoß des Schicksals genügt, die Realität ihrer Existenz völlig zu erschüttern." Irrtum und Wirrsal hängt beim Menschen stets an seinem Streben, aber Liebe stärkt seinen Halt, und der Haß sucht es zu zerstören. Doch auch dieser ist berechtigt, wenn er uns den Schleier von den Augen zieht und uns zeigt, daß wir in Scheinbarem und Vergänglichem unser Wesen sahen und uns zwingt, Einkehr zu halten und uns auf unser wahres Sein zu besinnen. So erzieht auch Haß und Leid, und wir lernen aus dem Leid. Wir versinken nicht in bloßem Pessimismus, sondern wir wissen, wo wir unser Heil finden, in der unendlichen Arbeit an den ewigen Kulturidealen. So werden wir frei von unseren Vorurteilen, und die hat jeder, aber wir dürfen unser Leben nicht absolut setzen und verkleinern lassen. Nicht das Stückchen Kulturwelt, in dem wir leben, für vollendet und für das Sein an sich halten, wie die Dogmatiker! „Man könnte Gruppen von solchen Menschen aufstellen: den religiösen Fanatiker, den spießbürgerlichen Philister, den dogmatischen Forscher usw. Auch auf dem Gebiete der Kunst gibt es solche Dogmatiker. Es sind durchaus unglückliche Menschen, wenn sie auch ihre Ärmlichkeit und ihr Unglück nur selten spüren. In den seltenen Stunden, da auch durch ihre Brust die Schauer der Unendlichkeit wehen, fühlen sie sich nicht erhoben, sondern niedergedrückt und vernichtet. Dogmatiker sind auch im Grunde genommen alle Übermenschen und rücksichtslosen Egoisten, weil sie gleichfalls ihre Eigenwelt für absolut erklären, statt die Einheit ihres Lebenszentrums mit der Kulturwelt zu erstreben, vielmehr ihr beschränktes Ich an Stelle der Kultur setzen wollen." Aber das Ziel ist noch nicht wirklich. Und alle Bestrebungen der Metaphysiker, von der Enge unserer Kenntnis aus das Ziel in seiner Fülle begreifen zu wollen, geben nur Scheinlösungen, nur Scheinwahrheiten. Irrtum, Sünde und Leiden führen uns zur Wahrheit; sie wären aber nicht möglich, wenn diese schon auf der Erde wäre. Und so träumt der Metaphysiker, seine Welt ist ein Märchen, das Reich seiner Gedanken und Wünsche. Im Märchen selbst aber liegt ein tiefer Kern, die gegebene Wirklichkeit an ihr zu rechtfertigen. Überhaupt werden durch die Kunst, durch die Werke des künstlerischen Genies „die Individuen und Völker dem Gefühle der Humanität gewonnen".

Von hier aus sucht dann der Verfasser die Bedeutung der Leiden und Herzenskämpfe zu begreifen, entwirft ein lebendiges Bild vom stillen Heldentum. Weil der Held als Genie über seine Zeit hinausragt, muß er an seiner Umgebung leiden (ein Vorgang, indem ja schon Hebbel das Wesen des Tragischen sah), aber wir dürfen unsere Seele nicht vom Leid ersticken lassen. Wir müssen das Widrige im Leben zu überwinden suchen. Wir müssen streben, ein Charakter zu werden, wenn wir auch alle der Zuchtrute des Schicksals nicht entgehen können, „der philosophische Eros, die Liebe zur Idee muß uns auch Stütze sein, wenn der Tod kommt, in der letzten Stunde uns die Zweige des Daseins aus der Hand zu winden, die gemach verdorrt sind, ohne daß wir's gewahr wurden; wenn der stille Wandersmann

plötzlich aus der Dämmerung hervortritt — denn er folgt, ohne daß wir's merken, unseren Schritten seit unserem ersten Tag — und unseren Leib fordert, der ihm verfallen ist, dann tritt das sittliche Selbst herein und, von den Schlacken der Endlichkeit befreit, seinen Weg in die Zukunft an. Unsere Taten, Gedanken und Gefühle, die der Idee geweiht sind, überleben uns."

Kinkel schildert uns nun Charaktere in ihren verschiedenen Nuancen, zeigt, wie sie in der Einsamkeit bald hell strahlen, bald verschleiert werden, und zeigt die wahre Freundschaft und Liebe, die uns klärt und erlöst und uns der Ewigkeit, der Idee entgegenführt.

Das Werk schließt mit einer wahrhaft freundschaftlichen Apostrophe an den Leser: „Eine Sehnsucht, wie nach der verlorenen Heimat, muß uns der Schönheit zuführen. Es ist aber dann auch wie ein liebliches Wunder, wenn die Schätze der Kunst in uns zum Leben erwachen: Als ob sich uns eine jugendliche reine Menschenseele freiwillig erschlösse und ihre tiefsten Tiefen enthüllte. Da sehen wir, daß der Alltag nicht recht hat, welcher uns das Bild der Menschheit verzerrt; Menschen, welche alle Arbeit nach ihrem Nutzen für den Augenblick bewerten, stehen der Kunst meist völlig ratlos gegenüber, die ein reines, interesseloses Gefühl der Humanität verlangt. Der Künstler leiht seine Sehnsucht zum Ewigen der Natur, und die erzählt sie nun in seinen Werken weiter. So sehen wir, wie diese Idee der Leitstern unseres Lebens werden muß in Wissenschaft, Sittlichkeit und Kunst. Alles setzen wir zu ihr in Beziehung; überall rufen wir nach ihr, suchen wir sie. Daher laßt uns Ideenfreunde werden!"

Habe ich auch versucht, Kinkel selbst reden zu lassen, so kann der etwas abstrakte Inhalt in keiner Weise den Eindruck wiedergeben, den das Buch macht, das den Menschen zum wahren Glück erziehen will. Nur wenn wir uns auf unser wahres Sein besinnen, erringen wir unser wahres Glück. Natur, Kunst und Wissenschaft werden uns in unserem Streben helfen, aber ein wahrer Freund wird unser wahres Sein beleben, und Kinkels Buch ist ein wahrer Freund. Wer Leid und Trauer hat, wer mißgestimmt und verzagt ist, wer mit sich zerfallen ist und sein Ziel nicht mehr erkennt, wird in dem Buch einen Tröster und Führer finden.



Spruch · Von Ernst Stemmann

Wer ewig hastet
Und niemals rastet:
Wie schwer auf dem das Leben lastet!

Wer viel besinnt
Und nie beginnt:
Wie dem das Leben in der Hand zerrinnt!





Mein Bismarck

Von Fritz Müller-Zürich

Mein Rad schnurrte die Straße am Berge entlang.

Ach, wie war die Erde leicht! Keine Schwere und kein Schweiß. Nur Schnelligkeit. Und Flügelwinde, die mich trugen. Berge grüßten. Wasser leuchteten und rauschten. Meine Stadtbrust zog und sog das Radelwanderglück in tiefen Zügen ein. Jetzt — jetzt muß sie vom Übermaß des Wanderglücks zerspr ...

Pumm! Sie war zersprungen. Die Pneumatikhülle meines Hinterrades nämlich.

Wenn Räder platzen, bleibt für uns das Fluchen oder — der Versuch, die Rädersprache zu verstehen. Was hat mir mein Fahrrad sagen wollen?

„Steig ab,“ hat es gesagt, „steig ab, es ist genug. Bleib am Ort und schau dich um!“

Gut — ich gehorche. Dort ist ein Dorf. Der Wirt zum Blauen Löwen ist ein Räderflicker.

„Wie lang, Herr Wirt, wie lange wird es dauern, bis das Rad gesund ist?“

„Jetzt hab' ich keine Zeit, Herr, — nachmittags vielleicht ...“

Wieder die Gelegenheit zum Fluchen — aber ich hab' es längst gelernt, daß einem auf der Wanderschaft alle Dinge zum besten dienen müssen. Und daß ich es nur sage: Gesegnet sei der Wirt, der keine Zeit, gesegnet sei das Rad, das keine Luft mehr hatte. Denn ...

Ich schlenderte den Fluß entlang, vom Blauen Löwen aufwärts. Eine Moosbank stand am Wege. Auf mich gewartet hat sie.

Da sitze ich und habe den Berg lieb, der vor mir liegt. Ein Berg wie andre Berge, scheinbar. Grün umhangen ist sein altes Bergherz.

Doch halt — dort an der Seite ist sein Berggewand zurückgeschlagen. Bloß liegt sein altes Herz. Und es hämmert ...

Deutlich kann ich's hören.

„Tam — tam — tam — tam ...“

Und jetzt seh' ich näher zu: wie sonderbar — ein weißes Herz, von schwarzen Adern eingeklammert.

Nun setzen seine Schläge aus. Was ist das? Stirbt der Berg?

Aber nein — nun klingt es wieder scharf und hart zu mir herüber:

„Tam — tam — tam — tam ...“

Jetzt wieder Stille, und mit einem Male „Pumm!“, als ob an tausend Rädermäntel platzten. Rauch steigt auf vom weißen Herzen — blaue Wölkchen zittern in die Luft — verschwinden ...

Her mit dir, du gutes Fernglas, du Distanzverschlucker, Poesientöter — was erzählst du?

Das weiße Bergherz ist ein Marmorbruch. Des Herzens Klopfen sind die Meißelschläge. Der Knall war eine Sprengung. Im Geäder sitzen Menschen — krabbeln dahin, dorthin — werkeln, schaffen, graben, sprengen ...

Auf und an: ich will dabei sein!

Lange Serpentinenwege steig' ich. Immer näher schallt das Hämmern. Jetzt steh' ich in den Marmorbrüchen.

„Guten Morgen!“

„Guten Morgen.“

„Darf ich zuschauen, Herr Inspektor?“

„Freilich. Sie treffen eine gute Zeit, Herr.“

„Warum? Habt ihr eine ganz besondre Arbeit vor?“

„Wir holen heute früh den B i s m a r c k.“

„Den Bismarck? Der ist lange tot.“

„Eben darum wecken wir ihn wieder. Er hat im Berg geschlafen, wissen Sie ...“

Der Inspektor lacht, und ich verstehe: sie sprengen einen Marmorblock heraus, aus dem ein Bismarckdenkmal werden soll in Deutschland drüben.

„Sehen Sie, dort vorne, wo sich die hohen Tannen recken, ist er.“

„Wer?“

„Der Bismarckblock.“

Ja, da liegt ein weißer Riesenstein, ausgeschrämt aus dem Gewände, unten noch verwachsen mit dem Berge, der ihn festhielt, der ihn nicht herausgab.

„Gleich haben wir ihn ganz, Herr. — Auf die Seite, auf die Seite! Der da drüben winkt schon mit der roten Flagge. Die Lunte brennt. In drei Minuten kracht der letzte Sprengschuß — rascher, gehn Sie rascher! ... So, jetzt stehn wir sicher.“

— — —

„Sind die drei Minuten schon —?“

„O, nicht eine halbe.“

Das ist beim Sprengen immer so: die Erwartung wälzt die Zeit zu breiten Flächen aus.

Jetzt ist es mir, als höbe sich die breite Bergbrust, leise atmend. In den Wipfeln droben rauscht es. Birken flüstern:

„Er kommt — er kommt.“

Sträucher neigen sich und rufen:

„Er kommt — er kommt!“

Eidechsen schlüpfen aus den Ritzen, blinzeln, fragen:

„Wer kommt — wer?"

„Der — Bis — marck — kommt — der — Bis — marck — kommt!" klopft der Specht zur Antwort.

„Wer ist denn das, der Bismarck?" fragen die Dechslein wieder.

Diesmal schweigt der Specht. Denn er muß Atem holen. Auch die Bäume holen Atem. Die granitnen Adern des Gebirges zittern. Vor unsern Augen flimmert's. Ich habe des Inspektors Arm gepackt. Ein Raunen läuft durch den Berg, läuft durch die Menschen, die am Berge kleben ...

„Still — ein Großer kommt — ein Großer kommt ..."

„Prrr—ummmm!"

Ich habe vor Erregung die Augen geschlossen. Der Berg vibriert. Eine Wehe schüttelt ihn, eine letzte Wehe. Er hat ein Riesending geboren, ein Ding, aus dem ein Bismarck wird, ein Völkerführer.

In die Welt ist er gesprungen, in die offne Welt. Stumm liegt er da. Er weint nicht, wie die Kleinen weinen.

Dafür schnattert's rings um ihn: Gevatterinnen Birken und Gesträucher besprechen das Ereignis.

„Nun, Frau Nachbarin, was sag'n S' jetzt da dazu?"

Eidechslein kommen listig blinzelnd wieder aus den Löchlein:

„Nun, was soll Besondres sein an der Geschichte? Alles ist wie vorher. Unser Schlupfgewinkel bleibt dasselbe, und ..."

„Schweigt!" pickt der Specht vom Baum herunter.

Und die dunklen Tannen nicken leise.

Eine Tanne hat der Schuß entwurzelt. Sie fiel herab. Ihre Wurzelarme reckt sie in den Himmel. Und mit der Krone küßte sie den weißen Block.

„So," sagte der Inspektor, „nun können Sie den Riesen in der Nähe sehen, — kommen Sie!"

Auf schmalen Felsbändern turnten wir hinüber zu der Sprengstelle.

Da lag er, breit und massig. Völlig losgelöst vom Berge. Knapp vor der Holzbahn, die ihn talwärts bringen sollte.

„Ein Riesenkerl!" sagte mein Begleiter.

„Ein wahrer Bismarck", gab ich ihm zur Antwort.

Ich legte meine Hände an den Marmor — kalt — ohne Leben.

Ich legte mein Ohr an den Marmor — kalt —

Halt — doch: Ich hörte ein feines Brausen in dem Steine. Weither kam es. Unterwegs war es zu einem Künstler, der es erlösen sollte. Der aus dem gärenden Brausen die Gestalt emporhob, die Gestalt des alten Recken ...

„Dank' schön, Herr Inspektor, und — adieu!"

„Adieu, und sagen Sie den Deutschen draußen, wir hätten unsern besten Block geschickt, den Kern des Berges."

— — —

Der Wirt zum Blauen Löwen war mit meinem Rade fertig.

Aufgesetzt und — weiter ging die Reise.

— — —

Nach einer Woche kam mein treues Stahlroß rückwärts denselben Weg entlanggeschnurrt.

Denselben Weg? Als ob die Wege, die man rückwärts wieder fährt, dieselben Wege wären! Neu sind sie und die zweite Hälfte zu der ersten. Zusammen bilden sie ein Ganzes. Der kennt die Wege nicht, der sie nur hinwärts ging.

Wieder kam der Marmorberg in Sicht. Weiter sah ich sein grünes Kleid zurückgeschlagen, offener sein weißes Herz liegen. Wieder hörte ich die Hammerschläge von der Ferne. Doch mich kümmerte nur eines: Wo war der Block von damals? War er schon fort nach Deutschland? Ein Stücklein weiter — und ich sah ihn auf der Bahnhofsrampe stehen. Nicht mehr der Alte.

Seine Ecken waren verschwunden. Die Hälfte seiner Masse hatte er verloren. O Gott, was haben sie aus dir gemacht?

Aber auf einmal wurde ich wieder froh und hatte es begriffen: der Bildhauer ist dagewesen und hat die rohen Formen aus dem Riesenstein gehauen. Jetzt wiegt er nur die Hälfte. Jetzt ist er für die Fracht nach Deutschland reif.

Die Winde hebt ihn. Schon ruht er auf dem Doppelwagen, halb in Decken.

„Herr Bahnamtsvorstand, darf ich ...?" und schon bin ich auf dem Wagen.

Wieder leg' ich meine Hände an den Marmor — nichts — kein Leben.

Wieder lege ich mein warmes Ohr an Marmorkälte — stärker braust es — ein Lied — ein deutsches Lied ...

Mein Blick gleitet den rohen Umrissen nach. Weiß Gott — da ist der Kopf — dort werden sich die Arme überm Schwertknauf kreuzen — ein deutscher Recke steigt aus diesem Marmor ...

„Glück auf die Reise, Recke, und — auf Wiedersehen!"

— — —

Ein Jahr verstrich.

Ich mußte wieder eine Reise machen. Keine Ferienreise. Sondern eine, an deren Rand die Trauer stand und trübe Dinge: ich mußte einen Freund in fremder Stadt begraben.

Unbehaglich ging ich vom Gottesacker an den Bahnhof. In einer halben Stunde ging mein Zug erst. Leider Zeit genug.

Es ist nicht schön in einer fremden Stadt, in der man einen Freund begrub. Da macht man, daß man wieder weiter —

Halt — was war da drüben für ein weißes Standbild auf dem Platze? Es zog mich an. Ich wußte nicht warum.

Ich weiß nur, daß ich vor ihm stand, an ihm hinaufsah und erkannte: Bismarck war es.

Aber Bismarckmonumente gibt es viele. Was lag an einem mehr, an einem weniger?

Was daran lag? Dieser Bismarck war der m e i n e.

Der meine? Ja, nun sah ich's — nein, jetzt fühlte ich's: diesen Bismarck sah ich unter Blitz und Knall vom Berg sich lösen. Diesen Bismarck sah ich, wie ihn der Tanne grüne Krone küßte. Diesen Bismarck sah ich halbbehauen auf dem Bahnwagen. Diesen Bismarck sah ich jetzt lebendig.

Seine Stirne glänzte. Es zuckte unter seinen Marmorbrauen. Nicht bös. O nein, er sah mich freundlich an.

Ich legte wieder meine warmen Hände an das kalte Postament — tot — kein Leben. Legte wieder mein Ohr daran und sah hinauf.

Da sah ich oben neben des Recken Ohr ein Vöglein sitzen, das ihm was erzählte.

Was wohl?

Ich horchte schärfer in den Stein hinein, ward vogelsprachekund und hörte den Sänger oben zwitschern:

„Weißt du noch, als du ein Stück vom Berge warst ...? Weißt du noch, als dich das grüne Moos umwuchs ...? Weißt du noch — o, weißt du noch ...?“

„Freilich,“ sagte der Marmorrecke, „freilich weiß ich's noch,“ und stieß mit seinem Schwerte auf das Postament, „und was willst du?“

„Ich soll dich grüßen von dem Berge,“ zwitscherte das Vöglein weiter, „von dem Spechte, von den Tannen und —“

„Und auch von mir!“ rief ich zum Denkmal rasch hinauf und lief dem Bahnhof zu.

Einmal schaute ich noch um. Da konnte ich es deutlich sehen: er nickte mir zu — mein Bismarck hat mir zugenickt ...



Glossen · Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor †

Und wäre eine Philosophie noch so subtil ersonnen, es gibt Stunden im Leben, wo dir nur Glaube und Hoffnung frommen.

*

Egoismus und Altruismus sind Korrelate. Sie bedingen einander und das eine kann ohne das andere nicht bestehen.

*

So wie der „Kohärer“ die Ankunft elektrischer Wellen meldet, so empfindet das gebildete Herz die Atmosphäre, die ein guter, edler Mensch ausstrahlt. Nur der Rohe und Stumpfsinnige merkt nichts von der Anwesenheit eines Edlen.

*

Bis zu Siriusfernen vermag der Mensch mit Hilfe des Refraktors in den Weltenraum einzudringen, und der feste Grund und Boden, auf dem er steht und der ihm überall zugänglich ist, bleibt ihm ein unaufschließbares Geheimnis; noch nicht drei Kilometer tief vermochten wir das Erdinnere zu erforschen. Wir sind Oberflächengeschöpfe, und das uns Nächstliegende ist für uns oft das gerade Rätselhafteste.

*

Auch in deiner Lebensuhr wirkt eine Feder und eine Hemmung: die Hoffnung und die Sorge.



Leben

Von Marie v. Hutten

Eva Burgart lehnte in dem Sessel, der vor ihrem Schreibtisch stand. Ihr Gesicht lag blaß an der dunkelroten Rücklehne, ihre Augen waren geschlossen, die Hände krampfhaft ineinander verschlungen.

Nach einigen Minuten ging der Schmerzanfall vorüber. Sie richtete sich langsam auf und sah verstört umher. Die Dinge ringsum wurden ihr fremd, wenn der Schmerz sie packte und in das ferne dunkle Land trug. Sie wischte mit dem Taschentuch über die Stirne, auf der Schweißtropfen standen. Dann schob sie ihre Schreibgeräte zurück, die losen Manuskriptblätter, die Füllfeder. An Arbeit war nicht mehr zu denken. Eine so große Schwäche war in ihr, daß sie mit den Armen über der grünbespannten Schreibtischplatte liegen blieb und ins Leere starrte.

Aber auch das ging vorüber. Wieder richtete sie sich langsam auf. Dabei streifte ihre Hand einen Brief in großem blauen Geschäftsumschlag, den sie heute früh bekommen hatte. Sie nahm ihn auf und las ihn noch einmal durch. Er hatte ihr Freude gebracht, und die Freude drängte jetzt langsam durch das überstandene Leid an die Oberfläche.

„Wir nehmen Ihre Novelle mit Vergnügen auf", schrieb der Redakteur einer ersten Monatszeitschrift. „Wenn wir nicht irren, liegt eine sehr schöne Entwicklung vor Ihnen, und wir werden uns jederzeit freuen, Beiträge aus Ihrer Feder zu begrüßen."

Gott — was würde dieser Brief ihr vor einem Jahr bedeutet haben — vor sechs Monaten noch!

Aber jetzt —

Und sie freute sich dennoch, wenn auch mit einer bangen Scheu. Denn sie hatte ja noch Hoffnung.

Auch die Ärzte gaben ihr viel Hoffnung. Vielleicht kam es überhaupt nicht zur Operation. Und sie konnte ja eine Operation auch glücklich überstehen — wieder ganz gesund werden. Die Möglichkeit war da. Wie viele Menschen wurden nach Operationen wieder gesund.

Freilich — wie viele auch n i c h t —

Eva stand auf. Sie wollte die Gedanken verscheuchen. Vor ihrem Fenster lief die Straße, hell und weiß. Das weite Tal dehnte sich, voll Licht und dem zarten Anflug ersten Grüns. Türme stiegen in die blaue Luft.

An dem Schienen-Übergang hatten Arbeiter ihren flachgedeckten Karren stehen lassen, und darauf lag eine schwarz-weiß-rote Signalfahne. Der Frühlingswind spielte mit der Fahne, wehte das Stück Stoff hin und her, ließ es auf und nieder flattern. Der Staub tanzte in hellen Wirbeln darunter weg, und welke Blätter flogen aus dem Graben auf und liefen knisternd auf der Straße weiter.

Eva sah dem Spiel der leblosen Dinge zu.

Und plötzlich, ohne vorbereitenden Gedankengang, anscheinend ohne Sinn und Zusammenhang, kam ihr zum erstenmal im Leben zum scharfen Bewußtsein, daß sie eines Tages sterben würde. Daß sie tot sein würde. Daß die Erde sein würde wie jetzt — aber daß sie, Eva Burgart, nicht mehr darauf gehen würde.

Es war wie ein jäher Schlag, der sie in die Seele traf. Und der sie nicht betäubte, sondern hell sehen ließ — mit einer schneidenden Klarheit.

Sie sah den fallenden Vorhang — den Schluß — das Ende. Wie ein Beil, das scharf trennend niederfiel. Sah alle Dinge, die ihr vertraut waren, die sie liebte, — sie alle blieben diesseits der weiten Kluft, und nur sie selbst stand jenseits in einer großen, trostlosen Einsamkeit. Und die Welt ging weiter — Tage und Nächte, Frühling und Herbst, Weinen und Lieben, Lachen und Leiden, der ganze breite, tiefe Strom menschlichen Geschehens und Tuns ging weiter.

Und nur Eva Burgart war tot — war nicht mehr da. Ihr Platz war leer — andere gingen daran vorüber und kannten ihn nicht mehr.

„Sie stehen am Anfang einer sehr schönen Entwicklung“, hatte der Redakteur und Kritiker geschrieben.

Eva sah den Weg vor sich, auf dem die Menschen drängten und strebten — den Weg zum Dichter Heiligtum. Berufene und Unberufene — solche, die erhobenen Haupts dahingingen, mit der tönenden Leier in den Händen, und solche, die sich jeden Schritt erkämpften, die Seele demütig und voll Sehnsucht.

Auch Eva kannte diese Sehnsucht. Ihre Tage und Nächte waren davon erfüllt gewesen, seit sie denken konnte. Nun standen ihre Füße auf dem Weg — ihre Augen auf das Heiligtum gerichtet. Nun lag vor ihr das leid- und wonnevolle Wandern nach dem Ziel.

Sie sah die andern danach weiterziehen. Aber ihre eigenen Spuren stockten — verliefen im Sand. Sie erreichte das Heiligtum niemals.

Ein tiefes, angstvolles Erschrecken war in ihr. Das Stocken ihres Herzschlags.

Aber da kam plötzlich etwas anderes — tausendmal schlimmer als ein Erschrecken. Etwas wie rote, sengende Blitze — etwas, das ihr den Atem nahm. Sie schrie auf — legte rasch die Hand vor die Augen wie ein jäh Erblindeter.

Der Frühling — der Frühling! Sie würde keinen Frühling mehr sehen — O Gott — es war ja unmöglich — unmöglich.

Tausend Bilder drängten sich ungestüm an ihre Seele. Bilder, die sie liebte, mit einer heißen, fast schmerzlichen Liebe. Die sie sah und hörte und empfand mit offenen, durstigen Sinnen.

Graue weiche Februarabende mit erstem, sehnsüchtigem Amselschlag. Grünende Saat, über der die Lerchen jubelten in der blauen Weite. Veilchenduft aus sonnigen Hecken. Das Rufen spielender Kinder, das in der hellen Luft verklang. Das Sichdehnen goldener Rapsfelder und den Schimmer aufbrechender Pflaumenblüte.

Den Weg sah sie vor sich, den sie fast täglich gegangen war. Durch einen rot zerklüfteten Hohlweg rasch aufwärts steigend, bis sie die Straße erreichte, die wie ein helles Band durch dunkle Kiefernwälder bergan führte.

Tiefe Stille und lichte Morgensonne auf den Hängen. Ein schriller Häherruf. Vogelzwitschern in den breiten Zweigen, leicht bewegt vom östlichen Frühwind.

Oben auf der Höhe weite Wiesen, wieder von dunklen Wäldern umsäumt, und die helle Straße, die sich um die Biegung verlor und weiter führte in knospendes Frühlingsland. Die Herrlichkeit aller Sehnsuchten und Träume ging auf der weißen, sonnenflimmernden Straße.

Dann führte der Weg abwärts auf schmalem Wiesenpfad, dicht am jäh abfallenden Hang. Und aus der Tiefe stieg der Kiefernwald empor, durch den Eva eben bergan gegangen war — sie sah in die rauschenden Wipfel, und die breiten Kronen schienen zu ihr herüberzuwachsen, daß sie meinte, jeden Zweig und Ast greifen zu können.

Vor ihr lag dann das weite Tal in zartem bläulichen Duft. Berge streckten lange Hügelrücken, sacht sich verlierend, hinein, stiegen zu beiden Seiten im Hintergrund empor und dehnten sich in anscheinende Unendlichkeit, einer vor den andern gedrängt, mit tiefblauen Schatten.

Und da stand eine Fichte hoch oben am Rand des Pfads, die reckte ihre Krone in den Himmel hinein und stand da, einsam in der Sonne, und schaute über das Land —

Eva Burgart stöhnte. Sie mußte sich wieder setzen. Ihre Glieder zitterten. Aber Herz und Pulse schlugen stark und drängend nach dem Leben —

Sie dachte an die mögliche Operation. An das mögliche Nichtwiedergenesen. An das eigentliche Sterben. Aber es drang ihr nicht ins tiefste Bewußtsein. Es erschütterte sie nicht, wie es der Gedanke an den Frühling tat.

An das Sterben ihrer Mutter dachte sie. Jede Einzelheit war ihr noch scharf im Gedächtnis. Jede weckte in ihr einen wehen Schmerz der Erinnerung. Das Sterbezimmer mit den weit offenen Fenstern, durch die aller Glanz und Duft von Julitagen und -nächten hereinkam. Die Stille, die schon um die Sterbende war und sie von denen trennte, die im Leben standen. Die körperliche Not — das ganze Elend des Verfalles. Letzte gestammelte Worte — letzter gebrochener Blick —

Der Friede toter lächelnder Züge unter ernstem Grün und bebendem Kerzenschimmer. Das offene Grab, das Glockenrufen durch den Sommernachmittag — welkende Blumen und die Stille des wieder verlassenen Gottesackers, in dem sich nur ein Hügel mehr an die andern reihte.

Eva Burgart rannen heiße Tränen über die Wangen. Konnte sie je an diese Dinge denken ohne das rasche Aufquellen aus tiefstem Herzensgrund?

Sie sah sich selbst auf dem Sterbelager — schaute nach dem andern Zimmer, durch dessen offene Türe sie das Bett aus schön gemasertem Mahagoni sehen konnte, in dem sie wahrscheinlich sterben würde.

Es berührte sie mit einem fernen, seltsamen Schauer. Aber sie konnte das Bild betrachten mit ruhigen Augen.

Ach — nicht d a s war der Tod, daß man dalag und litt und dann die Hülle abstreifte und unter die kühle Erde kam.

Sondern daß die Fichte hoch da oben stand, sonngebadet und windbewegt, und Eva Burgart nicht mehr daran vorübergehen würde —

Daß Lerchen sich jubelnd verloren in lauen blauen Weiten und Eva Burgart sie nicht mehr hören konnte —

D a s war der Tod.

Sie sprang auf — starrte angstvoll um sich. Eine furchtbare Verstörtheit war in ihr, ein wildes Sichempören.

Und während sie dastand mit jagenden Herzschlägen und hastenden Pulsen, sah sie einen lichten Zitronenfalter, den ersten, den das Jahr gebracht. Er hatte sich in den durchsichtigen Falten des fließenden Vorhangs gefangen und hing nun, schon wie leblos, die gelben Flügel weit gebreitet.

Die Not des zarten Geschöpfes drang wie ein leiser Schrei in des jungen Weibes eigne Sterbensnot. Sie schob das eigne Leid einen Augenblick beiseite, faßte den leichten Stoff, faltete ihn behutsam auseinander und nahm den Schmetterling mit sachten Fingern. Am offenen Fenster setzte sie ihn auf die flache Hand. Er spürte den Windhauch, schlug die leuchtenden Schwingen und flatterte auf der leise bewegten Luft ins Freie.

Eva sah ihm nach — ein lichter Punkt, der kleiner und kleiner wurde. Jetzt schimmerte er über der schwarz-weiß-roten Fahne — jetzt schwamm er im tiefen Blau. Auf und nieder, auf und nieder. Und die Sonne lag groß auf allen Dingen, und junge Geschöpfe gingen unten in der Straße und sangen.

Eva kniete am offenen Fenster nieder. Die ersten hellgelben Schlüsselblumen, die in einem Glase standen, streiften ihr kühl und duftend das Gesicht. Da legte sie den Kopf auf das Sims und weinte — weinte.





Die Kirche als Versammlungslokal

Von Dr. Heinrich Lütcke

Draußen auf dem Lande, fern der großen Stadt, ist die Kirche nur Poesie. Umgeben von den rostigen Barockkreuzen und verwitterten Renaissance-Epitaphien eines alten Gottesackers schaut sie herab auf die roten Ziegeldächer des alten Städtchens oder die ärmlichen Hütten eines kleinen Dorfs. Sonntags schallen ihre Glocken wie vor Hunderten von Jahren mit ernster Mahnung ans Ohr der leichtherzigen Kinder dieser Welt. Und sie kommen trotz Wind und Wetter, Bibel und Babel, Apostolikumsstreit, Haeckel und der ganzen neuen Zeit. Denn der Hirt ihrer Seelen ist ein würdiger Alter. Seine Rede zeigt nichts von der Klugheit hoher Schulen. Einfach und schlicht hütet er seine Schäflein auf der rauhen Weide des Lebens. Seine Weisheit ist die alte. Die Jugend verachtet sie. Aber sie zieht doch nur hinaus, Generation um Generation, um sie immer wieder zu finden. Dennoch gilt das Alte auf dem Land auch bei den Jungen. Sie leisten Widerstand zwar mit Worten und mit Werken, aber es fehlt dieser ewigen Obstruktion hier an der nötigen Beredsamkeit, die absolute Unbegrenzbarkeit ihres Lebensdursts als das jüngst entdeckte Prinzip alles Seins darzustellen.

Wie anders geht das, wenigstens zu unsern Zeiten, in der Stadt! Gewiß, auch hier läuten die Glocken alle Sonntag mindestens einmal. Aber es scheint, die Kirchen stecken zu sehr im Meer der Häuser. Der mahnende Ruf ihrer Türme bricht sich nur gar zu bald an den hohen Mauern des nächstliegenden Häuserblocks, dringt nicht mahnend in die Stille der sonntäglich gefegten Höfe.

Soll man sie größer und höher bauen?

Es wäre vielleicht ein Mittel, ihrem Ansehn wieder aufzuhelfen. Aber sie würden dann nur noch viel leerer aussehn, als sie's an sich schon sind.

Was nutzt auch einem Volk die Kirche, das nicht mehr nach friedlichen Symbolen verlangt?

Es ist nicht mehr modern, in die Kirche zu gehn, wenn Kirche ist. Man schämt sich der alten Symbole, die doch so tiefsinnig sind, daß sich die Logik von zwei Jahrtausenden dran geschärft hat. Man schämt sich überhaupt seines Gefühls!

Man geht in die Kirche, um sie wie ein Museum zu betrachten, weil hier ein alter oder neuer Künstler zu besehen ist, oder gelegentlich eines Kirchenkonzerts, für fünfzig Pfennige oder auch umsonst, oder bei der Kirchenwahl, nur möglichst nicht am Sonntag.

In Charlottenburg gibt's jetzt eine Kirche, in die kann man in der nächsten

Zeit auch Mittwochs gehn. Ein öffentlicher Anschlag am Kirchenportal macht's, wie zu Luthers Zeiten, allen bekannt.

Nun, ist das nicht schön und recht würdig? Gewiß, die katholische Kirche ist ja sogar jederzeit geöffnet. Dort brennt die ewige Lampe, und auf dem Altar im Tabernakel liegt die Hostie, der Leib des Herrn.

Welcher Freund der Kunst hätte nicht, ein gewisses Gefühl der Beklemmung im protestantischen Herzen, den Altargang eines katholischen Doms gekreuzt? Der Gläubige kniet nieder, dem Heiligsten seine Reverenz zu machen, wir aber drücken uns vorbei, als wären wir unsrer Sache doch nicht so ganz sicher.

Ja, es ist ein eigentümliches Ding um das menschliche Herz. Der Verstand, die Vernunft und ein Paar offene Augen können es tot machen, auf Stunden, Tage und Jahre. Bis sich auf einmal, wenn man's gar nicht mehr erwartet, eine Stimme darin regt, die jene lang verachtete Sprache der Kindheit spricht. Manch einer wirft darum alles über den Haufen, was er im Lauf seines Lebens mühsam mit der Kraft jugendlicher Gedanken aufgebaut hat. Von den klarsten Köpfen aber haben gerade die besten diese Stimme nie überhört, und so ist's gekommen, daß ein Kant und Darwin Christen geblieben sind.

Will man in der Trinitatiskirche zu Charlottenburg diese Sprache reden?

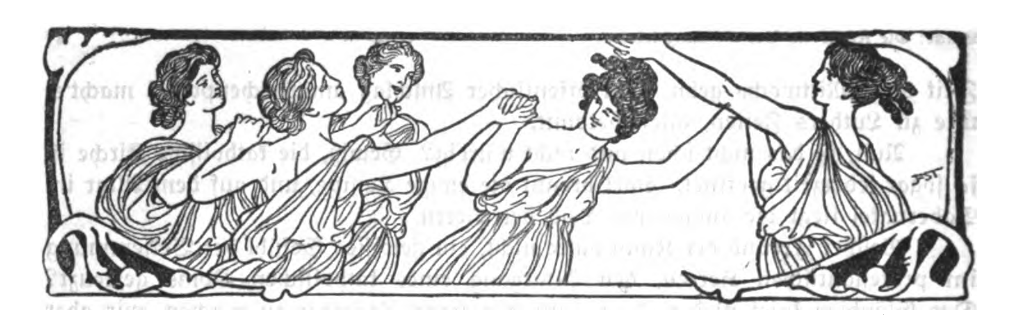
Es wäre zu wünschen. Die Themata, die sich die vier Pfarrer dort gewählt haben, sehen eigentlich nicht nach Frieden und Freude aus. In dieser Kirche, deren Name im Zeichen der heiligen Dreieinigkeit steht, spricht man Mittwochs über „Frauenstimmrecht in der Kirche“, die „Überwindung der Orthodoxie in der Zeit der Aufklärung“, ja man wird sich sogar die Frage vorlegen: „Wie entstand der Begriff des einen Gottes?“ und: „Muß ein Christ Sozialdemokrat sein?“ —

Mit dieser Fragestellung sticht man in ein Wespennest wilder Zweifel. Es soll hier kein Urteil darüber gefällt werden, ob die Pfarrer recht tun, die Kirche — wenn auch nur in der Woche — zum Versammlungslokal zu machen. Sie tun's vielleicht unterm Druck ihres liberalen Kirchenvorstands. Die Kirchenwahlen fielen hier mit 722 liberalen gegen 272 positive Stimmen überwiegend zugunsten des kirchlichen Liberalismus aus. Gemäßigt und auch nur geschmackvoll handeln die Herren kaum!

Sollen die Zeiten wirklich nicht mehr fern sein, wo man die Glocken läuten wird, um die Herzen der Menschen aufzuwühlen, um Verstand und Gefühl verzweifelt gegeneinander zu kehren, statt sie zu versöhnen? Wird man schließlich gar von der Kanzel herab mit dem freundlichen Bruder in Christo diskutieren wollen?

Gewiß, auch die Kirche ist schon Versammlungsplatz gewesen. Ambrosius harrte mit seinen Gläubigen vereint, singend und betend, Tag und Nacht im Gotteshause, und als Luther sich dem Papst widersetzte, brachen die Emporen unter der Last seiner Hörer. Aber hier handelte es sich nicht um bloße Meinungen. Die Gemeinde scharte sich um ihr Heiligstes, um damit zu leben und zu sterben. Es handelte sich nicht um Aufgabe erledigter Formeln, sondern um die Bewahrung alter Überlieferung in ursprünglicher Form.

Wenn man sich so gern auf Luther als den unentwegten Protestanten beruft, soll man doch nicht vergessen, daß er den Papst und die Kirche nur um ihrer Weltlichkeit willen tadelte.



Blätter vom vorigen Jahre

Von F. Becker

Der Baum vor meinem Fenster treibt die ersten Blätter.

Das alte grüne Wunder springt wieder in die Welt. In dürren Reisern schrillt das neue Leben aufwärts. Nur gegenwartsbewußt. Was war, versank. Was sein wird, gilt ihm gleich. Was ist — was ist, heißt die Parole.

So was an Unbekümmertheit und Zuversicht wie junge Frühlingsblätter an den Bäumen gibt's nicht wieder. Freude hängt an jeder Wimper. Ruckweise dehnen sie Minuten zu blitzenden Königreichen in die Weite. Rundherum am Baume.

Und wenn sie singen könnten, so liefe ein Choral in Spiralen um den Baum. Wenn sie singen k ö n n t e n? Aber horch — sie singen wirklich. Ganz fein und knospenzart zittert ihr junges Blätterlied in die Luft.

Auf einmal bricht es ab. Jäh bricht es ab. Was ist?

Drei Blätter vom vorigen Jahre haben „Halt!" gerufen. Drei Blätter vom vorigen Jahre hingen dürr und runzelhaft am Baume. Drei Blätter vom vorigen Jahre haben in das Frühlingslied hineingeraschelt.

„Wenn ihr wüßtet!" raschelten sie warnend und bogen greisenhafte Fingerstiele.

„W a s wenn wir wüßten?" sagten die grünen Frühlingsblätter fast erschrocken.

„Was nach dem Sommer kommt, ihr grünen Dinger", knisterten die alten Blätter müde. „Wir haben es erfahren — uns v e r g i n g das Singen, ihr grünen Springinsfelde!"

„Nun, was kam denn nach dem Sommer?" fragte ein beherztes grünes Blättlein, das sich eben auseinanderrollte.

„Das S t e r b e n!" raschelten die dürren Blätter und waren sehr verärgert, als sie sehen mußten, daß es keinen Eindruck machte.

„Das Sterben?" sagten die Grünen. „Was ist das, das Sterben?"

„Das ist, wenn man alt und gelb wird, wenn die Stürme kommen und die Lieder schweigen, wenn man brüchig wird und auf die Erde fällt und modert —"

„Aber ihr seid nicht gefallen?"

„Wir blieben übrig — wir haben den ganzen fürchterlichen Winter durchgemacht — wir wissen alles, alles — laßt euch warnen."

„Aber dann kommt doch wieder ein Frühling?"

„Das ist das schlimmste. Ein Täuscher und Verführer ist er, dieser Frühling. Uns tut er weh in allen Adern — laßt euch warnen — warnen ..."

Ein leichtes Frösteln überlief die grünen Blätter. Sie schwiegen.

„Warum starbt ihr nicht mit euren Brüdern, als der Sommer ging?" sagte endlich schüchtern eins der Grünen.

Aber die drei Blätter vom vorigen Jahre gaben keine Antwort mehr. Sie zogen noch einmal die eingefallnen Schultern mit unsäglicher Verachtung hoch — es schüttelte sie — und dann brachen sie mit einem leisen Knacken von den Zweigen — fielen — und starben.

Die Grünen sahen es und atmeten auf.

„Vor dem Sterben habe ich keine Angst", sagte eines.

„Eher vor dem Übrigbleiben, wenn die andern sterben", sagte ein andres.

„Wißt ihr was?" sagte ein drittes. „Wir wollen einmal nicht übrigbleiben, wir wollen herzhaft sterben, wenn es Zeit ist."

„Jawohl, das wollen wir", sagte ein viertes.

„Aber vorher wollen wir doch leben!" sagte das eben aufgerollte Blättlein. „Ich denke, wir haben schon zu viel der Zeit versäumt, ihr grünen Kameraden."

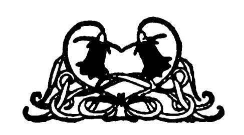
Und dann stimmten sie das Liedlein wieder an, das feine Frühlingslied, und spiralig lief das süße Klingen um den alten Baum.



Maria · Von Joh. Fr. Julius Koch

Maria durch den Garten ging,
Da schon die Sonne schied,
Und über blühenden Rosen hing
Es wie ein verträumtes Lied.

Ein letzter Sonnenstrahl erhellt
Ihr glühendes Angesicht, —
Du hegst und trägst das Licht der Welt,
Maria, und weißt es nicht.





Das Geheimnis der Perlen

In ihrem eigenartig weichen, ruhigen und doch so lockenden Schimmer machen die Perlen auf uns einen ganz anderen Eindruck als die farben- und lichtsprühenden Edelsteine. Dem Auge, das sich vor einem Kaufladen moderner Juwelenschätze eine Weile an der Farbenpracht und dem Lichtgefunkel prunkenden Edelgesteins geweidet, tut dann das feuchte, ruhig stolze Schimmern der Perlen erst recht wohl. Solchem Perlenzauber huldigten schon unsere ältesten Vorfahren. In Sage und Dichtung wird die Perle als Königin alles Schmuckes gepriesen. Überirdisch wie ihre Schönheit sei die Herkunft der Perlen. Sie sind Tränen, die ein Gott geweint, Himmelstränen, Tautropfen, vom Schoße der Muschel aufgenommen.

Wie aber entstehen die Perlen wirklich?

Diese Frage hat die Gelehrten schon lange beschäftigt. Allgemein liest man, daß die Bildung der Perlen auf das Eindringen von Sandkörnern und anderen Fremdkörpern zwischen Schale und Mantel gewisser Muscheln zurückzuführen sei, indem der Muschelmantel auf den Reiz hin um den Fremdkörper die glatte Perlsubstanz absondert. Auf direkte Beobachtung kann sich diese Behauptung keinesfalls stützen. Wenn beliebige Fremdkörper die Entstehung der Perlen veranlassen können, warum finden sich dann die Perlen nicht überall, nicht öfter? Läßt man eine Perle längere Zeit in Salpetersäure liegen, so löst sich der Kalk allmählich auf, die Perlenform aber verschwindet nicht, sondern bleibt als etwas aufgequollene Blase, welche mehrere feine, häutige Schichten um einen zentralen Kern organischer Natur erkennen läßt. War es also nicht irgend ein lebloses Hartgebilde, sondern ein in die Muschel eingedrungenes Lebewesen, das dann der Perlleib umwölbte? Auf diese Frage hat schon vor fünfzig Jahren Filippi Antwort gegeben, indem er in eingehenden Untersuchungen nachwies, daß es bei unserer großen Schwanenmuschel (Anodonta cygnea) ein Saugwurm ist, welcher in dieser Muschel die Perlenbildung veranlaßt. Der Arzt Dr. Küchenmeister wieder, der im Auftrage der sächsischen Regierung die Muschelbänke bei Bad Elster untersuchte, schrieb die Entstehung der Perlen einer Wassermilbe (Limnocharis) zu, welche ihre Eier in den Mantel von Fluß- und Teichmuscheln ablegt. Sehr eingehend haben dann Möbius (Die echten Perlen, Hamburg 1858) und besonders von Heßling (Die Perlmuscheln und ihre Perlen, Leipzig 1859) die Frage behandelt.

Nach allen diesen Forschungen sind die Perlen pathologische Bildungen, gewissermaßen „tierische Gallen“. Wie infolge schmarotzender Insekten auf verschiedenen Pflanzen allerlei Gallengebilde entstehen, so in manchen Muscheln die Perlen. Darüber liegen nun eingehende Forschungen von H. L. Jameson vor, welchen vor allem die eigentümliche Verteilung perlenbildender Muscheln in Neuguinea und in der Torresstraße dahinführte, nachzu-

forschen, welche ganz bestimmten pathologischen Einwirkungen zur Bildung der Perlen führen. Das Zusammenspiel all der da wirkenden Faktoren ist so interessant, daß eine Schilderung der sich abspielenden Vorgänge gewiß auch des Interesses der nicht fachmännischen Leser sicher sein kann.

Vorher sei uns aber zum besseren Verständnis der nachfolgenden Erörterungen eine Abschweifung ins Gebiet der Würmerkunde gestattet.

Allbekannt ist ein Plattwurm aus der Ordnung der Saugwürmer, der Leberegel (Fasciola hepatica), welcher bei Wiederkäuern, besonders bei Schafen, gelegentlich auch beim Menschen, in großer Menge in den Gallengängen schmarotzt und die berüchtigte „Leberfäule" der Schafe verursacht, welcher verheerenden Krankheit oft ganze Herden zum Opfer fallen. Der Lebenslauf dieses Parasiten ist ein recht bewegter, komplizierter. Die in großer Menge mit den Exkrementen der erkrankten Schafe abgehenden befruchteten Eier des Leberegels gelangen in das Wasser oder auf überschwemmte Wiesen. Aus den Eiern entwickeln sich bewimperte Larven, welche kleine Wasserschnecken (Limnaeus minutus) aufsuchen, in diese sich einbohren und hier zu runden, darmlosen Keimschläuchen (Sporozysten) ausgestalten, deren jeder 12—15 Keimballen enthält. Aus diesen Keimballen bilden sich wieder andere Larven, welche den Keimschlauch verlassen, in die Leber ihres Wirtes einwandern, und hier zu einer anderen Schlauchform, zu Redien werden. Aus einer solchen Redie entstehen mehrere neue Larven, Zerkarien, mit schwanzartigem Anhange. Diese Zerkarien verlassen die Redie und die Schnecke, schwimmen einige Zeit lebhaft im Wasser herum, heften sich dann an einer Pflanze an, werfen den Schwanz ab und bilden unter Schleimabsonderung um ihren Leib eine feste Kapsel. Gelangt nun eine solche Kapsel mit der Nahrung in den Magen eines Wiederkäuers, so löst der Magensaft die Kapselhülle auf, der freigewordene junge Leberegel wandert in die Leber seines Wirtes ein und bildet sich hier zum reifen Leberegel aus, der Kreislauf ist beendet. Wir haben es also da mit einem Tiere zu tun, welches, wie der Zoologe sich ausdrückt, einen Generationswechsel durchzumachen hat, ehe es zum geschlechtsreifen Tiere wird. Ein ähnlicher solcher Parasit nun veranlaßt im Verlaufe seiner komplizierten Entwicklung, für die er drei Wirte benötigt, die Entstehung der Perlen.

Und nun noch ein paar Worte über den Schalenbau der Muscheln. Bekanntlich sondert der Muschelmantel eine feste Kalkschale ab, welche aus zwei seitlichen, am Rücken verbundenen, selten vollkommen gleichen Klappen besteht. Die Innenfläche dieser Schale ist glatt und perlmutterglänzend, die äußere Oberfläche von mannigfacher Skulptur. Die Schale besteht aus kohlensaurem Kalk und einer organischen Grundsubstanz, dem Konchyolin. Ein Vertikalschnitt durch die Schale zeigt die blätterige Perlmutterschicht aus Konchyolin, darüber eine mächtige, aus großen, palissadenartig aneinandergereihten Schmelzprismen (Kalksäckchen) zusammengesetzte Kalkschicht, der Schmelzsubstanz der Zähne vergleichbar, dann eine äußere, hornige Schichte (Cuticula). Das Wachstum solch einer Muschelschale findet derart statt, daß die ganze Mantelfläche neue, konzentrisch gefaltete, farblose, innere Perlmutterlagen erzeugt und außerdem am freien Mantelrande peripherische Neubildungen, den äußeren, gefärbten Schalenteil und die hornige Außenschichte bilden. Durch solche Mantelabsonderungen um die zwischen Schale und Mantel eindringenden Fremdkörper entstehen auch die Perlen.

Verfolgen wir nun die Vorgänge, welche nach Jamesons Untersuchungen z. B. bei der bekannten eßbaren Miesmuschel (Mytilus edulis) zur Bildung der Perlen führen. Perlen erzeugende Miesmuscheln finden sich sehr zahlreich in dem kleinen Hafen von Billiers (Morbihan, Bretagne) in der Flutmündung der Villaine, während an allen benachbarten Küsten ebenfalls viele Miesmuscheln vorhanden sind, die aber keine Perlen führen. Das schon gab zu denken. Der die Perlen veranlassende Saugwurm (? Leucithodendrium somateriae) lebt in der Trauerente (Oedemia nigra), die sich vorwiegend von Miesmuscheln nährt. Mit den Exkrementen der Ente gelangen die Eier des Wurmes in das Meer, fallen zu Boden und kommen

mit dem Nahrungsstrom in Herzmuscheln (Cardium edule) und Venusmuscheln (Tapes decussatus). In diesen Muscheln wachsen die ausschlüpfenden Larven zu Keimschläuchen (Sporozysten) aus. Solche Keimschläuche finden sich insbesondere am Mantelrand der Muscheln vor. In diesen Keimschläuchen entstehen kriechende Larven (Zerkarien). In jungen Muscheln enthalten die Keimschläuche, etwa 0,5 mm im Durchmesser, 6—10 Zerkarien, in erwachsenen Muscheln die 40—50 mm langen Keimschläuche 100 und mehr Zerkarien. Diese Zerkarien verlassen nun ihren Wirt, kriechen auf dem Meeresboden herum, bis sie eine Miesmuschel auffinden, und dringen in deren Mantel ein. Damit ist der Anlaß zur Entstehung der Perle in der Muschel gegeben. Wird eine solche infizierte Miesmuschel von einer Trauerente verzehrt, so hat die Wurmlarve den Wirt gefunden, in welchem sie ihren Kreislauf beenden und zum geschlechtsreifen Saugwurm sich ausbilden kann. Jameson hat in einer Trauerente einmal an 6000 Saugwürmer vorgefunden.

Wie geht nun in der von der Zerkarie heimgesuchten Miesmuschel die Perlenbildung vor sich?

Die eingedrungene Larve, ein kleines, gelbliches Pünktchen von 0,5 mm Länge, geht durch den Mantel in das weichere Bindegewebe vor. Um sie herum bildet sich nun eine anfangs nur aus wenigen Zellen bestehende Epithelschicht. Diese platten Vieleckzellen vermehren sich und kleiden den Hohlraum aus. Der Perlsack hat sich gebildet. Dieser beginnt dann Konchyolin auszuscheiden und ganz so, wie sich die Muschelschale bildet, entsteht die Perle. Die Wurmlarve kann, ehe sie noch ganz umschlossen ist, wieder entweichen. Bleibt sie aber, wie dies meistens der Fall ist, dann finden sich, nachdem sie vor Ablauf von zwei Jahren zugrunde gegangen und zerfallen ist, ihre Überreste in der Perle vor. Wandert die Larve aus, um aber gleich in nächster Stelle zu verbleiben, dann entsteht eine Doppelperle. Die Perle selbst wächst weiter. In zwölf Jahren kann sie die Größe einer kleinen Erbse, in zwanzig Jahren die gewöhnliche Größe der Perlen einer Flußperlmuschel erreichen.

Untersucht man den Bau einer Perle, so kann man einen Kern und die eigentliche Perlenmasse unterscheiden. Den Mittelpunkt bilden die Überreste oder die Ausscheidungen der Wurmlarve. Um ihn herum sieht man eine kuglige Masse strahlenförmig angeordneter Kriställchen. Dann kommt die verkalkte organische Ausscheidung der Muschelhaut, die aus Perlmutter bestehende eigentliche Perle. (Neuestens hat A. Rubbel eingehende Untersuchungen über den Aufbau und die Bildung der Perlen bei unserer Flußperlmuschel angestellt. Untersucht man die Struktur der Muschelschale, so kann man, wie schon ein Schnitt durch eine Perle größerer Art zeigt, vier Schichten unterscheiden. Im Hinblick auf die Lage der freien Perlen im Muschelleibe unterscheidet man sechs Gruppen von Perlen: 1. Ligamentperlen in der in das Muschelschloß hineinziehenden Mantelfalte; 2. Perlen vom Vorderrand der Mantelplatte; 3. Perlen aus dem Bereich der Mantellinie; 4. Perlen vom Mantelrand; 5. Perlen vom Rande des hinteren Schließmuskels und 6. Muskelperlen. Eine besondere Art Perlen sind die sog. Schalenperlen, die sich im Mantel der Muschel bilden, an die Schale verlagert mit dieser verschmelzen. Im Gegensatz zu der Perlenbildung bei den Seemuscheln bilden sich die Mantelperlen der Flußperlmuschel ganz unabhängig von dem Vorhandensein eines Schmarotzertiers.)

Es war zwischen den Zeilen zu lesen, daß es mehrere Muschelarten gibt, welche Perlen erzeugen. Schon Plinius sagt: „Wie es scheint, ist es nicht nur eine Muschelart, welche Perlen erzeugt." „Aelian nennt", sagt Schleiden, „noch einen Strombus, Aldrovandi eine Murexart, König eine Voluta; man fand Perlen in Gartenschnecken, in Trochusarten, bei Patellen, Fissurellen, Haliotisarten." Dem gelehrten Mönch Albertus dem Großen gerieten beim Austernschmause zehn Perlen zwischen die Zähne. Die eßbare Miesmuschel, Steckmuscheln, die große Hippopus, sogar die Riesenmuschel Tridakna führen Perlen. Die kostbarsten, schönsten Perlen aber liefern doch nur die echte Perlmuschel (Meleagrina meleagris) und die Flußperlmuschel (Margaritiana margaritifera), und auch diese nicht überall in gleicher Schönheit.

Nach Jameson ist die parasitische Entstehungsweise der edlen Perlen noch von einer ganzen Reihe von Forschern weiter verfolgt worden. Hornell und Shipley haben uns die Lebensgeschichte des Bandwurmes Rhynchobotrius oder Tetrarhynchus unionifactor, der die Perlenbildung in den Muscheln der Perlenbänke Ceylons veranlaßt, geschildert. Als winzige Larve lebt dieser Parasit freischwimmend im Meere, gelangt dann mit der Planktonströmung in die geöffnete Perlmuschel, wandert aus dem Nahrungskanal in die Gewebe der Muschel, verkapselt sich hier als Finne und gelangt, wenn seine Wirtin von einer Roche verspeist wird, in diesem Raubfische zur Ausbildung zum fertigen, geschlechtsreifen Bandwurme. Kapseln sich solche Bandwurmlarven früh und noch genügend klein im Muschelleibe ein, so veranlassen sie die Perlenbildung. Neuestens haben T. Southwell und J. C. Kerkham, ersterer der wissenschaftliche Leiter, letzterer der Überwacher der Muschelzucht und Perlenfischerei der Ceylon Company, unsere Kenntnis über diesen Erzeuger der Ceylonperlen erweitert. Fütterungsversuche an abgesperrten Fischen haben ergeben, daß für ihn nur zwei Wirtstiere, ein Hai oder eine Roche und die Perlmuschel, in Betracht kommen. Wie aber die Muscheln infiziert werden und wie die erste freischwimmende Wurmlarve wirklich aussieht, weiß man noch nicht. Man weiß also heute, daß Perlen nichts anderes als zu Kugeln umgewandelte Muschelschalen sind und daß bei den Perlmuscheln des Meeres diese Umwandlung durch Parasiten hervorgerufen wird. Eingehende Untersuchung der Bodenverhältnisse und der Lebensweise der Perlmuscheln hat ergeben, daß die Muschellarven in den 6—9 Tagen ihres Larvenstadiums frei herumschwärmen und junge Muscheln plötzlich in großen Mengen in Gebieten auftreten, wo sie früher fehlten, daß so von den indischen Küsten jährlich Unmengen neuer Muschelbrut in die Gebiete der ceylonesischen Perlenbänke einwandern, im Norden aber die Strömungsverhältnisse günstigere sind, woraus sich die größere Ergiebigkeit an Perlen in den verpachteten Gebieten erklärt.

Wie bei den Edelsteinen nicht die Größe allein den Wert bedingt, hängt auch der Wert einer Perle neben der Größe vor allem von der Farbe und dem Glanz, der Gestalt, der Glätte, dem Gewichte ab. Es gibt sandkorngroße, sogenannte Perlsamen, bis haselnuß- und taubeneigroße, grüne, gelbliche, rote, violette, hellblaue, silberweiße und wieder pechschwarze Perlen. Das Perlenideal ist eine völlig runde, silberig milchweiße, charakteristisch glänzende, etwas durchscheinende Perle ohne den Farbenschiller der Perlmutter. Der unbeschreiblich milde Glanz solcher Perlen rührt davon her, daß die Perle das durchgehende Licht derart zerstreut und zurückwirft, daß dieses wieder austritt und sich mit dem direkt von der obersten Schichte zurückgeworfenen Lichte mischt. Je dünner, durchscheinender und farbloser die Perlenschichten sind, um so herrlicher ist solcher Perlenglanz. Gelingt es, zu einer solchen tadellosen Perle gleichgroße Perlen von ebenbürtiger Schönheit zu finden, dann hat jede der Perlen erhöhten Wert. So ist erklärlicherweise der Wert der Perlen ein sehr verschiedener. Man hat für eine einzige Perle hunderttausende Mark bezahlt. Die Perle, welche Kleopatra bei einem Antonius zu Ehren veranstalteten Prunkmahle in Essig aufgelöst getrunken haben soll, wurde mit 1½ Millionen Mark bewertet. Julius Cäsar schenkte der Mutter des Brutus eine Perle, welche über 900 000 Mark gekostet hatte. Die berühmte Perle „Peregrina", welche Diego de Temes im Jahre 1579 an den Hof Philipps II. gebracht hatte, wurde vom Hofjuwelier auf 100 000 Dukaten geschätzt. Eine der herrlichsten Perlen aus neuerer Zeit befindet sich in der Raritätensammlung der Gebrüder Zosima in Moskau. An 28 Karat schwer, völlig rund und undurchbohrt, von schönstem Silberglanz, gleitet sie auf einem feinen Batisttuche wie eine große Quecksilberkugel hin und her.

Die reichsten Perlenbänke der Welt befinden sich bei Ceylon, an der Westküste der Insel und den Küsten des gegenüberliegenden Festlandes, im Persischen Golf, im Roten Meere, an den Inseln des Großen Ozeans, an der kalifornischen Küste und im Meerbusen von Mexiko und Panama. Die schönsten Perlen kommen von Ceylon. Es hört sich wie eine Schilderung aus dem Goldwäscherleben an, wenn man über die Perlfischerei an dem ungesunden, sonnen-

durchglühten Gestade Ceylons liest. Von allen Gegenden kommen auf den Ruf der Regierung die Taucherboote herbei. Tausende und tausende Menschen strömen zusammen. Im Nu erheben sich die Zelte und Buden all der Händler und Verkäufer. Abenteurer, Gaukler, Diebe treibt die Aussicht auf Gewinn herbei. Ein Kriegsfahrzeug zu Wasser, Soldaten auf dem Lande überwachen den Fang und die Ausladung der Muscheln. Reiche Inder auf prächtigen Tragsesseln unter kostbaren Sonnenschirmen sehen dem bunten Treiben zu. Die in kleine Haufen verteilten Muscheln werden öffentlich versteigert. Nach Maßgabe der Mittel steigert alles mit, auch die Soldaten. Um ein paar Groschen ersteht der eine ein halbes Dutzend Muscheln und findet dann vielleicht eine kostbarste Perle; ein anderer opfert ein paar Pfund Sterling für einen großen Muschelhaufen und geht leer aus. Ein wahres Lotteriespiel.

Um welche Summen es sich bei der Perlfischerei handelt, möge daraus hervorgehen, daß sich allein der Ertrag der Perlfischerei im Persischen Golf, der heute freilich kaum mehr den zehnten Teil ausmacht, auf 300 Millionen Pfund Sterling belief. Ganz verschwindend dagegen ist der Ertrag aus der Gewinnung der Perlen unserer Flußperlmuschel, deren Fischerei in Sachsen noch heute Regel ist, aber kaum die Betriebskosten deckt. Vom Mai bis zum September üben in Schottland die Fischer die Perlenfischerei aus. Es werden da alljährlich für etwa 60000 Mark Perlen gefunden.

Über Perlenfischerei und Perlenhandel möge der sich hierfür interessierende Leser in den früher genannten Abhandlungen von Möbius und v. Heßlings oder in Brehms „Tierleben", welches aus diesen Werken zitiert, nachlesen. Hier aber sei schließlich noch eine Frage erörtert, ob nämlich der Mensch, der ja der Natur so vieles zu ökonomischer Ausnützung abgelernt hat, nachdem er einmal hinter das Geheimnis der Perlenschöpfung gekommen ist, in die Perlenentstehung nicht fördernd eingreifen, nicht, wenn man sich so ausdrücken will, künstliche „echte Perlen" schaffen könnte.

Schon Linné soll eine nicht vollständig bekannt gewordene Methode, durch Anbohrung der Muscheln die Perlenvermehrung künstlich zu fördern, entdeckt haben. Schon seit Jahrhunderten verstehen es die Chinesen, die Perlenbildung mit Erfolg zu beeinflussen. Für die Perlenbildung benützen sie eine große Teichmuschelart (Anodonta plicata). Die Muscheln werden behutsam mit einem platten Perlmutterspatel geöffnet und dann verschieden geformte, mit dem Safte der Kampferfrüchte gefüllte Pillen oder kleine metallene Figürchen zwischen Mantel und Schale eingeschoben. Besonders geeignet für solche künstlich herbeizuführende Perlmutterabsonderung sind Formen aus der Schale der echten Seeperlmuschel. Der starke Reiz nötigt das Muscheltier, sich krampfhaft an die Schale zu drücken, wodurch die eingeschobenen Fremdkörper sich um so fester anlegen. Die so vorbehandelten Muscheln werden dann in Abständen voneinander in Teiche oder eigene Kanäle gelegt und erst nach 1—3 Jahren wieder heraufgeholt und nach Perlen untersucht. Wo der Perlenkern nicht aus Perlmutterlage besteht, wird die Form wieder herausgenommen, durch geschmolzenes Harz ersetzt und die Öffnung mit einem Stückchen Perlmutter verschlossen. Solch künstlich veranlaßte Perlen sollen den echten Perlen an Glanz und Schönheit kaum nachstehen; freilich sind sie nichts weniger als rund.

Es liegt nahe, daß man solch künstliches Eingreifen auch bei unserer Flußperlmuschel versucht hat. Doch haben die von v. Heßling sowohl in Versuchsaquarien als in kalkhaltigem fließenden Wasser vorgenommenen sorgfältigen Versuche den Beweis erbracht, daß sich unsere Perlmuschel für solche Perlenzucht nicht eignet, und auch der Vorschlag Filippis und Küchenmeisters, durch Regelung der Parasiteneinwanderung die Perlenbildung zu fördern, keinen materiellen Erfolg verspreche. Der Grund liegt in dem unserer Perlmuschel eigentümlichen dunklen Farbstoffe, welcher von der Nahrung des Tieres herrührt und der Schalensubstanz sich beimischt. Wie so oft im Naturleben, sagt v. Heßling, geht es auch hier; die gleiche Ursache, welche Hoffnungen auf schöne Erfolge nährt, zerstört sie auch wieder; der Farbstoff der Epidermis veranlaßt die Perlbildung und verhindert, daß die erzeugten Perlen edle werden.

Aber v. Heßling selbst hat schon betont, daß es viel richtiger sei, statt eine künstliche Perlenvermehrung anzustreben, durch Berücksichtigung der Nahrung und Vermehrung der Perlmuscheln eine natürliche, rationelle Perlenzucht zu erzielen. Die Muscheln bedürfen viel Wasser, und zwar Wasser von der richtigen chemischen Beschaffenheit. Verschiedene an die organische Nahrung gebundene Farbstoffe hindern die Bildung schöner Perlen. Bäche mit frischem Quellwasser und reinem Grunde sind der Bildung schöner Perlen zuträglicher, als Gewässer mit reichlichem Pflanzenwuchs, viel Schlamm, Abflüssen aus Fabriken und moosigen Wiesen. Dann darf vor allem die Vermehrung der Muscheln nicht einerseits durch Beunruhigung der jungen Brut, andererseits durch zu häufige Fischerei — die Perlen wachsen ja ohnehin sehr langsam — in Frage gestellt werden. Da waren frühere, heute in Vergessenheit geratene strenge Vorschriften viel bedachtsamer. Allen diesen Anforderungen müßte doch wohl in rationell gehaltenen Perlmuschelanlagen zu entsprechen sein!

Aber ungleich wichtiger wäre es, in das Leben der Seeperlmuschel fördernd einzugreifen. Handelt es sich doch hier um ganz gewaltige Summen, und ist es doch höchste Zeit, die völlige Erschöpfung einst so berühmter ertragsreicher Perlenbänke hintanzuhalten. Haben uns verschiedene eingehende Untersuchungen gezeigt, nicht nur wer in den Meeresmuscheln zur Perlenbildung den Anstoß gibt, sondern auch welchen Lebenskreislauf diese Perlenerwecker durchmachen, aus welchen Wirten sie in die perlenbildenden Muscheln gelangen und in welchen Wirten sie ihren Lebenszyklus beschließen, welche Rolle Herzmuscheln, Venusmuscheln, Miesmuschel, Eider- und Trauerenten im Perlenwerden spielen, dann ist uns auch der Fingerzeig gegeben, was wir dazu zu tun haben, diesen Kreislauf in ungestörtem Gange zu erhalten. Die perlenführenden Miesmuscheln finden sich nur an ganz bestimmten Plätzen, in Ästuarien und vom Land umgebenen Kanälen, nur in am Boden sitzenden, nicht an Pfählen aufsitzenden Muscheln. Sollen also die günstigen Vorbedingungen vorhanden sein, welche das Entstehen vieler Perlen ermöglichen, dann müssen die Trauerenten, in welchen die Wurmlarve ihre Entwicklung beenden kann, hinreichend zahlreich vorhanden sein, dürfen die Herz- und Venusmuscheln, in welchen die aus den Enten in das Wasser gelangenden Wurmeier zur Weiterentwicklung gelangen sollen, nicht fehlen, und müssen diese Muscheln am Meeresboden leben und die Wasserströmung hinreichend sein, um diese Saugwurmeier in die Muscheln gelangen zu lassen, müssen schließlich die Miesmuscheln vorhanden sein, in welchen die einwandernden Wurmlarven die Perlenbildung anregen und welche als Entennahrung die letzten Wirte wieder infizieren sollen. Es soll aber auch der jungen Muschelbrut Zeit und Ruhe zu ihrer Weiterentwicklung, den Muscheln Zeit zur Bildung schöner Perlen gegönnt werden. All das sollte doch durchführbar sein. Hat man es frühzeitig, seit Jahrhunderten schon, und immer besser verstanden, den Lebensbedingungen der viel empfindlicheren und anspruchsvolleren Auster so genau gerecht zu werden, daß diese in den verschiedenen Austernparks alljährlich hunderte Millionen schmackhafter Tiere für den Handel liefert, so ist es wohl zu erwarten, daß es immer eingehenderen Versuchen in nicht zu ferner Zeit und hoffentlich nicht zu spät nicht nur gelingen wird, in richtiger Schonung und rationeller Vorsorge die schon halberschöpften Perlenbänke zu retten und wieder zu gutem Ertrage zu bringen, sondern auch in künstlich angelegten Perlmuschelzüchtereien alle die unerläßlichen Vorbedingungen der Perlenbildung zu bieten und schöne, wertvolle Perlen erstehen zu lassen. Die großen Werte, um die es sich da handelt, sind fleißiger Versuche in dieser Richtung wohl wert! Die Untersuchungen über die Vorbedingungen der Perlenentstehung haben heute schon zu mancherlei Vorschlägen der Verbesserung der Perlenbänke geführt. So hat man auf den Perlenbänken von Ceylon zur Methode des „cultching“ und des „transplanting“ gegriffen. In Durchführung der ersteren werden seit sechs Jahren systematisch auf den sandigen Meeresboden Felsstücke, bis jetzt etwa 10 000 Tonnen, versenkt, um den jungen Muscheln passende Ansiedlungsplätze zu schaffen. Beim transplanting holt man mit Tauchern oder mit Dredge und Trawl die Klumpen, zu denen sich die schwärmenden Muschellarven auf dem Meeres-

grunde zusammenballen, und die aus Mangel an Raum und Nahrung zugrunde gingen, herauf und versenkt sie dann unter geeigneten Vorsichtsmaßregeln in muschelfreien Gebieten des Meeres. Hauptfeinde der Perlmuscheln sind die Kugelfische und ihre Verwandten, die mit ihrem mächtigen Gebisse die Muscheln samt der Schale zermalmen, die Rochen, Haie, verschiedene Seeschildkröten, Seesterne. Man hat junge Muschelanlagen zum Schutze mit horizontalen Drahtnetzen überspannt. Aber auch parasitische Krankheiten, die verderbliche Seuchen im Gefolge haben und ganze Bänke vernichten können, zu starke Meeresströmungen, Versandungen gefährden die Erträgnisse der Perlenbänke.

Dr. Friedrich Knauer



Der vogelfreie Schuldner

Unser Gesetz weist auf dem Gebiet der Zwangsvollstreckung schwere Schäden auf. Das Gesetz hätte zwei Aufgaben zu erfüllen: Einmal, den Gläubigern böswilliger Schuldner auf kürzestem Wege zu ihrem Recht zu verhelfen, andererseits dem ehrlichen und auf seine Gesundung hinarbeitenden Schuldner vor rigorosen Gläubigern zu schützen.

Beide Aufgaben erfüllt das Gesetz in seiner heutigen Fassung nicht. Es zeigt sich vielmehr in der Praxis, daß gerade der böswillige Schuldner sich durch Schiebungen aller Art seinen Verpflichtungen entziehen und seine Gläubiger narren kann, während der ehrliche Schuldner sich von rigorosen Gläubigern in den Ruin jagen lassen muß, ohne daß der Staat eine Handhabe zu seiner Rettung bietet. Die Zahl derer, die auf diese Weise zugrunde gerichtet werden, ist unübersehbar.

In einer Broschüre „Die vogelfreien Schuldner" (Berlin 1912, Karl Curtius, ℳ 1.—) hat Martin Bürgel reiches Material zusammengetragen und in der „Deutschen Richterzeitung" weiter ergänzt.

Wenn man hört, daß die deutschen Schuldner jetzt jährlich 30 Millionen Mark Kosten für die gerichtliche Feststellung von etwa 50 Millionen Mark Forderungen aufbringen müssen, die von den Schuldnern gar nicht bestritten werden, so genügt diese Tatsache allein schon, um das ganze System des heute geübten Zwangsverfahrens als verfehlt zu kennzeichnen. Mit Recht fragt Bürgel: „Sind die Beklagten, denen zu einer nicht zu tragenden Schuldenlast von 50 Millionen Mark allein für Kosten noch weitere 30 Millionen aufgeladen werden, vom Gesetz nicht stiefmütterlicher behandelt als im Verhältnis die Lasttiere, bei denen Gesetz und Sitte gegen das Unmögliche zu Felde ziehen?"

Alltäglich und zahllos sind die Fälle, in denen der gutgesinnte Schuldner durch die hohen Kosten des gegen ihn eingeleiteten Verfahrens schwer geschädigt, oft vernichtet wird. Ein alltägliches Beispiel:

„Der Reisende einer Tuchfabrik verkauft einem Schneider Stoffe, die angeblich in der nächsten Saison hochmodern und leicht verkäuflich werden sollen. Hinterher stellt sich das Gegenteil heraus, der Schuldner bleibt mit den alten Stoffen sitzen und soll zahlen, was er nicht kann. Der Gläubiger droht mit Klage und den entstehenden Kosten. Schließlich nimmt er vier kurz hintereinander fällig werdende Akzepte des Schuldners von je 250 ℳ, die dieser nicht einlösen kann, weil sich nicht ein Meter von der Ware verkaufen läßt. Es kommt zum Klagen. Hat der Schuldner einen moralischen Anspruch an den Gläubiger, daß dieser ihm Frist gibt und eventuell seine Forderung auf dem billigsten Wege geltend macht, d. h. im Mahnverfahren? Gesetzlich nicht! Der Gläubiger zieht es vor, jeden Wechsel einzeln einzuklagen. Dadurch entstehen folgende Kosten:



4 × Prozeßgebühr	ℳ 24.—	
4 × Verhandlungsgebühr	„ 12.—	
4 × Kostenfestsetzung	„ 4.—	
4 × Pfandauftrag (Hauptforderungen)	„ 12.—	
4 × Pfandauftrag (Rechtsanwaltskosten)	„ 4.—	
4 × Pfandauftrag (Gerichtskosten, die nachträglich erfordert und festgesetzt sind)	„ 4.—	ℳ 60.—
4 × Auslagenpauschale (Klagen)	ℳ 16.—	
4 × Pauschsatz 1. Pfandauftrag	„ 8.—	
4 × 2. Pfandauftrag, Pauschsatz	„ 8.—	
4 × 3. Pfandauftrag, Pauschsatz	„ 8.—	ℳ 40.—
an den gegnerischen Rechtsanwalt		ℳ 100.—

ℳ 40.— Schreibgebühren für die Ausfüllung von 12 Wechselklageformularen und 12 Formularen an den Gerichtsvollzieher zur Vornahme der Pfändung und ca. 32 gedruckte Formularbriefe an den Kläger sind doch wohl etwas mehr als reichlich bemessen!

Die Barauslagen für die Formulare betragen	ℳ 3.—
Die Barauslagen für den Schreiber	„ 2.—
	ℳ 5.—

die der arme Schneidermeister mit ℳ 40.— ersetzen muß.

Der Pauschsatz beträgt im Zwangsvollstreckungsverfahren wegen der Kosten 200 % der eigentlichen Gebühren!

Der Beklagte hatte auf Grund des Klagevorgehens des Tuchfabrikanten zu zahlen:

an den Anwalt	ℳ 100.—	
an den Anwalt, Leistungsgebühr	„ 20.—	
Gerichtsvollzieherkosten	„ 32.—	
Gerichtskosten	„ 33.20	ℳ 185.20

Das spielte sich innerhalb acht Wochen ab.

Hätte der Gläubiger einen Zahlungsbefehl selbst beantragt, wären ca. ℳ 20.— Kosten entstanden, bei vier Zahlungsbefehlen ℳ 40.— bis ℳ 50.—. Ob die Differenz von ℳ 150.— für den beklagten Schneidermeister von Bedeutung war? Um sie wieder zu verdienen, muß er fünf bis sechs Anzüge machen, d. h. einen Monat fleißig arbeiten."

Während es in diesem Falle nur mit einer, wenn auch verhältnismäßig recht empfindlichen Schädigung des Schuldners sein Bewenden hatte, zeigt das folgende, dem offiziellen Gerichtsbericht entnommene Beispiel, wie aus dem vom Staate durch keine Schranke gehemmten Verfolgungsrecht des Gläubigers sich eine Tragödie entwickeln kann: „Vor der vierten Strafkammer des Landgerichts I zu Berlin war der frühere Inhaber einer großen Futtermittelfabrik angeklagt, die anfänglich sehr gut ging. Infolge plötzlich eintretender schlechter Konjunktur ließen die Geschäfte jedoch sehr bald nach. Der Zusammenbruch folgte gleich darauf, zu einem Konkursverfahren kam es mangels jeglicher Masse überhaupt nicht. Der Angeklagte nahm den Kampf um die Existenz mit aller Kraft auf, da er vier unmündige Kinder zu ernähren hatte. Er fand auch eine Anstellung bei einer Firma in Altona, bei der er sich so gut bewährte, daß diese ihn mit der Leitung einer in Berlin neu zu errichtenden Filiale betraute. Wie der Angeklagte vor Gericht behauptete, wären *seine Gläubiger*, als sie kaum erfahren hatten, daß er eine gutbezahlte Stellung innehatte, *förmlich über ihn hergefallen und hätten ihm mit allen möglichen Zwangsmitteln das Geld abgenommen.* Da er ein Einkommen von über 5000 ℳ hatte, so wäre es möglich gewesen, auf Grund einer verständigen Einteilung und einer sachgemäßen Verständigung nach

und nach sämtliche Gläubiger zu befriedigen, so daß niemand Schaden erlitten hätte. *Da aber mehrere Gläubiger drohten, sich an seine Firma zu wenden, so daß er wahrscheinlich seine Stellung verloren hätte, so habe er in der Verzweiflung die am schlimmsten drängenden Gläubiger von den Geschäftsgeldern befriedigt.* Dieser Zustand habe ihn mit der Zeit so kopflos gemacht, daß er schließlich selbst ganz erstaunt gewesen sei, als es sich bei der Aufdeckung seiner Veruntreuungen ergab, daß er sich über 12 000 *M* angeeignet hatte. Das Gericht erkannte trotz der Höhe der unterschlagenen Summe nur auf neun Monate Gefängnis unter Abrechnung von zwei Monaten der erlittenen Untersuchungshaft, außerdem wurde der Angeklagte sofort aus der Untersuchungshaft entlassen."

Mit Recht darf man wohl an einen solchen Fall die Frage knüpfen: Sind die Gläubiger, die wissen mußten, daß der Angeklagte sie von seinem Gehalt nicht befriedigen konnte, nicht den *Hehlern* gleich zu bestrafen?

Es herrscht in Laienkreisen allgemein die Ansicht, daß der Staat den Schuldnern wenigstens *das Recht auf Leben und Essen* zuerkennt. Auch das trifft nicht zu! Vielmehr erkennt das Gesetz das Recht auf Leben und Essen nur den Schuldnern zu, die es bis zu einem Jahresverdienste von 1500 *M* gebracht haben. Bürgel beweist dies in seiner Broschüre wie folgt: Es sind für die Gläubiger gesetzlich pfändbar von dem Gehalt eines Privatangestellten oder — Beamten alle Beträge über 1500 *M* hinaus, das heißt bei einem Einkommen

von	1500 *M*	0	pfändbar			
„	2400 „	900	„	=	37½ %	pfändbar
„	4800 „	3300	„	=	68¾ %	„
„	10 000 „	8500	„	=	85 %	„
„	20 000 „	18 500	„	=	92½ %	„

Bei einem Einkommen über 12 000 *M* hinaus reichen die verbleibenden 1500 *M* nicht zur Bezahlung der Staats- und Gemeindesteuern aus, so daß das Gesetz tatsächlich solchen Schuldnern nicht einmal das Recht auf Leben und Essen zuerkennt. Es legt ihnen die Pflicht auf, 85—92½ % der ganzen Einnahme an die Gläubiger, den Rest an den Staat und die Kommune für Steuern abzuführen; Leben, Essen, Trinken, Wohnen, Kleiden fallen für solche besonders intelligente Schuldner völlig aus.

Aber es kommt noch schlimmer. Böswillige Gläubiger finden sogar Mittel und Wege, um den Schuldner in seiner Erwerbstätigkeit lahmzulegen. Eine soeben erschienene Broschüre „Gelehrte und Schriftsteller sind als solche nicht geschützt" (Hans-Sachs-Verlag, München, Leipzig, 1913; *M* —.60) erbringt erschöpfenden Beweis für diese beschämende Tatsache. Der § 811 der Zivilprozeßordnung für das Deutsche Reich gewährt angeblich Schutz gegen Übergriffe rabiater Gläubiger, indem er bestimmt, daß bei Künstlern, Handwerkern, gewerblichen Arbeitern und anderen Personen, welche aus Handarbeit oder sonstigen persönlichen Leistungen ihren Erwerb ziehen, die zur persönlichen Fortsetzung der Erwerbstätigkeit unentbehrlichen Gegenstände nicht der Pfändung unterworfen sind. Der Sinn dieser Bestimmung ist nicht mißzuverstehen. Es soll dafür gesorgt werden, daß dem vermögenslosen Schuldner mit seinem Handwerkszeug nicht die Möglichkeit genommen wird, aus dem Ertrag persönlicher Arbeitsleistungen seine Schulden aus der Welt zu schaffen, sich nach einem wirtschaftlichen Zusammenbruch wieder aufzurichten. Sehr schön! Allein die ganze Schutzmaßnahme wird für einen bestimmten Stand einfach aufgehoben dadurch, daß Gaupp-Stein im Kommentar zu § 811 ZPO. aus dem Reichstagsstenogramm den lapidaren Satz folgert: „*Gelehrte und Schriftsteller sind als solche nicht geschützt.*" Mit andern Worten: Der intelligente Schuldner ist im Lande der Dichter und Denker vogelfrei. Denn jener ergänzende Zusatz deckt ohne weiteres jede richterliche Entscheidung, die den Geistesarbeiter auspowern läßt bis aufs Blut. Man sehe sich an, welche Gerichtsbeschlüsse eine solche unglaublich widersinnige und un-

gerechte Bestimmung zeitigt. Eine Münchener Zivilkammer erkannte die Pfändung der Bibliothek eines Schriftstellers als zu Recht vorgenommen mit folgender Begründung an: „Es kann dahingestellt bleiben, ob der Schriftsteller und insbesondere der Redakteur einer Zeitschrift überhaupt durch die Vorschrift des § 811 Nr. 5 ZPO. geschützt ist (Gaupp-Stein, Anmerkung IV. 1 zu § 811 ZPO. Bd. 22, S. 375). Jedenfalls läßt sich nicht der allgemeine Satz aufstellen, daß die Bücher eines Schriftstellers (Redakteurs) grundsätzlich als zur Fortsetzung seiner Erwerbstätigkeit unentbehrlich anzusehen sind. Dies wird vielmehr nur in Ausnahmefällen von einzelnen Werken besonderer Art angenommen werden können, da im allgemeinen ein Schriftsteller oder Redakteur sich die notwendigen Bücher auch leihweise zu verschaffen vermag. Sache des Schuldners wäre es deshalb gewesen, nachzuweisen, daß gerade das Eigentum an den einzelnen gepfändeten Büchern ihm zur Fortsetzung seiner Erwerbs. tätigkeit unentbehrlich ist. Diesen Nachweis hat er nicht erbracht."

Wer nur eine blasse Ahnung von der Tätigkeit eines Schriftstellers hat, der weiß, daß ein solcher Nachweis — im Augenblick der Pfändung! — überhaupt nicht erbracht werden kann. Gesetzt den Fall, der Schuldner schreibt in diesem peinlichen Augenblick an irgendeiner seichten Plauderei, die kein Material, also auch keine Bücher erfordert. Dann kann man ihm die ganze Bibliothek nehmen. Hat er eine historische Arbeit unter der Hand, so wird er vielleicht angeben können, ein Geschichtswerk und ein Atlas seien ihm unentbehrlich. Dann wird man ihm antworten, beide seien in jeder öffentlichen Bibliothek zu haben, also brauche er sie nicht zu eigen. Tatsächlich ist die Notwendigkeit des Eigentums „nur in Ausnahmefällen" nachzuweisen, wenn es sich beispielsweise um ganz seltene Drucke handelt, über die der Besitzer just im Augenblick der Pfändung schreibt. Der Fall ist natürlich so selten, daß er für die Praxis nicht in Betracht kommt. Ob der Schriftsteller schnell oder so langsam arbeitet, daß der Erfolg und damit der Zweck der Arbeit in Frage gestellt wird — das ist dem Gericht gleichgültig, obwohl die Sicherung einer ständigen Arbeitsbereitschaft für den journalistisch tätigen Schriftsteller der wichtigste Grund für die Anschaffung einer Bibliothek ist und obwohl die Kommentatoren ausdrücklich feststellen, daß eine nutzbringende Erwerbstätigkeit durch § 811 gesichert werden soll. Überdies leistet doch keine öffentliche Bibliothek Bürgschaft dafür, daß der Schriftsteller das von ihm verlangte Buch sogleich und ohne besondere Umstände erhält. Im Gegenteil! —

Es ist hier nur eine kleine Auslese von Mißständen gegeben, die durch eine ungesunde Rechtsprechung fortzeugend Böses gebären. Die Zahl der Fälle ließe sich nach Belieben erweitern. Ein Blick ins praktische Leben läßt diese Dinge als geradezu ungeheuerlich, als einen Hohn auf alle Vernunft und Gerechtigkeit erscheinen. Von der Menschlichkeit schon gar nicht zu reden! Will man mit einer Reform wieder so lange warten, bis sich die Sozialdemokratie der Sache annimmt und darüber mit unzähligen neuen Anhängern quittiert? Anhängern nicht zuletzt auch aus den für ihre höhere Intelligenz bestraften Kreisen. Sie könnten leicht den Spieß umdrehen und dem Vater Staat ganz empfindlich zu Gemüte führen, daß die Intelligenz auch noch zu anderen Dingen tauglich ist, als sich durch eine jenseits von Gut liegende Rechtsmoral ausrauben und nackt auf die Straße werfen zu lassen!

Neomalthusianismus

Thomas Robert Malthus, der vor hundert Jahren seine bekannte Theorie vortrug, wonach jeder Bevölkerung die Neigung innewohnen soll, viel schneller zu wachsen als die Mittel für ihren Unterhalt, hat mit seiner Mahnung zu „moralischer Selbstbeschränkung" (Moral restraint) wenig Erfolg gehabt. Die Zahl der Bewohner unseres Erdteiles ist im neunzehnten Jahrhundert von 180 auf 400 Millionen angewachsen, trotz jener

gewaltigen Auswanderung nach überseeischen Ländern, der es hauptsächlich zuzuschreiben ist, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die 1800 wenig über 5 Millionen Menschen ernährten, heute 90 Millionen Einwohner haben. Was dem Malthusianismus indes nicht gelang, scheint dem Neo-Malthusianismus um so besser zu glücken. Seitdem sich diese moderne Bewegung der Propaganda für jene Praktiken widmet, die es gestatten, die Kindererzeugung einzuschränken, ohne den Geschlechtsverkehr zu beschränken, nimmt um die Mittelpunkte unseres Kulturlebens herum die Zahl derer unheimlich rasch zu, die es sich zur Aufgabe setzen, die soziale Frage im Sinne der Malthusschen Lehre zu lösen. Der Zweck soll ja die Mittel heiligen. Erwies es sich als unmöglich, die Menschheit zu einer sittlichen Selbstbeschränkung zu erziehen, weshalb sollte man es da nicht mit einer unsittlichen versuchen, wenn der gleiche Zweck damit zu erreichen ist?

Professor A. Lacassagne von der Lyoner Universität hat in einem Pariser Blatt an einer Reihe von Daten berechnet, daß in Frankreich jährlich eine halbe Million Verbrechen gegen das keimende Leben begangen werden. Es hätten sich hierfür förmliche Gewerbe herausgebildet, zu deren Vertretern Ärzte, Hebammen usw., und nicht bloß ledige, sondern auch verheiratete Frauen ihre Zuflucht nehmen. Die Mittelpunkte dieses Gewerbes seien Paris und Genf. Paris bediene nicht nur Frankreich, sondern auch England, und werde namentlich von London viel in Anspruch genommen.

Durch diesen Artikel hatte sich seltsamerweise gerade das führende sozialistische Organ in Frankreich, Jaurès' Humanité, besonders empfindlich getroffen gefühlt. Das Blatt sucht die Anwendung der neomalthusianischen Praktiken in Arbeiterkreisen mit der Zunahme der materiellen Not zu rechtfertigen. In den letzten zehn Jahren seien die Löhne der Pariser Arbeiter höchstens um 20 Prozent, dagegen die Preise der notwendigsten Lebensmittel, Brot, Fleisch, Milch, Kartoffeln, Kaffee usw., um 50 Prozent gestiegen. Die Löhne seien also um ein Fünftel, die Preise der unentbehrlichen Lebensmittel um die Hälfte gestiegen. Da wo früher 5 Franken zum Unterhalt einer Familie, Vater, Mutter und Kind, genügten, reichten jetzt 5,50 Franken nicht mehr hin. „Der Herr Professor Lacassagne," meint die „Humanité" dazu, „wird nun begreifen, warum diese Hungerleider trotz des nationalen Interesses sich weigern, einen Hungerleider mehr in die Welt zu setzen".

Die „Humanité" vergißt, daß ein Hungerleider mehr auch einen Kämpfer mehr bedeutet und daß ein Proletarier, der bereit ist, seine eigene Behaglichkeit zugunsten seiner Nachkommenschaft zu opfern, einen ganz anderen Eifer für die Hebung der materiellen Lage seiner Klasse entwickeln muß, als einer, dem Wohlleben über Kindersegen geht. Im Jahre 1890 geschah es in Frankreich seit hundert Jahren zum erstenmal, daß die Zahl der Todesfälle die der Geburten überstieg. Nur zeitweilig ergab sich seitdem wieder ein kleiner Geburtenüberschuß; aber im Jahre 1907 wurden schon 20 000 Menschen weniger geboren, als starben. Zum erstenmal im Laufe eines Jahrhunderts war die Geburtenzahl unter 800 000, auf 774 000 herabgesunken, die in den mittleren Jahren des zweiten Kaiserreichs eine Million zu überschreiten pflegte. Man muß nach der „Humanité" annehmen, daß die französischen Arbeiterkreise an diesem Rückgang stark beteiligt sind. Warum haben sich aber dann in den letzten zwanzig Jahren nicht die Wirkungen gezeigt, die die Neomalthusianer von ihren Praktiken angeblich erwarten? Warum sind die Löhne langsamer gestiegen als die Nahrungsmittelpreise, trotzdem sich die Zahl der Hungerleider verminderte? Sollte der Neomalthusianismus etwa das Gegenteil von dem bewirken, was mit ihm beabsichtigt wird?

Das ist sehr wahrscheinlich, denn in Frankreich wie in England und Deutschland ist der jüngsten Abwärtsbewegung der allgemeinen Lebenshaltung eine längere, stetige Aufwärtsbewegung bei rascher Volksvermehrung voraufgegangen. So kommt es immer, wenn der Mensch der Natur ins Handwerk zu pfuschen sucht. Lebensstarke Geschlechter fragen nicht danach, wovon die leben sollen, die nach ihnen kommen. Sie setzen so viel Kinder in die Welt,

als es ihnen möglich ist, und überlassen es, soweit ihre Kräfte nicht mehr ausreichen, diesen selbst, sich durchzubringen.

Bekanntlich sind auch bei uns in Deutschland schon weite Kreise, besonders in den Großstädten, vom Neomalthusianismus verseucht. In Berlin ist in dem Zeitraume von 1876 bis 1905, also in dreißig Jahren, die Verhältniszahl der Geburten, auf je 1000 Einwohner berechnet, von 42,21 auf 25,03 stetig und fortschreitend zurückgegangen. Und auch hier läßt sich wahrnehmen, daß die Proletarier die den höheren Gesellschaftsschichten entsprungene Unsitte eifrig mitmachen. Warum aber sind polnische und italienische Arbeiter dagegen immun? Der polnische Proletarier, der aus den Ostmarken in die westlichen Industriestädte zieht, bringt es dort trotz gestiegener Lebensmittelpreise bei niedrigen Löhnen fertig, sich nach und nach so viel zusammenzusparen, daß er in der Heimat ein Stück Land erwerben, mit Hilfe einer Polenbank ein Häuschen darauf bauen und eine Familie gründen kann, die sich selbst unterhält, während er aufs neue nach dem Westen wandert, um ihm die Mittel für die Aufzucht seiner Kinder abzuschröpfen. So setzt sich das Slawentum auf Kosten des Deutschtums durch. Roosevelt hatte schon recht, als er den Neomalthusianismus „Rassenselbstmord" nannte.

Otto Corbach



Napoleon I. als Dichter

Bereits auf Korsika, als er dort in einer Schule für Jungen und Mädchen Lesen und Schreiben lernte, übte sich Napoleon Bonaparte — so wird im „Tag" erzählt — fleißig in Reimereien. Ehe sein Glücksstern nach der Belagerung von Toulon durch die Streitkräfte des französischen Konvents im Jahre 1793 aufging und der Vierundzwanzigjährige noch nicht für seine hervorragenden Dienste dabei zum Brigadegeneral mit einem Gehalt von 12 000 Franken befördert worden war, befand er sich in mißlichen Vermögensverhältnissen und ging, um diese zu verbessern, seine entweder 1785 in Valence oder während seines 21monatigen Urlaubs 1786/87 in der Heimat begonnene Tragödie „Hektors Tod" zu vollenden, von der er, dank seiner Bekanntschaft mit Mimen, Schauspielern und Schauspielerinnen des Théâtre Français in Paris, dort eine Aufführung erhoffte. Doch über das Einflicken einer beträchtlichen Anzahl von Alexandrinern kam Bonaparte damals nicht hinaus. Nachdem er jedoch als erblicher Kaiser der Franzosen am 2. Dezember 1804 in der Kirche zu Notre-Dame in Paris gekrönt worden, und bevor sein Trachten einzig darauf ausging, der Weltgeschichte ihren Lauf vorzuschreiben, kitzelte es ihn aufs neue, sein Jugendwerk auf der Bühne dargestellt zu sehen und dafür als Dichter, wenn auch nur von den in die Verhältnisse Eingeweihten, Lorbeeren zu ernten. Der Professor und Dichter der Dramen „Ninus II.", „Die Tempelritter" und „Artaxerxes", Luce de Lancival, wurde daher von ihm beauftragt, „Hektors Tod" für die Aufführung umzuarbeiten und daran, wo es geboten erschien, zu feilen. So wurde das Stück als eine Arbeit Lancivals beim Théâtre Français eingereicht, aber einstimmig als schlecht zurückgewiesen. Lancival fühlte sich durch das ablehnende Urteil, weil er, bei Lichte besehen, ja bloß ein Verbesserer gewesen, nicht im geringsten gekränkt. Anders hingegen geberdete sich Napoleon I., da er sich indirekt als talentloser Dichter bloßgestellt glaubte. Eines Tages, als die Schauspieler wieder einmal sich zum Lesen neu eingelaufener Bühnenwerke versammelt, trat ein Stallknecht des Kaisers in den Saal und überbrachte ihnen den so lautenden Befehl des Monarchen: „Die Histrionen des Théâtre Français werden, vom heutigen Tage an gerechnet, binnen einem Monat die Tragödie aufführen, die zu verwerfen sie die Keckheit und Dummheit hatten. Napoleon." Selbstverständlich jagte nun eine Probe des Stückes die andere. Konnte man eine von ihnen bei Tage nicht erledigen, gut, so wurde sie wohl oder übel eben

nachts, nach der Vorstellung, noch ohne Murren beendet. Auf diese Weise wurde noch vor der vom Kaiser gegebenen kurzen Frist die Aufführung von „Hektors Tod" ermöglicht. Das Publikum, das wohl durch Andeutungen da und dort in Zeitungen den Namen des Autors ahnte, bereitete dem Werke eine höchst beifällige Aufnahme. Ihm schloß sich die Kritik aller Journale, mit Ausnahme derjenigen von Geoffroy, vom Journal des Débats, an. Weil dieser Voltaires letztes Schaffen in Artikeln getadelt, hielt man ihn damals noch für einen unbedeutenden Geist und hatte ihn deshalb im Glauben gelassen, Luce de Lancival sei, wie auf dem Theaterzettel zu lesen war, der Verfasser. So wurde denn in Paris die Tragödie, die heute wohl fast niemand dort mehr mit Behagen liest, als eines der ersten Meisterwerke der französischen Literatur in schier überschwenglicher Weise gepriesen. Geraume Zeit, bevor seine Autoreneitelkeit seiner Tragödie durch Befehl auf der Bühne einen Platz verschaffte, hat Napoleon Bonaparte sich fernerhin schriftstellerisch betätigt in einem während seines zweiten Aufenthaltes auf Korsika, vom Herbst 1789 bis Januar 1791, entstandenen und mißlungenen Gedichte zu Ehren der Freiheit, sowie in dem nach seiner Flucht zu Schiff am 11. Juni 1793 nach Toulon in Marseille veröffentlichten Gespräche „Das Nachtmahl des Beaucaire", in dem ungereimte und sehr gewagte revolutionäre Grundsätze in Menge aufgestellt und nicht mit sonderlichem Geschick zu verteidigen versucht werden.



Das schmerzlose Sterben

Ist das Sterben so furchtbar, wie man es sich vorzustellen pflegt und wie es auch in der Literatur oft dargestellt wird?

Professor C. A. Ewald glaubte in einem in Wien gehaltenen Vortrage unbedenklich behaupten zu dürfen, daß fast niemand sich des Augenblicks seines Todes bewußt wird und die Empfindung eines Todesschmerzes hat. Nicht das Sterben, sondern die vorausgegangene Krankheit ist es, die einzelne Sterbende fast bis zum letzten Augenblick dulden läßt. Aber dann wird auch ihnen das Bewußtsein umnachtet, der Engel des Todes umhüllt ihre Seele mit dichtem Schleier und trägt sie davon. Ich habe in meinem Berufe viele Hunderte von Menschen sterben sehen und an vielen Sterbebetten gesessen — ausnahmslos wiederholt sich dieselbe Erfahrung: bewußt- und schmerzlos gleiten sie in den ewigen Schlaf hinüber. Gebärden, die auf Qual und Schmerz hindeuten: der so gefürchtete Todeskampf, das fürchterlich klingende Rasseln über den Lungen, das oft tagelang andauert, erscheinen uns schrecklich, — dem Kranken respektive Sterbenden sind sie es nicht, weil er sich zu allermeist bereits in jenem apathischen Zustand befindet, in dem alle Eindrücke in verringerter Energie oder gar nicht mehr empfunden werden. Aber weil sie eine Qual für die Umgebung des Sterbenden sind, sollte man in Krankenhäusern Sorge tragen, daß besondere Sterbezimmer eingerichtet werden. Die Kranken auf den allgemeinen Sälen sterben zu lassen und allenfalls einen Schirm vor das Bett zu stellen, ist im höchsten Maße inhuman und grausam. Und was für die Krankheiten gilt, das gilt auch für den Tod durch Unglücksfälle. Soweit uns Nachrichten darüber zu Händen sind — es handelt sich um Personen, die wieder ins Leben zurückgerufen wurden —, ist das Empfinden im Augenblick des Ertrinkens, des Abstürzens, des Verblutens keineswegs auf den Tod gerichtet oder sich in einer Todesgefahr bewußt, sondern wird entweder von gleichgültigen oder sogar von angenehmen Vorstellungen, in denen allerlei Vorkommnisse des früheren Lebens mit vollster Deutlichkeit auftauchen, eingenommen. Daraus mag sich dann der Mythus entwickelt haben, daß dem Ertrinkenden sein ganzes vergangenes Leben mit Blitzesschnelle in dem Moment des Sterbens an dem inneren Auge vorüberzöge. Ja selbst von denen, die von einer Kugel

plötzlich durch den Kopf geschossen oder unter dem Messer der Guillotine gefallen oder von elektrischen Funken getötet sind, läßt sich auf Grund physiologischer Erfahrungen mit Sicherheit annehmen, daß ihr Tod völlig schmerzlos erfolgt ist.



Die Mode

Die Damenmode „mit den herausgeschnürten Hüften, der prallen Taille und den faltenlos gerundeten Sitzpartien kennzeichnet Klara Ebert in der österreichischen Zeitschrift „Neues Leben":

„Sie hat sich mit allem erdenklichen Raffinement dazu entwickelt, die sinnliche Lüsternheit der Männer zu wecken und hat in dieser Hinsicht in dem geraden Korsett den Gipfelpunkt erreicht. Die Frauen, die vom Manne leben, sei es nun als Vampyre der Halbwelt, sei es als Ehedirnen — Frauen, die sich als Ware dem Meistbietenden unter der Sanktion der ‚Ehe' verkauften — haben, um den Mann zu ködern, diese Mode geschaffen, Tausende äffen sie gedankenlos nach. In ihr ging die Keuschheit des ganzen Geschlechts unter, und die Demi-vierge (Halbjungfrau), die mit frech vorgeschnürtem und entblößtem Busen sich auf dem Balle den Blicken fremder Männer preisgibt, hat ihre Jungfräulichkeit entweiht. Unsere herrschende Kleidung ist unsittlich, unschön, gesundheitsschädlich. Bisher hörte man fast immer nur das letztere betont, seltener von Künstlern das Unschöne, fast gar nicht das erste. Und doch ist das Unsittliche daran für uns Frauen von unabsehbarer Bedeutung. Im heutigen Kleide stempelt sich das Weib zum Geschlechtswesen des Mannes. Ihr Alpha und Omega ist, jene Körperteile, die sie dazu machen, recht zur Geltung zu bringen.

‚Pfui!' höre ich manche Leserin rufen über diese drastischen, aber leider wahren Worte. Damit meine ich nicht, daß alle, die sich so kleiden, diese Zwecke verfolgen. Gewiß nicht. Die meisten tun es gedankenlos, unbewußt. Aber jetzt sollen sie zu denken beginnen und alles abwerfen, was sie zu dem animalen Weibchen herabdrückte, jeder Schönheit und Menschenwürde bar. Wenn wir Frauen ‚freie Menschen' werden wollen, müssen wir uns eine Kleidung schaffen, die diese niedrigen Zwecke oder auch nur den Schein ausschließt, die unsere und unserer Nachkommen Gesundheit gewährleistet und schön zugleich ist, nicht bloß ‚nicht häßlich' — nein, schön in edlen Linien, schön in erhebendem und erhabenem Sinne, fern von aller Gewöhnlichkeit.

Wenn John Ruskin, dieser große Schönheitsapostel, sagt: ‚Ein Leben ohne Kunst ist Vertierung', so fasse ich das so auf, daß bei dem hochstrebenden, nach Adel ringenden Menschen alles von Schönheitsgefühl durchdrungen und geleitet sein soll, das Große wie das Kleine, wie wir uns benehmen, ja, wie wir essen, was immer wir tun und treiben, wie wir uns kleiden, da doch die Kleidung ein Hauptausdruck unserer Persönlichkeit sein sollte."

„Diese Mode mit ihren ewig neuen (und doch alten) Nouveautés, die von Pariser Dirnen und von spekulierenden Fabrikanten in die Welt gesetzt werden, ist aber, wie eine Mitarbeiterin des „Vorwärts" bemerkt, „das verhätschelte Kind der herrschenden Klasse. Sie wird von dem tonangebenden Bürgertum freudig aufgenommen und kann daher erst verschwinden, wenn die Gebräuche und Sitten dieser Gesellschaft verschwinden, das heißt, andere Formen annehmen. Sittliche und künstlerische Einwände vermochten nicht, hier Wandel zu schaffen. Erst dem Mahnwort biologisch denkender Ärzte, die auf die verderblichen Wirkungen der Modekleidung hinwiesen, ist eine Schar kulturstrebender Frauen gefolgt, die in gesundheitlicher Erkenntnis, in dem Verein für Verbesserung der Frauenkleidung, den Leib des Weibes von der Mißhandlung der Modefesseln zu befreien suchte. Gesundheitliche Erkenntnis brachte dann das korsettlose Gewand, die sogenannte Reformkleidung hervor, die im Anfang leider nur

ein unschöner Reformsack war. Manche Frau lehnte sie ab, weil ihr künstlerischer Geschmack dabei zu kurz kam. Allmählich wuchs aber das praktische Zweckgebilde, das es im Anfang nur war, zu einem harmonischen Gewand heraus, dessen Stoff, Farbe, Form und Schmuck von einheitlichen Gesetzen des organischen Gestaltens diktiert wurde. Diese vier Elemente wurden als Belebungsmittel in der bewußten Absicht angewandt, den Eindruck der Sonderart zu steigern. Will man aber die Grundgesetze des organischen Gestaltens beachten, damit das Frauenkleid wird, was es sein sollte, wie Gertrud Prellwitz sagt, ein ‚liebevoller, unbewußter Ausdruck der eigenen Art‘, so muß man zuvor ein Gebot erfüllen, das heißt: ‚Tue Geld in deinen Beutel!‘

Neben der Geldfrage spielt aber auch das Verständnis und die richtige Auffassung eine Hauptrolle. Der Weg zur Erkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung. Dem Modeunfug der herrschenden Klasse (darin wollen sie alle „herrschende Klasse“ sein. D. T.) zu steuern, ist ein vergebliches Bemühen. Haben mir doch selbst die Leiter der ersten maßgebenden Berliner Konfektionsgeschäfte gesagt: ‚Wir wollen keine bleibende Mode, wir wollen stets etwas Neues bringen‘, als ich ein Kleidmodell empfahl, das sich im Handel als bleibende Frauentracht Eingang verschaffen wollte. Sich an die Vernunft der Modedamen zu wenden, ist ebenso zwecklos.

Dieser Auffassung war auch der Regierungskommissär St. Just, als er mit einem Regierungsukas dem Modeunfug — aus patriotischen Gründen — beizukommen suchte. Während der französischen Revolution erließ dieser energische Herr in Straßburg folgenden kurzen Befehl: ‚Die Bürgerinnen von Straßburg werden eingeladen, die deutschen Moden abzulegen, weil ihre Herzen französisch sind.‘ Dieser Verfügung der französischen Regierung wurde gehorcht, denn die Gewalt stand hinter ihr. Um dem Unfug ein Ende zu machen, müßte man auch bei uns Gewalt anwenden. Das geht aber nicht, denn Kultur kann man nicht mit Gewalt erzwingen. Es bleibt also nur übrig, die Modedamen sich selbst und unserem Spott zu überlassen. Jedenfalls entspricht diese Halbweltmode dem inneren Wert der deutschen wie der französischen Modedamen.“



Monte Carlo

Die Spielhölle Monte Carlo müßte ihr Gewinnkonto auf weit über die Hälfte herunterstreichen, wenn — die Deutschen nicht wären. Denn gerade sie, in deren Heimat am schärfsten gegen das Glücksspiel vorgegangen wird, haben, wie Oberstleutnant a. D. Klein-Soustelle in einem Vortrage im Berliner Architektenhause (freilich nicht als Erster!) feststellen mußte, den stärksten Anteil an dem Spielumsatze französischer und andrer Spielbanken. In Monte Carlo sind 70 v. H. aller Spieler deutsch, und in Frankreich werden alljährlich 54 Millionen Mark deutschen Geldes beim Spiele umgesetzt.

Im Jahre 968 war Monako die Burg eines Seeräubers, im 14. Jahrhundert siedelte das von den Ghibellinen vertriebene Geschlecht des Welfen Grimaldi sich dort an, und der jetzt regierende Fürst, ein Sprößling dieses Geschlechts, gab dem aus Deutschland ausgewiesenen Herrn Blanc die Erlaubnis, die Spielbank zu errichten. Blanc erbaute Monte Carlo und pachtete es bis zum Jahre 1963. Wo einstmals Ziegenherden weideten, stehen jetzt die wundervollen Gebäude Montes, wie es kurz genannt wird. Weltberühmte Künstler beteiligten sich an der Vollendung des Werkes, dessen Schönheiten leider nur von den wenigsten dort weilenden Fremden genossen werden. Die Oper, an der Künstler wie die Patti und Schaliapine gewirkt haben, die Motorbootrennen und sonstigen Lustbarkeiten sind das Werk Blancs, der dadurch die Fremden anlocken wollte und auch anlockt. Inmitten blühender, üppiger Gärten liegt das Kasino, und abseits, ganz versteckt, der Selbstmörderkirchhof. Namenlose Kreuze, mit Nummern versehen,

ragen aus der Erde, und die Toten, die man dort begräbt, werden, um Aufsehen zu vermeiden, in einer Klavierkiste begraben. Um 10 Uhr vormittags füllen die Räume des Kasinos sich; pünktlicher erscheint kein Beamter an seinem Pult, als der Spieler am grünen Tisch. Der Neuling betritt die Säle durch eine besondere Pforte; am Eingange muß er seinen Paß vorzeigen und erhält eine Eintrittskarte. Leute in untergeordneten Stellungen erhalten keinen Eintritt; verfügt man dagegen, wie der „Baron“ Korff-König, über einen klangvollen Namen, so genügt die Visitenkarte als Ausweis. In allen Sälen stehen lange grüngedeckte Spieltische mit Einbuchtungen an den Seiten, in denen die Croupiers ihres Amtes walten. Am einen Ende des Tisches sitzt der „chef de la table“, am andern überwachen zwei Croupiers die Ein- und Auszahlungen. An jedem Tische können 16 Spieler sitzen, die übrigen drängen sich in dichten Reihen dahinter. Kostbare Toiletten und Geschmeide kann man bewundern, aber man kann diese Geschmeide vielleicht schon wenige Stunden später überraschend billig kaufen. „Occasion à tout prix“ prangt in großen Lettern an fast allen Schaufenstern der Juwelierläden, und dem Spaziergänger werden oft genug wertvolle Schmucksachen zu Schleuderpreisen angeboten. An den Tischen sitzt die Gräfin neben der aufgetakelten Halbweltdame, Herren aller Berufsstände stehen Schulter an Schulter mit Leuten, denen die Verbrechernatur vom Gesichte abzulesen ist. „Faites votre jeu — rien ne va plus!“ Atemlose Stille, die Kugel rollt, klappert, steht still. Das leise Lachen eines glücklichen Gewinners wird hörbar, einige Gesichter werden blaß, und dort schleicht jemand von dannen, der das letzte Silberstück verloren hat. Nun könnte er sich eine Kugel vor den Kopf schießen und sich in der Klavierkiste begraben lassen; aber noch winkt ihm eine Rettung. Mr. Blanc ist ein „kulanter“ Geschäftsmann. Eine kurze Bemerkung über die Dauer seines Aufenthalts und die Höhe seines Verlustes genügt. Am nächsten Tage findet der ruinierte Spieler einen Beamten auf dem Bahnhofe vor, der ihm heimlich eine Fahrkarte zweiter Klasse und einen Zehrgroschen zusteckt. Erfahrene Leute wissen sich diese Vergünstigung auch dann zu verschaffen, wenn sie nicht alles Geld verloren haben; kommen sie aber wieder nach Monte Carlo, so müssen sie das Reisegeld zurückerstatten, sonst werden sie von den alles beobachtenden Geheimagenten des menschenfreundlichen Herrn Blanc umsonst an die frische Luft befördert. Der Beobachter des Betriebes unterscheidet bald zwei Arten von Spielern: die leidenschaftlichen, die sinnlos ihre Einsätze verdoppeln und gewöhnlich verlieren, und die leidenschaftslosen, gewerbsmäßigen Spieler, die mit einer Feldherrnmiene Tausende einstreichen oder verlieren. Eine Abart von ihnen sind die „Systemspieler“, die durch ein besonderes Verfahren die Bank sprengen wollen. Aber es gibt weder ein sicheres Verfahren, noch läßt die Bank sich sprengen; denn durch die Beschränkung des Einsatzes und die Einrichtung, daß „Zero“ zu ihren Gunsten ausschlägt, hat die Bank sich vor dauernden Verlusten gedeckt. Herr Blanc ist durch die Dummheit seiner Mitmenschen reich geworden und bezahlt das ganze Fürstentum Monako mit allem, was drum und dran hängt. Er selbst ist seines Erfolges so sicher, daß er sich erboten hat, das Kasino sofort zu schließen, wenn ihm jemand nachwiese, daß er mit einem „Verfahren“ täglich sicher 5 Franken gewinnen könne. Manchmal sind große Gewinne erzielt, aber immer wieder verloren worden. Ein Mann namens Garcia gewann drei Millionen Franken, verlor sie wieder und trieb sich 20 Jahre als Bettler herum. Der Engländer Wells gewann eine Million, verlor sie aber ein halbes Jahr später mit seinem Heimatvermögen wieder. Als er darauf zum Betrüger wurde, kam er ins Gefängnis, aber die Zeitungen schweigen die Sache tot, denn Herr Blanc zahlt jährlich zwei Millionen Mark Schweigegelder an die italienische und französische Presse. Nur mit einem amerikanischen Korvettenkapitän hatte er Pech. Der kam mit seinem Kriegsschiff nach Monako und verlor all sein Geld, einige Staatsgelder noch dazu. Gleichmütig ging er an Bord, richtete alle Geschütze gegen das Kasino und ließ dem entsetzten Herrn Blanc mitteilen, daß er alles in Grund und Boden schießen würde, wenn er sein Geld nicht wieder bekäme. Und Herr Blanc zahlte! —

Auf einer — natürlich sehr bald verbotenen — Ansichtskarte in Monte Carlo befand sich ein sehr hübsches Bild. Auf der einen Seite gingen die dicken Wollschafe in ein Haus (es soll der Spielbank geglichen haben), auf der anderen Seite kamen sie geschoren wieder heraus. Aber — „alle“ werden sie nie.



Volkstümliche Heilmittel

Mit erfreulicher Unbefangenheit ließ Geh. Medizinalrat Professor Posner vor dem Berliner „Verein für Volkskunde“ der volkstümlichen Heilkunst kürzlich Gerechtigkeit widerfahren. Vielfach, so führte er (nach einem Bericht von O. Monke in der „Kreuzzeitung“) aus, ist heute nicht nur dem Nichtfachmann, sondern auch dem Arzt das Bewußtsein des Zusammenhangs unsrer Heilmittel mit der lebenden Pflanze verloren gegangen. Die Geschichte der Arzneiwissenschaft zeigt, daß die Beobachtungen, Erfahrungen und Überlegungen der Naturvölker über die Bekämpfung der Krankheiten recht wertvoll waren. Das gilt vor allem von den Mitteln, die Hirten, weise Frauen usw. erprobten. Der Priester im Mittelalter, besonders die Benediktiner, nahmen die volkstümliche Heilkunst auf und schufen eine Art Arzneiwissenschaft, die also eine zweifache Wurzel hat. Vorzugsweise Pflanzenstoffe dienten als Heilmittel, und in Schlesien läuft das Volk noch heute lieber in den Kräuterladen als zum Arzt. Wie die wissenschaftliche Heilkunst aus der volkstümlichen hervorgegangen ist, zeigen am besten die aus Pflanzen der heißen Zone gewonnenen Mittel. Das Wechselfieber (Malaria) war in Südeuropa längst bekannt, als 1638 die Gattin des spanischen Ministerresidenten in Peru, Gräfin del Cinchon, dort daran erkrankte. Es wurde ihr ein in Lima gebräuchliches volkstümliches Heilmittel, eine Abkochung der Rinde von Cortex Chinae, ursprünglich „Guina“-Rinde genannt, empfohlen, die so überraschend wirkte, daß die Gräfin die Rinde später mit nach Europa nahm, wo in Italien sprachlich aus dem Guina „China“ wurde, obwohl das Mittel mit dem chinesischen Reiche nichts zu tun hat. Um die Verbreitung machten besonders die Jesuiten sich verdient. Die Holländer pflanzten den Baum auf Java an; später kam er nach Indien. Die analytische Chemie stellte den wirksamen Bestandteil, das Chinin, in voller Reinheit dar, wie in ähnlicher Weise aus dem längst bekannten Mohnsaftstoff, dem Opium, durch einen Apotheker in Einbeck bei Hamburg das Morphin bereits gewonnen war. Ebenso ist unser Salizin (von Salix, Weide) ursprünglich als volkstümliches Heilmittel in Gestalt von getrockneten und gepulverten Weidenblättern benutzt worden. Dazu wurde von 99 verschiedenen Weidenbäumen je ein Blatt gepflückt. Das bekannte schmerzstillende Mittel Kokain verdankt seinen Ursprung der Beobachtung, daß Bewohner von Peru und Bolivia gewisse Blätter kauten, um bei anstrengender Arbeit die Ermüdung zu bekämpfen. Man ermittelte (1857), daß dadurch das Gefühl der Zungennerven abgestumpft wurde, und fand 1888, daß die Empfindungsnerven des Auges dadurch vollständig sich lähmen lassen. So gewann man ein schmerzstillendes Mittel, das zahlreichen ärztlichen Eingriffen die Schrecken genommen hat. Als wirksames Heilmittel gegen Augenkrankheiten stellte man das Atropin aus dem Saft der Tollkirsche, Atropa, her, die den Bestimmungsnamen Belladonna davon erhalten hatte, daß daraus ein Schönheitsmittel, das die Pupille vergrößert, gewonnen wurde. Auch die Giftigkeit war längst bekannt, wie der Name Atropa, abgeleitet von dem der Parze, die den Lebensfaden abschneidet, besagt. Digitalis wurde bereits 1210 von Walther von der Vogelweide als „Fingerhut“ benannt, aber erst 1542 in die Heilkunde als Mittel gegen Herzleiden eingeführt. Seltener fanden Gesteine in der Heilkunst Verwendung, doch ist es kein Zufall, daß das Wort Brille dem Namen Beryll, einem Bergkristall, ähnlich klingt, denn daraus wurden die Gläser für

Brillen gemacht. In Joachimsthal in Böhmen legten früher die Leute Säckchen mit Erde als Mittel gegen Kopfschmerzen auf das Haupt; neuerdings hat man festgestellt, daß diese Erde Radium enthält. Endlich geht die heutige Serumbehandlung auf eine in ländlichen Kreisen längst bekannte Erfahrung zurück. Man wußte, bevor Jenner die Schutzpockenimpfung erfand, daß Personen, die pockenkranke Kühe gemolken hatten, gegen Menschenpocken mehr als andere gesichert waren. Wissenschaft und Volksheilkunst stehen also zueinander in engster Beziehung; doch ist zu betonen, daß die volkstümlichen Mittel erst durch die wissenschaftliche Erforschung und Verwertung zur vollen Wirksamkeit gelangen, und davor zu warnen, gewisse Stoffe als Allheilmittel für sämtliche Leiden anzusehen.



Die „Leere" des Weltraums und die Unendlichkeit der Welt

Aufsehenerregende Mitteilungen über seine neue Weltentstehungstheorie machte der bekannte Physiker Professor Birkeland in der Norwegischen wissenschaftlichen Gesellschaft zu Christiania vor den Spitzen der Gelehrtenwelt und Geistesaristokratie. Wie sich die „Frankf. Ztg." aus Christiania berichten läßt, gründet Birkeland seine Annahme, daß die Entstehung der Welten auf der Tätigkeit elektrischer Kräfte beruhe, in der Hauptsache auf eigene Experimente, die er längere Zeit hindurch in seinem Laboratorium vorgenommen hat, wo er sich einen „Weltraum" im kleinen in der Gestalt eines luftleeren Glaskastens konstruiert hat, in welchem eine negativ elektrische Metallkugel als „Sonne" angebracht ist.

Die Weltentstehungstheorie Birkelands, die in den Hauptzügen ja wohl schon bekannt ist, geht dahin, daß alle Sonnen im Verhältnis zu dem umgebenden Weltraum eine gewaltige elektrische Spannung haben, die durch die Ausstrahlung aufrechterhalten wird. Die Spannung ist für die verschiedenen Sterne eine verschiedene, dürfte aber für unsere Sonne und Sterne ähnlicher Größenklasse etwa 600 Millionen Volt betragen. Die Spannungsgröße ist, soweit die Sonne in Frage kommt, auf Grund der Eigenschaften ausgerechnet, die an den elektrischen Strahlen wahrgenommen sind, welche von der Sonne bis zur Erde kommen und hier Nordlicht hervorbringen. Die experimentellen Untersuchungen beweisen, daß eine Sonne unter derartigen Verhältnissen magnetisiert wird und zu elektrischen Phänomenen Anlaß gibt, die den bekanntesten Sonnenphänomenen entsprechen, z. B. der Ordnung der Sonnenflecke in Gürteln an beiden Seiten des Äquators und der Tatsache, daß die Sonnenflecke von in entgegengesetzter Richtung rotierenden Wirbeln umgeben sind. Auch die tägliche Bewegung der Sonnenflecke und die Bildung der Sonnenkorona bekommen durch die experimentellen Untersuchungen Birkelands ihre Erklärung. Was aber bei der Frage nach der Entstehung der Welten am meisten in Betracht kommt, ist folgendes:

Die Versuche haben gezeigt, daß bei allen elektrischen Ausladungen in einem luftleeren Raum der negative Pol materielle Partikeln von sich wirft, und daß die Schnelligkeit, womit sich diese Partikeln fortbewegen, eine sehr große werden kann, dafern die elektrische Spannung groß und die Temperatur eine sehr hohe ist. Wenn beispielsweise der negative Pol (die Kathode) eine kleine Platinplatte in der Größe von ein paar Quadratmillimeter ist, kann man im Laufe weniger Stunden Gegenstände, die eine Oberfläche von mehreren Quadratdezimetern haben, mittels der von der kleinen Platinplatte ausgeschleuderten Partikeln mit einem blanken Platinspiegel vollständig bedecken, auch wenn die Entfernung dieser Gegenstände von der Kathode verhältnismäßig sehr groß ist.

Mittels der mathematischen Analyse kann die Frage gelöst werden, wie es solchen elektrischen Partikeln gehen wird, die von einem Zentralkörper wie unserer Sonne ausgeschleudert werden. Es zeigt sich, daß 1. ein großer Teil der Partikeln von dem Sonnensystem ganz weggeschleudert werden können, so daß sie nie zurückkehren; 2. ein anderer, sehr bedeutender Teil von ihnen wird wieder auf den Zentralkörper zurückfallen, während endlich 3. eine dritte — kleinere — Gruppe sich sammeln und Planeten mit fortgesetztem Umlauf um die Sonne bilden kann. Die letzte Gruppe ist Gegenstand umfassender Untersuchungen gewesen. Die Ringe Saturns denkt sich Birkeland teilweise als Atomstaubringe in einem noch wenig vorgeschrittenen Stadium; zehn Monde sind bereits gebildet und alle liegen in der Nähe des Plans der Ringe; der äußerste hat retrograde Bewegung um Saturn; es ist aber wahrscheinlich, daß noch mehr Monde aus den Ringen gebildet werden, bevor diese allmählich verschwinden.

Die Voraussetzung dafür, daß die genannten Hypothesen aufrechterhalten werden können, ist die, daß man experimentell beweisen kann, daß die Metallpartikeln, die bei elektrischer Verstaubung von einem negativen Metallpol ausgeschleudert werden, zum großen Teil auch eine positive elektrische Ladung mitführen. Bei der Art und Weise, in welcher die Sonne magnetisiert ist, würden nämlich die Planeten sich in der entgegengesetzten Richtung bewegen von derjenigen, die sie jetzt eingeschlagen haben, sofern ein negativer Pol nur negative Partikeln aussandte. An diesem Punkt schien einige Zeit die ganze Weltentstehungstheorie Birkelands scheitern zu sollen. Birkeland hat indessen während der letzten sechs Monate unausgesetzt neue Experimente vorgenommen, die seine Weltentstehungstheorie wieder gerettet haben. Es gelang, lange Bündel steifer positiver Metallstrahlen darzustellen, die sicher von Atomen mit positiver Ladung gebildet waren, und die Länge der Strahlenbündel wuchs stark, wenn die elektrische Spannung größer und die Temperatur der Kathode höher wurde. Es sind Strahlen aus Palladium, Platin und Uranium dargestellt worden; 15—20 000 Volt und Temperaturen von 1200 bis 1800 Grad Celsius sind angewandt worden. Aus den Versuchen geht hervor, daß diese positiven Metall-Atomstrahlen mehrere der charakteristischen Eigenschaften der „α-Strahlen" haben. Nach der Ansicht Birkelands ist Grund vorhanden, den Begriff der „α-Strahlen" zu erweitern, so daß er überhaupt Strahlen umfaßt, die von allen positiven Atomen gebildet werden, die mit solcher Schnelligkeit ausgeschleudert sind, daß sie charakteristische Eigenschaften der „α-Strahlen" hervortreten lassen.

Wie steht es nun nach der Weltentstehungstheorie Birkelands mit der Frage der „Leere" des Weltraums? Hierauf lautet die Antwort des norwegischen Forschers:

Der Gedanke, daß jeder Stern, der in seiner Entwicklung begriffen ist, elektrische Partikeln in den Weltraum ausschleudert — kraft eines radioaktiven Prozesses im weiteren Sinne — führt zu der Annahme, daß die weitaus größte Masse im Weltraum nicht in Sternen oder Sternennebeln besteht, sondern sich in dem sogenannten „leeren" Raum befindet; von diesem darf man sich denken, daß er von herumfliegenden Partikeln, Körperchen jeder Art voll ist — z. B. Elektronen und elektrischen und unelektrischen Atomen und Molekülen aller verschiedenen chemischen Elemente. Wenn eine den Himmelskörpern unseres Sonnensystems entsprechende Masse, beispielsweise als Eisen-Atome, auf eine Kugel mit einem Radius von der Größe der Entfernung von der Erde bis zu unserem nächsten Stern, Alpha (α) im Centaurus, gleichmäßig verteilt würde, so würde auf acht Kubikzentimeter des Weltraums nur ein Atom kommen. Wir dürfen aber sicher eine hundertmal so große Dichtigkeit der Partikeln im Weltraum annehmen, ohne daß die Birkelandsche Hypothese mit unseren Erfahrungen, sei es in optischer Beziehung oder in bezug auf den Widerstand, den die Bewegung der Himmelskörper finden wird, in Widerspruch geraten würde. Die Annahme der Verteilung derartiger feiner Körperchen über den ganzen Weltraum führt zu zwei wichtigen Konsequenzen: 1. Das Licht muß im „leeren" Weltraum absorbiert werden und 2. die Welt muß unendlich sein.



Wie bekannt, haben zwei Untersuchungen von Olbers und Seeliger früher anscheinend wichtige Argumente für die Endlichkeit der Welt erbracht. Olbers hat ausgeführt, daß, wenn die Dichtigkeit der Sterne im unendlichen Weltraum eine gleichmäßige wäre, das Himmelsgewölbe selbst ebenso stark wie die Sonne leuchten würde. Da dies nun nicht der Fall ist, muß — nach Olbers — die Dichtigkeit der Sterne geringer werden, je weiter man von der Sonne kommt. Daß dies anscheinend der Fall ist, geht aus den von Kapteyn vorgenommenen Lichtstärkemessungen an fernen Sternen hervor. Wenn aber der ganze Weltraum fliegender Partikeln voll ist, muß eine Lichtabsorption stattfinden, welche die wahrgenommenen Phänomene vollständig erklärt, wenn die Entfernungen enorm sind — Tausende von Lichtjahren.

Seeliger hat ein anderes wichtiges Argument gegen die Unendlichkeit der Sternenwelt ins Feld geführt. Er findet, wegen der Anziehung der Massen nach dem Gravitationsgesetz, daß ein Himmelskörper, der „von draußen“ käme, gegen unser Sonnensystem mit einer unendlichen Schnelligkeit kommen müßte, wenn es unendlich viele Sterne gäbe. Da wir nun aber durch unsere Messungen festgestellt haben, daß die Schnelligkeit der Himmelskörper selten 100 km pro Sekunde überschreitet, so kommt Seeliger zu dem fast von allen Astronomen gutgeheißenen Resultat, daß die Masse der Welt endlich sein müsse. Wenn man indessen mit Birkeland annimmt, daß die überwiegende Masse im Weltraum als Staub im „leeren“ unendlichen Raum gleichmäßig verteilt ist, müssen auch die Einwände Seeligers wegfallen; denn die Anziehung an einer bestimmten Stelle wird nur von der Wirkung von den nächsten Himmelskörpern abhängig sein, indem die Anziehung von den Massen innerhalb eines sehr fernliegenden Teils des Weltraums von einer dementsprechenden Anziehung von der diametral entgegengesetzten Seite her aufgehoben werden wird.

In sehr geistreicher Weise verbreitete sich Birkeland am Schlusse seiner Ausführungen über die menschlichen Verhältnisse, im Licht der Entwicklungsgeschichte der Welten betrachtet. Übereinstimmende Resultate verschiedener Untersuchungen deuten darauf hin, daß die Erde als Himmelskörper seit etwas weniger als einer Milliarde von Jahren besteht. Nur während eines verschwindenden Bruchteils von dieser Zeit hat der Mensch gelebt und sich entwickelt. Sehen wir uns aber die Entwicklung an, so wie sie sich jetzt gestaltet, so erregt die kolossale Schnelligkeit, womit sie sich vollzieht, unser Erstaunen. Es kann gesagt werden, daß die Menschheit während der letzten 200 Jahre sich kulturell und wissenschaftlich weit mehr entwickelt hat, als während der vielen Jahrtausende, in denen der Mensch früher gelebt hat. Wie lange wird das dauern? Die geologische Geschichte lehrt uns, daß das Leben auf der Erde eine kurze Episode ist. Poincaré hat gesagt, daß „unser Denken wie ein Blitz in finsterer Nacht“ ist, und dabei an die Finsternis, die früher auf der Erde war, und an diejenige Finsternis, die wieder kommen wird, gedacht; alle Ergebnisse der rastlosen Arbeit des Menschengeistes werden wieder verloren gehen. Nach der Theorie Birkelands scheint es aber denkbar zu sein, daß neue Welten im Weltraum häufiger entstehen, als Menschen auf der Erde geboren werden. Wahrscheinlich hat denn jede solche neue Welt einmal ihren „Blitz“, der im Kampf, im Denken und in den Entdeckungen und Erfindungen von Vernunftwesen besteht; der „Blitz“ wird aber überall wieder spurlos verschwinden, und die Welten sterben häufiger als die lebenden Wesen auf der Erde, oder richtiger: in einer Zahl, die alle Grenzen überschreitet!





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Anklagen gegen die deutsche Schule

In Nr. 9, Jahrgang 1912 des Türmers ist ein verdienter Vorkämpfer der Schulreform, Prof. L. Gurlitt, auf die Anklagen eingegangen, die in dem bekannten Buch von Graf „Schülerjahre" von namhaften Männern gegen ihre Schülerzeit, insbesondere gegen die Gymnasialzeit, erhoben worden sind. Die Blütenlese, die er aus diesem Buche zusammenstellt, gibt eine Reihe harter Verurteilungen des Geistes der Schule durch Männer, deren Namen im öffentlichen Leben Deutschlands guten Klang hat. Sollten sie recht haben und schließt sich diesen Anklagen auch die jüngere Generation an, so würden allerdings die bisherigen Änderungen unserer höheren Schulen nicht genügen; diese Anklagen fordern, wie Gurlitt schließt, eine Reform der Schule an Haupt und Gliedern.

Wenn ich zu dieser pädagogischen Frage das Wort ergreife, so veranlaßt mich dazu das warme Interesse, das ich von jeher meiner humanistischen Gymnasialbildung über meine Schuljahre hinaus als Instruktor von Schülern bewahrt habe, das jetzt, wo ich selbst Söhne auf dem Gymnasium habe, von neuem geweckt wird, und der Umstand, daß ich als Psychiater und Neurologe berufsmäßig viel mit Schülern und ihrer Eigenart zu tun habe. Mich dünkt, daß man bei der Bewertung der Urteile ehemaliger Schüler über ihre Schulzeit einen psychologischen Faktor etwas berücksichtigen müßte, der — ich betone das von vornherein — durchaus nicht im Bereich des Pathologischen liegt, sondern der Normalpsychologie angehört. Ich meine den Gemütszustand und überhaupt die geistige Beschaffenheit des Pubertätsalters.

Es ist ein besonderes Verdienst A. Cramers (Cramer, Pubertät und Schule, Leipzig 1911, B. G. Teubner), auf die Psyche der Pubertät und ihren Einfluß auf die Schule mit Nachdruck hingewiesen zu haben. Cramer betont besonders gewisse, der normalen Pubertät, also der Zeit vom 13. bis 17. Lebensjahr, eigentümliche Züge: die Selbstüberschätzung verbunden mit einer Kurzschlüssigkeit bei der Beurteilung der eigenen Beziehungen zu Eltern, Lehrern und Erziehern, den Mangel an höheren altruistischen Ideen, die Unfähigkeit, die eigenen Neigungen und die Regungen des Trieblebens zugunsten höherer Ziele einzudämmen und sich einem gemeinsamen Ganzen unterzuordnen, endlich auch Mängel auf dem Gebiet der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses. Hinzufügen möchte ich noch, daß diesem Manko auf intellektuellem und Willensgebiet gegenübersteht ein Überwiegen der gemütlichen Seite, eine besonders starke Betonung der „Affektivität", die ihren Ausdruck u. a. auch in der Bevorzugung des Phantasielebens findet. Der Überschwang der Gefühle, das Sich-völlig-Ausgeben in Lust und Schmerz ist ja eine bekannte Eigenschaft des Entwicklungsalters, auf welches das „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt" in erster Linie paßt. Im Lichte dieser psychologischen Tatsachen muß man die retrospektiven Angaben auch hochstehender Geister über ihre Schulzeit bewerten.

Es ist natürlich, daß der Jugendliche jede Einwirkung auf seinen impulsiven Drang zum Ausleben, jede Beschränkung seiner Bewegungsfreiheit als einen empörenden Zwang und den Urheber dieser Eingriffe als einen persönlichen Feind und Tyrannen auffaßt. Ganz richtig hebt z. B. Vierordt hervor, wie sehr das Einjährigenjahr mit seiner doch so strengen Disziplin gegen den Schulzwang absteche. In dem Alter vom 18., 19. Jahr ab vollzieht sich eben der Übergang von der Pubertät zur Psyche des Erwachsenen, vielleicht auch unterstützt von dem äußeren Wechsel der Verhältnisse. Jetzt empfindet der junge Mann — und es wird ihm auch noch äußerlich durch Uniform und Drill kenntlich gemacht —, daß er einem großen Ganzen angehört, dem er sich unterordnen muß. Die bis dahin noch fehlenden altruistischen Motive erwirbt er jetzt, und das Militärjahr hilft dazu, sie ihm einzuprägen.

Dazu kommt, daß in der Pubertät jedes Unbehagen, jedes unangenehme Erlebnis, jedes erlittene Unrecht persönlicher und stärker empfunden wird wegen der oben erwähnten lebhafteren Gemütsreaktion; und daß Mißgriffe, Ungerechtigkeiten auch im Schulbetrieb, wie in jeder menschlichen Institution, vorkommen, wird kein Verständiger leugnen. Im späteren Alter, beim Militär, im Amt beißt man die Zähne zusammen, legt die Finger an die Hosennaht und denkt sich sein Teil und nur den von Haus aus psychisch Abnormen macht die Entrüstung über die allgemeine Ungerechtigkeit in der Welt zum Querulanten. Der jugendliche Schüler aber kann es noch nicht erfassen, daß es auf dieser Welt Ungerechtigkeiten geben soll; er bäumt sich dagegen in Titanentrotz auf und reagiert mit den heftigsten Affekten. Die Schule bringt zum ersten Male den Knaben mit fremden Menschen näher zusammen, die eine gewisse Gewalt über ihn haben, ihm eine Verantwortung auferlegen und die Ausführung ihrer Anordnungen durch andere Disziplinarmittel als die des Elternhauses erstreben. Da lernt er zum ersten Male die unangenehmsten Affekte wie Furcht vor einer Prüfungsleistung, Angst vor Strafe kennen, und deshalb prägen sich diese Affekte so tief ein, daß sie uns dreißig Jahre später noch in unseren Träumen begegnen, weil es eben die ersten derartigen Erlebnisse waren.

Daß auch die leichte Bereitschaft, das Leben wegzuwerfen, der Psyche der normalen Pubertät und der darauf folgenden Jahre nicht ferne steht, sollte schon aus Werthers Leiden bekannt sein. Und wer hätte nicht in jenen Jahren die süß-schmerzliche Phantasie seines eigenen Todes durchgekostet, ohne daß jedesmal Schulenttäuschungen die Ursache dieses Lebensüberdrusses gewesen wären! Wie schnell sich Jugendliche im Pubertätsalter zum Selbstmord entschließen, kann ich jetzt wieder an einem Großstadtmaterial beobachten, da wir Angehörige des Arbeiterstandes, Lehrlinge, Dienstmädchen im Alter zwischen 15 und 20 Jahren nach mißglückten Selbstmordversuchen in großer Anzahl zu sehen bekommen. In den wenigsten Fällen handelt es sich hier um Geisteskranke, manchmal um Degenerierte oder andere Grenzzustände; oft aber ergibt die Beobachtung einen normalen Geisteszustand und man kann nur staunen, was für geringfügige Gründe diese im Blütenalter stehenden Menschen zum Selbstmord treibt, obwohl sie nicht unter einem tyrannischen Schuldruck stehen, sondern oft viel selbständiger in ihrer Lebensführung sind als unsere Mittelschüler.

Man wird einwenden, daß — die genannten psychischen Besonderheiten des jugendlichen Alters zugegeben — die angeführten Zeugen Kritik genug besitzen, um in der Erinnerung an die Schulzeit zwischen damals eingebildetem Leid und wirklich erlittener Unbill zu unterscheiden. Es ist aber wiederum eine bekannte psychologische Tatsache, daß selbst die größten Geister von Goethe bis auf Bismarck in ihren Selbstbiographien und Erinnerungen tatsächliche Unrichtigkeiten im besten Glauben vorbringen. Die Erinnerungen aus der Jugendzeit werden davon noch besonders betroffen, weil, wie auch Cramer ausführt, geringeres Haften der Aufmerksamkeit dem Pubertätsalter eigen ist. Für unsere Betrachtungen aber handelt es sich der Hauptsache nach gar nicht um Erinnerung an Tatsachen, sondern um deren gefühlsmäßige Bewertung. Und wir wissen, daß Affekte, namentlich solche unangenehmer Art, sich sehr fest einprägen und in derselben Stärke und unkorrigiert durch spätere Überlegungen reproduziert

werden, wobei die Erlebnisse, welche ursprünglich den Affekt hervorriefen, in der Erinnerung oft verwischt oder umgestaltet werden. So ist es begreiflich, daß Zorn, Entrüstung, Furcht und andere Affekte, mit denen der jugendliche Schüler auf den Schulzwang reagiert, auch im erwachsenen Alter noch ebenso lebhaft erinnert werden, wobei die auslösende Ursache, der Stärke dieses Affekts entsprechend, in der Erinnerung umgestaltet wird.

Aus diesen Gründen kann ich den angeführten Äußerungen eine so weittragende Bedeutung nicht beimessen, wie es Gurlitt tut. Ich glaube auch nicht, daß diese Kritiken als das definitive Urteil der deutschen gebildeten Welt über die Schule aufgefaßt werden dürfen. Als wir im vorigen Jahr das 350. Stiftungsfest unseres alten Würzburger Gymnasiums feierten, habe ich unter den ehemaligen Schülern vieler Jahrgänge nicht einen angetroffen, der trotz mancher unangenehmen Erinnerung nicht dankbar seiner Gymnasialzeit gedacht hätte. Auch das Grafsche Buch enthält neben den schweren Anklagen sehr viele warme Verteidigungen und Anerkennungen.

Gewiß war eine Reform der Schule, aus der die Erinnerungen der genannten Kritiker stammen, wünschenswert. Und wenn ich meine eigene Schulzeit — ich habe das humanistische Gymnasium vor 26 Jahren absolviert — mit der heutigen Schule vergleiche, so sind doch auch wesentliche und nützliche Änderungen eingetreten. Aber was von Gurlitt gefordert wird, ist ja eine radikale Reform an „Haupt und Gliedern".

Was soll nun eigentlich reformiert werden? Daß nicht der Lernstoff selbst das schädliche Moment ist, geht ja schon daraus hervor, daß die vielgescholtene Einseitigkeit des humanistischen Gymnasiums in den letzten fünfzehn Jahren eine weitgehende Reform zugunsten einer großen Mannigfaltigkeit der Lehrgegenstände erfahren hat. Da trifft auch der Vorwurf nicht mehr zu, daß nur dem Leben abgewandtes, unnützes Wissen gelehrt werde; haben wir jetzt doch außer den naturwissenschaftlichen Fächern auch die Biologie und die Jungen in der Tertia sind bereits mit der Anatomie und Pathologie des Blinddarmes vertraut. Ob das gerade ein großer Nutzen für die geistige Entwicklung der heranwachsenden Generation ist, möchte ich — wenigstens von meinem Standpunkt als Arzt — bezweifeln. Auch im übrigen habe ich im Verkehr mit zahlreichen Studenten, Assistenten und jungen Kollegen die Erfahrung gemacht, daß die unter ihnen, welche sich eines realen Bildungsganges erfreuten, in keiner Weise den humanistisch gebildeten überlegen waren oder es auch nur bei der Erfassung des naturwissenschaftlichen und medizinischen Wissensstoffes leichter hatten. Eine persönliche Erfahrung, die, wie ich weiß, auch von Vertretern anderer Fächer, selbst von Technikern geteilt wird, wenn man ihr auch ebenso viele gegenteilige gegenüberstellen kann. Hier ist eben alles Sache der persönlichen Auffassung und der individuellen Anlage. Man wird nur das eine zugeben müssen, daß die Mittelschule nicht dazu da ist, einen Haufen Wissensstoff, den man „im Leben brauchen kann", zu vermitteln, sondern daß sie die Fähigkeit zum selbständigen Denken und geistigen Arbeiten entwickeln soll. Das kann man mit dem „philologisch-historischen" ebenso gut wie mit dem „mathematisch-physikalischen" Lehrstoff erreichen; sicher aber mit einem in sich geschlossenen leichter als mit einer oberflächlichen Mischung aus beiden Bildungskreisen. Und endlich werden ja dieselben Vorwürfe über mangelhafte Berücksichtigung der Individualität, rigoroses Verhalten gegenüber den Regungen des jugendlichen Gemütslebens auch den realen Bildungsanstalten vorgeworfen und ihnen Schülerselbstmorde zur Last gelegt.

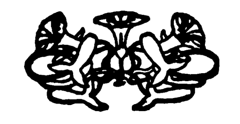
Es bleibt also als Objekt der Reform die Lehrmethode übrig, also weitgehende Individualisierung, größere Selbständigkeit der Schüler, mehr Berücksichtigung besonderer Begabung, Milderung der Disziplin. Gewiß ist hier noch manches zu bessern, aber ebenso sicher ist, daß auf diesem Gebiet in den letzten zwanzig Jahren Änderungen angebahnt und Fortschritte erzielt sind. Von einer „radikalen" Reform kann also hier überhaupt nicht mehr die Rede sein. Und die Reformbestrebungen auf diesem Gebiete haben ihre natürliche Begrenzung in dem Zweck der Schule, wenigstens der allgemeinen Schule auf breiter Grundlage, wie sie die höheren Lehr-

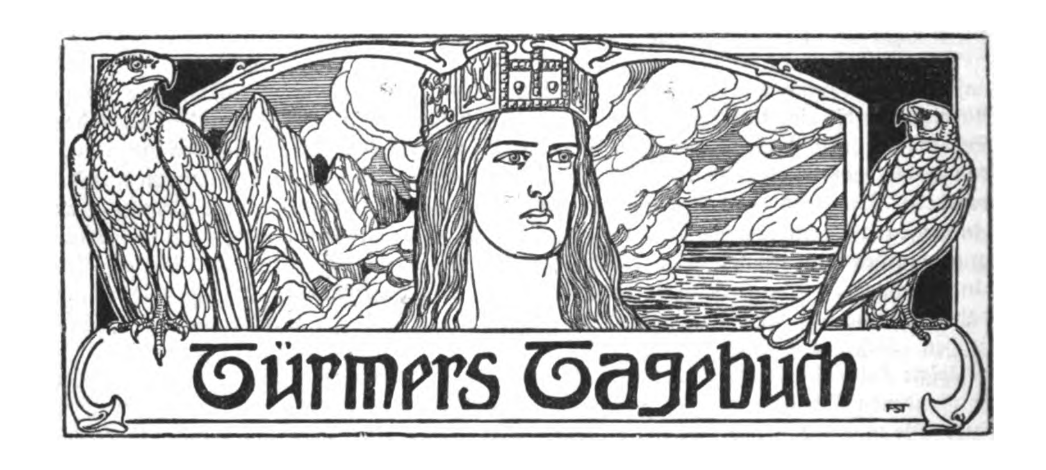
anstalten in Deutschland doch sein und bleiben sollen. Denn die Verkleinerung der Schulklassen, ohne die eine noch weitergehende Berücksichtigung der individuellen Anlage durch den Lehrer nicht möglich ist, verbietet sich schon aus finanziellen Gründen, wenigstens wenn man den wenig bemittelten Volksklassen den Zutritt zur höheren Bildung nicht versperren und dadurch das Vaterland der besten und unverbrauchtesten Kräfte berauben will. Aber auch im Interesse der Ausbildung des Charakters liegt es nicht, den persönlichen Neigungen und Stimmungen jedes einzelnen nachzugeben. Die öffentliche Schule soll doch erziehen zu einer gewissen Unterordnung des einzelnen unter das höhere Ziel einer größeren Gemeinschaft, selbst wenn dabei einzelne mit psychopathischen Zügen Behaftete übergangen werden und ausscheiden müssen. Daß das wirkliche, für große Leistungen nicht nur intellektuell, sondern auch ethisch befähigte Talent sich durchsetzt, dafür liefern gerade die Männer einen Beweis, die trotz des hart empfundenen Schulzwanges das Leben gemeistert haben und ihrer Nation etwas geworden sind. Die moderne Jugendfürsorge bemüht sich, für die schulentlassene Jugend der Erwerbsstände bis zur Militärdienstzeit noch eine Form der Beaufsichtigung zu finden, der sie in ihrer neben der intensiven Berufsarbeit gewiß nicht zu reichlich bemessenen Freizeit unterstehen. Die Erkenntnis dieser Notwendigkeit zeigt deutlich, daß man in dem Alter unserer Gymnasiasten eine allzugroße Bewegungsfreiheit der Entwicklung der Persönlichkeit nicht für förderlich hält.

Zweifellos kann man den sozialen Sinn, der zugleich die Befähigung zum Organisieren und Herrschen darstellt, auch anderweitig heranbilden, und der englischen Sporterziehung wird ja das gleiche nachgerühmt — aber doch nur für eine hauptsächlich aus finanziellen Gründen eng begrenzte Auslese der heranwachsenden Jugend.

Wenn noch vielerlei auf dem Gebiete der Schulreform zu tun ist, so sind das doch nicht Aufgaben grundsätzlicher Organisationsänderungen, sondern es handelt sich da mehr um Imponderabilien auf dem Gebiete der Persönlichkeit. Ich habe mich immer gewundert, daß man bei den Lehrern unserer höheren Schulen häufiger als bei uns Ärzten, auch häufiger als bei den Volksschullehrern eine pessimistische Berufsauffassung, eine Nervosität, die offenbar einer mangelnden Berufsbefriedigung entspringt, antrifft, obwohl sie unter den drei genannten Berufsständen sicher mit dem besten und ausgewähltesten Menschenmaterial zu tun haben. Wieviel daran Mängel ihrer Ausbildung, namentlich in der praktischen Psychologie und Pädagogik, schuld sein können, vermag ich nicht zu beurteilen. Aber sicher wird die Berufsfreudigkeit nicht gehoben, wenn jeder einzelne, in seiner Eigenliebe gekränkte Vater der Schule allein die Schuld an den Mißerfolgen seines Sprößlings gibt, wenn überall nur „vernichtende Urteile“ über die Schule, ihre angebliche Rückständigkeit, ihre Tyrannei und die Zwecklosigkeit ihrer Arbeit geschrieben und gedruckt werden. Die Zeiten haben sich ja geändert, und die Formen des Daseinskampfes sind in fünfzig Jahren schärfer geworden. Aber ganz leicht waren sie früher auch nicht, und trotzdem hat diese vielgescholtene Schule die deutsche Generation herangezogen, welche die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Erfolge des vorigen Jahrhunderts erkämpft hat. Und das war doch auch eine Leistung!

Prof. Dr. med. Weber





Wie wir feiern

Was hätte man von einer Jahrhundertfeier zur Erinnerung an die Erhebung Preußens, an die Befreiung Deutschlands erwarten dürfen! Handelt es sich dabei doch nicht um eines von vielen ruhmvollen Daten der Geschichte, kommt dabei doch, wie im Frankfurter „Freien Wort“ leider den Enkeln erst ins Gedächtnis gerufen werden muß, — das ganze Schicksal des deutschen Volkes, der deutschen Kultur zur Entscheidung! „Ja, was gerade für die Gegenwart so bedeutungsvoll ist, dies alles geschieht in einer Weise und in einer bestimmten Konstellation, welche das eigentümliche Wesen der deutschen Kulturentwicklung am schärfsten hervortreten lassen. Um das zu verstehen, muß man die Ereignisse von 1806 mit denen von 1813, deren geschichtliche Folge sie ja sind, vergleichen.

Was den Erscheinungen von 1806 ihr eigentümliches Gepräge gibt, ist nicht etwa, daß Preußen eine schwere militärische Niederlage erlitt, daß die preußischen Heere vor der überlegenen Feldherrnkunst Napoleons zurückweichen mußten, sondern ist dies, daß das ganze preußische Reich ebenso *politisch* wie vor allen Dingen *moralisch* vollständig *zusammenbrach*. Man kann diesen Zusammenbruch sehr gut sich deutlich machen, wenn man ihn vergleicht mit dem, welchen das *türkische* Reich vor wenigen Wochen geoffenbart hat. Denn der Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806 ist eben noch *viel schwerer*. Die Türken haben zwar die ersten Schlachten verloren, aber dann schließlich noch zum energischen Widerstande sich aufgerafft — die Preußen von 1806 leisteten nach der Schlacht von Jena und Auerstädt *überhaupt* so gut wie *keinen Widerstand mehr*. Die wichtigsten Festungen der Türken haben bis heute durch ihren heroischen Widerstand die Bewunderung der ganzen Welt erregt — in Preußen aber wurden die wichtigsten Festungen nacheinander fast *ohne Schwertstreich dem Sieger übergeben*, ja manche Kommandanten warteten gar nicht die Aufforderung zur Kapitulation ab, sondern beeilten sich, dem Sieger zu huldigen. Und eben dasselbe taten fast alle politischen Behörden in dem ganzen

weitausgedehnten Reiche, vom Rhein bis zur Oder und Weichsel, — es schien, als ob mit einem einzigen Schlage der preußische Staatsgedanke erloschen, die preußische Geschichte beendigt wäre und der Staat Friedrichs des Großen nicht nur auf Grund der force majeure des französischen Eroberers, sondern infolge der noch viel schlimmeren moralischen Zerrüttung und inneren Zermorschtheit seines Staatengebildes aufgehört habe zu existieren.

Und nun das Gegenstück, das Jahr 1813, dessen Ereignisse, wie man wohl im Auge behalten muß, nur 6 oder 7 Jahre von denen des Jahres 1806 getrennt sind! Ein Volk, das in allen Schichten wie von einem heroischen Willen durchglüht ist, in dem alle Privatinteressen, alle Sonderneigungen völlig zurückgetreten sind hinter den Notwendigkeiten des Staatsgedankens, in dem jeder zu den größten Opfern bereit ist. Und diese ganze Erhebung durchleuchtet von den edelsten sittlichen Vorstellungen, die bei den Besten jener Zeit eine Höhe des Aufschwunges erreichten, die wohl in der ganzen Geschichte ohne Beispiel dasteht.

Dieser Gegensatz von 1806 und 1813 ist so lange völlig unverständlich und unerklärlich, als man nicht klar darüber geworden ist, daß es sich in beiden Fällen um gänzlich verschiedene Träger der geschichtlichen Erscheinungen handelt, daß nämlich 1806 nicht das deutsche Volk, sondern sein politischer Organismus zusammengebrochen ist, und daß die Erhebung von 1813 größtenteils ohne, ja teilweise auch direkt gegen jenen politischen Organismus ins Werk gesetzt, ganz und gar eine Sache des Volkes gewesen ist. Die offizielle und offiziöse Geschichtsklitterung ist ja freilich schon seit langem, und ist auch jetzt wieder eifrig am Werke, diesen einfachen Tatbestand nach Möglichkeit zu verdunkeln. Man hat z. B. noch neuerdings die Konvention von Tauroggen als ein Werk hinstellen wollen, an dem König Friedrich Wilhelm III. ein ganz klein wenig, mit etwas geheimem Einverständnis, beteiligt sei; aber es ist schlechterdings nichts damit. Graf Yorck von Wartenburg, der übrigens, wie nebenbei angemerkt werden muß, gleich fast allen anderen Organisatoren von 1813, keineswegs ein ostelbischer Junker war (er ist erst später Graf geworden), sondern, gleich dem Bauernsohn Scharnhorst, aus den untersten Volksschichten stammt, Yorck von Wartenburg hat damals die Konvention mit den Russen, durch die er sich dem Kommando Napoleons entzog, mit dem vollen Bewußtsein davon abgeschlossen, daß er einen Akt des schlimmsten militärischen Ungehorsams, ja des militärischen Verrates, begehe, der ihm im Falle des Mißlingens unbedingt Schimpf und Schande und die Hinrichtung bringen würde. Und der König hat von den Absichten Yorcks nicht nur nichts gewußt, sondern war aufs tiefste erschrocken, als er von der Konvention erfuhr. Yorck von Wartenburg hat, als er bei der historischen Mühle den Vertrag mit den Russen abschloß, den König und die vorgesetzten Behörden ebensowenig um Rat gefragt und um Einverständnis gebeten wie Fichte, als er seine Reden an die deutsche Nation hielt. Was hier bei der Erhebung des Volkes in Frage kam, war auch etwas ganz anderes als jener Kadavergehorsam, der von den Förderern der offiziösen Geschichtsklitterung als höchstes Ideal gepriesen wird — es war etwas viel Höheres: nämlich der Gehorsam gegen

die sittliche Pflicht, gegen den kategorischen Imperativ! Aus ihm heraus hat ja auch Fichte damals seine ‚Reden an die deutsche Nation‘ gehalten, unter den Augen der französischen Machthaber, wohl wissend, daß jeden Augenblick ihn das tödliche Blei treffen könnte, so wie es unmittelbar vorher den Buchhändler Palm getroffen hatte, aber von jenem Geiste erfüllt, dem er damals mit den lapidaren Worten Ausdruck gegeben hat: ‚nur über den Tod hinweg, mit einem Willen, den nichts, auch der Tod nicht, schreckt, taugt der Mensch etwas‘. Und von eben demselben Geiste waren gerade die Besten auch unter den Tausenden erfüllt, die damals sich an die Spitze des Befreiungswerkes stellten und es durchführen halfen. Es ist wiederum nicht wahr, was unsere offiziöse Geschichtsklitterung behauptet, daß erst des Königs Aufruf ‚An mein Volk‘ die große Volksbewegung ins Leben gerufen hätte. Es verhielt sich vielmehr umgekehrt: die Volksbewegung kam von innen heraus, und sie war lange schon im Flusse, ja zu einem mächtigen Strome angeschwollen, als sie auch den König, das offizielle Preußen mit fortriß und sie zwang, sich an die Spitze zu stellen. Der erste Freiwillige war Heinrich Steffens, ein berühmter Naturforscher und Philosoph aus der Schellingschen Schule, der erfüllt war von den ethischen Grundgedanken seiner Meister Fichte und Schelling, und der, so wenig wie York und Schön, Heidemann und Fichte und viele andere, daran gedacht hatte, bei seinem Hervortreten zunächst sorgsam zu erkunden, was man an ‚höchster‘ oder ‚allerhöchster‘ Stelle darüber dächte. Jedenfalls aber gab es damals eine wirkliche Einheit von Volk und Regierung, von Leben der Nation und politischer Organisation. Nach kurzem Zögern stellten sich der König und seine Regierung an die Spitze der Volksbewegung; Adel und Volk, überhaupt alle Stände, bildeten eine unterschiedslose Einheit; und so erlangte diese jene unwiderstehliche Gewalt, der schließlich auch die große Macht Napoleons unterliegen mußte. Es war der Sieg des sittlichen Heroismus über die, wenn auch geniale, Realpolitik. Niemand hat diesen Gegensatz wohl schärfer charakterisiert als Fichte. ‚Seine Denkart‘, sagt er von Napoleon, ‚ist mit Erhabenheit verbunden, weil sie kühn ist und den Genuß verschmäht; darum verführt sie leicht erhabene, das Rechte nur nicht erkennende Gemüter. ... In der Klarheit und Festigkeit beruht seine Stärke. In der Klarheit: alle unbenutzte Kraft ist sein, alle in der Welt gezeigte Schwäche muß werden seine Stärke. Wie der Geier schwebt in den niederen Lüften und umherschaut nach Beute, so schwebt er über dem betäubten Europa — lauschend auf alle falschen Maßregeln und Schwächen, um flugschnell herabzustürzen und sie sich zunutze zu machen. In der Festigkeit: die anderen wollen auch herrschen, aber sie wollen noch so vieles andere nebenbei, und das erste nur, wenn sie es neben diesem haben können; sie wollen ihr Leben, ihre Gesundheit, ihren Herrscherplatz nicht aufopfern; sie wollen bei Ehren bleiben, sie wollen wohl gar geliebt sein. Keine dergleichen Schwächen wandelt ihn an: sein Leben und alle Bequemlichkeiten desselben setzt er daran, der Hitze, dem Frost, dem Hunger, dem Kugelregen setzt er sich aus, das hat er gezeigt. ... Mit diesen Bestandteilen der Menschengröße, der ruhigen Klarheit, dem festen Willen ausgerüstet, wäre er der Wohltäter und Befreier der Menschheit geworden, wenn auch nur eine leise Ahnung der sittlichen Bestimmung des Menschen-

geschlechts in seinen Geist gefallen wäre. Eine solche fiel niemals in ihn, und so wurde er denn ein Beispiel für alle Zeiten, was jene beiden Bestandteile rein für sich und ohne irgendeine Anschauung des Geistigen geben können.' Dieser Meister des politischen Realismus, wie wir heute sagen würden, konnte also nur besiegt werden durch die heroische Kraft des begeisterten politischen Idealismus, wie ihn Fichte ebenfalls schildert: ‚So ist unser Gegner. Er ist begeistert und hat einen absoluten Willen; was bisher gegen ihn aufgetreten, konnte nur rechnen und hatte einen bedingten Willen. Er ist zu besiegen auch nur durch Begeisterung eines absoluten Willens, und zwar durch die stärkere, nicht für eine Grille, sondern für die (sittliche) Freiheit.' —

So einzigartig aber nun dieser Aufschwung des deutschen Volkes in den Kämpfen von 1813 gewesen ist, so einzigartig waren auch die Ereignisse, die sich nach Beendigung des Freiheitskrieges unmittelbar daran anschlossen. Nichts wäre selbstverständlicher gewesen, und allgemein hatten auch die Besten es erwartet, als daß dieses Volk, welches seine sittliche Kraft so glänzend bewährt hatte, auch zur Selbstregierung unmittelbar berufen sein mußte, zu jener Selbstregierung, deren erste Grundlage Freiherr vom Stein in der kurzen Zeit seiner Amtsführung, wenn auch schon damals unter dem wachsenden Mißtrauen der offiziellen Kreise, hatte legen können. Aber diese Erwartung trog vollständig, und alle Hoffnungen, daß die schwer errungene Freiheit nach außen auch die innere Freiheit alsbald im Gefolge haben würde, wurden kläglich zuschanden. Es war so, wie Uhland später klagte:

‚Das Volk vertrieb die fremden Horden,
Doch freier ist es nicht geworden.'

Es begann die Zeit der Demagogenriecherei, der Verfolgung jeder selbständigen geistigen Regung, der Unterdrückung jedes ernsthaften Freiheitsstrebens und so fort. Die Gefängnisse waren schon wenige Jahre nach 1813 angefüllt mit den Besten unter den Freiheitskämpfern selbst, die so schwärmerisch veranlagt waren, daß sie von einem freien, ja sogar von einem einigen Deutschland träumten. Kurzum: der Mohr, nämlich das Volk, hatte seine Schuldigkeit getan, der Mohr konnte gehen. Ja, er wurde mit allen Mitteln polizeilicher Schikane und Drangsalierungskunst zur Ruhe verwiesen. Jene Einheitlichkeit von Volk und Regierung, wie sie das Jahr 1813 gezeigt hatte, war also nichts als eine Episode gewesen, aus der Not des Augenblickes entstanden, und fortan blieb beides wieder gänzlich getrennt.

Ist es nicht so bis zum heutigen Tag geblieben? Man kann vielleicht sagen, daß jene Einheit von politischer Organisation und nationalem Leben seit 1813 noch einmal in die Erscheinung trat, nämlich in den sechziger und siebziger Jahren, als das neue Deutsche Reich begründet, ausgebaut und befestigt wurde. Wiederum war es die Not der Zeit, welche diese Einheitlichkeit herbeiführte, nur daß diesmal ein genialer Staatsmann im rechten Augenblick sie verwirklichte und, solange es not tat, an ihr festhielt, obwohl sie seinen ursprünglichen politischen Instinkten keineswegs entsprach. So war es in diesem Falle wenigstens nicht ganz so un-

natürlich, daß eine Einheit, die nur auf Zeit hergestellt war, wiederum nur episodische Geltung haben konnte, und daß, als nun das Deutsche Reich, unter Anteilnahme des ganzen Volkes, konsolidiert war, wiederum jenes Band gelöst wurde und Regierung und Volk, als zwei ganz verschiedene Faktoren, sich von neuem gegenübertraten.

Im Zeichen dieses Dualismus leben wir noch heute, und vielleicht mehr als je zuvor. Es ist das sonderbarste Schauspiel der Welt, daß ein großes Volk, das kulturell keinem der anderen Völker nachsteht, ja, nach vielen Richtungen hin an der Spitze steht, politisch im Grunde unmündig geblieben ist. Es hat zwar, wie andere freiheitlichere Völker, ebenfalls die äußere Form der Freiheit, die Organe des konstitutionellen Lebens, aber ohne daß dieses Leben selbst in jene Formen und Organe eingezogen wäre. Während überall sonst die Regierung lediglich ein Organ und Instrument des Volkswillens ist, so hat sie bei uns die Aufgabe, sich diesem Volkswillen entgegenzusetzen und nur den Willen und die Absichten eines ganz kleinen, verschwindend kleinen Bruchteils des Volkes, der Hauptsache nach desselben, der schon am Anfang des 19. Jahrhunderts die Herrschaft führte, zu verwirklichen. Daher geht denn auch das politische Leben ganz abseits vom übrigen Kulturleben des Volkes seinen Weg. Es ist wiederum wohl ohne Analogon bei irgendeinem anderen Kulturvolke, daß gerade da, wo auf den verschiedensten Kulturgebieten das regste Leben sich entfaltet, in Handel und Industrie, in Wissenschaft und Kunst, man vom politischen Leben und seinen Anforderungen im Grunde nichts weiß und noch öfter nichts wissen will, gleichsam als wäre das politische Leben ein Zweig der Betätigung für sich, ein besonderes ‚Fach‘, wie etwa die Zubereitung von Eisenerzen in der Industrie, oder die Untersuchung von Lautverschiebungen in der Sprachwissenschaft, ein Spezialfach also, um das derjenige sich nicht zu kümmern brauche, der in einem andern tätig ist.

Es gibt nicht wenige, welche der Ansicht sind, diese Rückständigkeit des politischen Lebens in Deutschland hänge untrennbar zusammen mit der Höhe seiner allgemeinen kulturellen Entwickelung, jener Mangel sei also von diesem Vorzug unmittelbar bedingt. Daran ist sicherlich etwas Wahres, und dies wird besonders einleuchtend, wenn man den Stand der Dinge in den Jahren 1806 und 1813 betrachtet. Denn als Napoleon mit seinem Heere in das deutsche Gebiet einbrach, war das deutsche Volk wie ein Träumer, der jählings erschreckt emporfuhr, nachdem er eben noch den schönsten Vorstellungs-Gespinsten sich genießend hingegeben hatte. Damals lebte alles in dem schönen Dämmerlichte der Romantik, aber selbst wo das nicht geschah, lebte man in Wahrheit nur in dem Lande der Ideen. Freilich hatte man hier das Höchste erreicht, was bis dahin im geistigen Leben zutage getreten war. Deutschland glich damals einem Wundergarten, in dem in ein und derselben kurzen Zeit Früchte des Geisteslebens gereift waren, wie nie in Jahrhunderten vorher, so daß Frau von Staël damals ausrief, sie sei in Deutschland eingetreten wie in einen Tempel. Unzweifelhaft ist diese Höhe des geistigen Lebens mit einem gewissen Verlust nach der Seite des Politisch-Sozialen damals erkauft worden. Fast alle führenden Geister jener Zeit lassen es ja deutlich erkennen, wie

fern ihnen alles Politische liegt, überhaupt alles, was nicht einem unmittelbaren individuellen geistigen Erleben angehört. Daher konnte es kommen, daß noch ein Mann wie Gervinus mit einer halb komisch anmutenden Gebärde das deutsche Volk geradezu beschwor, es möchte doch nunmehr der rein geistigen Kultur genug sein lassen, auf dem Felde der Dichtung und Philosophie, auf dem es schon genug geleistet, sich zunächst für Jahrzehnte nicht mehr betätigen und sich dafür ganz dem politischen Leben zuwenden ..."

Eines lehre jedenfalls die Jahrhundert-Erinnerung von 1813 unzweideutig: daß der Dualismus von Volk und Regierung, von Kulturleben des Volks und politischer Organisation früher oder später wieder einmal dem ganzen Staate verhängnisvoll werden muß, wenn ihm nicht rechtzeitig durch eine Umwandlung unserer politischen Verhältnisse und durch politische Erziehung des Volkes vorgebeugt wird.

Eine Mahnung und Warnung, die wahrlich nicht leicht zu nehmen ist, wenn wir uns die unerträgliche Tatsache vergegenwärtigen, daß bei einer Feier, die wie keine andere Herzenssache des gesamten Volkes sein sollte, die Vertreter einer Viermillionenpartei abseits stehen, einfach nicht mitmachen wollen!

Sozialdemokratische Führer haben an weithin sichtbarer Stelle die Erklärung abgegeben, daß die Partei „keine Veranlassung" sehe, an der Feier teilzunehmen! Sie dürfen sich nicht wundern, wenn daraus Schlüsse gezogen werden, die ihnen recht unbequem werden können. Dankend quittiert ihnen die „Kreuzzeitung", indem sie gleich aufs Ganze geht: „Wohl kaum jemals hat eine große, in voller Öffentlichkeit operierende Bewegung ihren wahren Charakter so wohl zu verbergen verstanden wie die deutsche Sozialdemokratie. Das klare Auge Bismarcks, dem die divinatorische Gabe verliehen war, den politischen Ereignissen und Strömungen ins Herz zu sehen, erkannte, was da in der sozialdemokratischen Bewegung erschien. Er ließ sich durch kein Geschwätz darüber täuschen, daß der Aufpeitschung der wirtschaftlichen Unzufriedenheit eine politisch-revolutionäre Absicht zugrunde lag. Aber diese wahrhaftige und unerschrockene Auffassung wurde alsbald abgelöst von jenem Ratespiel der Gelehrten und Ungelehrten, die meinten, es werde von der Sozialdemokratie dem modernen Ödipus das neue Rätsel der Sphinx aufgegeben. Die sozialdemokratischen Wortführer verstanden es meisterlich, den revolutionären Willen hinter einer grüblerischen wirtschaftspolitischen Miene zu verbergen. Mit voller Berechnung schob man den der Masse völlig unverständlichen Marx in den Vordergrund, und der treuherzige deutsche Gelehrte meinte sich mit der Sozialdemokratie von Grund aus zu befassen, wenn er in Marx' Werk die Wahrheit vom Irrtum reinlich schied. Da ein unpatriotisches Gesicht am Ende doch auch einer übergroßen Mehrzahl der deutschen Arbeiter widerlich ist, warf man zuweilen einige nationale Phrasen hin, damit ein rechter nationaler Groll gegen diese unnationalste aller denkbaren Parteibildungen nicht aufkommen könne. In Jena gab man sich gelegentlich der Marokkokrise patriotisch. Der sogenannte Revisionismus schien besonders brauchbar, regelmäßig eine Verbindung zu erhalten, zwar nicht zu deutschbürgerlichen Gedanken, wenigstens aber zu einer bürgerlichen, den Gebildeten

gewohnten Denk- und Sprechweise. Die Liberalen, die der sozialdemokratischen Hilfe für das eigene Wahlgeschäft bedurften, nahmen die wohlgewählte Maske der Sozialdemokratie nur zu gern für das wahre Gesicht und taten das Beste, das Bürgertum über den wirklichen Charakter der revolutionären Organisation zu täuschen.

Dies Spiel hat jetzt eine Unterbrechung erfahren, da die Sozialdemokratie sich gezwungen sieht, gegenüber der glorreichen Erhebung des preußischen Volkes von 1813 nationale Farbe zu bekennen. Da wird der Sozialdemokratie von der Geschichte ins Gesicht geleuchtet, und sie erscheint durch alle die wohlstudierten Verstellungskünste vor aller Augen platterdings gewöhnlich.

Im Berliner Stadtparlament hatte der Magistrat aus Anlaß der Hundertjahrfeier des Aufrufs ‚An mein Volk' einen öffentlichen Kirchgang der städtischen Behörden vorgeschlagen. Wahrlich ein schöner und in seinem stillen Ernst würdiger Plan, wohl angemessen dem Andenken an eine Zeit, die ihr gewaltiges Beginnen so ganz in Gottes Hand gelegt hatte, an die Vorfahren, für die es hieß: ‚Der ist ein Mann, der beten kann.' Die sozialdemokratische Fraktion erklärte, sie sehe weder eine Veranlassung, die Befreiung vom Fremdenjoch, die für das Volk nicht die erhofften Früchte getragen habe, überhaupt zu feiern, noch halte sie die geplante Form der Feier für angebracht. Die stürmischen Szenen, die dieser Demonstration in der Stadtverordnetenversammlung folgten, fanden alsbald ihre Fortsetzung an bedeutenderer Stelle, im preußischen Abgeordnetenhaus. Der sozialdemokratische Abgeordnete Borchardt erinnerte gelegentlich der Besprechung des Kapitels ‚Handel- und Gewerbeverwaltung' fast mutwillig an die Vorgänge im Berliner Rathause, ‚Genosse' Liebknecht sekundierte sofort mit unerhörten Beschimpfungen der großen Zeit und einem gerüttelten Maß von Injurien gegen die Berliner Stadtverordneten vor allem gegen den Abg. Cassel, der natürlich in seiner jüdischen Religion keinen Hindernisgrund sieht, an der patriotischen Gedenkfeier in einer protestantischen Kirche teilzunehmen. Der Abg. Cassel erwiderte mit einer patriotischen Wärme, einer nationalen Bloßstellung der Sozialdemokratie, wie man es auf fortschrittlicher Seite seit langer Zeit nicht mehr gewohnt ist. Besiegelt wurden endlich die Auseinandersetzungen im Berliner Stadthause und dem preußischen Abgeordnetenhause durch die Reden des ‚Revisionisten' Bernstein in der Schöneberger Stadtverordnetenversammlung. Zunächst, getreu dem revisionistischen Reglement, gab Herr Bernstein eine zwar historisch haltlose, aber formal erträgliche Würdigung der preußischen Erhebung zum besten, übertrumpfte aber schließlich in — natürlich versteckten — Unverschämtheiten gegen unser Herrscherhaus die radikalen ‚Genossen', die in der König- und Albrechtstraße paradiert hatten.

Das Jahr 1813 wird der Sozialdemokratie von nun an oft und nicht angenehm in den Ohren klingen. Von allen den großen nationalen Erinnerungen, die eine ruhmvolle Geschichte Preußen und Deutschland geschenkt hat, ist die an die Freiheitskriege die volkstümlichste. Viel weniger als sonst bei unseren großen nationalen Taten waren es hier die überragenden Persönlichkeiten, die ein tapferes und national-stolzes Volk mitrissen, sondern das Volk war im höchsten Maße

selbst Mitträger des Entschlusses und Mitvollstrecker des welthistorischen Urteils. Das ist im Volke nicht vergessen worden, und diese Erinnerung wird wie ein nationales Allerheiligstes gehütet. In gewissem Sinne wird der Befreiungskrieg für Deutschland immer sein, was der Unabhängigkeitskrieg den Amerikanern, die große Revolution den Franzosen ist: der Anfang des modernen, nationalbewußten politischen Lebens. Die Partei, die hier die Achtung versagt, versagt sich dem nationalen Gedanken überhaupt. Bisher hat es die Sozialdemokratie stets mit Entrüstung zurückgewiesen, wenn man ihr mit Recht Mangel an nationaler Gesinnung vorwarf. Nun hat sie diesen Vorwurf selbst unterfertigt, als ihr Vertreter kurzab erklärte: ‚Die Sozialdemokratie hat eher das Gefühl der Trauer in der Erinnerung an jene Zeit, als das Bedürfnis, Feste zu feiern, weil sie empfindet, welch edles Blut und welche edlen Gefühle damals grundlos verschwendet worden sind.‘ Die Fremdherrschaft ist dieser volksfremden Partei kein Grund zu nationaler Erhebung. Die nationale Selbständigkeit bedeutet ihr nichts. Das Wort Nation hat überhaupt keinen Klang für sie. Und wie sie zur Seite steht, wenn das Volk verehrend der Vorfahren gedenkt, so steht sie dem deutschen Leben, soweit es mit dem Bewußtsein und dem Herzen ein nationales ist, fern.

Wer durch Phrasen und Verschleierungen nicht beirrt war, für den bedurfte es freilich dieser Demonstrationen nicht, um zu wissen, daß der Sozialdemokratie die Zeit vor hundert Jahren zuwider sein muß. Nationales Ehrgefühl, Frömmigkeit und Königstreue, das waren die idealen Kräfte, die die Helden von 1813 bewegten, und eben diese rottet die Sozialdemokratie systematisch seit Jahrzehnten durch raffinierte Aufpeitschung der materiellen, der egoistischen Instinkte aus. Jenes treue Geschlecht harrte geduldig bereit und in Waffen, bis der König sein Volk aufrief. Es konnte sich den Kampf nicht anders denken, als vom König geführt. (Umgekehrt wär's eher richtig! D. T.) Die Sozialdemokratie organisiert eben den Kampf gegen den Thron. Die Freiheitskämfper gingen erst in die Kirche, um zu beten, ehe sie kämpften, und sie kämpften mit Gott. Die Sozialdemokratie will ihr Ziel wider Gott erreichen und die Kirchen schließen, um siegen zu können. Da gibt es keine Gemeinschaft. Eine Minderheit im Volke wußte das wohl. Der Mehrheit haben es nun die sozialdemokratischen Wortführer gesagt. Und wenn das Gesagte nicht vergessen wird, hat die große Erinnerung vielleicht ihr Bestes getan."

Solche Dankbarkeitsbezeigungen, so tief, warm und echt sie auch empfunden sein mögen, scheinen nun aber dem sozialdemokratischen Zentralorgan keine rechte Freude zu machen, da es sich ihrer im Gegenteil heftig zu erwehren sucht. So sei es nicht gemeint gewesen; wie es gemeint gewesen sei, wird dann umständlich im „Vorwärts" dargelegt: „Der Berliner Kommunalfreisinn hatte den befremdenden Vorschlag gemacht, die Erinnerung an die Befreiungskämpfe des Jahres 1813 durch ‚einen öffentlichen Kirchgang und anschließenden Gottesdienst feierlich zu begehen‘. Um diese kuriose Feier einer Volkserhebung noch kurioser zu machen, sollte die Feier anknüpfen an den Aufruf des preußischen

Königs ‚An mein Volk!‘ und die Feier selbst auf den Geburtstag der Königin Luise verlegt werden. Also die liberale Stadtvertretung der Hauptstadt der Intelligenz veranstaltet erstens einen Gottesdienst, und zweitens bringt es diese ‚nationale‘ Feier in engste Verbindung mit dem preußischen König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise, damit nur ja auch der höfische Charakter dieser Feier besonders unterstrichen wird. Diese kommunalpolitische Tat des Berliner Freisinns verrät nicht nur die totale politische Entartung unseres Freisinns, sondern auch das eifrige Bestreben, sich bei Hofe lieb Kind zu machen und die Verkrüppelung der historischen Erinnerung zu einer gewissermaßen hohenzollernschen Haus- und Familienangelegenheit nach Kräften zu fördern. Sie verrät zugleich eine bodenlose Unkenntnis der geschichtlichen Vorgänge, denn jeder Kenner der Geschichte weiß, daß gerade der preußische König in all den schweren Konfliktszeiten die vom Standpunkt der nationalen Ehre und selbst nur der politischen Klugheit aus zweifelhafteste und kläglichste Rolle gespielt und daß er zu dem nationalen Aufschwung das Allergeringste beigetragen hat ...

So wenig es der Sozialdemokratie jemals eingefallen ist und einfallen kann, zu leugnen, daß im Jahr 1813 der politische und soziale Befreiungsdrang breiter Volksschichten heroische Betätigung fand ..., so wenig wird sich die Sozialdemokratie der Pflicht entziehen, auch nachzuweisen, wie schmählich die Hoffnungen der damaligen Freiheitskämpfer betrogen worden sind. Allein die Erinnerung an die Karlsbader Beschlüsse, an die schmachvollen Demagogenverfolgungen, an die gehässigste Bekämpfung der nationalen und freiheitlichen Bestrebungen der bürgerlichen Jugend beweisen, daß zwar die Triebkraft jener nationalen Begeisterung der lautersten Quelle entfloß, daß aber die Reaktion durch ihre brutale Verfolgungs- und Knebelungspolitik all die Keime einer gesunden, starken nationalen Entwickelung niederzutreten verstanden hat ...“

Selbst ein Treitschke habe in jüngeren Jahren „einen Schimmer politischen Verständnisses“ durch die Worte verraten: „Konnte die Welt wirklich noch über den Sturz der Fremdherrschaft jubeln, wenn auf dem Wiener Kongreß in echt bonapartistischem Geiste mit frivoler Mißachtung der Volkstümlichkeit die Grenzen der Länder bestimmt wurden, wenn dann russische Späher den Volksgeist belauschen und vor den Mächten verklagen durften? ... Den zwiespältigen Charakter der Freiheitskriege zu leugnen, wird den gesinnungstüchtigen Phrasen der Gegenwart nie gelingen. Die Kabinette hatten in Napoleon den Zertrümmerer der alten feudalen Unordnung, den Sohn der Revolution bekämpft, die Völker den Fremden und Despoten. War es nicht eine rühmliche, eine notwendige Tat, den reaktionären Zug, der die Bekämpfung Napoleons bezeichnete, schonungslos der Welt zu enthüllen? Das können nur jene verneinen, die nichts ahnen von der echten historischen Gerechtigkeit, die dem Pöbel als mattherzige Halbheit gilt.“

Die Sozialdemokraten seien geradezu „die Erben“ (!) der Befreiungsbestrebungen des Jahres 1813. Das spreche „mit besonders überzeugender Klarheit“ aus den Schriften Johann Gottlieb Fichtes. Nicht nur in seinen 1808 erschienenen „Reden an die deutsche Nation“, auch in manchen seiner kleineren politischen

Schriften fänden sich Urteile, die heute noch die herrschenden Klassen empfindlich ins Mark treffen: „Fichte erstrebte ein einheitliches Deutschland mit republikanischen Einrichtungen, unter voller Berücksichtigung der Eigenart aller einzelnen Stämme. Aber jedweder Partikularismus, auch der preußische, war ihm völlig fremd. Beginnt er doch seine Reden an die deutsche Nation mit den lapidaren Sätzen:

‚Ich rede für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben.‘

So ‚deutsch‘ denken in Deutschland heute nur noch wir Sozialdemokraten. (Höre ich recht? Mit einmal? D. T.)

In jenen Reden gab Fichte sich aber noch der utopistischen Hoffnung hin, daß die deutschen Fürsten, gepackt von Begeisterung für die Befreiung und Einheit der Nation, freiwillig auf ihre Vorrechte verzichten würden. Die Ereignisse der nächsten Jahre zerstörten bald diese Hoffnung. Als dann 1813 König Friedrich Wilhelm III. von Preußen endlich sich zu dem ‚Aufruf an mein Volk‘ hatte drängen lassen, kommentierte ihn Fichte in dem Entwurf zu einer Schrift, die uns als Fragment überkommen ist. Den Königsworten tritt er da höchst pessimistisch gegenüber mit dem Satz:

‚Wenn nun der unterjochte Fürst an sein Volk appelliert, heißt das: Wehrt euch, damit ihr nur meine Knechte seid und nicht die eines Fremden? Sie wären Toren ...‘

Wie sehr Fichte die heute noch bestehenden Krebsschäden der staatlichen Einrichtungen erkannte, das hat er am kräftigsten ausgesprochen in einer gleichfalls unvollendet gebliebenen Schrift, die er in Königsberg im Winter 1806/07, also nach dem Zusammenbruch bei Jena, verfaßt hat. Eine Schilderung der Selbstsucht und aufgeblasenen Nichtigkeit der F ü r s t e n gipfelt in den Worten:

‚Sie krochen vor dem Auslande, sie eröffneten demselben den Schoß des Vaterlandes; sie würden vor dem Dey von Algier gekrochen sein und den Staub seiner Füße geküßt haben, seinen natürlichen oder angenommenen Söhnen ihre Töchter vertraut haben, wenn sie dadurch zu dem ihnen gelegenen Amte oder zum Königstitel hätten kommen können.‘

Daß die deutschen Fürsten so werden konnten, wie sie waren, dafür maß Fichte indes den in Untertänigkeit ersterbenden B ü r g e r s l e u t e n ein vollgerütteltes Maß der Mitschuld bei. Nach Schilderung der Stumpfsinnigkeit der Fürsten fügte er hinzu:

‚Dieser allen Glauben übersteigende Stumpfsinn zeigte sich auch noch in anderen Erscheinungen. Sie konnten eine ganze Regierung hindurch Fehler an Fehler geknüpft haben, die nun offen dalagen vor aller Welt Augen; aber sie durften nur eine augenblickliche Regung zeigen, sich zu ermannen, oder sie konnten sich nach langem Hin- und Herüberlegen entschließen, eine entscheidende Niederträchtigkeit n i c h t zu begehren, so fanden sie sogleich die entzücktesten Lobredner, denen es an Worten und an Bildern zu gebrechen schien, um diese Musterzüge von Regenten-

weisheit und Mut zu erheben, ohne daß jene die tiefe Schmach fühlten, die ihnen dadurch angetan wurde, und ohne daß man ein Beispiel wüßte, daß sie ein Mißfallen daran bezeigt.'

Ist es nicht, als ob Fichte vorahnend den freisinnigen Bürgersleuten von 1913 in die pflaumenweichen Seelen geschaut hätte? So geht's genau heute auch noch zu im neuen Deutschen Reich der Untertanendemut und Bedientensitte. Durchaus vertraut mutet uns auch an, was er über die Minister sagt:

,Solcher Fürsten würdig waren derselben Minister ... Die Verwaltung des auswärtigen Verhältnisses ging ganz auf in dem, was sie Diplomatik nannten; und diese bestand, außer der Wissenschaft des Ausforschens, des Ablockens von Geheimnissen, der Erhorchung von Anekdoten, alles dieses zu keinem anderen Gebrauch, als damit man sie berichten könne, ihrem feinsten Wesen nach in der Kunst: durch Zweideutigkeiten und auf Schrauben gestellte Erklärungen die Notwendigkeit eines entscheidenden Entschlusses so weit hinauszuschieben als irgend möglich, in der Hoffnung, daß unterdessen vielleicht ein Zufall statt unserer wählen und uns des harten Zwanges, selber zu denken und zu wollen, überheben werde. Die Kunst der inneren Verwaltung war noch weit einfacher und bestand bloß in der Wissenschaft, so viel bares Geld als irgend möglich herzuschaffen ... Wenn man ihnen anmutete, etwas für die Erziehung des Volkes, die über allen Glauben elend war, zu tun, so entschuldigten sie sich damit, daß sie dazu kein Geld hätten ...'

Geradezu vernichtend ist, was er über das beutegierige Junkertum schreibt, das die Offizierstellen im Heere fast ausschließlich innehatte und durch ,freches und rohes Dahintreten und hochmütigen Trotz gegen alle anderen Stände' seine Vorrechte betätigte, aber im Kriege fortgesetzt vielfach Beweise der Unfähigkeit, Feigheit und sogar des Verrats geliefert hat ..."

Unbarmherzig sitzt Kurt Eisner an anderer Stelle des Blattes über den „Völkerkrieg der Fürsten" zu Gericht, wobei es dann wie Hagel auf den armen Friedrich Wilhelm III. niederprasselt: „Gneisenau hatte vergeblich im Sommer 1811 Friedrich Wilhelm III. den Entwurf einer Miliz zur Organisation eines Volksaufstandes unterbreitet. Der König hatte den in allen Einzelheiten ausgeführten Plan lediglich mit ungläubigen und auch über die Maßen läppischen Randbemerkungen verziert. Gneisenau hatte in dem Entwurf den Predigern die Aufgabe zugedacht, die Untertanen auf ihre Milizpflichten gegen den Feind zu vereidigen. Friedrich Wilhelm III. schrieb dazu: ,Wenn ein Prediger erschossen sein wird, hat die Sache ein Ende.' Zu den Bemerkungen über das Zusammenwirken der Milizen und der regelmäßigen Truppen schrieb der König an den Rand: ,Ein paar Exekutionen und die ganze Sache hat ein Ende, alles wird sich bald zerstreuen.' Jede Wehrhaftigkeit des Volkes schien dem König undenkbar, wie aus einer anderen majestätischen Glosse sich ergibt: ,Mangel an Lebensmitteln, keine Gewohnheit an Entbehrungen und Ausdauer, noch weniger Erfahrung im Kriege, und einige Flinten- und Kanonenschüsse zerstreuen diese Legion.' Friedrich Wilhelm hielt vor allem seine von ihm regierten Preußen für durchaus ungeeignet, gegen den Feind einen Volkskrieg zu führen: ,Bei einer Nation, die gewitzt ist und Intelligenz hat, geht so etwas zur Not, wie aber bei uns?'

Dagegen hatte der König ein spielerisches Interesse an der Uniform der Milizen, an deren Einführung er doch niemals gedacht; er malte höchsteigenhändig ein schwarzweißes Kreuz, das die Milizen als Medailleband auf der Brust tragen sollten. Auch wehrte er lebhaft die Meinung Gneisenaus ab, daß die Übungen der Miliz nicht durch eine Menge von Kommandowörtern belastet und keine anderen Hilfsmittel aufgewendet werden dürften als die, welche der Verstand den Leuten eingebe. ‚Der Verstand ...‘, schmierte S. M. tiefsinnig an den Rand, ‚dem muß man aber zu Hilfe kommen, und deshalb Kommandowörter.‘ Wenn schließlich Gneisenau schwärmte: ‚Schon jetzt möchte bei der Sektion für den Kultus und den Unterricht die Veranstaltung getroffen werden, daß Befehle an sämtliche Geistliche aller christlichen Konfessionen bereit liegen, wonach diese, bei ausgebrochenem Kriege, die Gemeinden in der Kirche versammeln, über einen passenden Text predigen, Frankreichs Unterjochungsplan mit schwarzen Farben schildern, an das jüdische Volk unter den Makkabäern erinnern, das gleicher Bedrückung widerstanden und dessen Beispiel uns anfeuern müsse, auf gleichen Widerstand zu denken‘ —, so spuckte der königliche Feldwebel in die Flamme das Wort, das in seinem Geiste die schimpflichste Verachtung ausdrücken sollte: ‚Als Poesie gut.‘

Bei solcher Verfassung des obersten Kriegsherrn war es zu verstehen, daß schlechterdings niemand auf den König von Preußen zählte ...

Am 30. Dezember 1812 hatten York und der russische Generalmajor Diebitsch in der Poscherunschen Mühle jene Konvention unterzeichnet, deren zweiter Artikel das preußische Korps verpflichtete, ‚bis zu den eingehenden Befehlen Sr. Majestät des Königs neutral zu bleiben, wenn Höchstgedachte Se. Majestät den Zurückmarsch des Korps zur französischen Armee befehlen sollten, während eines Zeitraums von zwei Monaten nicht gegen die kaiserlich russische Armee zu dienen‘.

Schon der Wortlaut dieses Vertrages zerstört all die oft versuchten Bemühungen dienstwilliger Geschichtschreiber, zu beweisen, daß York in geheimem Einverständnis mit dem König von Preußen gehandelt habe. War doch durch den Artikel 2 sogar bestimmt, daß *selbst in dem Falle*, wo Friedrich Wilhelm III. *befehlen* sollte, sich an die französische Armee wieder *anzuschließen*, das preußische Korps sich *weigern* sollte, bis zum Ende Februar die Waffen gegen Rußland zu führen; ein förmlicher vertragsmäßig vereinbarter Waffenstreik.

Neuerdings wurde die Handlung Yorcks mit dem Satze verherrlicht: ‚So dachte York, als er sich unter dem gewaltigen Zwange der Verhältnisse zu dem Entschlusse durchrang, das ihm anvertraute Korps, des Restes der großen Armee, zu retten und wieder unter den Oberbefehl des Königs zu stellen.‘ Diese Säkularverherrlichung beruht auf zwei sehr wesentlichen Irrtümern. Einmal war das preußische Korps nicht im mindesten gefährdet. Der zweite Irrtum ist die Ansicht, daß York das preußische Korps wieder unter den Oberbefehl Friedrich Wilhelms III. gestellt hätte ...

Das erste Schreiben, in dem York seinem König seinen Schritt mitteilte, schloß: ‚Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Untertan und wahrer Preuße gefehlt zu haben.‘

‚Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermütigen Forderungen eines Alliierten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgnis erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe der Himmel, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt.‘

Friedrich Wilhelm III. ließ Yorcks Brief zu seiner eigenen Rechtfertigung Napoleon mitteilen; nur änderte er den ersten Absatz und strich den zweiten. Yorck war so wenig bereit, dem König willig seinen Kopf zu opfern, daß er sich nicht einmal seiner vom König beschlossenen Absetzung fügte. Friedrich Wilhelm III. ließ öffentlich erklären — durch die ‚Spenersche Zeitung‘ vom 19. Januar —, daß er die Konvention von Tauroggen nicht ratifiziert habe, sondern sofort Yorcks Absetzung verfügt habe. Er schickte auch seinen Flügeladjutanten nach Königsberg, um die Verhaftung Yorcks vorzunehmen. Die Russen ließen ihn aber gar nicht zu Yorck, und im übrigen erklärte der General trotzig, daß er keine Verhaltungsbefehle durch Zeitungen entgegennehme und weiter fortfahren werde, seine Funktionen auszuüben.

Friedrich Wilhelm III. hatte durchaus nicht etwa, um Napoleons Zorn zu beschwichtigen, die wirkungslosen Maßnahmen gegen Yorck verfügt. Der Übergang des preußischen Korps zur russischen Armee war nicht nur ohne Wissen und Willen des Königs geschehen, sondern durchkreuzte auch seine Politik, die auf Erhaltung und Befestigung des Bündnisses mit Napoleon gerichtet war. An einen Krieg gegen Napoleon dachte weder er noch sein Staatskanzler Hardenberg, dessen Anschauung war, Napoleon würde in seiner gegenwärtigen Lage bereit sein, Preußen Konzessionen materieller Art zu machen. Wäre damals Napoleon bereit gewesen, Preußen etwa Gebietserweiterungen zuzugestehen, so hätte sich Friedrich Wilhelm III. niemals von ihm abgewandt.

Der preußische König hatte keinerlei Staatsbegriffe; er faßte alle Dinge ganz persönlich privatwirtschaftlich auf. So grämte ihn auch 1807 am Frieden zu Tilsit nicht sowohl die Zerstückelung des preußischen Staates, als vielmehr das Unglück, daß nicht nur seine polnischen, sondern auch seine linkselbischen Privatdomänen in Verlust kamen ...

So dachte auch Friedrich Wilhelm jetzt nicht an irgendwelche nationale Erhebung des Volkes, sondern nur daran, auf welche Weise man die ungünstige Lage Napoleons zugunsten des preußischen Königshauses ausnützen könnte. Und der preußische Landesvater spann in diesen Tagen patriotischer Gärung ganz gemütlich Heiratspläne zwischen seinem Sohne und einer Dame aus dem Geschlecht der Bonaparte. In einem sehr merkwürdigen Berichte des französischen Gesandten am Berliner Hofe an den französischen Minister des Äußern, vom 12. Februar 1813, werden diese Heiratspläne sehr eingehend erörtert. Friedrich Wilhelm III., das geht aus dem Bericht hervor, hoffte aus solcher Verbindung die Wirkung, daß Napoleon ihn ‚zum Teil wieder in seinen alten Glanz‘ einsetzen würde. Der König versicherte ferner durch den französischen Gesandten Napoleon auf das bestimmteste, ‚daß er durch nichts in seinem politischen System irregemacht werden könnte‘, man müsse alles mögliche anwenden, um jede Art von Mißtrauen Frankreichs, die

in betreff Preußens stattfinden könnte, zu tilgen. Allerdings seien die meisten preußischen Untertanen gegen die Franzosen aufgebracht, wegen der ihnen auferlegten Lasten. Aber wenn man sie nicht durch unerschwingliche Forderungen zum Äußersten treiben würde, so würden sie keine Gewalt gebrauchen. Der Gesandte führt wörtlich folgende Äußerung des preußischen Königs an: ‚Man darf sich über das nicht wundern, was an Orten vorfällt, wo der Feind hinkommt; aber an eben denselben Orten haben doch die Behörden und die Einwohner die französische Armee auf das beste bewillkommt und alle ihre Leiden geduldig ertragen; dies beweist die Reinheit meiner Gesinnungen und den Gehorsam gegen meine Befehle. Ich glaube, bestimmte Anzeichen zu haben, daß Österreich bei seiner Verbindung mit Frankreich fest aushalten wird. Wäre dies aber auch nicht der Fall, so ist meine Lage von der Lage dieser Macht sehr verschieden. Ich bin der natürliche Verbündete Frankreichs. Bei der Veränderung des Systems würde ich nur meine Lage verschlimmern und dem Kaiser das Recht geben, mich als Feind, und zwar mit Grund, zu behandeln. Ich weiß wohl, daß es Narren gibt, welche Frankreich zu Boden geworfen glauben; sie werden aber sehen, daß es in kurzer Zeit eine ebenso schöne Armee von 300 000 Mann aufgestellt haben wird, wie die erste war. Ich glaube, daß sie noch schlimme Augenblicke und Opfer zu bringen haben werden. Ich werde, was nur immer zu tragen ist, erdulden, um die künftige Ruhe und Wohlfahrt meiner Familie und meiner Völker zu sichern. Sagen Sie dem Kaiser, daß ich nur in Beziehung auf Geld keine weiteren Opfer mehr bringen kann; wenn er mir aber Geld gibt, so kann ich noch 50 000 bis 60 000 Mann für seinen Dienst ausheben und bewaffnen.‘

Schließlich kam der König auch noch auf die Heiratspläne zu sprechen. Er sei als Familienvater nicht sehr abgeneigt, eine Verbindung aus bloß politischen Rücksichten eingehen zu lassen. Er wäre dazu bereit, ‚wenn er sehr bedeutende Vorteile und von solcher Beschaffenheit dabei erblicken sollte, daß dadurch die Monarchie zu einem höheren Rang erhoben würde, als den sie gegenwärtig behaupte‘.

Das waren die wirklichen Anschauungen Friedrich Wilhelms. Das schloß nicht aus, daß gleichzeitig insgeheim von ihm und seiner Regierung mit allen Höfen gegen Napoleon konspiriert wurde.“

Lassen wir die sich aufdrängenden Einwände gegen diese einseitige und daher nicht gerechte, in gewissem Sinne aber doch wieder sehr lehrreiche Darstellung einmal ganz zurücktreten —: was soll denn mit all der Gelehrsamkeit gegen die Feier bewiesen werden? Etwa, daß die Helden von 1813 besser hinter dem Ofen, feige Sklaven der fremden Eroberer geblieben wären? Daß die Erhebung des deutschen Volkes keine Großtat war, wie sie die Welt nicht zum zweiten Male gesehen hat? Daß es müßig oder gar aufrechter Männer „unwürdig“ sei, das Gedenken an diese Tat zu feiern?

Auch die „Frankfurter Zeitung“ gibt den Berliner Genossen unverblümt zu verstehen, daß sie sehr übel beraten waren und die Volksstimmung gröblich verkannt haben, als sie behaupteten, die übergroße Mehrheit des preußischen und deutschen Volkes habe keine Veranlassung, jener Zeit feierlich zu gedenken, und zur Begründung dessen sich darauf beriefen, daß König Friedrich Wilhelm III.

das damals abgegebene Versprechen einer freiheitlichen Verfassung für Preußen nicht eingelöst habe: „Das letztere Argument ändert doch nichts an der Tatsache, daß das Jahr 1813 das Jahr jener großen Volkserhebung zur vollen Wiederaufrichtung des Staates gewesen ist, und die Feier dieser großen Zeit wird und muß Widerhall im ganzen Volke finden.

Nur dagegen wäre Einspruch zu erheben, daß diese Erinnerungsfeier zu einer rein höfisch-monarchischen gemacht wird, die mit Bewunderung der gnädigen Führung gedenkt und vergißt, daß das eigentliche Verdienst jener Zeit dem Volke gebührt, aus dem heraus der Befreiungsgedanke mit sieghafter Macht emporwuchs und alle Widerstände, auch das anfängliche Widerstreben des Königs, überwand. Und wenn in diesem Sinne in der Schöneberger Stadtverordnetenversammlung der Stadtverordnete Bernstein betonte, nicht erst der ‚Aufruf an mein Volk' habe dem damaligen Kampf seine Bedeutung gegeben, sondern er sei erschienen, als die Bewegung lange im Zuge war, so lag eigentlich kein Grund vor, sich über eine solche Ausführung zu entrüsten, die doch nur den historischen Tatsachen entsprach. Bei solchen Erinnerungsfesten muß die Frage, ob Monarchist oder Nichtmonarchist, ausscheiden; es sollten vielmehr alle zusammenwirken, die Feier so zu gestalten, daß nicht unnötig Verstimmung und Widerspruch entsteht. Das aber ist nur möglich, wenn man ihr die geschichtlichen Tatsachen zugrunde legt und es vermeidet, ihr eine einseitige Tendenz zu geben, die mit diesen Tatsachen nun einmal nicht in Einklang steht.

Es ist auch ganz gut, wenn man diese Tatsachen unbefangen in die Erinnerung ruft, weil sie recht lehrreich auch für die Gegenwart sind, denn sie zeigen, daß nur da der Staat das Größte leisten kann, wo seine besten Kräfte sich ungehindert zu entfalten vermögen, und daß diese besten Kräfte im Volke selbst liegen. . . . Es war eben alles morsch und faul und einer gesunden Entwicklung nicht mehr fähig, weil man den frischen Luftzuzug aus dem Volke fernhielt. Und wenn man heute so viel von der Wachhaltung des kriegerischen Geistes spricht, so mag auch daran erinnert werden, daß es damals die privilegierte ‚Kriegerkaste', die aus abgeschlossenen Ständen hervorgegangenen Heerführer waren, die so vollständig versagten, und daß der bessere militärische Geist sich erst wieder zeigte, als die Not der Zeit diese Abgeschlossenheit beseitigte und alle mit vereinten Kräften dem gleichen Ziele zustrebten. Es waren die Einwirkungen der französischen Revolution, welche das Volk politisch reifer machten, und sie waren es auch vor allem, welche die eigentlichen Grundlagen der späteren Erhebung des Volkes und der Stärkung des Staates schufen, die inneren Reformen, die Bauernbefreiung, die aus Hörigen freie Landbewohner auf eigenem Boden machte, und die Einführung der städtischen Selbstverwaltung, die erst die Anteilnahme der Bürger am kommunalen und staatlichen Leben weckte. Diese Reformen des Freiherrn vom Stein sind nicht leicht und nicht ohne Überwindung schwerer Widerstände durchgesetzt worden, wie das ganze Wirken des Freiherrn vom Stein vielfach gestört und unterbrochen worden ist nicht nur durch die Gegnerschaft Napoleons, sondern auch durch seine Feinde in Preußen selbst, die es durchsetzten, daß dem um Preußens Rettung so verdienten Reformator so wenig Dank zuteil wurde.

Wenn man heute rückblickend die Erinnerung an jene Zeit weckt, so wird man selbstverständlich auch für die schwierige Lage Verständnis haben müssen, in der sich König Friedrich Wilhelm III. befand, der besorgen mußte, durch Unvorsichtigkeit Mißtrauen zu erregen und seine Stellung zu gefährden; aber gerade deshalb gebührt auch das Hauptverdienst jener Volksbewegung, die alle Schwierigkeiten, auch die von der eigenen Regierung gemachten, überwand, und jenen Volksführern, welche die Flamme der Begeisterung schürten, bis es kein Widerstreben mehr gab. Die Wiedergeburt Preußens ist durch das Volk und aus dem Volk gekommen. Erst als aus ihm sich die guten Triebe regten und die besten Kräfte nach der Staatskatastrophe sich emporrangen, da gelang das Werk, da überwand der Opfermut, der in allen Schichten der Bevölkerung gleich groß war, alles, und nichts konnte dieser Begeisterung widerstehen, auch diejenigen nicht, die noch kleinmütig und unentschlossen waren. Der ‚Aufruf an mein Volk', den der König dann von Breslau aus erließ, hat seine große Wirkung ausgeübt, weil er der eigentliche Ausdruck dieser großen Bewegung des Volkes war, die bis dahin von oben her mehr zurückgedrängt als gefördert worden war."

Es behält eben nichts bei uns sein gerades Gesicht, es muß alles für den Hausbedarf zurechtgeschneidert und -geschustert, auf den eigenen, nicht immer überwältigenden Wuchs „gearbeitet" werden — oben wie unten. Ist es nicht schon eine Groteske, wenn der Freiherr vom Stein, ohne den Preußen heute vielleicht russische oder französische Provinz wäre, für die offiziellen Kreise kaum zu existieren scheint! Bei der Jahrhundertfeier des Werkes, das in mehr als einer Hinsicht das Werk dieses Freiherrn war, ohne seine fortreißende Persönlichkeit gar nicht zu denken ist! Auf dessen Schultern Bismarck erst das seine errichten konnte! Stumpfe Hörige — kein freiheitsfreudiges, opferbereites Volk ohne Stein, aber auch kein Tauroggen, kein russischer Alliierter! Denn nur seine willensmächtige, unbeugsame, in ihren Zielen unbeirrbare, freie und stolze Persönlichkeit vermochte eine so schwankende und hinterhältige Natur wie Alexander I. mit eisernem Griff für seine deutschen Zwecke in der Hand zu behalten. Nicht nur ihn für diese zu gewinnen — es galt auch später und bis ans letzte Ende, bis Paris, ihn gegen die furchtsam-verbockte Zauderpolitik Friedrich Wilhelms III. und die Umtriebe des österreichischen Kabinetts in Aktion zu setzen und als höchsten Trumpf auszuspielen. Der alte Blücher atmet sichtbar auf, als er hört, daß Stein wieder dabei ist, denn dann, weiß er, dann geht's wieder „vorwärts". Stein bei einer Jahrhundertfeier von Deutschlands Befreiung nicht zu Ehren kommen lassen, ist genau die selbe Groteske, als wenn man Bismarck bei einer Feier der Gründung des Deutschen Reiches nicht erwähnen wollte.

Geläufiger als der Name dessen, der als einzelner das meiste für die Befreiung Deutschlands getan hat, ist uns der unseres Unterjochers. Es ist geradezu erbärmlich! „Da gelangt zurzeit," stöhnt Max Wilberg in der „Deutschen Welt", „von großer Reklame getragen, in den verschiedensten Städten Deutschlands ein Werk ‚Napoleon Bonaparte', von deutschen Schriftstellern verfaßt, Tag für Tag zur Aufführung. Fern soll es liegen, über den lite-

rarischen und künstlerischen Wert zu rechten; aber empört wollen wir uns dagegen wenden, daß immer wieder dem deutschen Volke derlei *Glorifizierungen des Preußenunterdrückers*, denn auf eine solche läuft es trotz einiger diese Absicht abschwächenden Szenen letzten Endes hinaus, geboten werden. Diese Verherrlichung Napoleons ist *nicht* eine *vorübergehende* Erscheinung, sondern es ist ein *seit Jahren immer mehr sich verbreitender* Unfug. In den Schaufenstern trifft man ständig Büsten, Bilder und Bücher, die für Napoleon begeistern, und so mancher Deutsche hat über seinem Schreibtisch statt eines Bildes des Schmiedes der deutschen Einheit oder des Kaisers ein Napoleonbildnis hängen und ist stolz darauf. Niemals habe ich bei meinem Aufenthalt in Paris die Darstellung eines unserer deutschen Nationalhelden entdecken können. Am meisten aber sorgen die Kinematographentheater, die ja fast ganz und gar französischem Einfluß ausgeliefert sind, für eine Glorifizierung Napoleons. Hier hat man es sogar mit einer *bezahlten Propaganda für die Napoleon-Idee* zu tun. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die in Belgien lebenden Nachkommen Bonapartes viele Tausende ausgeben für die Herstellung von Films, die die Person Napoleons zur Darstellung haben. Die Franzosen mögen noch so gute Republikaner sein, aber Napoleonverehrer sind und bleiben die meisten unsrer westlichen Nachbarn. ‚Ich habe aus Preußen eine Milliarde Franken herausgeholt' — das gestand er selbst. Er dachte dabei nur an die baren Zahlungen. Die wirklichen Kriegslasten stellten sich doppelt so hoch. Preußen zählte damals nur 4,6 Millionen Einwohner. Noch ärger waren seine Erpressungen an Menschen. *Von den 400 000 Mann des großen Heeres gegen Rußland* hatte Napoleon *mehr als 200 000 Mann in Deutschland* aufbringen lassen. Am ärgsten wurde von seinen französischen Soldaten mit ihrer lockeren Zucht der *Mädchenraub* betrieben. Und dennoch ist Napoleon bis in die Neuzeit über Gebühr *gefeiert* worden."

Es ist das ja leider *nichts weniger* als eine vereinzelte Erscheinung, und es sprechen schmählicherweise auch keinerlei Anzeichen dafür, daß der Boden, auf dem diese krüppelhaft-exotischen Gewächse so üppig wuchern, „müde" zu werden beginnt. Im Gegenteil! Müssen doch unsere nationalen Blätter ein eigenes Herbarium führen, um den „Forderungen des Tages", die diese Botanik scheusäliger Mißgeburten an sie stellt, gerecht zu werden. Die nationale Schreckenskammer des Panoptikums Neu-Deutschland.

Lieb Vaterland, magst ruhig sein: Es ist — auf solchem Boden! — dafür gesorgt, daß die Bäume deiner nationalen Begeisterung nicht in den Himmel wachsen. Wenn sie auch nur einmal — nach hundert Jahren! — ihre Wipfel im Rauschen einmütiger Begeisterung zusammenschlagen könnten! Aber — Rudolf Penzig in der „Ethischen Kultur" wird wohl recht behalten, wenn er sagt: „Wir *dürften* wohl feiern, aber wir *können* es nicht mehr!

Ich meine als Volksgemeinschaft. Ja, gibt es die denn noch? In Zukunftshoffnungen und -befürchtungen streben wir auseinander; in der Gegenwart steht eine Faust gegen die andere; und selbst über die Vergangenheit vermögen wir uns nicht mehr zu einigen. Ein klägliches Schauspiel!

Als man 1898 die fünfzigjährige Wiederkehr der Märztage zu feiern versuchte, da war es vielleicht noch begreiflich, wenn die Sieger und die Besiegten des Bruderkampfes und ihre Söhne noch nicht die geistige Geklärtheit fanden, sich einfach auf die einzig würdige gemeinsame Gedenkfeier der ehrlich hüben wie drüben gefallenen Opfer zu vereinigen. Aber nun sind's hundert Jahre; auch kein Bruderkampf, sondern eine erste gewaltige nationale Begeisterung gegen den landfremden Unterdrücker; kein dynastisch gemachter und geschürter ‚Patriotismus', sondern ein Herausbrechen stärkster Heimatsliebe und opfermutigsten Vaterlandssinnes, eher gegen König und Regierung als mit ihnen; eine reine und herrliche Volksbewegung echtester Art ... Und über die Feier dieser Tage soll man, soll das Volk sich nicht einigen können?

Sind denn die Geschichtschreiber noch uneins? Keineswegs; in allem Wesentlichen ist das Bild jener gewaltigen Tage deutlich und klar bis ins einzelnste gezeichnet. Nur leicht verschiedene Farbentöne mag dieser oder jener in die Schilderung mischen; hier eine Gruppe mehr als billig in den Vordergrund stellen, dort den Hintergrund etwas schematisch abtun. Also, wenn es überhaupt geschichtliche Treue gibt, — niemand, der den ernsten Willen hat zu erfahren, was war und wie es wurde, braucht an der Möglichkeit, die Wahrheit aus der nebelhaften Legendenbildung zu schälen, zu verzweifeln.

Aber will man denn die Wahrheit sehen? Da erleben wir es wiederum, zum hundertundhundertsten Male, daß nur wieder Auffassung wider Auffassung ausgespielt wird, daß die Einstellung der Augenachsen völlig verschieden ist, daß selbst die reine Vergangenheit und einfache Geschichte es sich gefallen lassen müssen, zugunsten der Tagesmeinungen oben und unten gefärbt zu werden!

Vor lauter ‚Weltanschauung' haben wir glücklich verlernt, überhaupt zu sehen, zum mindesten über das Gesehene uns irgendwie zu verständigen!

Warum soll ein religiöses Gemüt in denselben Ereignissen nicht ‚Gottestat' erblicken dürfen, die der Volkspsychologe als Menschentat zu begreifen sucht? Wird die Tatsache einer geistlich-sittlichen Volksbewegung eine andere, wenn ... dieser die hervorragenden Spitzen als die eigentlich Führenden, jener als die von unten Geschobenen betrachtet? Wenn hier der uninteressierte fromme Opfergeist hervorgehoben wird, dort bedauernd auf die politische Unfruchtbarkeit dieser Opfer geblickt wird?

An den Tatsachen ist doch einmal nicht zu rütteln, und das Gedenken dieser Taten gälte es zu feiern, nicht, wie sie sich in den Millionen Köpfen millionenfach malen.

Aber es ist wirklich umsonst. Wir können nicht feiern. Hier steht die Geschichte in ihrer einfachen Blöße. Und dort pflegt man eine höfisch-dynastische Geschichtsklitterung, da eine mystische Tradition von göttlicher Lenkung, daneben eine chauvinistisch-patriotische Darstellung, dort wieder eine von politischer Leidenschaft gefärbte Schilderung, an anderer Stelle eine nicht minder verbissene junkerlich-mißtrauische Betrachtung der ‚Freiheits'bewegung usf. Ist denn aber die begreifliche Tatsache, daß sich schwerlich ein Oberhofmarschall mit einem Sozialdemokra-

ten über das geschichtliche Bild der Königin Luise einigen können, oder der Januschauer und etwa Friedrich Naumann über den Wert der Reform des Freiherrn vom Stein, ist das ein Grund, daß ein ganzes Volk es ablehnen muß, ‚seiner Väter gern zu gedenken und froh von ihren Taten, ihrer Größe den Hörer zu unterhalten'? Bleibt denn nicht genug Unwidersprochenes, Unbestreitbares, für Fromme wie für Gottesleugner, für König und Arbeiter, Junker und Bürger gleich Erfreuliches und Ehrenvolles aus dem Befreiungsjahr übrig, selbst wenn man alles Bestrittene, alle ‚Auffassungen' vor allem beiseite läßt?!

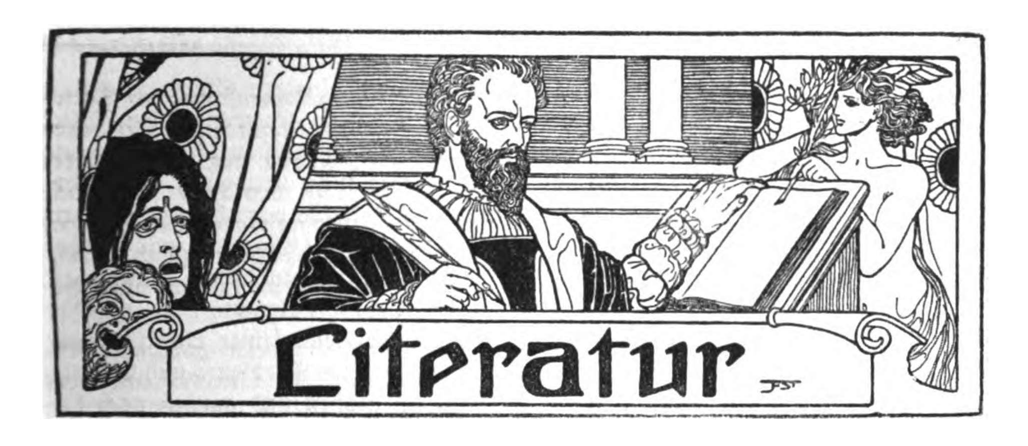
Niemandem wäre ja doch die Art seiner Jubiläumsfeier vorzuschreiben. Vielleicht hätte man sich getrennt, um vereint zu feiern. Mochten Hof und Heer Denkmäler weihen, Salut schießen und Paraden abhalten, die Geistlichkeit mit ihren Getreuen Dankgottesdienste feiern, Städte und Bürgerschaft ... das Andenken an die Begründung der Selbstverwaltung ehren, die Arbeiterschaft sogar Wahlrechtsspaziergänge oder Massenversammlungen arrangieren, um über der Freude an dem damals Erreichten nicht das noch zu Erkämpfende zu vergessen — alles wäre besser als dies demonstrative Abseitsstehen der Viermillionenpartei und diese geflissentliche und gekünstelte Selbstabschließung von allem vaterländischen Empfinden.

Kann wirklich das deutsche Volk im Gegensatz zu allen anderen Nationen nicht einmal in hundert Jahren einen einzigen nationalen Festtag aufbringen?

Wer das als tiefe Beschämung empfindet, der darf allerdings nicht feiern; der muß alles daransetzen, in persönlicher sozialer und politischer Arbeit den abgrundtiefen Riß, der durch das deutsche Volk geht, an seinem Teile heilen zu helfen."

Das ist die Aufgabe. Und so finden wir uns in dem großen Gedenkjahr nicht mit eichenlaubgeschmückten Stirnen in jubelnden Siegesreigen gestellt, sondern im schlichten Arbeitskittel vor die blanke Pflugschar. In mühsamem Tagewerk, die eine Hand am Pflug, die andere am Schwert, gilt es den Heimatboden, den unsere Väter nach außen frei gemacht haben, nun auch nach innen frei zu machen. Frei werden, um frei zu bleiben —: „nicht jeden Feiertag zahlt Gott die Zeche"!





Jean Paul Friedrich Richter

Zu seinem 150. Geburtstage am 21. März

Von Dr. Karl Freye

Schon einmal, vor Richard Wagners Zeit, war Bayreuth eine Stadt, auf die sich die Augen der Gebildeten Deutschlands richteten. Über zwanzig Jahre wohnte dort Jean Paul Friedrich Richter. Und schon im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts ist Bayreuth deshalb eine Art Wallfahrtsort gewesen, zu dem es Menschen aus den entferntesten Winkeln deutschen Sprachgebiets, ja auch aus dem Ausland hinzog. Schon damals kam der Ruhm Bayreuths dem Weimars nahe. Heute suchen nur wenige in Richard Wagners Stadt die Jean-Paul-Stätten auf, das vornehm bürgerliche Haus, in dem der Dichter wohnte, das kleine Wirtshaus an der Chaussee nach der Eremitage, in dessen Dachzimmer er zu arbeiten pflegte, die Gräber auf dem Friedhof. Und doch könnte sich das wieder wandeln, ja in etwas hat es sich vielleicht schon gewandelt. Seit einigen Jahren wird Jean Paul wieder mehr gelesen, und so viel ist sicher, daß eine ganze Reihe seiner Werke dem deutschen Volke angehören können. Jetzt, wo wir seinen 150. Geburtstag feiern, ist es besonders an der Zeit, die große Zahl seiner unendlich reichen Schriften daraufhin zu überblicken.

Die kleine Idylle vom Schulmeisterlein Wuz ist wohl noch immer das bekannteste von allen Werken Jean Pauls. Sie war die erste Arbeit, in der sich der eigentliche D i c h t e r Jean Paul äußerte. Ende 1790 ist sie entstanden, ihr Verfasser war damals 27 Jahre alt, also nicht mehr in der frühsten Entwicklung. Trotzdem deutet die schöne Dichtung nur einen geringen Teil der poetischen Anlagen Jean Pauls an; er vermochte weit Größeres zu gestalten, als das winzige „Vollglück in der Beschränkung", das hier im Mittelpunkt steht. Doch verdient die Idylle alles Lob. Sie ist einheitlich im Ton, bietet so gut wie gar nichts von den gefürchteten Extrablättern und Exkursen Jean Pauls und hinterläßt eine lieblich-wehmütige Stimmung. So viel wird auch aus diesem Werkchen schon klar, daß

der Autor sich keineswegs selbst mit dem dargestellten winzigen Sinnenglück des „vergnügten“ Schulmeisterleins zufriedenzugeben vermag. Er wendet den Blick immer wieder einmal von seinem Helden ab auf die ungelösten letzten Fragen der Menschheit, fühlt sich ihm verwandt und wieder nicht verwandt, preist ihn glücklich und ist sich doch bewußt, auf dieses Glück als Vollglück verzichten zu müssen. Das gibt der Idylle ihren im besten Sinn sentimentalen Charakter und unterscheidet sie von den meisten sonstigen Darstellungen eines ländlichen Glückes.

Wenig später schrieb der Dichter seinen ersten großen Roman, „Die unsichtbare Loge“, ein Werk von viel weiterem Plan, in der Reihe seiner Schriften von großer Bedeutung, weil es mehrere der später behandelten Probleme und Charaktere schon darzustellen versucht. Aber es bleibt im großen und ganzen noch bei einem Versuch. Die Gestaltung ist noch unsicher und unfrei, der Stil arg manieriert, die Handlung unbeholfen aufgebaut und vielfach unterbrochen durch nicht zugehörige Exkurse. Immerhin hat der Held schon Verwandtschaft mit dem späteren Walt in den „Flegeljahren“, und auch ein auf den „Titan“ hindeutender Charakter findet sich schon. Auf die Zeitgenossen wirkte bereits dieses Werk sehr stark. Der junge, noch wenig bekannte Schriftsteller sandte es 1792 im Manuskript an eine Autorität, an Karl Philipp Moritz in Berlin, der jubelnd antwortete: „Und wenn Sie am Ende der Welt wären, und müßt' ich hundert Stürme aushalten, um zu Ihnen zu kommen, so flieg' ich in Ihre Arme! Wo wohnen Sie! Wie heißen Sie? Wer sind Sie? — Ihr Werk ist ein Juwel.“ Hätte Richter den Roman wirklich, wie er erst beabsichtigte, eine „romantische Biographie“ genannt, es würde rein äußerlich noch mehr auf der Hand liegen, wie sehr er auf die gleich nach ihm aufkommende romantische Schule wirkte. Die „Unsichtbare Loge“ war übrigens das erste Werk, auf dessen Titelblatt der Dichter sich „Jean Paul“ nannte. Er behielt dies Pseudonym (das wir eigentlich französisch aussprechen müßten) von nun an bei und hat nur einmal später den Namen „Richter“ hinzugefügt — auf dem Titelblatt der „Flegeljahre“.

Jean Pauls nächster Roman „Hesperus“ hat dem Dichter am meisten Ruhm verschafft und ihn namentlich zum Liebling der Frauen gemacht. Das Werk zeigt Richters Sentimentalität und Subjektivität, seinen Bilderreichtum, seine üppigen Naturschilderungen in höchster Ausbildung. Historisch ist es durch seine Beliebtheit von größter Bedeutung, aber es ist auch wirklich ein reiches Buch und gehört deshalb mit in die erste Reihe der Jean Paulschen Dichtungen. „Jean Pauls Hesperus fertiggelesen“, schrieb der junge Gottfried Keller in sein Tagebuch; „Jean Paul ist mir ein reicher, üppiger Blumengarten und segenvolles, nährendes Fruchtfeld zugleich. Wenn ich einen ganzen Tag nichts tue, als in ihm lesen, so glaube ich doch gearbeitet oder etwas Reelles getan zu haben. Er ist beinahe der größte Dichter, welchen ich kenne, wenn man die Natur mit ihren Wundern und das menschliche Herz als die ersten und größten Stoffe oder Aufgaben der Poesie anerkennt.“ Das ist natürlich jugendlich extrem gesprochen; der „Hesperus“ hat zu viel subjektive Willkür, zu viel Manier der Sentimentalität in sich, um „beinahe die größte Dichtung“ sein zu können. Und doch läßt sich der Überschwang dieser Worte bei einem jungen empfänglichen Menschen durchaus verstehen;

die Mischung von stürmischem Gefühl und geistigem Scharfblick, die fortwährende Nähe der wunderlichen und doch zarten und graziösen Persönlichkeit Jean Pauls haben gerade hier etwas Bezauberndes. Und wer den „Hesperus“ einmal ganz in sich aufgenommen hat, der begreift all die Pilgerfahrten, die Männer und Frauen unternahmen, um diesen Dichter sehen und sprechen zu können.

Diejenigen großen Werke Jean Pauls aber, die dem heutigen deutschen Publikum nahe stehen können, folgen erst auf den „Hesperus“. In den Jahren 1796 und 1797 erschien der „Siebenkäs“. Hier sind wir aus der phantastischen Welt der „Loge“ und des „Hesperus“ mit einemmal in der Wirklichkeit angelangt, in Richters eigener Wirklichkeit. Denn die drückende Armut, in der der Armenadvokat Firmian Stanislaus Siebenkäs lebt, hatte Jean Paul jahrelang selbst erfahren, und es besteht die begründete Anschauung, daß er in der Gattin seines Helden den Charakter seiner Mutter, mit der er in Hof noch als Schriftsteller zusammen hauste, in vielen Punkten wiedergegeben hat. Der „Siebenkäs“ stellt eine Ehe dar, stellt sie mit derselben Art eindringlichster Psychologie dar, mit der unsere heutigen Romane zu verfahren pflegen. Dabei hat er nichts von dem Freud- und Reizlosen, in das zerlegende Psychologie so leicht verfällt, sondern er bleibt eine Dichtung. Stoßen wird sich freilich wohl jeder heutige Leser an dem Schluß: der Held entflieht nämlich der ihn erdrückenden Ehe endlich durch einen vorgespiegelten Tod und gedenkt so sich und seine Frau zugleich glücklich zu machen, da sie einen andern mehr liebt als ihn, aber als bürgerlich ehrbare Frau in eine Scheidung nie willigen würde. Trotzdem: wer als Unkundiger in Jean Pauls größere poetische Werke eindringen will, der soll es zuerst mit dem „Siebenkäs“ versuchen. Und obwohl man ja sonst „Bearbeitungen“ von Dichterwerken nicht empfehlen soll, hier darf man wohl dazu raten, zunächst einmal zu der nur wenig gekürzten Ausgabe zu greifen, die der Enkel des Dichters, Brix Förster, veröffentlicht hat (Deutsche Verlagsanstalt, 1891). Denn mancher, der Jean Paul nahetreten könnte, läßt sich nur durch äußere Anhängsel seiner Werke beim ersten Versuch zurückschrecken; wer dagegen erst einmal mit fremder Hilfe erkannt hat, daß hier ein ganzer Dichter zu ihm spricht, der findet sich dann in anderen Fällen schon selbst durch die Schnörkel zu dem Dichtungskern hindurch. Der „Siebenkäs“ ist übrigens dasjenige Werk, auf das Jean Paul noch später die meiste Sorgfalt verwendet hat. Er hat dem Buch nach über zwanzig Jahren eine Durcharbeitung zuteil werden lassen, die den Wert noch wesentlich erhöhte.

Man hat Jean Paul gelegentlich gesagt, der „Siebenkäs“ sei sein bestes Buch. Er wollte freilich das nächste, den 1800 bis 1802 erschienenen „Titan“, darüber stellen. Der „Titan“ bildet in der Tat die größte Aufgabe, die sich der Dichter je gewählt hat, aber er hat sie allerdings nicht mit stets gleicher Kraft ausgeführt. Er wollte hier ein Gemälde seiner Zeit geben; frevelnden Titanismus hielt er für ihren Hauptfehler, in der zeitgenössischen Dichtung und Philosophie glaubte er ihn zu erkennen. So stellt er zwei Jünglinge mit titanischen Anlagen einander gegenüber, der eine — Albano — soll die gesunde, der andere — Roquairol — die sich überhebende, brüchige, dem Untergang geweihte Kraft verkörpern. In der Darstellung suchte hier Jean Paul allen Subjektivismus zurück-

zudrängen, suchte alles auf einen reinen, hohen Ton zu stimmen. Es ist unmöglich, über den gewaltigen Bau, der viele grandiose neben seltsam mißlungenen Partien enthält, hier in wenigen Worten zu urteilen. An gedanklicher Tiefe, an Einheitlichkeit steht er weit über dem „Hesperus", an wechselvoller Grazie erreicht er ihn nicht, kann er ihn nach seiner fast tragischen Anlage auch nicht erreichen. Mit dem „Hesperus" zusammen bildet der „Titan" eine Gruppe Jean Paulscher Werke, die jeder kennen muß, der über den Dichter ein Urteil haben will, zu der aber freilich nicht jeder den Zugang finden wird.

Nach dem Abschluß des „Titan" schrieb sich Jean Paul in eines seiner Studienhefte: zwei Arten der Darstellung kenne er nun, eine, wo der Dichter sich über sie erhebe (wie im Wuz), eine, wo sie ihn hebe (wie im Titan) — „kann man denn nicht malen, was man ist?" Kurz darauf begann er die „Flegeljahre" niederzuschreiben. Dies Buch sollte recht eigentlich der Selbstdarstellung dienen. Und wenn man ähnliches auch schon von dem Bruderroman, dem „Siebenkäs", sagen kann, so gilt es doch hier noch in ganz besonderem Maße: die beiden Helden der „Flegeljahre", die Zwillingsbrüder Walt und Vult, symbolisieren die beiden Charakterseiten des Menschen und des Schriftstellers Jean Paul, die sentimentale und die satirische. Wie die beiden Brüder sich anziehen und abstoßen, entgegengesetzt sind und doch zusammen gehören, das wird in den verschiedensten Situationen anschaulich gemacht. Beide sollen sie durch das Leben erzogen und zur Ergänzung ihrer Einseitigkeit gebracht werden. Deshalb stellt der Dichter sie mitten in das Leben einer deutschen Stadt seiner Zeit hinein. Der Idealist Walt beurteilt all die mehr oder weniger braven Philister viel zu gut, und der Realist Vult spottet zu hart über sie. Beide irren sie, und beide müssen dafür büßen. So gibt uns Jean Paul hier die Stammväter jener Heldenpaare des bürgerlichen Romans, die wir z. B. bei Dickens und Freytag wiederfinden, in Copperfield und Steerforth, in Wohlfahrt und Fink. Die „Flegeljahre", diese gesunde und liebliche Dichtung, stehen noch über dem „Siebenkäs", sie sind Jean Pauls reinstes und schönstes Werk.

Poetische Schriften von gleichem Wert hat Jean Paul bis zu seinem Tode nicht mehr geschaffen. Aber unmittelbar nach den genannten dichterischen Hauptwerken veröffentlichte er zwei große theoretische Schriften, die sich mit dem Besten auf ihren Gebieten messen können: 1804 die „Vorschule der Ästhetik" und 1807 die „Levana oder Erziehungslehre". Er, der Unwissenden seiner Stilschrullen wegen als verworren und dunkel gilt, war in seiner reifen Zeit auf ethischem und ästhetischem Gebiete einer der klarsten Menschen. „Mein Charakter ist Klarheit und Besonnenheit durch alle Verhältnisse hindurch", hat er selbst von sich bekannt.

Auch nach den „Flegeljahren" hat Jean Paul noch dichterisch weitergeschaffen, und wenn wir diese späteren Arbeiten unter die der mittleren Zeit stellten, so sollten sie damit keineswegs an sich getadelt werden. Im Gegenteil, sie sind in ihrer Art durchaus gelungen, und wenn sie auch leichter wiegen, so gehen sie doch in ihrer herberen oder derberen Art dem heutigen Empfinden vielleicht noch eher ein. Sind doch gerade die derbkomischen „Schmelzles Reise nach Flätz" und „Dr. Katzenbergers Badereise" jetzt in kostspieligen Neudrucken erschienen. Noch mehr beinah möchte man auf eine andere Gruppe der späteren Werke hinweisen; noch

zweimal hat Jean Paul es versucht, Seiten seines eigenen Innern objektiv darzustellen: im „Leben Fibels“ (1812) die Liebe zum Kleinen, und im „Kometen“ (1820/22) die überschwengliche Menschenliebe. Beidemal aber schildert er, was er im „Wuz“ und in den „Flegeljahren“ mit fühlbarer Anteilnahme behandelt hatte, herbe und schroff, und namentlich der „Komet“ ist geeignet, alle gegen den Dichter gerichteten Vorwürfe, er sei allzu weich gewesen, zu nichte zu machen. Daß Jean Paul gleichwohl noch ein warmes Herz hatte, zeigt seine eigene Jugendgeschichte, die er 1818/19 niederschrieb.

„Schulmeisterlein Wuz“ (und einige verwandte kleinere Schriften), „Siebenkäs“, „Flegeljahre“, „Vorschule der Ästhetik“, „Levana“, „Attila Schmelzle“, „Dr. Katzenberger“, „Leben Fibels“ — zum mindesten diese Werke Jean Pauls können allgemeiner Besitz werden, und wer so weit gekommen ist, greift auch leicht weiter zum „Hesperus“, zum „Titan“, zum „Kometen“. Der Absatz, den die neuen Auswahlen Jean Paulscher Werke finden, scheint zu bestätigen, daß wir uns auf solchem Wege befinden. Daneben wird heute auch wissenschaftlich die Möglichkeit geboten, Jean Pauls Persönlichkeit in ihrer unermeßlichen Wirkung auf die Zeitgenossen wiederzuerkennen. Gerade jetzt erscheint: „Jean Pauls Persönlichkeit“, zeitgenössische Berichte gesammelt und herausgegeben von Eduard Berend (Georg Müller, München und Leipzig). Als historische Persönlichkeit, als lebendige Macht darf uns Jean Paul nicht verloren gehen, wenn wir nicht um einen Schatz verarmen wollen. Und das Interesse der Gegenwart scheint immerhin so groß, daß wir diese Worte nicht in einem warnenden Ton zu sprechen brauchen.

Jean Paul im Hesperus · Von Karl Freye

Du botest deine Brust dem Morgenwinde
und zogst durch Wald und Feld mit Flatterhaaren!
Du schenktest dich mit einem wunderbaren,
holdseligen Vertrauen jedem Kinde.

Du suchtest gläubig, wer sich dir verbinde,
weil alle Menschen deine Brüder waren.
Du großes, reiches Kind von dreißig Jahren!
Nur eines: dich verschließen, war dir Sünde.

Wo ist sie hin, die Lust, sich zu erwärmen?
Was machte deine Enkel kalt und stumm?
Ach, eine Scham, die falsche Scham, zu schwärmen.

So gehn wir nun verstockten Sinns herum
und müssen uns um unsern Reichtum härmen;
er kann nicht mehr heraus und bringt uns um.



Mehr Spreu als Weizen

(Berliner Theater-Rundschau)

Auch Goethe war sterblich. Goethe, der in ungesegneten Stunden einen „Zweiten Teil der Zauberflöte", einen „Bürgergeneral" und die schlafreizenden „Bekenntnisse einer schönen Seele" schrieb. Aufs Irdische des Olympischen mögen sich unsere anerkannten Dichter berufen, denen je ein Malheur passierte. Schon Horaz tröstete: „Quandoque bonus dormitat Homerus."

Freilich! Auch ein mißratenes Kind Goethescher Laune blickt uns irgendwann, irgendwo mit dem großen tiefen Auge an. Und hält der schlafende Homer beide Augen geschlossen, an einem Wesenszeichen erkennen wir doch, daß es Homer ist, der da schlummert. Ich habe Theaterstücke bekannter neuer Dichter gesehen, für deren anständige Herkunft nichts Zeugenschaft ablegte als der Autorname. Name, der Schall und Rauch ist.

* * *

Das Schauspiel „Der Kampf ums Rosenrote", ein Jugendwerk von Ernst Hardt, wurde vom Deutschen Schauspielhaus ohne Zweifel deshalb aufgeführt, weil sein Verfasser für das Drama „Tantris der Narr" den doppelten Schillerpreis erhalten hat. Denn was sonst an praktischen Gründen mit in Frage kam, das hätte auch zugunsten von hundert anderen mittelmäßigen Stücken gesprochen: ein bißchen verlogene Sentimentalität, ein paar knallige Aktschlüsse. Übrigens kannte der Theaterhändler seine Kunden. Sie hatten Sudermanns „Guten Ruf" als Primaware gekauft, sie kauften auch den Schund mit der Hardtschen Fabrikmarke. Nach einigem Murren, das die besonders talentlosen und von den Schauspielern überdies im Stiche gelassenen ersten Akte bei einigen Zuschauern hervorriefen. Talentlos? Der Dichter des „Tantris" und der „Gudrun" ist ein Mann von Begabung! Aber man mußte die Erinnerung an Schönheiten dieser Werke nachdrücklich wachrufen, um an der guten Meinung nicht irre zu werden bei seinem älteren Schauspiel.

Ein Jugendwerk! Wenn es gegen alle Gesetze der dramaturgischen Grammatik verstieße; wenn es mißwachsen, chaotisch, verrückt, abgeschmackt wäre; und nur einmal, sei's in einer einzigen Szene, den echten Atem der Jugend brausen ließe, aus vulkanischem Innern Schlacke und Feuer speien würde! Statt dessen hat Hardt wie ein Schildermaler den Idealismus der Jugend zu einer dicken Aufschrift gemacht („Der Kampf ums Rosenrote"), hat er den Sturm und Drang auf Birch-Pfeiffersche Flaschen abgezogen und dabei eine recht verdächtige theatralische Fertigkeit gezeigt, mit Schablonen Tendenz zu machen. Das abgenutzte Thema vom Gegensatz der Väter und Söhne wird exemplifiziert in einem Bankdirektor, der ein Haustyrann ist, und in einem vom heiligen Ruf erfaßten Jüngling, der seinen Gott verriete, wenn er nicht — Schauspieler werden würde. Der ziemlich fürchterliche Knabe verläßt die fetten heimischen Penaten und hungert sich in Berlin zur Kunst durch. Hardts treffsicherer Idealismus läßt ihn selbstverständlich ans rosenrote Kampfziel gelangen. Wie denn? Nicht auf der Bühne unseres Schauspiels, sondern auf einer anderen, wo der Theaterschüler plötzlich den Tasso spielt (in Berlin!), von Volk und Kritik bejubelt und über Nacht ein festengagierter Liebling des Publikums wird. Das ist nämlich poetische Gerechtigkeit. Etwas ungerechter verfährt der Dichter mit einem kleinen süßen Mädel (nicht ohne Glück aus Schnitzlers Wiener Atmosphäre ins Berlinische übersetzt). Das gute Kind hat den Bohême-Jüngling geliebt, getröstet, auf dem Krankenbett gepflegt und mit seiner Hände Arbeit ernährt. Es soll wohl der moderne problematische Zug des jungen Idealisten sein, daß er seinen Schatz nur „so" und nicht „so" liebt, und daß er im Glück des Dankes vergißt. Gewiß ließe sich das psychologisch beweisen. Nur versagt hiebei des Verfassers Kraft vollständig. Die stärkere Liebe des jungen Mannes zu einer Jugendgespielin wird bloß behauptet, nicht gestaltet. In diesem „Kampf ums Rosenrote"

kämpft die Seele nicht. Eine Jugend ohne Seele ist keine Jugend. Das Jugendwerk Ernst Hardts überzeugt, daß dieser Dichter keine Jugend hatte.

* * *

Nicht zum erstenmal ereignet sich's, daß ein Erzähler von erlesen künstlerischer Eigenart als Dramatiker (nicht bloß als Theatraliker!) versagt. So erging es vor kurzem Heinrich Manns Bruder Thomas, dessen Renaissancedrama „Fiorenza" in Berlin aufgeführt und an dieser Stelle besprochen wurde; so jetzt Heinrich Mann selbst, dem ungleich stärkeren Talente, mit dem modernen Problem-Schauspiel „Die große Liebe". Daß es im Lessingtheater abgelehnt wurde, ist nicht entscheidend. Wohl aber, daß kein aufrichtiger Verehrer der Mannschen Novellen und Romane gegen den Mißerfolg Einspruch zu erheben vermag. Die Erscheinung verdient Beachtung: Es ist nicht richtig, daß im derberen Element des Dramas die zartesten Regungen des Dichters ersticken müssen. Subtilere seelische Hauche, als sie Ibsen in manche Szene bannte, kennt auch die Novelle nicht. Doch ist nicht bloß die Technik des Dramatikers eine ganz andere, als die des Erzählers; auch des Dichters Psyche selbst, die seelenschaffende, ist anders gezeugt. Es gibt Romane und Novellen, die einen sehr starken dramatischen Impuls haben. Man glaubt, daß ihr Verfasser im Bühnenwerk sein Leben völlig ausleben werde; und es erweist sich dennoch, daß er nicht imstande ist, ein Drama zu werfen. — Im Falle Heinrich Mann hat man allerdings vorab die hervorragende Ungeschicklichkeit der Szenenführung festzustellen, die den dramatischen und dichterischen Kern seines Werkes gründlich verschält.

Eine verwöhnte und umgaukelte Dame der großen Welt sucht und findet die Liebe, die sie, weil ihr die Opferfähigkeit des Herzens fehlt, nicht festhalten kann. Ihr Durst nach der mächtigen Leidenschaft wagt nicht den Trunk, der Leben oder Tod gibt. Sie stiehlt sich heimliche Stunden, aber sie hütet mit Lug und Trug die Vorteile ihrer Stellung in der Gesellschaft, ihre legitimen Rechte. Der Geliebte, als Mann der naivere Teil, sucht vergebens die Kette der Kompromisse zu zerreißen. Er will klare Verhältnisse, Harmonie. Im Gedränge der inneren Gegensätze und der äußeren Gefahren und Hemmungen wird die Kraft der Herzen aufgerieben, das unselige Schwanken von Liebe und Haß endigt mit Resignation und traurigem Scheiden. Den Stoff haben die Franzosen, u. a. Henri Becque, wiederholt bearbeitet, und das herbstliche Fallen der Blätter ergreift uns in Maurice Donnays „Amants". Auch Heinrich Mann findet in den Liebes- und Abschiedsszenen manches teure, wie Espenlaub zitternde Wort. Doch über Worte, aneinandergereiht in schlecht miteinander verbundenen Dialogen, kommt er nicht hinaus. Nichts wird plastisch. Die Bewegung zwischen Ursachen und Wirkungen stellt sich nicht ein. Die großen Gesellschaftsszenen sind vollends stagnierendes Wasser. Der Dichter war unfähig, für die Bühnenperspektive Gruppen zu gliedern, Personen aus den Gruppen hervorzuheben. Seine menschlichen Blößen deckte zudem Grunwalds Inszenierung keineswegs zu. Man hat die altberühmte Ensemblekunst des Lessingtheaters arg verleugnet. Und Tilla Durieux, die es gereizt hatte, die mondaine Frau mit vielen nervösen Lichtern auszustatten, erntete von ihrer interessanten Schöpfung keinen Lohn. Denn wo der Dichter fällt, muß der Schauspieler mit hinab.

* * *

Das Deutsche Schauspielhaus versucht sich neben der Ibsenbühne als Strindbergbühne zu behaupten. Allerdings mit radikalen Abweichungen auf Sudermannsches Gebiet. Jüngst hat man hier drei von des großen Schweden „Elf Einaktern" aufgeführt, von denen der interessanteste: „Die Stärkere", vor Jahresfrist im Neuen Volkstheater besser gegeben wurde, und ein anderer vor dreizehn Jahren in einer Matinee des Residenztheaters gesehen wurde. Jedenfalls war die Stärkere — d. i. in dem kleinen psychologischen Meisterstück die kluge Gattin, die sich den Mann zurückerobert, indem sie ihm ohne Empfindsamkeit gelehrig bietet, was die Geliebte ihm zu bieten hatte — war diese Stärkere bei der Aufführung die Schwächere. Dagegen entwickelte Paula Somary in der stummen Rolle der anderen Frau ein interessantes

Mienenspiel, das eine lange Skala widerspruchsvoller Empfindungen beherrschte. Auch in der Komödie „Erste Warnung“ überrascht Strindberg, der antifeminine Saulus, als ein das Eheglück schützender Paulus. Doch der böse Hieb kommt von einer Nebenrolle; von dem halbwüchsigen Mädel, aus dem alle rücksichtslosen Instinkte und Begierden des Weibes hervorbrechen. — Ein Bekenntnis pessimistischer Weltanschauung und Menschenverachtung gibt der Dichter in dem Einakter „Debet und Kredit“, der zum Schein eine Posse ist. Der Bruder, der Freund, die Geliebte hatten einst dem jungen Afrikaforscher kleine Hilfen geleistet. Jetzt, da er als gemachter Mann zurückkehrt, präsentieren sie ihre Wechsel, ihre Wohltaten, die auf wucherische und betrügerische Zinseszinsen angelegt waren. Strindberg, der ein weiches Herz hatte und grausam denken lernte, muß es erfahren haben, daß es in dieser Welt dem Gütigen ziemt, hart zu sein. — Leider wurde besonders das letzte Stück von einer dem Stil Strindbergs recht fremden Regie übel zugerichtet.

* * *

Der ältere und kleinere der zwei Volksbühnenvereine veranstaltete im Thaliatheater eine Uraufführung. Man gab das satirische Lustspiel „Kulturpalast“, ein sehr unterhaltliches Mittelding zwischen Berliner Posse und literarischer Komödie. Eine gewisse soziale Bedeutung, eine flotte Treffsicherheit in der Zeichnung typischer Zeitgenossen und ein beweglicher und anregender Dialog bringen das Stück der Literatur nahe, obwohl einzelne ulkige Figuren und die schwankhaften Willkürlichkeiten des letzten Aktes auf eine tiefere Region weisen. Der Verfasser von „Kulturpalast“ war früher, als er im Hebbeltheater den „Neuen Paris“ aufführen ließ, Logenbruder der Ästheten. Schon damals fiel vorteilhaft auf, daß er nicht sozusagen aus einem Spitzer einen Lothar gemacht hatte, vielmehr sich mit ruhiger Selbstverständlichkeit bei seinem Namen Alfons Fedor Cohn rufen ließ. „Kulturpalast“ ist eine jener Bauschwindelgründungen, die das einst gerühmte Geschäftsleben der preußischen Hauptstadt jetzt allmählich so berüchtigt machen. Der Held der Komödie, der jugendliche Hochstapler Franz Perleberg, bis vor kurzem ein Kommis mit 2000 Mark Jahresgehalt, hat die Millionenunternehmung aus nichts und abermals nichts ins Leben gerufen und läßt als Direktor und Lebemann ganze Vermögen durch seine Finger rinnen. Wie er es mit den Weibern treibt, die er durch mannhafte Künste seinen höheren Zwecken dienstbar macht, wie er beinahe der Polizei und dem Staatsanwalt in die Hände gerät, aber aus der Tiefe des Nachtasyls mit kühnem Gaunerschwung — selbstverständlich — wieder zum Glück emporfliegt: das führt die Satire vor. Fast ist sie zu lustig, um ernsthaft zu wirken. Eine entfernte Verwandtschaft mit Balzacs „Mercadet“ besteht.

* * *

All das war Theater, gutes oder schlechtes Theater. Eine andere Welt öffnet sich. „Tu' ab die Schuh', hier ist geweihte Erde“ . . ., wir sind bei Leo Tolstoi. Schon vor Jahr und Tag, als man im Neuen Volkstheater Tolstois nachgelassenes Drama spielte (das Stück mit dem Verwesungsgeruch im Titel und mit dem wahren Leben in Fleisch und Geist), sprach ich von tiefen Eindrücken. Auf der kleinen Bühne hatte man das Drama der dreizehn Akte primitiv stilisiert; Wucht und Fülle gingen dabei nicht verloren. Jetzt wurde „Der lebende Leichnam“ im Deutschen Theater mit allem Zauber des fremden Landes, mit dem Aufgebot aller szenischen Kleinmalerei gewissermaßen neugeformt. Aber nichts Besseres ist der neuen, sinnvoll-schönen Einkleidung nachzurühmen, als daß sie die erhabene Schlichtheit und Menschlichkeit der Tolstoischen Dichtung unverletzt ließ. Max Reinhardt hat, wenn sein guter Stern leuchtet, ein aufhorchsames Gefühl für den inneren Stil eines großen Dichters. Und es schien, als hätten sich auch alle zur Mitarbeit Berufenen vom Staub und Flitter der Theaterflimmerkiste gereinigt. Zwar Lucie Höflich braucht keinen falschen Hermelin abzulegen; ihr stilles, tiefes Weibtum ist immer ihre Größe. Alexander Moissi dagegen war uns mit seinem lebendigtoten Fedja, dem Verkommenen und Edlen, wiedergekommen — von der Bravour zur Natur . . .

Hermann Kienzl

Was das Leben zerbricht

Ernst Zahns neues Novellenbuch

Die künstlerische Erscheinung Zahns steht heute klar umrissen vor uns. Überraschungen dürfen wir nicht mehr erwarten, brauchen wir auch nicht zu befürchten. Die prachtvolle Männlichkeit dieses Erzählers hat sich immer klarer und sicherer herausgebildet, auch in seiner urkräftigen Auffassung der dichterischen Aufgabe. Nicht nur Schöpfer von Werken, sondern auch Schöpfer von Werten, dadurch Führer und Lehrer seines Volkes, will der Dichter sein, dem die Kunst Priestertum und Sehertum ist. Es ist nicht eben ein gutes Zeichen für die Pädagogik, daß wir heute beim Worte „Lehrer" immer eher an Schulmeister als an Erzieher denken. Daher denn auch die üble Bedeutung, die die Betonung dieser Eigenschaft in unserer Kunstkritik gewonnen hat.

Nun, die Schulmeisterei liegt Zahn so fern wie nur möglich. Ein so echter Erzähler ist in seinem tiefsten Wesen objektiv; und das ist von Schulmeisterei denkbar weit entfernt. Da er aber selbst eine ursittliche Natur ist, müßte er sein Menschentum verleugnen, wenn er nicht nach den sittlichen Kräften des Lebens suchte. Sein Künstlertum beruht nun darin, eben die Schönheit dieser sittlichen Kraft darzustellen.

Was den heutigen Schweizer von so manchen anderen großen Kunsterziehern unterscheidet, ist, daß ihm die Helden des Alltags die wertvollsten sind. Eines seiner besten Novellenbücher führt diesen Titel, der schier über seinem ganzen Schaffen stehen könnte. Es liegt ein gewisser Widerspruch in dem so geläufigen Worte: Heldentum ist immer etwas Ungewöhnliches, der Alltag aber feig und schwach. Das Wort will denn auch bedeuten, daß das Ungewöhnliche, Große, Schöne, Starke trotz des scheinbar Gewöhnlichen vorhanden sein kann. Der Alltag ist die Schale, das Heldentum der Kern.

In seinem neuen Buche (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 3.50, geb. 4.50 M) hat Zahn neun Geschichten zusammengestellt, die vom Heldentum des Duldens handeln. Aber es sind keine Dulder wie Hiob, dessen Geschick zum dramatischen Schaustück für die Welt wird, es ist jenes ganz stille Dulden, von dem die Helle des Tages nichts weiß:

„Die Nacht ist die Stunde, die Tränen sieht,
Es hat keine Worte des Unglücks Lied.
Und wenn eine Hoffnung in Scherben fällt,
Wie sollte das hören die laute Welt."

Die beiden Eckpfeiler des Buches sind seine stärksten Stützen. Der Titel der ersten Erzählung, „Die stillen Gewalten", könnte auch für das ganze Buch gelten. Allerdings, daß diese Gewalten so still sind, liegt doch eigentlich an den Menschen, in denen sie wirken. Es ist übrigens bestes Schweizertum, diese gebändigte Art, bei der der Körper fast wie die felsige Hülle eines Vulkans wirkt, in dessen Innerem die feurigen Gluten wallen. Nur der scharf Zusehende gewahrt diese innere Glut, sie zeigt sich in nichts Äußerlichem. Doch wehe, wenn einmal der Feuerstrom das Basaltgestein durchbricht! Von solchen Fällen ist in diesem Buche aber nicht die Rede. Der Sohn des Patrizierhauses, dem die Liebe zu seinem aus kleinen Verhältnissen hervorgegangenen Weibe nicht die Brücke über die urverschiedene Lebensart zu schlagen vermag, erdrückt in sich eben so still und fest die Glut, die ihn zu einer Gleichgearteten zieht, wie sein braves, liebendes Weib still am gebrochenen Herzen verblutet. Bewegter ist das Leben der Salome Zeller, von dem die große Schlußnovelle des Buches erzählt. Mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit, mit ganz klar schauenden Augen, soweit ihr persönliches Geschick dabei in Betracht kam, hat sie die Glücksstunde ihres Lebens ausgekostet. Ebenso unbedingt sicher und selbstverständlich ist es für sie, daß sie auch die Folgen dieser Stunde zu tragen hat. Sie werden ungeheuer schwer, und Salome muß erfahren, daß die Gesetze der

Sitte ehern sind und gerade für sittliche Naturen, wie sie eine ist, zu eisernen Umklammerungen führen, in denen ein so selbstwillig geschaffenes Glück zerbricht wie morsches Glas.

Die Zwischenstücke greifen nicht alle so tief, ohne darum künstlerisch zurückzustehen. „Der Mondstrahl" und „Der Tag der Perpetua" zeigen, wie für einsame Naturen das ganze Lebensgeschick meistens mit einer einzigen Stunde verbunden ist. Hier läßt das Schicksal die Ausnutzung der Stunde nicht zu. In der ganz ruhigen Erzählung „Das Zögern" ist das Gewebe eines neuen Lebensglückes schon beinah fertig, und der Mann wagt bloß nicht, die Fäden im Schlußknoten zu verknüpfen. So zerreißt ihm das Ganze, oder besser, es zermürbt sich langsam. „Eine Partie Billard" und „Rosen" wirken wie rasch erhaschte Silhouetten. Ein treuherziger, sorgsam ausgearbeiteter Holzschnitt dagegen ist „Der Witwer": prachtvoll in diesem starken, ruhigen Verzichten-können, ergreifend in der feinen Herzensvornehmheit, mit der das Opfer von den anderen gefühlt und ebenso still gewürdigt wird, wie es gebracht wird.

Wie stark Zahns epische Kunst geworden ist, zeigt die Erzählung „Der andere Weg". So ganz ohne Leidenschaft zugeben können, daß man auch auf anderen Wegen zu einem erstrebenswerten Ziele gelangen kann, als man sie selber gehen möchte und von seinem Wesen aus gehen darf, — das setzt beim Menschen große Weisheit und Güte voraus, beim Künstler aber eben ein solches starkes Menschentum. St.



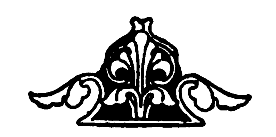
Literarische Halbwelt

Es mußte eigentlich schon längst gezeichnet werden, das Bild, das Dr. Artur Westphal in den „Grenzboten" vom „literarischen Berlin der Gegenwart" entwirft:

Dies „literarische Berlin" ist von einer unübersehbaren Schar mehr oder weniger echter „Österreicher" — sie hören allerdings zum Teil auf sehr klangvolle deutsche Namen — überflutet, die es alle für erforderlich halten, in ihrer Weise, unermüdlich und betriebsam, an germanischer Kunst und Kultur mitzuarbeiten. Im Kaffeehaus sitzen sie und pressen ihrer grotesken geistigen Armut so etwas wie Schmocksche Brillanten ab. Sie schreiben in einer Sprache, die nur sie und ihre allernächsten Freunde für deutsch halten. Sie suchen krampfhaft nach dem, was sie ihre „persönliche Note" nennen, und was sie von anderen ihresgleichen unterscheiden soll. Sie saugen sich an den erstbesten „gut eingeführten" literarischen Namen fest, in der stillen Hoffnung, daß der Messias sie vielleicht doch noch einmal an seinen Rockschößen mit zur Unsterblichkeit emportragen wird. Sie unterstützen, nach Maßgabe ihrer bescheidenen Kräfte, alles, was ungesund ist und verschnörkelt und konstruiert und verbildet. Sie sind jede Minute bereit, dem ersten snobistischen Unsinn, den unsere verfahrene Zeit als neueste Parole ausgibt, als begeisterte Fahnenträger zu dienen. Sie nehmen sich selbst und ihr kleines menschliches Ich ungeheuer wichtig. Sie machen Unbefangene glauben, daß sie tief sind wie Zarathustra und unerschöpflich wie der Stille Ozean. Aber in Wirklichkeit beschränken sie ihre Sucht nach Persönlichkeitswerten meistens auf den bescheidenen Ehrgeiz, sich im Laufe des Jahres nur etwa zweimal die Haare schneiden zu lassen. Da sie fast nie ein eigenes Gesicht haben und in besseren Stunden wohl auch die komische Bedeutungslosigkeit ihrer Figürchen herausfühlen, ziehen sie ein Auftreten in Rudeln der selbstgewählten splendid isolation vor. Sie sammeln sich in Cliquen und Grüppchen und treten, um besser wirken zu können, nur noch geschlossen auf den Plan. Sie gründen Zeitschriften, die fast gänzlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit erscheinen. Nur der Kenner wird die verschiedenen Schattierungen dieser Blätter, die alle paar Monate eingehen, um dann in ähnlicher Gestalt wieder aufzuleben, auseinanderhalten können. Genug, daß jedes eine ganz bestimmte Literatenclique repräsentiert, die alle Tage ihren Stammtisch im Kaffeehaus bezieht und von hier aus ihre vergifteten

Pfeile auf wirkliche oder vermeintliche Gegner entsendet. Da wird dann der Theater- und Künstlerklatsch geschäftig kolportiert. Da wird mit einer feierlichen Umständlichkeit, als ginge es um Haupt- und Staatsaktionen, von ausgeklügelten „Problemen" gehandelt. Und da hebt vor allen Dingen ein Gezänke und Gekeife und ein gegenseitiges Sich-mit-Schmutz-Bewerfen an, so lachhaft und würdelos, daß Leute von einigem Geschmack sich mit allen Zeichen des Entsetzens davor bekreuzigen.

Denn das ist das Widerwärtigste an der ganzen Erscheinung: die Bürger dieser literarischen Halbwelt können ohne die Umgangsformen zänkischer alter Weiber nicht leben. Was den in England oder Frankreich reisenden Deutschen so angenehm berührt: das auf gegenseitige Achtung gegründete Kollegenverhältnis zwischen Journalisten und Schriftstellern — an den Tafelrunden unserer Kaffeehaus-Literaten sucht man vergeblich danach. Da ist der eine immer der geschworene Feind des andern, den zu bekämpfen alle Mittel heran müssen. Ob da mit haarsträubenden Denunziationen gearbeitet wird, ob bei diesem sauberen Geschäft ganze Schmutzkübel ausgeschüttet werden — was tut das zur Sache! Das Entscheidende bleibt, daß man Aufsehen erregt und daß der Vorfall in den Kreisen, die es angeht, eine Weile diskutiert wird. Das Sprichwort von der Krähe, die der andern die Augen nicht aushackt, behält hier nur zum Teil seine Gültigkeit. Die groteske Beweihräucherung des Cliquengenossen, das Aufblasen lächerlicher Nichtigkeiten zur Größe eines Zeppelinballons steht dicht neben dem von jeder Scham verlassenen Zu-Tode-Hetzen des Andersgläubigen. Man könnte dies Schauspiel getrost dem Gelächter preisgeben, wenn dahinter nicht ein bitterer Ernst lauerte. Wer einmal in das literarische Berlin von heutzutage hineingesehen hat, in das Berlin, dessen Brennpunkt die Presse und das Theaterleben ist, der wird aus eigener Erfahrung wissen, welchen gefährlichen Umfang die geschilderte Bewegung allmählich angenommen hat. Die in Cliquen verstreute literarische Halbwelt stellt sich der freien Entwicklung unserer künstlerischen Kultur überall hemmend und schädigend in den Weg, verseucht unsere Theater und unsere Zeitungen mit dem schleichenden Gift ihrer ästhetischen Unfruchtbarkeit und trägt, nehmt alles nur in allem, die Hauptschuld an den unerhörten Unterlassungssünden unserer hauptstädtischen Bühnen. Gerade in Berlin, das sich von jeher allem scheinbar Neuen mit etwas zu bereitwilliger Freudigkeit öffnet, hat die Cliquenwirtschaft mit Leichtigkeit jene heillose Machtstellung erringen können, die sie heute unbestritten besitzt. Mit ihren Sonderinteressen schließt sie einen festen Ring um die oft schlecht beratenen Leiter unserer Theater; mit ihren Phrasen umwebelt sie die Redakteure unserer Zeitungen und schneidet den Betroffenen mitböswilliger Hartnäckigkeit alle Adern ab, die in die Zugluft des Lebens und der künstlerischen Gesundheit zurückführen. So, und nur so, konnte sich das unerfreuliche Bild des künstlerischen Elends ergeben, an dem besonders unser Theaterleben seit Jahr und Tag krankt. Es werden hier absichtlich keine Namen genannt. Diese Zeilen richten sich gegen ein System, gegen eine Gesamterscheinung, nicht gegen einzelne Personen. Das Individuum ist dabei vollkommen gleichgültig. Gefährlich wird die literarische Halbwelt erst da, wo sie als kompakte Masse in die Erscheinung tritt. Aber diese kompakte Masse eines uns bedrängenden wurzellosen, unfruchtbaren Parvenütums muß denn auch als ernsthafte Gefahr erkannt und respektiert werden. Nur von dieser Erkenntnis aus kann der deutschen künstlerischen Kultur eine gründliche Genesung kommen.



Lese

Von der Psychologie des Schauspielers

In einer Fachzeitschrift, die wir nennen würden, wenn uns der Name nicht entfallen wäre, fanden wir kürzlich dieses Bonmot: „Sänger lesen nie Kritiken — aber die guten haben sie stets in der Brieftasche.“ In Künstlerkreisen lächelt man vielfach genau in derselben Weise über die Abhängigkeit der Schauspieler und Sänger von den Rezensionen der Presse. Ein wirklicher Künstler muß in seiner Wertschätzung der gedruckten Kritiken sehr bestimmte Grenzen innehalten. Die gelegentlich sehr weit getriebene Wertschätzung, die man bei Schauspielern findet, erscheint darum manchem als eine minderwertige oder gar verächtliche Eigenschaft. Die ironisch lächelnden Künstler haben in diesem Fall aber unrecht; sie kennen die geistigen Existenzbedingungen des Schauspielers nicht. — Wenn ein Dichter ein Buch geschrieben hat, kann er es nach einem Jahr, wenn die Hitze des Schaffens verflogen ist, wieder durchlesen und so zu einem sicheren Bewußtsein seiner Leistung kommen. Die Leistung eines Schauspielers stellt sich an seiner eigenen Persönlichkeit dar. Er kann niemals sein eigener Zuschauer sein; er kann niemals wie der Dichter seine eigene Leistung vor sich sehen. Also ist er ganz logisch in sehr viel höherem Grade auf den Eindruck angewiesen, den seine Kunst auf andere macht. — Weiter: Die Leistung des Schauspielers stirbt im Moment der Geburt. Wenn er im Mannesalter steht, ist seine künstlerische Jugend verflogen wie ein Rausch. Wenn er alt geworden ist, ist sein ganzes Leben ein gewesener Traum. Kann man ihm verdenken, daß er Photographien seiner Rollen, welke Lorbeerkränze und Rezensionen aufhebt, um wenigstens etwas zu behalten, an dem er sich in der Erinnerung wärmen kann? — Die modernen Bureaus, die Zeitungsausschnitte an die Interessenten versenden, sollen von einem Amerikaner erfunden sein, als er sah, wie ein gealterter Opernsänger eine Rezension aus seiner glänzenden Jugend mit einer hohen Summe bezahlte. Hatte aber der Opernsänger nicht recht, wenn er sich so ein Stück Jugendsonne zurückkaufte?

* * *

Das Recht auf den Geist

Auf nichts, bemerkt ein Ungenannter im Frankfurter „Freien Wort“ im Anschluß an die nun erledigte Lex-Parsifal-Frage, haben alle Menschen mehr gleichen Anspruch als auf die Werke des Geistes, und nichts verlangen auch gerade die breiten Schichten des Volkes mehr, als von den idealen Gütern nicht ausgeschlossen zu werden. Und wenn Herr Hofkapellmeister Richard Strauß es für „shocking“ findet, daß man dereinst den Parsifal für fünfzig Pfennig werde sehen können, so ist das ein überheblicher Standpunkt, der gar keine Kritik verdient. Wenn man sich nun aber auf die Willensäußerung des Meisters berufe — obwohl diese einwandsfrei gar nicht so fest stehe —, sie für sakrosankt erkläre gegenüber den allgemeinen rechtlichen und sozialen Forderungen, so sei das eine Auffassungsweise, die ebenfalls kaum einer Widerlegung bedarf. Sie sei ja auch nur möglich in jenen Kreisen, welche den Grundsatz des „l'art pour l'art“ zur Devise erhoben haben, in jenen schöngeistigen Konventikeln, wo der geistige Sybaritismus in allen Spielarten gedeiht. Es sind das dieselben, nicht immer ganz einflußlosen Kreise, die einen wesentlichen Teil der Schuld daran mittragen, daß das Interesse an den wirklich großen Fragen des öffentlichen Lebens, vor allen Dingen an den politischen Fragen, nicht nur nicht zunimmt, sondern noch weiter zurückgeht, und daß immer weitere Kreise von jener Indifferenz beherrscht werden, die eine der besten Stützen der herrschenden Reaktion ist.

* * *

Der französische Faust

Emil Vedel hat es unternommen, Goethes „Faust" für die französische Bühne einzurichten. Diese Bearbeitung ist im Pariser Odéon-Theater aufgeführt worden und hat den Beifall der Zuhörer und der Kritik gefunden. Wenn aber, so nimmt die „Kreuzztg." zu dem Werke Stellung, der Bearbeiter und verschiedene Kritiker die Meinung aussprechen, die Arbeit sei im Sinne des Dichters erfolgt, und dieser würde sein Einverständnis damit erklärt haben, so wird man allerdings als Deutscher hierzu ein Fragezeichen machen. Denn der Franzose nimmt auf eins nicht Rücksicht, das ist: Die Durchführung des Goetheschen Gedankens, den wir aus seinen Worten begreifen: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."

Vedels Faust bemüht sich nicht. Die grandiose Eingangsszene des ersten Monologs „Habe nun, ach! Philosophie" usw. fehlt, und damit fehlt der Schlüssel zu Fausts Wesen und Kämpfen. Desgleichen fehlt die Arbeit Fausts am Ende seines Lebens, die Gewinnung von Land für die Menschheit. Nicht am Ende seiner für die Welt nützlichen Taten spricht er die Worte: „Im Vorgefühl von solchem hohen Glück genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick". Er macht vielmehr dies Geständnis, als er hingerissen in den Banden Helenas liegt. Damit ist er Mephisto verfallen.

Das ganze Drama ist also zugespitzt auf Fausts Freuden an Frauenschönheit. Er hat Gretchen zugrunde gerichtet, nun will er die schönste Frau, die je lebte, besitzen. Der Wunsch ist seiner Erfüllung nahe, aber Fausts Zeit ist um, als sein Vorgefühl ihn beglückt. Er wird jetzt mit einem Schlage wieder zum alten Mann, der in seinem Studierzimmer sitzt, und dort sucht Mephisto sich seiner Seele zu bemächtigen. Weil aber die Liebe von oben an ihm teilgenommen hat (Gretchen), wird er gerettet. Eine gewisse Einheitlichkeit kann man dieser Auffassung nicht absprechen, auch nicht einen tieferen Sinn. Es ist auch ein Faust, aber es ist nicht Goethes Faust. Durch das Wieder-zum-alten-Manne-Werden ist der Kreislauf des Stückes bei dem Franzosen sogar noch genauer geschlossen als im Original. Der gealterte Mann wird durch Mephistos Zauber verjüngt und von Leidenschaft zu Leidenschaft gejagt; doch als er sich endlich voll beglückt fühlt, erlischt nach dem Vertrage mit dem Teufel der Zauber, und er ist der Alte, der er vorher war. Bei Goethe wird Faust sozusagen zweimal alt, der Zauber schenkt ihm ein ganz neues Leben; bei Vedel wird das eine Leben nur durch den Zauber für eine Weile unterbrochen.

Doch immer müssen wir darauf zurückkommen: es fehlt in der französischen Bearbeitung das philosophische Problem. Eine geistvolle, wirkungsvolle Feerie ist das, was übrigbleibt ...

Vedel stand dem Stoff unbefangener, unbarmherziger gegenüber als Goethe. Aber — aber! Während der Franzose in den ersten beiden Akten (9 Bildern) ziemlich getreu Goethes Spuren folgt und die Zusammenziehungen mit Geschick erledigt, hat er die drei letzten Bilder sozusagen allein gemacht und eigentlich nur einzelne Motive unsres Dichters benutzt. Und da der Faustgedanke, wie er in Goethe sich allmählich entwickelt hatte, gänzlich ausgemerzt ist, so dürfte es kaum möglich sein, in Deutschland dieselben Wege einzuschlagen wie der Franzose. ... Alles in allem ein beachtenswerter, mit Liebe unternommener Versuch, den Franzosen das Werk näher zu bringen. Nur dürfen wir bezweifeln, ob sie Goethe daraus kennen lernen.

* * *

Wedekind-Lindau

Die Meldung, daß Frank Wedekind beabsichtige, in Stockholm eine Reihe von Gastspielen zu veranstalten, fordert den Literaturmann des „Vorwärts" zu einigen kritischen Anmerkungen heraus:

„Wedekind ist als Dramatiker die verkörperte Impotenz. Seine Sprache ist das blutlose Feuilletongewäsch der weiland Lindau-Periode. Von einem geschlossenen dramatischen Organismus ist bei ihm so wenig die Rede wie von lebendigen menschlichen Gestalten. Zu dem einen wie zum andern fehlt ihm die schöpferische Kraft. Seine Stücke sind alle miteinander feuilletonistisch geplaudert, nur daß er nicht wie Lindau über Salonthemen plaudert, sondern ganz im Gegenteil über Dinge, die nicht in den Salon gehören. Von Lindau bis Wedekind hat die bürgerliche Gesellschaft eine gute Strecke des Verfalls zurückgelegt. Wedekind gehört zu den künstlerischen Erscheinungen, die recht allgemein aufzutreten pflegen, wenn reiche Schichten verfaulen. Während seine moralische Perversität der verfaulten Moral schmeichelt, glorifiziert er gleichzeitig die wildesten und korruptesten Instinkte seines Publikums. Er genießt in der Verhöhnung der bürgerlichen Gesellschaft eine gewisse Freiheit, aber nur um den Preis, daß er ihr in letzter Instanz immer schmeichelt. So wie der Hofnarr den König verspotten darf, gerade weil er von ihm abhängig ist, aber sofort geprügelt wird, wenn er den Spaß einmal in Ernst umschlagen läßt. Seine gegenwärtige Popularität verdankt Wedekind dem Umstand, daß zwar nicht die bürgerliche, wohl aber ein Teil der Berliner Gesellschaft in Fäulnis übergegangen ist. — Wenn Wedekind nun das literarisch sehr kultivierte Skandinavien als Sendbote deutscher Kunst beglücken will, erhebt sich immerhin die Frage, ob das Ansehen des deutschen Namens nicht über Gebühr belastet wird. Die skandinavische Kritik wird sich schwerlich dazu verstehen, seine Clownerien als tiefsinnige Offenbarungen anzustaunen ...“

Daß das nun aber gerade im — „Vorwärts“ stehen muß —!

* * *

Was aus einer Motte werden kann

Fräulein Lia Rosen liest im Beethovensaal vor. Daraus wird im Feuilleton des „Berliner Tageblatts“ folgendes (im Auszug): „Eine graue Motte ist plötzlich im Saal. Da tönt eine volle, tiefe, weiche Altstimme scheinbar unbekannten Ursprungs. Sie tönt nicht bloß, sie spricht. Sie erzählt! Sie denkt! Sie fühlt! Sie verkündigt! Sie weissagt! ... Und die kleine Jüdin Lia Rosen wurde durch die Macht ihrer Inbrunst und ihres Ausdrucks eine Priesterin dieser Religion (Goethes) ... Nun ist sie reif geworden wie eine Südfrucht.“

Nicht nur die zur „Priesterin“ und dann zur „Südfrucht reif gewordene Motte“ macht, wie Figura zeigt, mitunter seltsame Entwickelungen durch, sondern auch ein ehemaliger Hofburgtheaterdirektor. Denn als Verfasser der Notiz zeichnet Herr — — Paul Schlenther!

* * *

Hoftheater und Volk

Der Kronprinz hat mit seiner Gemahlin einer Vorstellung im Deutschen Opernhaus zu Charlottenburg beigewohnt. Da keine Loge vorgesehen ist, haben die Herrschaften unter dem Publikum Platz genommen und davon keinerlei Schaden davongetragen. Darob nun großer Jubel, ebenso über die oft bewiesene Leutseligkeit des Kronprinzen bei der Besichtigung der technischen Einrichtungen. Das alles ist sehr schön, und wir freuen uns dieses Besuches in der „Volksoper“ um so mehr, als uns die oft bewiesene Teilnahme des Kronprinzen für die nur in bezug auf Seichtheit nicht fragwürdigen neueren Operetten schon oft mit Trauer erfüllt hat.

Aber in dem über den Besuch verbreiteten Bericht stehen einige Sätze, gegen die um so nachdrücklicher Verwahrung eingelegt werden muß, als sie mit einer geradezu beängstigenden Selbstverständlichkeit vorgetragen werden. Es heißt da: „Als der Kronprinz dann mit Direktor Hartmann über das Unternehmen selbst sprach, erwies sich, daß er über die sozialen Gesichtspunkte bei seiner Gründung durchaus unterrichtet war. Er gab zu, daß ja naturgemäß die Hofoper andere Aufgaben zu erfüllen habe und nie Kunst ins Volk tragen könne.“

Aber ganz im Gegenteil ist es die vornehmste Pflicht der Hoftheater, „Kunst ins Volk zu tragen". Man darf doch unter „Volk" nicht immer bloß eine Sammlung von zahlungsunfähigen armen Schluckern verstehen. Obwohl sogar in dieser Hinsicht die Hoftheater „Anstandspflichten" zu erfüllen hätten; einige erfüllen sie auch, wie gern festgestellt sei. Viel wichtiger aber ist die Pflicht der Hoftheater, das künstlerische Volksgut zu mehren. Wie die Verhältnisse heute liegen, sieht sich das Geschäftstheater gezwungen, jene Unterhaltungsware zu pflegen, die mit Kunst nichts zu tun hat, aber beim großen Publikum, das Erholung mit Amüsement verwechselt, am ehesten Zuspruch findet. Das von diesen Geschäftsrücksichten in beträchtlichem Maße befreite Hoftheater hat dagegen die Pflicht, nun die Kunst ins Volk zu tragen, der Kunst eine Heimstätte zu sein, jene Werke aufzuführen, die wegen ihrer hohen Ansprüche keinen unmittelbaren Geldgewinn versprechen.

Freilich, wie erbärmlich bestehen da gerade die Berliner Königlichen Hoftheater! Zur Feier des hundertsten Geburtstages des Dichters des „Erbförsters" und der „Makkabäer" führte das Königliche Schauspielhaus den „Austauschleutnant" auf. Die Großtat des Opernhauses aber heißt — „Kerkyra". Freilich, auch da sind die Berliner wieder undankbar, indem sie das Lauffstück als (Weg-)Laufstück behandeln. Dabei hat sich der Intendant so viele Mühe zur Aufklärung gegeben. Der stets dienstbeflissene „Lokalanzeiger" hat nicht nur seinen im Kampf gegen die deutsche Sprache erprobten Helden Alfred Holzbock, sondern auch seinen Chefredakteur ins Feld geschickt. Aber aus allem ergibt sich doch nur, daß „Kerkyra" kein Kunstwerk sein will, sondern jenen vielen Deutschen, die sich eine Reise nach dem schönen Korfu nicht leisten können, ein lebendiges Anschauungsbild vermitteln will.

Sehr lobenswert, gewiß! Aber die bösen Berliner gehen zu solchen Zwecken viel lieber in die Urania oder in ein sogenanntes Kaiser-Panorama. Das ist viel billiger und obendrein schöner, weil man im Anschauen der Bilder nicht durch eine zusammengewurstelte Musik und vor Gesinnungstüchtigkeit triefende Verse gestört wird. K. St.

* * *

Was ist „wahr" in der Dichtung?

Wir sind ja, Gott sei Dank, so liest man im „Berl. Lokalanzeiger", schon seit einiger Zeit abgerückt von dem Naturalismus, der vor wenigen Jahren derartig dominierte, daß nur sehr wenige Kritiker den Mut hatten, gegen den oft widerwärtigen und schmerzbereitenden Stachel zu löcken. Die Mehrzahl der Kritiker, zumal die in Berlin, hielten den Naturalismus für alleinseligmachend, und sie ließen keinen aufkommen, der wagte, anderer Ansicht zu sein. In nicht gar zu ferner Zeit werden Literaten und Laien nicht begreifen, daß jemals eine solche Verirrung des Geschmacks, aus Liebe zur Wahrheit eine solche Abirrung von der Wahrheit überhaupt möglich gewesen sind. Wir sind dabei fern davon, nicht die Verdienste der naturalistischen und veristischen Schule anzuerkennen. Aber sie bestanden nur darin, daß einige Schwächen, Ungeschicklichkeiten und Auswüchse der früheren literarischen Produktion beseitigt worden sind. Monologe? Unmöglich, weil unwahr. Dennoch gibt es nichts Wahreres als Monologe. Denkende Menschen und gar Dichter, aber auch Männer der Tat halten gerade in den wichtigsten Momenten ihres Lebens und Schaffens Monologe, oft sogar nicht bloß in Gedanken, sondern auch laut. Im Roman und gar im Drama wollte man nur aus dem wirklichen Leben Gegriffenes, nur Wahrheit, nichts als Wahrheit haben. Aber man darf mit Pontius Pilatus fragen: Was ist Wahrheit? Wer hätte nicht schon soundsooft bei wirklichen Erlebnissen gesagt, wenn das in einem Roman oder Theaterstück vorkäme, würde man den Dichter für einen schlechten Kenner des wirklichen Lebens erklären und sagen, dergleichen passiere nur im Roman, nie im wirklichen Leben. Dennoch gibt es im Leben gar vieles, was man für unmöglich, für unnatürlich, für wahrheitswidrig halten möchte. Es sei nur an den Fall der unglücklichen Gräfin Trigona erinnert, der vor kurzem so viel Aufsehen erregt hat, wegen seiner scheinbaren Unnatürlichkeit.

Wer hätte gewagt, Romane zu erdichten, die die ehemalige Kronprinzessin von Sachsen, wie aller Welt bekannt, wirklich erlebt hat, oder zu erzählen, daß ein Erzherzog auf Stellung und Thronansprüche verzichtet, um zur See zu gehen, wie es Johann Orth getan? Der englische Romanschriftsteller W. J. Locke erzählt, er habe eine Dame aus der vornehmsten Gesellschaft gekannt, die in einer Försterhütte in den Vogesen lebte, glücklich mit ihrem Manne und ihren barfuß umherspielenden Kindern. Einer seiner Studienfreunde, den jede Bureauarbeit anekelte, wurde Droschkenkutscher und hätte als solcher mit keinem königlichen Kaufmann getauscht. Ein Freund erzählte ihm, er hätte einmal auf einem kentischen Hopfenfelde gehört, wie zwei Tagelöhner sich über das griechische Drama unterhielten. Es waren zwei studierte Männer, die die Not hier zusammengeführt hatte. Er erzählt ferner folgende, auch nicht sehr wahrscheinlich klingende, aber doch wahre Geschichte: In einem Hüttenwerk war ein gesunder, nüchterner, ordentlicher Mann beschäftigt, der mit einem schönen, anständigen Hausmädchen verlobt war. Ihm fiel ganz unerwartet eine kleine Erbschaft zu. Da kaufte er sich ein Faß Rum, einen Vorrat Tabak, legte sich in ein luxuriöses Bett und blieb da, bis der letzte Tropfen ausgetrunken und der letzte Groschen ausgegeben war. Dann stand er auf, wurde wieder ein ordentlicher Mensch und heiratete das schöne, anständige Hausmädchen. Würde eine solche Erzählung den Eindruck der Wahrheit machen? Klänge sie als aus dem Leben gegriffen? Die Sache ist die: Was nie und nirgends ist gewesen, hat im Roman und auf der Bühne seine volle Berechtigung, wenn ein wirklicher Dichter es uns glaubhaft machen kann, und alles, was ein Dichter uns glaubhaft zu machen vermag, kann irgendeinmal doch geschehen. Ein solcher Stoff eignet sich weit eher für dichterische Behandlung als die wahrste Begebenheit, wenn ihr kein poetisches oder psychologisches Interesse abgewonnen werden kann.



An einen Dichter · Von Albert Geiger

Es heißt: Die Dichter sollen Wunden heilen
Und Tränen trocknen. Aber du weißt nichts:
Als stillen, kalten, hämischen Gesichts
Bei Widrigkeiten widrig zu verweilen.

Ein Künstler bist du. Wer wird es bestreiten!
Dein Lied ist meisterhaft! Doch dein Gemüt?
Der Blume Duft, die tief im Innern blüht?
Und im Verschwenden findet Seligkeiten?

Du bist ein Rechner! Und du gehst den Weg,
Den alle deinesgleichen heute gehen.
Artist! Poseur! Das ist dein Zirkussteg!

Das blutbeträufte Herz in einer Hand.
Die andre zu der Geste angespannt! —
Zieh hin! Wir werden nimmer uns verstehen!





Kunsthandel

Von Dr. Karl Storck

Ein an sich kleines Erlebnis aus meinen Kinderjahren hat sich mir so scharf eingeprägt, daß es für mich die Gültigkeit eines typischen Geschehens bekommen hat. Ich ging mit meinem Vater über Land, und als wir an der Mühle vorbeikamen, trat der mir wohlbekannte kleine Levy aus der Haustüre. Ich wunderte mich, daß mein Vater den ehrerbietigen Gruß des immer mit einer großen abgegriffenen Kalbledertasche herumziehenden geschäftigen Mannes nur mürrisch erwiderte und vor sich hinsagte: „Armer Müller, ist's schon so weit?“ Wir gingen in die Schankstube, die mit der Mühle verbunden war, und bald bestätigte der Müller meinem Vater seine trüben Ahnungen. Ich erhielt nachher die Erklärung, die ich seither im Leben so oft bestätigt gefunden habe: „Sie gehn bescheiden durchs Hintertürchen hinein; sie tragen ihre Hilfe auf hundert Wegen an; sie sind die Diener, die bescheidenen Helfer, die unterwürfigen Vermittler, bis zu dem Augenblick, wo der andere in ihren Händen ist. Dann schreiten sie stolz als Herren durch die Vorderpforte.“

Was sich beim kleinen Bauer mit dem Hypothekenvermittler abspielt, habe ich seither im großen Leben und im Leben der Großen wiederholt gefunden. Seltsamerweise gibt es die gleiche Erscheinung auch im Leben der Kunst. Durch Weingartners kürzlich erschienene Schrift ist auch für die weitere Öffentlichkeit der „Fall Pierson“ bekannt geworden, dieses Pierson, der durch Nebentüren in die Intendanturkanzlei des Königlichen Opernhauses in Berlin einging und nachher als Gewaltherrscher über dem Ganzen thronte. Auch die Konzertdirektionen, die heute unser Musikleben tyrannisieren, waren einst unterwürfige Gehilfen, die „dem großen Künstler die Mühen der materiellen Besorgungen seines Berufes abnahmen“. —

Der Pariser Kunsthändler Charles Sedelmeyer hat an den berühmten holländischen Kunstgelehrten Dr. Abraham Bredius einen „offenen Brief“ gerichtet, in dem er den Gelehrten mit Vorwürfen überhäuft, weil dieser es gewagt hat, einige vom Kunsthandel angebotene oder in den letzten Jahren verhandelte Bilder Rembrandts als Fälschungen zu bezeichnen; weil er ferner angekündigt hat, daß

er noch etwa weitere vierzig Rembrandts, von denen manche in Museen und berühmten Kunstsammlungen hängen, als Fälschungen nachweisen werde; weil er endlich einen alten Aufsatz vom Jahre 1731 über einen großartigen Fälscherbetrieb in Holland wieder ans Licht gezogen und so an einem bestimmten Beispiel gezeigt hat, daß die Prüfung alter Gemälde mit allen möglichen Seitentrieben zu rechnen hat.

Man könnte den Brief des Herrn Charles Sedelmeyer auf sich beruhen lassen, zeigte er nicht die geradezu groteske Anmaßung, in die sich der Kunsthandel hinaufentwickelt hat, seine wahnwitzige Selbstüberhebung und seine für einen anständigen Menschen schier unbegreifliche Immoralität in einer bisher ungekannten Deutlichkeit. Je bedeutender die Stellung des Hauses Sedelmeyer im Kunsthandel ist, um so wichtiger für die Allgemeinheit sind auch diese Tatsachen. Herr Sedelmeyer macht, offenbar aus wirklicher Überzeugung, dem holländischen Gelehrten einen Vorwurf daraus, daß er es überhaupt wagt, solche Handelswerte anzutasten. Der Gelehrte vergreife sich an fremdem Eigentum; Sedelmeyer droht sogar, jene Leute, die durch die Falscherklärung eines in ihrem Besitz befindlichen Rembrandt einen schweren Vermögensnachteil erlitten, würden den Gelehrten auf Entschädigung verklagen können.

Ins einfache Deutsch übertragen diktieren also die Herren Kunsthändler: „Stört uns unsere Kreise nicht! Wir brauchen möglichst viele Bilder, die sich unter dem Namen der ganz großen Künstler bringen lassen. Denn nur diese ganz großen Namen gewährleisten ungeheure Kaufsummen. Mit jedem dieser ganz großen Namen bringen wir die kapitalkräftigen Sammler der ganzen Welt auf die Beine.“ Natürlich ist kein einziger dieser Sammler imstande, diese Bilder wirklich auf ihre Echtheit hin zu prüfen; er muß sich auf Atteste der „Sachverständigen“ verlassen.

Nun, die Herren Kunsthändler vom Schlage des Herrn Sedelmeyer wissen diese Sachverständigen zu finden, und zwar bis in die höchsten Kreise der Kunstgelehrtenwelt hinein. Man ist doch heute nicht umsonst auch als Kunstgelehrter meistens ein leidlich gewandter Stilist und weiß ein solches Gutachten so abzufassen, daß es immer noch ein Hinterpförtchen offen läßt. Herr Sedelmeyer sieht also nicht ein, daß jeder Kunstgelehrte einfach durch sein Gewissen verpflichtet ist, ein Bild, das ihm als unecht erscheint, auch als unecht zu bezeichnen, ohne Rücksicht darauf, ob dadurch einem Museum oder einem Sammler die Freude am Besitz eines Werkes verdorben wird; ob sich dadurch herausstellt, daß man eine bemalte Leinwand mit Gold bedeckt hat, wo man sie nicht einmal mit Kupfer hätte zu bedecken brauchen, um sie zu erwerben. (Wir wollen nur nebenbei kurz sagen, daß eine wirklich vernünftige Kunstliebhaberei solchen Schädigungen gar nicht ausgesetzt ist. Denn der echte Kunstfreund kauft ein Bild, weil ihm dieses Bild gefällt, nicht weil es von X. oder Y. herrührt. Dieser Innenwert des Bildes kann aber unmöglich zerstört werden, wenigstens nicht für seinen Besitzer.)

Wie gesagt, der Vorfall scheint mir hauptsächlich deshalb bemerkenswert, weil er einmal offen zeigt, daß sich der *Kunsthändler heute als Herr unseres Kunstlebens fühlt* und sich auch öffentlich als Kunstherrscher aufzuspielen wagt.

Das Gebäude unseres Kunstlebens ist mit Hypotheken überlastet, der Darleiher zieht als Herr ein.

Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich diese Stellung des Kunsthandels entwickelt. In gewissen Grenzen hat es einen Kunsthandel gegeben, seitdem es Kunstschaffende und Kunstkaufende gibt. Und wenn, wie sich aus den Briefwechseln der älteren Zeit unschwer ersehen läßt, früher das direkte Herantreten des Publikums an den Künstler fast immer die Regel bildete, so riefen doch schon Veräußerungen aus Nachlässen und dergleichen den eigentlichen Kaufmann auf die Beine. Da reichte der Freund oder Gönner als Vermittler nicht mehr aus. Immerhin ist es sehr fesselnd zu beobachten, wie z. B. kunstsinnige Fürsten des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sich ihre heute noch hochbewunderten Sammlungen auch älterer Kunst zusammenbrachten. Man schickte durchweg einen Liebhaber, einen feinen Kunstkenner an den fremden Ort, wo dieser nun das Gewünschte zu sammeln sucht. Er findet das Gesuchte natürlich oft bereits in den Händen von Antiquitätenhändlern, aber der ganze Betrieb behält doch den Charakter des Kaufes aus erster Hand, nicht eines systematisch geordneten Kunsthandels.

Je größer die Kreise der Käufer wurden, um so größer wurde auch das Tätigkeitsfeld für den Vermittler. Je mehr auch der bürgerliche Sammler als Käufer auftrat, dem keine diplomatischen Verbindungen zur Verfügung stehen, der nicht wie staatliche und kirchliche Behörden weithin sichtbar für jeden ist, der etwas anzubieten hat, um so mehr wuchs sich der Kunsthändler zu einer feststehenden Vermittlungsstelle aus. Er ging nun nicht mehr mit seiner Ware hausieren, sondern man kam zu ihm, weil man wußte, bei ihm allerlei zu finden. Man nahm auch seine Dienste in Anspruch für Gesuchtes und noch nicht Vorhandenes, weil sich bei der Tätigkeit dieses Kunsthändlers eine Abart von Kunstwissen entwickelte, die man als topographisch bezeichnen könnte in dem Sinne, daß ein solcher Händler eben allmählich weiß, w o die und die Kunstwerte als verkäuflich vorhanden sind. Es ist klar, daß zu dieser eigenartigen Bilderkenntnis, die mit der Kenntnis aus kunstwissenschaftlichen oder Liebhabergründen nichts gemein hat, auch eine eigenartige Personenkenntnis hinzukam. Solange es im wesentlichen die Fürsten, der hohe Adel, die städtischen Behörden und die Kirche gewesen waren, die Kunst sammelten oder Gelegenheit zum Unterbringen von Kunstwerken darboten, war es für den Künstler verhältnismäßig leicht, das Absatzgebiet für seine Waren selber zu überschauen. Sobald aber das Privathaus die wichtigste Absatzstelle für die Kunst wurde, erschwerte sich der Verkehr zwischen Erzeuger und Abnehmer so sehr, daß Vermittlungsstellen geschaffen werden mußten. Und so wuchsen sich denn die Kunsthändler, die man zuvor als eine Art Antiquitätenhändler bezeichnen mochte, sehr bald auch zu Vermittlungsstellen für die lebenden Künstler aus.

Diese Kunsthändler richteten in ihren Verkaufsläden auch dauernde Ausstellungen für die Werke zeitgenössischer Maler ein. Ich brauche zum Beweis dessen hier nur an die bekannten Firmenschilder zu erinnern, die Watteau für den Pariser Kunsthändler Gersaint gemalt hat. Aus dieser Einrichtung haben sich die sogenannten ständigen Kunstausstellungen der Kunst-„Salons“ entwickelt, die bei uns in Deutschland heute bis in die mittleren Städte vorhanden sind, während sie sich in

Frankreich, Italien und England bloß auf die größten Städte beschränken. In Rußland gibt es, wenn ich gut unterrichtet bin, nur in Moskau einen derartigen ständigen Kunstausstellungs-Salon, während in den anderen Städten jede Ausstellung von Kunstwerken mehr das Unternehmen der betreffenden Künstler oder ihrer besonderen Gönner ist.

Auch die Künstler selbst sahen ein, daß ihnen die veränderten Lebensverhältnisse eine andere Art des Herantretens an die Öffentlichkeit geboten. Sie schlossen sich zu größeren Vereinigungen zusammen, und von diesen Vereinigungen wurden dann jene Kunstausstellungen veranstaltet, die bis auf den heutigen Tag die wichtigsten oder doch größten Kundgebungen zeitgenössischer Kunst darstellen. In Deutschland haben wir solche großen Kunstausstellungen alljährlich in Berlin, Düsseldorf, München und Dresden, wozu je nachdem noch einzelne andere Städte mit weniger regelmäßigen großen Kunstausstellungen hinzukommen. Liegt der Schwerpunkt der Tätigkeit für die privaten Kunstsalons im Winter, so für die großen öffentlichen Kunstausstellungen im Sommer. Eine Ergänzung zu den Künstlervereinen bildeten sogenannte Kunstliebhaber-, Kunstfreunde-Vereine, die ihrerseits durch Ausstellungen, Ankäufe und Verlosungen von Kunstwerken für die Verbreitung der Kunst und die Steigerung des Kunstabsatzes tätig sind.

Im großen und ganzen ist es bis auf den heutigen Tag bei diesen Hauptwegen der Kunstvermittlung geblieben. Aber sie haben sich sehr ungleichmäßig entwickelt. Die Kunstvereine, die an sich die idealste Form darstellen, leiden durchweg an Einseitigkeit ihrer Gesinnung und an einem Klüngelwesen, das sich immer einstellt, wenn in engeren Verhältnissen ideale und pekuniäre Werte verquickt werden. Man kann heute die Tätigkeit der Kunstvereine fast ausschalten. Es ist ja ganz schön, daß sie auf den Ausstellungen einige Bilder zur Verlosung unter ihre Mitglieder kaufen, aber irgendwelchen stärkeren Einfluß auf die Gesamtgestaltung haben sie nicht. Eine Ausnahme macht bis zu einem gewissen Grade die „Vereinigung der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein", was aber sicher mehr das Verdienst einzelner leitender Persönlichkeiten, als der Einrichtung als solcher ist.

Die öffentlichen großen Kunstausstellungen, die von den Künstlervereinigungen selbst ins Werk gesetzt werden, haben dauernd denselben Charakter bewahrt. Sie erscheinen der Künstlerschaft noch immer als die wichtigste Form ihres Angebots. Da aber in den letzten Jahren nachweisbar die pekuniären Erfolge dieser Ausstellungen zurückgehen, verbreitet sich die Erkenntnis, daß diese Ausstellungen einer Reform bedürfen.

Weitaus die bedeutsamste Entwicklung hat der private Kunsthandel gewonnen. Für den Handel mit älterer Kunst erklärt sich das leicht daraus, daß mit dem steigenden Wohlstande die Sammlertätigkeit — sowohl die öffentliche in Museen, wie die private — ungeheuer zugenommen hat und damit die Preise für alte Kunst in ganz ungeahnter Weise gestiegen sind. Dadurch ist der Handel mit alten Kunstwerken zu einer Angelegenheit des Großkapitals geworden. Wo ein solches aber angelegt wird, zwingt es seine eigenen Lebensgesetze den noch so anders gearteten Lebenskreisen auf. Das Großkapital gebietet aus seiner Natur heraus eine

möglichst reiche Verzinsung, also das Gesetz des billigen Einkaufs und teuren Verkaufs; es gebietet ferner vor allen Dingen die Wertsteigerung bzw. -verminderung aus Spekulationsgründen. Für dieses im Kunsthandel investierte Großkapital wird das Kunstwerk lediglich eine Ware, an der sich verdienen läßt. Am wenigsten einträglich bleibt da immer der eigentlich normale Handelsweg, der darin besteht, daß ich wertvolles Gut zu angemessenem Preise einkaufe und nun mit Nutzen weiterzugeben suche. Daran ist verhältnismäßig wenig, jedenfalls für den kapitalistischen Hunger nicht genug zu verdienen.

Ein anderes ist es, wenn ich eine Ware, die auf dem Markte nicht gefragt wird und darum billig zu haben ist, zu einer gefragten und damit teuren machen kann. Dieses Manöver ist zum bedeutsamsten und verhängnisvollsten Arbeitsmittel des kapitalistischen Kunsthandels geworden. Hier sitzen auch die Wurzeln des Betruges, wobei ich vom ganz gemeinen Betrug der bewußten Fälschung absehen will. Diese Handlungsweise läßt sich sogar so zurechtmachen und in eine Beleuchtung rücken, daß aus dem Betrug in den Augen vieler ein Verdienst wird. Die Wissenschaft und vor allen Dingen die Kunstjournalistik ist hier vom Kunsthandel in einer Weise ins Schlepptau genommen worden, die man entweder noch nicht ahnt oder aus begreiflichen Gründen nicht zugeben will.

Es gibt zwei Wege, auf dem Kunstmarkte aus billiger eine ungeheuer teure Ware zu machen. Der erstere ist an sich harmlos, wird aber dadurch gefährlich, daß auf ihm eine große Zahl zutreffender wahrer Fälle liegen. Da fast alle großen Meister eine Zeit der Not durchgemacht haben, in der sie Bilder zu billigen Preisen an irgendeine weniger bekannte Stelle verkauften, wo von diesen Verkäufen eines nicht im Vordergrunde stehenden Künstlers natürlich auch die Öffentlichkeit keinerlei Notiz nahm, wird immer wieder der Fall eintreten, daß Werke solcher berühmten Meister neu „entdeckt" werden können. Diese Möglichkeit der Verschleppung oder des Abstoßens von Werken bedeutender Meister an verborgene Stellen wird aber noch begünstigt durch die schwankende Bewertung, der viele bedeutende Künstler im Laufe der Zeiten unterlegen sind. Ein zutreffendes Beispiel dafür ist gerade Rembrandt, der im jugendlichen Mannesalter ungemein hoch geachtet und hoch bezahlt, in der Zeit seiner reifsten Künstlerschaft und als alter Mann immer weniger gewertet wurde, nach seinem Tode jahrzehntelang einer fast vollkommenen Vergessenheit anheimfiel, dann in zwiefachem Auf und Ab zu der ungeheuer hohen Wertung, die er heute genießt, emporstieg. Jeder Zeitungsleser wird sich erinnern, daß er alle paar Monate von irgendeiner „Entdeckung" eines Rembrandt liest. Es kommt dann zu einem Hin und Her der Meinungen einiger sogenannter Sachverständiger, schließlich vernimmt man noch, daß zu einem hohen Preise das Bild an irgendeine Sammlung gegangen ist, anderseits kommen auch wieder die Nachrichten, daß das und das allgemein als echt angesehene Bild als eine Fälschung erklärt wird usw.

Wir sind im allgemeinen geneigt, dieses Hin und Her von Nachrichten ganz harmlos anzunehmen. In Wirklichkeit haben wir hier in der Regel groß angelegte Manöver des internationalen Kunsthandels. Der Kunsthandel braucht Rembrandts, und wenn er keine hat, so schafft er sie sich eben. Er wagt sich aber keineswegs

selbst mit seinen Unternehmungen hervor, sondern schickt die Wissenschaft und den Journalismus ins Treffen. Ich behaupte gar nicht, daß die Sachverständigen absichtlich betrügen, wenn auch zwei Tatsachen unbestreitbar sind: erstens erhalten derartige gewandte Kunsthändler, die ja naturgemäß mit den Museumsdirektoren aller Länder sehr gut bekannt sind, aus Gefälligkeit leicht verbrämte und nur schwach verklausulierte Gutachten, die einen hitzig gemachten Liebhaber sehr leicht täuschen können, und auf der anderen Seite scheuen sich die wirklichen Kenner allzusehr vor dem Skandal und den üblen Weiterungen, die für sie aus einer öffentlichen Bekämpfung dieses Treibens entstehen.

Aber dem im Kunsthandel investierten Großkapital reicht diese Art der „Entdeckung" allgemein anerkannter Werte längst nicht mehr aus, und so ist man auf den Ausweg gekommen, einfach neue Werte zu schaffen. Dieses Treiben ist verhängnisvoller als das soeben gekennzeichnete, bei dem höchstens einzelne betrogen werden, während hier die Gesamtheit in der Irre herumgeführt wird. Natürlich wäre auch dieser Betrug nicht möglich, wenn er sich so leicht als Betrug nachweisen ließe, wenn es überhaupt möglich wäre, hier jemandem unlautere Beweggründe nachzuweisen. Juristisch wird das kaum jemals möglich sein. Infolgedessen kann man öffentlich nicht mit der notwendigen Festigkeit zugreifen; man muß zu dem ganzen Treiben schweigen, und so kann es in einer ganz beängstigenden Weise um sich greifen. Auch hier ist das Ganze nur möglich, weil es in der Natur unseres Verhältnisses zur Kunst liegt, daß wir in unserer Liebe wandelbar sind. Hochgeschätztes sinkt, wenig Beachtetes steigt in der Wertung der verschiedenen Geschlechter. Und das ist immer so gewesen und hat natürlich auch immer zur Folge gehabt, daß das weniger Geschätzte leichten Herzens veräußert und das Hochgeachtete mit großen Opfern erkauft wurde. Ein Halt wird ja erst dann geboten, wenn Kunstwerke in öffentlichen Besitz übergegangen sind. In den Museen zeigt sich dann der Wandel der Schätzung in der Art des Aufhängens. Die Ehrenplätze wechseln, und die Kellerräume und Bodenkammern könnten allerlei Merkwürdiges erzählen.

Im großen und ganzen haben wir — ich meine nun die Gesamtheit der Kunstfreunde — solcher wechselnder Einschätzung immer ganz gutgläubig gegenübergestanden. Entweder konnte man die neue Liebe mitmachen und fühlte sich mit Recht beglückt über eine Bereicherung seines Besitzes, oder man vermochte das nicht und je nach Temperamentsanlage schüttelte man schimpfend den Kopf oder fühlte sich auch innerlich geknickt über die eigene Rückständigkeit und Unmodernität. Stutzig wurde man in weiteren Kreisen erst jetzt im Falle El Greco. Der absonderliche Domenico Theotocopoli (gest. 1614) war in seiner Begabung schon längst erkannt (vor allem von K. Justi), aber in seiner offen daliegenden Entartung auch ruhig als Verfallerscheinung hingestellt worden. Nun ist ja unsere Zeit entschieden sehr geneigt, solchen problematischen Naturen freundliche Aufnahme zu gewähren. Aber die Art, wie dieser nach Spanien verschlagene Grieche nun auf einmal in den Himmel gehoben wurde, wie von besonders geschäftiger Seite sogar Velasquez entthront werden sollte, um dem neuen König Platz zu machen, war doch etwas gar zu auffällig, um so mehr, als schon einige Jahre, bevor der literarische Feldzug einsetzte, die Wiener Neue Freie Presse darauf auf-

merksam gemacht hatte, daß einige Kunsthändler alles von Greco aufkauften, was nicht niet- und nagelfest verankert war. Denn das gehört natürlich zu dieser Art von „bluff“, daß man sich zunächst der vorhandenen Ware bemächtigt hat, um sie nun nach persönlichem Belieben wohlberechnet auf den Markt bringen zu können.

Wenn nun auch weitere Kreise auf einmal mißtrauisch gegen derartige durchweg wissenschaftlich und kunstbegeistert vorgetragene „Entdeckungen“ wurden, den pekuniären Erfolg hat der Kunsthandel jedenfalls auch in diesem Falle für sich. Die Mehrzahl unserer Museumsdirektoren fiel darauf herein und hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als die Lücke in ihren Sammlungen mit einem El Greco auszufüllen. Denn ein Hereinfall bleibt dieser Ankauf von El Grecos in diesem Augenblicke in jedem Fall; ein Hereinfall, oder sagen wir noch deutlicher: eine schwere Blamage für unsere Museumsdirektoren. Selbst wenn man zugeben müßte, daß die plötzlich in Schwang gekommene hohe Bewertung der Werke dieses Malers berechtigt sei, so bliebe diese Blamage deshalb bestehen, weil es keinem dieser sich so erhaben dünkenden Herren Museumsdirektoren eingefallen war, ein Bild dieses Mannes zu kaufen, als es noch für den zehnten oder zwanzigsten Teil der jetzt aufgewendeten Summe leicht zu haben war. Man mag die Sache nun drehen, wie man will, so bleibt es doch ein Skandal, daß unsere Museumsdirektoren, die Hauptkäufer für unsere öffentlichen Sammlungen, erst von den Kunsthändlern auf solche Werte der Vergangenheit gestoßen werden müssen.

Ich wiederhole, man braucht in allen diesen Fällen nicht immer gleich an Betrug zu denken; es trifft keinesfalls zu, daß alle diese Kunstschriftsteller nun bestochen sind, wie man oft zu hören bekommt. Die Suggestion übt hier eine unglaubliche Macht, ebenso das Verlangen, sich durch neue Meinungen, durch überraschende, alle Welt verblüffende Erkenntnisse wichtig und bekannt zu machen.

Der Kunsthandel gibt sich übrigens kaum mehr die Mühe, diese Art seiner Arbeitsweise zu verhüllen. Nur gibt er natürlich nicht zu, daß er eine künstliche Hausse auch in der kunstästhetischen und kunstgeschichtlichen Bewertung der Künstlererscheinungen herbeizuführen versteht. So war es vor einigen Jahren allgemein bekannt, daß ein kleiner Kunsthändlerring alle von Manet auftreibbaren Werke aufgekauft hatte, bevor dann die systematische Arbeit mit den Ausstellungen begann. Und es ist einwandfrei nachgewiesen, daß für eine ganze Reihe vor allem französischer Künstler in dieser Weise gearbeitet worden ist. Das Rechenexempel ist ja auch ganz einfach. Man kauft die Werke eines Künstlers auf, stellt sie für einige Jahre oder Jahrzehnte beiseite, entzieht sie so dem natürlichen Handel und wirft sie dann nach eigenem Ermessen auf den Markt. Die Schwierigkeit liegt nur darin, daß es einem gelingt, die nötige Reklame für die Ware zu machen. Es ist heute aber entschieden viel leichter, für irgendein Kunstpapier Tausende von Federn in Bewegung zu setzen, als für ein Börsenpapier.

Neben vielen unerfreulichen und ungesunden Erscheinungen im einzelnen hat diese Einstellung des Kunsthandels eine Folge, die den innersten Nerv unseres Kunstlebens berührt und von einer kaum zu überschätzenden Wichtigkeit ist. Zum Abc des Börsianers gehört es, daß an ganz sicheren, sagen wir einmal normalen Sachen nichts zu verdienen sei. Nur das Spekulationspapier verheißt wirklich

große Gewinne. In der Kunst sind solche Spekulationspapiere die Werke jener Künstler, die noch nicht anerkannt sind, die also nur geringe Preise bekommen. Nun ist der Kunsthändler Kunstkaufmann und hat als solcher entschieden das Recht, auf seinen Vorteil bedacht zu sein. Es ist also auch vom strengsten moralischen Standpunkte nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Kunsthändler einem Künstler, von dem die Allgemeinheit noch nichts wissen will, Bilder zu billigen Preisen abkauft, in der Überzeugung, daß dieser Künstler später zu Rang und Namen kommen wird, die Bilder also im Werte steigen werden. Man wird ja auch da verschiedene Auffassungen von wirklich anständigem Geschäftsgebaren haben können. So hat man jetzt in München mit Recht jene Verträge gebrandmarkt, durch die Kunsthändler das Schaffen eines Künstlers auf Jahre hinaus aufkaufen, derart, daß der Künstler an der mit der wachsenden Berühmtheit zunehmenden Wertsteigerung seiner Erzeugnisse keinen Anteil hat. Aber gegen diese Gesamteinstellung eines Kunsthändlers ist an sich nichts zu sagen, obwohl auch sie bereits für die Kunst und für die Allgemeinheit ein Schaden ist. Für die letztere, weil sie doch erst zu teuren Preisen in den Besitz der Kunstwerke kommt; für die Kunst, weil dieses Verhältnis dem Künstler die Freudigkeit des Schaffens raubt.

Der echte Künstler verträgt immer den Mäcen aus Liebhaberei; er muß aber seinem Wesen nach hassen den Käufer aus Spekulation. Graf Schack hat z. B. den Künstlern, die er förderte, keine hohen Preise bezahlt, aber er hat immerhin das bezahlt, was er bezahlen konnte. Er gab dem Künstler ferner menschliche und künstlerische Teilnahme, so daß dieser Künstler auch dann seine Bilder hingab, wenn er die Überzeugung hegen durfte, daß er eigentlich ein schlechtes Geschäft machte. Graf Schack ermöglichte ihm einfach, weiterzuarbeiten, und der Künstler konnte sich sagen, daß seine Bilder in eine Sammlung kamen, mit der niemals Wucher würde getrieben werden. Es gibt gar keinen Künstler, der nicht bereit wäre, ein Bild verhältnismäßig billig abzugeben, wenn er weiß, daß es in ein öffentliches Museum kommt. Sein Gefühl ist aber natürlich ein ganz anderes, wenn er sich sagt: dieses Bild wird dir jetzt von diesem Geschäftsmann für einige hundert Mark abgekauft, weil er mindestens ebenso viele Tausende dafür zu erhalten hofft. Es ist heute dahin gekommen, daß die Künstler voll eines tiefen Mißtrauens gegen Käufer sind. Sie sehen in diesen Käufern nicht mehr den Liebhaber ihres Bildes, sondern nur den Spekulanten. Ich weiß vom alten Böcklin, daß er auch noch in späteren Jahren Bilder zu einem unverhältnismäßig niedrigen Preise abgegeben hat, weil die Käufer eine unbegrenzte Liebe zu dem Bilde zeigten, dem Künstler aber auch versicherten, daß sie auf keinen Fall mehr als die von ihnen genannte Summe aufbringen könnten. Welcher Ingrimm muß den Mann erfüllt haben, als er später gewahr wurde, daß diese „ergriffenen“ Liebhaber Abgesandte listiger Kunsthändler gewesen waren und für diese Kunsthändler die Bilder so billig erschlichen hatten!

Aber mit diesen üblen Begleiterscheinungen ließe sich wohl noch fertig werden. Der Kunsthändler alten Stils, der so auf Spekulation kaufte, war in seiner Art auch ein Liebhaber. Er kaufte, weil er von der Zukunft des Künstlers überzeugt war. Er riskierte unter Umständen sein ganzes Vermögen, riskierte es natürlich in erster Linie, um selbst Gewinn zu machen, aber andererseits doch

auch aus künstlerischer Überzeugung. Als den Typus eines solchen Kunsthändlers kann man vielleicht Gurlitt bezeichnen. Die paar hervorstechendsten Fälle — in erster Linie trifft es van Gogh, Cézanne, Gauguin —, in denen es gelungen ist, die von den Zeitgenossen durchaus verschmähten, weil als Erzeugnisse geistig Anormaler angesehenen Werke einige Jahrzehnte später zu ungeheuren Marktwerten hinaufzusteigern, haben dagegen einen Spekulationsgeist geweckt, der nur noch Geschäftsmache ist und gar nichts mehr mit jenem eigentlich in jedem kaufmännischen Geschäfte notwendigen Solidaritätsgefühl des Händlers mit der von ihm gehandelten Ware zu tun hat.

Es wirken da die verschiedensten Faktoren zusammen. Eine große Schuld trifft die Kunstkritik. Es ist immer der Fluch des Feuilletonismus gewesen, daß er nicht die Sache, sondern sich selbst gesucht hat. Entschieden läßt sich über irgendeine problematische oder auch ganz absurde Kunsterscheinung viel interessanter, geistreichelnder und witziger schreiben, als über ein ernstes Kunstwerk, das man in ehrlichem Nachgehen auszuschürfen strebt. Vor allen Dingen aber trägt diese problematische Kunst bei der Kritik immer den Sieg davon über die ehrliche, tüchtige, aber nicht eben durch Persönlichkeitsgehalt hervorragende Kunst, die zu allen Zeiten dem allgemeinen Kunstleben die Hauptnahrung zuführen muß. Das Publikum wird für Erscheinungen eigentlich in dem Maße gewonnen, als die Presse sich mit ihnen beschäftigt. Über die Futuristen z. B. hat sich der größte Teil der Kunstkritik lustig gemacht. Aber die Kritik hat ihrer Ausstellung spaltenlange Artikel gewidmet, während sonst Ausstellungen vieler tüchtiger Leute mit zwei, drei Zeilen abgetan werden. Und so war das Endergebnis das, daß die Ausstellung der Futuristen sich eines ganz ungeheuren Besuches zu erfreuen hatte. Mögen die Besucher noch so sehr gelacht haben, sie haben den Eintritt bezahlt, und die Futuristen haben ein glänzendes Geschäft gemacht. Man glaubt aber nicht, wie vielen dieser Leute es lediglich auf dieses Geschäft ankommt; sie machen den Bajazzo und stecken dafür das Geld ein. Sie machen diesen Bajazzo aber bloß vor sich selbst, vor ihrem eigenen Gewissen. Vor der Welt hüllen sie sich in die feierliche Toga des verkannten Genies. Und es findet sich immer genug literarische Gefolgschaft, die diese Feierlichkeit mitmacht. Es braucht jemand nur konsequent den Narren weiterzuspielen, um schließlich ernst genommen zu werden.

Nun hat die Kunstgeschichte der letzten Jahrhunderthälfte eine Reihe von Fällen gebracht, wo zunächst verkannte und befehdete Künstler zum allgemeinen Sieg und zu einer unerhörten Kunstherrschaft gelangten. Die Presse berichtet auch mit Vorliebe über Fälle, in denen Bilder, die für einige Mark vom hungernden Künstler verkauft wurden, nun Hunderttausende bringen. Der Kunsthandel hat die oben bereits genannten Fälle mit van Gogh, Cézanne und anderen. So ist der spekulative Teil des Publikums leicht dafür zu haben, Werke von jenen Künstlern zu kaufen, die stark befehdet und als absurd verschrien werden. Das Stichwort „modern“ wirkt wie ein Zauber. Die Modernität jagt sich in immer kürzeren Zwischenräumen. Denn dieses ganze Getriebe ist ja nicht von innerer Notwendigkeit erzeugt, sondern von einem scharf berechnenden Verstand, auch bei den Künstlern. Man sucht hier förmlich nach Mitteln, wie man verblüffen kann, weil

man weiß, daß man auf diese Weise die Aufmerksamkeit der Presse und damit der Allgemeinheit und somit wieder die besten geschäftlichen Chancen sich gewinnt. Der Kunsthandel, der natürlich diese ihm geistesverwandte Einstellung bei der Künstlerschaft genau durchschaut, ist sich über die Kurzlebigkeit aller derartiger Unternehmungen durchaus klar, arbeitet deshalb in diesen Fällen nicht auf langfristige Geschäfte hin, sondern betreibt das Geschäft in tollster Hetze.

In dem Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, haben wir in Berlin zwei für diese Art charakteristische Ausstellungen. Wie es Max Pechstein gelungen ist, sich eine Stellung zu erobern und heute feierlich ernst genommen zu werden, ist ein Kapitel für sich. Wie es auf der anderen Seite die Freunde des knapp dreißigjährigen Max Beckmann, der für sein Alter auch äußerlich erstaunliche Erfolge hinter sich hat, fertigbringen, diesen jungen Künstler als einen „Verkannten" auszuposaunen, ist ebenso lehrreich. Wer nicht in Künstlerkreise kommt, kann nicht ahnen, welche stille Verzweiflung sich der ernsten ehrlichen Arbeiter angesichts dieses ganzen Treibens bemächtigt. Und doch empfinde ich noch tieferes Bedauern mit dem großen Publikum, dem seine Naturinstinkte vollständig verdorben werden, das jedes Vertrauen zu seinem angeborenen Empfinden verlieren muß.

Endlich scheint man in Künstlerkreisen einzusehen, wie eng alle diese Erscheinungen mit der Frage des Kunsthandels verknüpft sind. Man fühlt, daß hier Änderungen notwendig sind und daß andere und neue Formen gewonnen werden müssen, um Verbindungen zwischen der anständigen Kunst und dem Publikum herbeizuführen, und so beide wechselseitig zu schützen. Die im einzelnen zu wählenden Mittel wird man sorgsam suchen und erproben müssen. Über das eine aber muß man sich klar sein: eine Besserung ist nur möglich, wenn der Kunsthändler in seine Schranken zurück muß, also zum bescheidenen Vermittler wird. Diesen Vermittler wird man natürlich nur dort anrufen, wo es durchaus nicht anders geht. Jeder Kunstfreund muß mit allen Kräften den möglichst unmittelbaren Verkehr zwischen Künstler und Publikum erstreben.



Friedrich Keller

Friedrich Keller ist über sechzig Jahre alt geworden, bevor sein Name im verdienten Ruhmesglanze erstrahlte. Das war 1901 bei der Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes in Dresden. Man kann diese Tatsache zum Beweis dafür anführen, mit welch starker innerer Notwendigkeit, unbekümmert um das Kunstgetriebe draußen, dieser Mann seinen Weg gegangen ist. Denn wenn er sich um dieses Kunsttreiben gekümmert hätte, so hätte Keller unter den allerersten genannt werden müssen, als die durchaus berechtigten Kräfte einer neuen Lebensanteilnahme um die Wende der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts zur Sezessionsbewegung führten. Keller hatte auch damals bereits die Mittagshöhe des Lebens erklommen, und auch darin zeigt sich, daß ihn nicht Theoretisieren, sondern eben der Drang seiner Persönlichkeit in diese Richtung gedrängt hat. Aber der Künstler ist ein echter Schwabe, und wenn diesen die angeborene Querköpfigkeit dazu verholfen hat, unserer gesamten Kunst

eine lange Reihe durch eigenwilligen Persönlichkeitsgehalt ausgezeichneter Männer zu schenken, so eint sich beim echten Schwaben mit diesem Persönlichkeitsgefühl jene geruhige Selbstverständlichkeit, die allem Lärmmachen, aller Aufdringlichkeit abhold ist und gerade dem Künstler als Verhaltungsmaßregel den Grundsatz aufdrängt: „Ich schaffe ruhig, wie ich schaffen muß. Wer mich mag, wird schon den Weg zu mir finden." — Gefunden wird dieser Weg wohl allemal, aber es wird vielleicht recht spät darüber. Freilich, wer mit dreiundsiebzig Jahren noch so beneidenswert frisch und jugendlich schaffensfreudig ist, wie Friedrich Keller, der hat gut warten.

Einer handschriftlichen Mitteilung des Künstlers über seinen Lebensgang entnehme ich folgende Angaben: Keller ist am 18. Februar 1840 in Neckarweihingen bei Ludwigsburg geboren. Die bereits im frühesten Kindesalter hervortretende große Neigung zum Zeichnen weckte die Aufmerksamkeit des Ortsgeistlichen, der seinerseits zu vermitteln wußte, daß der Zwölfjährige unentgeltlich die Zeichnungsschule in Ludwigsburg besuchen durfte. Dagegen ging sein sehnlichster Wunsch, nach der Konfirmation in die Stuttgarter Kunstschule aufgenommen zu werden, nicht in Erfüllung, und wie so manches andere, bescheidenen Lebensverhältnissen entstammende Kunsttalent mußte er den Weg zum Handwerk des Zimmermalens einschlagen. Das war in Ludwigsburg, wo Keller aber jede freie Stunde zum Zeichnen nach der Natur ausnutzte und auch dafür bei einem Zeichenlehrer Walcher freundliche Unterstützung fand. Nach Beendigung der Lehrzeit zog er, achtzehnjährig, nach Stuttgart in dem zuversichtlichen Glauben, daß bereits die Nähe der Staatsgalerie und der Kunstschule ihn der heißerstrebten Kunst näherbringen würde. Aber neun Jahre mußte er noch warten, bevor er Aufnahme in die Kunstschule fand. Vier Jahre war er Schüler Bernhard Nehers, dann zog er im Mai 1871 nach München, wo er wohl weniger von Lindenschmidt, als vom Umgang mit gleichstrebenden jüngeren Künstlern Nutzen hatte. Und 1876 endlich konnte sich Keller den Wunsch erfüllen, nach Italien zu den Alten zu gehen. „Als künstlerisches Gebiet wählte ich zuerst das Genrefach, später jedoch interessierte ich mich mehr für ausgesprochene Arbeitermotive, hauptsächlich wie solche in Schmieden, Hammerwerken, Steinbrüchen usw. sich darstellen, denn ich liebe das Bewegte, Energische, Überschneidungen und Verkürzungen, lebhaftes Muskelspiel und Anstrengungen, die hauptsächlich in den angedeuteten Berufsarten zu finden sind. Wohl habe ich mich auch im religiösen Fache etwas geübt und für Kirchen einige größere Aufträge ausgeführt, was ich aber nur als Ausnahme von der Regel betrachtet habe, denn auch auf dem Gebiete der Kunst gilt das Sprichwort: Niemand kann zwei Herren dienen."

Wir andern werden die Schöpfungen Kellers, die nicht auf seinem Lieblingsgebiete liegen, nicht bloß als beiläufige Ausnahmen gelten lassen. Die „Dachauer Landschaft" aus dem Jahre 1871, die wir hier zeigen, gehört nach meinem Dafürhalten in eine Geschichte des deutschen Impressionismus. Es ist in diesem Bilde alles darin, was in der impressionistischen Auffassung der Natur, in der schlagenden Wiedergabe ihrer Eindrücke uns Deutschen ans Herz wachsen kann. Man spürt ordentlich die leidenschaftliche Lust, die jauchzende Jugendkraft, mit der hier der kaum der Akademie entwachsene Künstler den Kampf aufnahm mit einer durch sturmzerzaustes Regengewölk und innerlich treibende Frühlingskraft bewegten und erregten Landschaft. Die ganze Frische dieses Natureindruckes lebt in diesem Bilde, das ebenso gut noch dreißig Jahre später „modern" gewesen wäre.

Bedeutend ist Kellers religiöse Malerei. Wir zeigen von der berühmt gewordenen „Grablegung" die farbige Skizze, die gerade so in der ersten Anlage uns tief in des Künstlers Arbeitswerkstatt schauen läßt. Sein echt malerisches Raumgestalten mit und durch Farbe und die Großzügigkeit der Komposition treten deutlich hervor. Hier und noch stärker in „Lots Flucht" erkennen wir aber als stärkstes Schaffenselement des Künstlers die Bewegung. In der „Grablegung" haben die zwei tragenden Männer auch eine Arbeit zu leisten. Ihre körperliche Beteiligung an dem Vorgang ist so stark, daß die innere Erschütterung dagegen zurücktritt. Diese innere Erregtheit läßt die hinterherschreitende Maria ganz in sich zusammensinken.

Aber in all diesen Gestalten liegt die Bewegung des „Hinab ins Grab“. Nur die Leblosigkeit des Leichnams Christi bietet zur Gespanntheit und Erregtheit des Vorgangs, an der auch, wie das vom Wind gezauste Kopftuch des einen Mannes zeigt, die Natur teilnimmt, einen ergreifenden Gegensatz.

Hastige Bewegungen, ein Fortjagen vom Orte des Schreckens, erfüllt „Lots Flucht“. Nur ja fort! ist die Stimmung, die hier alles erfüllt. Die eine Tochter zieht den Mantel bis über den Kopf, um gegen die Schrecken geschützt zu sein, die vom erzürnten Himmel niederdrohen. Die andere verhüllt noch fliehend die Augen mit der Hand, als habe sie Entsetzl ches gesehen. Und nur der mahnende Engel erscheint bei aller Eile voll Ruhe. In diesem Bilde erkennen wir deutlich, was wir beim anderen nur gefühlt: die innere geistige Verwandtschaft dieses Künstlers mit Rubens.

Ich kann mir denken, daß einen Rubens, wenn er in unserem Zeitalter gelebt hätte, auch die gigantische Arbeit unserer großen Maschinenbetriebe gefesselt hätte, zumal auch ihm ein so glühendes Farbenspiel, wie wir es in der „Hammerschmiede“ hier sehen, eine lockende Aufgabe gewesen wäre.

Friedrich Keller hat es, als noch immer jugendlich in den Stimmungen der Zeit Lebenden, im letzten Jahrzehnt immer mehr ins Freie gelockt. Die Arbeit in den Steinbrüchen hat er uns oft dargestellt, sichtlich ebenso sehr gefesselt vom geradezu wilden Spiel der in allen möglichen Überschneidungen und Verkürzungen erscheinenden Körper, wie vor allem auch hingerissen von den Farbenorgien, die die glühende Sonne im gelblichweißen Gestein auf den braungebrannten Leibern der Arbeiter und auf ihren bunten Gewändern entfesselt. Man muß diese Bilder immer mit einem Blick zu erfassen suchen, nicht scharf prüfend ihnen in alle Einzelheiten nachgehen. Denn das fühlt ja jeder Beschauer durch: hier sind keine gestellten Modelle, hier ist Leben eingefangen. Den Augenblick gilt es zu erhaschen. Die Hände müssen fliegen können, die diese Bewegungsmannigfaltigkeit, die in der nächsten Sekunde schon wechseln kann, auf die Leinwand bannen wollen.

Mir scheint der Mann zu beneiden, der noch mit siebzig Jahren ein Bild wie dieses „Vereinte Kraft“ malen durfte; nicht nur wegen des Könnens, das sich in ihm offenbart, mehr noch, daß er überhaupt die Lust verspürte, so keck den Griff ins Leben zu wagen, wo es ganz Lebenswille und Kämpfen mit widerstrebenden Mächten ist. K. St.



Notizbuch

Die Frage des Neubaues des Königlichen Opernhauses in Berlin hat die Entwicklung genommen, die man befürchten mußte, wenn man sich die Art, wie Kulturfragen im preußischen Abgeordnetenhause — im deutschen Reichstage ist es nicht besser — erledigt zu werden pflegen, vergegenwärtigt. Es ist wirklich sehr zu bedauern, daß es unserem Volke noch immer nicht klar wird, wie oberflächlich alle jene Fragen in den Parlamenten behandelt werden, die nicht mit der engsten Wahlkreispolitik zusammenhängen. Nur hier treten die Abgeordneten mit ihrer Person ein, sonst sind sie Parteinummern. Aber natürlich dort, wo das Mandat auf dem Spiele steht, muß man zeigen, daß man auch Interessen zu wahren vermag.

Die Verhandlung, die der Opernhausneubau dadurch hervorrief, daß weitere hunderttausend Mark für die vorbereitenden Arbeiten verlangt wurden, bewegte sich auf einem so tiefen geistigen Niveau, daß man nur vor der Wahl steht, daß die Abgeordneten entweder gar nicht wußten, was in der Öffentlichkeit zu dieser Frage vorgebracht worden war, oder daß sie

sich völlig erhaben dünken über die Meinungen aller jener, deren ganze Lebensinteressen mit solchen künstlerischen Kulturfragen aufs innigste verknüpft sind. Aber es war ja schon vorher durch die Zeitungen eine Nachricht gegangen, die als Vorbereitung wirkte. Die Abgeordneten waren eingeladen worden, die Pläne für das Opernhaus anzusehen. Der bekannte Architekt und Kunstgelehrte Muthesius sollte dabei führen. Aber siehe, die Herren Abgeordneten waren „anderweitig beschäftigt" — sie mimen ja immer die Überlasteten — und kamen nicht.

Jetzt hat man einen Kompromiß zustande gebracht, der das Ergebnis einer Komödie ist, die man sich eigentlich nicht gefallen lassen dürfte. Das Bauministerium hat auf der ganzen Linie gesiegt, obgleich es sich gerade bei den Bauten auf den Museumsinseln als völlig unfähig gezeigt hat, eine so große Aufgabe zu erfüllen. Der allgemeine öffentliche Wettbewerb, der die natürliche Folge der bisherigen Entwicklung war, ist für den Bau des Opernhauses endgültig aufgegeben, statt dessen wird ein Wettbewerb zur Umgestaltung des Platzes ausgeschrieben werden. Und das Ministerium verspricht, einen „freien Künstler" zuzuziehen, aber nach seiner Wahl. Wir werden also im günstigsten Falle nicht mehr erhalten, als ein tüchtiges preußisches Staatsgebäude. Die größte Aufgabe der profanen Baukunst, die die Gegenwart zu vergeben hat, wird gelöst, ohne daß man auch nur den Versuch macht, die stärksten vorhandenen Kunstkräfte dazu aufzurufen. Das ist der Schutz, den die Kunst in Parlamenten findet. Ich meine, sie sei unter dem Absolutismus immer besser daran gewesen, vorausgesetzt natürlich, daß der absolute Herrscher Kunstgeschmack oder Bescheidenheit hatte.

* * *

In Köln hat der Domkapitular Schnütgen seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert, und die deutsche Kunstwelt hat aus frohem Herzen ein freudiges Prosit! nach dem Rhein hinübergerufen.

Wer in den Geist der rheinischen Mundart eingedrungen ist, dem wird bei dem Namen Schnütgen wohlig genießerisch zumute. So etwas von Feinschmeckertum, Lebensfreude und Güte, wohl auch von witziger Rede, taucht bei dieser kosenden Verkleinerungsform einer bereits wohlwollenden Abwandlung des Begriffes Mund auf. In Schnütgen verehren wir einen Sammler, wie es ihn heute sonst kaum mehr gibt, wie frühere Zeiten sich aber den Typus des Sammlers vorgestellt haben. Leidenschaftliche Liebe zur Kunst, genaueste Kenntnis eines bedeutenden Gebietes, dann ein wirklich künstlerischer Sammeleifer, der nicht andere beraubt, um sich zu bereichern, sondern dem es vor allem darauf ankommt, gefährdetes Gut, nicht genug geschätztes, in Sicherheit zu bringen.

Schnütgens Sondergebiet war die kirchliche Kunst und Archäologie, und dafür boten ja gerade die Rheinlande eine riesige Ernte. Er hat mit großem Geschick gefunden und gekauft. Glücklicherweise zu einer Zeit, bevor der Kunsthandel sich zu seiner heutigen Geschäftspraxis entwickelt hat. Vor allem aber hat Schnütgen nicht gesammelt, um nachher mit Gewinn wieder zu verkaufen, sondern um seinen Besitz später in einer Form der Öffentlichkeit wiederzugeben, in der diese ihn schätzen kann, in der sie ihn deshalb auch bewahren wird für alle Zeiten. Die Stadt Köln besitzt jetzt das Museum der Sammlung ihres Domkapitulars, und wenn auch die Fülle des Gleichartigen den Genuß für den Liebhaber erschwert — dem Wissenschaftler ist er natürlich von höchstem Werte —, so sind doch in jeder Abteilung Stücke von so einzigartiger Schönheit, daß kein Kunstfreund, den der Weg in die Stadt des heiligen Domes führt, den Besuch dieses Museums versäumen sollte. Dem Manne aber, der in unserer gewinnsüchtigen Zeit in so idealer Weise gesammelt hat, wird jeder Freund der Kunst ein dankbares Gedenken bewahren.

St.





Die Rose vom Liebesgarten
Von Dr. Karl Storck

Für eine weit verzweigte, wenn auch vielleicht nur an ein oder zwei Stellen dichter beisammen wohnende Gemeinde von Musikern und Musikliebhabern ist der 1869 geborene Hans Pfitzner gewissermaßen der heimliche Kaiser unserer zeitgenössischen Musik.

Die Kritik hat sich fast einmütig vor dem Ruhme eines Richard Strauß gebeugt. Man gibt die Berechtigung von allerlei Einwänden zu, gesteht die ethischen Schwächen seiner künstlerischen Gesamtpersönlichkeit ein, weiß auch gegen die Tatsache, daß es um die urmusikalische Kraft seiner Werke, soweit sich diese in einer originalen Thematik, in einer wirklich ursprünglichen melodischen Erfindung äußern sollte, nichts Überzeugendes vorzubringen; dann aber schiebt man mit kühner Handbewegung das alles beiseite und sagt: er ist trotz allem ein einziger, er ist *der* Musiker unserer Zeit. Daß es wohl noch selten einem schaffenden Musiker gelungen ist, in einem solchen Maße die Künstlerschaft, die Fachkritik und das große Publikum in Atem zu halten, wie Richard Strauß es nun immerhin seit anderthalb Jahrzehnten vermag, ist nicht zu bestreiten. Und sicher gehören dazu ganz ungewöhnliche Kräfte, nicht nur des Könnens, sondern auch des Temperaments. Aber das kann uns nicht behindern, in dieser ungeheuren Wirkung auf die eigene Zeit selber wieder ein Stück Zeitausdruck zu sehen. Und damit stellt sich auch das Gefühl ein, daß dem Schaffen dieses Mannes jene Dauerwirkung versagt sein wird, die nach Goethes Ausspruch die Haupteigenschaft des genialen Schaffens ist. Sicherlich hat Schiller recht mit seinem Worte, daß wer den Besten seiner Zeit genug getan, für alle Zeiten gelebt hat. Aber sind es wirklich die „Besten", die Richard Strauß seinen riesigen Erfolg verschaffen? Müssen nicht gerade die Besten so viele Einwände, die sich ihnen einstellen, erst überwinden, wenn sie zur Freude an seinem Schaffen kommen sollen?

Halten wir dann Umschau unter den vielen, die sich auch heute um den Lorbeer der Tonkunst bemühen, und lassen wir die kleine hitzige Gefolgschaft des syste-

matischen Neutöners Arnold Schönberg beiseite, so bleibt uns nur Max Reger als einer jener Komponisten übrig, denen eine solche Wirkung über die Zeit hinaus zugetraut wird. Denn Gustav Mahlers von verzehrendem Ehrgeiz und hingebendem Idealismus erfülltes Schaffen trägt die Vergänglichkeitskeime der Blutarmut und unnatürlichen Treibhauskultur in sich. In Reger wirkt jenes Musikantentum, das den Zeitgenossen leicht als Überfülle erscheint, gewöhnlich aber schon noch zu Lebzeiten des Komponisten als formales Spiel erkannt wird, so daß derartige Musiker nur dann die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit sich zu erhalten vermögen, wenn sie sehr rasch und anhaltend Neues auf den Markt werfen. Auch Reger hat diese etwas unheimliche Fruchtbarkeit, und wenn sein Formalismus sich mehr in einer haarsträubend kühnen Polyphonie als in einer gewandten Schönheitsformung offenbart, so zeigt sich darin nur der Gesamtwandel der musikalischen Entwicklung. Denn darüber sollten wir uns nicht täuschen lassen: jener gefällige Formalismus einer oft süßlichen Melodik und sinnfälligen Harmonik, wie er die Nachfolger Mozarts und auch Mendelssohns kennzeichnete, ist durchaus nicht in höherem Grade formal und unerlebt als die moderne Kakophonie. Die ganze Gelehrttuerei des heutigen Orchesterstils, der verzweigten Stimmführung, der widerborstigen Akkordverbindung, ist genau so erlernbar, so schulmäßiges Handwerkszeug, wie jene verspotteten älteren Richtungen. Höchstens daß es für den Zuhörer weniger angenehm, dafür, weil noch nicht so bekannt und mehr verstandesmäßig gemacht, „interessanter“ ist.

Gewiß haben wir sonst noch manchen achtunggebietenden tonschöpferischen Mann. Aber ich glaube doch nicht, daß von einer größeren Musikerzahl, geschweige denn vom Publikum, noch ein anderer mit Überzeugung als einer jener Künstler empfunden wird, die berufen scheinen, die große Linie des deutschen Musikschaffens weiter zu führen. In solchen Stunden, bei solchen Überlegungen, taucht dann sowohl beim Fachmusiker wie im Liebhaberkreis der Name Hans Pfitzner auf.

Ein Mann wie Hans Pfitzner kann nicht populär sein, denn heute beruht diese Popularität im wesentlichen auf dem Vielgenanntwerden in der Presse. Diese häufige Nennung ist aber kein Zeichen der inneren Bedeutung, sondern nur der äußeren. Nun hat Pfitzners Schaffen niemals etwas von Sensation an sich gehabt; er hat niemals auch nur den Versuch gemacht, das Verlangen der Zeit irgendwie zu erfüllen oder anzuregen; er hat ganz einfach sein persönliches Leben in Musik ausgesprochen. Die Zahl seiner Werke ist nicht groß. Da ist eine Reihe von Liedern, einige Kammermusikwerke, zwei Ouvertüren, die Musik zu Ibsens wenig aufgeführtem „Fest auf Solhaug“, und dann die beiden Musikdramen „Der arme Heinrich“ und „Die Rose vom Liebesgarten“. Keines dieser Werke ist dazu angetan, „Sensation“ zu machen. Das ist stille, innerliche Kunst. Eine treue Gemeinde hat sich, wie schon hervorgehoben, diese Musik erworben. Natürlich entspricht auch die Gesamtpersönlichkeit des Komponisten seiner Musik. Er ist kein Mann des „Salons“, der Vereine, des öffentlichen Draufgängertums. Immerhin hat er hier eine große Überraschung bereitet und dankt dieser mehr, als seinem reinen Schaffen die in letzter Zeit zunehmende Aufmerksamkeit der breiteren Öffentlichkeit.

Als ich vor zehn Jahren Pfitzner zum erstenmal am Dirigentenpult des „Theaters des Westens“ zu Berlin sah, erfüllte mich wie viele andere ein Gefühl

des Mitleids und des Ingrimms. Wieder einmal — so dachte man — ein Schaffender, den das Leben zwingt, einen großen Teil, vielleicht das beste seiner Kräfte in den Dienst des Tages zu stellen, um eben den Bedürfnissen des Tages genugzutun. Der schmächtige Körper, die etwas kränkliche Haltung des Mannes weckte Besorgnisse, ob er der aufreibenden Theatertätigkeit lange würde widerstehen können. Wir haben uns getäuscht. Zwar am „Theater des Westens" kam Pfitzner zu keiner ausgiebigen Wirksamkeit, aber ein Jahrfünft später wurde er nach Straßburg berufen, wo er die Leitung des Konservatoriums und für die Oper der Stadt eine Stellung erhielt, wie sie vom Geiste des heutigen Musikdramas geboten ist, in der Theaterpraxis aber bis heute eigentlich noch nirgendwo erfüllt ist. Soll das Musikdrama in der Reproduktion seinen eigentlichen künstlerischen Gehalt offenbaren können, so muß es als Gesamtkunstwerk aus dem Geiste eines Mannes heraus reproduziert werden. Zu dieser Tätigkeit berufen ist der Kapellmeister. Je mehr das Schwergewicht des Musikdramas in dem großen musikalischen Gewebe liegt, wie es sich in der Sinfonik des Orchesters verdichtet, um so bedeutsamer wird die Persönlichkeit des Dirigenten, um so mehr werden alle mitwirkenden Faktoren zu Ausdrucksmitteln in seiner Hand.

Nun, Pfitzner hat in zäher Energie am Straßburger Stadttheater Opernaufführungen zustande gebracht, bei denen alles — Orchester, Gesang und Darstellung der Schauspieler, szenische und kostümliche Einrichtung, Beleuchtung — von ihm geleitet wird. Pfitzner kann natürlich über die ihm zur Verfügung stehenden Mittel nicht hinaus. Diese Mittel sind in Straßburg immerhin bescheiden. Aber es ist ganz erstaunlich, welch hohe künstlerische Abrundung, welch prachtvolle Einheit von Ton, Wort, Gebärde und Szenerie zu erreichen ist. Einzelne Aufführungen, z. B. die des „Freischütz", der „Meistersinger", „Templer und Jüdin", haben durch diesen hohen künstlerischen Charakter weit über das Weichbild Straßburgs hinaus Beachtung und Bewunderung gefunden. Es hat sich so gezeigt, daß in Pfitzner ein ganz eigen- und vielleicht einzigartiges dramaturgisches Talent steckt, dem man wünschen möchte, daß ihm die Wirksamkeit an einer weithin sichtbaren, mit größten Mitteln ausgestatteten Bühne bald erschlossen würde, weil natürlich an einer solchen Stelle dieses prächtige Beispiel in ganz anderem Maße zur Nachahmung reizen würde. Im übrigen ist es ja gewiß ein Segen, daß wir heute auch noch an kleineren Orten oder vielleicht gerade an ihnen (ich erinnere an Dessau), so erfreulichen Überraschungen begegnen.

Nun hat Pfitzner als letzte Tat zu Beginn des Februar auch seine „Rose vom Liebesgarten" herausgestellt und durch diese Aufführung die eigenartigen Vorzüge dieses Werkes ins denkbar beste Licht gerückt. Es ist nicht nur die musikalische Schönheit dieses Werkes, die mich veranlaßt, an dieser Stelle unseren Leserkreis darauf aufmerksam zu machen, zumal sich auch aus dem Klavierauszug ein großer Teil dieser Schönheit für das häusliche Musizieren lebendig machen läßt, sondern es scheinen sich mir hier auch allgemeinere wichtige Gesichtspunkte für unser musikdramatisches Leben aufzutun.

Man darf sich durch die Dichtung von James Grun nicht irremachen lassen. Zwar stört die nicht immer in gutem Sinne unter Wagners Einfluß stehende Sprache

auch noch beim Singen, und eine gewisse Verblasenheit der Symbolik ist nicht zu überwinden; aber wie ein Goethe dem oft befehdeten Textbuch der „Zauberflöte" nachrühmen konnte, „man müsse doch auf alle Fälle dem Autor zugestehen, daß er im hohen Grad die Kunst verstanden habe, durch Kontraste zu wirken und große theatralische Effekte herbeizuführen", so hat auch diese Dichtung eine Eigenschaft, die, vom Komponisten aufs lebendigste herausgefühlt und verstärkt, dem Ganzen bei der Aufführung eine unerwartete Erhöhung und Verdeutlichung verschafft. Ich möchte beinahe von einer Topographie der Musik sprechen, insofern das Räumliche der Szene in glänzender Weise für innere Bedeutung ausgenutzt ist und die elementarsten Kräfte der Natur zur Darstellung des elementarsten Problems der Natur und des geistigen Lebens verwendet sind. So wird das Ganze zu einer der zahlreichen Einkleidungen des ewigen Kampfes zwischen Licht und Finsternis, und wenigstens bis zu einem gewissen Grade trifft auch für dieses Werk zu, daß manche Unzulänglichkeit und Unklarheit, mancher logische Mangel der Dichtung, dank der unmittelbar ins Gefühl eindringenden Verdeutlichung der Musik fast zum Vorteil wird, indem nun der einzelne Hörer aus Eigenem hinzugibt, was der Dichter versäumt hat. Ich will wenigstens in kurzen Zügen die Handlung des Werkes darstellen, dessen Klavierauszug bei Max Brockhaus in Leipzig zum Preise von 18 ℳ zu beziehen ist. Es sind auch einzelne Stücke für sich herausgegeben in zwei Heften auch „angereihte Stücke für Klavier" zu je 2.50 ℳ erschienen.

Die im ersten Augenblick merkwürdig berührende Gliederung des Werkes in zwei Akte, Vor- und Nachspiel, hat insofern Sinn, als die Szenen dieses Vor- und Nachspiels im Liebesgarten selber liegen und so aus dem irdischen und der menschlichen Logik unterworfenen Geschehen herausgerückt sind.

Wenn sich der Vorhang öffnet, sehen wir in ein blumiges Lichtgefilde, wie man sich wohl das Paradies vorstellen mag. Kinder und junge Leute spielen mit Blumen, winden Kränze und singen. Heute herrscht gesteigertes Leben, denn wieder ist der Tag angebrochen, an dem der Frühling von der Herrin des Liebesgartens, der Sternenjungfrau, auf die Erde gesandt wird. Das ist eigentlich des Liebesgartens und seiner Bewohner höchstes Ziel; die leuchtende Lust, die in sich selbst beruhende Seligkeit, die dieses Reich erfüllen, hinauszutragen in die Welt und die Erde von der Notwendigkeit zu befreien, immer wieder durch die Überwindung des Winters hindurch im Kampfe erst zur Seligkeit zu gelangen: „Der weite Kreis der Erden, muß Paradies noch werden."

Noch sind wir weit von diesem Ziel entfernt, und es bedarf schon strengster Wache, daß während des Erdenwinters hier im Liebesgarten die Frühlingskräfte treu behütet werden können und nur in jeweiligen Kämpfen, zu denen mit den Edelingen auch das Kind der Sternenjungfrau hinauszieht, vermag in jedem Jahre der Frühling den Sieg über das Grauen des Winters zu gewinnen. Heute ist der Tag, wo nun für diese Zeit der Frühlingswächter, der, während die Edelinge draußen im Kampfe mit den dunklen Mächten sind, das Tor des Liebesgartens gegen einen Überfall zu wahren hat, gewählt werden muß. Ein junger Edeling erbittet sich in einsamer Stunde von der Sternenjungfrau die Ehre zu diesem

schweren Dienste. Als Zeichen ihrer Gnade löst sie die glühende Rose von der Brust und läßt sie zu des Recken Füßen fallen. Freudig stimmt nachher die Gemeinde des Liebesgartens dieser Wahl zu. Siegnot ist nun Hüter des Gartens, und sein alter Waffenmeister kündet ihm den Sinn seiner Erdensendung in den Worten:

„Dir präg's tief ins Gemüte,
Daß der des Reiches bester Hüter,
Durch den, aus kühlen Todeslanden
Uns neu Geschwisterschar entstanden.“

Wenn sich der Vorhang zum ersten Akte hebt, sehen wir in das Dunkel eines Urwaldes. Nur hoch oben gewahren wir das Tor zum Liebesgarten, und durch dieses Tor blicken wir in die Welt des Lichtes, des Blühens. Siegnot hält am Tore Wache. Voller Entzücken betrachtet er die Welt, scheint sie ihm doch der Schönheit voll. Aus dem Gewässer klettert ein Moormann zu ihm empor. Ihn, den Schwarzen und Häßlichen, lockt die strahlende Schönheit und er kauert in hündischer Dienstbeflissenheit zu des Lichthelden Füßen, damit er nur von fern ins Licht sehen darf. Moormann erzählt von seinen Waldbekannten, vor allem von Minneleide, der Elfenfrau vom Brunnenstein. Und schon erscheint diese selbst. In lockendem Spiel, Gesang und Tanz berückt sie den jungen Wächter, der von seiner Höhe der Hinaufsstrebenden entgegenkommt, von starker Liebe zu ihr erfaßt wird und nun nur noch das eine Sehnen kennt, dieses geliebte Wesen einzuführen in die Herrlichkeiten seines Reiches. So voll Hingabe und Vertrauen krönt er sie mit seinem Stirnreif, dem Zeichen seiner Würde, schmückt sie mit der Rose der Sternenjungfrau, dem Zeichen ihrer höchsten Gnade. Minneleide ist seltsam berauscht. Sie wußte bislang nichts von Liebe. Dieser Elementargeist lebte im Zwang des äußeren Geschehens der Welt und in steter Angst vor dem Nachtwunderer, dem finsteren Herren der Berge, den nur die Nähe des Wächters bisher abschreckte vom bösen Raub.

An Siegnots Hand strebt sie dem Paradiese zu, aber an der Pforte vermag sie den überhellen Glanz nicht zu ertragen. Siegnot mahnt sie, den falschen Prunk, den ihr der Nachtwunderer schenkte, von sich abzutun, zu verzichten auch auf die klägliche Herrlichkeit ihres Elfenkönigtums. Das ist ihr zu schwer, sie vermag nichts von ihrem Besitze preiszugeben. So muß Siegnot von ihr, die angstvoll „zurück, nur zurück“ strebt, ablassen und sich tief betrübt allein seinem Lichtreich wieder zuwenden. Aber da donnert vor ihm das Tor des Liebesgartens zu. Nun ist auch ihm das Lichtreich verschlossen, weil er das ihm anvertraute heilige Pfand einer Unwürdigen gegeben. Und schon bricht die wilde Horde des Nachtwunderers herein. Seine Zwerge schleppen die wehrlose Minneleide und ihre Gespielinnen von dannen. Wohl schlägt Siegnot zwei Riesen mit seinem Schwerte zu Boden, aber die Zwerge fallen ihm in den Rücken und fällen ihn. Als Leiche läßt ihn der Nachtwunderer zurück, der mit dem Schwert als Beute in sein Reich abzieht.

Nun ist's wieder still im Walde. Da lugt der Moormann aus seinem Wasserversteck heraus und tappt sich zu Siegnot. Den Betäubten wecken seine Liebkosungen, und mit des Moormanns Hilfe tastet Siegnot sich von dannen: „Verloren Kron'

und Paradies! Verloren, der alles ich gab und ließ! Nun folg' ich meiner Rose rot bis in den kühlen Tod".

Der zweite Akt zeigt uns des Nachtwunderers Reich tief in den Höhlen des Berges. Schweigen herrscht hier, unterbrochen nur vom Geräusch herabfallender Wassertropfen. Siegnot hat den Weg herabgefunden, der ängstlich gewordene Moormann kann jetzt wieder in sein Waldreich entfliehen. In der Inbrunst seiner erregten Gefühle erkennt Siegnot die Aufgabe, die er noch zu erfüllen hat. Dieses Lichtfeindes, des Nachtwunderers Reich, will er zerstören. Da sieht er Minneleide mit ihren Gespielinnen heraneilen. Sie flieht halb vor den wilden Zwergen, die nur durch die Wunderkraft der dem Lichtreich entstammenden Liebesrose in Bann gehalten werden. Noch einmal vermag sie die Zwerge loszuwerden, indem sie sie zum Nachtwunderer schickt, sie sei bereit, sich zum Feste zu schmücken. Dann aber verfällt auch sie höchster Angst. Wohl tröstet sie Siegnots Anruf, aber als nun der Nachtwunderer kommt, verfällt sie wieder ihrer Unentschlossenheit. So steht sie zwischen dem auf seine Macht trotzenden Nachtwunderer und dem äußerlich ohnmächtigen Siegnot in üblem Schwanken. Hohnvoll bietet der Nachtwunderer folgenden Vertrag an: Minneleide soll den Weg zum Liebesgarten allein aufsuchen und dort die Rose der Sternenjungfrau wiedergeben. Dann sei auch Siegnot frei. Tue sie das nicht, so sei Siegnot dem schmachvollen Tode verfallen.

Und wieder versagt Minneleide. Da ruft Siegnot, als schon das Richtbeil hergeschleppt wird, die Hilfe der Sternenjungfrau an, daß sie dem Licht zum Sieg verhelfe durch seinen Tod. Ein aufflackernder Lichtschein verspricht ihm Gewähr und mit gewaltig gesteigerter Kraft stößt er die Säulen ein, die des Nachtwunderers Reich tragen. Die herabstürzenden Massen begraben alles Lebendige unter sich. Nur Minneleide und ihre Gespielinnen sind verschont geblieben. In der Nacht des eingestürzten Berges wird es endlich licht in ihrer Seele. Sie erkennt die Größe und Liebe Siegnots und gelobt jetzt fraglosen Gehorsam. Da leuchtet die Liebesrose an ihrer Brust auf, und bei ihrem Schein findet sie die Leiche des Geliebten. „Was tu' ich — Siegnot! Was tu' ich nun zulieb dir?"

Ein Trauermarsch leitet zum Nachspiel über. Zu seinen schweren Klängen finden wir mit einem seltsamen Zuge, in dem Siegnots Leiche vom Waldvolk getragen und von Minneleide geleitet wird, den Weg zum Liebesgarten. Aber wir sind an das Wintertor gelangt, wo der greise Winterwächter Wache hält. Ungerührt bleibt dieser bei Minneleides Klage. Durch dieses Wintertor führt nicht die Liebe ein, hier findet nur des Suchenden höchste Not und aus dieser Not geborene höchste Tat den Eingang. Wohl öffnet sich der anpochenden Rose das Tor, aber dieses Mal blicken wir nicht ins Licht; nur die Nacht der Sterne enthüllt einen endlosen Raum. Schwer wogt der Kampf in Minneleides Brust. Stimmen des Gerichts, Stimmen der Gnade ringen miteinander. Endlich hat sie überwunden. Sie löst den Reif und die Wunderblume, die sie einst von ihrem Geliebten erhalten, von sich los und schmückt damit den Toten. Wehrlos, ganz auf sich gestellt, will sie in Demut den Weg wagen. Als sie das Tor durchschreitet, holt der Winterwächter zum tödlichen Streich aus. Noch ehe das Schwert sie getroffen, sinkt sie leblos nieder.

Nun wandelt sich das Bild. Wir betreten den Liebesgarten, der in friedlichem Schlummer zu liegen scheint. Und das Kind verläßt den Thron der Sternenjungfrau und ruft mit einem weckenden Kusse Siegnot und Minneleide ins Leben zurück. Nun kann die Entsühnte der Sternenjungfrau die Rose wiedergeben, und zu neuem Glanze, erhöhtem Lichte erwacht der Liebesgarten. — —

Es geschieht wohl, zumal zum Schlusse, zu viel des Wunderbaren. Aber, wie ich schon andeutete, bei der lebendigen Aufführung unter der Mitwirkung der Musik erscheint das Ganze nicht so äußerlich oder doch willkürlich, wie in der losgelösten Dichtung. Eine starke Unterstützung erfährt die Dichtung durch die Szene. Eine wirklich große Bühne würde da noch weit mehr leisten können, so achtenswert war, was in Straßburg in den Bühnenbildern des bewährten Malers Daubner geboten wurde. Diese Bühnenbilder bringen den Gegensatz von Licht und Dunkel, von natürlichem Blühen und künstlicher Herrlichkeit im unterirdischen Reiche des Nachtwunderers zu einem so starken Empfinden, daß man unwillkürlich in jenen Stimmungsuntergrund versetzt wird, aus dem das mythologisch-symbolische Empfinden des Menschen herauswächst.

Das wird nun durch Pfitzners Musik im höchsten Maße gesteigert. Man kann diese Musik geradezu als ein Erklingen der Naturelemente bezeichnen. Mit einer außerordentlich scharfen Charakteristik, einer sehr sinnfälligen Tonmalerei, die aber trotzdem immer empfunden bleibt und niemals dem ganz Äußerlichen verfällt, die immer künstlerische Übertragung und nirgendwo bloße Naturnachahmung ist, hat Pfitzner die ganze Fülle der Naturkräfte, die in diesem Werke walten, vor uns musikalisch erstehen lassen.

Schier unerschöpflich ist die Welt dieser Naturkräfte. Hatte sich Pfitzner in seinem „Armen Heinrich“ als ein Stimmungsmaler des Grau in Grau gezeigt, so bringt hier vor allem das Vorspiel im Paradiese eine ganz wunderbar lichte Welt zum Erklingen. Die melodischen Kinderstimmen einen sich dem Vogelgezwitscher, und es ist alles voll Licht. Pfitzner muß oft erlebt haben, was jeder Sommerwanderer als eines der kostbarsten Güter mit heimbringt, wenn er am stillen Mittag im Grase lag und das ganze sonnendurchflutete Luftreich so voll des zittrigen Lichtes war, daß er dieses Licht wie ferne Silbertöne zu hören vermeinte. Vor allem bei jener Stelle, wo der Sangesmeister in breitgeschwungener Melodie zur Sternenjungfrau fleht: „Aus reinen Kinderhänden Lenzblüten lächeln empor, ihnen gönne den Strahlensegen, der sprengt des Reiches Tor. O denk der Frühlingssehnsucht drauß', wo es öd' und kalt! Nach deinem Lichte ringt ja das All mit Schmerzensgewalt“, ist es, als ob in den Klängen Lichtfluten über uns hereingetragen werden. Das steigert sich dann zu dem berühmt gewordenen Blütenwunder, wo das stille Weben und Wirken der Natur in der geheimnisvollen, heilig schönen Befruchtung durch Klänge höchster Schönheit und edelster Farbigkeit gefeiert wird.

Anders dann die Welt, die uns im Walde entgegentritt, mit Quellenrieseln, dem Baumrauschen, dem köstlichen Kichern, Rascheln und Spielen im Gezweig, das hier durch das Spiel des Waldvolkes verlebendigt erscheint, bis zum gewaltigen Sturme und dem alles zusammenreißenden Hereinbrechen der entfesselten Naturgewalt beim Überfall Nachtwunderers und seiner Horden.

Schlechthin genial ist die musikalische Darstellung des grausigen Reiches des Nachtwunderers. Für die gleichmäßige Bewegung des Tropfenfalles ist eine musikalische Form gefunden, die etwas Lähmendes und Erstarrendes an sich hat, so daß seltsamerweise die stete Bewegung wie ertötend wirkt. Und der entfesselte Hohn, der wilde Haß, die wüste Lache des Bergvolkes bilden einen packenden Gegensatz zum Lichtreiche und der von Leben erfüllten Waldnatur.

Was Pfitzner vor allen anderen, zumal vor Richard Strauß, auszeichnet, ist der Reichtum seiner Thematik. Das quillt von Erfindung, von blühender melodischer Kraft. Seine Orchesterkunst nutzt alle Charakterisierungskräfte der Instrumente und scheut hier auch vor dem schroffsten Übelklang nicht zurück. Aber, wie ich schon oben wiederholt andeutete, wir haben nirgendwo das Bestreben einer äußeren Naturnachahmung, eines durch Kopie wirkenden Naturalismus; vielmehr ist diese ganze Welt übertragen ins Musikalische. Trotz der großen Gegensätze bleibt alles Kunst. Es äußert sich darin ein heute ungemein seltenes Stilgefühl. Dagegen hat das Orchester für mich den Mangel einer gewissen Dickflüssigkeit. Hier haben wir noch die Technik Wagners, die der im Verhältnis zu ihm gesteigerten Polyphonie und vermehrten Klangentwicklung gegenüber nicht mehr ausreicht. Die „Rose vom Liebesgarten“ ist ja auch schon 1901 zum erstenmal aufgeführt worden. Sicher liegt das wesentliche Verdienst von Richard Strauß in seiner Entwicklung des Orchesterstils, der Art, wie er die Differenzierung des Instrumentalklanges weitergeführt hat. Gerade diese Entwicklung ist für die Sinfonie-Oper besonders wichtig, weil nur so erreicht werden kann, daß die Singstimmen von der Fülle des Orchesters nicht erdrückt werden, was bei der Aufführung der „Rose vom Liebesgarten“ in Straßburg doch sehr oft der Fall war.

Die „Rose vom Liebesgarten“ ist keine Bereicherung des Spielplanes in jenem Sinne, daß sie als stets zur Verfügung stehende Oper nach kurzer Vorbereitungszeit herausgestellt werden könnte und immer ein williges Publikum fände. Aber sie zeigt, wie stark und mannigfaltig der Gedanke des musikdramatischen Festspiels ist. Jede größere Bühne müßte es sich zur Pflicht machen, derartige edle Kunstwerke ständig im Spielplan zu halten und im Jahre wenigstens viermal herauszubringen. Bei einiger, sicher gern geleisteter, Mithilfe durch die Presse muß es gelingen, das Publikum auf diese Aufführung, für die man ja gewisse Festtage, vor allem z. B. auch den Tag des Frühlingsanfangs, ansetzen könnte, zu reger Teilnahme zu gewinnen. Zwei, drei Jahre eines solchen programmmäßigen Festhaltens im Spielplan, und das Werk ist in jenem höchsten Sinne populär geworden, daß das Volk seine Eigentumsrechte von selbst darauf geltend machen wird.



Idealisten

(Zwei Nachrufe)

Im heutigen Kunstleben treten die materiellen Leitgedanken unserer Zeit so stark und ihrer Natur nach so lärmend auf, daß man darüber vielfach übersieht, wieviel selbstlose Hingabe, wieviel opferfreudiger Idealismus noch immer am Werke ist. Und gerade weil die idealistische Gebärde heute verpönt, das laute Bekenntnis zu einer Weltanschauung der Sachlichkeit — denn das ist trotz des scheinbaren inneren Widerspruches letzterdings jeder wahre Idealismus — als veraltet verlacht wird, entwickelt sich zuweilen ganz im stillen ein Leben voll innerer Größe bei äußerer Schlichtheit, das für den näher Zusehenden nicht nur aufmunterndes Beispiel, sondern auch wahre Herzenserquickung ist.

Von einem solchen Manne will ich unseren Lesern einiges erzählen, obgleich sie seinen Namen vielleicht kaum gehört haben. Zwar, wer ihn einmal gesehen und gehört hat, der wird Richard Hansmann nie wieder vergessen. Eine sprudelnde Lebendigkeit, eine immer überschäumende Jugendlichkeit, die in dem gesunden, rotbackigen Gesicht ihren Ausdruck fand, standen zu dem früh schlohweiß gewordenen Bart und Haar in einem Gegensatz, der schon allein ausreichte, einem den quecksilbernen Alten ins Gedächtnis einzuprägen. Nun aber war die Gestalt unzertrennlich von der merkwürdigen Form des Janko-Klaviers. In Richard Hansmann hat die Janko-Klaviatur, die — mag man auch einzelne Bedenken geltend machen — weitaus die bedeutsamste und vielversprechendste Entwicklung des Klavierbrettes und damit des Spielumfangs des Klaviers darstellt, ihren beredtesten und zähesten Vorkämpfer verloren. Daß sich nunmehr diese bedeutsame Erfindung trotzdem weiterhalten und schließlich durchsetzen wird, wage ich kaum zu hoffen, denn hier sind Mächte zu überwinden, die weder mit der musikalischen Seite der Sache an sich, noch auch mit der begreiflichen Trägheit des Publikums etwas zu tun haben. An dieser Macht, am Kapital, ist auch Richard Hansmann gescheitert.

Richard Hansmann war 1845 im mährischen Domstadl geboren. Da sein Vater, ein Färber, früh starb, nahm sich ein reicher Oheim seiner an und ließ ihn in Kremsir die Realschule besuchen. Der Spinnereibesitzer dachte bei seinem Pflegling natürlich an einen praktischen Beruf. Aber in dem Jungen lebte der Eigensinn seiner bäuerlichen Ahnen; er widersetzte sich den Wünschen seines Oheims, verzichtete auf dessen Unterstützung und setzte in Kremsir den begonnen Musikunterricht fort, indem er sich selbst durch Unterrichtgeben notdürftig durchschlug. Es war ein vielseitiger theoretischer und praktischer Unterricht, den er bei einem tüchtigen Musiker im Städtchen fand. Zu Orgel- und Klavierspiel kamen noch einige Blasinstrumente, die dem jungen Musiker einen Blähhals und damit die bei seinen Verhältnissen wohl nicht unwillkommene Befreiung vom Militärdienst eintrugen.

Als 1868 in Warasdin die Stadtkapellmeisterstelle ausgeschrieben wurde, zog der junge Hansmann zuversichtlich ins Kroatenland und blieb auch dort, als sich ergab, daß der Posten bereits anderweitig besetzt war. Äußerlich hatte er das nicht zu bedauern. Noch wurde zumeist Deutsch gesprochen, und nirgends zeigte sich eine Feindschaft gegen die Deutschen. Die lebenslustige Art aber sagte einem fröhlichen Musikanten recht zu. Auch er scheint den Einwohnern recht gut gefallen zu haben, denn bald war er nicht nur einer der gesuchtesten Klavierlehrer, sondern erhielt auch von Vereinen und Kirchen, im Tempel und im Gymnasium eine Fülle musikalischen Dienstes übertragen. So konnte er schon 1870 die Tochter des als Kapellmeister, Orgelspieler und Messenkomponist wohlbekannten Joh. Ant. Udel, eines Steiermärkers, heimführen. Er wurde damit der Schwager des als Führer eines humoristischen Gesangsquartetts weltberühmten, als trefflicher Cellolehrer und ausgezeichneter Musiktheoretiker in Fachkreisen hochgeschätzten Karl Udel.

Dem jungen Paar war bereits das sechste Kind geboren, als der älteste Junge aus der Schule die kroatische Sprache nach Hause brachte. Da erkannte der deutsche Musiker die Gefahren, die seinem Nachwuchs drohten, da inzwischen die Verhältnisse sich so entwickelt hatten, daß der Schulunterricht nur in kroatischer Sprache erteilt werden sollte; und so siedelte er auf den Rat guter Freunde nach Graz, dem wunderschönen Juwel der grünen Steiermark, über. Das war 1879. Der stets nach Vervollkommnung strebende Musiker, der seinerseits als Schüler bei dem berühmten Theoretiker Remy (Deckname für Meyr) eingetreten war, wurde rasch einer der berühmtesten und geachtetsten Musiklehrer der Stadt. Da brachte im Jahre 1887 der oben erwähnte Professor Karl Ubel seinem Schwager eine Broschüre mit, in der Paul von Janko das Wesen seiner bereits 1882 gemachten Erfindung der Jankoklaviatur auseinandersetzte. Hansmann erkannte sofort die große Tragweite der neuen Erfindung und war im gleichen Augenblick entschlossen, seine Kräfte für ihre Einführung einzusetzen. Er schickte seinen prächtigen Streicherflügel nach Wien, ließ sich bei Kurka die neue Klaviatur einbauen, warf sich mit Feuereifer auf das Studium, knüpfte mit dem Erfinder Verbindungen an und kehrte dem schönen Graz und seiner sicheren, ruhigen Existenz den Rücken, um nun in den Kampf für eine große Sache und in ein Leben voller Aufregungen, Sorgen, Kämpfe und Enttäuschungen zu ziehen.

Ich habe in den letzten zehn Jahren zu hundert Malen mit dem alten Professor, der mir ein lieber Freund geworden, über die Jankosache und seinen Kampf für sie gesprochen. Ich habe ihn immer um die Spannkraft beneidet, mit der er täglich von neuem in den Kampf zog; konnte schier kaum glauben, wie seine Natur emporschnellte, sobald sich nur von fern eine gute Aussicht zeigte, und habe ihn bewundern lernen, wenn er wieder eine neue Enttäuschung verwand und aus ihr eigentlich nur die Verpflichtung zu neuer Anstrengung folgerte. Niemals in all der Zeit habe ich von ihm ein Wort des Bedauerns darüber gehört, daß er sich dieser Sache so mit allen Kräften, so geradezu bis zur Selbstvernichtung gewidmet hatte. Wenn auch nur ein äußerlicher Grund für seine Stellungnahme jemals vorhanden gewesen wäre, so hätte er diese Treue nicht zu halten vermocht.

Aber Richard Hausmann war kein Virtuose, der für sich blühende Lorbeeren oder großen Gewinn erspielen wollte. Er war durch und durch Pädagoge. Ich habe niemals eine so durchaus pädagogische Musikernatur kennen gelernt. Gerade deshalb war er so gar nicht Schulmeister, sondern einerseits Psychologe, der ihn die Natur und die besonderen Fähigkeiten jedes Schülers erfassen und auf sie eingehen ließ, andererseits Künstler, der aus jeder Seele heraus einen Weg zum Kunstwerk fand. Und dieser Kunst gegenüber war er von beneidenswerter Jugendlichkeit und Aufnahmefähigkeit. Er ist auch da nicht alt geworden, nirgends verknöchert. Nichts war ihm zu kühn, nichts zu neu; bloß echt mußte es sein, wirklich empfundene, erlebte, nicht papierne Musik. Und dieser Pädagoge, dieser leidenschaftliche Musikliebhaber, dem die Musik das schönste und höchste Gut der Menschheit bedeutete, der war für die Jankosache eingenommen. Er hatte theoretisch erkannt und nachher auch praktisch in Hunderten von Fällen erfahren, wie dieses musikalisch logisch konstruierte Klavierbrett dazu diente, von vornherein beim Spieler die Einführung in die innere Architektur der Musik zu begünstigen, wie sich das Geistige der Musik hier mit der technischen Art der Ausführung deckte. Und die außerordentliche Erleichterung, die die Janko-Klaviatur nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten bietet, diese Verminderung der technischen Arbeit, war ihm ein Mittel, Tausende und Abertausende, die jetzt nicht über eine Anfangsstufe des Klavierspiels hinauskommen, hinleiten zu können bis an die Quellen, in denen wirkliche Kunst fließt. Es ist doch ganz klar, daß, wenn ein wirklich gutes Klavierspiel, das den Liebhaber wahrhaft befriedigen kann, nicht so sehr schwierig wäre, wenn es nicht täglicher Übung bedürfte, um sich auf der Höhe zu erhalten, die zahllosen mechanischen Klavierspielapparate sich nicht in dieser unheimlichen Weise verbreiten würden. Aber wer kann sich denn auch nur einen Augenblick lang der Täuschung hingeben, daß dieses mechanische Musizieren jemals einen Ersatz für eigenes Hervorbringen bedeuten dürfte?

Aus diesem Geiste der Menschen- und Kunstliebe gewann Richard Hansmann die Kraft, bei seinem Werke auszuhalten. Er sagte sich immer und immer wieder, daß die Menschheit unmöglich auf dieses Gut werde verzichten wollen, wenn sie es nur erst kenne. Und so konnten ihn alle Fehlschläge, alle Enttäuschungen nicht irremachen. Er war ja da sicher im Recht mit seiner Hoffnung, daß die technischen Unzulänglichkeiten, die der Klaviatur vorläufig noch anhaften, überwunden werden würden, sobald nur ordentliche Versuche gemacht werden würden. Aber so geschickt er war, immer wieder Klavierbauer zu finden, die sich an den Bau von Jankoinstrumenten wagten, aus einem fatalistischen Zirkel konnte er die Sache nicht herausreißen, in dessen Strudel nun auch seine ganze zähe Arbeit hinabgerissen worden ist. Der heutige Klavierbau ist eine kapitalistische Angelegenheit. Ein ungeheures Kapital ist in der Klavierindustrie investiert. Es ist eine riesige Nachfrage nach Klavieren vorhanden. Sie gilt es zu befriedigen, und der Konkurrenzkampf liegt nur auf der Linie, wie das am billigsten und besten geschehen kann.

Für diese Klavierindustrie bedeutet das Janko-Klavier etwas vollständig Neues, für das auch eine Masse des vorhandenen Materials, soweit eben die Tastatur und die ganze Mechanik in Betracht kommt, nicht mehr verwendbar ist. Die Industrie wird immer erst sich für eine solche neue Sache entscheiden, wenn die alte keinen Absatz mehr verspricht oder die neue einen höheren Absatz in Aussicht stellt. Der Jankosache war und ist nach meinem Gefühl nur dadurch zu helfen, daß ein überragendes Klavierspielgenie sich ihr widmet. Ein solcher Klavierspieler würde auf dem Janko-Klavier Wunder vollbringen und alles in den Schatten stellen, was auf dem bisherigen Klavier geleistet werden kann. Freilich müßte dieser Virtuose von einem hohen Idealismus beseelt sein, denn er würde mit der Schwierigkeit zu kämpfen haben, zunächst mit einer beschränkten Zahl von Instrumenten arbeiten zu müssen, die er sich auf seinen Wanderreisen nachschicken lassen müßte, während er jetzt überall Instrumente findet. Allerdings liegt auf diesem Wege die Gefahr, daß die Jankosache als eine Spezialität, als eine blendende Varieténummer wirken würde. Aber es steht fest, daß eine große Zahl bedeutender Pädagogen und Musiker die geistige und künstlerische Bedeutung des Janko-Klaviers voll anerkennen, und es wäre wohl zu hoffen, daß, wenn ein überragender Künstler sich der Sache annähme, bald auch die Erkenntnis ihrer Bedeutung sich allgemein Bahn brechen würde.

Als echte Erziehernatur sah Richard Hansmann dagegen den Weg zur Verbreitung der Jankosache im Unterricht. Er konnte sich auf seine Erfahrungen berufen, daß die wirklich strebsame Jugend überall für die Sache eingenommen war, sobald sie sie wirklich kennen lernte. Und so sah Hansmann den Feind in den Klavierbauern, die kein Kapital in die Sache stecken wollten. Das kann ich selbst bestätigen, daß in Dutzenden von Fällen strebsame Musiker sich ein Instrument gekauft hätten, wenn ein solches vorrätig gewesen wäre. Aber wer wird gerade von unserer Klavierindustrie ein so großzügiges Vorgehen erwarten, einem Industriezweig, der eigentlich jetzt seit bald hundert Jahren keinen wirklich tiefer greifenden Fortschritt zu verzeichnen hat, einem Industriezweig, dessen maßgebende Persönlichkeiten fast ausschließlich gehobene Handwerker sind.

Vielleicht war einmal der Augenblick da, wo sich dieser Klavierbauer gefunden hätte. In Wien war es den vereinten Bemühungen Jankos und Hansmanns gelungen, den berühmten Klavierbauer Friedrich Ehrbar, der ja auch sonst ideellen Bestrebungen sehr zugänglich war, für die Sache zu gewinnen, und er hatte auch nach vielen Mühen ein Instrument gebaut, das, wie mir Hansmann oft versicherte, bis zur Stunde weitaus das beste geblieben ist. Aber die noch jungen, stürmenden Männer lockte Amerika. Man hoffte, die neue Welt würde den neuen Ideen zugänglich sein, und so wurde 1890 die Fahrt unternommen. Es war ein Fehlschlag. Es wäre ja auch zum erstenmal gewesen, daß Amerika auf künstlerischem Gebiete bahnbrechend gewirkt hätte. Schwer enttäuscht kamen nach harten Opfern Janko und Hansmann 1891 aus Amerika zurück. Der schwerste Schlag harrte ihrer aber in Wien selbst, wo Ehrbar,



der die Abreise der Künstler als eine persönliche Kränkung aufgefaßt hatte, inzwischen sein Instrument auseinandergenommen hatte und erklärte, von der Jankosache nichts mehr wissen zu wollen.

Janko selbst widmete sich nun mit größerer Hingabe seiner diplomatischen Beamtenlaufbahn — er lebt seit über zwanzig Jahren in Konstantinopel —, Hansmann aber kämpfte unentwegt weiter. Er wechselte den Schauplatz mehrfach und kam Ende 1891 mit seiner Familie nach Berlin. Doch ich will nicht die ganze Kette der Bemühungen, Kämpfe, Leiden und Enttäuschungen abrollen lassen, die sich durch die letzten zwanzig Jahre hinzieht. Das wäre auch nicht im Sinne dieses wackeren Mannes, der bis in die letzte Zeit nicht zurückschauen wollte, sondern immer nur vorwärts blickte. Ist es ihm aus diesem tapferen Geiste heraus doch auch gelungen, vor fünf Jahren den Tod seines Sohnes Viktor zu überwinden und auch aus diesem schwerem Schlage sich eine neue Arbeitspflicht zu schaffen, indem er den Werken des zu früh hingeschiedenen hochbegabten Komponisten die verdiente Anerkennung zu erringen suchte.

„Ich will jetzt schlafen", waren seine letzten Worte. So möge er denn ruhen, der nie im Leben geruht hat, und wenn es wahr ist — und es muß ja wahr sein —, daß eine in so reinem Geiste geleistete Arbeit nie verloren sein kann, so dürfen wir uns über den äußeren Mißerfolg trösten. Ich jedenfalls schätze die Kenntnis dieses Lebens als einen hohen Gewinn. Dieses lachende Martyrium, dieses Heldentum ohne jede heldische Gebärde gehören zum Schönsten und Ergreifendsten, was uns zuteil werden kann.

* * *

Vor einigen Monaten berichteten die Zeitungen, daß der Rat der Stadt Dresden dem Komponisten Felix Draeseke ein Ehrengehalt bewilligt habe. Letztes Jahr führte der tapfer aufstrebende Bruno Kittelsche Chor in Berlin zum erstenmal das große dreiteilige Mysterium „Christus" auf. Und in der nächsten Zeit steht in Koburg die Uraufführung seiner Oper „Merlin" bevor. Man sieht, es geht den deutschen Komponisten sehr gut, sie müssen es nur erleben können. Ganz hat es leider selbst Felix Draeseke, dessen grobschrötiger Körper eine eiserne Kraft verriet, nicht durchzuhalten vermocht, obgleich er achtundsiebzig Jahre alt geworden ist. Aber wer wird um dieser Unzulänglichkeit des körperlichen Beharrungsvermögens willen die maßgebenden Stellen unseres Kunstlebens einer Saumseligkeit zeihen wollen?! —

Ach ja, es ist schon zum Bitterwerden. Und selbst der alte Draeseke ist in den letzten Jahren bitter geworden, wenngleich ihm die Natur eine starke Gesundheit und eine noch knorrigere künstlerische Persönlichkeit geschenkt hatte. Dabei glaube ich, daß er die persönliche Zurücksetzung noch am ehesten verwunden hat. Aber über die Entwicklung war er empört, in die unsere Kunst hineingeraten ist, und vermutlich noch viel mehr über den Geist, der in unserem Musikleben herrschend geworden ist, und der so weit von jenem Geiste absticht, in dem Wagner und Liszt, die Väter unseres heutigen Musiklebens, dieses gezeugt haben.

Draeseke war ein Mann von höchster künstlerischer Selbstzucht, und so ist es verständlich, daß er noch als Greis gegen die Verwilderung tapfer zu Felde zog, von der das musikalische Schaffen unserer Zeit genau wie das künstlerische Schaffen auf den anderen Gebieten so vielfach zeugt. Am 7. Oktober 1835 zu Koburg als Sproß eines alten Predigergeschlechtes geboren, war Draeseke Schüler am Leipziger Konservatorium, und zwar beim klassizistischsten von allen, bei Rietz. Aber das leuchtende Gestirn Franz Liszt lockte auch ihn nach Weimar, wo er im Kreise der Peter Cornelius, Hans von Bronsart, Pohl, Brendel und anderer einer der eifrigsten Vorkämpfer für die neudeutsche Musik wurde. Er wußte die Feder sehr geschickt zu führen; auch die Waffen des Humors und der Satire standen ihm zeitlebens zu Gebote, wie er im übrigen durch vielfältige Studien und Reisen sich eine bei Musikern ziemlich seltene Allgemeinbildung erworben hatte.

Auch als Komponist stand Draeseke durchaus im neudeutschen Lager und gewann sich bald in Hans von Bülow einen begeisterten Verehrer seiner von früh an etwas spröden Muse.

Bülow war es ja gegeben, durch die Glut seines eigenen Temperamentes und die funkelnde Kraft seines Witzes auch aus sprödem Gestein Funken zu schlagen und die noch so tief unter Gestein verborgenen Gluten zu entzünden. Ich bin überzeugt, daß in Draeseke eine tief empfindende leidenschaftliche Seele liegt. Ich habe gefunden, daß bei williger Hingabe man in allen seinen Werken den Ausdruck einer starken Seele, eines reichen Innenlebens findet. Draesekes Werke gehören zu jenen, die bei eingehender Beschäftigung dauernd gewinnen. Es gibt eben auch in der Kunst Werke, die jenen Menschen entsprechen, mit denen man erst einen Scheffel Salz gegessen haben muß, bevor sie einem vertraut werden.

Aber wer hat heute zu einem solchen Studium, einer solchen liebevollen Beschäftigung mit Kunstwerken noch Zeit? Außerdem geriet Draeseke bald unter die Richtungen. In der Thematik, in seinem inneren musikalischen Empfinden, ist er zeitlebens ein moderner Musiker geblieben, aber entgegen dem Kolorismus war er musikalischer Architektoniker. Das war er von Natur aus, und diese Anlage hat sich im Laufe der Zeit natürlich immer stärker entwickelt, ist zum Teil wohl auch in Widerspruch zu der Gesamtentwicklung der neudeutschen Musik von Draeseke über Gebühr stark betont worden. So ist seine Musik nicht nur an sich spröde, kantig und hart, es kommt auch eine wachsend strenge Formgebung hinzu, die auf viele als reaktionär wirkt, während andererseits der innere Geist und die Gestaltungsgrundsätze so persönlich und aus dem jeweiligen Inhalt heraus gewonnen sind, daß die sinnliche Erleichterung, die sonst von jeder geschlossenen Form gebracht wird, nicht eintritt.

Es steht darum wohl zu befürchten, daß die reichen Schätze köstlichsten Edelmetalls, die in Draesekes Gesamtwerk enthalten sind, nur selten werden gehoben werden. Immerhin sollte man wenigstens seine drei auch leichter zugänglichen Streichquartette, überhaupt seine Kammermusik — bei diesem intimen Musikhören folgt man ja williger einer so eigenwilligen Persönlichkeit — und dann seine großen Chorwerke eifriger pflegen. Neben einer Messe, einem Requiem, der prächtigen Osterszene aus „Faust" steht hier als gewaltigstes Werk das große Mysterium „Christus". Wenn hier einige energische Striche angebracht würden, so wird dieses Werk mit seiner glänzenden Satzkunst, seinem oft überraschend farbenprächtigen Klang, seiner tiefen Innerlichkeit und dramatischen Schlagkraft sicher sich bald in der Gunst ernster Musikfreunde dauernd festsetzen.

Ein wertvoller Besitz war auch der Mensch Draeseke, der so unbestechlich seiner Überzeugung lebte und in eherner Ruhe in einer aufgeregt bewegten Zeit stand. St.



Philipp Scharwenkas Klaviermusik

Unsere Konzertsäle sind zweifellos mit die einflußreichsten Musikbildungsstätten für das städtische Publikum, soweit es nach Kunstmusik verlangt. Aber die sich dort hören lassen, denken meist an anderes, als an kunsterzieherisches Wirken. Die Öde und Einseitigkeit unserer Klavierabende im besonderen entspringt der Tatsache, daß eben fast alle Spieler nicht spielen um gute, vielleicht gar unbekannte gute Musik zu verbreiten, sondern um mit Werken, die ihnen gut liegen, Erfolge zu erringen. Leiden unter diesen egoistisch-virtuosen Absichten selbst unsere Großmeister (man bekommt sie zumeist nur in durch virtuose Nebenzwecke bedingter einseitiger Auswahl zu hören), so müssen natürlich noch viel mehr die kleineren Klaviermeister übel dabei fahren.

Ganz allgemein kann man sagen: das meiste, was für den heutigen Konzertsaal paßt und dort wirkt, ist für den Liebhaber von nur nebensächlichem oder gar keinem praktischen Interesse. Meist entzieht es sich seinem technischen Vermögen und paßt auch seiner Stimmung

nach nicht recht in ein Zimmer. Was aber dem Liebhaber stille, intime Stunden zu bereiten fähig ist, die äußerlich bescheidenere Klavierkunst der Klassiker, Romantiker und ihrer Nachfolge, das lassen unsere Konzertspieler, als ihren Zwecken undienlich, meist beiseite.

So bleiben für Kunst dieser Art als Empfehlungsstätte nur die Zeitschriften, wobei natürlich nur die in Betracht kommen, die dem Leser nicht wahllos alle „Neuigkeiten" anzeigen, sondern ihn vor der Überflutung mit Durchschnittsarbeiten schützen und ihn allein zu Künstler-Persönlichkeiten führen. Da ist die Zahl derer, die man den Dilettanten ernstlich empfehlen kann, recht klein. Die Meister, von denen man heute spricht, weil hinter ihnen die Reklame der Verleger in allen Formen steht, versagen hier fast ganz. Das ist alles Kunst, die einem schlichten Empfinden nichts sagen kann. Alles was hier als neuartig angepriesen wird, dem der Laie ehrfurchtsvoll und annahmewillig zu nahen habe, ist nur zu sehr Geschraubtheit und Unnatur, die der bescheidene Liebhaber nur nicht beim rechten Namen zu nennen wagt. Noch stets sind die Liebhaber in recht kurzer Zeit hinter eigentümlich neue Schönheiten großer Meister gekommen. In welchem feinen Hause liebt man heute nicht Brahms?

Aber nur einem wahrhaft Großen wird das Volk auf ihm unbekannte Wege folgen, weil es ahnt, daß diese doch nur zu neuen Schlichtheiten führen. Die zwecklosen Klettereien durch den Tonraum unserer heutigen Reklamemeister werden nur wenige Betörte, deren Empfinden gleichfalls verschraubt ist, mitmachen.

Der schier lächerlichen Sucht nach Neuem, noch nie Gehörtem in der Musik wird in Kürze ein doppelt inniges Behagen an alten, längst verklungenen und nun wieder wie neu aufklingenden Weisen folgen. Wie heute bereits einige Einsichtige erkannten, so wird man bald allgemein finden, daß weder der Schatz schlichter und inniger Musik der letzten zweihundert Jahre gehoben ist, noch, daß das klangliche und rhythmische Ausdrucksmaterial, aus dem all diese Herrlichkeit geformt wurde, jemals veralten könne und erweitert werden müsse. Man wird sehen, daß auch heute noch viele Künstler naiv diese Sprache sprechen, und daß sie alle sie mit persönlichem, zwar leisem, aber doch unnachahmlichem Akzente sprechen. Und man wird dann vollauf zufrieden sein, einen schlichten geraden Künstler von dem singen zu hören, was ihm gleich Tausenden vor ihm das Herz bewegte; und wird nicht verstehen, wie man solcher bescheidenen aber wahren Sprache das pseudooriginale verschrobene Gerede ach so vieler unserer Modegrößen vorziehen konnte.

Einer der Künstler, die dann wieder mehr zu Ehren kommen werden, ist neben manchem anderen Philipp Scharwenka. Wie alle die Meister der an den älteren Stil anknüpfenden Schulen lebt und schafft er heute nur für einen beschränkten Kreis, während doch seine Kunst geeignet ist, alle, die nur Sinn für gesunde musikalische Schönheit haben, zu erfreuen, denn seine Empfindung kommt durchaus von dorther, wo das Schönheitsbedürfnis ziemlich aller Menschen hinstrebt, aus einer allen zugänglichen Gefühlswelt, wie sie die großen Meister vor ihm vorbildlich gestalteten. Scharwenka spricht also von keinen neuen Dingen; was er zu sagen hat, haben die Großen vor ihm typischer und eindringlicher zu sagen gewußt. Doch Freude und Schmerz hat keiner ganz ausgesprochen, und so weiß auch Scharwenka davon in seiner Weise Neues, Persönliches zu sagen, und es muß uns berühren, wie es dem Schöpfer schlicht und echt von Herzen kam.

Ich denke hier zunächst nur an den Klavierkomponisten. Als solcher muß er uns durch seine zahlreichen feinen lyrischen Stücke am nahesten kommen. Hier repräsentieren seine feinsten Eingebungen, zusammenhängend behandelt, etwas durchaus Eigenes. Ein Band von etwa dreißig der besten Klavierstücke, wie ich ihn mir zusammenstellen möchte, würde das aufs deutlichste zeigen. Ein solcher Band würde erkennen lassen, daß sein Schöpfer zwar nicht ohne die größeren Vorläufer denkbar ist, daß sein Werk aber nicht in dem jener Vorbilder aufgeht, sondern es persönlich ergänzt und erweitert. Das ästhetische Leben eines Menschen kann nicht nur aus großen Erlebnissen bestehen, und wie man das Naturschöne erst ganz erfaßt wenn man seine

großen und kleinen Offenbarungen erlebte, so ergänzen die Werke der kleineren Meister die der Großen erst und behalten hinter ihnen ihre eigene stille Schönheit.

Den Künstler in die Gefolgschaft irgend eines Großmeisters einzuordnen, wäre verfehlt. Wohl lassen einzelne frühere Stücke deutlich den Einfluß Mendelssohns, Schumanns, Chopins erkennen (Wagners Einfluß findet man mehr in seinen großen Vokal- und Instrumentalwerken). In seinen besten Sachen der späteren Jahre findet er aber seinen eigenen Ton, dessen wichtigste Teiltöne eine erfrischend behagliche, erfreulich unmoderne Beschaulichkeit, ein feiner, gesunder Humor, bald zart, bald derber, andererseits eine gute Dosis Schwermut sind. Scharwenkas Gestaltungsvermögen umfaßt eben alle Seiten des menschlichen Empfindungslebens. Er ist kein Spezialist wie etwa Kirchner oder nach der anderen Seite hin Stephen Heller, dem er bisweilen nahesteht.

Alles, was er dem Klaviere anvertraut, bringt er in einer schlechthin meisterhaften Form zur Darstellung. Der Klaviersatz Scharwenkas ist nicht nur meist leicht spielbar, sondern, was wichtiger ist, von stets vollendeter Klangwirkung und stets geistreich angelegt. Auch hier zeigen sich seine reifen Stücke frei von jeder Nachahmung der Manieren Chopins, Schumanns oder Brahms'. Wegen ihrer meisterlichen Faktur sind sie allen, denen die großen Werke jener Meister zu schwer sind, gar nicht warm genug zu empfehlen. Man wird wenig Werke dieser Art finden, die so förderlich zur Bildung einer feinen Klaviertechnik sind. Denn diese Musik ist auch in ihrer motivischen Gliederung von höchster Klarheit. Die Zusammenfügung der größeren Teile (Sätze, Themen) erfolgt sogar oft allzu regelmäßig, manchmal schematisch. Gerne würde man auch so fein ersonnene Gedanken anders gewendet, gekürzt oder ausgebaut, wiederkehren hören. Die aphoristische, quasi improvisatorische Schreibart z. B. Stephen Hellers findet man bei Scharwenka vollends gar nicht.

Scharwenka hat eine außerordentlich große Anzahl Klavierstücke geschrieben, die bei verschiedenen Verlegern zerstreut und meist im Preise hoch, sich den Blicken des großen Publikums allzusehr entziehen. Erschienen z. B. in der allbekannten Petersausgabe ein oder zwei billige, klug zusammengestellte Auswahlbände, so wäre damit in kurzer Zeit für die Hausmusik wie für die Interessen des Schöpfers und der Verleger viel getan.

Denen, die sich durch meine Worte und vor allem durch die hier beigegebenen Proben der Scharwenkaschen Klavierkunst angeregt fühlen, diesem Meister näherzutreten, nenne ich hier noch eine Anzahl seiner besten Stücke. Leichtere, für den Unterricht in den Mittelstufen schon verwendbare, von jedem geschickten Liebhaber leicht auszuführende Sachen enthalten die folgenden opera: op. 27 Albumblätter (einiges schon schwerer); op. 32 In bunter Reihe; op. 71 Für die Jugend (ein Meisterwerk); op. 70 a Ländler und viele der prächtigen echt slawisch volkstümlichen Mazurken (alles bei Breitkopf & Härtel). Ferner das op. 46 Moments musicaux (Bole & Bock); die Divertimenti op. 55 (Fürstner und die Hefte Kinderspiele und sechs Vortragsstücke op. 80, bei Hainauer.

Fertigere Spieler verlangen die folgenden Werke, die freilich auch dafür das Beste aus Scharwenkas Klavierkunst enthalten: op. 31 Humoresken 1 und 3; op. 72 Aus vergangenen Tagen; op. 75 Rhapsodie 2; op. 101 5 Klavierstücke (besonders Nr. 3 und 5); op. 107 Abendstimmungen (alles bei Breitkopf & Härtel), und endlich die 5 Impromptus op. 73 (Hainauer).

Für den Pianisten wären die Ballade op. 94 a, die erste Rhapsodie op. 95, das Scherzo und Phantasiestück aus op. 97, und endlich das vierte Stück aus op. 101, eine prächtige Staccatostudie (alles bei Breitkopf).

Die Klaviermusik für vier Hände enthält mit das beste aus Scharwenkas Schaffen, und man könnte aus ihr das meiste empfehlen. Ich beschränke mich hier, die folgenden prächtigen Werke zu nennen: op. 30 All' Ongarese; op. 54 Lieder und Tanzweisen (Simon); op. 48 Intermezzi (Bote & Bock); op. 59 Herbstbilder; op. 103 Tanznovelle; op. 109 Heimat (alles bei Breitkopf & Härtel).

H. Wetzel



Heimat!

Verklungene Glocken! Feierlich mahnend, traulich-trübe läutet sie Wilhelm Schwaner im „Volkserzieher“:

... Wer weiß heute noch etwas von dem Inhalt des Wortes Heimat! Wem kämen die Tränen, wenn er die Schottenmelodie singen hört: „Home, sweet home!“ Wer spricht noch das Wort betend aus! Es hat ja keiner eine Heimat mehr! Nicht einmal zur Wahlheimat langte der Mut; sie ahnen nicht, was in dem Worte liegt: „Wenn du keinen Vater hast, so such' dir einen!“ Sie sitzen ja am sausenden Webstuhl der Zeit, und dieser „Webstuhl der Zeit“ ist städtisch, großstädtisch, international. Sein „Feld ist die Welt“, wie der Hamburger Hapag-Direktor und sein Allerhöchster Herr übereinstimmend sagen. Und diese Welt liegt dem einen auf dem Wasser, dem andern in der Luft ...

Wer weiß demgegenüber noch was von der Seligkeit eines Kindersonntags auf dem Dorfe, wenn am Morgen alles so feierlich stille ist, wenn Vater und Mutter im Festgewand zu Tische kommen und in der alten Bibel lesen, nachdem sie gemeinsam mit den Kindern und dem Gesinde den Morgenchoral gesungen? Wer weiß noch, wie schön das war, wenn Großmutter am Nachmittag die Truhe öffnete, die große Hornbrille ins Gesicht setzte und nun die Schätze ihrer Brautzeit vor uns ausbreitete: das Seidenkleid, die Spitzenhaube, den Schleier und das silberbeschlagene Gesangbuch? Wem erzählt noch ein Mütterchen von vollen Erntewagen oder leeren Kartoffelsäcken, von reicher Ernte oder von Teuerung? Wessen Vater hat noch sein Meisterstück gemacht? Wer weiß noch, wo sein Großzater und Urgroßvater gewohnt? Wer weiß auch nur den bloßen Namen seiner Urgroßmutter? Einige „verknöcherten“ Adligen vielleicht und hier und da ein bürgerlicher Sonderling oder ein eingebildeter Bauer! Aber wir, wir Modernen? Die wir „am sausenden Webstuhl der Zeit“ sitzen; wir, die wir die Hand haben am klopfenden Pulse der nimmerruhenden Großstadt? Was schiert uns die Vergangenheit! Wir wollen ja die Zukunft! Nicht das graue Gespenst da hinten, sondern das glänzende Weib da vorn! Das uns nicht Choräle vorsingt aus alten Kirchenbüchern, oder gar unheimliche Geschichten vom alten Wode oder vom wetternden Thor, sondern das uns Lieder singt von lustigen Witwen und von „entzückenden Toiletten“ ...

Kennt ihr das Bild vom einsamen Wotan am Felsen?

Wißt ihr, wie grausam allein der korsische Welteroberer auf Helena im Weltmeere starb?

Und sagen euch diese beiden Bilder nichts, gar nichts? ... —

*

Hebet eure Augen auf — —

In einer ganz versteckten Ecke brachten die meisten Zeitungen dieser Tage folgende Notiz: „Das Bulletin der Licksternwarte bringt hundert neu entdeckte Doppelsterne zur Kenntnis, die von Dr. Aitken mit dem großen Fernrohr von 36 Zoll Öffnung ausgemessen worden sind. Damit ist die vom Nordpol bis zum 22. Grad südlicher Deklination

reichende Fläche durchforscht worden. Über die Doppelsterne des südlichen Himmels aber weiß man immer noch sehr wenig."

Hundert neue Doppelsterne! Hundert neue Welten! Wie viele Augen mögen über diese kleine Nachricht achtlos hinweggegangen sein, die so verschüchtert zwischen den vielen interessanten Ereignissen des Tages stand. Und doch enthält sie etwas, das weit hinaus weist über den verwirrenden und aufgebauschten Stoff, der sie zu erdrücken droht.

Hundert neue Sterne!

Wer nur die Sprache verstünde — —

*

Deutschland baut Luftschiffe für England

Schon vor Monaten tauchte das unbestimmte Gerücht auf, daß in Bitterfeld eine Bestellung der englischen Regierung auf Parseval-Luftschiffe eingelaufen sei. Da die Nachricht von dem größten Teil der Tagespresse mit jenem Gleichmut aufgenommen wurde, der in Deutschland nationalen Fragen gegenüber leider selbstverständlich, gewann das Gerücht bald feste Gestalt. Die Fühlhörner waren ausgestreckt worden, und da sie in der Öffentlichkeit auf keinen merklichen Widerstand stießen, konnte der große Schacher geräuschlos in Szene gesetzt werden. Er ist nunmehr zum Abschluß gelangt und die Regierung selbst hat ihren Segen dazu gegeben. Da steht es schwarz auf weiß:

„Zwischen der Luftfahrzeug-Gesellschaft in Bitterfeld, die augenblicklich für die englische Regierung einen Parsevalkreuzer von 86 m Länge und 15 m größtem Durchmesser zum Preise von 550 000 Mark baut, und der englischen Regierung ist ein Vertrag zustande gekommen, wonach die Luftfahrzeug-Gesellschaft der englischen Regierung zu diesem Luftschiff auch die Zeichnungen liefert. England darf für eine gewisse Zeit selbständig soviel Luftschiffe bauen, wie es will, für jedes dieser Luftschiffe aber muß es an die Luftfahrzeug-Gesellschaft eine bestimmte Summe entrichten. Die deutsche Regierung hat zu diesem Vertrag die Genehmigung gegeben."

Man faßt sich an den Kopf und fragt sich: Ist so etwas möglich? Wäre es denkbar, daß irgend ein anderes Land so handeln könnte, ohne daß ein Sturm der Entrüstung im Volke ausbrechen würde? Wenn England Luftschiffe braucht, so braucht es sie gegen uns. Das muß dem größten Simpel einleuchten. Wir liefern also unseren Feinden die Waffen aus, die sie dereinst gegen uns verwenden werden. Unsere brave Regierung unterstützt das Geschäft. Jeder halbwegs national Gesinnte muß das als einen Schlag ins Gesicht empfinden, zumal in einem Augenblick, wo Militärforderungen von gewaltiger Höhe in sichtbare Nähe rücken. Was nützt die Stärkung unserer Landmacht, wenn wir auf der anderen Seite unsere unbestreitbare Überlegenheit zur Luft in so schimpflicher Weise preisgeben?

Das unstarre System haben wir glücklich an England ausgeliefert, wann wird das starre folgen? Wann wird die deutsche Regierung ihre Genehmigung dazu erteilen, daß wir Zeppeline für England bauen? Solange der alte Graf uns erhalten bleibt (möge er es noch lange, lange Jahre sein!) sind wir sicher, daß unser Nationalbesitz ungefährdet bleibt. Wie aber, wenn später einmal eine reine Erwerbsgesellschaft das Heft in die Hände bekommt? Für Geld ist in Neu-Deutschland nachgerade alles zu haben. Man könnte es ja auch mit dem Export deutscher Soldaten wieder versuchen.

L. H.

*

Falscher Gemeindesozialismus

Die Stadt und der Staat sind Geschwister; denn alle großen Staatengründer waren zugleich große Städtegründer. Daraus erklärt es sich, daß der Gemeindesozialismus neben den Tugenden auch die Fehler des Staatssozialismus aufweist. Beiden ist ein abstrakter, lebensfeindlicher Zug eigen; ihre Triebe sind vorwiegend materialistisch orientiert. Von

der Stadt Berlin wird berichtet, daß sie als Besitzerin der Berliner Gaswerke im Begriffe sei, eine Reihe von Stadtgeschäften zu eröffnen, mit dem Zweck, Beleuchtungskörper und Brenner bei dem Publikum zu vertreiben und Installationen auszuführen. Es gilt hierbei als nebensächlich, Gewinn zu erzielen; vielmehr soll eine möglichst große Menge an Gasbeleuchtungskörpern abgesetzt werden, damit der Gasverbrauch sich ausdehne. Die Stadt kann also mit Rücksicht auf die Steigerung der Erträge der Gaswerke die Installation von Beleuchtungsanlagen zu Preisen und vor allen Dingen zu Bedingungen ausführen lassen, die dem selbständigen Installationsgewerbe den Garaus machen müssen, wodurch Tausende von selbständigen Mittelständlern zugrunde gerichtet würden. In den beteiligten Kreisen herrscht daher auch die stärkste Entrüstung, ohne daß das den geringsten Eindruck auf den Berliner Magistrat machte. Dessen Verfahren gleicht dem der großen Warenhäuser, die des Gesamtabsatzes wegen bestimmte Waren spottbillig, oft unter dem Selbstkostenpreise, verkaufen, ohne zu berücksichtigen, daß sie durch solchen unlauteren Wettbewerb Tausende selbständiger Existenzen vernichten. Eine Stadtverwaltung sollte nichts unternehmen können, was die Sicherheit und das Gedeihen ihrer Bürger irgendwie gefährdet. Scheint ihr das Gemeinwohl zu heischen, daß städtische Betriebe auf Kosten des privaten Erwerbslebens erweitert oder vermehrt werden, so ist es ihre erste Pflicht, die Geschädigten irgendwie zu entschädigen, vor allem vor völligem wirtschaftlichen Ruin und unverschuldeter Beschäftigungslosigkeit zu bewahren. Eine solche kommunale Haftpflicht verneinen, heißt im Namen eines vermeintlichen Gemeindesozialismus dem rohesten Manchestertum huldigen. Dazu haben Städte eben so wenig wie Staaten das Recht, zwangsweise Steuern einzutreiben, um damit die eigenen Bürger und Untertanen, also die Steuerzahler selbst, durch unlauteren Wettbewerb ruinieren zu können. O. C.

*

Der Staat als Arbeitgeber

Als Staatssekretär Krätke bei Beratung seines Etats im Reichstage wegen der schlechten Lage der von der Postverwaltung beschäftigten Arbeiter zur Rede gestellt wurde, antwortete er naiv: „Wenn unsere Löhne wirklich zu niedrig wären, bekämen wir keine Arbeiter.“ Denselben Standpunkt hatte er schon einmal früher eingenommen, als in der Budgetkommission des Reichstages von verschiedenen Seiten eine Verbesserung der Lage der Postunterbeamten in den großen Städten gefordert wurde. Damals gab er zwar zu, daß die Besoldung der Postboten niedriger sei als der Lohn für entsprechende Leistungen in privaten Betrieben, aber er machte geltend, daß trotzdem der Andrang zu den Stellungen der Postboten ganz gewaltig sei, da die in Aussicht stehende sichere Anstellung mit Pensionsanspruch sehr hoch eingeschätzt werde.

Herr Krätke scheint sich noch nie Gedanken darüber gemacht zu haben, warum eigentlich der Staat so billig zu Arbeitern und Beamten, unqualifizierten und qualifizierten Arbeitskräften kommt. Sonst würde er wohl begreifen, daß es ein Wucher ist, wenn man unter obwaltenden Verhältnissen die Höhe der Löhne und Besoldungen nur nach der Dringlichkeit eines künstlich gesteigerten Angebots bemißt. Es ist zudem gerade die falsche Wirtschaftspolitik der Regierung, die durch Begünstigung von Latifundienbildungen und durch planmäßige Erschwerung der Lebensbedingungen unserer Industrie, welche allein dem starken Bevölkerungszuwachs zulängliche Erwerbsmöglichkeiten verschaffen kann, den besitzlosen Volksgenossen mehr und mehr die Möglichkeit raubt, im freien Wirtschaftsleben ihren Unterhalt zu verdienen. Planmäßige, nachhaltige, den Sonderinteressen weniger großer Landbesitzer trotzende innere Kolonisation im Zusammenhange mit entschiedener Exportförderung, vor allem durch Erleichterung der Lebensmitteleinfuhr, würde alle Stagnation im privaten Erwerbsleben beseitigen, und alsdann könnten sich sowieso keine „Reservearmeen“ von Anwärtern für Beamtenstellungen bilden, die bereit wären,

für sichere Anstellung und Pensionsberechtigung darbend dem Staate zu dienen. Die Besoldungs- oder Lohnverhältnisse der Beamten und Staatsarbeiter unter den gegebenen Verhältnissen dem freien Spiel von Angebot und Nachfrage zu überantworten, widerspricht ähnlich dem Gemeinwohl, wie wenn man Gegenden, die von Überschwemmungen bedroht sind, schutzlos verheerenden Fluten preisgeben wollte, anstatt Dämme dagegen aufzurichten. Treupflichten sind nur moralisch berechtigt, wenn sie auf Gegenseitigkeit beruhen. Vernachlässigen die Regierungsvertreter ihre Pflicht, die berechtigten Interessen der Staatsangestellten wahrzunehmen, so fällt auf sie die Verantwortung, wenn diese ihnen gegenüber eine Kampfstellung einnehmen. O. C.

*

Eine Erweiterung der Preßfreiheit

In Zweibrücken hat ein Oberst und Regimentskommandeur einen Redakteur öffentlich geohrfeigt. Von dem Kriegsgericht der dritten bayerischen Division wurde er dafür zu 50 M Geldstrafe verurteilt. Er bewahrte glücklicherweise seine Fassung und nahm die Strafe an. —

In einer Reihe von Zeitungen sind über diesen Tatbestand pessimistische Betrachtungen angestellt worden. Ein uns persönlich bekannter Redakteur erklärte sogar, daß er beim Lesen des Urteils die Zweibrückener Ohrfeige noch einmal auf der eignen Wange empfunden habe. —

Es ist tief bedauerlich, daß besonnene Vertreter der Presse ein gerade für ihren Stand wertvolles Urteil so völlig verkennen können. Was hier vorliegt, ist nicht mehr und nicht weniger, als eine Verbeugung vor der siebenten Großmacht und eine starke Erweiterung der Preßfreiheit. Der Verfasser dieser Zeilen wurde einmal zu 300 M Geldstrafe verurteilt, weil er in der stärksten Erregung des politischen Kampfes eine Persönlichkeit beleidigt hatte, die der Staatsanwalt für eine offizielle Persönlichkeit hielt. Die geschätzte offizielle Persönlichkeit hatte dabei ihren Mitarbeiter mindestens zehnmal in einer Zeitung öffentlich in der schwersten Weise beleidigt; gegen den Staatsanwalt aber ist bekanntlich eine Widerklage ausgeschlossen. Der Preßsünder war bis zu diesem Urteil völlig unbescholten und ist es bis auf dieses Urteil auch noch heute. Nur diesem Umstand hatte er es nach dem eigenen Ausspruch des Richters zuzuschreiben, daß er um das Gefängnis herumkam —

Da vor dem Gesetz Redakteure (die bekannten „kommandierenden Generale") und Militärpersonen notwendig gleich sein müssen, da ferner auch das schwerste in der Erregung gesprochene Wort niemals einer öffentlichen Ohrfeige gleichkommt, werden so harte Urteile nicht mehr möglich sein. Wenn man alles erwägt, können in Zukunft bestenfalls 10 M herauskommen.

Und diese Erweiterung der Preßfreiheit begrüßen wir mit aufrichtiger Genugtuung.

*

Auri sacra fames

Finnland ist kein so sensationell schönes Land, wie es die Touristen-Werbebüchlein vereinigter Interessenten glauben machen möchten. Aber es bietet eine wundervolle Erholung für den, der zerrieben von der Aktienkultur ein paar Wochen in Gegenden verbringen möchte, wo noch die Menschen, die Landschaft, die Lebensweise das Gepräge der unentstellten und freundlich schenkenden Natur besitzen.

Daß dies der Fall ist, darüber regt sich nun der Geschäftsgeist auf, der sich geschädigt erklärt. Die Finnen heizen, wie die Russen, alles mit Holz, und sie stellen auch aus dem Holz ihres Landes die Zäune um ihre Viehkoppeln und Gehöfte her. Dadurch werden große Mengen von Holz dem kapitalistischen Export zur Fabrikation von Brettern und Zeitungspapier „entzogen". So hat man ihnen denn kürzlich in Lahti, das in verkehrsreicher Lage am Wesijärvisee und an der Bahn zur Küste liegt, einen volkswirtschaftlichen Versammlungsvortrag gehalten, wie sie es zu machen haben. Sie sollen „rationelle moderne" Öfen einführen und mit Kohlen,

Koks und Anthrazit heizen, und sie sollen gefälligst für ihre Umzäunungen sich der schönen eisengewalzten Produkte bedienen, in Verbindung mit dem edlen Stacheldraht. Alles das, zumal es vom Ausland kommen muß, wird zwar zugegebenermaßen teurer als die Verwendung von Holz für die Feuerung und für die Stabgehege. Aber nur für den einzelnen ist es teurer. Die finnische Nationalbilanz erfährt, wie aus statistischen Versuchstabellen für den Gebildeten „erhellt", einen erheblichen Aufschwung, denn sowohl die Handelseinfuhr wie der Export des im Einkaufspreis heruntergehenden Holzes werden auf jene Weise rationell gehoben. Für Idealisten, die nichts von Bilanz und Export verstehen, wird die Forderung zusammengefaßt in das Schlagwort: Schonung der finnischen Wälder. Aber der Bauer soll anfangen. So wird die Fabel vom Gastmahl des Fuchses und des Storchs wieder einmal tragiert, und das vieldulbende Land sieht sich außer der stetigen Vernichtung der heimischen Nationalität auch noch mit einer von einigen für wichtiger gehaltenen „Zaunreformfrage" beglückt. —6—

*

Unser Vorbild Amerika

Große Spannung entstand im Lande der unbegrenzten Scheußlichkeiten, ob es gelingen werde, die auf der Fahrt von San Franzisko nach Neuseeland begriffene Gattin des unglücklichen Südpolfahrers Scott funkentelegraphisch zu verständigen, daß sie Witwe sei. Es gelang nicht, und sämtliche Wetten „für" wurden verloren. Am 12. Februar verließ der Dampfer den Durchmesser des Kreises, worin ihn der Funkspruch, wie man so schön auf deutsch sagt, hätte erreichen müssen. Wie es sich gehört, wurde von ausführlichen Kabeltelegrammen das wichtige Ergebnis auch nach Europa gemeldet, mit dem Zusatz, daß nunmehr die Witwe Scotts die Trauerkunde erst in Neuseeland erhalten werde.

Nur über diese aufgeregte Yankeehetze auf die arme Frau hat sich, so scheint es, in zwei Welten keine öffentliche Stimme zum gerechten Zorn geregt.

— — — — — — — — — — — —

Von der Ankunftseite her ist es dann doch glücklich gelungen. In der Nähe der Fidschi-Inseln erreichte die drahtlose Suche den Dampfer. Am 27. Februar konnte es uns gekabelt werden und zugleich, wie sich Lady Scott bei der Todesnachricht ihres Mannes verhalten habe. Ed. H.

*

„Humor und Satire"

Unter dieser Abteilung dichtet „Franz" im „Vorwärts":

Das Zeitalter der Rede

Wie man im Deutschen Reich am liebsten pflegt
Vergang'ner großer Zeit Vermächtnis?
Man feiert mit dem Munde unentwegt
Das hundertjährige Gedächtnis.

Die Ahnen schufen ohne Red' und Rast,
Damit die Enkel sich ergötzen.
Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu beschwätzen.

Wozu soll uns der Sinn nach Taten stehn!
Viel besser ist es, Reden drechseln.
Der Taten sind vordem genug geschehn,
Laßt uns auch endlich Worte wechseln!

Nicht übel! — Daß dies aber in demselben „Vorwärts" zu lesen ist, der von einer Jahrhundertfeier der Befreiungskriege nichts wissen will —: ist das nicht auch — „Humor und Satire"?

*

Gelehrter oder Mann?

Der Deutsche sieht die Leistungen der Polarforscher als wissenschaftliche an. Er wird mitleidig lächeln, wenn er erfährt, daß der Engländer derartige Leistungen als rein *sportliche* ansieht. Die wissenschaftliche Ausbeute ist ihm, wenigstens dem Repräsentanten der breiten Masse, vollkommen gleichgültig. Daß Amundsen, schreibt die „Frankf. Ztg.", den Pol zuerst erreicht hat, war für den Engländer ein harter Schlag, aber jetzt weiß er, daß die sportliche Leistung, die körperliche Energie und die Ausdauer Scotts vielleicht höher war als die Amundsens

der vom Wetter mehr begünstigt war, und an den deshalb weniger Ansprüche gestellt wurden. Was man geleugnet hat, daß es sich um ein Wettrennen zum Pol handelte, war auf englischer Seite unbedingt doch eine Tatsache. Scott hat um Hauptes-länge verloren, aber er hat die verhältnismäßig bessere Leistung aufzuweisen, wenn man alle Faktoren in Betracht zieht. Nachdem er nun auch noch seinen Rekord mit dem Leben bezahlt hat, ist er zu einem Nationalhelden geworden, dessen Andenken einen enormen Fonds für die Hinterbliebenen in ganz kurzer Zeit aus dem Boden stampfen wird. Erst in zweiter Linie wird man darangehen, die wissenschaftlichen Ergebnisse der Scott-Expedition mit denen Amundsens zu vergleichen. Diese Arbeit überläßt man den Gelehrten und kümmert sich sehr wenig darum. Alles, was in den Aufforderungen zur Beteiligung an der Nationalspende für die Hinterbliebenen gesagt wird, klingt aus in der Lobpreisung einer Standhaftigkeit, die über alltägliche Leistung hinausragt. Scott war noch in den letzten Tagen vor dem Tode imstande, einen Bericht in aller Ruhe zu schreiben, in dem er als Geschäftsmann den Appell an die Nation für die Hinterbliebenen nicht vergaß. Diese restlose Selbstbeherrschung und furchtlose Kraft imponiert dem Engländer. Die Pflicht der äußersten Kraftanstrengung soll jeden Engländer erfüllen, und wenn er es tut, steht das Land hinter ihm und verlangt nichts weiter. Dies Bewußtsein macht den Engländer die Enttäuschung vergessen, die er empfand, als Amundsen den Pol vor Scott erreichte. Scott ist unsterblich, weil er ein Mann war. Das ist die englische Ansicht. — Ist sie so falsch?

*

Bloß nich dodt! Bloß nich dodt!

In Kleists „Katechismus der Deutschen" fragt der Vater den Sohn, warum er selbst einen erfolglosen Krieg billigen würde, in dem nutzlos Ströme von Blut flossen. Und der Sohn antwortet: „Weil es Gott lieb ist, wenn die Menschen ihrer Freiheit wegen sterben." „Was aber ist ihm ein Greuel?" fragt der Vater. „Wenn Sklaven leben!" Daneben steht Liliencrons altes Friesenwort: „Lewer dodt, as Slav." Das liegt nun heute längst alles beim alten Eisen. Herr Kerr hat das Wort „den Erfordernissen der Neuzeit entsprechend renoviert". Es heißt heute: „Lewer Slav, as dodt." Und noch jüngst stieß er den Brunstruf des schleichenden Lebens aus: „Bloß nich dodt! Bloß nich dodt!" Was brauchen wir noch Kleist, wir haben ja Kerr. Es soll gar kein allzu scharfes Wort einmal gesagt sein. Schließlich ist die Courage zur Feigheit auch immer noch eine Art Courage. Aber wie denken die Allerjüngsten? Sie haben zum Teil für Herrn Kerrs ewiges Leben wenig Auffassung. Gottfried Benn, der ja neben „Sturm" und „Aktion" auch Herrn Kerrs „Pan" bevölkert, schreibt anders über den Tod:

> Uns bist du der lockende Regenbogen
> Über die Gipfel der Glücke gespannt.

Die Allerjüngsten also bilden schon wieder den Tod, wie die Alten den Tod gebildet, als Erlöser. Nur natürlich mit einer viel schärferen und verzweifelteren Grimasse. Sie setzen zu dem: „Lewer dodt, as Slav" und „Lewer Slav, as dodt" das „Lewer dodt, as Herr". Ich glaube, wir bleiben bei Kleist. A. Pz.

*

Herzlichen Dank Seiner Königlichen Hoheit ...

In dem Frankfurter Vororte Heddernheim wurde kürzlich ein zehnjähriges Mädchen von dem Automobil des bekannten Großindustriellen Dr. v. Weinberg überfahren und schwer verletzt — der Insasse des Unglücksgefährtes war der Prinz Heinrich der Niederlande. Das Mädchen starb an den erlittenen Verletzungen, und jetzt veröffentlichen die Eltern in Frankfurter Blättern folgende

Danksagung.

Für die zahlreichen Beweise herzlicher Teilnahme während der Krankheit und bei der Beerdigung unseres lieben, unvergeßlichen Kindes Paula ... sprechen wir hiermit allen

unseren tiefgefühlten Dank aus... vor allen Dingen herzlichen Dank Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Heinrich der Niederlande, Herzog zu Mecklenburg und Herrn Dr. von Weinberg und gn. Frau Gemahlin für die rege Anteilnahme an dem uns so schwer betroffenen Unfall...

Die tieftrauernden Hinterbliebenen
Familie Friedrich Christ.
Frankfurt a. M.-Heddernheim, 1. März 1913.

„Eltern, die einer Königlichen Hoheit herzlichen Dank sagen, die ihnen ein ‚unvergeßliches Kind' totgefahren hat," bemerkt hierzu der „Vorwärts", „das ist fürwahr die unbestrittene Rekordleistung auf dem Felde des Byzantinismus!"

Nein, — der Dankbarkeit.

*

Zur Jahrhundertfeier!

Im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" kündigt der Verlag von Eugen Diederichs in Jena ein Buch des Schriftstellers Ernst Lissauer wörtlich also an: „Das Festbuch 1813, das uns unmittelbar in die Zeit einführt und uns fern allem Hurrapatriotismus hochhebt. Die Zeitdichtung von Theodor Körner und E. M. Arndt reißt uns nicht mit" usw. Auch wird noch versichert, daß das Buch der überragenden Größe Napoleons gerecht wird. „Das ist", bemerkt die „Kreuzztg.", „gewiß sehr nett vom Verfasser, aber eine Lücke füllt er damit in unseren Tagen des Napoleonkults wahrlich nicht aus. Es ist ja auch möglich, daß Herr Lissauer ausgezeichnet dichten kann, daß er aber in den Erinnerungsfeiern dieses Jahres Ernst Moritz Arndt und Theodor Körner ersetzen soll, ist eine Zumutung seines Verlegers an ihn, die wir uns an seiner Stelle sehr kräftig verbitten würden. Die Sänger der Freiheitskriege haben in jener eisernen Zeit vor hundert Jahren eine so bedeutsame Rolle gespielt, daß ihre Werke und ihre Lieder für alle Zeiten untrennbar mit der Erinnerung an jene Tage verknüpft sind. Ein Moderner wird sie niemals ersetzen."

Es gibt nichts Undeutsches, was im neuen Deutschen Reiche nicht möglich wäre.

*

Der neue „Aufruf an mein Volk"

Ein Zweigverein des „Deutschen Bankbeamten-Vereins" ladet seine Mitglieder, um die Jahrhundertfeier würdig zu begehen, zu einem gemütlichen Herrenabend ein, wozu die Kasse einen Teil der Kosten beitragen wird. In der Einladung heißt es dann weiter wörtlich:

„Gleichsam wie vor hundert Jahren infolge des

Aufrufes an mein Volk

alles zu den Fahnen eilte, so hoffe ich, daß auch Sie am Montagabend sich alle im Ratskeller um die Fahne des D. B.-V. versammeln werden."

*

Der Kaiser und der Stil

Der Kaiser sandte an den Magistrat von Charlottenburg folgende Beileidsdrahtung:

Die Meldung von dem Hinscheiden des Oberbürgermeisters Schustehrus hat Mich mit herzlicher Teilnahme erfüllt, und spreche Ich Meiner getreuen Residenzstadt Charlottenburg, die der unermüdlichen Tätigkeit ihres verewigten Oberhauptes außerordentliche Fortschritte auf allen Gebieten der städtischen Verwaltung zu verdanken hat, Mein wärmstes Beileid aus. Die lautere Persönlichkeit und trefflichen Charaktereigenschaften des Verstorbenen haben ihn Mir besonders sympathisch gemacht, und werde Ich seiner hervorragenden Verdienste stets gern gedenken. Wilhelm R.

Diese beiden „Inversionen" und die gleichzeitige Anwendung des nämlichen Artikels auf Einzahl und Mehrzahl steigern nicht die Wirkung der Kundgebung. Wie schön wäre es, wenn der Kaiser auch summus episcopus der deutschen Sprache wäre und seinen niederen Graden bei deren Handhabung etwas mehr auf die Finger sähe!

*

Nochmals die Marseillaise in Deutschland

Ein Freund des „Türmers“ in Frankreich, Sohn eines Franzosen und einer Württembergerin, Professor an einer Oberrealschule, ist nicht einverstanden mit unserer Verwahrung gegen das Lernen und Singen der Marseillaise in höheren Knaben- und Mädchenschulen Deutschlands (Märzheft von 1913 S. 927). Bei dem Unterricht der fremden Sprachen, schreibt er, würden in den höheren französischen Schulen auch die Nationallieder der betreffenden Völker gelernt und gesungen, bei dem deutschen Sprachunterricht auch das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“. Die Verse der Marseillaise seien manchmal roh und schwülstig, doch spreche daraus der Geist einer großen Zeit. Darüber ließe sich viel Geschichtliches und Sittliches zu den Kindern sagen.

Diese Einwendungen sollen nicht unterdrückt werden. Indessen hatten wir betont: „Man mag das Lied erwähnen und lesen, aber zum Auswendiglernen und Nachsingen eignet es sich für deutsche Schulen nicht.“ Hiermit kann der sprachliche und geschichtliche Unterrichtszweck zur Genüge erreicht werden. Das Singen der Marseillaise wird in bürgerlichen Kreisen Deutschlands nicht zuletzt deshalb beanstandet, weil die Melodie von der sozialdemokratischen Partei herübergenommen, mit einem neuen sozialdemokratischen Text versehen worden ist und in Versammlungen und sonstigen Kundgebungen herausfordernd gesungen wird. Was würde man in Frankreich dazu sagen, wenn französische Sozialdemokraten ein Parteilied angenommen hätten mit der Melodie der „Wacht am Rhein“?

Diese Anwendung der Marseillaise ist sicherlich dem deutsch-französischen Professor nicht bekannt gewesen. Nunmehr wird er begreifen, daß in nationalen Kreisen Deutschlands gegen das Lied nicht zuletzt auch wegen seines neu unterlegten Textes eine Abneigung besteht, die da berücksichtigt werden muß, wo es sich um die nationale Erziehung der deutschen Jugend handelt.

Für unsere Auffassung spricht auch der Umstand, daß man in den französischen Schulen nicht die „Wacht am Rhein“ für den deutschen Sprachunterricht heranzieht, sondern das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“. Sonach schont man in Frankreich die nationale Empfindlichkeit, die von weltfremden deutschen Lehrern mit dem Lernen und Singen der Marseillaise verletzt wird.

P. D.

*

Rohes Protzentum

Wieder einmal wird das gesunde Empfinden des zivilisierten Menschen durch den Luxus reichgewordener Seifensieder beleidigt. Während die goldne Roheit sonst im allgemeinen aus Amerika stammt, trägt in diesem Fall das mammonistische England den unverwelklichen Lorbeer. Daß jemand einem Bekannten, der nach Japan reist, ein Abschiedsdiner rüstet, bei dem der Speisesaal des Restaurants in japanischem Stil umgestaltet ist, mag noch hingehen. Es ist zwar lächerlich, für die Freuden einer derartigen Imitation 1000 *M* pro Kopf der Teilnehmer zu zahlen, aber wann machten sich Protzen *nicht* lächerlich? Unangenehmer ist es schon, daß eine Dame des Londoner Westens bei einem ihrer Luxusdiners für 8000 *M* Blumen hinmordet. Blumen sind lebende Wesen, und dieser sinnlose botanische Massenmord schmeckt bereits stark nach einer Roheit. Natürlich war die dekorative Wirkung „feenhaft“. Man sah im Treppenhaus purpurne Orchideen, die Eisblöcke bedeckten. Über die Geländer stürzten *Wasserfälle* herrlichster Rosen hinab, und der Salon war von langen Zweigen der kostbarsten aller existierenden Orchideen geschmückt. Nur daß all diese Herrlichkeiten die Barbarei des Ganzen selbstverständlich nicht zu verdecken vermochten. Schlimmer aber, viel schlimmer handelte jener Protz, der ein Luxusdiner in *völlig polarer Umgebung* servieren ließ. Man überlege: immer wieder nehmen die Forscher den Kampf mit dem kalten Tod der Polargegenden auf. Unsagbar ist das Elend, das sie durchmachen müssen.

Unsagbar die Qualen der Kälte. Unsagbar die Qualen des Hungers. So ein roher Protz aber benützt das Elend als Staffage und läßt in einer „völlig polaren Umgebung“ ein üppiges Diner servieren. Er vermag zu schwelgen, wo jene Forscher die härtesten Leiden durchmachten. Ist es nicht wie ein Hohn auf alle Kultur?

*

Der „Elegant“

In einem Berliner Blatt stand das folgende Inserat:

„Achtung! Zum Füllen eines vornehmen Wein-Restaurants werden elegant gekleidete Paare gegen Vergütung gesucht. Diskretion Ehrensache. Antwort mit Adresse unter ... Postamt 9.“

Für den eleganten jungen Mann ist jetzt hinlänglich gesorgt. Er wohnt in Berlin WW trocken; Theater und Konzertlokale sind glücklich, wenn er ihnen Freikarten abnimmt; dann leistet er die nahrhafte Arbeit des Füllens eines vornehmen Wein-Restaurants und beschließt den anstrengenden Tag in einem nächtlichen Ballokal als den schwer bezahlenden Provinzlern imponierendes Animiervorbild für halbweltstädtisches Leben. — Fehlt nur der Schneider, — aber dem bleibt ohnehin jeder elegante junge Mann schuldig.

St.

*

Frei nach Faust

„Laßt uns läuten, knien, beten, Und dem alten Gott vertraun!“ sagt Philemon besorgt. Faust aber fährt auf:

„Verdammtes Läuten! Allzu schändlich
Verwundet's, wie ein tück'scher Schuß“.

In Nr. 8 des „Steglitzer Anzeigers“ veröffentlicht der Admiral z. D. Exzellenz Breusing einen sonderbaren Wunsch:

„Befreiung von dem abscheulichen alltäglichen Gebimmele der Matthäuskirche. Viel kleinere, noch ganz ländliche Dörfer haben solchen Mißbrauch der Kirchenglocken längst abgeschafft. In Steglitz lebt doch eine großstädtische Bevölkerung und nicht eine solche von neubekehrten Eingeborenen Afrikas.“

Wie Pfarrer Dr. Bogan, der erste Geistliche in Steglitz, dazu bemerkte, erklärte Herr Breusing 1911 seinen Austritt aus der Landeskirche: „Damals erregten die vierteljährlich auch von ihm einzufordernden Kirchensteuern seinen Abscheu. Warum sollen also jetzt nicht einmal auch die täglich geläuteten Kirchenglocken seinen Abscheu wachrufen?“

*

Landeskirchliches

In seiner vor dem Kaiser gehaltenen Festpredigt im Königsberger Dom am 5. Februar d. J. sagte der Hofprediger Schöttler u. a. vom König: „Für ihn leben wir, für ihn sterben wir“.

Irgendwo glaube ich einmal gelesen zu haben: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn“.

Die „Herrschaft“ in der evangelischen Landeskirche scheint inzwischen gewechselt zu haben.

Gr.

*

Lasset die Kindlein zu mir kommen

Im „St. Matthias-Blatt“, einer Berliner kirchlichen Zeitschrift, berichtet ein Missionar über seine Tätigkeit unter den nordamerikanischen Indianern. Diese Überreste einer der Landgier weißer Spekulanten zum Opfer gefallenen Rasse nagen am Hungertuch. Und ihre Armut veranlaßt ihren frommen Bekehrer, zu schreiben:

„Es ist wirklich ein Glück, daß so viele ihrer Kinder sterben, die Taufe natürlich vorausgesetzt.“

Die „Welt a. M.“, in der sich diese Notiz findet, ist leider in der Lage zu bemerken: „Das milde Wort Christi ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen‘, übersetzt dieser Indianerapostel also: Gott sei Dank, daß die Kinder verhungern — wenn sie nur erst getauft sind!“

Und das wird als etwas ganz Selbstverständliches vorgesetzt!

*

Seelenversicherung

Der Ingolstädter Meßbund zählt 740 000 Mitglieder. Jedes Mitglied ist verpflichtet, jährlich mindestens zwei Seelenmessen auf seine Kosten lesen zu lassen. Das bekannte Sonntagsblatt, der „Leo", macht folgendermaßen Stimmung dafür:

„Versicherung auf Gegenseitigkeit für arme Seelen. An jedem Tag und zu jeder Stunde wird für mich das heilige Meßopfer dargebracht. Und wenn nach meinem Tode niemand mehr meiner sonst gedenkt, so wird doch für meine Seelenruhe die heilige Messe gefeiert." Zum Schlusse wird dann gesagt: „Die auf diese Weise versicherten und wohlversorgten armen Seelen können nun beinahe wie weiland der reiche Mann ausrufen: ‚Nun sei ruhig, du hast einen Vorrat auf viele Jahre'."

Der Schreiber dieser Empfehlung hätte gut getan, wenn er sich nicht gerade auf das Gleichnis von dem reichen Kornbauern berufen hätte. Der sprach nämlich: „Ich will sagen zu meiner Seele: ‚Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink' und habe guten Mut!'" Aber Gott sprach zu ihm: „Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und wes wird's sein, das du bereitet hast?" — Lukas 12, 19—20. K.

*

Papageien — gratis!

In Chicago ist der Besitzer einer großen Schokoladenfabrik auf die Idee gekommen, sein Propagandakonto mit einigen hundert Papageien zu belasten. Den Papageien wurde der Satz beigebracht: „Die Schokolade von X ist die beste der Welt." Dann wurden sie an Geschäftsleute und Private verteilt, um nun bei jeder Gelegenheit ihre Weisheit zum besten zu geben.

„Wie wir hören," bemerkt dazu der „Vorwärts", „interessiert sich in Berlin Max Reinhardt für die Idee. Er denkt augenblicklich heftig darüber nach, ob sich das Heer der journalistischen Papageien nicht zweckmäßig um einige hundert wirkliche Papageien vermehren ließe. Schmerzen verursacht ihm vorläufig nur der Kostenpunkt. Die journalistischen Papageien der bürgerlichen Presse sind nicht nur gelehrig, sondern vor allem auch billiger. Die richtigen Papageien kosten immerhin Geld."

*

Der neueste Ballhorn

Am 30. Todestage Richard Wagners sangen in einem Dresdner Konzert junge Damen das Spinnerlied aus dem „Holländer" mit neuem Text. Bei Wagner scherzen die Mädchen mit ihrem „Schatz", nach der neuen Lesart mit ihrem — „Vater". Sollten diese und andere Abänderungen wirklich in einer neuen Ausgabe des rechtmäßigen Verlegers der Wagnerschen Werke zu finden sein? Was würde Wagner dazu gesagt haben?

Derartige unberechtigte Eingriffe hat sich schon mancher Dichter gefallen lassen müssen, doch niemals von seinem eigenen Verleger. Wer kennt nicht Rückerts Gedichtchen: „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt". Da lautet jetzt in verschiedenen Schullesebüchern der vierte Vers:

Aber wie es Abend ward,
Ging der Kaufmann durch den Wald,
Mit großem Sack und großem Bart,
Der sieht die goldnen Blätter bald;
Er steckt sie ein, geht eilend fort
Und läßt das leere Bäumlein dort.

Rückerts „Jude" wird durch den „Kaufmann" ersetzt, und die Demokratie von heute, sonst so zensurfeindlich, ist mit dieser Zensur einverstanden oder muß es sein.

*

Das werdende Schönheitsideal

Es ist unter Künstlern bekannt, daß, wer ein Reklameplakat zu entwerfen beauftragt ist oder sich an einem Wettbewerb beteiligt, guttut, den Idealgesichtern auf diesem Plakat Farben und Profile zu geben, die vielleicht zur Not arisch sein können, aber es jedenfalls nicht zu einseitig sind. Versäumt er diese Gedankengänge, so hat er, wie er merken wird, „kein Glück". Die Fabrikanten

en gros, die solche Plakate brauchen, sind feinfühlige Leute; sie erwägen, daß es der Deutsche nicht weiter übel nimmt, wenn er bei dem, was man ihm als schön vor Augen stellt, fremdrassigen Zügen geschmeichelt findet, sie denken aber, daß darin andere Leute mehr Eigenliebe haben, die viel im Geschäft bedeuten. Es kann vielleicht sein, daß sie recht haben, oder der Deutsche katzbuckelt nur wieder einmal, bevor es noch verlangt wird.

Die gleiche Beobachtung ergibt eine Promenade vor den großstädtischen Modeschaufenstern, wenn man die aufgestellten idealschönen Wachspuppen auf ihre Nasen, Augen, Lippen und Farben hin betrachtet.

Der „Ulk" gab sich vor Jahren schon Mühe, wenn er Leutnants oder Gesellschaftsdamen zeichnete, seine Abonnenten an die Profilbildung unserer zukünftigen Aristokratie zu gewöhnen. Vielleicht tut er's noch, ich habe ihn lange nicht in die Hand genommen.

Die „Rostocker Zeitung" leistete sich kürzlich zur Landwirtschaftlichen Woche der Mecklenburger folgende Bemerkung: „Man sah diese behäbigen Gestalten, die roten Gesichter, als Kunden gern. Sie waren ja gerade keine Verschönerung des Stadtbildes, aber es war doch ‚mal was anderes'."

Apollos sind ja auch die Mecklenburger Gutsbesitzer und Erbpächter gerade nicht. Immerhin gehören diese Landleute von gut niedersächsischem Blut zu dem gradest gewachsenen, gesundesten und in den Gesichtern bestgeformten Schlag, den man im heutigen Deutschland noch zu sehen bekommt. Eine dreister auf den Kopf gestellte Behauptung kann es kaum geben, als die in jener schäbigen Notiz: daß diese Gestalten das Stadtbild der schreienden Ladenschilder und auf die alte Straßengotik draufgepappten Geschäftsreklamen verschandelten.

Ein Mecklenburger.

*

Kunst und Geschäft

Eine neue, nicht gerade vornehme Verquickung von Kunst und Geschäft haben industriöse Theaterdichter eingeführt. Wenn Provinztheater ihre Stücke aufführen wollen, müssen sie sich verpflichten, die Ausstattung von einem bestimmten Berliner Geschäft zu beziehen. Selbst Richard Strauß macht es zur Bedingung, daß jeder Theaterdirektor, der die „Ariadne auf Naxos" aufführen will, die von Ernst Stern gezeichneten Kostüme und Dekorationen erwirbt. Richard Strauß wird künstlerische Beweggründe für sein sonderbares Verlangen vorschieben. Aber es ist schwer, sie zu glauben.

*

Brillanten

Dem Theaterkritiker Paul Schlenther war die gewiß nicht übertriebene Aufgabe gestellt, in menschlichem Deutsch auszusprechen, daß Herr Rudolf Lothar nicht mehr Direktor des Berliner „Komödienhauses" sei. Hätte er das nun ebenso einfach ausgesprochen, wie wir es eben getan haben, hätte er zwar wie ein vernunftbegabtes Wesen gehandelt, aber dann hätte er eben keine Brillanten geschrieben. Herr Schlenther sann also nach, wie er den an sich so einfachen Tatbestand mit schlagendem Witz und epigrammatisch ausdrücken könnte, und als seine produktive Phantasie erst zu arbeiten begann, sprach er mit beißender Prägnanz von der „rudolflosen, entlotharten Zeit", die augenscheinlich dem Komödienhaus gut anschlage. Uns rann dabei das nunmehr schlentherlose, entpaulte Burgtheater durch den Sinn, dem dieser geistvolle Mann einst seine Pflege angedeihen ließ.

*

Sternickel ohne Nachzahlung

Im Vorraum von Kastans Panoptikum steht eine Gruppe von Freiheitskämpfern, die von dem vorbeischwimmenden Strom der Friedrichstraße viel gemustert wird. Das ist schön. Aus den lodernden Augen dieser Kämpfer von 1813 mag hie und da vielleicht auch ein Funke hinüberspringen in das Herz aller derer, denen längst der kalte Hunger nach Gold, stiere Wüstheit und Selbstverständlichkeit des Verbrecherischen jede leise Regung von Opferbereitschaft

erstickte. Staunend sehen sie plötzlich, daß es so etwas einmal gab. Blitzartig ziehen sie vielleicht den Vergleich mit ihrer eigenen Gegenwart. Plastik wirkt mehr als Rede. Und immer wieder zieht tagein tagaus ein unabsehbarer Menschenstrom vorüber und stockt und staunt. Wirklich, es ist schön. Schade nur, daß dicht daneben ein Plakat hängt mit der Aufschrift: „Neu! Sternickel ohne Nachzahlung! Neu!"

—z.

*

Es beginnt zu tagen

Wie vor Jahren gegen die Schundliteratur erst allmählich die Stimmen derer gehört wurden, die schon früh vor der wachsenden Gefahr gewarnt hatten, geht es jetzt mit der Bekämpfung der Nährquellen der krankhaften Erotik unserer Tage in der schönen und wissenschaftlichen Literatur. Bislang genügte ein noch so fadenscheiniger wissenschaftlicher Mantel, um ein Schmutzbuch gegen jedes derbe Zupacken zu schützen. Nun scheint doch auch hier die Einsicht zu tagen, daß man durch diese falsche Anwendung des Wortes von der Freiheit der Wissenschaft nur die niedrige Spekulation schützt. So lese ich im Literaturblatt der Frankfurter Zeitung (9. Februar) eine Kritik über Max Bauers Buch „Die Dirne und ihr Anhang", das als 1. Band einer Folge „Kultur-Sünden" erscheint, folgende Sätze:

„Wenn wir das Buch von Bauer überhaupt hier erwähnen, so geschieht dies nicht, um eine sozialwissenschaftliche Arbeit über die Prostitution anzuzeigen, sondern um gleich beim Entstehen einer Sammlung darauf hinzuweisen, daß wir es hier mit einer für unsere Zeit typischen Erscheinung zu tun haben: der Ausnützung eines zweifellos in der modernen Gesellschaft vorhandenen Bedürfnisses, unter dem Gewande ernster Betrachtung (das hier sogar, beschwert mit Zitaten, in sehr korretten Falten fällt) sich mit denjenigen außerhalb der bourgeoisen Ordnung liegenden Dingen zu befassen, vor deren Berührung sich sehr keusche Herzen scheuen. Man könnte hier wohl von literarischen Apachentänzen sprechen."

Die natürliche Folgerung ist doch, daß mit allen Mitteln diese pseudowissenschaftliche Literatur ausgerottet wird, die viel schlimmer wirkt, als die offen als Schmutz auftretende.

St.

*

Im Schauerkino

Schauplatz eine mittelrheinische Stadt. Aula einer Oberrealschule. Angekündigter Vortrag des „Volksbildungs"-Vereins: „Der Alkohol und seine Gefahren". Ein Arzt liest ein paar nichtssagende Einleitungsworte ab. Dann beginnt die Kinovorstellung. Ein französisches Kinodrama. Ein Säufer, der seine Familie ins Elend bringt. Er kommt betrunken nach Hause und belästigt in diesem Zustande seine Frau mit Liebesanträgen. Die widrigsten Phasen der Besoffenheit werden dargestellt. Der heranwachsende Sohn, der väterlichen Aufsicht entbehrend, gerät in Animierkneipen. Eine Kellnerin setzt sich ihm auf den Schoß. Da er kein Geld hat, ihre Gefälligkeiten zu bezahlen, wird er zum Dieb und kommt ins Gefängnis. Bei dem Vater bricht der Säuferwahnsinn aus. Die Frau tötet in der Verzweiflung sich und ihr krankes Töchterchen mit Kohlengas. Der Hausherr erbricht die Türen und findet die Leichen. Der Säufer zerrt blöde die tote Frau in dem Zimmer herum ...

Im Zuschauerraum wird es unruhig. Verschiedene Frauen verlassen den Saal. Es ist unerträglich, stundenlang ausführlich diese ekelhaften Szenen in dem schon an sich nervenerregenden, jagenden, ratternden Kinorummel vor Augen zu haben. Es ist einfach unsittlich ...

Aber die Tendenz ist doch sittlich! Wie soll man denn vor dem Laster anders warnen, als daß man seine Folgen zeigt?

Ganz gewiß. Aber warum nur eigentlich der ganze Kampf wider den Schund- und Schauerroman, wenn im Kinodrama ganz genau dasselbe geboten wird? Ist etwa der Schauerroman nicht auch moralisch? O, und

ob! Die Guten werden belohnt und die Bösen bestraft. Nachdem die Schurken alle ihre Streiche vollbracht, verfallen sie dem „Arm des Gesetzes“. Na also!

Es ist gegenwärtig Mode, daß die Richter Verbrecher, besonders jugendliche Verbrecher, befragen, woher ihnen die Anregung zu ihren Taten kam. Und die Verbrecher erwidern mit bereits gewohnheitsmäßiger Promptheit: Aus der Lektüre von Schauerromanen. Es würde sich empfehlen, die Leute zu fragen, ob sie nicht vielleicht „volksbildende“ Kinodramen besucht haben. Man mache doch einmal den Versuch! Civis

*

Der Herr General-Intendant von Hülsen verrechnet sich

Die Berliner sind nicht ganz so oberflächlich, wie ihr Ruf es haben will. Vor allem aber ist der Berliner „helle“, wie der echteste Sachse, zumal wenn die Gegenpartei auf seinen Geldbeutel zielt. Das hat Herr von Hülsen jetzt bitter erfahren müssen. Seit Jahren führt er ein Preissteigerungssystem in der Hofoper durch. Bei einem Fall, der mit Recht oder Unrecht als „ungewöhnlich“ bezeichnet wird, werden höhere Preise verlangt. Nachher bleiben sie, wie aus Versehen, stehen. Die sogenannten „gewöhnlichen“ Preise sind seit langem die außergewöhnlichsten geworden. Es wird dann geradezu der Ehrgeiz der Berliner angerufen: „in den andern Weltstädten seien die Preise noch höher, Berlin könne eigentlich nicht länger zurückstehen“. Aber die querköpfigen Berliner sind mit einer solchen Rückständigkeit ganz einverstanden. Nun ist ihnen bei der Erstaufführung der „Ariadne auf Naxos“ sogar das Beispiel anderer deutscher Städte, besonders das der Stuttgarter Uraufführung, vorgehalten worden. Hinter der konnte Herr von Hülsen doch unmöglich zurückbleiben und setzte 60 Mk. für Rangloge und noch 6.50 Mk. für Galerie an. Fein gerechnet, Herr Intendant, und gründlich verrechnet. Anfang Februar wurde stolz verkündet: „Die Generalintendantur ist mit Rücksicht auf den starken Andrang ausnahmsweise bereit, vom Montag, dem 10. d. M., morgens ab Vorbestellungen entgegenzunehmen, die nach Maßgabe der verfügbaren Plätze und der Reihenfolge des Eingangs Berücksichtigung finden sollen; wegen der Rückantwort empfiehlt es sich, jeder Bestellung eine Freikarte mit Adresse beizufügen. Bestellungen, die für den ersten Abend und für eine bestimmte Platzgattung nicht berücksichtigt werden konnten, werden nach Möglichkeit für eine andere Platzgattung oder aber für den zweiten Abend vorgemerkt, falls sie nicht eine entgegengesetzte Weisung enthalten.“

Die letzten Tage vor der Aufführung waren an der Berliner Börse Karten weit unter pari zu haben und wurden selbst so nicht „gefragt“. Ein alter Theater-Habitué erklärte mir, nach seiner Überzeugung seien in Parkett und 1. Rang nur 32 Karten verkauft gewesen. Die andern Besucher wollte er als solche erkannt haben, die die Zumutung, ein Theaterbillett zu kaufen, als persönliche Beleidigung empfinden. Wenn erst Wagner „frei“ ist und das Deutsche Opernhaus in Charlottenburg sich gut weiterentwickelt hat, wird der Herr Generalintendant noch ganz anders rechnen lernen müssen. St.

*

Goethes Pantoffeln

Hoffentlich trägt sie der glückliche Ersteher auch! — wünscht die neue Wochenschrift „Deutsch-Österreich“: Denn man darf ein rückhaltsloser Verehrer des großen Weimarers sein und doch den Gedanken unangenehm finden, daß diese Pantoffeln jetzt am Ende statt in das Nachtkastel unter einen Glassturz zu stehen kommen und von den jeweiligen Besuchern mit entsprechendem Respekt bewundert werden. Goethe ist uns noch lange kein Reliquienheiliger, dessen tägliche Gebrauchsgegenstände uns fromme Andacht einzuflößen hätten, und das, was er uns hinterlassen, ist so reich an Leben und nimmer vergehendem Gegenwartswert, daß wir uns seine toten Pantoffeln und Schlafröcke und Nachthemden wirklich nicht zu besehen brau-

chen. Die gehören ins Museum, wo sie nebst übrigem Kleinkram noch immer eine Sehenswürdigkeit bilden und auch vor Schaben und anderem Geziefer bewahrt werden mögen, aber unsere Goethe-Verehrung soll bei den Pantoffeln weder beginnen noch enden. Leider werden diese Worte in den Wind gesprochen sein, denn der Mann, der die hundert Mark zuviel hatte, wird es nicht wagen, die Schuhe ihrem natürlichen Gebrauch zurückzugeben und wird höchstens den Ehrgeiz haben, noch einige andere Stücke aus der Goetheschen Garderobe dazu zu bekommen, um, wenn er Glück hat, mit den Jahren wirklich — einen ganzen Goethe zu besitzen, von den Pantoffeln bis zum Hauskäppchen! Uns anderen aber besagt dieser Oberflächen-Goethe, der vor hundert Jahren zusammengeschustert und zusammengeschneidert wurde, freilich ebensowenig, wie all die gleichgültigsten Papierschnitzel, die bloß an Schuster und Schneider gerichtet waren und trotzdem heute von eifrigen Germanisten unter die Lupe genommen werden. Was würde der Weise für Wort gefunden haben für diese Kleinen, die sich um seine Pantoffeln raufen! In seinen temperamentvolleren Jahren hätte er sie diesen Anbetern wohl gewiß an den Kopf geworfen.

*

Theaterskandal

Durch überaus häßliche Ausschreitungen des Wiener Sonntagspublikums ist die Frage nach der inneren Berechtigung eines Theaterskandals wieder akut geworden. Der Verfasser dieser Zeilen war ungefähr fünfzehn Jahre lang Theaterkritiker und hat mithin Gelegenheit genug gehabt, sich mit der Frage auseinanderzusetzen. Es muß leider eingeräumt werden, daß ein Theaterskandal unter Umständen eine künstlerische Notwendigkeit sein kann. Die Unfähigkeit eines Stücks oder einer Darstellung kann so aufreizend sein, daß man sich nur durch lauten Protest befreien kann — und dann ist der Theaterskandal ja fertig. Was aber in Wien geschehen ist, ist eine Roheit, die nicht scharf genug gebrandmarkt werden kann. Weil eine andere Sängerin abgesagt hatte, sprang eine junge Künstlerin ein, um der Intendanz und dem Publikum zuliebe die Vorstellung zu retten. Mit dieser unvorbereiteten Übernahme der Rolle hatte sie sich indessen zuviel zugemutet: sie versagte und wurde nun von dem randalierenden Publikum seelisch so schwer mißhandelt, daß sie nach einigen Zeitungsberichten Selbstmordversuche machte. Selbst wenn das allzuhäufige „Einspringen" an der Wiener Hofoper ein Krebsschaden sein sollte, war unter allen Umständen die junge Künstlerin unschuldig, die dem Publikum zum mindesten einen Dienst erweisen wollte. Das Wiener Publikum hat sich darum selbst geschändet, als es seine Roheit an einer wehrlosen Künstlerin ausließ. Hoffentlich empfindet die Intendanz der Wiener Oper es nunmehr als ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, der jungen Sängerin die künstlerischen Wege nach besten Kräften zu ebnen.



Zur gefl. Beachtung!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Türmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher in ihrem eigenen Interesse freundlich und bringend ersucht, sämtliche Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Türmers Bezug nehmen, entweder „an den Herausgeber" oder „an die Redaktion des Türmers" (beide Berlin-Schöneberg, Bozener Straße 8) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Friedrich v. Keller

Friedrich v. Keller

Erdarbeiter



Vereinte Kräfte

Friedrich v. Keller



Lots Flucht

Friedrich v. Keller

Friedrich v. Keller

Bei Dachau



XV. Jahrg. April 1913 Heft 7

Alexander von Siloti freundschaftlichst zugeeignet

Von vergangenen Tagen

Philipp Scharwenka, Op. 72, Nr. 4

Allegro non tanto.

PIANO

mf espressivo

dimin. ed un poco rit.

a tempo
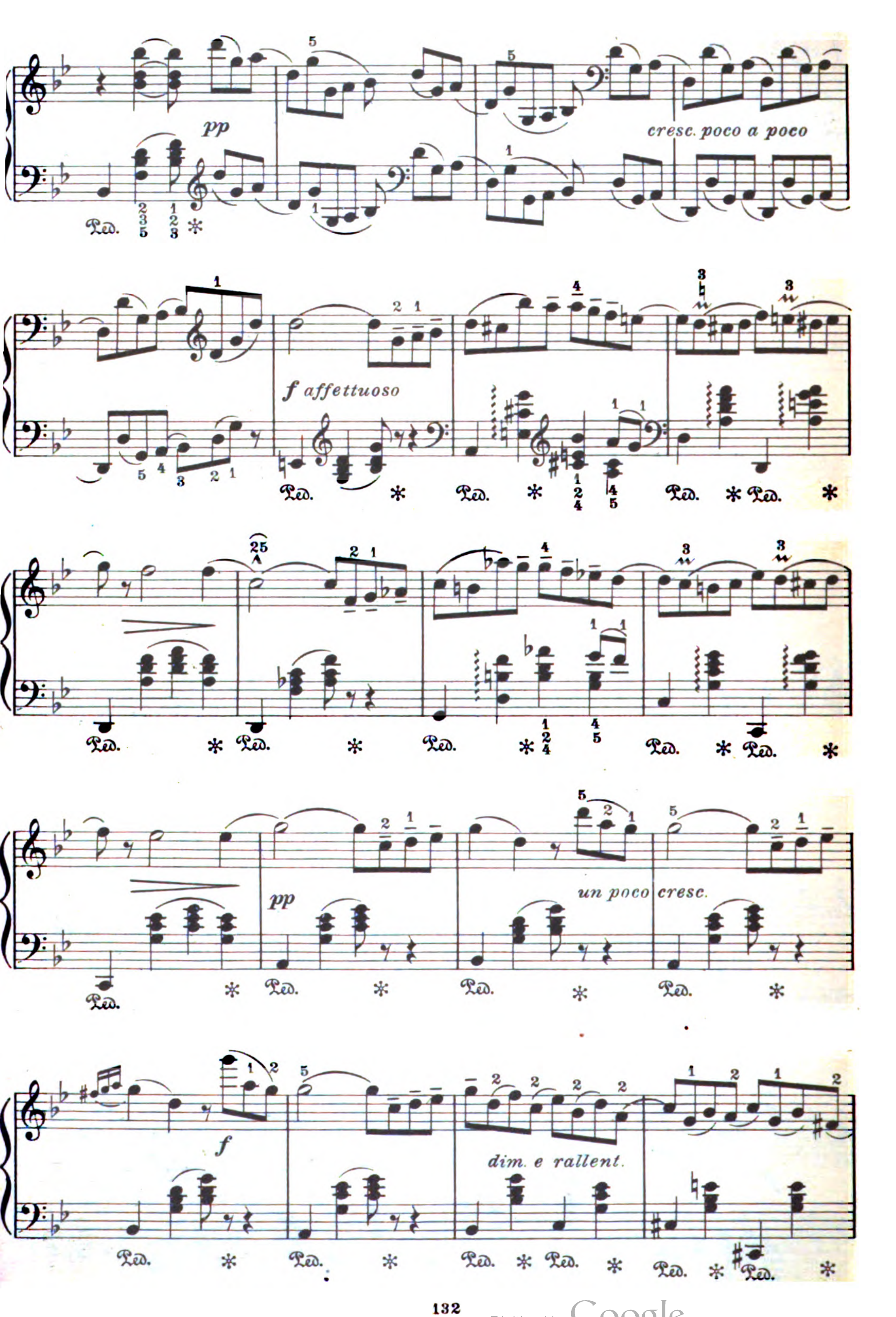
p
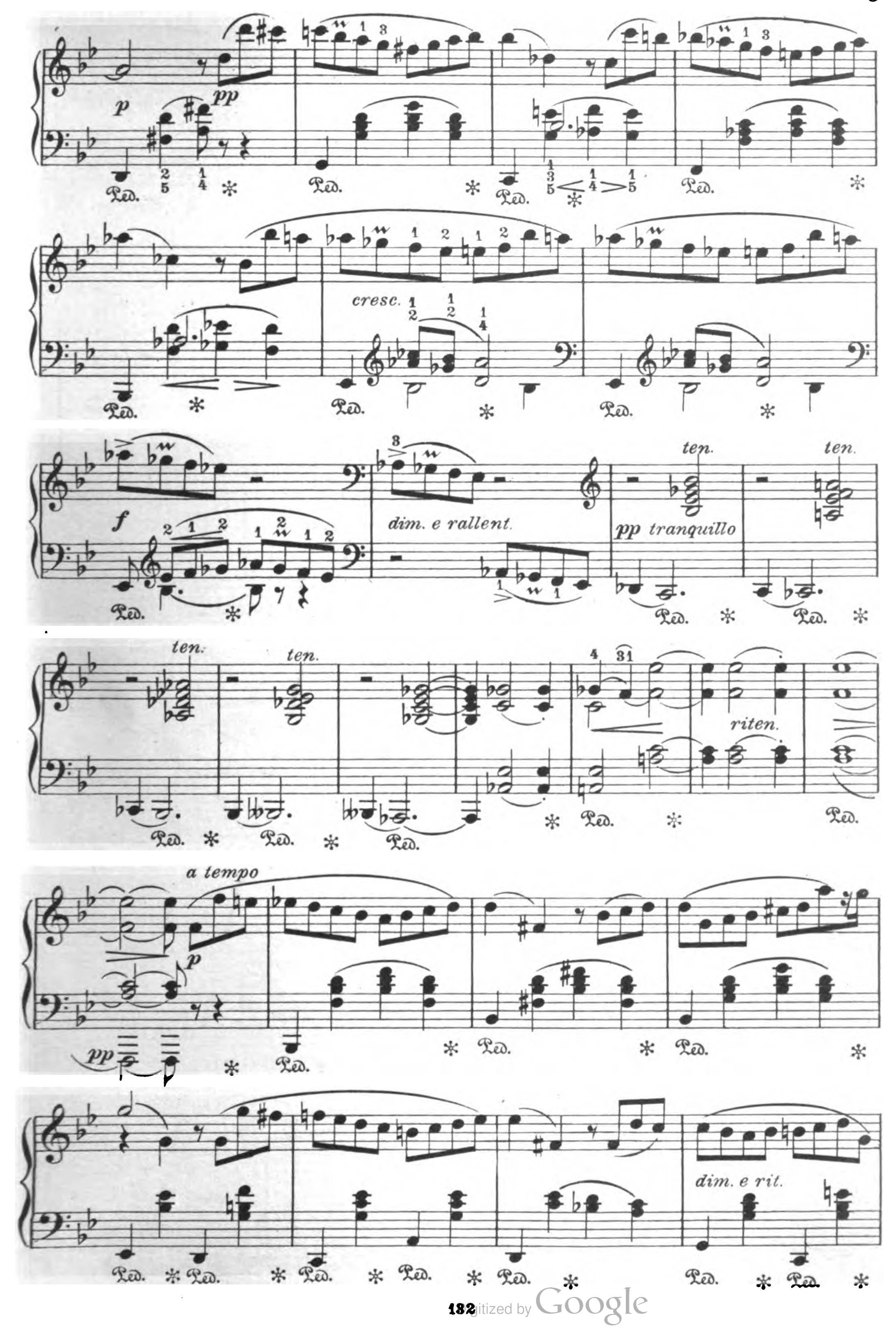
molto cresc.
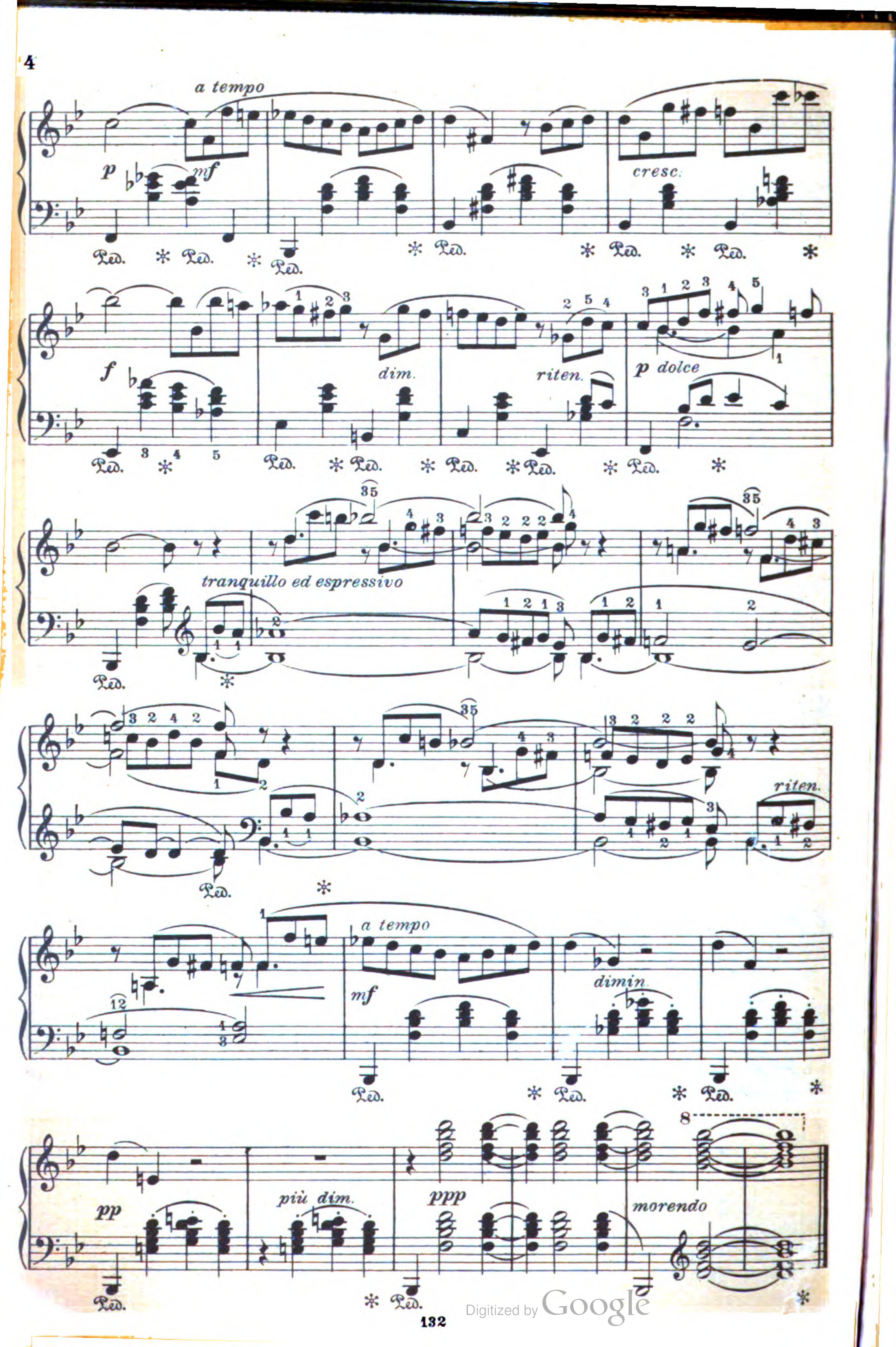
f

dim. poco a poco

p molto ritard.


pp
cresc. poco a poco
Ped.
f affettuoso
pp
un poco cresc.
f
dim. e rallent.


p
pp
cresc.
f
dim. e rallent.
ten.
pp tranquillo
riten.
a tempo
p
pp
dim. e rit.


a tempo
p
mf
cresc.
f
dim.
riten.
p dolce
tranquillo ed espressivo
riten.
a tempo
mf
dimin.
pp
più dim.
ppp
morendo



Der Gralstempel Hermann Hendrich



XV. Jahrg. Mai 1913 Heft 8

Das junge Frankreich

Von Dr. M. Ritzenthaler

Urteile sind zäh. Als letzthin ein Redakteur des „Figaro“ eine Rundfrage über die politischen Ziele Deutschlands an Vertreter der deutschen Industrie und der deutschen Kultur richtete, konnte man feststellen, daß man bei uns wohl das Frankreich von gestern, aber nicht das „wiedergeborene“, das „junge“ Frankreich kennt. „Ihr gebt euch in Frankreich gefährlichen Illusionen hin; ihr träumt; ihr gestattet euch den Luxus humanitärer Ideen. Ihr glaubt an das gute Recht, an den guten Glauben, an den Frieden. . . . Ihr behauptet: der Krieg, die brutale Kraft, die Eroberung, all das sei längst veraltet, sei altmodisches Spiel“ — derart faßte zum Beispiel Herr Kerr sein Wissen über das heutige Frankreich zusammen. Nun, so viele Behauptungen, so viele Irrtümer. Das heutige Frankreich wacht und gibt sich keinen irgendwie gearteten Illusionen hin; es verzichtet auf humanitäre Ideen; es betrachtet ruhigen Auges die Möglichkeit eines Krieges und wählte denjenigen Mann, der das Vaterland wieder „aufrichten“ und der womöglich Verlorenes wieder zurückgewinnen soll . . . Deutschland dagegen gibt sich einer bedenklichen Täuschung über das „junge“ Frankreich hin; dies lernt man allerdings nicht dadurch kennen, daß man Rousseau, Flaubert oder Anatole France analysiert und mißversteht, oder im Eiltempo den Louvre, das Grabmal Napoleons und den Moulin rouge erledigt, um hierüber alsdann rührende Familienblattbetrachtungen anzustellen. Sicher, das heutige Frank-

reich ist noch jung; es folgt zum großen Teil noch den Vorlesungen eines Boutroux und Bergson in der Sorbonne, oder es tummelt sich auf den Sportplätzen einher, **aber dies junge Frankreich hat sich dennoch schon in vieler Hinsicht durchgesetzt.**

Es hat der Welt den Aeroplan geschenkt; es hat bedeutenden Philosophen und Schriftstellern einen Resonanzboden geliefert; es hat auf dem Gebiet des Sportes Siege und Weltmeisterschaften davongetragen. Und vor allem: es war diese junge Generation, die der älteren, herrschenden das Rückgrat lieh, als es sich um die Auslandpolitik handelte. Man kann über die Sentimentalität der Kundgebungen französischer Studenten vor der Statue der Stadt Straßburg witzeln, wie man will, ohne die Tatsache aus der Welt zu schaffen, daß Frankreich dieser Sentimentalität vieles zu danken hat. Wie ein Mann erhob sich dies „junge" Frankreich gegen die „injure" von Agadir und gegen die Kongoabtretung, und ihm ist es mit zuzuschreiben, daß sich die französische Politik trotz aller Hindernisse aus dem Harlekinsgewande einer afrikanischen Majestät ein mächtiges Kolonialreich zu schneiden vermochte.

Wir haben auch aus anderem Grunde Ursache, uns für das junge Frankreich zu interessieren. Ein großer Teil der französischen Jugend ist heute von einem realistischen Idealismus, einer bejahenden Freude an der Tat und einer Religiosität beseelt, die in großem Gegensatz zu dem Materialismus und dem bauernhaften „Sinn für Tatsachen" stehen, die sich in anderen Staaten immer breiter machen.

Es soll hier der junge Franzose geschildert werden, der „wiedergeborene". Keine Wiedergeburt ohne den alten Adam. Deshalb sei zunächst die ältere Generation Frankreichs skizziert.

Diese Generation trat etwa um 1885 in das Mannesalter. Gekennzeichnet war sie durch einen starken Pessimismus, durch eine tötende Müdigkeit, ein graues Wissen um die Eitelkeit alles Strebens und einen sanften Unglauben, dem es an Einbildung nicht gebrach. Die Vertreter dieser Generation waren der alternde Renan, Taine mit seiner niederdrückenden Milieutheorie, der sentimental-exotische Loti, der junge Bourget und der junge Barrès. Die Kultur dieser Generation war hoch und eng, selbstzufrieden und zersetzend. Von außen her wurde diese Kultur beeinflußt und bedingt durch Tolstoi und Turgenjeff, durch den Zauberer von Bayreuth, dem mit die Lyrik eines Verlaine zu danken ist, durch die nordische Literatur und Nietzsche schließlich, dessen Peitsche als Stimulans geschätzt und gerne empfunden wurde. Diese Generation schlich sich um das Leben herum; sie kostete es, aber lebte es nicht, sagte Bourget. Ein starrer Dogmenglauben an die Wissenschaft durchdrang die ganze Literatur und Philosophie; ein Zola stellte seine wuchernde Romantik in den Dienst dieses Glaubens. Man sezierte und diskurierte; man besah die andern und sich selbst mit dem sogenannten wissenschaftlichen Auge. Eine krankhafte Indifferenz war der Grundton einer Generation, der es an Kraft zur Liebe gebrach. „Die Langeweile gähnt über diese durch den Gelehrten ihrer Farben beraubte Welt", klagte Barrès. Gott war tot oder in fernen Nebeln verloren; man erwartete mit Resignation den Untergang des eigenen Volkes, der „dekadenten Rasse" der Lateiner. „Keine Epoche war anscheinend geeigneter als die unsrige,

um mit gekreuzten Armen abzuwarten. Wir sind Kinder einer Welt, die vergeht, und es geziemt sich, mit ihr zu gehen. Laßt uns die elfenbeinernen Türme besteigen, solange sie noch stehen." Der Niedergang der lateinischen Rasse war zum Dogma geworden, zu einem jener ehernen Gesetze, die durch die Wissenschaft jener Zeit in Dutzenden erkannt und proklamiert wurden. Dies ging so weit, daß man die größten Geister des eigenen Volkes völlig verkannte. Ein Stendhal, dieser Dichter der Kraft und der Handlung, wurde zum Skeptiker gestempelt; aus Julien Sorel, dem prächtigen Raubtier, wurde der entartete Intellektuelle Robert Greslou des „Disciple". Und die vorhergehende Generation vermochte nichts zu geben, nicht zu raten. Sie hatte auf den Schlachtfeldern Bankerott gemacht, war unrettbar kompromittiert und ergab sich einer vollkommenen Tatenlosigkeit. „Wenn Napoleon so kritisch veranlagt gewesen wäre wie ich," meinte Renan, „so hätte es keinen 18. Brumaire gegeben." Verachtung des tätigen Lebens, Stolz auf den reinen Intellektualismus, Glaube an die Wissenschaft, und überzeugt und eingebildet auf die eigene Dekadenz — all dies zusammen gab den Dilettanten des Lebens, einen Dilettanten, wie es heute bei uns etwa ein Sombart gern wäre ...

Der Wendepunkt kam mit dem „Disciple" Bourgets; hier schieden sich die Generationen. „Ich sehe, die meinige geht zu Ende", schrieb Taine dem Schriftsteller, der mit seinem Roman dem Intellektualismus das moralische Todesurteil gesprochen hatte. Doch es bedurfte langer Jahre; eine Generation will sich allmählich bilden, und heute erst ist sie durchgedrungen.

An Stelle des Pessimismus trat der Optimismus. Das unumschränkte Ich ward eingezäunt; die Freiheit suchte man nun in freiwillig erkanntem Zwang; die Anarchie wich dem Bedürfnis nach Einordnung; der Zweifel der Bejahung. Die Alten nahmen das Leben hin, die Jungen begrüßen und umarmen es. Der Tatenlosigkeit folgte ein Hang zur Tat; nur eines gilt heute für schändend: das Nichtstun. Der Intellektualismus machte Bankerott, Mystik und Religion trat an seine Stelle. Kurz, es trat ein Wechsel im Temperament ein, der sich überall kundgab.

Überall? Hier muß gleich gesagt werden, daß es sich bei dieser „Wiedergeburt" fast ausschließlich um die gebildeten Kreise handelt, um die studierende und dozierende Jugend. Doch darf nie vergessen werden, daß diese Jugend immer in Frankreich geführt hat, daß sich aus ihr die Politiker, Parlamentarier, Finanzleute und Unternehmer, sowie selbstverständlich die freien Berufe rekrutieren. Frankreich ist ein wesentlich aristokratisches Land.

Das Vertrauen auf sich selbst ist bei dem „jungen" Frankreich hoch entwickelt; der Geist, der es beseelt, ist der Geist der Schöpfung und der Schaffensfreude. Ein Gefühl der Willensfreiheit, das ihm Bergson gab, durchzittert gleich einem Wechselstrom das Fühlen dieser Jungen und stärkt ihren Hang zur Tat. Sie sind bewußt wie unbewußt anti-intellektuell, sie betrachten das Leben nicht als eine Anregung zum Räsonnement, sondern als Gelegenheit zum fortwährenden Kampf. „Das Leben ist keine Dialektik," sagt Emerson, „es ist nicht kritisch und nicht verstandesgemäß, es ist die Kraft."

Der Unterton dieser Wiedergeburt ist ein fast exaltierter Patriotismus. Als der „Mercure de France", das Echo der alten Generation, eine Rundfrage

über den Patriotismus im Jahre 1891 unternahm, bekam er Antworten, die heute kein Franzose mehr geben dürfte. Remy de Gourmont wollte für Elsaß-Lothringen nicht den kleinen Finger geben, mit dem er die Zigarettenasche abzustreifen habe. „Dieser schlechte Scherz mit den beiden kleinen Sklavenmädchen, die in Trauer gehüllt an einem Grenzpfosten Krokodilstränen vergießen, hat nun lange genug gedauert; mögen sie ihre Kühe melken. Wir sind keine Patrioten." „Seit ihrem Ursprung barg die lateinische Mentalität den Todeskeim in sich. Das sich zersetzende römische Reich hat damit die lateinischen Völker angesteckt, als es diese umarmte." Die Sorbonne selber war die Hochburg dieser Entsagung geworden.

Heute ist dem anders. Heute braucht man nur das Elsaß zu nennen, um endlose, von glühendem Patriotismus und Vergeltungssucht getragene Debatten auszulösen. Der junge Franzose fürchtet den Krieg nicht mehr und verabscheut ihn nicht; er findet in ihm ein ästhetisches Ideal der Energie und der Kraft. „Lieber den Krieg als das ewige Warten!" Man denkt mit W. James, daß das Leben verächtlich ist, falls es keine Gefahren und für den Kühnen keine Belohnungen biete. Der Kokottenroman oder die Boudoirpsychologie fesseln den jungen Franzosen weniger, dafür liest er gerne Biographien, Reiseschilderungen oder Berichte der Erlebnisse der Kolonialoffiziere in Afrika oder Asien. Studenten melden sich als Freiwillige für die „Durchdringung" Marokkos.

Weiter hat sich der junge Franzose dem Sport und dem Reisen ergeben. Bevorzugt wird derjenige Sport, bei dem es auf Disziplin und Einordnung oder auf Kühnheit ankommt. Und ist der junge Franzose von der Fremde zurückgekehrt, so fühlt er sich doppelt als Kind seiner Rasse und seiner Kultur; er steht dem Fremden alsdann doppelt fremd und feindselig gegenüber.

Am klarsten muß sich dieser Patriotismus aggressiver Natur bei der Frage von Elsaß-Lothringen kundgeben. „Ich hoffe," sagte ein Vertreter der alten Generation vor etwa zwanzig Jahren, „daß der Krieg von 1870/71 bald als ein weniger bedeutendes Ereignis aufgefaßt werde denn die Erscheinung des Cid oder einer Fabel La Fontaines". Der junge Franzose hat nichts vergessen und will nicht vergessen, sondern wieder wachrütteln. Für ihn handelt es sich vorderhand darum, ob die deutsche oder seine Kultur im Reichsland siegen werde — vorderhand. Eine trefflich und aufreizend redigierte Zeitschrift, die „Marches de l'Est", wissen dieser einen Saite immer vollere Töne abzugewinnen, sie werden nicht nur im Osten, sondern im ganzen Frankreich vernommen. Begabte Schriftsteller stellen ihr ganzes Talent in den Dienst der Vergeltungsidee, hierbei eifernd und lakaienhaft vom Reklamehelden Wetterlé bedient. Vereine wie die „Liga der jungen Freunde des Elsaß" propagieren die Revanche, laden Elsässer zu Vorträgen ein und suchen den Intransigenten im Reichsland die moralische Stütze zu geben. Das Theater führt ein antipreußisches Stück nach dem andern hundertmal auf, sei es noch so unkünstlerisches Machwerk. Die Statue der Stadt Straßburg prangt Tag für Tag in frischem Blumenschmuck.

Der alten Generation Vorbilder waren der Philosoph, der Wissenschaftler und der Ästhet; der jungen Generation Vorbilder sind Männer der Tat oder des tätigen Lebens. Immer neue Biographien über Michelangelo, Beethoven, Goethe

und vor allem Napoleon wirft der Buchhandel auf den Markt, und alle werden abgesetzt. Der Heroismus und die Heroenkultur haben das L'art pour l'art verdrängt. Man sucht Vorbilder, Stützen und Wegweiser; man will eine Kunst, die stärkt wie ein frisches Bad. Die Kunst muß gesund sein im Sinne Goethes, also klassisch. Der Satanismus eines Barbey oder eines Huysmans, die Stiche eines Rops werden verurteilt oder ignoriert. Die Helden Flauberts erscheinen dem jungen Franzosen als schreckliche Hirngespinste, aber eben als Gespinste oder als mit falscher Wissenschaft zusammengesetzte Automaten. Die Werke Anatole Frances werden nur noch ihres wunderbaren Stiles wegen gerühmt, der Dichter selber, sehr mit Unrecht übrigens, seiner Glaubenslosigkeit, seiner Lieblosigkeit und seiner ewig lächelnden Skeptik wegen getadelt. Nietzsche, dessen früheren Einfluß in Frankreich man nur unterschätzen kann, wird auch nicht mehr gelesen; man ist stark und kräftig geworden und hat die anspornende Peitsche dieses verstiegenen Romantikers nicht mehr nötig.

Selbst auf die Moral soll sich diese Wiedergeburt erstreckt haben. Ohne Zweifel, der klassische Bohémien des Quartier Latin ist im Aussterben begriffen und mit ihm die petite femme, die Enkelin der Grisette. Der junge Franzose zieht sich früh die Richtlinien, die ihn zum Ziele führen; er ist den provisorischen Zuständen, dem Schwankenden, Unbestimmten abgeneigt. Sein Leben wird diszipliniert, die anarchischen, regellosen Epochen vermieden. Um nicht der Versuchung einer gefährlichen liaison anheimzufallen, verheiratet er sich jung. Es gibt heute Franzosen, die schon mit fünfundzwanzig Jahren einen Hausstand gründen; einige sollen sogar Kinder haben. „Ein Verhältnis? — Das ist verlorene Zeit!"

Diese Abwendung von der sezierenden Wissenschaft, von den abstrahierenden Ideen und der Zweifelsucht mußte zum Glauben und zur Kirche zurückführen. Doch handelt es sich hier nicht um einen „modernistischen" Glauben oder irgendeinen verschwommenen Mystizismus. Wie das Leben, so soll auch der Glauben heute seinen festen Rahmen und sein Rüstzeug haben; beides war schon vorhanden, der junge Franzose hatte nur zum vollen und integralen Katholizismus zurückzukehren, und oft tat er es auch. „Die jungen Leute sind heute katholisch, wie sie Franzosen sind", das heißt ohne Überlegung, sondern rein aus dem Gefühl oder, um mit Bergson zu reden, aus einer Intuition heraus. Der Positivismus liegt in den letzten Zügen, Boutroux und Bergson haben ihn zur Strecke gebracht, unterstützt hierbei von einer stattlichen Reihe wirklich begabter religiöser Dichter. Nach Henri Poincaré, dem berühmten und unlängst verstorbenen Mathematiker, ist die Wissenschaft etwas ungleich weniger Reales als die Philosophie — wohlgemerkt die neue, mit der Intuition arbeitende Philosophie. Die Metaphysik ist wieder auferstanden. Es ist eine Metaphysik, die alles vom Standpunkt des Lebens aus betrachtet und die keine der streng wissenschaftlichen Methoden, dieser Errungenschaft der vorhergehenden Generation, verschmäht.

Von der Metaphysik bis zum Glauben war es nur ein Schritt. Das Bemerkenswerte hierbei ist, daß dieser Schritt zuerst von Vertretern der exaktesten Wissenschaft getan wurde, von Mathematikern und Physikern; von allen Gelehrten bekannten diese sich am leichtesten zum strengen Katholizismus. „Das Wunder bietet nichts Seltsames, denn es führt Größen ein, die wir nicht kennen."

Die Jugend folgte teils dem Beispiel, teils gab sie es selber. Ihr ist die Religion Realität und ein vitales Problem geworden, das das Leben selber stellt. Die Religion ist wohl vornehmlich Gefühlssache, um sie aber über das Niveau einer individuellen Laune emporzuheben, bedarf es einer festen, universalen, besser katholischen (= allgemein geltenden) Richtschnur. Diese ist die katholische Kirche.

Heute wird so ziemlich überall über den Parlamentarismus zu Gericht gesessen — der Katzenjammer über all die zuschanden gewordenen Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte. Auch das junge Frankreich findet an seinem Parlamentarismus und an den politischen Sitten wenig zu loben, dagegen vieles zu verdammen, hierbei unterstützt von allen offenen und heimlichen Gegnern der dritten oder überhaupt jeglicher Republik. Dies war am stärksten anläßlich der Jahrhundertfeier Rousseaus zu erkennen, den man weniger als Künstler, Philosoph und Schriftsteller, denn als Vater des Parlamentarismus wertete oder abschätzte. Eine große Gruppe junger Franzosen, mit Barrès an der Spitze, wiesen jede Gemeinschaft mit der Philosophie des „Bürgers von Genf" ab, da er der Anarchist des Gefühls und der Metaphysiker der „Menschenrechte" sei, dieser Basis aller Politik der Jetztzeit.

Doch ließen sich die jungen Franzosen der demokratisch-republikanischen Richtung von den Monarchisten beiderseitiger Schattierung hier nicht den Rang ablaufen. Sie stellten dem Anathema der Royalisten und Bonapartisten ihren Glauben an eine Republik entgegen, die auf einer starken, zentralen Autorität basiert, und in der der Parlamentarismus eingeschränkt, dafür die Macht der beruflichen Gruppierungen verstärkt sein soll. Es ist sicher, daß diesem Schrei nach Autorität die Wahl eines Poincaré zuzuschreiben ist, in dem das junge Frankreich einen seine Hoffnungen erfüllenden Präsidenten sieht.

Es würde hier viel zu weit führen, wollte man die verschiedenen neuen Anschauungen über den Staat, die in Frankreich immer festeren Fuß fassen, auch nur skizzieren. Doch mag erwähnt sein, daß die deutsche Auffassung von der Rolle des Staates, wie sie durch Schäffle, Wundt, Savigny, Roscher usw. definiert oder gebildet wurde, heute in Frankreich als falsch bezeichnet wird, hauptsächlich allerdings deshalb, weil sie vom Rhein herüber kam. Es ist ja sicher, daß der Friede zu Frankfurt die gleiche Wirkung, aber in entgegengesetzter Richtung, hatte wie der Westfälische Friede: wie damals das Prestige der französischen Theorien und Philosophie sich auch bei uns geltend machte, so das Prestige unserer Theorien in Frankreich nach dem großen Krieg. Hiergegen kämpft das junge Frankreich an, indem es teils ganz neue Gesichtspunkte aufstellt, teils die Tradition durch ein Bekennen zu Montesquieu und den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts wieder aufzunehmen versucht.

Das Bild des „jungen" Frankreich muß notgedrungenerweise im Umriß und in der Andeutung stecken bleiben. Ob es sich hier um Dauerndes handelt, ob um bloßes Strohfeuer, kann nur die Zukunft lehren. Ein Bergson, leider nicht ein Unparteiischer, urteilt hierüber wie folgt: „Ja, gewiß glaube ich an eine Art von moralischer Wiedergeburt Frankreichs; und was mir hierbei am stärksten auffällt, was mich für diese Wiedergeburt Gutes ahnen läßt, ist die Tatsache, daß sie kein bloßer Wandel von Ideen ist, sondern eine Umformung, oder besser eine wahre

Schöpfung des Willens. Der Wille aber ist schlechthin der Ausdruck des Temperaments, das heißt desjenigen, was am schwersten zu ändern ist. Von diesem Gesichtspunkt aus scheint mir die Entwicklung der gegenwärtigen Jugend wie eine Art Wunder." Man sieht, das junge Frankreich kann sich über das Urteil seines Philosophen so wenig beklagen wie dieser über die ihm vom jungen Frankreich dargebrachte Schätzung. Alexandre Ribot von der Académie française faßte seinen Eindruck von der jungen Generation in dieser Weise: „Die Generation, die emporwächst, gesellt zu einem wissensgierigen Suchen nach den Dingen des Lebens ein Vertrauen, das ihre Vorgänger nicht besaßen. Sie gibt sich nicht von vornherein als besiegt. Sie will ernsthaft und mit sich selber ehrlich sein. Man sagt auch, daß sie weniger zu dem Glauben neige, daß die Intelligenz allein für das Leben des einzelnen wie der Völker genüge. Es genügt nicht, alles zu verstehen, um zu Großem fähig zu sein. Diese Rückkehr der Vorliebe für moralische oder philosophische Doktrinen, die für das intensive Leben vorbereiten, diese Neigung, den Prüfstein einer Wahrheit darin zu erblicken, ob sie stark genug sei, um die Seele zur Tat zu bestimmen, all dies scheint mir eine Zeit zu verkünden, in der man lieber handeln denn reden wird."

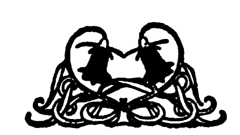
Jedem Franzosen ist das Bedeutendste dieser Wiedergeburt die Sehnsucht nach einem „Wiederaufrichten" der ganzen Nation; auch uns muß dies das Bedeutendste sein. Denn der Franzose glaubt seine Heimat verstümmelt, in ihrem Lebensmark bedroht und von Deutschland gedemütigt. Doch die junge Generation wird die Entsagung der Väter und die Schuld der Vorväter wieder wettmachen. „Frankreich hat seinen Stolz wieder gefunden!" ...



Mainacht · Von Alfred Helfferich

Maiwind und Mond bis an mein Bette;
Und manchmal kommt ein halber Schall:
Der Hund klirrt träumend an der Kette;
Dann still ... Und nur die Nachtigall!

Wölkchen, die süß vorm Mond hintreiben;
Und immer Wind in lauem Schwall
Durch die weiten, weit offnen Scheiben ...
Und ruhelos die Nachtigall.





Elisabeth Diakonoff

Das Tagebuch einer russischen Studentin

(Fortsetzung)

30. November.

Ich saß mit dem Buch in der Hand, aber las nicht. Meine Gedanken waren weit, weit weg — auf dem bevorstehenden Internen-Ball. Es klingelte; man klopfte an meine Tür. Pauline Decoursel trat ein.

Ich hatte sie im vorigen Jahr an der Sorbonne kennen gelernt. Schüchtern, zurückhaltend, mit dem feinen Gesicht einer Spanierin, ging sie im Korridor auf und ab und wagte es nicht, die Studenten nach dem Sekretariat zu fragen. Ich zeigte ihr den Weg und führte sie bis zur Tür.

Französische Studentinnen sind eine Seltenheit an der Sorbonne. Es interessierte mich, bei welcher Fakultät sie sei. So wartete ich an der Tür. Sie kam ganz verlegen, nur mühsam die Tränen verhaltend. Man hatte sie nicht einmal als freie Zuhörerin zugelassen. Da sie ihre Erziehung im Kloster erhalten hatte, fehlte ihr das Berechtigungszeugnis.

Wir kamen ins Gespräch, und sie erzählte mir ihre ganze Geschichte — über den Tod des Vaters, nachdem er beim Zusammenbruch der Argentinischen Republik sein ganzes Vermögen verloren hatte; wie sie dann mit der Mutter allein geblieben waren, ohne Mittel, allein trotz der großen amerikanischen Verwandtschaft, die in keiner Weise helfen wollte. Die große Lust zu lernen, dabei ohne die erforderlichen Mittel, veranlaßte sie, in die Association philotechnique einzutreten, wo ihre schriftstellerische Veranlagung von den Lehrern sehr herausgestrichen wurde. Man hatte ihr den Rat gegeben, sich weiter auszubilden; aber ihr Diplom genügte zum Eintritt in die Sorbonne nicht.

Ich gab ihr den Rat, das Abiturium zu machen und dann als immatrikulierte Studentin zu arbeiten. Sie hörte das an und schwankte sehr. Dann traf sie mich einmal zufällig im Frühling auf der Straße und teilte mir mit, daß sie den Entschluß gefaßt hätte, zum Abiturium zu arbeiten. Wir gaben uns gegenseitig die Adressen und besuchten uns dann lange nicht.

Jetzt kam sie zu mir, ganz erregt. Mademoiselle Naquet, die Vorsteherin der Vorbereitungskurse, hatte die monatliche Zahlung von 50 Franken nicht ermäßigen

wollen. Sie konnte nur 20 Franken zahlen. Für die fehlenden 30 Franken hatte sie in einer Schule zu unterrichten, in der Mademoiselle Naquet auch Direktrice war. Ihre schwache Gesundheit ließ diese doppelte Arbeit nicht zu; Mademoiselle Naquet machte ihr beständig Vorwürfe über die geringen Erfolge in der Arbeit und ging von ihren Bedingungen keineswegs ab. Und nun kam sie in ihrer Verzweiflung zu mir, — zu mir, der ausländischen Studentin.

Ich erschrak. In Moskau zahlen die meisten Studentinnen in den lateinischen Vorbereitungskursen von Madame Schamoni weniger als erforderlich. Mademoiselle Naquet, eine Feministin, Mitglied der Liga „Frauenrecht", konnte diesem armen begabten Mädchen nicht helfen! Was hätte es ihr ausgemacht, es umsonst in die Zahl der Schülerinnen aufzunehmen?

„Erfahren Sie, bitte, wo sich Mademoiselle Scholl vorbereitet hat, die jetzt Jura studiert ..."

„Armes Kind! Ich kenne Fräulein Scholl, sie ist das Kind reicher Eltern und hat Privatunterricht gehabt."

Auf dem mageren Gesichtchen von Pauline Decoursel tauchte Verzweiflung auf — jetzt war auch die letzte Hoffnung gewichen ... Und sie war völlig hoffnungslos.

„Warten Sie! Wollen Sie denn wirklich weggehen? Wir müssen für Sie etwas ausdenken ... Ich werde mich an meine Kommilitonen wenden, vielleicht werden sie helfen können. Leider kenne ich niemand in Paris, aber seien Sie nicht so verzweifelt!"

Und es gelang mir, diese schwarzen Augen wieder froh zu machen, und ihre mageren Händchen umklammerten meine. Sie ging ruhig fort ...

Ich schickte Berthier und Mademoiselle Scholl ein Telegramm und bat sie, morgen in dringender Angelegenheit zu mir zu kommen.

1. Dezember. Die Franzosen machen ihre Besuche nur nachmittags. Fräulein Scholl ließ nicht lange auf sich warten, obgleich sie weit wohnt. Um drei Uhr flog eine elegante, kleine, graziöse Dame, ganz Pariserin, in mein Zimmer.

„Ah, guten Tag, meine Liebe! Was brauchen Sie? Ich bin sehr, sehr froh, Ihnen helfen zu können!" zwitscherte sie, indem sie ihre Frisur vor dem Spiegel ordnete und den Hut zurechtsetzte.

Ich erzählte ihr die Geschichte von der Decoursel, in der Hoffnung, daß sie, die Tochter der Sekretärin der Liga „Frauenrecht", erzogen in den allerfortschrittlichsten Ansichten, Teilnahme für das Schicksal eines armen Mädchens haben würde.

Sie sah mich aufmerksam an und zuckte mit den Achseln.

„Was wollen Sie, meine Liebe? Fräulein Naquet hat vollkommen recht."

Ich traute meinen Ohren kaum.

„Ja, schämen Sie sich nicht, so zu sprechen? Sie studieren ja selbst. Haben Sie denn gar keine Teilnahme für dieses arme Mädchen?"

„O meine Liebe, Teilnahme hat hier nichts zu suchen. Wenn sie Geld hat, mag sie studieren; hat sie keines, so mag sie es lassen."

„Aber die ist ja kein mittelmäßiges Wesen — sie hat schriftstellerisches Talent. Vielleicht wird sie Schriftstellerin, Journalistin ..."

„Ist sie hübsch?"

„Was für eine Frage!"

„Sehen Sie, wenn Ihr protegée sich mit Journalistik befassen will, so muß sie vor allem ein gutes Äußere haben, den Männern zu gefallen verstehen, den Mitgliedern der Redaktion, dem Redakteur. Und vor allem darf man nicht — zu moralisch sein. Nur dann kann sie Erfolg haben. Sonst wird sie ganz an die Wand gedrückt. Es gibt eine Menge schriftstellernder Frauen."

Ich bat um Entschuldigung, daß ich sie unnütz bemüht hatte.

„Es schadet nichts", zwitscherte Fräulein Scholl. „Ich bin sehr froh, Sie zu sehen. Übrigens — meine Mutter lädt Sie zu uns ein. Alle zwei Wochen empfangen wir am Donnerstag Frauenrechtlerinnen. Ich werde Ihnen noch eine Karte schreiben."

Und nachdem sie noch eine Viertelstunde über Vorlesungen, Wetter usw. gesprochen hatte, fuhr sie nach Hause.

Dann kam André mit einem Kommilitonen Demitre, den ich flüchtig kenne. Aus der Pension, in der ich zu Mittag esse, kam auch ein Student, ein ernster, nachdenklicher Jüngling, der sich gleich bereit erklärte, ihr Mathematikstunden umsonst zu geben; Demitre und André wollten auch tun, was in ihren Kräften stand.

Ich beruhigte mich ein wenig.

Beim Abendessen erzählte ich Muratows, als wir gemütlich russisch plauderten, über Clarences Salon und die dortige Gesellschaft. Ich dachte, daß Muratow als Schriftsteller dafür Interesse haben würde. Aber plötzlich berührte mich die Bemerkung seiner Frau: „Wie kann Sie das interessieren?" wie kaltes Wasser. Ich fühlte, daß ich eine große Dummheit begangen hatte.

Frau Muratow sagte kein Wort mehr. In meiner Verlegenheit suchte ich ein neues Gespräch anzuknüpfen, fragte, wie das neue Kleid gelungen sei. Sie blieb aber einsilbig.

2. Dezember. Ich lese Lermontow; besonders liebe ich sein Gedicht „11. Juni 1831".

Ich habe kein Selbstbewußtsein, keinen Ehrgeiz. Ich bin nicht ruhmsüchtig, aber ich würde viel darum geben, um mit dem Dichter sagen zu können:

„Denn du, mein Engel, wirst
Mit mir nicht untergehn: dich gibt befreit
Einst meine Lieb' zurück der Ewigkeit,
Mit meinem Namen nennt man dann auch dich,
Denn Tote trennen, nein, das tun sie nicht."

Ich fühle in mir etwas, das ich in Worten nicht auszudrücken vermag, vielleicht wäre aus mir unter anderen Bedingungen etwas anderes geworden — jetzt weiß ich: aus mir wird nichts ...

O, wenn er mich liebte! Wenn auch nur eine Stunde lang, einen Augenblick. Es würde für mich ein neues, besseres Leben beginnen. Er würde ein Wunder wirken, einem Menschen ein neues Leben geben.

3. Dezember. Es war heute ernster bei Clarence als gewöhnlich. Henry erzählte über den Tod des jungen Künstlers Monnier; ich hatte nur den Nachruf in der Zeitung gelesen.

Er war ständiger Gast an Clarences Nachmittagen und mit vielen Besuchern befreundet gewesen.

Jedem neuen Gaste teilte Clarence mit ernstem Gesicht die betrübliche Nachricht mit, und das Gespräch drehte sich ausschließlich um den Tod.

Und daraus erfuhr ich, daß es ein schöner Jüngling gewesen war, der mit sechsundzwanzig Jahren an der Schwindsucht gestorben war. Er hatte sie sich durch seine gleich unersättliche Gier nach Arbeit, wie nach Lebensgenuß zugezogen.

Es war merkwürdig, Clarence ernst zu sehen. Ich bin so gewohnt daran, sie immer lachen zu sehen — ich dachte, sie würde es nicht durchführen können und zu lachen beginnen. Aber sie blieb ernst.

„Ich sagte ihm im Juli: ‚Hören Sie, mein Lieber, was fangen Sie mit sich an? Wollen Sie sterben?‘ Und wissen Sie, was er antwortete? — ‚Es geht Sie nichts an.‘“

„Ah, guten Tag, Leßner; was macht — ‚das kupferne Blümchen‘?“ wandte sie sich an einen jungen Menschen, den ich bislang noch nicht getroffen hatte.

Er grüßte höflich nach allen Seiten, setzte sich dann an den Kamin und sagte: „Sie ist sehr niedergeschlagen ... im Grunde genommen trägt sie ja auch mit die Schuld an seinem Tode. Anstatt ihn von dieser Lebensweise abzuhalten, bestärkte sie ihn noch darin. Ja man könnte fast sagen, daß sie ihren Bräutigam getötet hat.“

„Wer ist das ‚Kupfer-Blümchen‘?“ fragte ich Clarence leise.

„Sie ist meine Freundin und war die Braut des Verstorbenen.“

Ein anderer erzählte von den letzten schweren Eindrücken, wie das Atelier des Künstlers hatte geräumt werden müssen, wie man die Bilder, Skizzen verschleudert hatte.

„Er hat es wie absichtlich getan; er wußte, daß sein Organismus solch ein Leben nicht würde ertragen können: er schlief drei Stunden am Tage“, sagte Clarence mit Unwillen.

„Dann sind Sie also gegen solch ein Leben?“

„Natürlich; es ist uns nicht dazu gegeben, daß wir es töricht von uns werfen. Ich bin gegen den Selbstmord. Das ist Sünde; wir dürfen aus diesem Leben nicht freiwillig gehen, da wir hier für unsere Sünden zu büßen haben.“

„Übrigens, Clarence, legen Sie mir, bitte, die Karten!“ bat ein etwas kleiner Herr mit grünlichen Augen, indem er sich faul von seinem Platze erhob.

„Kommen Sie ins Schlafzimmer!“ sagte Clarence bereitwillig, und zu den Gästen gewendet sagte sie: „Verzeihen Sie, ich verlasse Sie: wir müssen uns zur Konsultation isolieren.“

Ich sah ihnen erstaunt nach: „Ist das wirklich ernst?“

„Ja, ganz ernst, Fräulein“, bestätigte Henry. „Clarence deutet herrlich ... erstaunlich richtig. Haben Sie von ihren Talenten nicht gehört? Sie beschäftigt sich auch mit Chiromantik und ist eine ausgezeichnete Physiognomistin.“

„Ach ja — Madame Tessier hat mir ja auch davon erzählt. Meiner Ansicht nach ist dies alles Unsinn — Phantasterei!“

„Wieso Phantasterei?! Hören Sie nur, Dérissé, Fräulein Diakonoff glaubt nicht daran, daß man den Menschen nach den Linien der Hand bestimmen kann.“

„Natürlich kann man es“, sagte Dérissé, warf sich im Stuhl zurück und hatte nur noch Augen für die ihm gegenüber sitzende Frau Mongé.

„Ich bleibe dabei, es ist Unsinn! Übrigens sagte mir einmal ein Fräulein, ich hätte eine so eigentümliche Linie, daß sie nichts damit anfangen könne.“

„Nun, zeigen Sie ... Ja, Sie haben sehr eigentümliche Linien; sehen Sie — nicht wie bei uns anderen.“

Alle zeigten ihre Handflächen, verglichen sie — meine Hand hat eine ganz andere Linienführung.

„Ja, ist es so?“ fragte ein brünetter Herr in Uniform mit einer gutmütigen, freundlichen Physiognomie.

Bei Clarence sieht man immer wieder neue Gesichter. Es verkehren sehr viele bei ihr, und dieser Herr war wahrscheinlich von einem der Freunde eingeführt worden.

„Sie glauben es nicht, Mademoiselle,“ sagte Dérissé, „und werden die Beweise doch erfahren. Dieser junge Mann ist zum erstenmal hier. Clarence kennt ihn nicht; ich dagegen sehr gut. Und Sie werden sehen, wie sie ihn ausgezeichnet charakterisieren wird.“

Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, Dérissé und die Freunde waren ernst, und als Clarence eintrat, ergriff er sie wie ein kleines Kind und drückte sie in den Stuhl.

„Jetzt werden wir Sie erforschen.“ Clarence lachte.

„Gut, gut! Treten Sie näher, junger Herr! Geben Sie Ihre Hand!“

Sie nahm seine Hand in ihre, hielt sie eine Minute, sah seine Linien an, berührte seinen Nacken und sagte:

„Sie sind von jungen Eltern gezeugt. Sie haben einen positiven Charakter, doch haben Sie nicht wenig Sentimentalität; im Zorn sind Sie sogar grausam.“

Auf dem Gesichte des jungen Mannes sah man Erstaunen.

„Richtig, richtig!“

„Ihre Gesundheit ist ausgezeichnet. Sie lieben Frauen, — ach, wie Sie sie lieben! Ihre Jugend ist mit viel Kampf verbunden gewesen, mit viel schweren Prüfungen. Doch erwartet Sie ein fröhliches, heiteres Alter.“

Das Gesicht des Jünglings erhellte sich.

„Das ist gut. Ich habe wirklich eine sehr schwere Jugend gehabt.“

„Sie sind eigensinnig, aber im allgemeinen sehr gutmütig. Das ist alles, was ich sehe ... vielleicht ist da noch mehr — nur erkenne ich es nicht.“

Und Clarence sprang von ihrem Stuhl.

Dérissé sah mit Stolz auf sie.

„Was? Ich kenne ihn wie mich selbst. Haben Sie sich jetzt überzeugt?“

Der Offizier schüttelte den Kopf zufrieden: „Es ist erstaunlich, wie Sie das erkennen.“

„Sehen Sie sie an und sagen Sie etwas von ihr, Clarence!“ sagte Dérissé.

Ich war erstaunt, überrascht über das, was Clarence dem Offizier sagte. Plötzlich saß sie auf der Lehne meines Stuhles.

„Sie haben Charakter; doch kann man Sie mit Güte beherrschen", sagte sie, ohne mich anzusehen.

Ich war erstaunt, wie richtig Clarence das Tiefste meines Wesens getroffen hatte.

„Sie haben einen analytischen Verstand ... o, Sie analysieren alles!" sagte Clarence.

„Ja, es ist richtig", bestätigte ich.

„Sie sind nicht sensibel, nein ... wenn Sie lieben, so werden Sie es nur geistig tun."

Wie gut, daß man nicht bestimmen kann, wen ich liebe!

„Sie träumen von einer weiten Reise."

„Wie wissen Sie das?! Ich habe viel an eine Reise nach Neu-Seeland gedacht, da die Frauen dort politische Rechte haben ..."

„Ja, ich habe das erkannt. Glauben Sie jetzt daran, daß man die Menschen nach den Gesichtern, den Linien der Hand bestimmen kann? Geben Sie mal Ihre Hand!"

Mir fiel ein, daß meine Hand einen anderen Charakter hatte, als die der anderen Menschen, und die Angst, etwas Schreckliches, Ungeahntes zu erfahren, erfaßte mich plötzlich.

„Nein, nein! Ich werde sie nicht zeigen."

„Ja, Sie glauben ja doch nicht daran! Geben Sie sie!" beharrte Clarence.

„Nein, ich gebe sie nicht; ich soll eigentümliche Linien haben ..."

„Nun gut, ich werde Ihnen nichts sagen, ich werde sie nur anblicken."

Und sie nahm meine Hände. Ich sah sie an und zitterte vor dieser unheimlichen, schrecklichen Frau, der das ganze Wesen des Menschen offen vorlag.

Ich ging früher als gewöhnlich weg.

5. Dezember. Danet hatte längst die Absicht, mich zu besuchen. Als er mich in den Vorlesungen sah, fragte er, wann er mich treffen könnte. Aber er kam immer nicht.

Ich wusch mir heute das Haar, trocknete es und ließ es über die Schultern hinab. Weich und lang bedeckte es mich und rieselte wie Seide über die Schultern.

Danet kam.

„Guten Abend, liebes Fräulein ..." Er stockte und sah mich mit Entzücken an.

„Was für Haare! Gott, was für Haare! Ich habe es gar nicht vermutet ... diese Schönheit!"

Er vergaß, seinen Mantel abzunehmen, stand mitten im Zimmer und freute sich an mir.

„Er ist in meinen Händen", dachte ich. Ich ging zum Spiegel, nahm meinen großen Rembrandthut, setzte ihn auf und drehte mich langsam um. Ich weiß, er steht mir so gut, sein künstlerisches Empfinden muß dadurch angeregt werden.

Danet war sichtlich überrascht.

„Ach, wie sind Sie schön! ... wie ein Bild! Wenn man Ihnen ein Peplum

umwerfen könnte, und dazu die offenen Haare — ich als Römer neben Ihnen. Das wäre ausgezeichnet. Was für einen Effekt würde das geben! Hören Sie — wir fahren zusammen auf den Internenball. Ich werde Ihnen noch heute ein Kostüm entwerfen. Bei mir zu Hause kann man es Ihnen nähen."

Ich schwieg absichtlich.

„Wollen Sie? Ich will für Sie alles, alles tun. Erlauben Sie es mir nur, Sie so zu sehen ... Was für herrliche Haare! Ich habe nie so schöne gesehen ... Warum schweigen Sie? Sollen wir zusammen auf den Ball fahren, ja? Es wird ja wirklich sehr interessant sein. Es wird Ihnen solch eine Gelegenheit nicht wieder geboten werden."

„Fahren wir", sagte ich langsam, und ich sah ihn an mit einem Blick, den er deuten konnte, wie er wollte.

Er küßte meine Hand leidenschaftlich.

„Jetzt wollen wir Tee trinken, russischen Tee mit Zitrone. Sie haben ihn so noch nie getrunken? Versuchen Sie ..."

Meine ganze Seele freute sich; so sollte ich ihn wiedersehen ... auf dem Internenball! Ich werde ihn wiedersehen. Und ich kokettierte mit Danet und erlaubte ihm, meine Haare zu küssen. Nur durch ihn konnte ich ja auf den Ball gelangen, und je mehr er sich an mir berauschte, desto sicherer war es ja, daß er für mich alles tun würde ...

7. Dezember. Gestern erhielt ich für Decoursel einen Brief von dem Redakteur der Zeitung „Vernunft". Sie ging hin, der Redakteur konnte nichts für sie tun und gab ihr zwei, drei Adressen. Sie ist überall gewesen, alle zeigen ihr Teilnahme, und doch können sie nichts tun. Sie haben keine Zeit. Ich geriet in Verzweiflung, ja selbst als Danet mit den Kostümentwürfen und Stoffproben kam, konnte ich ihm gar keine Freude zeigen.

Ein Klingeln ... Ich hörte im Vorzimmer Berthiers Stimme: „Ist das Fräulein zu Hause?" Ich steckte alle die Proben, die Zeichnungen rasch in Danets Tasche.

André flog strahlend herein.

„Ich habe die Sache geordnet! Ich habe einen Lehrer gefunden! Er ist bereit, für 20 Franken im Monat Stunden in den alten Sprachen zu geben und französische Aufsätze zu korrigieren. Es ist mein früherer Lehrer; ein ausgezeichneter Pädagoge. Hier ist seine Adresse. Schreiben Sie ihm rasch."

„Ja, ist denn das wirklich wahr?!" Und nur Danets Anwesenheit hielt mich davon ab, André um den Hals zu fallen. So beschränkte ich mich darauf, ihm beide Hände entgegenzustrecken.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll!"

André sah, daß er nicht allein war, und wollte deshalb nicht bleiben.

„Ich bin nur auf einen Augenblick gekommen, um Ihnen das zu sagen; ich eile in die Bibliothek. Auf Wiedersehen!" Er drückte Danet die Hand; ich begleitete ihn in den Korridor.

„Für Sie, für Sie habe ich es getan!" flüsterte er und umarmte mich. „Der Page hat seine Aufgabe erfüllt ... bitte jetzt den Lohn ..."

Ich fühlte, wie seine Augen in der Dunkelheit leuchteten, ich nahm seinen Kopf und drückte meine Lippen auf seinen Mund, lange, lange ... dann befreite ich mich von seinen Umarmungen und schloß die Tür hinter ihm.

Danet zeichnete unterdessen die Einzelheiten des Kostüms.

„Wie hübsch es wird!“ sagte er.

Ich hörte zerstreut zu und überlegte, wie ich Pauline schreiben soll, wann ich sie wiedersehen werde.

„Wann ist der Ball?“

„Den 16. Dezember.“

Ach, wie lange muß ich noch warten, wie lang! Ich glaube, ich erlebe diesen Tag nicht. Als Danet weggegangen war, nahm ich s e i n e n letzten Brief und sah auf diese kurzen, trockenen Gedanken.

Ich werde ihn dort sehen! ich werde ihn finden! Die Augen der liebenden Frau werden ihn unter Tausenden herausfinden und aus jeder Verkleidung.

1 0. D e z e m b e r. Ich habe mich allmählich an die freie Atmosphäre in Clarences Salon gewöhnt. Einige Worte sind mir immer noch unverständlich. Aber die Offenheit, die Kühnheit befremden mich nicht mehr. Ich finde es sogar originell — alle sprechen, wie sie denken, alle sind wahr, Mißverständnisse kommen überhaupt nicht vor. Und diese Jugend ist ja nicht schlechter als diejenige, die in der Gesellschaft den jungen Mädchen nur „Zensurerlaubtes“ mitteilt.

Es interessiert mich, diese Männer kennen zu lernen. Clarence sagte mir lachend, daß sie sich nirgends so frei benehmen, wie bei ihr. Um so besser. Dann lerne ich die Männer kennen, wie sie wirklich sind. Für uns ist es ja sonst unmöglich, in unserer bürgerlichen Sphäre, ähnliche Beobachtungen zu treiben.

Der Bildhauer tänzelt viel um mich herum. Übrigens paßt dieses Wort nicht zu seiner ungeschickten Figur.

„Wie sind Sie hübsch! Sie sind ja für die Kunst wie geschaffen ... Man kann mit Ihnen viel anfangen“, sagte er auf russisch und setzte sich neben mich.

„Hören Sie, bitte, auf; diese Komplimente sind langweilig“, antwortete ich.

„Es ist Wahrheit, es sind keine Komplimente. Ich bewerte Sie von einem künstlerischen Standpunkte. Haben Sie nie ein Korsett getragen?“

„Nein.“

„Das sieht man Ihnen an. Sie sind nicht entstellt, wie die meisten Frauen. Wollen Sie mir einmal sitzen? Ich werde eine feine Büste machen — eine Statue und werde sie Ihnen schenken, natürlich ...“

„Was den Kopf anbetrifft, so bin ich einverstanden.“

„Aber sonst, ganz?“

Ich sah ihn streng an.

„Warum denn nicht?“ fragte Karsinsky, gar nicht eingeschüchtert.

„Darum — weil solch ein Vorschlag ...“

„Gott! Und dabei halten Sie sich noch für eine fortschrittliche Frau! Das ist auch eine Entwicklung! Was erscheint Ihnen denn dabei unanständig, wenn Sie mir Modell stehen? Und dabei begeistern Sie sich für Statuen, Bilder, wo nackte Körper dargestellt sind? Es kommt ja fast darauf heraus, daß es verächtlich ist,

Modell zu sein. Und warum dann die Phrasen über die Achtung jeglicher Arbeit?“ sagte Karsinsky plötzlich ernst und überzeugt, wie ich es nie von ihm erwartet hatte, und Verachtung klang in seiner Stimme durch.

Was sollte ich ihm erwidern? Ich fühlte, daß er recht hatte; wenn ich wahr gewesen wäre, hätte ich es zugegeben, aber dieses Vorurteil der Gesellschaft liegt uns doch zu sehr im Blute. Ich schwieg daher.

„Was? wissen Sie wirklich keine Antwort? Ihre Erziehung trägt die Schuld daran. Von Kind auf hat man Ihnen die Begriffe ‚anständig‘ und ‚unanständig‘ eingeprägt, und trotz aller Ihrer Bildung, Ihrer sozialen Ideen drehen Sie sich doch in dem Kreise ganz abgelebter Begriffe. — Unanständig, nackt Modell zu stehen! Warum? Ja, Ihre Absage ist im Grunde unmoralisch; Sie setzen bei dem Künstler, wenn Sie nackt vor ihm stehen, unreine Vorstellungen voraus. Und doch ist kein Blick reiner als der, mit dem der Künstler sein Modell umfängt: wir sehen ja dann die Frau als göttliche Erscheinung, als reine Schönheit, die es nachzuschaffen gilt. Wir empfinden dabei nichts als reine Begeisterung. Wieviel Modelle habe ich gesehen: glauben Sie mir, halbbekleidete Frauen sind viel unmoralischer als nackte Modelle. Auf Bällen entblößen Sie sich auch, aber nur so weit, um die Neugier der Männer zu erregen. Aber Modell stehen — ach, wie kann man das! Oh, wie widerlich, wie gemein ist diese Philistermoral!“

Und Karsinsky stand schwerfällig auf, stieß dabei an den Stuhl und ging an das andere Ende des Zimmers.

Ich schämte mich. Und trat dann auf ihn zu.

„Hören Sie ...“

Er hob den Kopf. „Nun?“

„Ich wollte Ihnen sagen, seien Sie nicht so scharf; auch das Ungewöhnliche spielt hier eine Rolle.“

„Gut — an das Ungewöhnliche kann man sich gewöhnen. Ich habe Sie in mein Atelier aufgefordert, um Ihnen die Belinskysche Büste zu zeigen. Kommen Sie, ich werde Ihnen seine Maske zeigen und einen Brief seiner Tochter ... Werden Sie kommen, ja?“

Ich versprach es.

12. Dezember. „Hoffentlich haben Sie es nicht vergessen, daß wir zweimal im Monat am Donnerstag Feministinnen bei uns empfangen“, las ich heute auf einer eleganten blauen, goldumrandeten Karte. Es war die Handschrift von Fräulein Scholl.

Eine Absage war unmöglich. Ich hatte damals nicht abgesagt, jetzt hätte sie mein Nichtkommen leicht als Unhöflichkeit auslegen können, auch vielleicht als Unwahrhaftigkeit, daß ich mich für Feministinnen interessiere und dabei die Gelegenheit, sie kennen zu lernen, nicht benutze.

Ich hatte weit zu fahren — hinter Sacré Cœur. Scholls leben im dritten Stock in einem der zahllosen Häuser, die sich die unendlich lange Straße von Montmartre an herunterziehen.

Der große Salon im Stile Louis XV. war voll von Möbeln und allerlei Kleinigkeiten. Die großen Fenster waren mit Spitzengardinen und schweren Seiden-

draperien so dicht behängt, daß das Tageslicht kaum hineindrang. In dieser Dämmerung sahen die Frauen jünger und interessanter aus.

Als ich in den Salon eintrat, waren außer Fräulein Scholl und ihrer Mutter vier Damen anwesend: eine schlanke junge, zwei alte und eine in dem nicht zu bestimmenden Alter — wie es sich so häufig in Paris findet, wenn die gefährlichen grauen Haare die Wahrheit nicht verraten.

Der einzige anwesende Herr erwies sich als ein bekannter Journalist, dessen Name durch seine Verteidigung weiblicher Rechte mir bekannt war — Olivier Darcus.

Alle Damen waren tadellos gekleidet — wie es ja hier bei allen, von der Weltdame bis zur Wäscherin, üblich ist.

Fräulein Scholl stellte mich ihrer Mutter vor, einer älteren Dame mit dem typischen Gesicht der Engländerin. Sie sprach trotz ihres langen Aufenthalts in Frankreich das Französische mit englischem Akzent. Dann erfolgte die Vorstellung der übrigen Gesellschaft.

Und zum hundertstenmal, seitdem ich in Paris bin, mußte ich wiederholen, daß in Rußland die juridische Fakultät Frauen nicht zugänglich, daß ein Frauenadvokat undenkbar ist, daß diese Fragen erst eben aufkommen.

Aber jetzt war ich im Salon von Feministinnen, sie verhielten sich ernster dazu. Die zwei alten Damen mit einem Stoß Zeitungen auf dem Schoß stürzten sich mit Fragen auf mich.

„Ist es wirklich wahr, daß die verheiratete Frau unabhängig vom Gatten ist? Ist es wahr, daß sie ihr Vermögen selbst verwaltet und eigene Unterschriften gibt?“

„Gewiß.“

Ich weiß es, daß die Frau in Frankreich als selbständiges Wesen eine Null ist; obgleich es mir leid tut, es den Französinnen so gerade ins Gesicht zu sagen. Wir haben uns in Rußland ja schon längst daran gewöhnt.

„Ach, bei uns ist nichts Ähnliches!“ seufzten die Damen.

„Ja, wir beschäftigen uns speziell mit dieser Frage — wir haben eine eigene Fraktion“, sagte die junge Dame und zeigte auf ihre Nachbarin, eine der älteren Damen.

„Und gehen Ihre Arbeiten gut vorwärts?“

„Unter den Frauen — ja. Damit die Sache aber durchgeht, muß sie unbedingt in die Deputiertenkammer gelangen. Nun, die Männer werden ja das Projekt nicht durchgehen lassen. Die meisten Deputierten sind verheiratet. Die Frauen haben die Aussteuer — wie sollten da die Männer gegen ihre eigenen Interessen stimmen? Ach, wenn Sie wüßten, wie kläglich das Los der Frauen in Frankreich ist!“

„Es ist bei uns kaum leichter! Glauben Sie nicht, daß die Frau in jedem Fall so unabhängig dasteht. Die Schwester zum Beispiel ist immer gegenüber dem Bruder in Erbangelegenheiten im Nachteil.“

„Wie ist das möglich?!“ riefen alle mit Unwillen. „Ist die Tochter nicht auch Kind ihrer Eltern mit demselben Rechte?“

Ich mußte ihnen erklären, daß bei uns sowohl im Gesetz, als auch im größten Teil der Gesellschaft der Unterschied zwischen Söhnen und Töchtern festgehalten wird.

Das Erstaunen und der Unwillen der Anwesenden kannte keine Grenzen. Sie hatten ganz vergessen, daß sie erst eben die russische Frau beneidet hatten. Die Ungerechtigkeit in bezug auf die Kinder, in der Erkenntnis, wie schwer der Frau der Kampf ums Dasein fällt, drängte aus ihrer Vorstellung die Annehmlichkeiten und Vorrechte der verheirateten Frau ...

Es war ja nichts Erstaunliches dabei: die meisten der anwesenden Frauen hatten Kinder, und der Instinkt der Mutterliebe ließ den Unwillen über eine Ungerechtigkeit den Kindern gegenüber größer erscheinen, als gegenüber der Ungerechtigkeit gegen die eigene Person.

Jetzt griff die Dame von unbestimmbarem Alter, die bisher geschwiegen hatte, ins Gespräch: „Wissen Sie schon, Margarete Duremberg hat billige Wohnungen für Arbeiterinnen eingerichtet. Ich bin da gewesen — es ist sehr, sehr nett: die Zimmer, das Essen — sehr billig und gut. Sie tut es, um sie vor Verkommenheit zu schützen. Paris ist so unsittlich. Und dann, glaub' ich, möchte sie sich der jungen Damen annehmen," dabei wandte sie sich an mich und lächelte, „die nach Paris zu Studienzwecken kommen und sich hier nicht zu orientieren verstehen."

„Da muß ich widersprechen", warf Fräulein Scholl ein. „Margarete Duremberg ist sicher nicht dazu berufen, den Studentinnen behilflich zu sein."

„Wieso! Warum nicht?"

Ich bemerkte, wie Fräulein Scholl sich näher zur Mutter setzte. Der Journalist sah sehr interessiert aus. Die alte und junge Dame blätterten eifrig in den Zeitungen. Auf Fräulein Scholls Gesicht zeigte sich einige Verlegenheit: „Weil es ganz bekannt ist — wer Margarete Duremberg ist."

„Ich verstehe nichts ... Was wollen Sie damit sagen? Meiner Ansicht nach ist es einfach eine reiche Frau, Herausgeberin der Zeitung ‚Frauenrecht'."

„O nein, Duremberg hat gar kein Vermögen!" sagte Fräulein Scholl lebhaft.

„Wie kann sie dann so etwas gründen?" fragte ich.

„Sehen Sie?" sagte Fräulein Scholl der Dame. „Wie soll man es diesem jungen Fräulein mitteilen, wer Margarete Duremberg ist?"

Die zuckte mit den Achseln.

„Nun, was ist denn dabei Besonderes? Ganz Paris weiß es, daß Margarete Duremberg, die frühere Schauspielerin, die Mätresse von Rotschild ist."

„Wa—as?!" rief ich mit Entsetzen. „Das ist ja eine Herabwürdigung des französischen Feminismus, daß die größte Zeitung von einer Dirne herausgegeben wird!"

„Da haben Sie", sagte Fräulein Scholl, „die Wirkung auf ein einfaches Gemüt ... Ja, mein Kind, ich bin mit Ihnen einverstanden — und deswegen habe ich mit ihr nichts zu tun und halte die Zeitung ‚Unser Recht' ..."

Die Miene des Journalisten zeigte lebhaften Widerspruch, aber er schwieg und folgte nur aufmerksam dem Gespräch.

Die Dame errötete: „Sie haben kein Recht, sie eine Dirne zu nennen und als Schande des Feminismus zu bezeichnen. Worin liegt hier das Gemeine? Sie erhält das Geld von einem reichen Manne und stellt es in den Dienst der Wohltätigkeit. Das ist gut und edel. Die anderen machen nicht einmal das."

„Ich bin erstaunt über Ihre Strenge", sagte endlich der Journalist. „Ich kenne die Geschichte der Gründung dieser Zeitung und Margarete Duremberg persönlich. In der Dreyfußaffäre brauchte Rotschild eigens ein Organ, um Propaganda zu machen. Der Feminismus war eine neue Erscheinung — daher benutzte er ihn. Margarete Duremberg ist eine sehr vernünftige Frau, sie spricht ausgezeichnet und schreibt vortrefflich; es ist verständlich, daß ihr die Leitung anvertraut wurde. Daß sie Mätresse ist, hindert sie keineswegs, fortschrittliche Frau zu sein. Und dann — haben Sie es vergessen, daß gerade solche Frauen zu allen Zeiten die fortschrittlichsten waren? Denken Sie doch an Aspasia, Ninon de Lenclos ..."

„Nun, darin liegt ja der Fortschritt, daß unser heutiges Publikum auf Aspasia, Ninon de Lenclos verzichtet", sagte ich aufgebracht darüber, daß die Anschauungen der Dame in der Person des bekannten Journalisten noch einen Verteidiger gefunden hatten. „Schämen Sie sich nicht, so zu sprechen?! In unserer Zeit müßten die Begriffe über Sittlichkeit etwas höher sein, als zur Zeit der athenischen Hetären ... ja, die ganze Gesellschaftseinrichtung ist eine andere."

„Ja, ja, ja!" stimmte Fräulein Scholl bei.

„Nun, nun," besänftigte Darcus, „warum diese Strenge? Wichtig ist das Resultat, nicht die Voraussetzungen. Was soll man denn anfangen — alle reichen Frauen in Frankreich sind Amerikanerinnen und geben ihr Geld Gott weiß wofür aus. Neulich kamen in der Kirche des heiligen Thomas von Aquino 20 000 Franken zusammen zur Verbesserung der Missionarsgagen."

„Ich habe es ja längst gesagt," rief die Dame leidenschaftlich, „daß andere nicht einmal das tun! Darum muß man den Edelmut und die Freigebigkeit von Margarete Duremberg anerkennen."

Ich war empört über diese blinde Nachsicht. „Nun gut. Das mag sein. Wie bringen Sie das aber zusammen: Margarete Duremberg baut ein Haus für junge Mädchen zum Schutz gegen die Versuchungen von Paris ...?"

„Das geht uns nichts an. Wenn sie Gutes tut, mag sie es tun —"

„Nein, darum handelt es sich nicht, sondern — eine Frau, die sich selbst verkauft hat, maßt sich das moralische Recht an, armen Frauen eine Stütze in der Sittlichkeit zu sein. Es kommt ja heraus, als könnte man sich für einen hohen Preis verkaufen, für einen geringen nicht, — das ist unmoralisch!" fügte ich spöttisch hinzu.

„Bravo, bravo!" riefen Mutter und Tochter Scholl. Der Journalist lachte beifällig.

Die Dame erhob sich.

„Wenn der Streit solch eine Wendung nimmt, so werde ich ihn nicht fortsetzen. Au revoir, liebe Madame Scholl, Mademoiselle, Monsieur!" grüßte sie. „Ich habe noch einige Besuche zu machen. — Ihnen aber, Fräulein, rate ich, Ihre

Gedanken weniger laut auszusprechen, zumal Ihre Gedanken über Margarete Duremberg. Es könnte bis zu ihr dringen. Diese kluge Frau kann sich an Ihnen rächen, Ihnen schaden ... mit einem Wort: Seien Sie vorsichtig! Auf Wiedersehen." Mit schadenfrohem Lächeln verließ sie das Zimmer.

„Wer ist die Dame?" fragte ich Darcus.

„Ich weiß es nicht. Ich sah sie hier zum erstenmal."

„Es ist Frau Dusceau, sie ist vor kurzem in die Liga des Rechts eingetreten", erklärte Fräulein Scholl.

Ich wollte den eigensinnigen Darcus auch überzeugen.

„Nun gut, Sie sagen: die Duremberg hat das Recht zu handeln, wie sie will. Würden Sie es zulassen, daß sie den Studentinnen ihre Hilfe anbietet? Keine einzige von uns würde sich dazu bereit erklären, sich zu verkaufen, und doch würden wir einverstanden sein, das Geld von der Frau anzunehmen, die es durch den Verkauf ihrer eigenen Person erhält? ... Das hat noch gerade gefehlt, daß die Pariser Kokotten den studierenden Frauen Häuser bauen! Wie denken Sie darüber — wäre das nicht etwas — gemein?"

Darcus klopfte mit den Fingern nervös auf den Tisch.

„Es ist ja wohl etwas ... merkwürdig", sagte er.

Ich und beide Scholls triumphierten.

„Also sind Sie doch mit uns einverstanden?"

„Nein. Sehen Sie — wenn man im Syllogismus an Stelle der ersten Prämisse einen Kompromiß setzt, wird er sich auch zum Schluß zeigen.

„Gut, dann würde ich auch nicht um solche Kompromisse mit dem Gewissen einzugehen, die Studentinnenwohnungen von Madame Duremberg beziehen", sagte Fräulein Scholl.

„Vielleicht kennen die ausländischen Studentinnen ihren Ruf nicht einmal!" sagte ich.

„Nach den Statuten müssen die Präsidentin und die Mitglieder des Komitees Französinnen sein", sagte Fräulein Scholl. „Ich kenne die Präsidentin der Orelia — sie hat zahllose Bekannte. Sie ist Pariserin und muß es wissen, wer Madame Duremberg ist. Auch bestätigte sie, daß die Mitglieder ebenfalls darum wissen. Einerseits würde ich als Feministin gern an der Fürsorge für Studentinnen teilnehmen, andererseits jedoch möchte ich nicht Mitglied einer Gesellschaft werden, die die Geschenke einer ähnlichen Frau annimmt."

Ich war froh, daß ich mit diesem Verein nichts zu tun hatte. Wieviel Ausländerinnen fallen darauf herein!

Ich ging mit Darcus nach Hause, der trotz aller Debatten sehr liebenswürdig war und mich bis vors Haus begleitete.

13. Dezember. Ich sagte Danet, daß ich mit ihm auf den Ball gehe — unter der Bedingung, daß niemand davon etwas erfahre.

„Beunruhigen Sie sich nicht; niemand soll etwas erfahren", versprach Danet. „So ist es bequemer und macht mir keine Schwierigkeiten, ein Billett zu bekommen. Sonst hätten sie sich gewundert und gefragt, für wen es sei. Ich werde sagen, Sie sind — Modistin — oder Blumenverkäuferin — ‚ma petite amie'."

„Aber meiner Aussprache nach werden sie erkennen, daß ich Ausländerin bin. Sagen Sie, daß ich Polin bin."

„Gut. Ein Vetter von mir, Charles Danet, wird auch mit uns sein; er ist auf dem ersten Kursus; aber fürchten Sie nichts, er wird nichts erzählen — er ist verschwiegen wie das Grab."

„Sehen Sie zu, Danet — ich verlasse mich auf Sie."

Als Antwort küßte er meine Hand.

Übrigens haben Muratows sich mir gegenüber ganz verändert. Sie spricht kein Wort mit mir. Er, der anfangs so liebenswürdig war, redet mich auch nicht mehr an, und nur manchmal macht er eine flüchtige Bemerkung.

Sogar Frau Dorez hat es bemerkt: „Es ist doch merkwürdig, wenn der Herr Sie allein trifft, reicht er Ihnen die Hand, wenn er mit seiner Frau zusammen ist, grüßt er nur von ferne; und überhaupt haben sie sich sehr verändert — warum?"

Ach, ich wäre ja selbst froh, wenn jemand mir den Grund sagte. Ich kann es mir nicht vorstellen, daß diese intelligenten Menschen, denen ich immer so freundlich entgegengekommen bin, auf Grund meiner Bekanntschaft mit Clarence alle Beziehungen abbrechen. Sind sie wirklich so eng moralisch, so kurzsichtig, daß sie, ohne tiefer zu blicken, so rasch ihr Urteil fassen und einem die Tür für immer schließen? Übrigens bin ich viel zu stolz, um mit ihnen von neuem anzuknüpfen. .

Es ist nur schmerzlich, diese kalte Verachtung zu ertragen — zu sehen, wie der Mann die Frau fürchtet und ihr Verhalten mir gegenüber kopiert: man sieht es ja, daß es seiner weichen, gutmütigen Natur gar nicht liegt.

Und wofür das alles?!

14. Dezember. Ich erhielt von Danet einen Brief. Das Kostüm ist fertig, ich kann es anprobieren. Daß ich es bei ihm probiere, war verabredet, und zwar so, daß seine Wirtin davon nichts weiß.

Danet lebt mit seinem Vetter Charles zusammen in der Nähe der Universität, die Mutter und die verheiratete Schwester am Arc de Triomphe de l'Etoile. Er erwartete mich in einem eleganten Kabinett, das ihm zugleich als Atelier diente.

Auf dem großen türkischen Sofa, das mit rotem Sammet beschlagen war, lag das Kostüm; die Tunika in einer weichen Mauve-Farbe, das Peplum in creme — alles aus billigem Flanell genäht. Aber dieser Stoff, obgleich es nicht teuer war, wirkte sehr schön in seinem Faltenwurf. Das Kostüm war ausgezeichnet genäht. Wo, auf welche Weise seine Mutter, diese reiche Frau, mit solch einer Geschicklichkeit das Nähen erlernt hatte — dabei mit so viel Geschmack, so viel Verständnis des antiken Stils — ist erstaunlich. Wie alle Französinnen ist sie mit diesem Talent auf die Welt gekommen ...

Danet hatte alles überlegt — wie ein echter Künstler; auch Strümpfe hat er gekauft, Sandalen und ein Band, das er mit Steinen beklebt hatte.

Ich warf die Tunika, das Peplum über. Es paßte mir ausgezeichnet. Er lachte über meine Begeisterung.

„Nun — das Kostüm war ja nicht so schwierig herzustellen; das Mädchen hat nichts zu tun, und Mama hat es auf dem Mannequin drapiert. Ich habe

eine herrliche, ideale Mutter. ‚Warum', sagte sie, ‚soll man der kleinen Ausländerin nicht ein Vergnügen machen?'"

Ich nahm die Tunika und das Peplum ab. Danet legte es ordentlich zusammen und bot mir einen Stuhl an.

„Jetzt werde ich Ihnen die Einladungskarte zeigen. Sie müssen Ihren Namen einschreiben. Im Hospital hat man mir die Karte im Vertrauen gegeben. Ich sagte, ich bringe une petite fleuriste — une Polonaise mit. Was für einen Namen sollen wir ausdenken? Nach unserem Plane bin ich Römer, Sie meine freigelassene Sklavin."

Dieses Wort erinnerte mich an die Sklavin Lydia in Sienkiewicz' Roman „Quo vadis".

„Schreiben Sie ‚Lydia' hinein!"

„Ja, es ist ein hübscher Name", sagte Danet, indem er die Billette herausnahm. „Sehen Sie, die weiße Karte ist eine Herrenkarte, die grüne eine Damenkarte. Während Sie meine durchlesen, trage ich Ihren Namen ein."

Ich nahm die Karte: es war ein eleganter, fester Karton — das Format sehr schmal. Rechts oben war eine Vignette, die sehr freie Zeichnung eines behelmten Römers, der, nur mit einem Mantel bekleidet, eine nackte Frau umarmt. Unten eine zweite Vignette: ein nacktes Weib mit einem Satyr. An der Seite stand die Einladung: „Bal de l'internat. Cher ami, C'est le lundi 16 décembre 1901 que nous fêtons à Bullier l'avènement à l'internat de nos futurs successeurs; nous comptons sur toi pour nous aider. Les internes en Médecine des Hôpitaux de Paris", unten der Familienname — „Danet".

Auf der anderen Seite standen in roter Schrift die Verhaltungsmaßregeln. „Diese Karte ist streng persönlich. Sie muß den Namen des Eingeladenen tragen, außerdem den des einladenden Internen, die Unterschrift des Verwalters des Wachzimmers und den Stempel des Krankenhauses. Der Zutritt zum Ball wird nicht oder nicht genügend Kostümierten unnachsichtlich verweigert. Natürlich berührt die letztere Vorschrift nicht die künstlerische Freiheit. Ohne weitere Erklärung werden ferner an der Türe zurückgewiesen, wer als Mönch, Radfahrer, Chauffeur, Spitalkranker, Clown, Pierrot oder in einem anderen Zuschauerkostüm erscheint. Sollte ein derartiges Kostüm in einem der Aufzüge gebraucht werden, so muß sein Träger dem entsprechenden Verwalter besonders vorgestellt werden."

Darunter standen die Unterschriften: „Herr Danet. Eingeladen durch Garcier vom Hospital Broca." Dazu der Stempel des Verwalters Grèvre und des Spitals. — Noch folgte die Anweisung: „Die Türen werden um halb zehn Uhr geöffnet und um Mitternacht geschlossen."

„Die Karten sind hübsch", sagte ich.

„Sehen Sie, diese grüne mit silbernen Buchstaben ist noch hübscher", erwiderte Danet.

„Mon coco", las ich und stockte: „Was bedeutet ‚coco'?"

Danet lachte.

„Nichts, nichts — das ist einfach ein Ausdruck der Zärtlichkeit ..."

„Sie werden gebeten, dem feierlichen Begräbnis der Weisheit beizuwohnen, das in der Nacht vom 16. zum 17. Dezember zu den fröhlichen Klängen des Orchesters Bullier vor sich gehen wird.

Sagen Sie Ihrer Frau Mama, daß nichts Schlimmes dabei ist."

„Warum wird denn die Mutter in dieser Weise beruhigt?" fragte ich Danet, der wieder lachte.

„Gerade weil es in diesem Fall sehr komisch wirkt — es trifft gerade das Gegenteil zu ... So werden Sie also Madame Lydia sein, ein kleines Blumenmädchen. Ich muß Sie darauf vorbereiten, daß sich auf diesem Ball alle duzen. Wir müssen dasselbe tun — und überhaupt müssen wir uns wie alle benehmen. Ich werde Sie umarmen und küssen — anders geht es nicht. Wir lenken sonst die ganze Aufmerksamkeit auf uns."

„Nun — was ... ich bin einverstanden ..." Und ich dachte dabei, auch nur mit Danet gehe ich darauf ein. Er sieht so gut aus, und dann ist in ihm etwas, was den Frauen sehr gefällt ... so etwas sorglos Ruhiges, Sicheres — ohne jede Prahlerei.

„Wir müssen uns jetzt daran gewöhnen. Sie sagen mir toi, Georges, ich Ihnen toi, Lydia."

„Gut, gut."

„Jetzt müssen wir uns noch in bezug auf die Zeit einigen. Kommen Sie am Montag um fünf Uhr zu mir. Wir essen dann im nächsten Restaurant. Dann fahren wir zu mir — ziehen uns an, fahren erst ins Krankenhaus und von dort nach Bullier. Schlafen können Sie in meiner Wohnung. Hier im Kabinett werde ich es Ihnen einrichten. Das Sofa ist sehr bequem. Ich biete es Ihnen an, weil ich befürchte, daß es Ihnen unangenehm sein wird, im Kostüm nach Hause zu kommen ... Und dann stehen wir am Dienstag um elf auf, und ein jeder geht dann seinen Dingen nach. Gut?"

Ich war gerührt über diese Aufmerksamkeit, dieses Zartgefühl von Danet. Er wollte mir ein Vergnügen bereiten und mich dann vor etwaigen peinlichen Folgen schützen.

Ich ging fast glücklich nach Hause. Morgen, morgen werde ich ihn sehen können ...

(Fortsetzung folgt)



Kleines Lied · Von Edwin Krutina

Frühling schläft! An weiße Blüten
Schmiegt sich warm der Sonnenschein,
Und das Herze jedes Müden
Wiegt sein holder Zauber ein.

Fern tönt zarte Vogelweise.
Friede dann .... In süßer Ruh'
Schließt ein Lächeln, tief und leise,
Jedem Leid die Augen zu.





Unsoziale Justiz
Von Dr. Tanneck

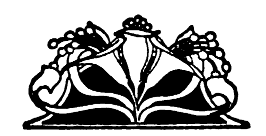
In der heutigen Zeit beginnt man bei Regelung der Beziehungen der Menschen zueinander immer mehr die sozialen und volkswirtschaftlichen Momente zu beachten. Auch in der Justizpflege sollte man hierauf sein Augenmerk richten und zumal bei der in Aussicht stehenden Reform unserer Zivilprozeßordnung in zwei Punkten Abhilfe schaffen, wo Mißstände bestehen, die nicht oft genug öffentlich beleuchtet werden können. Der eine betrifft die übertriebene Ausdehnung des Anwaltszwangs. Bekanntlich ist die Zuziehung von Anwälten wegen der Umständlichkeit des Verfahrens und der geringen Rechtskenntnis des Volkes durch die Zivilprozeßordnung von 1877 für alle Rechtsstreitigkeiten vor den Landgerichten und den Gerichten höherer Ordnung vorgeschrieben. Sie ist auch, sofern die Sachen schwierig liegen und insbesondere streitig werden, nicht zu entbehren. Aber bei den Landgerichten und zumal bei den ihnen angegliederten Kammern für Handelssachen, wo zwei kaufmännische Beisitzer und ein Richter Recht sprechen, hauptsächlich über Wechsel- und Kaufklagen, werden nicht nur schwierige Prozesse erledigt. Eine große Menge unstreitiger Sachen, in denen die Beklagten einfach nicht erscheinen oder den Anspruch gleich anerkennen, wird hier durch Versäumnis- und Anerkenntnisurteil abgemacht. Über die Anzahl solcher Sachen gibt die amtliche Deutsche Justizstatistik leider keine Auskunft. Man schätzt aber, gering gerechnet, solche einfachen Prozesse, deren Klagen meist formularmäßig in den Bureaus der Anwälte hergestellt werden, auf 40 % von allen handelskammerlichen und auf 25 % von den sonstigen landgerichtlichen Sachen. Das macht z. B. für 1909 über 120 000 aus. Viele Millionen Mark müssen auf diese Weise einem verkehrt durchgeführten Prinzip zuliebe wegen Sachen, die tatsächlich und rechtlich Bagatellsachen sind, von den Schuldnern oder den Gläubigern, falls sie, wie so oft, von den Beklagten keinen Ersatz erhalten können, geopfert werden. Eine volkswirtschaftliche Vergeudung!

Es ist nicht einzusehen, weshalb in allen diesen einfachen landgerichtlichen Sachen überhaupt eine Vertretung der Partei durch einen Rechtsanwalt erforder-

lich ist. Weshalb darf der Kläger solche Klage nicht selber herstellen und sie vor Gericht vortragen? Warum muß der Beklagte, der den Anspruch vollkommen anerkennt, hierzu sich der Hilfe eines Anwalts bedienen? Warum sollen weiter die Parteien, die sich außergerichtlich geeinigt haben, aber zur Sicherung des Klägers den Vergleich zum Protokoll des Prozeßgerichts geben wollen, hierzu erst zwei Rechtsanwälte bestellen? Neben solchen unstreitigen Sachen erscheint aber auch bei einfach liegenden Prozessen, die streitig werden, eine Vertretung durch Anwälte bei den Landgerichten nicht geboten. Man denke an die sehr zahlreichen Klagen, die auf Zahlung eines Kaufpreises für gelieferte Waren gerichtet sind, und bei denen der Beklagte lediglich die Höhe des Preises bemängelt. Es würde einen großen Fortschritt bedeuten, wenn solche unstreitige und einfache streitige Sachen vor den Landgerichten ohne Anwälte erledigt werden könnten. Direkt unsinnig ist es beim landgerichtlichen Verfahren, daß auch solche Personen, die absolut rechtskundig sind, doch einen Anwalt nehmen müssen. Wie kann man es rechtfertigen, daß öffentliche, zum Teil aus rechtsgelehrten Mitgliedern bestehende Behörden für ihre Prozesse einen Anwalt heranziehen müssen? Wie kommt man dazu, daß Personen, die selbst Rechtswissenschaft studiert haben, sich hilfesuchend an einen Anwalt wenden müssen? Welche Vergeudung von Zeit und Geld ist es nicht, daß die ungezählten Vereinigungen mit ihren juristischen Beratern, die vielen großen Unternehmungen, wie Banken usw., mit ihren Syndicis ebenfalls dem Anwaltszwang unterliegen? Es ist ja geradezu bizarr, daß der Justizfiskus, auf Schadenersatz verklagt, oder ein berühmter Rechtslehrer, in einen Bauprozeß verwickelt, mit der Wahrnehmung ihrer Rechte einen Anwalt betrauen müssen, dessen ganze Tätigkeit dann wohl darin besteht, die ihm zuteil gewordene vorzügliche und erschöpfende Instruktion in der mündlichen Verhandlung vorzutragen, d. h., wie es bei dem unwahren Mündlichkeitsprinzip in der Praxis meist geschieht, den Antrag zu verlesen und auf den Schriftsatz hinzuweisen!

Zu ähnlicher Betrachtung regt die Regelung des § 91 ZPO. an, die zur Kostentreiberei führt. Es ist hier als starres Prinzip vorgeschrieben, daß der unterliegende Teil auf jeden Fall, auch im amtsgerichtlichen Verfahren und bei der kleinsten Streitsumme, die Gebühren und Auslagen des gegnerischen Anwalts zu erstatten hat. Diese Bestimmung verleitet zur Einreichung einer ungeheuren Anzahl von Klagen in Sachen, die ebensogut im Wege des einfachen und billigen Mahnverfahrens erledigt werden könnten. Die Folge davon ist eine Belastung der Schuldner und auch der Gläubiger, die doch oft keinen Ersatz von den Beklagten erlangen können, mit Millionen von Kosten sowie eine übermäßige Inanspruchnahme der öffentlichen Sitzungen der Gerichte mit solchen Bagatellen. Jedem Praktiker werden Kreditvereine, Banken, Genossenschaften, Versicherungsgesellschaften bekannt sein, die ihre zahlreichen unstreitigen Sachen nach einer brieflichen Mahnung alsbald einem Anwalt übergeben. Dieser beschreitet, anstatt das Mahnverfahren einzuleiten, oft den teuren Weg des Prozesses, den, seltene Ausnahmen abgerechnet, ein Versäumnis- oder Anerkenntnisurteil oder auch eine Klagezurücknahme beschließt.

Es ist ein Verstoß gegen das ökonomische Abc, daß das Gesetz dem Gläubiger gestattet, unter verschiedenen Wegen zur Beitreibung einer Forderung ohne weiteres den teuersten zu wählen. Das Gebot der sozialen Moral verlangt, dem Schuldner keine größeren Kosten zu machen, als es unbedingt zur Erreichung des Zweckes erforderlich ist. Das einfache und billige Mahnverfahren ist jetzt so eingerichtet, daß jeder Gläubiger bei unstreitigen Forderungen in derselben Zeit, in der er durch einen Anwalt ein Versäumnisurteil erlangt, auch unmittelbar einen Zahlungs- und Vollstreckungsbefehl erhalten kann. Allerdings kann ja der Schuldner gegen einen Zahlungsbefehl Widerspruch erheben und so die Überleitung in das ordentliche Verfahren erzwingen. Hierdurch gewinnt er etwas an Zeit, als wenn gegen ihn gleich die Klage eingereicht wäre. Aber es handelt sich nur um eine geringe Zeitspanne, die durch noch schnellere Behandlung der Mahnsachen seitens der Gerichte überhaupt beseitigt werden könnte, und nur um einen kleinen Teil der böswilligen Schuldner, die auch sonst alle Kunstgriffe anwenden, um sich von ihren Schulden und den Kosten zu drücken. Diese Kostentreiberei ist ein wirkliches Prozeßelend und zum großen Teil, wie Martin Buergel in seiner lesenswerten Broschüre „Die vogelfreien Schuldner" (Berlin 1912) ausführt, mit Veranlassung zu der Schuldnernot und der Gläubigernot! Wenn es auch mangels einer zuverlässigen Statistik von Buergel übertrieben sein mag, daß die deutschen Schuldner jetzt jährlich 30 Millionen Mark für die gerichtliche Feststellung von etwa 50 Millionen Mark Forderungen aufzubringen haben, die sie gar nicht bestritten haben, so sieht man doch daraus, welche volkswirtschaftliche Vergeudung in dieser Hinsicht getrieben und welche soziale Unmoral hierdurch gezeitigt wird. Abhilfemittel werden in neuerer Zeit daher auch vorgeschlagen (wie Einrichtung von Stundungsämtern) und versucht (wie Belehrung über das Mahnverfahren und Einrichtung von Einziehungsgenossenschaften). Aber eine radikale Besserung läßt sich nur im Wege der Gesetzesänderung erreichen. Entweder müßte man das Mahnverfahren obligatorisch machen, oder es müßte dem Gläubiger, falls ihm beide Wege (Mahnverfahren und Klage) offen bleiben, versagt werden, daß er im letzteren Fall die Kosten des Rechtsbeistandes, zumal in den unstreitigen Sachen, erstattet erhält. Beides ist in anderen Ländern schon längst eingeführt und kann uns zum Vorbilde dienen. Möge man endlich bei der allmählich näher rückenden Reform der Zivilprozeßordnung, die dem Volke hoffentlich ein einfaches, billiges und schnelles Verfahren bringt, auch diesen beiden Problemen näher treten und Schäden ausmerzen, die namentlich dem Mittelstande ungeheure Opfer auferlegen.





Der Prophet

Von Tommaso Gallarati Scotti

Als ihm däuchte, daß der wütende Pöbel nachgelassen hatte, auf seiner Spur zu lauern, und daß die Stadt der Tempel aus rotem Granit sachte entschlummere unter den weiten Schwingen der tiefen Nacht, die sie mit Dunkelheit und mit Frieden deckten, da erhob er sich am Fuße des wilden Feigenbaumes, der im Garten eines gerechten Mannes im Tal der Gärten stand, um wieder die Pfade der Einsamkeit zu wandeln.

Denn der Prophet gleicht dem Löwen. Er lebt im Schweigen der Wüste und der Berge, und nähert sich den Behausungen der Menschen nur, um Seelen zu erbeuten. Wenn der unsichtbare Geist ihn treibt, so durchschreitet er die reichen, friedlichen Städte, schleudert seinen Schrei in die schläfrige Menge, und erhebt sich vor den Missetaten der Könige, wie ein Schatten dessen, der da schweigt und richtet. Der Gott, der nie rastet, wird dann zum Sturm in seinem Herzen und treibt ihn zu seiner Rache in die volkreichen Ebenen mit der schrecklichen Gewalt des Stromes, der angeschwollen von geschmolzenem Schnee daherstürzt und uralte Wälder entwurzelt.

Aber nach vollzogener Sendung kehrt er zurück und lebt fern von den Geschäften der Menschen, in Höhlen, wo seine Rede hart wird wie der Stein. Seine Altäre sind in den heiligen Bergen, wo der Wind den Felsen die Herrlichkeit des Höchsten verkündet, und wo das Auge der Seele auf unnahbaren Gipfeln die Erzengel wachen sieht und in flammenden Wolken den Kampf der Cherubine mit den abtrünnigen Geistern schaut.

Jetzt also nahm er den härenen Mantel, griff nach dem Stab vom krummen Holz des Ölbaumes und der Leier aus Eschenholz, die er mit eigener Hand gemacht hatte, und sprach zu Absisàg, der Tochter des würdigen Mannes, der ihn gastlich aufgenommen hatte: „Öffne mir das Tor deines Hauses, denn die Stunde ist gekommen, in der ich scheide. Der Aufruhr des Volkes, das mich steinigen wollte, ist verstummt, und die Stimme Gottes ruft mich in die Einsamkeit."

Das Mädchen antwortete: „Wenn du aus dieser Stadt scheidest, gewähre, daß ich dir in die Wüste folge."

Sprach der Prophet: „Nein, ich gehe die Wege des Schweigens, und zwischen uns kann keine Gemeinschaft sein. . . . Du bist die Rose, ich bin der Wetterstrahl. Weswegen wolltest du mit mir gehen?"

„Wenn nicht, um dich zu lieben, so doch, um dir zu dienen. Ich will dir schweigend folgen."

Sprach der Prophet: „Dein Atem würde schon meine Gespräche mit dem Unsichtbaren stören."

„Ich will dir von weitem folgen; du sollst auch meine Schritte nicht hören."

Sprach der Prophet: „Der Schatten deiner Gestalt würde den Frieden meines Denkens stören."

„Du wirst ihn nicht sehen."

Sprach der Prophet: „Deine Liebe allein würde die Engel von meinen Pfaden entfernen."

„Ich will sie in meinem Herzen ersticken. Ich will die Begierde töten. Ich will rein sein für dich."

Sprach der Prophet: „Selbst deine Reinheit wäre für mich eine Versuchung."

Da schwieg sie, verbarg ihr Gesicht in beiden Händen und weinte, denn sie fühlte, daß sie nicht ferne von dem Manne leben konnte, der ihr ohne ein Wort, mit einem einzigen Blick das Geheimnis der Liebe enthüllt hatte. Und da sie weinte, sah der Prophet zum erstenmal ihre kleinen Hände, die zum Liebkosen gemacht waren, und ihren kindlichen Mund, der für den Kuß geschaffen, und ihren Hals, der zart war wie die Lilien im Tal.

Da klang aus seiner Stimme, die Könige erzittern machte, ein sanftes Mitleid: „Abisàg, Abisàg, süßes, kleines Geschöpf Gottes, weine nicht, neige dein Haupt vor dem Herrn und füge dich seinem Willen. Ich bin der Adler, du bist die Nachtigall, zwischen uns kann keine Liebe sein. Du bist die Schwester der zarten Dinge, die Gott, wie die Blumen, für die Freude geschaffen hat. Mich aber hat er mit Eisen und Feuer gestempelt und auf meine Lippen hat er das Schmähen und das Schelten gelegt. In meiner Jugend, als ich ein Hirtenknabe war, da habe auch ich von süßer Liebe geträumt; mein Auge blickte sehnend nach den Frauen in der Oase, und mein Herz bebte, wenn ich im Dämmerlicht ihrem Gesange lauschte. Aber es kam der Tag, an dem Gott mich zu seinem Verkünder salbte, und seit jenem Tag, Abisàg, sind die Armut und der Tod meine einzigen Gefährten. Meine Speise ist die Wahrheit, und Tränen mein Getränke. Ich habe weder Haus noch Herd, ich habe weder Weib noch Schwester, habe weder Herde noch Sense, denn wer dem Ewigen sich ergeben hat, Abisàg, muß hingehen, wohin der Geist ihn treibt, ohne das Haupt zu wenden nach dem, was er verläßt. Und nichts besitzend, muß ihm doch Geben süßer sein denn Nehmen. Kein Kuß darf seine Lippen je berühren, damit das Wort auf ihnen stark sei wie des Löwen Brüllen, und keine liebliche Erinnerung darf seine Seele bergen, damit sie voll sei von Herbigkeit und heiligem Zorn. Das, o Abisàg, ist das unbeugsame Gesetz für das Leben des Propheten. Gott aber will nicht, daß die Taube dahin fliege, wohin der Adler fliegt, und daß die Turteltaube die im Rosenhag nistet, mit

ihren zarten Schwingen wie der Geier die sturmumgürteten Gipfel streife. Wohin ich wandere, kannst du nicht kommen. Ich lebe in der Dunkelheit des Geheimnisses, in einem Schweigen voll Schrecken; du aber, kleine Schwester, bist für das Lächeln geschaffen und für den Frieden; in deiner Schönheit steht dein Schicksal geschrieben."

So sprach der Prophet zu dem Weibe, das ihn liebte, bevor er hinwegzog in die Wüste.

Viele Frühlinge waren verblüht seit jenem Tage, und viele Ernten waren gemäht worden im Lande, und niemand gedachte mehr des Propheten. Denn einmal, als er wieder unter die Menschen gegangen war, um seinen Gott zu verkünden in der Stadt der hundert Tore, hatte ihm ein gottloser König beide Augen ausbrennen lassen mit glühendem Eisen, und hatte ihn blind und verlassen in eine wilde Schlucht verbannt, die das Tal der Löwen hieß.

Und die Fürstinnen, die die Stimme nicht mehr hörten, die sie hatte in Furcht erbeben lassen, wenn sie nackt in den hängenden Gärten ihrer Porphyrpaläste schliefen, und die Priester, die einstmals vor seinem Fluche gezittert hatten, glaubten, er sei tot, zerfleischt von den wilden Tieren.

Aber der Prophet lebte. Es war Gottes Wille, daß jene wilden Tiere keine Macht über ihn hatten. Er hörte sie in den Höhlen brüllen, aber er fürchtete sich nicht, denn Gott allein ist der Herr über Leben und Tod; die wilden Tiere aber sind großmütiger als die Menschen. Die Löwen und die Löwinnen kamen sogar nahe heran, bezähmt durch seinen Gesang, wenn er auf seiner rohen Leier mit drei Saiten spielte und der Wahrheit, die seinen Geist erfüllte, dichterischen Ausdruck lieh.

Vielleicht wachte stumm ein Engel Gottes über seinem Leben: denn wenn ihn dürstete, so reichte ihm eine geheimnisvolle Hand zu trinken, und dem Hungernden fehlte die Speise nicht; auch hatte er das Gefühl einer sanften Mütterlichkeit, die ihn umgab, einer schweigend wachenden Liebe, einer unsichtbaren Güte, die ihm das Lager bereitete für den Schlaf, und die Leier für das Spiel. Er wußte weder den Namen, noch kannte er die Stimme des Schutzgeistes, der sich ihm jeden Morgen und jeden Abend mit leichtem Geräusch, wie von menschlichen Schritten ankündete; oft auch empfand er einen warmen Hauch, der ihm die Stirne streifte.

Des Schutzgeistes Kommen füllte ihm die Seele mit heiterem Frieden, war Morgenrot und Abenddämmerung seiner lichtlosen Tage. In dem Lufthauch, der einem Flügelschlage gleich seine Nähe streifte, fühlte er Gott selbst, und jedesmal warf sich der Prophet nieder in den Staub, um anbetend dem zu danken, der das Weltall gezeichnet hat mit dem Zeichen der Kraft und der Liebe.

Zuweilen nur schwellte ihm plötzlich ein düsterer Kummer die Brust, wie im Sturme das Meer schwillt. Denn in der Nacht seiner Blindheit befiel ihn die Versuchung, mit Gott zu hadern, der ihn so lange Jahre unter den Steinen leben ließ, daß er schweigend über die göttlichen Wahrheiten in sich hineinbrüten mußte, statt die Völker aufzurichten und Reiche zu stürzen. Es faßte ihn der Durst nach dem Pöbel, der ihn hatte steinigen wollen, und er sehnte sich nach Kampf und

Gefahr und nach den feindlichen Städten, in die er hinabgestiegen war in seiner stolzen Jugend, um die Geheimnisse der Zukunft zu verkünden.

„Herr, o Herr," schrie er aus seiner Finsternis, „du hast jede Freude in mir erstickt. Als meine Augen die Schönheit der Welt sahen, sang meine Seele trunken das Lob deiner Herrlichkeit. Mein Herz hüpfte in meiner Brust vor Rührung beim Anblick des Himmels und der Erde, als ob es Flügel hätte, die es seinem Kerker entführen wollten. Jede Morgenröte war mir ein Festtag. Ich erwartete sie hoch auf den Bergen mit heißem Verlangen, wie der Bräutigam die Braut erwartet, und wenn der erste Strahl mir die Stirn berührte, wenn sein Licht mich umfing, so strebte ich in immer neuem Entzücken, durchdrungen von deinem Sein. Dein Wille war es, meine Augen zu schließen für den Anblick der Welt, des Spiegels deiner Schönheit, daß durch sie der Glanz der Sonne nicht mehr in meine Seele dringe. Dein Wille, o Herr, geschehe. Ich begehre nicht die Freuden, die du mir mit den Augen genommen hast. Ich begehre, höre mich, wenn du lebst und mich hörst in der Tiefe des Himmels, ich begehre den Tod. Vergiß in diesem Lande der Steine und der Finsternis den nicht, der dein Verkünder war. Laß seine Stimme nicht ungehört in der Wüste verhallen wie das Heulen der Schakale. Laß es geschehen, daß er die Wege, die in die Welt führen, wiederfinde, leite ihn, daß er für die Wahrheit sterbe unter den Menschen, o Herr!"

Nun geschah es, als er so gebetet hatte in der sturmvollen Nacht seines Geistes, daß der Blinde glaubte, den langsamen Rhythmus vom Atem eines Schlafenden neben sich zu hören. Ein Schauer fast furchtsamer Erregung rann ihm durch die Adern, nach so vielen Jahren der Einsamkeit ein unbekanntes Wesen in seiner Nähe zu fühlen, und sogleich tastete er auf den Steinen nach dem lebenden Geschöpf, das ihm nahe war in der Welt der Schatten und der Steine, in die Gott ihn verbannt hatte. Atemlos suchte er: da fühlte er seine Finger versinken in etwas Warmes, Fließendes: in Frauenhaar.

Mit zitternder Stimme fragte er da die Unbekannte:

„Wer du auch seiest, Engel oder Erdengeschöpf, nenne mir deinen Namen."

Eine leise Stimme antwortete:

„Ich heiße Abisàg."

Der Name kam aus weiter Ferne, wie aus dem Nebel vergangener Zeiten. Denn der Prophet, dessen Denken in den kommenden Jahrhunderten lebt, wendet den Blick nicht zurück auf die Pfade der Vergangenheit. Er hatte nicht vergessen, aber er gab der Erinnerung kein Gehör:

„Ich weiß nicht, wer du bist. Ich kenne dich nicht. Viele Frauen sind mir begegnet auf den Pfaden der Welt, aber die Erinnerung an sie ist erloschen, ihre Namen sind verklungen."

Da antwortete Abisàg: „Wenig liegt daran, ob du dich meines Namens entsinnest, wenn nur meine Liebe für dich nicht eitel war. Ich bin der Schatten deines Lebens."

Sprach der Prophet: „Schatten, mir war deine Nähe nicht bewußt."

„Auch die Eiche fühlt die Rebe nicht, die sich um ihren Stamm schlingt", seufzte die Frau. „So hast du das stumme Mitleid nicht gefühlt, das dir wortlos

folgte. Seit Jahren lebe ich schweigend mit dir. Ich bin das Auge, das für deine sternlosen Augen sieht, bin das Licht, das deine Nacht erhellt, bin die Liebe, die schweigt um der Liebe willen. Als die anderen dich verstießen, folgte ich dir auf den Wegen der Wüste; ich bin mir selbst gestorben für dich. Für dich habe ich meine Jugend in den Sand geworfen, wie man eine abgeblühte Rose in die Asche wirft, und schweigend war es mir Genuß, daß mein Leben sich in stummer Pein zu deinen Füßen verzehrte, ohne daß du es wußtest. Für dich habe ich die Tränen bezwungen, wenn du weintest, für dich die Klage unterdrückt, wenn du littest, für dich habe ich das Seufzen erstickt und mich der Liebkosung enthalten, wie ich es dir versprochen hatte an einem lang vergangenen Tage. Eine Hoffnung aber versüßte mir das Opfer, die Hoffnung, daß ich in deiner Seele lebe für immer. Denn ich gedachte des Abends, an dem ich auf deiner Wimper eine Träne sah, und glaubte, es sei eine Träne der Liebe. Suche, suche, ob dir nichts geblieben ist von jener Stunde des Abschieds. Suche in der Tiefe deines Gedankens, ob du nicht meiner Stimme dich erinnerst; suche, ob du das Bild nicht wiederfindest von einer, die um dich weinte, von einer, die Abisàg hieß."

Und sie schwieg in wahnsinniger Hoffnung und Furcht, ob in seiner Seele eine Erinnerung von Liebe erwache.

Drei Tage und drei schlaflose Nächte harrte sie auf den Knien vor dem schrecklichen Mann, über dessen Stirne sie Freude und Schmerz ziehen sah, wie über den See Schatten und Licht von Wolken und Sonne wechseln.

Am Morgen des vierten Tages reckte sich der Prophet.

Auf seinem Gesicht lag es wie der Widerschein einer anderen Welt, seine Stimme bebte vor Ergriffenheit.

„Abisàg!"

Zitternd fragte die Frau: „Was willst du von mir?"

Sprach der Prophet: „Gib mir deine Hand, Schwester."

„Hier bin ich; dein Wille geschehe."

Sprach der Prophet: „Schatten meines Lebens, geleite mich zu den Wohnungen der Menschen, wo man die Verkünder der Wahrheit steinigt."

Da wußte Abisàg, daß er nicht Liebe verlange, sondern den Tod. Schweigend gehorchte sie.

Aus dem Italienischen von Ida Riedisser

Glossen · Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor †

Auch der Teufel kann von einer reichen alten Jungfer lernen, die andere dadurch zu allerlei Dienstleistungen verlockt, daß sie ihnen Vermächtnisse verspricht, die sie zu unterschlagen fest entschlossen ist. Der gemeine Räuber stiehlt nur, so lange er lebt; eine solche Testamentsheuchlerin aber betrügt noch nach ihrem Tode.

Es gibt Menschen, die bei der geringfügigsten Veranlassung ihr Testament ändern, indem sie einen mit einem Legat Bedachten ausstreichen, um an seiner Stelle einen anderen glücklich zu machen. Das ist nichts anderes, als sein Geschenk vom Beschenkten zurückverlangen. Wer vermag das ohne Schamerröten?





Der sozialdemokratische Stimmzettelkultus · Von Otto Corbach

Weil er am 20. Februar bei den Urwahlen in Teltow-Beeskow sein Wahlrecht nicht ausgeübt hat, wäre der sozialdemokratische Landtagsabgeordnete Julian Borchardt für die kommenden Wahlen bald nicht wieder zum Kandidaten nominiert worden. Man machte ihm in der Mitgliederversammlung, die seine Wiederaufstellung auf die Tagesordnung gesetzt hatte, die heftigsten Vorwürfe. Borchardt entschuldigte sich damit, er habe am 20. Februar im Landtage eine wichtige Rede halten müssen. Entweder hätte er das Wählen oder die Rede unterlassen müssen; er hätte nur im Landtag oder in Lichterfelde sein können. Er habe die Rede für das Wichtigere gehalten und es als seine Pflicht angesehen, den Posten nicht zu verlassen, auf den ihn die Wähler gestellt hätten. Diese Erklärung genügte nach dem „Vorwärts" nicht allen Versammlungsteilnehmern. Genosse Jakob betonte, daß man die Ausübung des Wahlrechts als etwas Wichtigeres ansehe als Genosse Borchardt. Die Genossen liefen treppauf, treppab und agitierten zur Wahl, während der Abgeordnete selbst nicht wähle. Borchardt wäre um drei Uhr mit seiner Rede im Landtag fertig gewesen, hätte also noch genug Zeit gehabt, zur Wahl zu gehen. Borchardt entgegnete, er habe auch die weitere Debatte verfolgen müssen. Er wurde schließlich doch zum Kandidaten nominiert, aber die Minderheit will dagegen noch förmlich Protest einlegen.

Dieser Vorgang ist bezeichnend für den Kultus, der bei den Sozialdemokraten mit dem Stimmzettel getrieben wird. In den Anfängen der parlamentarischen Wirksamkeit der Sozialdemokratie hatten die Führer bekanntlich eine ganz geringe Meinung von deren Bedeutung. Der Appetit kommt mit dem Essen. Als die Stimmenzahl der Partei mehr und mehr anschwoll, erschienen die parlamentarischen Lorbeeren ehrgeizigen jungen Führern immer verlockender. Immer übertriebenere Vorstellungen von der Macht des Stimmzettels wurden in den Massen hervorgerufen, immer leidenschaftlicher wurde für starke Beteiligung an den Wahlen agitiert. So ist es gekommen, daß im deutschen Proletariat heute der Parlamenta-

rismus ganz ungeheuerlich überschätzt wird. In der Freude über das Anschwellen der Wählerzahlen und in der Hoffnung auf geheimnisvolle wundertätige Wirkungen dieses Anschwellens verlernt man es ganz, sich den gegebenen Verhältnissen anzupassen. Eine gewaltige Enttäuschung wird die Folge sein. Die Verstimmung der Wähler des Abgeordneten Borchardt über dessen Fernbleiben von der Wahlurne beweist, daß man zu merken anfängt, wie wenig die Augurn selbst noch an die wundertätige Kraft des Stimmzettels glauben, die sie predigen. Friedrich Naumann spottete unlängst über die Parlamentsberichte der sozialdemokratischen Blätter. Sie seien krampfhaft bemüht, etwas von der Legende zu erhalten, daß im Reichstage immer atemlose Spannung herrsche, wenn ein mutiger Mann der ganzen bürgerlichen Gesellschaft die heuchlerische Maske vom Gesicht reißt und mit gewaltigen Peitschenhieben die Minister züchtigt: „Wahr ist das alles nicht. Es gibt bei den sozialdemokratischen Rednern so viel und so wenig Aufmerksamkeit wie bei den andern auch, je nach Geist und Gabe des einzelnen Redners. Das alles geht so natürlich zu und entbehrt so sehr der großen Dramatik, daß am nächsten Morgen der Bericht des ‚Vorwärts' wie ein Stück aus einer andern Welt aussieht. Es ist die Übersetzung aus dem Parlamentarischen ins Agitatorische, und diese Übersetzung wird ganz bewußt angefertigt ... Wer die Verhandlungen der Sozialdemokraten unter sich aufmerksam verfolgt, der ist nicht im Zweifel, daß die Nüchternheit des sozialdemokratischen Parlamentarismus der Gegenstand vielfacher Sorge ist." Wie nun, wenn diese Nüchternheit sich eines Tages nicht mehr verhüllen läßt! Man hat sich daran gewöhnt, die parlamentarische Aktion zu hoch einzuschätzen, und wird damit enden, sie zu gering zu achten. Schon macht der französische antiparlamentarische revolutionäre Syndikalismus auch im deutschen Proletariat Schule. Im „sozialrevolutionären" Wochenblatt „Der Pionier" liest man z. B.: „Die ‚glänzende Wahlrechtsbewegung' in Preußen spukt nur in den Köpfen der Führer. Schließlich haben die geradedenkenden Arbeiter schon genug von dem Reichstagsrummel, und vom preußischen Landtag haben sie obendrein nur die eine hohe Meinung: er kann ihnen gestohlen bleiben."



Alle Frühlinge · Von Karl Ernst Knodt

Was wir Frühling nennen, ist ein kleines,
Flücht'ges Lächeln Gottes über dieser Erde,
Ein Aufleuchten seines Widerscheines,
Seiner Schönheit eine schimmernde Gebärde.

Alle Frühlinge, die wir erleben,
Sind noch nicht das Licht von einer Stunde
Gottes ... Ja, die Lichter alle geben
Kaum von einem Augenaufschlag Gottes Kunde.





Der Kirschbaum

Von L. Stadthagen-Puggé

In dem häßlichsten und verrufensten Viertel der Großstadt steht in einer engen Straße ein Fabrikgebäude aus rohen Ziegelsteinen. Es ist modernen Ansprüchen an Arbeitsräume nicht mehr gewachsen und soll abgerissen werden. Ein neuerbautes Haus jenseits der Straße hat bereits Maschinen und Arbeiter aufgenommen. Stumm und finster steht das alte da, dem Verfall preisgegeben; die Straßenjungen werfen mit Steinen nach seinen grauen, undurchsichtigen Fensterscheiben. Nur in einigen Räumen im Erdgeschoß, die nach dem Hof hinaus liegen, schimmert abends Licht; dort haust der Wächter, der die großen Kohlenvorräte beaufsichtigt, solange sie noch auf dem weiten Hof der ehemaligen Fabrik lagern.

Hinter dem Kohlenhof befindet sich zu demselben Grundstück gehöriges Gelände, das teils wüst und ungenutzt daliegt, teils an kleine Gewerbetreibende verpachtet ist. Dem Fabrikhof zunächst hat ein Produktenhändler seine Waren aufgestapelt: Flaschen und Scherben, durchlöcherte, verbeulte Kochtöpfe, Konservenbüchsen, Knochen, teils gesondert zu Haufen geschichtet, teils in widrig wüstem Durcheinander, alles schmutzig, stinkend. Ekelerregend, wenn man daran denkt, in wie naher Berührung diese Dinge noch kürzlich mit menschlichem Essen waren. Rostzerfressenes Eisengerümpel lehnt an dem hohen Bretterzaun, der die Kohlenvorräte abschließt: Schienen, Bettstellen mit stachlig zerrissenem Drahtgeflecht, Maschinenteile. Weiter ab steht eine alte, schiefe Laube. Ihr Holz ist grauverwittert, ein Teil der Latten ausgebrochen; das von Wind und Regen losgelöste Pappdach hängt seitwärts in Fetzen herab. Sie beherbergt eine Anzahl Säcke. Mit ihren Löchern, aus denen mißfarbene Lumpen quellen, gleichen die prallgestopften Säcke schmutzigen, nackten Leibern, die mit aufbrechenden Geschwüren bedeckt sind. Hier liegt das Terrain etwas tiefer: der schwarze Boden ist morastig, schmierig, mit dunklen Pfützen durchsetzt. Die Frühlingssonne entlockt ihnen übelriechende Dünste; in ihrem grellen Licht erscheint alles noch widerlicher ...

Einen Steinwurf von der Laube entfernt steht ein junger, blühender Kirschbaum. Einsam und unberührt steht er auf einer kleinen Erdhöhe in seiner keuschen, weißen Schönheit. Die frühlingsblanke Rinde spiegelt das Sonnenlicht, traumverloren hängen die blütenschweren Zweige herab. Die kühlen, schneeigen Blumen, die leuchtendgrünen, zarten Blättchen hauchen einen Duft von Reinheit und Frische, der den Baum schützend umweht. —

Es ist um die Mittagszeit. Zwei Männer, ein alter und ein junger, fahren einen Handwagen durch das Tor der alten Fabrik. Der alte, eine kleine, gebrechliche Gestalt in zerlumptem Paletot, aus dessen Tasche eine Schnapsflasche sieht, mit einem von grauen Bartstoppeln umrahmten Säufergesicht, zieht vorn den Wagen; der andere schiebt hinten, hat vielmehr eine Hand auf dem Wagenrand liegen. Er ist groß und schlank, mit abgetragener brauner Samthose und kurzer Jacke bekleidet. Das scharfgeschnittene Gesicht mit den graden, zusammengewachsenen Augenbrauen und dem vorgeschobenen Unterkiefer hat etwas Herausforderndes, das durch die zurückgesetzte Ballonmütze noch erhöht wird. Seine Bewegungen sind langsam und lässig.

Von dem Wächter scharf beobachtet, fahren die beiden durch den Kohlenhof und halten auf dem Produktenlagerplatz vor einem der Scherbenhaufen. Im Wagen liegt ein leerer Sack. Der Alte wirft ihn hinaus, ehe sie mit dem Einschaufeln der Scherben in den Wagen beginnen. Der Alte steht mit gekrümmtem Rücken und schaufelt maschinenmäßig, fast im Takt; der andere bückt sich nach jeder Schaufel besonders, langsam, widerwillig. Man sieht, es ist ihm ungewohnte, verhaßte Arbeit. Zuweilen läßt er die Schaufel sinken und stiert untätig geradeaus. Dann wirft ihm der andere von unten herauf einen wütenden Blick zu. Er sieht es nicht. Ihm ist hundeelend zumute. Er hat heute noch nicht getrunken; um so fühlbarer macht sich die Wirkung des gestrigen Schnapsrausches geltend. In ihm ist eine Schwere, eine Spannung wie vor einem großen Gewitter. Mehr noch als der lähmende, stechende Schmerz im Hinterkopf, dicht über dem Genick, quält ihn die Enge im Halse; ihm ist, als würde er gewürgt. Das Scharren der Schaufel, das Klirren der Scherben reißt an seinen von Ausschweifungen und Entbehrungen geschwächten Nerven. Vor jeder ordnungsmäßigen Arbeit fühlt er einen Ekel, dabei die schier unbezähmbare Lust, die rohe Kraft auszutoben. Das ist die Stimmung, in der er einmal auf einen unbeaufsichtigten Wagen sprang und in rasendem Tempo durch die Straßen fuhr, aus allen Kräften auf die Pferde einschlagend, sie zu immer größerer Eile antreibend. Man nahm ihn fest. Er bekam eine größere Gefängnisstrafe, da man es für erwiesen hielt, daß er das Gefährt gestohlen hatte ...

Die brennende Sonne tut seinen Augen weh; er legt den Arm darüber. Die rote Hanne hat ihm vorgestern mit der Faust hineingeschlagen, als er sie umarmen wollte. Sie mag ihn nicht, das weiß er; aber er fühlt für das frechäugige, rothaarige Weib mit dem blühenden, rosa Fleisch und den vollen Lippen eine wilde, gierige Leidenschaft. Wenn sie ihm heute in die Quere käme — er beißt die Zähne zusammen — er würde sich nicht mit einem Faustschlag abspeisen lassen.

Der Wagen ist voll. Der Alte hebt den Sack auf, sieht sich scheu nach allen Seiten um und geht auf das alte Eisenzeug zu. Der andere folgt ihm mechanisch

„Wat 'n nu?“ fragt er.

„Wat mitnehm'n zu 'n Kaffekoch'n.“

„Kaffe! So 'n besoffnes Schwein wie du!“

„Hab ick jesagt for mir?“ Sein zahnloser Mund verzieht sich zu einem Grinsen. Er hat eine über und über verrostete, zusammengelegte Bettstelle, die am Zaun lehnte, fortgenommen, und ein Loch wird sichtbar, durch das die Stein-

kohlen drüben erreichbar sind. Der Alte kauert sich davor auf die Erde und rafft sie mit den Händen in seinen Sack.

„For Ede?" fragt der mit der Ballonmütze.

Der Alte nickt.

„Wieviel?"

„Zwee sone." Er klopft auf die Schnapsflasche in seiner Tasche.

„Eene!" Der mit der Ballonmütze tippt sich mit dem Finger auf die Brust.

„For wat 'n?" Aber wie er aufsieht in die unheimlichen Augen über ihm, knurrt er eingeschüchtert: „Meinswejen."

Da sieht der andere maßlos geringschätzig auf ihn herab; er zieht die Nase kraus, als hätte er etwas Fauliges gerochen.

„Feige Kanaille!" denkt er. „Eine Ratte wehrt sich, die man in die Enge treibt."

Ihm ist darum nicht wohler. Er fühlt das unbezwingbare Bedürfnis, zu zerstören, einen Widerstand zu brechen. Er weiß, dann wird ihm leichter. Suchend irren seine Augen über den Platz: ist denn hier nichts, gar nichts ...?

Da erblickt er den Kirschbaum.

„Den Boom umbrech'n!" sagt er wie zu sich selbst.

Der andere hat's gehört.

„Zu wat 'n?" fragt er gleichgültig.

„Zu wat 'n nich?"

Der Widerspruch hat seinen Nervenreiz zur höchsten Potenz gesteigert. Die Augen treten aus ihren Höhlen, der Unterkiefer schiebt sich vor. Die Antwort wird in heiserem Ton gegeben, das letzte Wort klingt wie ein Heulen.

„Zu wat 'n nich?"

Mit erhobenen Händen stürzt er auf den Baum zu.

Aber als er darunter steht, läßt er die Arme sinken. Unwillkürlich wischt er die Finger an der schmutzigen Jacke ab.

Auch dann rührt er den Baum nicht an.

Eine fremde, geheimnisvolle Macht, deren Wirken er noch nie verspürt hat, von deren Dasein er bis jetzt nichts ahnte, hält ihn zurück. Sie hat ihn gepackt und zwingt ihm die Hände herunter.

Ihm ist, als wäre er plötzlich aus schwerem Traum erwacht. Betroffen starrt er noch eine halbe Minute in die keusche Schönheit über ihm; dann schlendert er zu seinem Gefährten zurück.

Der ist mit dem Zubinden des Sackes beschäftigt und hat von dem Erlebnis des andern nichts bemerkt.

„Nu kann det dämliche Aast man kieken," murmelt er mit selbstgefälligem Grinsen, „wenn wir mank de Kohlens durchfahr'n duhn, daß wir man keene mitnehm'n! Na haste?"

„Halt 's Maul!" antwortet unwirsch der Junge. Er wirft den Sack auf den Wagen, daß die Scherben kreischen, und zieht den Wagen so schnell durch den Kohlenhof, daß der Alte kaum nachkommen kann.





Ein vergessener Held der Freiheitskriege

Auch die Geschichte hat ihre Launen, jedenfalls trägt die Auswahl dessen, was das Volk aus der geschichtlichen Wissenschaft in sein lebendiges Gefühl übernimmt, durchaus nicht den Charakter der Sachlichkeit. Das Volk als großes Kind beharrt auf dem Rechte des Kindes, die Liebe entscheiden zu lassen. Diese aber kümmert sich nicht um Begründungen. Nun ist es viel leichter herauszufinden, warum der und jener zu einer oft übertriebenen Popularität gekommen ist, als zu erkennen, weshalb sie einzelnen Männern versagt blieb, die eigentlich alle Züge in ihrem Wesen vereinigen, die zu einer echten Volkstümlichkeit berechtigen.

Freilich müssen wir Deutsche zu unserer Beschämung gestehen, daß überhaupt unglaublich wenige Gestalten der Geschichte wirklich ins Volksbewußtsein übergegangen sind. Es zeigt sich hier die Schwäche unseres Nationalgefühls. Die gleiche Schwäche, die in der Überschätzung des Fremden, der Ausländerei, der mangelhaften Betonung des Deutschtums gegen äußere Angriffe liegt, lähmt auch jene Freudigkeit am volklichen Besitz, die jedem reisenden Deutschen bei Franzosen, Engländern, Italienern auffällt. Nun ist ja natürlich nicht ohne weiteres zu ersetzen, was den Romanen ihr lebhaftes Temperament, ihre alte, geschlossene Staatsüberlieferung, den Engländern die seit Menschenaltern gepflegte politische Schulung der Masse gegeben hat. Um so mehr müßten sich alle einsichtigen Kreise darüber klar sein, daß die Verbreitung der Kenntnis des eigenen Besitzes das stärkste Mittel zur Erhöhung der Freude an ihm ist, und daß hier der Weg sich auftut, ein gesundes Nationalbewußtsein heranzuziehen, das die beste Grundlage des uns unbedingt notwendigen Nationalstolzes abgeben würde.

Die Art, wie in den verschiedenen Lagern das Andenken an die Ereignisse vor hundert Jahren begangen wird, muß bedenklich stimmen. Es zeigt sich auf allen Seiten eine solche Oberflächlichkeit in der Kenntnis der damaligen Geschehnisse, der führenden Personen, der treibenden Kräfte, daß auch das Gedenken an jene Zeit nur oberflächlich sein kann und darum sicher auch nicht die Früchte tragen wird, die eine wirklich tieferdringende Erinnerungsfeier an jene Zeit hätte hervorbringen können. Hätte hervorbringen m ü s s e n, wird mancher hinzufügen, der besorgt in manchen Erscheinungen unserer Zeit das Seitenstück zu solchen aus den Jahren vor 1813 erkennt.

Am auffallendsten ist, wenn man die entsprechenden Bevölkerungskreise des Auslandes heranzieht, die geringe Kenntnis unserer eigenen Geschichte und der treibenden Kräfte des staatlichen Lebens unserer Vergangenheit bei den Gebildeten. Hier liegt eine der Haupturſachen der staatsbürgerlichen Untüchtigkeit unserer gebildeten Kreise, die allein ein so tiefes Herabsinken unseres politischen Ansehens nach der Glanzzeit Bismarcks bei bewahrter äußerer Macht-

stellung erklärlich macht. Nichts ist törichter, als über Mangel an diplomatischen Kräften zu klagen, wenn die weitesten Kreise des Volkes in allen staatsbürgerlichen Fragen versagen. Eine wirklich fruchtbare staatsbürgerliche Erziehung muß aber in jenem Sinne auf der Geschichte gegründet sein, als aus dieser die Kräfte und Schwächen des eigenen Volkstums wie auch die Berechtigung staatlicher Lebensgrundsätze und Lebensformen am deutlichsten sich ergeben.

Aus diesen Erwägungen heraus ist es mir ein bedenkliches Zeichen, daß ein Mann wie Hermann von Boyen nicht nur kein volkstümlicher Held der Freiheitskriege ist, sondern auch in den Kreisen der Gebildeten vielfach bis auf den Namen, ja sogar diesen eingeschlossen, vergessen werden konnte. Dabei hat dieser Mann nicht nur eine außerordentlich segensreiche Tätigkeit entfaltet, er wirkt geradezu als eine Verkörperung der tüchtigen Kräfte, die das Jahr 1813 nach dem Jahre 1806 ermöglicht haben. Ich gebe zu: im äußeren Lebensgang fehlen jene glanzvollen Höhepunkte, fehlt das Dramatisch-Theatralische, das sich sinnlich einprägt. Damit ist der Mangel an „Popularität“ zu erklären. Was soll denn aber das Mühen um Bildung, wenn hier nicht Werte gesammelt werden, die nicht an der Oberfläche liegen, wenn nicht aus dem durch Wissen gewonnenen Material Erkenntnisse und Anschauungen gebildet werden?!

Beim Einzug der siegreichen Truppen in Berlin am 31. März 1871 sprach unser alter Kaiser Wilhelm I. zu den Senioren des Eisernen Kreuzes die Worte: „Wir müssen anerkennen, daß wir nur auf den Grundlagen weitergebaut haben, welche 1813, 1814 und 1815 gelegt worden sind, und damit auch das große Verdienst der Männer jener Zeit, insbesondere Boyens, der leider oft und lange verkannt worden ist.“ Inzwischen hat die breitere Öffentlichkeit Boyen gegenüber das Versäumte nicht nachgeholt, obgleich das preußische Königshaus noch wiederholt Gelegenheit genommen hat, bis zu einem gewissen Grade das Unrecht gutzumachen, das Friedrich Wilhelm III. gegen diesen Mann auf sich geladen hatte. Die Geschichtswissenschaft, Treitschke voran, hat Boyen seine hervorragende Stellung eingeräumt und sein bedeutsames Erinnerungswerk, das 1889 und 1890 in drei Bänden als „Erinnerungen aus meinem Leben“ herausgekommen war, als wichtige Quelle anerkannt.

Dieses 1834—36 geschriebene Buch gehört entschieden zu den bedeutendsten unserer ganzen Erinnerungsliteratur; trotzdem ist es begreiflich, daß drei umfangreiche, mit sehr vielen urkundlichen Beilagen beschwerte Bände keine sehr große Verbreitung fanden. Um so mehr mußte man es begrüßen, daß der bekannte Verlag Robert Lutz in Stuttgart eine gekürzte Ausgabe dieser Erinnerungen gleich als zweites Werk in seine Memoirenbibliothek aufnahm. Man durfte wohl hoffen, daß nun das deutsche Volk mit Begierde die Gelegenheit wahrnehmen würde, einen seiner besten Männer in einem so ausgezeichneten Buche kennen zu lernen. Aber es sind inzwischen zwölf Jahre vergangen, und noch ist die erste Auflage des Buches nicht vergriffen, während die in der gleichen Bibliothek erschienenen Memoiren aus dem Kreise Napoleons in so zahlreichen Auflagen gedruckt werden konnten, daß dem Verleger inzwischen oft der Vorwurf gemacht worden ist, er treibe mit seiner Bibliothek einen Napoleonkultus.

Und doch liegt hier ganz deutlich auf der Hand, wer der sündige Teil ist. Nun hat in diesem Erinnerungsjahre der Verlag eine neue Ausgabe veranstaltet (zwei Bände geh. 9 ℳ, geb. 11 ℳ), und vielleicht wird man sich jetzt in weiteren Kreisen entschließen, diesen Schatz zu heben. Allzu hoch wage ich die Hoffnungen nicht zu spannen.

Der größte Vorzug der Memoiren Boyens ist der Grund, daß sie von der großen Gemeinde der üblichen Memoirenleser übergangen werden: nämlich ihre außerordentliche Sachlichkeit und die Selbstlosigkeit des Erzählers, der — darin ein Ausdruck des Besten seiner Zeit — seine eigene Person vollständig vergißt über der Sache des Vaterlandes. Die Memoirenleser suchen aber immer gerade das Persönliche, fast möchte man sagen das Klein-Persönliche.

Boyens Erinnerungsbuch wirkt in dieser ernsten Sachlichkeit wie ein Geschichtswerk. Was aber kein solches geben kann, ist die unmittelbare Anschaulichkeit, mit der dieser scharf-

sichtige Mann diese wichtigste Zeit unserer preußischen Geschichte darstellt, und die prachtvoll gebändigte Art, in der diese im innersten Grunde leidenschaftliche Natur erlebt und berichtet. So sollte das Werk wenigstens in jeder Schülerbibliothek stehen und zu einem bevorzugten Geschenkwerke für unsere Primaner werden. Wer einmal diese zwei Bände gelesen hat, der wird Boyen nie wieder vergessen, und so wird wenigstens ein künftiges Geschlecht diesem Manne den gebührenden Platz neben Scharnhorst, Stein und Gneisenau verschaffen.

* * *

Am 23. Juni 1773 wurde Boyen zu Kreuzburg in Ostpreußen geboren. Vom Vater her, der es bis zum Oberstleutnant gebracht und sich durch seine persönliche Tapferkeit den Orden Pour le mérite erworben hatte, pulste in seinen Adern Soldatenblut. Daß er nach dem frühen Tode beider Eltern, die er kaum einmal mit Bewußtsein gesehen hatte, bei einer Tante in Königsberg aufwuchs, änderte nichts an dieser Anlage, der folgend er schon 1784 zur Fahne schwor und als Sechzehnjähriger zum Offizier ernannt wurde. Von seinen Kameraden schied ihn sein lebhaftes Bildungsinteresse, in dem er an der Königsberger Universität eifrig Kollegien besuchte und außer Geschichte u. a. auch bei Kant Anthropologie hörte. Er stand 1794 gegen die Polen im Felde, machte den unglücklichen Feldzug von 1806 mit und wurde bei Auerstädt schwer verwundet, war aber bereits 1807 wieder beim russischen Korps als Kapitän im Generalstab. Dann entfaltete er in den Jahren des neuen Aufbaus Preußens eine riesige und mannigfaltige Tätigkeit, vor allem in der Militär-Reorganisationskommission, sowie als Direktor im Kriegsministerium; ging 1812 nach Rußland, um dort gegen den tödlich gehaßten Feind zu kämpfen. 1813—14 stand er an der Spitze des Generalstabes des III. Armeekorps im Felde; nach dem Friedensschluß gab er als Kriegsminister eine Reihe bedeutsamer Gesetze, unter denen das vom 3. September 1814 „Über die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste“ die Grundlage des preußischen Wehrtums und der Wiedergeburt des Deutschen Reiches bildete.

Leider stieß Boyen, der überhaupt allen Reaktionären wie ein Revolutionär verhaßt war, auf mächtige Widerstände, und da ihn auch der schwache König nicht hielt, nahm er 1818 seinen Abschied. Er bewährte so den von Friedrich Wilhelm III. aufgestellten, aber doch offenbar nicht innerlich erlebten Wahlspruch: „Jeder Staatsdiener hat doppelte Pflicht: gegen den Landesherrn und gegen das Land. Kann wohl vorkommen, daß die nicht vereinbar sind, dann aber ist die gegen das Land die höhere.“

Über zwanzig Jahre ging so diese hervorragende Kraft dem preußischen Staatsdienste verloren. Boyen entfaltete in dieser unfreiwilligen Muße eine reiche literarisch-historische und auch dichterische Tätigkeit. Unser Erinnerungsbuch entstand in der Mitte der dreißiger Jahre. Aber damals war Boyen noch nicht vergessen, und so war es eine der ersten Regierungshandlungen Friedrich Wilhelms IV., Boyen wieder in den Staatsrat zu berufen und zu reaktivieren. Er wurde General der Infanterie und am 1. März 1841 zum Kriegsminister und Chef des Staatsministeriums ernannt. Der Siebzigjährige trat sein Amt mit Zuversicht an. Sobald er aber das Gefühl hatte, es nicht mehr voll ausfüllen zu können, nahm er seinen Abschied. Am 15. Februar 1848 ist er als Generalfeldmarschall gestorben.

Der damalige Prinz von Preußen widmete dem Dahingeschiedenen einen warmen Nachruf: „Ich preise die Zeit,“ ist darin zu lesen, „die mich mit dem Verewigten in seinen letzten Lebensjahren in nähere Stellung brachte, da ich bei oft divergierender Ansicht immer den glühenden Patrioten in ihm erkannte und wir immer Freunde blieben.“ Der sachliche Fürst mußte ja auch über alle Meinungsverschiedenheiten hinweg ein Freund des sachlichen Staatsdieners bleiben. Vielleicht hat die stürmische Revolutionszeit, in die Boyens Tod fiel, es mit sich gebracht, daß die Nation sich nicht noch einmal klar wurde, was sie an ihm besessen und mit ihm verloren hatte. Die nachherige Reaktion mochte auch nichts für das Andenken eines Mannes tun, der so „modern“ gefühlt hatte, daß sich heute noch sein Erinnerungsbuch liest wie der Nachlaß eines jetzt aus dem Leben Geschiedenen.

Die letzte Zeit hat uns gezeigt, wie gering oder doch einseitig in den weitesten Kreisen unseres Volkes und in allen seinen Schichten eine genaue Kenntnis der inneren Verhältnisse zur Zeit der Freiheitskriege und der ihnen vorangehenden Periode war. Um so wertvoller wird diese Darstellung Boyens, der alle entscheidenden Ereignisse an Stellen erlebte, die ihm eine genaue Kenntnis ermöglichten, der überdies einer jener ganz seltenen Menschen ist, die in einer Sache aufzugehen vermögen. Es ist jedenfalls für Memoiren ein außerordentlich seltener Fall, daß ein Mann die für sein persönliches Leben so wichtigen Ereignisse, wie Heirat, Trennung von Weib und Kind vor dem Kriegszug mit zwei Zeilen abtut, bloß um wieder sich in die Betrachtung aller das ganze Vaterland angehenden Verhältnisse zu versenken. Dann ist Boyen einer der vorurteilslosesten Köpfe, die mir je begegnet sind. Aus altem Adel, ist er vollständig frei von jedem Adelsdünkel. Mit Leib und Seele Offizier, ist er doch vor allem Staatsbürger. Von unbedingter Königstreue, weiß er doch scharf die Form vom Geist zu sondern, und unser Volk hat bis heute überhaupt nur ganz wenige Männer gehabt, die in diesem Maße als höchste ihrer Pflichten den Begriff des Nationalstaates erfaßt hatten und danach all ihr Handeln einrichteten.

Ich will aus diesen Gründen hier einige Stellen, die ich mir bei der Durcharbeit des Buches besonders scharf angemerkt habe, herausheben als Schlag- und Streiflichter auf die Ereignisse und die sie tragenden Persönlichkeiten. Ich wiederhole, daß das Buch als Ganzes wirklich als eine Gesamtgeschichte der Zeit betrachtet werden kann, doch kommt es uns hier mehr auf das an, was als Randglossen zu jedem Geschichtswerk willkommen sein dürfte. Ich überschlage dabei die ersten hundert Seiten, so fesselnd und wohl für die meisten überraschend ist, was Boyen über das Leben der deutschen Armee nach Friedrichs des Großen Tode schreibt. Manchmal greift man sich, wenn man diese Verhältnisse liest, an die Stirn, um sich erst wieder in die Vorstellung zurechtzurücken, daß alle diese Zustände kaum mehr als ein Jahrhundert hinter uns liegen.

Schon den Krieg von 1806 hat Boyen als Generalstabsoffizier mitgemacht. Auch aus seiner Darstellung geht hervor, daß eigentlich nicht das Volk, das schier ohne Bewußtsein zum Kriege kam, besiegt wurde, daß auch nicht der Soldat als tapferer Mann versagte, sondern das ganze Staats- und Armeesystem. Im höchsten Sinne aber war der Krieg eine Niederlage des Absolutismus. Wie feige sich doch im ganzen viele unserer Fürsten benahmen, zeigt das Beispiel des Kurfürsten von Hessen, der ins preußische Hauptquartier kam, um seine Neutralität bestens zu entschuldigen. „Ganz im Gegensatz zu dem durchlauchtigsten Kurfürsten waren dagegen mit ihm zu gleicher Zeit Deputierte des Saalkreises und Eichsfeldes, unter ihnen ein bejahrter Mann, in der Uniform noch ganz nach dem Zeitalter Friedrichs des Großen zugeschnitten, bei dem Könige angekommen, die auf eine allgemeine Landesbewaffnung antrugen, welche man aber ablehnte."

Wie sehr alles im Gamaschendienst erstickt war, erfuhr Boyen selbst aufs drastischste. Er hatte den sehr wichtigen Auftrag erhalten, den Rückzugsweg nach Weimar von dem ungeheuren Train zu befreien, und arbeitete die ganze Nacht und den Vormittag hindurch auf dieses Ziel hin, das für das Schicksal der Armee von entscheidender Bedeutung war. „Da kam der König geritten; ich hatte, ganz mit meinem Auftrage beschäftigt, es nicht bemerkt, daß ich das Band, womit man damals die Zöpfe noch einwickelte, verloren hatte, und daß mein seit gestern nicht geordnetes Haar auf dem Rücken los herumflatterte; aber der König hatte es wohl bemerkt und schickte mir einen Adjutanten zu, um mich auf diesen Übelstand aufmerksam zu machen."

Man muß sich vorstellen, wie Napoleon und seine Krieger derartige Dinge auffaßten, um den ohnmächtigen Ingrimm eines so zurechtgewiesenen Offiziers nachzufühlen. Aber der König selber war noch lange nicht so in der Form stecken geblieben, wie die übrige Armeeleitung. Und vielleicht ist eine kleine Bemerkung, die Boyen nebenher erzählt, geeignet, Friedrich Wilhelms spätere Unentschlossenheit, seinen Mangel an Vertrauen zu erklären und bis zu einem ge-

wissen Grade zu entschuldigen. So war das Ergebnis der Arbeit einer unter dem Feldmarschall von Möllendorf über die nötigen Veränderungen im Kriegswesen arbeitenden Kommission der Vorschlag, „daß bei einer neuen Mobilmachung bei jedem Bataillon ein Packknecht weniger gestellt werden könne. Der König hat mir späterhin einmal im Vertrauen erzählt, daß, als die Probe mit den neu einzuführenden Gewehren bei der Potsdamer Garnison gemacht werden sollte, man alles dazu in seiner Gegenwart bereitet, nur vergessen habe, kalibermäßige Patronen anzuschaffen; er fügte hinzu: ‚Ich verlor den Mut, mit solchen Leuten Krieg zu führen.'"

Doch wir wollen nicht bei dieser Zeit des völligen Zusammenbruches verweilen, sondern uns den Jahren zuwenden, in denen einige Vaterlandsfreunde — es waren wirklich nur einige — den Wiederaufbau des vernichteten Preußenstaates betrieben. Voll höchster Bewunderung ist Boyen immer für Scharnhorst, der an die Spitze der „Militärkommission zur Reorganisation des Heeres" gestellt war. „Niemals habe ich für das praktische Leben einen so konsequenten Denker als Scharnhorst gefunden, niemals einen Menschen, der seine Person so den großen Zwecken, die er leitete, unterzuordnen verstand. Den Krieg und die Kriegswissenschaft in allen ihren Zweigen kannte er mehr wie irgendeiner. Ein glühender Haß gegen Napoleon und Frankreich kochte fortdauernd in diesem anscheinend teilnahmslosen, schläfrigen Körper und gab ihm die Kraft, zur Erreichung seines Zweckes gegen Kabalen und Undank zu kämpfen." Auch der „mit einem schönen männlichen Wesen und einem hellen und schnellen Blick von der Natur ausgestattete" Gneisenau war ein wahrhaft edler Charakter, der aus innerster Überzeugung sich Scharnhorst anschloß, dessen Übergewicht er edelmütig anerkannte. „Der König selbst unterstützte nur sehr bedingt die von Scharnhorst beabsichtigten Schritte. Er wollte eine Abschaffung der ökonomischen Mißbräuche und ebenso aufrichtig eine bessere Behandlung des Soldaten und deshalb eine neue Organisation des Heeres, doch immer nur hauptsächlich in dem Kreise einer gut exerzierten und nach seinem Geschmack wohlgekleideten Linienarmee; alles das, was Landesbewaffnung oder außerhalb der Bahn des Herkommens liegende Entwicklung eines freieren, kriegerischen Geistes beabsichtigte, hatte entweder bei ihm kein Zutrauen oder fand sogar an ihm einen entschiedenen Gegner."

Die Zivilverwaltung, deren völlige Neugestaltung der Freiherr vom Stein betrieb, hatte es, solange der König in Memel blieb, leichter, weil dieser sich weniger um ihre Arbeiten bekümmerte. Mit der Übersiedelung des königlichen Hofes nach Königsberg aber setzten auch hier die Intrigen ein. Es ist doch sehr wichtig, sich klar vor Augen zu führen, daß keineswegs alle Kreise durch die furchtbare Not ihres Vaterlandes zu einer würdigen Selbstbesinnung gebracht worden waren. „Kalkreuth, der damalige Gouverneur von Königsberg, stand an der Spitze dieser Intrigen, denn er wollte Premierminister werden, kurz überall die Hand im Spiel haben. Der Minister Goltz, obgleich die Schwäche selbst, suchte doch wenigstens hinter dem Rücken gegen die Vormundschaft von Stein zu kämpfen. An diese schlossen sich in bunter Reihe teils die schon geschilderten Personen, teils unzufriedene oder vielmehr nach ihren Ansprüchen nicht befriedigte Militärs, hauptsächlich aber eine Menge aus Berlin nach Königsberg geflüchteter Zivilbeamten, die dem Könige nach Memel nicht gefolgt waren. Diese konnten teils es nicht begreifen, daß sie von ihrem bisherigen Geschäftsschlendrian abweichen sollten, teils befürchteten sie Gehaltsreduktionen, und endlich wollten sie ohne alle Rücksicht um jeden Preis wiederum nach dem geliebten Berlin zurückkehren. Daß der König dabei sich ganz in die Hände der Franzosen liefern, die Möglichkeit, günstige Ereignisse zu benutzen, ganz aufgeben würde, kümmerte diese beschränkten Egoisten gar nicht; im Gegenteil, sie glaubten ihre einzige Zuflucht unter den Flügeln des großen Napoleon zu finden. Der ostpreußische Adel hatte zwar auch Wünsche, jedoch hielt er sich von dem oben geschilderten Treiben größtenteils in ehrenvoller Entfernung. Nur in dem oben geschilderten Kreise wurden die niedrigsten Gerüchte gegen Stein und Scharnhorst ausgebreitet und eifrig zu der Oberhofmeisterin Voß, dem schwachen Köckeritz oder einem vertrockneten Kammerherrn gebracht, um Mißtrauen bei dem Königspaare gegen das begonnene Werk

zu verbreiten. Nur der glücklichen Vereinigung, daß Stein eine seltene Kraft und Unabhängigkeit besaß, während Scharnhorst der besonnenste Mensch war, den ich in meinem Leben kennen lernte, ist es möglich geworden, über die Unentschlossenheit des Königs und die Kabalen seiner Umgebung, wenn auch nicht in allen, so doch in vielen Fällen zum Wohl von Preußen zu siegen. Daß aber die Entwürfe dieser beiden edlen Männer zur Erhebung und Befreiung von Preußen nur unvollständig wie ein Torso ins Leben treten konnten, ist das Werk der vorhin bezeichneten Partei. — — In der Mark Brandenburg stand an der Spitze einer ähnlichen Partei der soeben wegen seiner Ergebenheit gegen die Franzosen entlassene Staatsminister v. Voß, der seinen ganzen alten Einfluß hervorsuchte, um der neu begonnenen Gesetzgebung Hindernisse in den Weg zu legen; die Rechte der Erbjunker standen ihm und seinen Genossen viel höher, als die Selbständigkeit des Staates."

Als das wichtigste Gesetz, welches nun von der Reorganisationskommission ausgearbeitet wurde, bezeichnet Boyen „die Verordnung über die bessere Behandlung des Soldaten und die damit verbundenen neuen Kriegsartikel: ich halte dies für die eigentliche Grundlage der besseren geistigen Entwicklung des Heeres, und der Sinn, der dadurch erzeugt wurde, hat siegreich in allen späteren Gefechten der preußischen Armee gekämpft. Scharnhorst und Gneisenau sind die Hauptbegründer dieser Verordnungen, die in dem milden und gerechten Sinn des Königs einen schönen Anklang fanden. — — Daß diese Gesetze übrigens bei ihrem Erscheinen sehr verschieden beurteilt wurden und wie ein Donnerschlag auf die Stockkorporale in Offiziersuniform wirkten, bedarf wohl keiner weiteren Beteuerung. Nach ihrem Urteil war das Auseinanderlaufen der Armee gewiß und ein Gefecht ohne den beliebigen Gebrauch des Stockes nicht zu gewinnen. — — Der bei weitem größte Teil der Offiziere dagegen fühlte wenigstens die Notwendigkeit solcher Gesetzesveränderungen und fügte sich den neuen durch die Zeit gebotenen Verhältnissen, so daß eigentlich nur ein einziger unglücklicher Hauptmann der Märtyrer für die alte Prügelgesetzgebung ward. Er hatte trotz des bestimmten königlichen Gesetzes den Gebrauch des Stockes beliebig fortgesetzt, seine Leute beschwerten sich darüber, Scharnhorst drang darauf, daß ein Kriegsgericht darüber urteilte, und so wurde jener durch Roheit berüchtigte Hauptmann kassiert, durch dieses nützliche Beispiel aber die Heiligkeit der neuen Gesetzgebung gesichert."

Man ersieht aus diesem Beispiel, wie leicht es auch heute noch wäre, die noch übrig gebliebenen Roheitszustände (Mißhandlungen durch Vorgesetzte, Verprügeln der Rekruten durch die älteren Mannschaften) in der Armee zu beseitigen, wenn wirklich mit allen Kräften dagegen vorgegangen würde.

Nur verweisen will ich auf Boyens Darstellung über den Tugendbund, zu der er besonders berufen ist, da er selbst ja zu den Leitern desselben gehörte.

Boyens größtes Verdienst bei den Vorbereitungen für einen neuen Krieg war das sogenannte Krümpersystem. Scharnhorst „gab mir den Auftrag, einen Plan zu einer fortdauernd sich vermehrenden Vergrößerung der Armee doch so auszuarbeiten, daß derselbe so viel als möglich in der gewöhnlichen Heeresergänzung versteckt bliebe. Dies führte zu dem nachher so genannten Krümpersystem, nach dem nämlich jeden Monat pro Kompanie fünf und pro Eskadron drei Mann exerzierte Soldaten beurlaubt und dagegen ebensoviel Rekruten wiederum eingezogen werden mußten, wodurch unbemerkt jene große Anzahl ausgebildeter Soldaten geschaffen wurde, die im Jahre 1813 die Errichtung der zahlreichen Reserveregimenter und -bataillone möglich machte. Der Name Krümper, den die Franzosen, als sie späterhin die Sache bemerkten und darüber unruhig wurden, gewöhnlich als crimper herausbrachten und Erklärungen über seine Bedeutung verlangten, entstand mehr zufällig; in Ostpreußen verstand man unter dem Namen Krümper eine beliebige Anzahl einer Kompanie obligate Leute, die aber noch in keiner Liste standen; wahrscheinlich war die Benennung zuerst bei der Kavallerie aufgekommen und dem beim Futterempfange üblichen Krumpmaß nachgebildet. Da nun die Sache durchaus

alles Aufsehen vermeiden sollte, so wählte ich ohne großes Nachsinnen jenen provinziell üblichen Ausdruck und habe späterhin oft im stillen gelacht, wenn dieses unschuldige Wort sich einer Menge Definitionen unterwerfen mußte."

Unglaublich waren die Mühen, unter denen Scharnhorst, Stein und ihre Getreuen ihre Reformen durchsetzen mußten. „Ehren- und Bürgerkronen hätten diese beiden wackeren Männer damals schon für ihren für die Wiederherstellung des Staates bewiesenen Eifer wohl verdient, aber ach! statt dessen mußten sie jeden ihrer wohltätigen Schritte unter unsäglichem Widerstande durchkämpfen und wurden die Zielscheibe einer boshaften und hirnlosen, täglich stärker werdenden Verleumdung. — — Wie ehrwürdig mußte mir Scharnhorst damals nicht erscheinen, wenn ich ihn so unaufhörlich angefeindet, dennoch unerschütterlich und ohne persönliches Rachegefühl auf der begonnenen Laufbahn fortschreiten sah. Selten groß war in dieser Hinsicht das Benehmen dieses edlen Mannes; wenn auch sein Körper sichtbar litt und hier der Keim einer ihn bald ereilenden tödlichen Krankheit gelegt wurde, so blieb doch die Richtung seines Bemühens unerschüttert." Wenig später mußte Scharnhorst dann auch die böseste Ungerechtigkeit des Königs durchmachen, der „die Schuld seiner Unentschlossenheit von sich auf andere Gegenstände zu wälzen suchte, auch, fortdauernd aufgehetzt durch die Maulwürfe, oft Verdacht äußerte. Diese Verhältnisse wirkten auch auf Scharnhorst so nachteilig, daß ein galliges Nervenfieber ihn an den Rand des Grabes brachte; nur die äußerste Anstrengung der Ärzte, hauptsächlich Hufelands, konnte ihn noch diesmal zum Wohl des Königs und des Staats retten, doch trug der edle Mann von da ab den Keim der zerstörten Gesundheit in sich."

Schon im Winter 1808/09 hat Boyen dann den Mobilmachungsplan für die Armee ausgearbeitet, der im Feldzuge von 1813 benutzt worden ist. Boyen ist noch zur Zeit, in der er seine Erinnerungen abfaßte, also zwanzig Jahre nach den Befreiungskriegen, der Meinung, daß schon 1809 mit vollem Erfolg der Kampf gegen Napoleon hätte aufgenommen werden können. Denn die Zeit nachher brachte ja keineswegs bloß die Stärkung des Hasses gegen die Fremdherrschaft, sondern auch eine wachsende beschämende Schwäche weiter Kreise. Am schlimmsten war es in der Hinsicht in Berlin, „wo einzelne Personen oder Gewerbe sogar bedeutend von den Fremden gewonnen hatten. Manche Beamtenfrauen hatten für die Abwesenheit ihrer Männer sich in den Armen der Fremdlinge entschädigt, und durch alle dergleichen Dinge waren besonders in Berlin in den Kreisen der sogenannten gebildeten Welt die Franzosen in mehrfache gesellige Berührungen gekommen."

So ist es begreiflich, daß die Patrioten die Übersiedelung des königlichen Hofes nach Berlin als ein schweres nationales Unglück empfanden. Boyen erhielt jetzt die Stelle des militärischen Kabinettsvortrages beim König. Er kam dadurch in täglichen, beinah stündlichen Umgang mit dem König, war dauernd am Hofe, seine Beurteilung der Personen und Verhältnisse beruht also jedenfalls auf gründlichster Kenntnis. Ich kann hier Boyens eindringliche Charakteristik des Königs nicht ganz wiedergeben, sondern hebe bloß einige bezeichnende Punkte hervor:

„Von den natürlichen Fähigkeiten des Königs stand ein seltenes Gedächtnis, besonders für Personen und überhaupt alles das, was sich anschauen ließ, obenan, die äußere Kenntnis der Offiziere seiner Armee und ihrer Avancements- und Familienverhältnisse war ganz ausgezeichnet. Dagegen trat bei näherem Umgange ein Mangel der Phantasie sehr bemerkenswert hervor, ich glaube aber, daß dies mehr eine falsche Richtung seiner Erziehung bewirkt hatte, als daß es ein eigentlicher Naturfehler war; denn der König zeichnete z. B. recht geschickt, besonders Karikaturen, und in den ersten Tagen nach dem Tode der Königin, in den Augenblicken des heftigsten Schmerzes, habe ich Züge von ihm gesehen, die wohl Phantasie und tiefe Empfindung verrieten. Meiner Ansicht nach war seine Phantasie durch seine früheren Umgebungen nicht geweckt, man hatte ihn nur immer mit den realen, nicht auch mit den idealen Seiten des Lebens bekannt gemacht, und dies hatte den großen Nachteil, daß ihm nicht allein alle durch die innere Bewegung des Geistes erzeugten Empfindungen größtenteils fremd blieben, sondern daß er

sie auch häufig verachtete und das Leben nur als ein Spiel gegeneinander prallender äußerer Erscheinungen ansah. Der König war ein persönlich tapferer Mann, niemals habe ich eine Spur der Furcht vor physischer Gefahr bei ihm gesehen. Ich bin überzeugt, daß, wenn er unerwartet in ein Handgemenge verwickelt worden wäre, er mit großer Besonnenheit heldenmütig gekämpft haben würde. Dagegen aber war sein Trieb zu mutigen Unternehmungen sehr gering, in den Augenblicken eines zu nehmenden ernsten Entschlusses war er eine ganz veränderte Natur, und die peinlichste Unentschlossenheit, die sich oft mit einer gänzlichen Mißstimmung und dem Aufgeben seiner selbst aussprach, bezeichnete alsdann sein ganzes Wesen, machte die Geschäftsführung mit ihm in solchen Augenblicken höchst schwierig. — — Von den Lieblingsneigungen des Königs stand, besonders in früheren Zeiten, die Vorliebe für militärische Beschäftigungen obenan, doch nur allein aus dem Gesichtspunkt des Friedensexerzierens und der Uniformen, nicht aus dem der Ausbildung zum Kriege. — — Die Grundlage in dem Charakter des Königs war Gutmütigkeit, die ebensosehr auf einem natürlichen Wohlwollen als auf seinem Naturell beruhte. Seine Urteilskraft konnte man im ruhigen Zustande zweilen sogar scharfsinnig nennen, jedoch nur, wenn es darauf ankam, die Schwächen einer Sache oder Person zu enthüllen: hierin hatte er eine ganz eigene Geschicklichkeit, die aber leider auch der Grund eines allgemeinen Mißtrauens sowohl gegen die Menschen als den Einfluß wohlüberlegter Anordnungen war. Sobald aber der zu beurteilende Gegenstand ernste Entschlüsse forderte, die Verwicklungen herbeiführen konnten, verwirrte sich seine Urteilskraft, und er suchte sich dann die Sache, so gut es anging, vom Halse zu schaffen, und in solchen Krisen schien er selbst die früher gegebenen Bestimmungen zu vergessen.“

Auch die Charakteristik der Königin Luise verdient Beachtung. „Der Geist der Königin war viel lebhafter und für neue Ansichten empfänglicher, als der des Königs, sie sprach sehr gut, hatte eine außerordentlich verbindliche Art, sich auszudrücken, durchblickte die Menschen und wußte sie dann, insofern sie sie brauchte, ganz geschickt zu behandeln. Sie faßte sehr leicht die ihr vorkommenden Gegenstände auf, doch umfaßte ihr Blick mehr den äußeren Umfang jeder Erscheinung, als daß er in das Innere derselben drang. Da die Königin viel schnellerer Entschlüsse als der König fähig und mit einer lebendigeren Phantasie als er begabt war, so fühlte sie oft das Zaudern und die Unentschlossenheit desselben sehr lebhaft und suchte dann, soviel sie es vermochte, durch andere Personen zur Entwicklung solcher Krisen, jedoch gewöhnlich ohne Erfolg, zu wirken. — — Das eheliche Verhältnis des königlichen Paares war, besonders wenn man es mit ähnlichen desselben Standes verglich, sehr achtenswert; es beruhte auf einer wechselseitigen Zuneigung, einer wahrhaften Achtung ihrer beiderseitigen Pflichten. — — Der Einfluß der Königin war im ganzen genommen sehr bedingt, gegen eine Regierungseinmischung war der König sehr eifersüchtig, und seine Umgebungen mußten sehr auf der Hut sein, ihm auch nur den Verdacht zu geben, daß ein Einfluß der Königin bei dieser oder jener Sache im Spiel war.“ Mit tiefer Gemütsbewegung spricht Boyen vom frühen Tode der Königin und der tiefen Trauer ihres Gatten und des ganzen Volkes. —

Seit dem Anfang des Jahres 1811 mußte sich in den aufmerksamen Beobachtern die Überzeugung festsetzen, daß Napoleon einen neuen großen Krieg plane. Um so gefährlicher wurde das Treiben einer allmächtigen Hofpartei, in deren Augen „jeder Gedanke an eine Rüstung noch sträflicher war, als ein Hochverrat“. Die schwankende Natur des Königs führte jetzt zu jenen gleichzeitigen Verhandlungen mit den verschiedenen Kabinetten, die eigentlich die preußische Politik um jedes Vertrauen bringen mußten. „Während der König nun fortdauernd jeden bestimmten politisch-militärischen Entschluß vermied, war es beinahe unbegreiflich, mit welcher Anstrengung dieser Fürst das Exerzieren und Manövrieren der Truppen zu seinem täglichen Geschäfte machte; oft wurde der Vortrag bloß deshalb abgekürzt. Ich vermag es nicht, den Sturm meiner Empfindungen zu schildern, wenn ich den König nach stundenlangen unentschiedenen politisch-militärischen Diskussionen zum Manöver begleiten mußte: es

war, als wenn sich der Leichenstein meines Vaterlandes mir auf die Brust wälzte. Der König hatte sich in dieser Zeit, da er zu keinem Systeme, zu keiner Person ein hinreichendes Vertrauen fassen konnte, eigentlich schon selbst aufgegeben."

Es kam dann zum ausgesprochenen Bündnis mit Napoleon. „Die Maulwürfe triumphierten und fingen an, es zu überlegen, wie sie aus diesem Ereignis den möglichsten Privatvorteil ziehen könnten. Bei dem übrigen Teil der Nation aber war die Nachricht dieser neuen Verbindung eine wahre Trauerbotschaft, der größte Teil der Armee und Menschen aus allen Ständen fühlten gemeinschaftlich, daß dieses eine unnatürliche, nur Verderben bringende Verbindung sei und, daß der letzte Pfeiler der Nationalselbständigkeit, für deren Erwerb so vieles preußische Blut floß, dadurch umgeworfen werde. — — Wie sehr einzelne Menschen offenkundig Napoleon und seinen Trabanten huldigten, mag der hier folgende kleine Zug bezeugen. Der französische Marschall Oudinot war bereits einige Tage vor der Ankunft seines Korps in Berlin eingetroffen, natürlich wurden für ihn mehrere Festlichkeiten angeordnet, und der Feldmarschall Kalckreuth gab ihm zu Ehren eine Mittagsgesellschaft, zu der er unter anderen auch den Prinzen August einlud. Kalckreuth hatte schon lange einen Groll gegen diesen, da Prinz August ganz entgegengesetzte politische Ansichten hegte, und war ersichtlich bemüht, bei dieser Gelegenheit dem Prinzen öffentlich wehe zu tun. Als nämlich zur Tafel gegangen werden sollte, reichte Kalckreuth dem Marschall Oudinot die Hand und führte ihn zu Tische, ohne sich im mindesten um den Prinzen zu bekümmern. — — Auch der General Grawert, der das Kommando des preußischen Hilfskorps bekommen hatte, sah sich von diesem Augenblick als den untertänigen Diener des Marschalls Davoust an, an dessen Befehl er gewiesen war: ein Lächeln des Herzogs von Auerstädt bezahlte er mit preußischen Festungen."

Ein Mann wie Boyen konnte eine derartige Lage natürlich nicht ertragen. Er nahm Urlaub und ging zunächst nach Breslau, wo bereits Scharnhorst und Blücher waren. Wie die Patrioten die damalige Staatslage ansahen, ergibt sich aus folgender Stelle: „Meiner innigsten Überzeugung nach schien mir unser König seit der eingegangenen Verbindung mit Frankreich ein Gefangener Napoleons, er war in allen das Wohl und die Selbständigkeit des Staates betreffenden Fragen ein willenloses Werkzeug in einer fremden Gewalt. Unter solchen Umständen hatte nach meiner Ansicht jeder Preuße nicht allein das Recht, sondern eigentlich die Pflicht, dahin zu wirken, daß der vaterländische Regent wiederum von auswärtiger Abhängigkeit befreit werde. — — Mein zu diesem Zweck schon längst entworfener Plan war, den Feldzug bei dem russischen Heere als Freiwilliger mitzumachen, um, politisch unabhängig, jede Gelegenheit, die sich mir zur Befreiung meines Vaterlandes im Laufe des Feldzuges darbieten würde, frei benutzen zu können; würde aber der Feldzug in Rußland unglücklich enden, dann wollte ich nach Spanien gehen, kurz, mich an jede Macht anschließen, die gegen Napoleon, den Mann meines Hasses, kämpfte."

Großartig leuchtete auch hier wieder Scharnhorsts Scharfblick heraus. Er hatte dem schwächlichen Grawert von vornherein den General Yorck als Stellvertreter mitgegeben, so daß dieser nun das preußische Korps übernehmen konnte, als Grawert, wie vorauszusehen war, vor den Strapazen eines richtigen Feldzuges in Rußland zurückschreckte.

Boyens Aufenthalt in Rußland nahm eine ganz andere Wendung, als er es sich wohl gedacht hatte. In Petersburg, wo er mit Stein zusammen wohnte, wurde er vom Kaiser bemerkt, der daraufhin bei ihm anfragen ließ, ob er wohl geneigt wäre, mit einem persönlichen Auftrage an den König von Preußen abzugehen. Natürlich war Boyen sofort bereit. Das Ergebnis der Verhandlungen war, daß Boyen durch den Kaiser von Rußland den Auftrag erhielt, dem König von Preußen den Antrag zu einem Offensiv- und Defensivbündnis zu machen.

Unter vielen schweren, aber bei der Überfüllung aller Wege mit feindlichen Truppen unvermeidlichen Gefahren und sehr schlimmen, recht überflüssigen Plackereien, deren schlimmste vom Wiener Kabinett ausging, gelang es Boyen in den ersten Tagen des Januar 1813 wieder

auf deutschem Gebiet anzukommen. Hier war es endlich Hardenberg gelungen, den König, zuletzt mit Hilfe einer List, zu veranlassen, Berlin zu verlassen und nach Breslau abzureisen. „Breslau hatte zu jener Zeit durch den ungewöhnlichen Zusammenstoß von Menschen eine ganz veränderte Physiognomie bekommen. Mit dem König war eine Menge Beamte, ein Teil der in Berlin anwesenden Gesandten, ferner ein großer Teil des schlesischen Adels und außerdem noch viele, die Anstellung suchten, sonstige Spekulanten und Menschen, die die Entscheidung des großen Schauspiels in der Nähe sehen wollten, in der schlesischen Hauptstadt eingezogen. Diese bunte, sich bis dahin noch vielfach fremde Masse hatte der Stadt eine nicht gewöhnliche Tätigkeit gegeben. Der Krieg und Preußens sowie Europas Zukunft war zwar der alles übrige verdrängende Gegenstand jedes Gesprächs, doch sprach sich hier noch nicht die Entschlossenheit aus, gegen Frankreich zu kämpfen, wie ich sie in der Mark gefunden hatte, und wie die täglichen Berichte aus Ostpreußen sie schilderten. Zu dieser anscheinenden Unentschlossenheit wirkten mehrere Ursachen mit. Einmal die Anwesenheit des Königs, über dessen Ansichten man täglich die widersprechendsten Meinungen hörte, da eine jede Partei einzeln gehörte Worte nach ihrer Ansicht ausbildete und verbreitete; die Meinung vieler Menschen wurde dadurch gelähmt, so daß sie nicht die ihrige aussprechen mochten. Ein großer Teil des anwesenden Adels war zwar nicht, wie sich dies nachher auch ausgewiesen hat, gegen den Krieg, wohl aber waren sie dem Staatskanzler und Scharnhorst abgeneigt, die sie als die Hauptförderer liberaler Ideen und namentlich der Verleihung des bäuerlichen Eigentums haßten. Unter den Gewerbetreibenden sowie Beamten und Landleuten gab es überdies auch noch mehrere, die, durch die bisher einem Teil von Schlesien zugestandene Neutralität verleitet, in ihrer Unschuld die Fortdauer dieses Zustands bei dem wieder ausbrechenden Krieg wünschten und daher auch für möglich hielten. Zwischen diesen angegebenen großen, eigentlich noch in sich unentschiedenen Schattierungen bewegte sich nun eine französische und antifranzösische Partei, und jede suchte durch Verbreitung ihrer Ansichten und Meinungen sich so viel Anhänger als möglich unter den Neutralen zu werben und dadurch die noch immer zögernde königliche Entscheidung, so gut es anging, auf ihre Seite zu lenken: dies erzeugte einen Meinungskampf, der bei dem geringsten gehofften oder besorgten Erfolg mit jeder Stunde heftiger wurde."

Die Franzosenpartei war sehr stark. Männer, wie der Feldmarschall Kalckreuth, erklärten das Abgehen der Allianz von Napoleon für eine Ruchlosigkeit. Noch größer waren die Kreise, die einfach durch die Furcht vor Napoleon und seinen neuen Rüstungen gebändigt waren. Der König blieb unentschlossen, und es ist recht bezeichnend für ihn, daß er jetzt, wo alle Ereignisse Scharnhorst recht gaben, gegen diesen so unbillig war, daß Scharnhorst den Gedanken faßte, aus dem Dienst zu treten. Das brachte endlich den König etwas zur Besinnung. Aber trotzdem, ohne den Schritt von York und die Erklärungen der ostpreußischen Stände, aus eigenen Mitteln dreißigtausend Mann Landwehr zu stellen, „wäre Scharnhorst höchst wahrscheinlich mit allen seinen Bemühungen nicht durchgedrungen. Es bedurfte solcher außerordentlichen Veranlassungen, um die Franzosenfreunde in die Enge zu treiben und die Unentschlossenheit des Königs zu besiegen."

Diese Leistung Ostpreußens, die um so bewundernswerter ist, als gerade diese Provinz so furchtbar heimgesucht war, ist nur eines in der Reihe herrlicher Zeugnisse für die Opferwilligkeit und den Tatendrang, der das ganze preußische Volk durchglühte. „Bei dem König waren indes noch lange nicht die ihn lähmenden Bedenklichkeiten besiegt. Es beunruhigte ihn, daß ein Ereignis nach dem andern ihn wider seinen Willen fortriß. Fürst Hatzfeld, der als außerordentlicher Gesandter noch in Paris weilte, ward nicht müde, die bedeutenden Rüstungen Frankreichs und die vorzüglichen Gesinnungen Napoleons gegen den König in jedem Brief zu schildern. Noch am 14. Februar hatte Napoleon in einer im Senat gehaltenen Rede versichert, daß er mit allen seinen Alliierten zufrieden sei, und dies ward nun mit Rücksicht auf die Stimmung des Königs nicht ungeschickt als der Beweis herausgehoben, daß der französische Kaiser

von dem in Preußen sich gegen ihn aussprechenden Volksgeiste, im vollen Vertrauen auf die Gesinnungen des Königs, keine weitere Notiz nehme."

Erschwerend kam hinzu, daß der preußische Unterhändler mit Rußland, Knesebeck, nahe daran war, alles zu verderben. Man mußte befürchten, daß jetzt ein lockendes Anerbieten Napoleons einen gänzlichen Umschwung der Dinge herbeiführen könnte. Da faßte der Minister Stein, der sich damals bei Alexander in Kalisch aufhielt, „einen kühnen Entschluß, ließ sich die nötige Vollmacht von Alexander geben und kam den 24. oder 25. Februar durchaus unerwartet nach Breslau, fuhr im Reisewagen vor dem Palais des Königs vor, ließ sich sogleich bei ihm anmelden und zeigte ihm in dieser Audienz so kräftig das Gefährliche seines Zaudersystems, daß der Staatskanzler ebenfalls schnell herbeigeholt und der Abschluß der Allianz nach dem Vorschlage des Kaisers Alexander angenommen wurde. — — Dies soeben geschilderte Unternehmen des Ministers vom Stein kann man als das Schlußglied jener Kette von Ereignissen ansehen, durch die *gegen den eigentlichen Willen des Königs der Krieg gegen Napoleon und durch diesen die Wiedererhebung des preußischen Staates herbeigeführt und beschleunigt wurde.*"

Steins Unternehmen war nicht nur deshalb sehr gefährlich, weil auf ihm immer noch die Acht durch Napoleon haftete, er brachte sich auch noch in besondere Lebensgefahr, da er heftig an der Gicht litt. „Durch die Diskussion mit dem König und dem Staatskanzler geistig noch mehr aufgeregt, steigerte dieses seine Schmerzen so bedeutend, daß er nur mit der äußersten Anstrengung das Palais verlassen und seinen Reisewagen besteigen konnte. In der Eile war verabsäumt worden, für ein Unterkommen Steins zu sorgen, und dieser mußte in seinem leidenden Zustande bei allen Gasthöfen Breslaus vorfahren, um an jedem zu erfahren, daß durch die Menge von zuströmenden Fremden ein Unterkommen unmöglich sei. So kam Stein halb verzweifelt auf den Markt zurückgefahren und begegnete hier zu seinem Glück dem ihm wohlbekannten Major, nachherigen General Lützow. Lützow bot ihm zwei für ihn selbst bestimmte Dachstübchen in einem schlechten Gasthause an, welches zum Werbeplatz der Lützower Schar eingeräumt war. Steins Zustand hatte sich durch alle diese Zögerungen so verschlimmert, daß man ihn mit Mühe aus dem Wagen heben und sogleich in ein Bett legen mußte, wo er zehn Tage lebensgefährlich danieder lag, da die Gicht ihm in den Unterleib zu treten drohte; doch die Sorgsamkeit der herbeigerufenen Ärzte, namentlich Hufelands, und seine gute Körperbeschaffenheit überwanden diese gefährliche Lage."

Aber das hatten diese trefflichen Männer nun doch erreicht, daß jetzt endlich die Zeit der Taten begann. Freilich stellten sich ihnen immer wieder Hemmungen entgegen, und unsere Bewunderung für die Führer der deutschen Nationalbewegung wächst, wenn wir sehen, wie sie für ihre selbstlose Hingabe, für ihre aufreibende Opfertätigkeit eigentlich immer nur persönlichen Undank und schwere Verärgerung erdulden mußten. Aber der Geist, der sie beseelte, war so großzügig, so lauter, war so im höchsten Sinne einer Idee dienend, daß sie eben siegen mußten, solange diese Idee Werbekraft genug für die breiten Schichten des Volkes besaß.

Boyens Erinnerungsbuch führt uns noch bis über die Schlacht von Leipzig. Der edle Mann, der leidenschaftliche Patriot, hat es offenbar nicht über sich vermocht, noch einmal mit der Feder in der Hand erleben zu müssen, wie das preußische Volk um die besten Früchte seines bewundernswerten Ringens gebracht worden ist. Wir aber wollen heute den Vorsatz fassen, endlich als Volk zu vollenden, was vor hundert Jahren begonnen worden, und voll tiefer Dankbarkeit der Zahl jener großen Männer, die uns als Vorbilder leuchten, auch Hermann von Boyen einreihen.

K. St.



Ärztestreik und Kassendruck

Die vielumstrittene neue Reichsversicherungsordnung, die mit Beginn des nächsten Jahres vollständig in Kraft tritt, weist eine klaffende Lücke auf, an deren Ausfüllung Reichstag und Bundesrat verzweifelten. Die Interessengegensätze zwischen den Kassenvorständen und den im Leipziger Verband wirtschaftlich organisierten Ärzten erwiesen sich als so groß, daß man den beiden Parteien eine Einigung außerhalb der parlamentarischen Beratungen anheimstellte und sich einer gesetzlichen Festlegung eines bestimmten Systems in den Beziehungen zwischen Ärzten und Krankenkassen enthielt. Wichtig ist indessen eine neue im Interesse der Kassen und für den Fall eines Ärztestreiks getroffene Bestimmung. Wenn die ärztliche Versorgung dadurch gestört wird, daß die Kasse keinen Vertrag zu angemessenen Bedingungen schließen kann, darf das Oberversicherungsamt sie zur Erhöhung des Krankengeldes bis zu Zweidrittel des Betrages ermächtigen. Gleichzeitig ist zu bestimmen, wie der Zustand der Kranken anders als durch ärztliche Bescheinigung nachgewiesen werden darf. Für die Schärfe der wirtschaftlichen Kämpfe, die sich hier abspielen, ist es charakteristisch, daß man im Gesetz den Fall von Ärztestreiks den Kassen gegenüber ernstlich ins Auge fassen zu müssen glaubt. Das läßt auf eine ungesunde und unnatürliche Spannung schließen, deren Beseitigung dringend erforderlich scheint, soll das große Werk der sozialen Fürsorge nicht schwer geschädigt werden. Für den unbefangenen Beobachter scheint ein Ausgleich um so nötiger und naheliegender, als man beiden Teilen von ihrem prinzipiellen Standpunkt nicht unrecht geben kann und sich mit den sozialen und humanen Momenten hier wirtschaftliche Machtfragen in peinlicher Art stark verknüpfen. Welch mächtige wirtschaftliche Interessen im Krankenkassenwesen im Spiele sind, das bekunden deutlich die Zahlen der letzten Statistik.

Danach gab es im Deutschen Reich rund 23 000 Kassen mit $13^2/_3$ Millionen Mitgliedern. Die Zahl der jährlichen Erkrankungen mit Erwerbsunfähigkeit betrug $5^3/_4$ Millionen, die Krankheitstage 115 Millionen. Einer Einnahme von 412 stand eine Ausgabe von 392 Millionen Mark gegenüber. Davon kamen auf ärztliche Behandlung 84, auf Krankengelder 153, auf Arzneien usw. 53, auf Anstaltsbehandlung 51, auf Verwaltungskosten 22 Millionen Mark. Das Vermögen der Kassen betrug 313 Millionen Mark.

Um die Haltung der Ärzte zu verstehen, ist ein kurzer Blick auf die Entwicklung und Lage des Ärztestandes nötig. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus lebten die Ärzte in recht behaglicher und angesehener Position. Es gab verhältnismäßig wenige, und außer der Oberschicht der Reichen war damals noch ein zahlreicher wirtschaftlich günstig situierter Mittelstand vorhanden, der der Praxis der Ärzte den genügenden materiellen Untergrund bot. Mit der wachsenden Industrialisierung Deutschlands und dem Aufsteigen des Arbeiterstandes änderte sich die Sachlage völlig. Zugleich machte sich eine Überfüllung des ärztlichen Berufs geltend, die schädigend wirken mußte. Das Jahr 1883, in dem das erste Krankenversicherungsgesetz in Deutschland in Kraft trat, war der Beginn einer Krisis. Wohl war die Krankenversorgung der breiten Massen eine soziale Tat ersten Ranges, aber nicht ganz mit Unrecht behaupteten die Ärzte, daß aus ihrer Haut die Riemen der deutschen Sozialgesetzgebung geschnitten seien. Insofern hatte der ärztliche Stand einen Gewinn, als die Zahl der umsonst zu Behandelnden abnahm und die Krankenkassen die Möglichkeit zu einer auskömmlichen Existenz an sich erweiterten und auch in wissenschaftlicher Beziehung ein reiches Material boten. Andererseits benutzten die Kassen die Lage der Ärzte, die nun meist auf sie angewiesen waren, zu einer Honorierung der ärztlichen Leistung, die vielfach unter die Dienstmanntaxe heruntergging. Der Konkurrenzkampf unter den Ärzten begann die Kollegialität zu schädigen; der früher freie und selbstbewußte Stand geriet in Gefahr einer wirtschaftlichen Abhängigkeit von den Kassenvorständen, einer Abhängigkeit, welche um so demütigender erschien, als es sich

in der Mehrzahl der Fälle um Personen handelte, die an Bildung und Lebenserfahrung hinter den Ärzten weit zurückstanden. Die Widerstandskraft der Ärzteorganisationen war zunächst schon darum eine sehr geringe, weil sie in sich zersplittert und uneinig waren.

Aber Druck erzeugt Gegendruck, und durch Selbsthilfe gelang es schließlich den Ärzten, eine wirtschaftlich kräftige und leistungsfähige Organisation gegenüber den Krankenkassenvorständen zu schaffen, die ihre Interessen mit Erfolg zu wahren wußte und überall werktätig eingriff, wo der Druck der Kassen die wirtschaftliche Lage der Ärzte schwer bedrohte. Es war dies der vielgenannte Leipziger Verband, der seit etwas mehr als zehn Jahren seine Tätigkeit ausübt und gegenwärtig 25 000 von 33 000 deutschen Ärzten zu Mitgliedern hat. Er stellte sich von vornherein ganz auf den Boden der einmal gegebenen wirtschaftlichen Tatsachen und verfuhr wie eine Art Gewerkschaft der Ärzte, indem er gleich den Arbeiterorganisationen bei Streitigkeiten mit den Kassen die bedrohten Kollegen mit Geldmitteln unterstützte, Zuzug von „Streikbrechern" fernzuhalten verstand und nötigenfalls diese auskaufte mit der Verpflichtung, den anderen Ärzten nicht in den Rücken zu fallen. Durch seine Energie und Erfolge vermochte der Verband auch den deutschen Ärztevereinsbund und die amtlichen Ärzteorganisationen für seine Zwecke zu gewinnen, so daß mit wenigen Ausnahmen heute alle Ärzte hinter ihm stehen. Inzwischen ist auch durch die neueingerichteten Ärztekammern, die im Standesinteresse gegen unlauteren Wettbewerb in den eigenen Reihen vorgehen können, durch die Modernisierung der veralteten ärztlichen Taxen und schließlich durch den verminderten Zudrang zum ärztlichen Studium infolge seiner Verlängerung und der Einführung des praktischen Jahres die Lage und die Widerstandsfähigkeit der deutschen Ärzte eine wesentlich bessere geworden.

Eine der Hauptforderungen der Ärzte war die Durchführung der freien Ärztewahl, die den Kassenpatienten die Wahl des Arztes seines Vertrauens und damit einen der wichtigsten Vorzüge des Privatpatienten, den Ärzten aber die Unabhängigkeit und jedem einzelnen einen Anteil an der Arbeit bei den Kassen sichern sollte. Sie hat sich auch fast überall, wo sie durchgeführt wurde — und das ist gerade bei den größten Kassen der Fall gewesen — durchaus bewährt und zu Streitigkeiten zwischen den beteiligten Organisationen nur selten Anlaß gegeben. In München z. B., wo 60 Krankenkassen mit 260 000 Mitgliedern bestehen, ist der sozialpolitische Friede kaum je gestört worden. Dort stehen die beiden Organisationen der Ärzte und der Krankenkassen sich als gleichberechtigt gegenüber und regeln ihre Angelegenheiten durch Korporativ- und Tarifverträge. Die Ärzteorganisation ist den Krankenkassen gegenüber verantwortlich für die genügende ärztliche Versorgung der Kranken und für sparsame und die Interessen der Kassen wahrende Arzneiverordnung und Behandlung. Durch Vertragskommissionen, Einigungskommissionen und schließlich paritätische Schiedsgerichte werden etwa auftretende Meinungsverschiedenheiten zwischen den beteiligten Faktoren ausgeglichen und beseitigt. Eine Kontrollkommission der Ärzte überwacht die gesamte kassenärztliche Tätigkeit und schärft den Kollegen von vornherein ein, daß in den Krankenkassen die Beiträge der Ärmsten enthalten und zu schonen sind. So kommt es überhaupt nicht zum Aufwerfen der Machtfrage und des Herrenstandpunktes, der so leicht die Einigkeit stört. Mehr als 500 Ärzte stehen in München den Krankenkassen zur Verfügung, die durchschnittlich 2600 ℳ jährlich als Entschädigung von den Kassen erhalten. Gewiß kein übermäßiges Honorar, wenn auch einzelne der beteiligten Ärzte sich auf mehr als 10 000 ℳ stehen. Die Aufgaben der sozialen Hygiene finden durch die Ärzte der Kassen eine recht eifrige und freiwillige Bearbeitung, die der allgemeinen Hebung der Volksgesundheit zugute kommt.

Mit Recht wird die Selbstverwaltung der Krankenkassen als ein hohes Gut geschätzt. Immerhin ist die Gefahr eines Mißbrauchs nicht ausgeschlossen, und das neue Reichsversicherungsgesetz hat mehrfach hiergegen Vorsorge treffen zu müssen geglaubt. So behalten die Versicherten zwar zwei Drittel der Stimmen in den Kassenorganen; aber um die Arbeitgeber

wieder mehr an der Versicherung zu interessieren und zugleich die Sozialdemokratie, die in manchen Kassen Mißbrauch mit ihrer Macht getrieben hat, zurückzudrängen, gilt nur der als Vorsitzender der Ortskrankenkasse gewählt, der von beiden Teilen — Arbeitgebern und Arbeitnehmern — die Mehrzahl der Stimmen erhält. Sonst bestellt das Versicherungsamt den Vorsitzenden. Scharfe Bestimmungen sichern die Kassenangestellten vor der Willkür des Vorstandes und fordern bestimmte Ordnung der Vorbildung und der Gehaltsfestsetzung. Falls sie ihr Amt zu religiöser oder politischer Betätigung mißbrauchen, kann der Vorstand oder auch das Versicherungsamt einschreiten und im Wiederholungsfall die Entlassung verfügen.

Ob nicht eine Art Machtkitzel der organisierten Handarbeiter gegenüber den wirtschaftlich schwächeren Kopfarbeitern, den Ärzten, in manchen Konfliktsfällen eine Rolle spielt? Fast möchte man diese Frage bejahen, wenn man einzelne Erscheinungen bei den Kassenvorständen ins Auge faßt. Aber man darf nicht ungerecht verallgemeinern. Jedenfalls gewöhnen sich die Kassenverbände schwer daran, mit einer ärztlichen Organisation auf dem Fuße der Gleichberechtigung zu verhandeln. Ihre Anklagen gegen die Ärzte, daß deren Ansprüche die Existenz der Krankenkassen gefährden, vertragen das Licht der unparteiischen Statistik nicht. Trotz des Bestehens des Leipziger Ärzteverbandes hat sich während der acht Jahre zwischen 1902 bis 1910 das Vermögen sämtlicher Krankenkassen um mehr als zwei Drittel vermehrt, im gleichen Maße der Gesamtreservefonds, während in der gleichen Zeit die Zahl der Kassenmitglieder kaum um ein Drittel stieg. Auch das Schreckgespenst, das die Kassenvorstände an die Wand malen, daß die Ärzte bei einem Generalstreik den Versicherten ihre Hilfe zu versagen drohen, verschwindet wie jedes Gespenst bei näherem Zusehen. Die Ärzte haben im Gegenteil erklärt, daß sie auch während eines Kampfes die Versicherten zu behandeln stets bereit sind, allerdings nicht mehr als Kassen-, sondern als Privatpatienten.

Aber auch die Kampfstellung der Ärzte erscheint dem unbefangenen Beobachter, der nur das öffentliche Interesse im Auge hat, nicht völlig einwandfrei. Der Ärztestand hat zweifellos das Recht und die Pflicht, sich seiner Haut zu wehren und sich wirtschaftlich und sozial nicht herabdrücken zu lassen. Er handelt damit auch im Interesse der nationalen Kultur. Sonst dürfte bald Heinrich v. Treitschkes schöne Würdigung des Berufes nicht mehr zutreffen: „In unsern heutigen Lebensverhältnissen kommt vielleicht niemand dem Ideale harmonischer Menschlichkeit so nahe, wie ein klassisch gebildeter Arzt, der in seinem Berufe erfolgreich wirkt und zugleich den Bewegungen des literarischen und künstlerischen Lebens zu folgen vermag." Jeder Beruf, auch der idealste, hat zunächst die Aufgabe, seine Angehörigen zu nähren. Es ist kein bloßer Kampf um die Futterkrippe, wenn die Ärzte sich auf diesen Standpunkt stellen. Sie müssen dem Leipziger Verband dankbar sein, denn eine machtvolle Organisation gegenüber der Kassenwillkür war notwendig, und sein bloßes Dasein wirkte wohltätig auf die Gegenseite ein. Aber auch der Verband darf den Bogen nicht überspannen. Beide Parteien sind nicht allein in der Welt, und es geht nicht mit dem Kopfe durch die Wand, sondern beiderseitiges Entgegenkommen ist vonnöten. So ist die freie Arztwahl, die große Vorzüge hat und zumeist sich bewährt, doch nicht überall bei finanziell weniger leistungsfähigen Kassen durchzuführen. Ferner war es wohl ein taktischer Fehler des Leipziger Verbandes, daß er die Einigungskonferenz mit den Kassenverbänden im Reichsamt des Innern ablehnte, weil auch ein kleiner Ärzteverband von etwa 200 Mitgliedern, der den Kassen genehmer ist, dabei vertreten sein sollte. Aus diesem Verhalten spricht eine gewisse Unduldsamkeit, die gerade eine so gewaltige Organisation vermeiden sollte. Auch daß der Verband durch ehrenwörtliche Verpflichtung auf Jahrzehnte hinaus die Ärzte in ihrer wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit beschränkt, erscheint nicht ohne Bedenken.

Bei alledem sind die sachlichen Streitpunkte doch nicht so tiefgehender Natur, daß die Gegensätze in beiden Lagern nicht zu überbrücken wären. In Berlin z. B. ist man bereits zwischen Ärzten und Kassen zu einer befriedigenden Einigung gelangt, und auch vielfach ander-

wärts denkt man daran, das Kriegsbeil zu begraben. Auch das Beispiel der englischen Ärzte, die zunächst die Mitwirkung bei den neuen Versicherungsgesetzen von Lloyd George nahezu einstimmig ablehnten, aber nach einigen wesentlichen Abänderungen der gesetzlichen Bestimmungen zu ihren Gunsten sich zur Mitarbeit bereit fanden, zeigt, daß ein Ausgleich selbst unter schwierigen Verhältnissen zu finden ist. Mit Recht sieht die öffentliche Meinung diesem Streit mißmutig zu und verlangt dringend seine Beendigung. Nicht mit der Front gegeneinander, sondern Hand in Hand in gemeinsamer Arbeit für das Wohl der Versicherten zu wirken, ist die Aufgabe aller beteiligten Faktoren. Eine friedliche Lösung der streitigen Fragen ist bei gegenseitigem Entgegenkommen verhältnismäßig leicht zu bewerkstelligen. Der einzige Zweck der sozialen Versicherungsgesetzgebung ist es, den Versicherten Heilung, Erhaltung und Wiederherstellung ihrer Arbeitskraft zu verschaffen. Die wirtschaftlichen Kämpfe zwischen Ärzten und Kassen schädigen diesen Zweck und müssen schon deshalb verschwinden.

Dr. Georg Korn

Die Tragik des Lehrerberufs

Hinter all den bitteren Klagen über die „Schule", wie sie in Alfred Grafs bekanntem Buche „Schülerjahre" ihren Sammelpunkt gefunden haben, sieht Schulrat Karl Muthesius in der „Frankf. Ztg." ein anderes Problem sich erheben, ein Problem, das Ferdinand Gregori am Schlusse seiner Ausführungen andeutet: „Ich war schon Lehrer in meiner grünsten Schülerzeit und verstand den Jammer des Lehrerberufs von ganzem Herzen; er ist viel ärger als der des Schülertums."

„Der Jammer des Lehrerberufs! ... Muß es nicht jeden, der selbst Lehrer ist, erschüttern, wenn er in fortwährender Wiederholung des Gedankens, bald mit rücksichtslos offenem, bald mit schonend verdeckendem Ausdruck immer wieder die Abneigung, die Erbitterung, die Verachtung, den Haß gegen diejenigen erklingen hört, die der Jugend Beschützer und Berater sein, die ihr die kostbarsten Schätze des menschlichen Bildungsgutes übermitteln sollten?

‚Von der differenzierten Empfänglichkeit der Jugend hatte keiner der Lehrer, deren Unterricht ich genossen habe, eine Ahnung' (Hans Bethge). ‚Das instinktive Sehnen meiner Jugend, mit den mir eigentümlichen, stark vorgefühlten Kräften einmal für das Ganze zu wirken, mit dem mir verliehenen Pfunde für alle zu wuchern, fand kein genügendes Verständnis, keine richtige Leitung, keine entsprechende Förderung.' (Karl Henckell.)

‚Wie viele Lehrer habe ich kennen gelernt, die keine Erziehung hatten, ihren Schülern mit keinem guten Beispiel vorangingen, und außer ihrer Schulweisheit richtige Simpel waren. Auch rohe und barbarische Lehrer habe ich kennen gelernt, die die Kinder an den feinen Schläfenhärchen von der Bank in die Höhe zogen und ihnen zwanzig bis dreißig Stockschläge auf die flache Hand verabfolgten! Von solchen Lehrern muß man allerdings sagen, daß von zehn Stockschlägen neun ihnen gehört hätten! Solche brutale Behandlung habe ich mitunter selbst erdulden müssen, und noch heute packt mich die Wut, daß ich damals nicht den Mut hatte, diesen ‚Lehrern' in das Gesicht zu springen und mich zu rächen' (Richard Zoozmann). ‚Ich könnte über meine Schülerjahre nichts sagen, als daß sie die schlimmste Zeit meines ganzen Lebens gewesen sind, die einzige, die ich um keinen Preis noch einmal erleben möchte, und daß ich mich auch heute noch der heftigsten Erbitterung nicht erwehren kann, wenn ich an jene tückischen, von Neid gequälten, schadenfrohen Idioten denke, die man Lehrer nennt' (Hermann Bahr).

Und es sind keineswegs nur Künstler und Dichter, die solche Töne anschlagen, etwa im Überschwang des Temperaments und in erhitzter Stimmung, auch Gottfried Traub

klagt: ‚Die Leitung der . . . Anstalt lag in den Händen eines Mannes, der uns durch seine grämliche Pedanterie und mißtrauische Kleinlichkeit jede jugendliche Harmlosigkeit vollständig verdarb und manchen schlecht gemacht hat,‘ und ein so besonnener Gelehrter wie Joseph Kohler schreibt: ‚Die Schülerjahre von der ersten Volksschule bis zur Universitätszeit sind mir mit wenig Ausnahmen keine erfreulichen Erinnerungen, ja ich kann sagen, daß es eine Art schweren Purgatoriums wäre, wenn ich sie noch einmal zu durchleben hätte.‘

Und es ist bezeichnend, daß die Organisation der Schule, ihr Lehrplan und ihre von diesem abhängige Eigenart viel weniger Gegenstand der Kritik sind als die Lehrer.

Welches ist nun nach den vorliegenden anderthalbhundert Zeugnissen der Hauptgrund für den ‚Jammer des Lehrerberufs‘? ‚Nur auserlesene Menschen dürfen sich unterfangen, die Jugend zu erziehen‘, in diesem Wort Beyerleins liegt klar ausgesprochen das Problem. Auserlesene Menschen! Wir brauchten ihrer im ganzen deutschen Vaterlande rund eine Viertelmillion. Woher sie nehmen? Wie bei jedem andern Beruf bestimmen auch bei dem des Lehrers zunächst volkswirtschaftliche und soziale Beweggründe die Auslese. Aber selbst wenn man einmal von diesen unserem Zusammenhang nach mehr äußeren Beweggründen absehen und lediglich an die innere Eignung denken wollte: wo ist die Viertelmillion der Auserlesenen und Berufenen, derer, die es mühelos fertig bringen, den männlichen Geist herabzubeugen zur Kinderwelt, ja die im Umgang mit der Jugend ihr ganzes inneres Glück finden? Denn darauf läuft es doch hinaus: die Jugend in ihrem ganzen Wesen, in allen den reichen und sich dabei vielfach kreuzenden und widersprechenden Äußerungen ihres leiblichen und geistigen Lebens verstehen und lieben. Als das Geheimnis aller Erziehung hat Gottfried Keller einst die beiden Vermögen bezeichnet: ‚unverwischte, lebendige Jugendlichkeit, welche allein die Jugend kennt und durchdringt, und die sichere Überlegenheit der Person in allen Fällen.‘ Wo ist die Viertelmillion der Auserlesenen, in denen sich beide Bedingungen vereinigten? Es ist ein einfaches Rechenexempel, daß schon rein äußerlich und zahlenmäßig betrachtet die Auslese nach den Ansprüchen des Ideals nicht befriedigt werden kann. Der treffliche Bogumil Goltz wird, wie er für die Vergangenheit recht hatte, auch für die Zukunft zu einem guten Teil recht behalten, wenn er im ‚Buche der Kindheit‘ der Pädagogenzunft die zornigen Worte ins Gesicht schleudert: ‚Wer ein rechtes Kind war, wer seinen Kindergenius noch im Gewissen birgt, der weiß am besten, welch eine Kluft zwischen der Kindheit und der Pädagogik befestigt liegt, befestigt in dem fachgelehrten Dünkel, in dem theoretischen Hochmutsteufel professionierter Pädagogen, befestigt in dem Fluche: daß eben solche Leute sich zum Lehrerstande und zur Erziehung hindrängen, die nüchtern, herz- und phantasielos zur Welt gekommen, selbst nie eine rechte Kindheit verlebten oder die schwache Erinnerung an sie in der vertrockneten Seele durch Studien und Systeme vernichteten.‘

Und die wenigen, ‚die was davon erkannt‘? Ihre tägliche Berufsarbeit bringt sie fortgesetzt in den härtesten Konflikt mit ihrem Berufsideal. Da sitzen vor dem Lehrer dreißig junge Menschenkinder — manchmal sind es auch fünfzig und noch mehr. Er weiß, jedes ist ein Wesen eigener Art, verschieden von allen andern bis in die feinsten Verzweigungen seines Nervensystems, bis in die geheimsten Regungen seines Seelenlebens, jedes existiert nur einmal. Wie soll er's fertig bringen, dreißig, vierzig, fünfzig zusammen zu unterrichten und dabei jedem einzelnen in seiner Eigenart gerecht zu werden?

Wer zu jenen berufenen Lehrerpersönlichkeiten gehört, die, ‚wenn sie eins tun, alles tun‘, der wird gewiß für Karl Spittelers Zuruf im Kunstwart empfänglich sein: ‚Damals in den Gymnasialjahren waren wir wesentlich dieselben, die wir heute sind, und planten noch etwas viel Wichtigeres als ein großes Werk, nämlich das Werden unserer ganzen Persönlichkeit, aus welcher später die Werke entsprangen. Und in solchem Zustande wurde uns tatsächlich die Zumutung gestellt, alle die keimenden Kräfte, die uns heimsuchten, zu verleugnen, um dafür allerlei Kram und Quark für das Examen zu beherzigen. Ich denke, das genügt, um

zu erklären, warum gerade die begabtesten Knaben, jene, aus welchen später etwas wird, was die Mitmenschen einem danken, in den sogenannten Entwicklungsjahren mit der Schule im Kriege stehen.' Aber er wird auch aus diesen Sätzen nichts anderes zu entnehmen vermögen als den unlösbaren Widerspruch zwischen den berechtigten Forderungen der Jugend und der Einrichtung unseres gesamten Schulwesens. Alle unsere Schulen, von der untersten Klasse der Volksschule bis zur obersten des Gymnasiums, bieten Klassen-, d. h. Massenunterricht; darin liegt ein kennzeichnendes Merkmal ihres Wesens. Alle Ermahnungen, die Individualität des einzelnen Schülers zu beachten, alle Vorsätze, ihr gerecht zu werden, scheitern an dieser harten Tatsache. Es gibt keinen Ausweg aus diesem Dilemma, man müßte denn alle unsere öffentlichen Schulen auflösen. Wer will das im Ernst befürworten?

Aber die Tragik des Lehrerberufes liegt noch tiefer. ‚Der Mensch ist beschränkt genug,' sagt Goethe einmal, ‚den anderen zu seinem Ebenbild erziehen zu wollen.' Unter dieser ‚Beschränktheit' leiden gerade die besten Lehrernaturen, diejenigen, die selbst ausgeprägte Persönlichkeiten mit markanter Individualität sind. Wie sie einesteils gerade durch diese ihre scharfumrissene Eigenart Eindruck auf die Jugend machen, so leben sie doch andrerseits gerade deshalb in der ständigen Gefahr, jener ‚Beschränktheit' anheimzufallen und durch die Geltendmachung ihrer Individualität die Individualität der Schüler zu hemmen und zu unterdrücken. Jenes Zurückdrängen des Eigenen, das doch schon den Wert des Gewordenen hat, zugunsten dessen, das erst etwas werden will und von dem noch niemand weiß, was es werden wird: es gleicht einer Selbstentäußerung und Selbstaufopferung. Wer ist ihrer in vollem Umfang fähig?

Und wären viele unter uns ihrer fähig — läge darin eine Sicherung tieferen Erfolges? In unserem Größten, in Goethe, waren alle Bedingungen erziehlicher Wirksamkeit erfüllt: sein Verhältnis zur Kinderwelt war einzigartig, er hatte tiefes und liebevolles Verständnis für die Kindheit und Jugend, ein seltner Respekt vor der Individualität gehörte zu den hervortretenden Seiten seines Wesens, und in ungezählten Weisheitsaussprüchen, deren Inhalt und Ertrag erst noch fruchtbar gemacht werden muß, hat er uns pädagogische Lehren der trefflichsten Art erteilt — ein berufener, ein prädestinierter Erzieher. Und was ist's, wenn man seine Wirksamkeit mit dem Maßstabe des Erfolges seiner häuslichen Erziehung mißt?

Zu dem allen kommt in der Gegenwart noch etwas Besonderes. ‚Ich werfe eine Brandfackel in eure Mitte. Zündet an ihr einen Scheiterhaufen an. Und schleppt herzu, was euch das Herz einschnürt, den freien Atem hemmt, was eure Füße zwingt, in fremden Fußstapfen zu gehen. Bald, wenn die Flamme lodert, stoßen starke Hilfstruppen zu eurer kleinen Schar — eure Eltern.' Das sind Worte aus einer ‚Rede an die Schuljugend', veröffentlicht kürzlich von Lily Braun: ein revolutionärer Weckruf an die Kinder, zu ihrer eignen ‚Emanzipation' zu schreiten. Die Gegenwart treibt mit dem ‚Recht' der Kinder ein abgöttisches Spiel und bringt sie damit in einen bewußten Gegensatz zu allem, was Schule, und zu allem, was Lehrer heißt. Und so sehen vielfach auch die guten und besten Lehrernaturen den Boden unterminiert, auf dem sie stehen, auf dem sie wirken sollen. Es ist keineswegs lediglich eine nach rückwärts gerichtete Sehnsucht, es ist nur die klare Erkenntnis der Übel und Gefahren, die für eine gedeihliche Schulerziehung in der Gesamtheit der modernen Kulturentwicklung liegen, wenn Börries von Münchhausen sich also ausläßt: ‚Zweifellos lernten unsere Urgroßväter mehr als das Doppelte so viel auf der Schule, wir sind ‚überbürdet' und werden von Jahr zu Jahr mehr ‚entlastet'. Dabei habe ich nicht gehört, daß die Kurzsichtigkeit ab- oder die Gesundheit, die Allgemeinbildung, die Kultur unserer oberen Stände zugenommen hätte. Freilich müssen unsere Jungen ja auch — was die bejammernswerten Vorfahren nicht konnten — Tennis spielen, Zigaretten rauchen, Zeitungen lesen, kneipen und sich wohl gar im Schulstaat selbst regieren. Das Jahrhundert des Kindes schraubt ihr Selbstbewußtsein ins Groteske,

und wo früher eine Tracht Prügel half, da hat unsre humane Zeit längst den Schülerselbstmord als Antwort auf ein strenges Lehrerwort erfunden.'

Inmitten dieser Strömungen und Gegenströmungen steht der Lehrer. Wenn ihm die Nation ihr bestes Gut anvertraut, das, worauf ihre eigne Zukunft beruht, so darf er erwarten, daß sie auch für die innere Tragik seines Berufs einiges Verständnis gewinnt."



Was auf französischen Bühnen gespielt wird

Es ist das so bezeichnend für die Gesinnungen, die man in Frankreich für uns Deutsche hegt, daß es vielleicht mehr als politische Berichterstattungen und Leitartikel geeignet ist, auch denjenigen unserer Volksgenossen die Augen zu öffnen, die immer noch glauben wollen, daß das uns aus dem Westen ständig in die Ohren gellende Kriegsgeschrei am Ende doch nur zum „Geschäft" der Pariser „Zeitungsschreiber" gehöre und daher politisch nicht weiter in Rechnung zu stellen sei.

Hans-Hermann Graf von Schweidnitz erzählt in der „Tägl. Rundschau" aus seinem letzten Aufenthalt in Paris (Anfang ds. Jahres):

„Abgesehen von zahlreichen kleinen Theatern und Kabaretten, in denen jede Gelegenheit, Deutschland etwas zu versetzen, an den Haaren herbeigezogen wurde, sind es jetzt drei große Theater, deren Stücke als Hauptzweck die Deutschenhetze verfolgen. Bald 200mal wird im Théâtre de L'Ambigu „Cœur de Française" gegeben, ein wüstes Stück, das bei einem Mangel jeglicher Kunstäußerung nur auf die rohen Instinkte der breiten Masse spekuliert. Im ersten Akte, der in Frankreich spielt, wird dem Publikum ein deutscher Offizier vorgeführt, der als Spion sich in das Haus eines Aeroplankonstrukteurs eingeschlichen hat und in freundschaftlicher Weise mit dessen Familie verkehrt. Um die Pläne zu rauben, begeht der Offizier einen ganz gemeinen Meuchelmord an der Tochter seines Gastfreundes. Später spielt dann das Stück in Berlin und in anderen Teilen Deutschlands, und es wird das deutsche Offizierskorps in einer Weise auf die Bühne gebracht, die geradezu unglaublich ist. Das Stück endet, indem es einen im Duell von einem französischen Offizier tödlich verwundeten deutschen Offizier sagen läßt: ‚Elsaß gehört ja doch zu Frankreich!'

An das bessere Publikum wendet sich das Théâtre Rejane mit seinem ‚Alsace'. Es ist gleichfalls ein Hetzstück allerersten Ranges, das durch seine schiefen Darstellungen das Mitleid für die unter der deutschen Knechtschaft lebenden Elsässer wach erhalten und für eine gewaltsame Rückeroberung des verlorenen Gebietes Stimmung machen will. Beifallssalven des eleganten Publikums, unter dem ich viele Kinder, zum Teil in Elsässer Tracht sah, lohnen jeden verhetzenden Satz.

Dies Stück wird bald zum hundertsten Male gegeben werden und wird wohl so bald nicht vom Repertoire verschwinden.

Als drittes Theater ist in neuerer Zeit das Théâtre Sarah Bernard mit seinem ‚Servir' getreten. In diesem Stück wird das Wort Deutschland oder Elsaß-Lothringen in keiner Weise berührt, und doch ist dies Stück vielleicht das gefährlichste von allen dreien. Das Stück spielt in einer französischen Offiziersfamilie. Ein von Lucien Guitry meisterhaft dargestellter Oberst außer Diensten hat einen Sohn in Marokko. Dieser fällt im Kampfe gegen die Eingeborenen, und der französische Kriegsminister überbringt persönlich diese Nachricht dem Vater. Der Kriegsminister erklärt, daß es sich zwar um einen Kampf zwischen der französischen Truppe und den Eingeborenen gehandelt habe, daß aber eine europäische Macht in perfider Weise den Überfall veranlaßt habe. Die Ehre Frankreichs sei berührt und die Kriegserklärung stände

unmittelbar bevor. Auf die Frage des Obersten, welche europäische Macht denn in so perfider Weise gehandelt habe, erklärt der Kriegsminister mit einer vor Erregung und Haß zitternden Stimme: ‚Immer dieselbe!' und infolge des gewaltig schönen Spieles pflanzt sich dieses Haßgefühl gegen jene Macht von der Bühne auf die mächtige Zuschauermasse des ausverkauften Hauses fort, und in diesem Augenblick wird wohl kein Franzose im Hause sein, der nicht mit Wut und Verachtung an den deutschen Nachbar denkt, und der nicht die bald darauf durch einen Kanonenschuß angekündigte Kriegserklärung als eine auch für die Wirklichkeit ersehnte Erlösung betrachtet.

Abgesehen von der Verhetzungstendenz sind diese Stücke für uns auch in anderer Beziehung noch höchst interessant.

Frankreich rühmt immer so sehr den militärischen Geist, der im ganzen Volke stecken soll. Kreise, die sich die Aufführung von solchem militärischen Blödsinn, wie er im ‚Cœur de Française' vorgesetzt wird, zweihundertmal gefallen lassen, müssen schon recht sehr an militärischem Geist und Verständnis verloren haben. Und im ‚Servir' wird als jüngster Sohn des Obersten in der zweiten Hauptrolle ein Artillerieoffizier auf die Bühne gebracht, der zu eigenartigen Betrachtungen Anlaß geben muß. Der Offizier ist ein glühender Antimilitarist, gedenkt im Kriegsfalle zu desertieren und macht sogar für seine hochverräterischen Ideen im Offizierkorps Propaganda. Wenn auch zum Schluß des Stückes dieser Offizier infolge der perfiden Handlungsweise ‚immer derselben Macht' und der verzweifelten Worte seines Vaters und seiner Mutter zur Fahne eilt, so ist doch die Tatsache, daß ein solcher Offizier widerspruchslos auf die Bühne gebracht wird, ein Zeichen dafür, daß doch in mancher Beziehung die Anschauungen in Frankreich recht anders sein müssen als in Deutschland. Jedenfalls aber erreichen diese drei Stücke vollständig ihren Zweck; tagtäglich saugen Tausende von Franzosen das Gift des Hasses und die Revanchelust in diesen Stätten der Kunst in sich auf ..."



Schlachtenglück

In den Tagen, wo das Deutsche Reich sich gezwungen sieht, seine äußere Rüstung zu verstärken, gewinnt eine fortgesetzte Reihe seltsamer Erscheinungen aus der europäischen Kriegsgeschichte der letzten zwanzig Jahre besondere Bedeutung. Der geheime Rat und General der Infanterie Chevalier Minarelli-Fitzgerald bringt sie in Roseggers „Heimgarten" in Erinnerung, und ihre Nutzanwendung ist, wenn auch im Grunde nicht überraschend, so doch lehrreich und beherzigenswert genug:

1896 in der Erythräa unterlagen (analog wie elf Jahre früher in Tonking) moderne Repetiergewehre und Geschütze gegenüber verrosteten Steinschloßgewehren, Pfeilen, Bogen und Lanzen.

1899 in Südafrika traf das gleiche Schicksal wohlausgebildete, von todesmutigen Offizieren und Generalen befehligte Berufssoldaten gegenüber — ihnen noch dazu an Zahl wiederholt inferioren — eilig zusammengerafften, bewaffneten Bürgergarden, deren vom Pfluge geholte Anführer sie im Wirtschaftskittel zum Sturme führten.

1904 ergriff eine winzig kleine Armee von 33 Bataillonen, 9 Eskadronen und 23 Batterien (also in der ungefähren Stärke eines europäischen Armeekorps) eines bishin kaum beachteten asiatischen Inselstaates, dessen Soldaten schon hinsichtlich ihrer physischen Unansehnlichkeit vielfach als minderwertig angesehen wurden, die strategische Offensive gegen eine europäische Großmacht, die um diese Zeit bereits mehr als 200 Bataillone, 178 Eskadrons und 68 Batterien mobilisiert hatte, und diese tollkühne Offensive führte zur schließlichen Vernichtung des Gegners.

1911 und 1912 vermochte auf dem blutgetränkten Saum der tripolitanischen Küste eine bis zum Aeroplan hypermodernst ausgerüstete Armee trotz ihres hervorragend tüchtigen und schneidigen Offizierkorps in einem einjährigen Ringen mit schlecht bewaffneten und noch schlechter ausgerüsteten Araberhorden kaum über den Wirkungsbereich ihrer schweren Schiffsgeschütze vorzudringen — und schließlich in den jüngsten Tagen sehen wir auf den diversen Schlachtfeldern des Balkans eine zum Teil von erstklassigen Instruktoren taktisch ausgebildete Armee dem vereinten Ansturm ihrer Gegner unterliegen, von denen sicherlich ein erheblicher Teil jedweder taktischen Schulung entbehrte.

Und doch haben alle diese Schlachtenentscheidungen im wesentlichen nichts Neues gebracht, sondern stets nur von neuem den schon von Napoleon so überaus hoch eingeschätzten Wert der moralischen Faktoren im Kriege bestätigt.

Schon in einer vor mehreren Jahren ausgearbeiteten Studie („Infanteriemassen im Angriff") habe ich darauf hingewiesen, daß von allen auf die Kampfentscheidung Einfluß nehmenden Faktoren sich in all den Jahrtausenden, in denen wir von Kampf und Streit der Menschen historische Kunde haben, sich einzig und allein die Waffen evolutioniert haben, während alle anderen Faktoren, wie das Terrain und seine Bedeckung, auf dem gekämpft wird, die Einflüsse von Wind und Wetter, von Tag und Nacht auf die Durchführung des Kampfes und vor allem anderen der Mensch selbst im großen und ganzen völlig unverändert geblieben sind. Der römische Legionär, der deutsche Landsknecht und der moderne Infanterist hatten und haben eben alle die gleich sensible Gehirnmasse, den gleichen Herzmuskel, das gleiche Nervenbündel mit all den gleichen, davon abhängigen, physiologischen und psychologischen Erscheinungen.

Das Schlachtenglück wird daher stets jenem lächeln, dessen Massen bis zum Schluß die höhere psychologische Potenz innewohnt, weshalb auch alle Lehren der Taktik stets darauf hinauslaufen müssen, diese eventuelle höhere Potenz beim Gegner zu mindern oder zu brechen und die eigene zu heben. (Überfall im Morgengrauen oder mit plötzlichem, stark überlegenem Feuer, Einwirkung auf Flanke und Rücken, gegen feindliche Verbindungen, Verminderung der eigenen Verluste usw.)

Bezüglich des ostasiatischen Krieges hieße es wohl Eulen nach Athen tragen, wenn man das Übermaß psychologischer Potenzen auf seiten der Japaner erst beweisen wollte.

Ein unscheinbares, vor längerer Zeit in englischer Übersetzung erschienenes Büchlein „Menschenkugeln", das ein blutjunger, japanischer Leutnant nach monatelangem Siechtum mit seiner linken Hand im Spitale geschrieben hatte, nachdem ihm seine rechte beim Sturm auf Port-Arthur zerschmettert worden war, und zu dem niemand geringerer als sein Marschall, Graf Okuma, das Vorwort geschrieben hatte, hat dieses Kapitel heller beleuchtet als alle Bände der Kriegsgeschichte dies zu tun vermochten.

Auch in Tripolis sahen wir eine mit zweifellos großer nationaler Begeisterung, also mit einem bedeutenden psychologischen Plus unternommene Offensivoperation; allein wenn man auch allen tendenziös gefärbten Berichten der Tripoliskorrespondenten vorsichtig aus dem Wege geht, und bei aller Würdigung der zahlreichen Beispiele von heroischer Tapferkeit ihrer äußerst braven und pflichtgetreuen Offiziere, scheint doch dieses psychologische Plus — analog wie dies schon Hohenlohe in seinen Infanteriebriefen betonte — sich mit der Zeit einigermaßen abgeschwächt zu haben, nachdem erschöpfende Überfahrten in enggepferchten Schiffsräumen, wiederholtes Ein- und Ausschiffen in sturmbewegter See, ermüdende Märsche im tiefen Wüstensand unter den sengenden Strahlen afrikanischer Sonne oder den Sturzwellen tropischer Regengüsse und schließlich die hinterlistige Kampfweise ihrer Gegner an ihren Nerven endlos gezerrt und gerüttelt hatten, wogegen die Araber von ihrem geistlichen Oberhaupt fanatisch aufgestachelt, gegen die vermeintlichen Todfeinde ihrer Religion mit der ganzen Glut des Glaubenshasses um jeden Zoll breit der für sie eine Frage der Lebensexistenz bildenden Oasengründe kämpften.

Selbst Schnellfeuergeschütze und Aeroplanbomben vermochten nicht, dieses Plus an psychologischen Potenzen endgültig zu vernichten, das mit zunehmender Dauer des Krieges sich stets von neuem belebte.

Und jetzt auf dem Balkan? Auf Seite der Türken hatte man wohl getrachtet, die Offiziere einiger Korpsbereiche mit Übungsritten, Kriegsspielen und einigen Manövern „taktisch“ zu schulen; für alle übrigen Truppen aber, die der Einflußnahme der Instruktoren offenbar entzogen waren, scheint nach den vorliegenden Nachrichten gar nichts geschehen zu sein, und ließ man sie offenbar im gewohnten „Kismet“ verdorren und vermorschen. Dazu kam dann noch die lähmende einjährige Nervenspannung des italienischen Krieges und der arge politische Hader der letzten Monate, der auch die Armee nicht verschonte, kurz, die psychologischen Potenzen der türkischen Armee waren schon vor Ausbruch des Krieges auf dem Balkan auf das denkbarste Minimum herabgesunken.

Wie ganz anders sah es auf Seite ihrer Gegner aus. Seit Jahren und Jahren auf diesen Krieg vordenkend, hatten die vereinten Balkanfürsten mit ihrer Kriegserklärung den Jahrhunderte alten Groll und Haß ihrer Völker wie mit einem Schlage zur Explosion gebracht, aus der die Flammen patriotischer Begeisterung hell emporschlugen.

Nicht genug an dem, war mit den Kriegsmanifesten auch noch die gefährliche Fackel des Religionskrieges in die Balkanheere geschleudert worden, die sich in religiösem, nationalem und patriotischem Fanatismus auf ihre Gegner stürzten und sie niederwarfen.

Ob diese Potenzen stark genug wären, einem monatelangen Ringen standzuhalten? — Das wäre eine andere Frage; hatten doch auch jene der Japaner gegen Schluß des langwierigen Kampfes nicht mehr die gleiche Höhe wie am Anfang. Eines ist sonnenklar, daß die psychologischen Potenzen einer Masse auf dem Schlachtfelde um so länger standhalten, je eherner die Bande der Mannszucht, der Disziplin und des Pflichtgefühls sind, die in den Krisen der Gefechte die Truppenmassen zusammenhalten, je fester der Kitt der Zusammengehörigkeit und der Tradition in den Regimentern Mann an Mann, und diese wieder an ihre Offiziere und umgekehrt fesselt, und schließlich, je hingebungsvoller und je begeisterter ihre Herzen für Thron und Vaterland schlagen! . . .





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Er stehe fest und sehe hier sich um

Nochmals Theosophie

Viermal wurde in der letzten Zeit an dieser Stelle über Theosophie gesprochen, zweimal von Lienhard, zweimal von Freimark. Wird nun nochmals dafür Gehör erbeten, so sei es zur möglichen Klärung einer Frage, die für manchen ein Schicksal bedeuten mag. Möchte der Versuch darum die Sachlichkeit und Vorsicht erkennen lassen, die Lienhard dafür mit Recht verlangt.

Daß sie nun in den Darlegungen des andern tatsächlich fehlten, wage ich nicht zu behaupten. Warum sollte zur Gleichung Steiner—Cagliostro nur die Absicht der Herabsetzung führen können, warum nicht ehrliche Überzeugung? Auch Cagliostro war an sich ein „gebildeter" Mann, auch Steiners sozialer wie geistiger Werdegang besitzt Wirrungen zur Genüge. Wer die Richtigkeit der genannten Gleichung bestreiten will, müßte vorher die gefährlichen Mißwirkungen entschuldigend erklären, die aus Steinerscher Geistesschulung nachweislich entsprangen, die deutlich wahrnehmbare — „Entwicklung" würde nicht zutreffen — Ent-Artung auch seines literarischen Werdegangs.

Sie kann schwerlich bestritten werden. Zur Nachprüfung vergleiche man die um 1900 durch Steiners Feder gegangenen „Welt- und Lebensanschauungen" mit der einige Jahre später geschaffenen, von Lienhard erwähnten „Theosophie". Dort ist alles sachlich, ernst, abgemessen, hier wird die Berührung mit Geist und Schicksal, mit lebenerfüllten, ewigen Welten — erstaunlich genug — plötzlich gestört durch einen Stich ins Burleske. So, wenn es, um das — übrigens nicht allgemeine — Fehlen selbständiger Wesenheit bei kleinen Kindern zu bemerken, statt lediglich sachlicher Feststellung heißt: „Karl ist brav, Marie will das haben." (S. 31), oder gar: „Ich habe das Wesen des Herrn Schulze in Krähwinkel durchaus nicht begriffen, wenn ich seinen Sohn oder seinen Vater beschrieben habe" (S. 49), dies, um zu erläutern, daß sich dem vorurteilslosen g e i s t i g e n B l i c k die Verschiedenheit der g e i s t i g e n G e s t a l t e n enthülle. Es darf gefragt werden, ob solche Divergenzen bei Behandlung eines erhabenen Stoffes statthaft sind, und ob die Werke — die Früchte, auf die unser Meister und Herr als Kennzeichen der Wahrheit wies, nicht an der Homogenität gemessen werden dürfen.

Ist Travestie vielleicht ein verkappter Notschrei im Anblick eines ursprünglich Gebannten, das nun anfängt, zu schwellen, übermächtig zu werden? Ähnlich vielleicht dem im täglichen Leben als „Galgenhumor" Bezeichneten?

Nicht zu übersehen sind auch gewisse Ungenauigkeiten bei Steiner, manchmal an wichtigen Stellen. So zitierte er vor einiger Zeit, um Goethes Ideenverwandtschaft mit theo-

sophischen Lehren zu beweisen — die übrigens nicht gänzlich bestritten, viel weniger aber im gemeinten Umfange zugegeben werden kann — die bekannte Stelle aus Faust II folgendermaßen: „Tönend wird für Geisterohren Schon der neue Tag geboren.“ „Geisterohren“ — „Geistes-Ohren“: gewiß kein geringer Unterschied.

Jener Rudolf Steiner, der im Goethearchiv arbeitete, der übrigens auch Bielschowsky bei seiner Goethebiographie — man beachte dessen Vorwort zur ersten Auflage — um 1895 half, und der deutsche Generalsekretär der Theosophischen Gesellschaft, Inhaber der von Annie Besant verliehenen Subbah-Raw-Medaille, sind gewiß zwei sehr verschiedenartige Persönlichkeiten. Unter des Letzteren Führung hat Theosophie längst in Anthroposophie sich gewandelt, mit der unausgesprochenen Devise: „Ihr werdet sein, wie Gott!“ Des Lehrers „kalte Liebe zur Menschheit“ konnte auf unfertige Gewissen nur verwirrend, ja verheerend wirken. Hiernach erscheint die Freimark unterstellte Herabsetzung Steiners zum wenigsten nicht erwiesen.

Natürlich darf die theosophische Bewegung nicht an einer einzelnen Persönlichkeit, mag diese auch noch so bestimmend sein, gemessen, sondern muß als Ganzes genommen werden. Hier sei nun das Bekenntnis abgelegt: „Das geistige Bauwerk der Theosophie ist gewaltig, ja überwältigend, dabei von unerbittlicher Folgerichtigkeit.“ Mit aller Entschiedenheit aber sei betont, daß Folgerichtigkeit allein noch nicht den Beweis der Wahrheit liefert. Sie zeigt sich auch bei unbeirrtem Festhalten eines großen Irrtums. Nun setzt Theosophie, anstelle der christlich-religiösen Auffassung vom Versunkensein des Menschen in Sünde und Schuld, seine Unvollkommenheit schlechthin, und demgemäß anstelle der Erlösung die Selbstvervollkommnung. Gewiß ist von einem Abstieg in die Materie die Rede, doch nur zwecks Sammlung der nötigen Erfahrungen, nicht als Folge des Abfalls von Gott, unter Mißbrauch das Geschenks der Willensfreiheit.

Die Frage ist nun: Kann Theosophie, die sich in endlosem Aufstieg, fast möchte ich sagen erschöpft, den Menschen auf ihre Art befreien, erlösen? Ich zweifle, daß ein „langgedienter Theosoph“ ein freimütiges „Ja“ zur Antwort fände. Er wird sich vieler Erfahrungen an sich und andern, so der schweren Verfehlungen von Theosophen in führenden Stellen — ich nenne nur die Namen Judge und Leadbeater — erinnern, die den Beweis liefern, daß es sich bei dem vermeintlichen Anstieg um einen Wahn handelte. Andererseits bin ich überzeugt, daß die, um die es erst seit kurzem so erstaunlich rauscht, um dieses „Ja“ nicht verlegen wären. Die aber, die in läuternden, lindernden Leiden leben, oder die sie schon ablegen durften, werden bekennen: „Hingabe, nicht Aufstieg führt zu Gott.“ Für den Wiederangenommenen freilich mag ein Flug beginnen, wie er ihn schwerlich zu ahnen vermochte, vor oder nach dem Tode, je nachdem — den meisten zwar wird erst das grimme Einsetzen des Todeskampfes, wenn überhaupt, den Entschluß ermöglichen — ein Flug, nicht zu Gott — er ist allgegenwärtig — sondern mit ihm, in seiner Hut und Führung.

Ich glaube, der Dichter des „Thüringer Tagebuch“, der Sänger von „Waldheimat“ und „Hochland“ wird mir hier beistimmen, ob aber der Streiter Steiners?

Zum Schluß seien einige der von ihm, dem Sänger und Streiter, ins Feld geführte Vorkämpfer der Theosophie einer kurzen Betrachtung unterzogen.

Swedenborg: Man beachte seine Visionen über das Leben auf anderen Planeten, z. B. der Venus, das höchstens möglich wäre, wenn ihre Eigendrehung sich vollzöge wie die unseres Trabanten und die des Merkur, so daß sie also der Sonne stets dieselbe Seite zukehrte — was noch Schiaparelli behauptete, während neuere Beobachtungen ihr eine der Erdrotation fast gleiche Bewegung zuschreiben. Swedenborg berichtet dagegen von zwei Arten von Venusmenschen, die eine wild und unbändig, dauernd auf der abgewendeten Seite lebend, die andere sanft und geistig, die freundliche Seite bevölkernd. Ferner bedenke man, daß Swedenborgs geistiges Schauen nur bis zum Saturn reicht — Uranus und Neptun waren noch nicht entdeckt —, dann aber sogleich auf einen Planeten eines anderen Sonnensystems überspringt, und daß

auch der vor wenigen Jahren gefundene, die Erdbahn nahe berührende Planetoid Eros seinem inneren Auge verborgen blieb. Ist Selbsttäuschung hier nicht evident, und hat Freimark so unrecht, wenn er die Subjektivität innerlichen Schauens bedenkt?

Ferner Plotin: Er, der im dritten Jahrhundert nach Christo lebte, ging gänzlich an ihm vorüber. Erleuchtung suchte er einzig im Nachglanze Persiens und Indiens. Fast lächeln muß man über seinen nie aus der Idee herausgetretenen Plan, auf wüster Stätte einen Musterstaat zu gründen, gleicht dies Planen doch so ganz den Wolkengebilden der Weltreformer, die, von der Theosophie herkommend, Realitäten spröde ausweichen, die doch jeglicher sozialen Arbeit Vorbedingung sind.

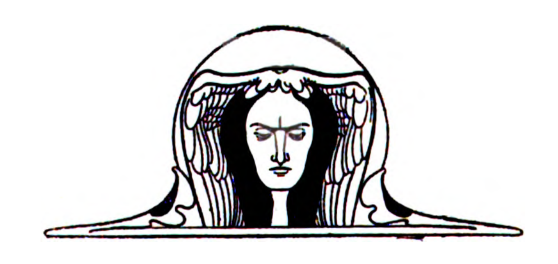
Und Plotin war Asket — wie die Theosophen von heute. Man betrachte, im Gegensatz dazu, den Berg der Läuterung in der Commedia. Die Überwindung von Hochmut, Mißgunst und Neid ist dort das erste, während Beseitigung der sinnlichen Triebe den obersten Gipfel krönt. Diese liefern Wehr und Waffen zur Besiegung der erstgenannten Feinde. Man werfe sie also nicht vorzeitig von sich, freue sich aber über jeden Sieg, der ohne sie gelingt, denn dann ist die Erlösung vom Übel gewiß nicht mehr fern. Erwähnt sei hier, daß das Vaterunser die gleiche Stufenfolge innehält, wie der Berg der Läuterung.

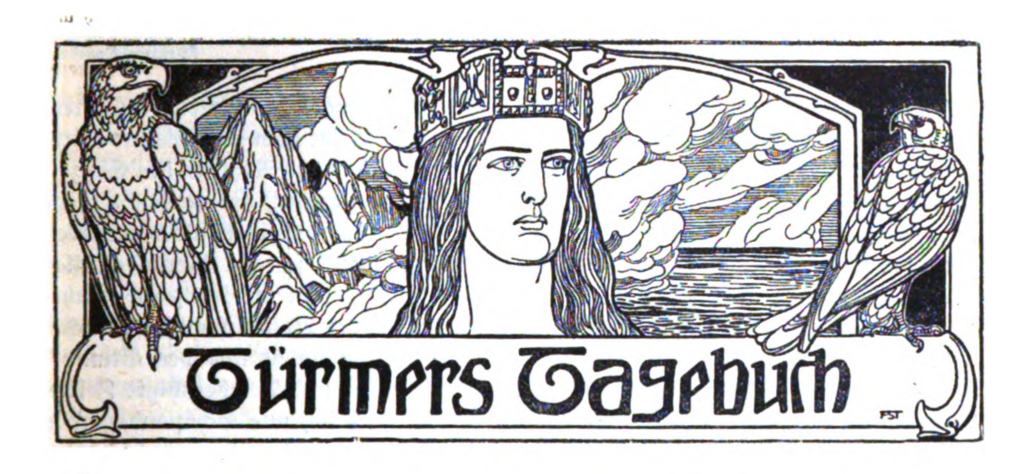
Gibt's einen Theosophen, der ihn nicht umkehrte? Schwerlich!

So kommt's, daß er, während er wandelt in höheren Sphären, förmlich strotzt von Hochmut und Neid. Und ihrer nicht Herr wird, so viel er sich müht, und endet schließlich in Wirrnis und Nacht, oder umkehrt, solange es Zeit ist.

Der Mensch soll durch den irdischen Tag gehen, treu und fest, nicht ungestüm raffend nach ewigen Schätzen, die der Vater seiner Macht vorbehalten hat, und die er, wie wir innig empfinden, dem Vertrauen nicht versagen wird zu seiner Zeit.

Werner Hülsen.





Der moralische Zusammenbruch · Deutsche gegen Deutsche · Die gesperrte Jahrhundertfeier · Wetterzeichen · In letzter Stunde

Daß sich in der Türkei ein Weltgericht vollzieht —: wer wollte es leugnen! Es genügt die Erinnerung, daß im ganzen Abendlande jahrhundertelang täglich gegen Türken- und Feuersgefahr gebetet wurde, um sich all die blutigen Greuel der Türkenherrschaft zu vergegenwärtigen. „Christenhunde!" — das sagt alles. In diesem Sinne geschieht es nicht ohne eine gewisse Berechtigung, wenn ein Mitarbeiter der „Christlichen Welt" zu den Schandtaten der Balkanvölker bemerkt: „Man soll auch da noch gerecht sein und sagen: Es ist die Ernte von dem, was durch Jahrhunderte gesät war. All das, was die Bulgaren getan haben, ist von den Türken auch getan worden. Auch von ihnen ist massakriert worden, ohne daß ein Hahn danach krähte, sind Frauen und Mädchen von den Beys und Gendarmen geschändet worden, sind schuldlose Dörfer überfallen und verbrannt, sind Foltern angewendet, Grausamkeiten teuflischer Art verübt worden. Als ich jetzt mit einem schlichten Landsmann über die Bulgarengreuel sprach, sagte er mir: ‚Was wollen Sie! Das ist die Rache von fünf Jahrhunderten. Meinen Sie, daß unter all denen, die in den Krieg gezogen, einer ist, der nicht eine Rechnung zu begleichen hätte, wo nicht Vater oder Mutter oder Großvater und Großmutter unter dem Türkenjoch gelitten haben, daß einer ist, der nicht den Türkenhaß von Kindesbeinen in sich eingesogen hat?' ... Man muß es aufs tiefste beklagen, daß ein christliches Volk nichts von der Großmut des Siegers kannte; es kann einen jammern der hungernden Flüchtlinge, die nun für immer von ihrer Heimat verjagt sind, der vielen niedergemetzelten Männer, der armen Frauen und Kinder: aber sie ernten als unschuldige Opfer den Lohn der Schuld, die ihr Volk auf sich gehäuft hat ..."

Als „unschuldige Opfer"! Diese Tatsache allein aber kann für uns Christen und Kulturmenschen den entscheidenden Gesichtspunkt abgeben. Oder wollen wir die namenlosen Verbrechen jener „Helden" etwa dadurch rechtfertigen,

daß wir uns vor ihnen, als vor den auserwählten Werkzeugen des rächenden Gottes, in Demut und Ehrfurcht beugen, der die Sünden der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied? Es würde sich das freilich nur trefflich in den Rahmen des Ganzen fügen, des Bildes, das sich uns bei dieser Katastrophe auftut, die vielleicht mehr noch eine moralische Katastrophe der christlichen Kulturmenschheit ist, als der Türkei. „Erst bei großen Erschütterungen der Lebensbedingungen", schreibt Alexander Ular in der Bremer Zeitschrift „Die Güldenkammer", „kommen die seelischen Wahrheiten zum Vorschein, die sich in der Alltäglichkeit unter der Isolierschicht der Heuchelei oder, weit öfter noch glücklicherweise, der Interesselosigkeit und des Stumpfsinns verstecken. — Ruhige und viel mehr noch mit Mühe und Not beruhigte Zeiten haben nicht nur theoretisch das Entsetzliche an sich, daß sie, wie Schopenhauer es so schön bezeichnet, den ‚ruchlosen' Optimismus selbst bei Skeptikern großzüchten, eine Menschheit, eine Menschlichkeit, eine innere Entwicklungshöhe menschlicher Individuen und Kollektivitäten vortäuschen, die nichts ist als eine Fata Morgana über dem Sumpf vorzeitlicher Untermenschlichkeiten, der unter der schönen Illusion um so prachtvoller weiterstagnierte, als er soniert geglaubt wurde. Wenn dann der große Ruck kommt, der das Menschentum in seiner jeweilig wirklichen Verfassung zeigt, dann konstatieren natürlich die, die an einen inneren Fortschritt glaubten, daß eine seelische Kollektivkatastrophe eintritt. Allerdings nur eine Katastrophe ihres Optimismus; eine Katastrophe der Idee, daß doch zum mindesten die sogenannte Kulturwelt jene großen Prinzipien, die der Menschheit seit Jahrtausenden von Weisen und Religionsstiftern als Grundlage jedes vernünftigen und annehmbaren menschlichen Zusammenlebens gelehrt wurden, allmählich aus dem Stadium des Ideals in das realer Wirksamkeit erhebt ...

Immerhin ist es unter allen Umständen ziemlich blamabel, wenn ... das Gebäude unserer angeblichen sittlichen Kultur miserabel ins Wanken gerät. Denn wenn ganze Völker und selbst ihre intelligentesten und besten Wortführer heute als himmlisches Recht verfechten, was sie gestern als infamstes Verbrechen gegen alle göttliche und menschliche Moral verdammt hatten, so ergreift jeden gesunden Menschenverstand denn doch schließlich ein Gefühl, als seien die heiligsten, den Menschen aufgeschwatzten Prinzipien nichts als hinter Augurenlächeln verstecktes Gerede, und als vermöchte die Menschheit sich gegen die schlimmsten Attentate auf ihre höchsten Grundsätze, sobald sie nur erfolgreich durchgeführt werden, nicht anders zu wehren, als — indem sie diese als ganz besonders moralische Heldentaten ausgibt.

Das Interessanteste und sicherlich für Europa Wichtigste am Balkankrieg ist die plötzliche Zerstörung einer Reihe von Prinzipien internationaler und sonstiger Moral, die allmählich, wenigstens bei Kulturvölkern, immer festeren Boden zu finden schienen. Wenn seit fünfzehn Jahren weder der englisch-französische Afrikazwist noch der furchtbare englisch-russische Kampf um Asien noch die unselige Marokkosache zu einer materiellen Katastrophe für die Kulturwelt geführt haben, so war der einzige Grund nicht etwa das Gefühl gegenseitiger materieller Schwäche, sondern einzig und allein die Furcht

vor der moralischen Verantwortung leitender Männer; denn — allzumenschlich —: die Völker hätten Siege verziehen, weil materieller Vorteil, wenn er nur groß genug ist, alle Prinzipien immaterieller Art vernichtet; aber Niederlagen wären durch die Immoralität des Konfliktes erklärt und demgemäß vom wütenden Volke gerächt worden, wie das russische versucht hat, den mandschurischen Unfug am Zarismus zu rächen.

Aber Mißverständnis oder Gefühl: so viel ist sicher, daß der Balkankrieg und alles, was damit zusammenhängt, nunmehr als absoluter Beweis dafür gelten wird, daß ein für allemal die hypothetische Moral des Menschen etwas ganz anderes zu sein hat als die reale Moral der Völker. Diese Weisheit läuft, praktisch genommen, darauf hinaus, daß, wenn eine Menge Menschen sich zusammentun, um etwas zu begehren, was jeder einzeln als Verbrechen empfinden würde, dieses vielfache Verbrechen von dem Augenblicke an eine bewunderungswürdige Tat wird.

Am offensten wurde diese plötzlich wieder zu Ehren gekommene Moral der ruhmreichen Gewalttat vor einiger Zeit von einem jener Männer proklamiert, die die verantwortungsvollsten Funktionen in Europa ausüben. Der sonst so vorsichtige, richtig denkende und an Selbstbeherrschung gewöhnte Poincaré tat unter der zwingenden Suggestion des Milieus und der von ihm nicht beherrschten Verhältnisse einer tausendköpfigen jubelnden Menge folgende neue moralische Wahrheit kund: „... Aber die glänzenden Erfolge der Verbündeten und die schweren Opfer, die sie sich auferlegt haben, gaben ihnen jeden Tag neue Rechte, die niemand mehr ihnen streitig zu machen gedachte.‘

Also: der Erfolg schlechtweg, wie immer er auch erlangt sei, und jedenfalls wenn er durch massenhaften Totschlag, Mordbrennerei und Hinterlist gesichert wird, gibt neue Rechte. Auch die ‚Opfer‘, die man sich freiwillig auferlegt, um eine Gewalttat, d. h. etwas gegen das Rechtsempfinden jedes einzelnen Verstoßendes — durchzuführen, also vor allem der Wille, sein Leben zu riskieren, schafft Rechte. Und solche ‚Rechte‘ gedenkt niemand streitig zu machen, sei es, daß niemand es wagt, sei es, daß jedermann solche ‚Rechte‘ für wohlerworben hält, also den Hintergedanken hat, er wolle gelegentlich ähnliche ‚Rechte‘ auf ähnliche Weise erwerben. Wäre Poincaré nicht ein Mensch, dessen Geistigkeit hoch über der Politik steht, aller der Methoden, die die Moral der einzelnen Menschen verdammt, so müßte man sagen, daß kein Zyniker jemals zynischere Prinzipien einer angeblichen Kulturwelt zugeschrieben hat.

Es ist in der Anwendung dieser Prinzipien ja alles und jedes verlogen: das Rassenprinzip, nach dem die Bulgaren zu Bulgarien, die Serben zu Serbien usw. gehören sollen; das Religionsprinzip, nach dem Exarchisten zu den Bulgaren, die Patriarchalisten zu den Griechen usw. gehören sollen; das Racheprinzip, nach welchem die Türkei verdient zerstört zu werden wegen der zahllosen Mordtaten — die die ‚Verbündeten‘ fast ausschließlich untereinander begangen haben; das Rechtsprinzip, nach dem jedes Volk über sich selbst verfügen soll; das Nationalitätsprinzip, nach welchem die Nationen, mit ihrer nationalen Regierung identifiziert, einen nationalen Interessenprozeß mit Kanone und Bajonett plädieren dürfen.

Denn wer wendet diese Prinzipien an, und wie werden sie gehandhabt? Sonderbare ‚nationale', mit dem Volke identische Regierungen!

Wenn es noch internationale Fürsten gibt und wenn noch monarchisch gesinnte Nationen existieren, die da vermeinen, der Fürst müsse um so mehr zur Nation gehören und in ihr ein Würdiger sein, als er ihre Spitze sein soll, so muß dieses balkanische vierblättrige Kleeblatt große Illusionen zerstören. Denn diese Fürsten sind international und interkonfessionell. Man denke sich einen Russen oder einen Mohammedaner auf dem deutschen Kaiserthron, einen protestantischen Zaren, einen Engländer in Rom regierend! Und doch stand man schon vor dieser Vaudeville-Szene: die Auferstehung der Bourbonen als Zaren von Byzanz. Und niemand lachte!

Aber wenn es sich hier um Lustspiele handelt, welche stets an Individuen geknüpft sind, so fehlen uns in den sozialen Wesenheiten des moralischen Zusammenbruchs am Balkan die Tragödien nicht.

Es ist z. B. gelungen, der ganzen Welt aufzuschwatzen, das türkische Regiment sei in Europa so furchtbar gewesen, daß jede Missetat sich durch berechtigte Rachsucht entschuldige. Das hat die große Presse fertig gebracht. Aber die Presseleute wissen, wie, zu welchen Zwecken und aus welchen Motiven, aus dem Nichts, wenn nicht direkt aus dem Gegenteil ‚öffentliche Meinung' mit durchschlagendem Erfolge fabriziert wird. Schade um die öffentliche Meinung! Schade um die Leser! Und schade für die Presse, wenn das Publikum wüßte, wie es gemacht wird!

Wer hat je vor einigen Jahren von türkischen Metzeleien gehört? Und jetzt glaubt jedermann, daß die Türken in Mazedonien die Mordbrenner waren und verdienen ausgerottet zu werden. Und warum? Weil die Türkei deutscher Hauptposten im Orient war; weil deshalb die Türkei zugrunde gehen sollte; und weil in Rußland durch Gewalt, in Frankreich und England durch oft nur zu melodiöse — um nicht zu sagen klingende — Überredung die Presse unter dem Vorwande ‚right or wrong, my country' Nationalregierungen dient, während in Deutschland, das an journalistischer Geschicklichkeit enorm zurücksteht, kein Gegengewicht geschaffen werden kann, erstens weil die Presse nicht regieren kann wie in Frankreich und England und deshalb ihre Auslassungen nur theoretischen Wert haben, zweitens weil sie sich trotz aller scheinbaren Gründlichkeit nur zu oft aus zweiter Hand informiert und daher ihr Gewicht im Ausland hundertmal geringer ist als der Einfluß der englischen und französischen Presse in Deutschland. Sonst wäre es nicht möglich geworden, daß selbst in Deutschland die Verlogenheit hätte triumphieren können, die von anderer Seite in der Behandlung des Balkanproblems zum Prinzip wurde.

Es ist ja ungeheuerlich, zu behaupten, die Türken hätten seit Jahrzehnten Mazedonien mit Blut übergossen. Man kann den Türken alle möglichen Vorwürfe machen, aber diese Verleumdung war längst widerlegt. Man kann ihnen sagen, sie haben zweihunderttausend Armenier gemordet: und sogar das ist falsch; denn nur Abdul-Hamid, der, von Verfolgungswahn ergriffen, in den Armeniern (mit Recht) die Agenten englischer Zersetzungsarbeit und (mit Unrecht) den wesentlichen Kern der Revolution gegen seinen Terror sah, hat diese Scheußlichkeiten persönlich

angeordnet und durch persönliche Diener ausführen lassen. Und was die Bulgaren, Griechen usw. betrifft, so sei es mir verstattet, zu konstatieren, daß ich genau vor vier Jahren in meinem Buche vom ‚Verlöschenden Halbmond' die nötigen offiziellen Dokumente veröffentlicht habe, die mir aus griechischen, bulgarischen, russischen und türkischen Geheimarchiven zuflossen, um unwiderleglich nachzuweisen, daß nicht die Türken, sondern die Bulgaren und die Griechen die Mordbrenner waren — d. h. nicht diese Nationalitäten, sondern die Angehörigen der bulgarisch-orthodoxen Exarchatskirche und die der griechisch-orthodoxen Patriarchatsorganisation —, und auch, daß die Wendung, die das jungtürkische Regime nahm, schon vier Monate nach der Revolution unweigerlich binnen vier Jahren zur Abtrennung der türkischen Christen und zur Auflösung der europäischen Türkei führen mußte. Wesentlich ist, daß dokumentarisch bewiesen wurde, wie nicht die Türken, sondern die todfeindlichen Bulgaren und Griechen Organisatoren der Metzeleien waren, und daß die Türken, praktisch, wegen der widerstreitenden ausländischen Erpressung, Englands für die Griechen, Rußlands für die Bulgaren, den Verhältnissen gegenüber ohnmächtig waren und nur in den allerschlimmsten Fällen intervenierten. Und wie sollten sie dies tun, wenn nicht durch drakonische Repressalien wider die Mittäter der schuldigen Banden? — Daß die Verhältnisse jetzt in jedermanns Auge umgekehrt erscheinen, ist ein wunderbares Meisterwerk praktischer Journalistik.

Sicher waren die Jungtürken verbohrt und moralisch zweifelhaft. Wenn portemonnaieschmächtige Revolutionshelden plötzlich als Inhaber reizender (von Abdul-Hamid gespendeter) Villen und Regierungspfründen in die Erscheinung traten und ihre Idee des osmanischen, alles vertürkenden Nationalstaates weder unter guten Worten noch unter Schnaps aufgeben wollten, so war eine weitere türkische Katastrophe sicher. Aber warum war man damals auch in Berlin unwissend und verbohrt? Warum holte man damals Marschall von Bieberstein nicht fort, der unter Abdul-Hamid ein Genie gewesen war, aber nun das deutsche Prestige nur durch Unterzeichnung aller jungtürkischen Torheiten retten zu können glaubte? Warum schickte man damals nicht v. d. Goltz als Botschafter hin, den einzigen Menschen der Welt, der den Jungtürken hätte plausibel machen können, daß ihr Nationalstaat totgeboren sei, und daß nur das föderative Prinzip, die autonome Organisation aller Nationalitäten unter osmanischer Führung hätte die Türkei retten können? Oder wenigstens dann, als man in Paris, London und Petersburg bereits wußte, daß die Jungtürken die Türkei auflösten. Weshalb wußte man in Berlin davon nichts und ließ das wesentliche Element der Hegemonie des Dreibundes in den Abgrund rasen ...?

Fast schlimmer noch als in der Frage der türkischen Vergewaltigungsmoral aber ist die Verlogenheit Europas in der Frage der Nationalitäten aufgetreten. Das aus der Verschwörung der vier ‚nationalen' Balkanfürsten geborene ‚Recht' soll das der Nationalitäten sein. Und alle Welt findet das sehr schön und gerecht. Ja, und die Polen in Deutschland, die Finnen, Polen, Kleinrussen, Georgier usw. in Rußland, die Ruthenen und Kroaten in Österreich-Ungarn? Ist es nicht bezeichnend und furchtbar, daß jeder zu sagen scheint: ‚Ja, Bauer, das ist etwas ganz

anderes'? Noch schlimmer aber wird diese moralische Antinomie dadurch, daß man wenigstens ganz genau weiß, was ein Pole, ein Finne, ein Georgier, ein Kroate oder Ruthene ist, und sich nicht entrüstet, wenn man von deren nationalen ‚Rechten' redet, während man sich für das ‚Recht' von Bulgaren, Griechen und Serben begeistert, obwohl niemand und sogar sie selbst nicht wissen und nicht wissen können, was sie eigentlich sind.

Man weiß ja absolut nicht, wenn von Bulgaren, Griechen, Serben und Albanern die Rede ist, ob es sich um rassische, sprachliche oder einfach kirchliche Zusammengehörigkeit handelt. Man frage einmal auf dem Markte von Üsküb, der ‚moralischen Hauptstadt Serbiens', ein paar Dutzend Leute, welcher Nationalität sie sind. Man wird staunen.

Da trifft man offenbare Albaner, die Serbisch zur Muttersprache haben und behaupten, sie seien Bulgaren, denn sie sind unter der Fuchtel der Popen des Exarchats. Waschechte Bulgaren dagegen halten sich für reine Griechen, da sie die patriarchische Kirche nicht verlassen haben. Auch findet man massenhaft unzweifelhafte Serben, die sich für Albaner ausgeben, weil sie nämlich Moslim sind. Und so weiter. Die Begriffe der Konfession, der Sprache und der Rasse, von Nation ganz zu schweigen, gehen fortwährend durcheinander. Und wenn man bedenkt, daß wenigstens bis jetzt jedenfalls das Konfessionelle alles andere dominiert hat, daß nicht das bulgarische Volk, sondern die bulgarischen, vom Patriarchat griechischer Observanz und Kirchensprache abtrünnigen Popen die bulgarische Hetze geschaffen, großgezüchtet und durchgeführt haben; daß nicht bulgarisches und griechisches Volk, sondern ohne Unterschied der Volkszugehörigkeit die Pfarrkinder exarchischer und patriarchischer Pfaffen und Mönche sich gegenseitig umgebracht und ein ‚Nationalbewußtsein' angelogen haben, so kann man sich einen Begriff davon machen, was das Nationalitätsprinzip in diesem Wirrwarr zu suchen hat. Es ist ja nur der Deckmantel dynastischer und oligarchischer Interessen. Jedermann weiß, daß, wenn es überhaupt auf der Welt eine wirklich albanische Stadt gibt, keine andere diese Bezeichnung so vollkommen verdient wie Skutari. Und doch haben sich die Halbwilden der Schwarzen Berge nicht entblödet, diese Stadt für sich zu verlangen — unter dem Vorwande des Nationalitätsprinzips. Wenn es irgendwo in Europa je eine türkische Stadt gegeben hat, so ist es Adrianopel, wo nicht drei Prozent Bulgaren leben; und doch war sie von Anfang an das vornehmste Objekt bulgarischer Gier. Wenn es je in modernen Zeiten eine Judenstadt gegeben hat, eine Mischstadt, in der das jüdisch-rassische Element dominiert, so ist es Saloniki, und doch wollen die Griechen sie geradezu als Nationalhauptstadt aufputzen.

Die verschworenen Zauberlehrlinge sind natürlich unfähig gewesen, die entfesselten Gewaltinstinkte ihrer Massen zu bannen — wollten es aber wahrscheinlich auch gar nicht. Jetzt heißt es nicht mehr Brüder befreien, sondern andere unterjochen. Und wenn Bergbanditen bei Cettinje nicht Skutari rauben, das mehr wert ist als sie alle zusammen, so wird ihr Hauptmann trotz kaiserlicher und königlicher Verwandtschaft mit Spott und Hohn davongejagt werden. Wenn der französisch katholische Chef des bulgarischen Exarchats seinen Leuten nicht die

türkische Stadt Adrianopel zur Beruhigung in den Rachen werfen kann, riskiert er, wie sein ebenso ‚bulgarischer' Vorgänger, höflich aber energisch abgeschoben zu werden. ...

Und Europa, seine Diplomaten, seine Monarchen und sogar seine vergiftete öffentliche Meinung finden es schön und womöglich gerecht, daß jetzt die Hauptverschworenen, um sich persönlich der Treue ihrer Mittäter und Gefolgsmannschaften zu versichern, die hoch und heilig vorgeschützten moralischen Prinzipien in den Schmutz werfen und, anstatt Nationen zu befreien, aus purem persönlichen Interesse Nationen unterjochen wollen.

Die namenloseste Schmach aber ist, daß sämtliche Kulturstaaten, die vor zwei Monaten schworen, sie würden alles beim alten lassen, die dann ein erstes Mal sich verleugneten und heuchlerisch das Nationalitätsprinzip als Entschuldigung vorschützten, schließlich ein zweites Mal an sich selbst Verrat begingen und gemeinsam mit über den Schwächeren herfielen, um ihn zu zwingen, ungeachtet aller Nationalitäten, aller Religionen, aller Sprachen, Kulturen und sonstiger Zusammengehörigkeitsprinzipien, alles und jedes noch nicht einmal mit Gewalt Genommene den Angreifern bis zur völligen Sättigung ihrer plötzlich entfesselten Gewaltherreninstinkte zu überlassen. Es ist, als ob Polizisten, die eine Räubergesellschaft in flagranti ertappen, wütend ihre Revolver herauszögen und — auf das Opfer richteten, um es zu zwingen, außer seiner Uhr und seinem Gelde auch noch seinen Rock, sein Hemd und womöglich seinen Kopf zu lassen.

Die praktischen Konsequenzen der systematischen Volksvergiftung, die dieses neue Evangelium wie eine greuliche Epidemie über die Kulturwelt verbreitet, werden furchtbar sein. Was soll denn in Zukunft das Volk in Dingen internationaler — und innerhalb gemischtrassiger Staaten in Dingen nationaler Moral denken? Der Beweis ist ja geliefert, daß auch mitten in der Kulturwelt unter allen Umständen Gewalt vor Recht geht, im Erfolgsfalle selbst alle Vorwände zur Gewalt über Bord geworfen werden, die bis zum Brechen volle Sättigung kollektiver Gier als gerecht betrachtet wird und — der Rest der Welt dem ekeln Schauspiel Beifall klatscht.

Wer dürfte es in Zukunft noch wagen, gegen die hinterlistigsten Anschläge und die skandalösesten Vergewaltigungen zu protestieren? Ist es nicht geradezu unglaublich, daß mehrere Großmächte mit ihrer gegenwärtigen Haltung die Basis ihrer gesamten Politik untergraben, die in der Überzeugung und in dem Prinzip wurzelt, ‚Europa werde nicht erlauben', daß dieser oder jener Großstaat zerschmettert werde? Europa erlaubt ja alles, und wenn es irgendwie schief geht, sucht jeder noch von dem kannibalischen Bankett einige Knochen zu erwischen.

Und die wirklichen Folgeerscheinungen der moralischen Balkankatastrophe? Steigerung des Militarismus in ganz Europa und mithin steigende wirtschaftliche Belastung, steigender innerer Unfriede überall; Gemütsverrohung, die das absolute Pochen auf rohe Gewalt, die Umwandlung internationaler Politik in fortgesetzte internationale Erpressungsversuche notgedrungen mit sich bringt; schließlich womöglich eine Wiederholung im großen der Verschwörung von Sofia.

Von der moralischen Einbuße, die Europa als Ganzes und mehr noch jeder einzelne Staat im Reste der Welt erleidet, kann man füglich schweigen. In Amerika, in Indien, China und Japan lacht man ...

Was denn hätte geschehen sollen? — Daß die Bulgaren, Griechen und Serben die türkische Verwaltung loswerden wollten, war natürlich und fast vernünftig. Aber das Wesentliche in höherem Sinne war gar nicht, d a ß die europäische Türkei zerstört werde, sondern w i e sie zerstört werde. So hätten, was alles Wichtige betrifft, die Fragen der Verwaltung, des nationalen Selbstbestimmungsrechtes usw. ebensogut unter dem moralischen Druck eines vereinigten Europas aus der Welt geschafft werden können. Und wenn den Großmächten etwas an ihrer gegenseitigen Sicherheit läge, so hätten sie dazwischenfahren und unter äußerlich ähnlichem Schein, aber innerlich ganz anderen Motiven das Werk des Berliner Kongresses wiederholen, den Angreifern ihre Beute nötigenfalls mit Gewalt wieder abnehmen und dann selbst zur gründlichen Neuordnung der Dinge schreiten müssen.

Natürlich ist das eine Utopie. Aber sie ist der unmittelbare Ausdruck des moralischen Entwicklungsgrades, den der normale moderne Mensch vorgibt zu besitzen, und den er oft aus seinem Christentum zu schöpfen behauptet. Hat das Christentum etwa gelehrt: Gewalt schafft Recht? Und doch sind alle Regierungen und Volksmassen, die heute das Evangelium der Gewalt wieder anbeten, Christen und modern. Die einzigen aber, die es von sich weisen und ihm zum Opfer fallen, sind Mohammedaner, also unchristlich und unmodern.

Darin liegt der moralische Niederbruch Europas."

Geradezu ungeheuerlich aber sind die Anklagen, die Hans Barth im „März" erhebt:

„Jesus Christus, der Stifter unserer Religion ..., hätte er mit angesehen, sähe er noch heute mit an, was im Orient, der Wiege seiner Lehre so nahe, aus seinem Evangelium geworden! Wie die Priester geartet sind, die es predigen und auslegen! Er hätte weinend den Staub des Landes von den Füßen geschüttelt ... So grauenvoll, so über die Maßen empörend sind die Dinge, die christliche Priester, die christliche Könige, christliche Völker dort unten vollbringen ... Noch krampft sich mir das Herz zusammen, wenn ich an jenen Novemberabend in Salonich denke. Der Kai von griechischen und bulgarischen Soldaten und Komitadschis wimmelnd, dazwischen festtäglich gekleidete Hellenen, den Revolver bereit, um jeden Augenblick scharfe Freudenschüsse abzufeuern ... Plötzlich staut sich die Menge. Eine blauweiße Riesenfahne in der Hand, kommt ein untersetzter griechischer ‚Papás' herangeschritten, den randlosen Zylinderhut auf dem Haupt mit dem Weichselzopfe von Haaren, und in dem aufgeschwemmten roten Gesichte ein Paar boshaft flimmernde kleine Augen. So schreitet er langsam und feierlich einher, immer seine Fahne schwingend. Aber hinter ihm, wie auf der Via crucis alter Meister, zwei armselige Menschen, gefesselt, in der braunen Uniform türkischer Militärtelegraphisten, mißhandelt, geschlagen, gestoßen von einer johlenden Menge, die die Ärmsten zum Richtplatze treibt ...

Nie ist mir und sicher jedem europäischen Christen (notabene nicht ‚Balkanchristen') die furchtbare Kluft zwischen christlicher Lehre und ihrer Befolgung so

zum Bewußtsein gekommen wie in diesem Kriege. Kein Cesar Borgia, kein Torquemada, kein Tilly hat in seinem ganzen Leben so teuflisch gehaust wie der Balkanklerus, der wahre Urheber dieser Greuel, in ein paar Monaten ... Selbst der rasendste spanische Fanatiker tritt vor den Pfaffen zurück, die im Türkenkriege im Namen Christi ‚wirken' und würgen ... Schaut sie nur an, diese biederen Pfaffen mit dem höhnisch satten Kalchasgesichte! Auf der Brust ein riesengroßes Kruzifix in Gold oder Silber, im Gurt ein paar Pistolen und womöglich noch einen Jatagan ... Ad majorem Dei gloriam! Draußen häufen sich Berge von Toten, der Leichengestank verfolgt uns bis in unser Hotel ... Was kümmert das diese Prediger der Liebe! Sie sitzen mit roten Köpfen im Kaffeehaus, leeren ein Likörglas nach dem anderen, politisieren, bramarbasieren und leiden, daß die Soldaten und Banditen sich zu ihrem Tische herandrängen und die haarige Popenhand küssen ... Um mit dem Segen des ‚Papás' sofort zu neuem Morden zu gehen.

Der ‚Papás', der Pfaffe, ist es, der die Schuld an dem großen Morden trägt ... Denn die Aufstachelung des religiösen Hasses ist es ja, die dem Balkanklerus einzig und allein seine allbeherrschende Stellung verschafft. In demselben Augenblicke, wo die Völker anfangen würden, an der Allweisheit und Gottähnlichkeit des Popen zu zweifeln, wäre es um seine Herrschaft geschehen, und weder der ‚Gebildete' noch der Ungebildete würde dem Kalchas mehr die Hand küssen ... Aber diese Zeit ist ferne. Erst recht ferne gerückt durch das große Schlachten für Gott und Humanität. Doch richtig, ich habe dem griechischen Klerus unrecht getan. Auch unter ihm gab es einen weißen Raben. Das ist der Bischof von Cavalla, von dem man später hören soll ... Sonst aber ging und geht der Klerus, der griechische wie der bulgarische (vermutlich auch der serbische, den ich nicht beobachten konnte) Hand in Hand mit den Würgeengeln, die Ferdinand und Georgios ausgesandt ... Wie sie im Palace Hotel von Salonich, in den Freistunden nach der Schlächterarbeit, am Biertisch saßen zusammen mit den Helden vom Stamme des Athanas ... Mit den glorreichen Entführern Richters, die von den Bergen stiegen, um für Christentum und Kultur zu morden, so daß es heute sogar möglich ist, das Tempetal zu durchreiten, ohne auf den Olymp geschleppt zu werden ... Wie der große Räuberhauptmann Jani heute in samtenem Dandykostüm mit seinen hundert Mann durch Salonich reitet, um ‚nach dem Rechten zu sehen' und Taschen und Häuser von Türken und Juden zu leeren ... Denn auch der edle Jani schwört zu dem Wahlspruch: ‚La Bourse ... et la Patrie ...'

In und um Salonich wird heute noch gewütet, daß es eine Freude ist. Ein Konsul schreibt mir, daß seinen Quellen zufolge (ich nehme dem Briefe nach an, daß der Konsul nur von Mazedonien spricht) mindestens 240 000 Türken hingemordet worden sind. Und als Pendant dazu hörte ich beim Frühstück auf einer Botschaft in Konstantinopel, daß — es klingt fürchterlich, aber durchaus wahrheitsgetreu — nicht weniger als 34 000 türkische Frauen und Kinder allein von den Bulgaren gewürgt wurden ... 34 000 Frauen und Kinder, deren einziges Verbrechen darin bestand, nicht ‚Christen' zu sein. Und weder bei ihnen noch bei den 240 000 in Mazedonien hat der das ‚Christenheer' begleitende zahllose Klerus auch nur einen Finger gerührt, die Unglücklichen zu retten ...

Und wie schön, die modernen Kreuzritter anzuschauen! Die zwanzigtausend Kleften mit schmalztriefenden Locken, halb im Banditen-, halb im Theaterkostüm und den Dolch im Gewande ... Zwanzigtausend warme Brüder in Christo, denen nicht über die Straße zu trauen ist .... Zumal die Kreter, Burschen, den wildesten Bestien aller Zeiten vergleichbar, die bis vor ein paar Jahren unter der Führung griechischer Offiziere die Dörfer ihrer heutigen Alliierten in Brand steckten und die Einwohner pfählten und spießten ... Aber was sind die griechischen Mörder gegen die bulgarischen Komitatschis? Wandelnde Waffenläden, aus denen oben nur der Kopf eines Raubtiers mit borstigem Stachelhaar ohne Kopfbedeckung hervorschaut ... Ungeheuer, bei deren Anblick ich eine Hyäne umarmen möchte. Ach, und auch diese Super-Hyänen, wie mild und sanft und gefügig sind sie, wenn der Pfaffe naht! Wie beeilen sie sich, die Popenhand zu belecken! Aber der Pope, der Diener Christi und der Lehre von der Vergebung, wo und wann hatte er nur einmal diese Hand erhoben, zu verzeihen, zu versöhnen?

Und darum behaupte ich, daß das Christentum niemals einen größeren Bankerott erlebt hat, als durch die Balkanchristen... Freilich, ist die Firma daran schuldig, wenn die Filiale von Kanaillen betrieben wird?

Aber wohlverstanden, durchaus nicht nur die ‚Banditen', die ‚nicht militärischen Elemente', wie die Balkanregierungen beschönigend sagen, haben die großen Greuel verübt. Die Regulären nicht minder. Wo ist der neue Zola, der den Balkanstaaten sein ‚J'accuse' zuschleudert? Was die edlen Serben taten, ist bekannt. Was die Bulgaren taten, wird auch einmal ans Tageslicht kommen. Sie haben in ihrem Bereiche nicht minder umfassend ‚gewürgt' als ihre serbischen Verbündeten. Und die Griechen? Geht nach Salonich und fragt die Konsuln, fragt die Kolonien, z. B. die deutsche, die österreichische, französische, italienische ... Nicht einer der Befragten, der nicht Dinge erzählen wird, daß sich euch die Haare sträuben —

Aber die Balkanregierungen ‚dementieren'. Die Agence d'Athènes schreibt, nicht die Griechen, sondern die Türken hätten den Schrecken nach Salonich getragen. Der griechische Metropolit mit dem Augurengesicht hält eine Ansprache an den Basileus und deklamiert: ‚Dies ist die glorreichste Epoche Ihrer Regierung und auch die glücklichste, denn Sie haben auf den Bajonettspitzen der hellenischen Soldaten die Freiheit nach Salonich gebracht und das Land von dem verhaßten Joche befreit ...' Während der fromme Lügner also sprach, lagen in den türkischen Cafés der Vardarstraße ganze Hügel massakrierter Türken, die reguläres griechisches Militär aus purem Fanatismus und Übermut zusammengeschossen ... Wenn ich mir das entsetzliche Bild ins Gedächtnis rufe, droht mir übel zu werden wie beim ersten Anblick ... Doch nein, die Balkanchristen sind die Streiter der Zivilisation. Denn der serbische (ausgerechnet der serbische) Delegierte Novakovich erklärt in London mit verbindlicher Verbeugung vor dem Lord Mayor: ‚Wir Serben sind die Schüler Ihrer großen Weisheit und Ihrer alten Kultur', und der Diadochos, der schlaue griechische Kronprinz, dessen Heldentaten von 1897 glücklich vergessen sind, feiert in bewegten Worten die Griechenfreundlichkeit der Vorsehung

und den heiligen Glauben seines Volkes an Jesum Christum. Als Dritter im erlauchten Bunde aber gibt endlich der Fürst von Monako seinen Segen zur christlichen Sache und wettert gegen das barbarische türkische System. Das an Barbarei weder an die christliche Barbarei der Balkanmörder noch an die teuflische Barbarei der Spielhölle Sr. Hoheit heranreicht ...!

Ich wiederhole: Jeder ehrliche Mensch, der den Orient auch nur ein klein wenig kennt, wird das Urteil des Prof. Alfred Körte von der Universität Gießen unterschreiben, der den prägnanten Satz geprägt, daß die christliche Bevölkerung im Orient moralisch tief unter der türkischen stehe, und daß man den Türken achten und lieben, den Christen aber geringschätzen, ja verachten müsse ...

Um diese allmählich in immer weitere Kreise gedrungene Wahrheit zu verwischen, hieß es Europa belügen. Und dies haben die Würgeengel durch eine unerhörte Beeinflussung der Presse versucht. Es galt also zunächst ‚türkische Massakers' erfinden. Und wie erfand man sie? Und wie lancierte man das Erfundene in die Welt? Indem man die aus Europa nach den Balkanresidenzen geeilten Spezialkorrespondenten einfach mit Gewalt an Erfüllung ihrer Pflicht hinderte, ihnen gleichfalls mit sanfter Gewalt die Lügen eingab, deren Verbreitung im Auslande den Interessen der Verbündeten entsprach. So die famose Lüge von den Cholerabazillen, die von türkischen Militärärzten gegen das arme Christenheer losgelassen würden! Der im Lande selbst lebenden, insbesondere der englischen und französischen Berichterstatter war man ja sicher. Et pour cause. Ich kenne eine Balkanresidenz, wo die Pariser und Londoner Presse durch ... Commis voyageurs und Sektagenten vertreten war und ist. Natürlich sind diese ‚Vertreter der öffentlichen Meinung' glücklich, jede Schwindelnachricht der betreffenden Regierung an ihre Blätter zu telegraphieren ... Denn es ist unter Umständen sehr lohnend, sich eine Regierung, und wäre es nur eine Balkanregierung, zu verpflichten. Und die Spezialberichterstatter, die aus Europa gekommen, um den Operationen des betreffenden Christenheeres zu folgen? Die Zensur hatte die Stirn, uns Tag für Tag systematisch Alarmberichte über angebliche türkische Greuel in die Feder zu diktieren ... Und wer sich nicht zu dem schönen Handwerke hergab, wurde schikaniert. Wer aber folgsam war, dem winkten allerlei angenehme Perspektiven ... Ganz abgesehen davon, daß die gewissenlose anglofranzösische Presse um jeden Preis Sensationsnachrichten haben wollte. Ein mir bekannter Herr, den man telegraphisch wegen seiner ‚dürftigen Depeschen' gerüffelt, beeilte sich, seinem Blatte tausend Worte über türkische Greuel zu drahten, die er zwischen einem und dem andern Whisky aus den Fingern sog. Und ein kleiner Franzose, der eine sehr bekannte Agentur bedient und der ebenfalls eine Rüge erhielt, log in aller Hast ein Dutzend Telegrammformulare über angebliche ‚türkische Greuel' zusammen, wobei er (wie er mir lachend erzählte) sogar Namen, Alter, Herkunft usw. der ... gar nicht existierenden Opfer erfand ... Und auf solche empörende Art wurde dann die öffentliche Meinung Frankreichs, Englands und Amerikas, die Hydra mit den tausend ... Dummköpfen, gegen die arme Türkei mobil gemacht.

Die Greuel aber wurden tatsächlich begangen. Die fürchterlichsten Greuel, die die Weltgeschichte je gesehen. Und sie wurden und werden just von denen begangen, die in der Religion der Liebe erzogen sind, deren Heere von tausend christlichen Pfaffen in Schlacht und Schlachten begleitet werden. Greuel, wie kein Teufelsgehirn sie scheußlicher aushecken könnte. Zwei europäische Großkaufleute aus Cavalla, zwei Notable, deren Namen ich nicht nennen kann, um sie nicht der Vendetta der Mörderbande auszuliefern, haben mir folgendes Wort für Wort in die Feder diktiert. Es ist die Chronik eines Massakers, wie Europa es seit dem Dreißigjährigen Kriege nicht wieder erlebt. Erzählt von zwei Augenzeugen, die noch heute seelisch und physisch unter den fürchterlichen Eindrücken stehen:

Freitag, den 8. November, erscheinen in Cavalla zwei bulgarische Komitatschis zu Pferde, reiten nach dem Konak und fordern (das Militär ist abgezogen) den Bürgermeister zur Übergabe auf. Alsdann — die Sache wird ganz modern — gehen die beiden Komitatschis zum Telephon und setzen ihre in Batem-Tschiflik zurückgebliebene Bande von dem ‚Sieg' in Kenntnis. Und schon um drei Uhr nachmittags zieht die berittene Bande, zwölf Mann hoch, in Cavalla ein, an der Spitze drei Räuberhauptleute, Tschernevieff, Tschakoff und ein Dritter, dessen Namen meinen Gewährsmännern entfallen ist. Die Burschen machen den Eindruck der allerrohesten Banditen, haben keine Kopfbedeckung, tragen erbeutete türkische Soldatenmäntel und sind bis an die Zähne bewaffnet. In den Händen (o Ironie!) halten sie Lorbeerzweige. Unter dem Zito- und Ziviorufen der überwiegend griechischen Bevölkerung begibt sich die Schar nach dem Konak, von dem sie Besitz ergreift. Die türkische Bevölkerung, 3—4000 Menschen, hat sich in einer Seitengasse versammelt und verharrt dort (wie der eine Gewährsmann sich ausdrückt) ‚so still und bewegungslos wie Statuen'. Jetzt erscheint einer der Häuptlinge, ein total verwildertes, tierisches Individuum, auf dem Balkon des Regierungsgebäudes und hält in bulgarischer Sprache einen Speech, in dem fortgesetzt die schönen Worte ‚Christianski' wiederkehren, und der darin gipfelt, daß die Jünger des Kreuzes nunmehr den ungläubigen Türkensultan unter ihren Füßen zertreten ... Dabei deutet der Redner mit der Hand in der Richtung nach Konstantinopel und löst bei seinem Griechenpublikum, obschon dasselbe nicht Bulgarisch versteht, einen endlosen Beifallssturm aus. — Nun geht die Okkupation der Stadt Cavalla nach allen Regeln der balkanischen Kriegskunst vor sich. Vor allem wird der griechische Bischof beauftragt, eine christliche ‚Miliz' zu organisieren. Er wählt sechs griechische Gentlemen, denen sich aus freien Stücken (und aus Beutelust) drei- bis vierhundert andere Strauchdiebe anschließen, um ... ‚die Ordnung aufrechtzuerhalten'. Alle sind mit Flinten, Jatagans, Pistolen, Dolchen und Revolvern gespickt.

Mittlerweile hat der Bandit Tschernevieff die ‚Diktatur' übernommen und läßt am zweiten Tage nach der Einnahme der Stadt sämtliche Türken verhaften und in den Kerker werfen, die ihm von den griechischen Mitbürgern als ‚staatsgefährlich' denunziert worden sind. Darunter nicht nur Beamte, Advokaten, reiche Leute, sondern auch arme Teufel, deren einziges Vergehen darin besteht, daß sie nicht ... Christen sind. Ferner eine Anzahl Juden, weil diese als Freunde der

religiös und politisch toleranten Türken bei den Griechen ganz besonders schlecht angeschrieben. Das bekannteste unter den Opfern ist der in Europa wohlbekannte kluge Edib Bey, ein Mann, der mehrere Jahre seines Lebens in Deutschland zugebracht.

Allabendlich um neun Uhr werden nun einige Dutzend Verhafteter (das erstemal 39) aus dem Kerker geholt und im Zuge durch die Stadt transportiert. In Kalamitza, hundert Meter vom Meeresstrand, werden die Leute ihrer Oberkleidung entledigt, je drei aneinandergebunden und in ein ausgetrocknetes Flußbett gestellt. Und nun beginnt ein entsetzliches, ein scheußliches Schlachten. Mit Bajonetten, Dolchen, Jatagans wird auf den Menschenknäuel eingestochen und gehauen, bis er schließlich nur mehr einen ungeheuren blutigen Fleischhaufen bildet. Die noch zuckenden Körper läßt man liegen, um am Abend darauf neue Dutzende zu ihnen zu gesellen. Zehn Tage — so lange dauert der Terror — bleiben die Leichen unbeerdigt und verpesten die Luft. Die ganze Bevölkerung geht hinaus, die Schlächterstätte anzusehen, und meine europäischen Augenzeugen stellen fest, daß viele der Unglücklichen von Kopf zu Fuß, ja zur Fußsohle, durch Dutzende von Bajonett- und Jataganstichen zerfetzt sind. ‚Hätte man sie wenigstens erschossen!‘ meinen die Herren. ‚Aber die Art und Weise dieses Gemetzels war so grausig, daß die Phantasie es gar nicht ausmalen kann. Ja die Leichen wurden obendrein noch an den Genitalien verstümmelt. Und dies alles nur, weil sie ... Türken oder Juden waren.‘

Die Rollen bei den Massakers waren so verteilt: die Griechen denunzierten ihre türkischen Mitbürger und plünderten, während diese zur Polizei geführt wurden, deren Häuser. Die eigentlichen Schlächter aber waren die Bulgaren. Schließlich wurde das Massaker so furchtbar, daß der griechische Bischof, soviel uns bekannt, der einzige weiße Rabe im Balkanklerus, den Diktator bat, die noch überlebenden Türken zu schonen. Er hielt dabei das Evangelienbuch in der Hand und weinte. Aber Tschernevieff fuhr ihn an: ‚Steck dein Evangelienbuch noch ein paar Tage ein — die Türkenhunde müssen alle erschlagen werden.‘ Plünderte die griechische Miliz sozusagen im kleinen, so betrieben die herrschenden Komitatschis das Geschäft im großen, und jeder der Bulgaren raubte sich ein Vermögen an Gold und Juwelen zusammen.

Das merkwürdigste war, daß wenige Tage nach Beginn der Dauermorde die regulären bulgarischen Truppen in Cavalla einrückten. Die europäischen Konsuln, die in ihrer jammervollen Schlappheit sich vor den Komitatschis verkrochen, wandten sich nunmehr an den bulgarischen Militärkommandanten mit der Bitte, die Greuel zu beendigen. Aber hatten die bulgarischen Komitatschis zuvor die Konsuln bedeutet, sich mäuschenstill zu verhalten, da ja keinem Ausländer ein Haar gekrümmt worden und das übrige sie nichts angehe — so erklärte der bulgarische Militärkommandant zynisch: ‚Bedaure, ich kann nichts tun. Die Stadt untersteht nicht uns, sondern den Komitatschis ...‘

Die bulgarischen Militärbehörden ließen also ruhig morden, die Schl.......... von Konsuln desgleichen, und da-

bei lagen zwei fremde Kriegsschiffe im Hafen! Warum lassen Sie Ihre Truppen nicht landen? fragte man die beiden Kommandanten. Und sie antworteten, ihren Instruktionen entsprechend: ‚Wir dürfen nicht landen lassen, solange nicht das Leben der Ausländer bedroht ist.‘

Aber hätten die Konsuln nicht Mittel und Wege gehabt, eventuell durch drahtlose Telegraphie ihre Regierungen von den Metzeleien zu unterrichten, sie im Namen der Menschlichkeit um die Erlaubnis zu militärischen Notmaßregeln zu ersuchen? Welches Kabinett, welcher Staat hätte es abzulehnen gewagt, den gräßlichsten Schlächtern der modernen Geschichte in den Arm zu fallen, auch wenn diese Schlächter Mitbrüder in Christo? Aber nein — es geschah nichts, nichts, absolut nichts, und Kultur-Europa hat sich wieder einmal mit Schimpf und Schande bedeckt. Übrigens ist das Benehmen der Konsuln begreiflich. Es sind nicht Berufskonsuln, sondern Handelsleute, die es mit niemandem verderben wollen, die sich die Hände waschen wie Pilatus und sich höchstens zu einer platonischen Beschwerde aufraffen.

Nach drei Wochen des Schreckensregiments hatten die Herren Bulgaren endlich die Gewogenheit, die sogenannte ‚Ordnung‘ wiederherzustellen. Die lieben Landsleute und Mitchristen, die Komitatschis, waren mit ihrer Beute abgezogen zu neuen Heldentaten im Zeichen des Kreuzes, und es blieb die von den Bulgaren so aufrichtig verachtete griechische Miliz. Von dieser wurden, um ‚ein Exempel zu statuieren‘, bzw. um Europa Sand in die Augen zu streuen, ein paar erschossen und vier andere öffentlich mit Ruten gestrichen. Die Hunderte und Aberhunderte wehrloser Türken aber, die man im Namen der christlichen Humanität abgeschlachtet, die Ärmsten weckt niemand mehr auf ...

Schande! Schande über dich, Europa!“

* * *

... Als die Nachricht, daß Adrianopel gefallen sei, in die russische Reichsduma gelangte, spielten sich dort unbeschreibliche Szenen ab. Ein wahrer Freudentaumel erfaßte das ganze Haus. Der Redner hielt inne. Ein Abgeordneter betrat die Tribüne —: „Adrianopel ist gefallen! Hurra!“ Abgeordnete und Publikum erhoben sich wie ein Mann und brachen in brausende, lang anhaltende Hurrarufe aus. Die Sitzung wurde aufgehoben, und unter erneuten stürmischen Hurrarufen nahmen die Deputierten die beiden anwesenden Bulgaren, den Sobranjepräsidenten Danew und den bulgarischen Gesandten Bobtschew, auf ihre Schultern und trugen sie, begleitet von dem Präsidenten und den Vizepräsidenten, im Triumph nach dem Katharinensaal. Reden wurden gehalten, die russische und die bulgarische Hymne immer von neuem gesungen und dann von der Geistlichkeit ein Tedeum „für den Sieg der bulgarischen Brüder“ zelebriert. Mit größerer Begeisterung konnte auch ein Sieg der russischen Waffen nicht gefeiert werden.

Der deutsche Michel liest die Notiz wie jede andere auch, wenn er nicht gar aus stets bereitgehaltener Begeisterung für die Erfolge anderer in das Hurra der slawischen Brüder noch einstimmt. Inzwischen werden uns von eben dieser Machtverschiebung auf dem Balkan neue große Opfer für unsere Rüstung aufgezwungen.

Und zwar wird deren Notwendigkeit selbst von unseren Offiziösen mit der Tatsache begründet, daß unser österreichischer Bundesgenosse durch jene Vorgänge eine unverkennbare Gefährdung seiner Lage erlitten habe. Denn, so heißt es in einem von der offiziösen Scherlpresse weiter verbreiteten Artikel der „Woche“ —: Serben und Montenegriner würden, durch die Früchte ihrer Anstrengungen nicht befriedigt, das zukünftige „großserbische Reich“ nicht mehr auf türkischem Boden, sondern in Österreich-Ungarn, wo sieben Millionen Landsleute wohnen, zu errichten suchen. Selbst Rumänien werde früher oder später in Ungarn, wo drei Millionen Rumänen leben, einigen Ersatz für sein Volkstum suchen, wenn es bei der allgemeinen Beuteverteilung auf dem Balkan wenig davontrage. Der neue Statusquo setze unentbehrliche Gebietsteile der habsburgischen Monarchie drohenden Gefahren von seiten ihrer Nachbarn aus, die im Fall eines Zusammenstoßes mit dem Kaiserstaat russischer Hilfe unbedingt sicher seien. Nur Scheu vor Deutschland, nicht Furcht vor Österreich habe Rußland von weitergehender Begünstigung und Unterstützung seiner Balkanfreunde abgehalten.

Das ist so wahr, wie es — im Munde unserer deutschen Offiziösen — naiv ist. Denn die selben Offiziösen, die uns die Bedrohung der österreichischen Waffenbrüder in ein so gefährliches Licht rücken, sie geradezu als eine Lebensfrage für das Deutsche Reich schätzen, sie haben für die Nöte desjenigen Elements, das allein den Wert dieser Waffenbrüderschaft bedingt, noch nie ein Ohr gehabt, geschweige denn einen Finger gerührt. Vielleicht aber finden sie dieses wertbedingende Element nicht in dem deutschen Volke Österreichs, vielleicht erwarten sie auch von einem slawischen Österreich „Nibelungentreue“, etwa in einem Kriege gegen — Rußland? Dieses Rußland, das ja schon ist, was Österreich leicht noch werden kann, wenn das Slawentum in ihm erst die entscheidende Stellung gewonnen hat: „ein von Deutschen gegen Deutschland organisierter Staat“!

Wir sind ja so groß darin, unsere natürlichen Freunde dumm-brutal zurückzustoßen und unsere natürlichen Feinde aufzupäppeln. Wenn wir aber schon unser lebendiges Fleisch und Blut, unsere eigenen Brüder den Feinden ausliefern, warum dann auch nicht tote Erzeugnisse unserer Technik dem Auslande, warum nicht z. B. — Luftschiffe an England? Wenn England auch mit seinem eigenen militärischen Flugzeug schon gar sehr zufrieden sein kann! Denn nur Klugheit hat die englische Armee seither über die gewaltigen Fortschritte ihrer Flugtechnik schweigen lassen. Man wollte die Eifersucht des Auslandes nicht wachrufen. So erzählte der englische Kriegsminister im Unterhause. „Also doch!“ bemerkt das „Leipziger Tageblatt“: „Die englische Tüchtigkeit hat sich in der Stille bewährt, und wenn alles richtig ist, was Herr Seely zum besten gab, so kann man endlich die Furcht vor den deutschen Luft- und Gespensterschiffen aufgeben. Das ist ein Wohlgefühl, das wir nachempfinden. Freilich werden auch Stimmen des Zweifels laut. Man möchte gerne wissen, ob es sich namentlich bei den Flugmotoren wirklich um englische Arbeit handelt, oder ob für sie, wie manches andere, die Marke gilt: ‚made in Germany‘. Doch einerlei, wenn der Kriegsminister behauptet, daß England mit seinem Flugzeug im Vorsprung ist, so genügt das einstweilen, gilt es doch drüben als ausgemachte Sache, daß die Überlegenheit der Flieger schlechthin jede Gefahr eines

Überfalls ausschließe. Der Überfall! Das war doch seither der schreckhafte Gedanke, der selbst die vernünftigsten Leute quälte, wenn sie es auch nicht Wort haben wollten. Nur Deutschland und seinen Luftschiffen war ein solcher Streich zuzutrauen. Die Zeppeline und Parsevale — diese Ungetüme der Luft hatten es dem ruhigen, kühlen England angetan.

Und wie gutmütig sind wir Deutschen doch. Wir lachen über den Luftschrecken unserer Freunde und waren nicht wenig stolz auf die deutschen Leistungen. Das sollen sie uns einmal nachmachen! Ja wir bildeten uns ein, diese Luftschiffe seien deutsches Nationaleigentum. Weit gefehlt! Vor einigen Monaten vernahmen wir, daß die englische Regierung in Bitterfeld einen Parseval ‚bestellt' habe. Lächerlich, als wenn das so ginge! Aber gewiß, das geht. Die Luftfahrzeug-Gesellschaft in Bitterfeld baut jetzt tatsächlich für England einen Parsevalkreuzer von 86 m Länge und 15 m Durchmesser. Kostenpunkt: 550 000 M. Ob die Gesellschaft auch noch die Zeichnungen zu liefern übernahm oder ob sie das nicht tun wird: England bekommt einen Parseval, und die deutsche Regierung hat gegen diesen Auftrag nichts einzuwenden. Aber was wundern wir uns? Geschäft ist Geschäft. Verkauft nicht auch die Firma Krupp ihre Kanonen und Panzerplatten an alle Welt? Und doch eine seltsame Sache. Es will uns nicht recht in den Kopf, daß das nun alles in bester Ordnung sein soll. Das deutsche Volk muß doch nachgerade stutzig werden. Wieder stehen wir vor einer gewaltigen Heeresvorlage, für die sofort eine Milliarde und jährlich 200 Millionen aufzubringen sein werden. Man sagt uns, dieses Opfer sei unserer Sicherheit wegen notwendig, und wir sehen das ein. Aber welch ein grausames Spiel! Wir rüsten und rüsten, um unserer Überlegenheit im Kriegsfalle sicher zu sein. Und gleichzeitig schicken wir den Engländern unsere Luftschiffe — damit sie doch auch welche haben! Den Spion, der irgendwo ein Gewehr ergattert und an eine fremde Macht verkauft, stellen wir vor Gericht, weil seine Handlung geeignet ist, die Sicherheit des Landes zu gefährden. Die Zeichnung zu einem Parseval wird gegen bar verkauft. ... Was John Bull zu seiner noch eben so laut gerühmten Überlegenheit noch fehlt, das kauft er sich für sein gutes Geld in Deutschland ..."

Wenn das noch kein Grund ist, die patriotische Opferfreudigkeit für die neue Wehrvorlage in heller Lohe emporschießen zu lassen — —!

* * *

Daß Opfer, und seien es auch die schwersten, getragen werden müssen, wird kein guter Deutscher bestreiten wollen. Denn den tiefen Ernst unserer politischen Lage verkennen kann nur frevelhafter Leichtsinn oder bornierte parteipolitische Verblendung. Aber ob es gerade von volkspsychologischem Feingefühl zeugte, sich zur Begründung der Vorlage auf das Jahr 1813 zu berufen? Solche Berufung konnte vielleicht beschwörend, zündend wirken, wenn — ja wenn man diese Jahrhundertfeier nicht eben auf die uns eigentümlich gewordene Art „begangen" hätte. Man hat sich bei uns ein merkwürdiges Geschick angeeignet, auch bei den denkbar volkstümlichsten Anlässen zu verstimmen, die natürlichsten Empfindungen zurück-

zustoßen. Es kann auch ruhig zugegeben werden, daß selbst die Sozialdemokraten gar nicht in der Lage, vielleicht auch gar nicht geneigt gewesen wären, sich von dieser Feier in der bekannten Weise auszuschließen, wäre die Feier nicht von vornherein auf einen falschen Ton gestimmt worden. Sie war in der Tat, wie das „Berl. Tagebl." feststellen mußte, und wie jeder, der sie in der Preußenhauptstadt — als „Zeitgenosse"! — miterlebt hat, nur bestätigen kann, „ungefähr das Gegenteil eines wirklichen Volksfestes. Dieser Tag, der wirklich die Gelegenheit zu einer großen volkstümlichen Veranstaltung hätte bieten können, wurde in einer Weise gefeiert, die absolut nicht erkennen ließ, daß das Volk im Jahre 1813 das Vaterland befreit und sein Gut und Blut freudig hingegeben hat. Weder die Stadt Berlin noch die Regierung noch die höfischen Zeremonienmeister scheinen daran gedacht zu haben, daß dieser Tag eigentlich der Festtag des Volkes sei, und das Volk war nicht eingeladen, sondern durch weise Absperrungsmaßregeln und ein höfisch-militärisch-bureaukratisches Festprogramm von der Feier möglichst ferngehalten worden. Die polizeiliche Absperrung, die stundenlang in der ganzen Umgebung der Linden den Verkehr hinderte, war grotesk, und das Ganze kam, wie gewöhnlich, auf eine banale Parade, welcher der Kaiser mit dem üblichen Pomp präsidierte, hinaus. Nicht einmal die einfachsten Mittel, die man in anderen Hauptstädten zur Hebung der Feststimmung anzuwenden weiß, scheinen in Berlin bekannt zu sein, und es gibt bei uns an solchen Tagen noch nicht einmal auf den freien Plätzen und in den Parkanlagen ein bißchen Militärmusik. Die Berliner Bevölkerung, die keine Lust verspüren konnte, sich hinter Schutzmannspferden zu begeistern, hat naturgemäß an einem Feste, von dem sie ausgeschlossen worden war, nicht teilgenommen, und vergeblich hätte man an diesem Tage, der dem schönsten Siege und der idealsten Erhebung des preußischen Volkes galt, in Berlin etwas wie Volksstimmung gesucht. In Preußen erinnert man sich an das Volk erst dann, wenn man seine ‚Opferwilligkeit' braucht. Eine andere Beteiligung an den Erinnerungsfesten wird nicht von ihm verlangt."

Das ist nicht die Verstimmung eines einzelnen. Auch Hardens Schilderung dieser „Feier" in der „Zukunft" gibt nur den Niederschlag einer grauen Alltagsstimmung, um nicht zu sagen eines „grauen Elends":

„Ohne Widerhall aus dem Herzen der Nation ist der ‚Nationalfesttag' vorübergetost. Der Verpflichtete oder von einer vorsorglichen Behörde Ersuchte hat seine Fahne gehißt. Doch in Preußens Hauptstadt blieben neun Zehntel aller Häuser schmucklos. Auch das Herz dieser Hauptstadt, des Adlerlandes gar hatte den Alltagsschlag, und vergebens lauschte in der Menge, im Verkehrsgekribbel der Fremdling nach einem Wort aus ernsthaft frohem Gedächtnis. Lindenputz, Kinderspalier, Parade, Böllergedröhn, Pompartikel, welke Kanzelrhetorik und die stramme Gebärde inbrünstiger Frommheit: alles bis zur Vereklung abgenützt ... Heute ist jeder vom Bedürfnis persönlicher und nationaler Selbstachtung Gestählte glücklich, wenn er das Bild seines Lebenskreises ohne Bänder und Wimpel erblickt; graut jedem vor dem Gedanken an neue Feierei. Der große König, der in den Puppentand unserer Tage just so paßt wie Hagen von Tronje ins Neue Palais, der große

Kaiser, dessen schönste Großheit war, daß er nicht groß scheinen, die Male der Menschenschwachheit nicht aus seinem treuen Altmannsantlitz wegschminken wollte, der Krieg von 1870 und der Volksaufstand von 1813, Hochzeitsjubel oder Leichenklage: das Schema ist immer das selbe. Stundenlang gesperrte Straßen, Prunkfahrt und Aufmarsch; ein Zeremoniale, an dessen Ausarbeitung besser zu nützende Zeit vergeudet ward; lauter Gottesdienst, aus dem die Kunde schwirrt, daß alles Vollbrachte und Erlittene von dem höchsten Herrn ... dem Allerhöchsten, dessen, Haus und Volk beschieden worden sei; und Rügereden, die, mit einem nie und nirgendwo auf dem weiten Rund der Erde erschauten Mangel an Schüchternheit, Unberufene der geduldigen Landsmannschaft ins Ohr zetern; Grundton: Ihr da unten, ihr wimmelnden Millionen, seid durchaus nicht, wie eure Väter waren, wie auch ihr sein müßtet, und dürfet nicht wähnen, des Landes Kraft und des Reiches Herrlichkeit sei eurer Leistung zu danken. Danach heißt's dann pünktlich: eine erhebende Feier, das ganze Volk dicht um das Herrscherhaus geschart. Unser öffentliches Leben erstickt in Unwahrhaftigkeit; Jubel und Jammer klingt zu schrill, und jeder Gestus dünkt dem kühlen Beobachter für eine Filmwirkung berechnet. In der Entwertung aller auf den Meinungsmarkt geschleppten Empfindensausdrücke haben wir's herrlich weit gebracht. Diesmal war's schlimmer als je zuvor. Nicht ein Wort, das zu zünden vermochte. Nicht einmal der Versuch, auf das Gefühl der Nation zu wirken und vom Abglanz der Flamme, die vor hundert Jahren ins Vaterland schlug, das Auge der Volkheit leuchten zu lassen. Statt von hundert Schaugerüsten herab hunderttausend Pulse mit dem Gewitterpathos Heinrichs von Kleist, dem, wie keinem je, ein Gott gab, zu sagen, was Preußen litt und zu wollen wagte, aus der Trägheit zu flügeln, gab man ein ‚théâtre paré' (auch dieser läppische Name lebt noch); statt der Hermannsschlacht das Kinderspiel eines Dilettanten. Ein Tag ohne innere Weihe ... Erkünstelter Feierton und die Grimasse der Ergriffenheit. Und doch war hier Grund zu freudig stolzer Rückschau und zum Festgewand eines Volkes der in Wind und Unwetter nicht verblichene Stoff. Nur durfte solchem Gedenkfest nicht, in der frühesten Dämmerung schon, ein falsches Motto gesetzt ... werden."

War denn das überhaupt eine Feier des geschichtlichen Jahres 1813? Hat man nicht denen, die fernblieben, noch nachträglich die Rechtfertigung fürsorglich in den Mund geschoben: „Nun also, wozu der Lärm? Was gingen uns eure noch so poetisch und sinnig ausgeschmückten Familienlegenden an, wo es sich um die grausamsten Opfer handelt, die je ein Volk für sein höchstes Gut, seine eigene Freiheit, gebracht hat?" Und die so sprächen, hätten nicht einmal unrecht. Das Fest, das da gefeiert wurde, war ein dynastisches Familienfest, und nicht die schlechtesten Schichten des Volkes haben da das Empfinden, daß sie zu solchen exklusiven Veranstaltungen weder hingehören noch — gewünscht werden. Es brauchen wirklich nicht immer in der Wolle gefärbte Sozialdemokraten zu sein, die sich nicht dazu hergeben mögen, dekorativ als Statisten mitzuwirken und das „Volk", „mehr Volk", zu markieren ...

* * *

Und doch heißt es jetzt, alle an sich noch so berechtigte Verstimmung und Verbitterung zurückdrängen und Hand ans gemeinsame Werk legen. So schwer es einem auch gemacht wird durch das alles erträgliche Maß übersteigende Ungeschick, nicht zuletzt auch unserer auswärtigen Vertretung. „Gegen einen militärischen Feind", klagt die „Tägl. Rundschau", „rüsten wir uns jetzt und nehmen willig das Milliardenopfer auf uns; uns steht aber noch ein zweiter Feind gegenüber, den zu bekämpfen wir noch keine Anstalten treffen, das ist die französische Diplomatie! Weite Kreise unseres Volkes haben das Vertrauen zu unserer deutschen Diplomatie verloren, und die Überzeugung ist in alle Schichten unseres Volkes gedrungen, daß die französische Diplomatie der unseren weit überlegen ist. Mit banger Sorge sieht mancher Patriot heute in die Zukunft. Ein Volk würde es schwer ertragen, wenn alle Opfer nur deshalb nutzlos gebracht werden sollten, weil es unsere Regierung nicht versteht, die Intelligenz des Volkes auch für die Diplomatie sich ebenso nutzbar zu machen, wie dies Frankreich tut!"

Das eine tun und das andere nicht lassen. Opfer tragen, aber Bedingungen daran knüpfen. Es ist bei der Machtstellung des Deutschen Reiches ohne ein gerüttelt und geschüttelt volles Maß Minderwertigkeit in der ganzen Leitung unserer Auslandspolitik einfach nicht zu begreifen, daß wir an allen Ecken und Enden nur auf übermütige Feinde stoßen, aber es ist leider so. „Die Forderungen, die heute an uns gerichtet werden," warnt der stets gut unterrichtete Professor Schiemann in der „Kreuzztg.", „können sehr wohl dahin ausmünden, daß unsre gesamte Kraft darangesetzt werden muß, um dem von Ost und West drohenden Sturm siegreich die Stirn zu bieten. Daß wir mit dieser Möglichkeit, um nicht zu sagen Wahrscheinlichkeit, zu rechnen haben, kann heute nicht mehr zweifelhaft sein. In Frankreich ist der Gedanke der Revanche seit den Tagen Boulangers nie lebendiger gewesen als heute, in Rußland arbeitet eine Koterie gewissenloser Politiker daran, der friedlichen Gesinnung des Zaren und seiner vornehmsten Berater, Kokowzew und Ssasonow, ihren Willen aufzunötigen und jenen Kampf zwischen Slawen und Germanen zu erzwingen, von dem ihre hochmütige Phantasie die endliche Zertrümmerung Deutschlands und Österreich-Ungarns erwartet, dank der Unterstützung Frankreichs und der Mithilfe Englands, auf die sie rechnen, als sei das Kriegsbündnis bereits zum Abschluß gelangt. Es ist der alte Traum, für den Bakunin bereits 1848 sich auf dem Kongreß der slawischen Revolutionäre in Prag begeisterte, und der seither in wechselnden Formen immer aufs neue lebendig wurde. Er lebt heute wie damals, und aus dem offiziellen und nicht offiziellen Jubel, der das 300jährige Jubiläum der Romanows begleitet, klingt mißtönend der Ruf des Hasses hervor, der uns und dem österreichischen Nachbarn gilt und sich mit ausschweifenden Plänen verbindet, die einerseits auf den Besitz Konstantinopels gerichtet sind, anderseits die Beherrschung des fernen Ostens als selbstverständliches Ziel der russischen Politik ins Auge fassen. Man glaube nicht, daß hier mehr gesagt wird, als der Wirklichkeit entspricht. Über die Richtung der französischen Gedanken ist man bei uns im allgemeinen leidlich

unterrichtet. Das Mindeste, was ihnen als notwendige Leistung unsererseits erforderlich scheint, ist ein Plebiszit in Elsaß-Lothringen, das, wie sie erwarten, sich für den Anschluß an Frankreich ausspricht — so schreibt Herr René Pinon in seinem Buch ‚L'Allemagne et la France'. Noch patriotischere Köpfe denken an die Rheingrenze, alle aber sind darin einig, daß nichts geschehen dürfe, was als eine Anerkennung des Frankfurter Friedens betrachtet werden könnte.

Daß der Lothringer Poincaré in diesen Gedanken lebt, kann kaum bezweifelt werden, nachdem er Herrn Delcassé als Botschafter nach Petersburg geschickt hat, der zu der allgemeinen Revanche noch eine persönliche zu nehmen hat, ganz wie Herr Iswolski, den, als er noch in Petersburg die auswärtige Politik Rußlands leitete, die Partei der Kadetten als ihren Mann in Anspruch nahm. Wir wissen auch, daß es in Frankreich eine Reihe von Politikern gibt, die aufrichtig einen wirklichen Frieden mit Deutschland wünschen. Aber gerade diese Männer sind tatsächlich ohne Einfluß und genötigt, mit ihren Ansichten vor der Öffentlichkeit zurückzuhalten. Man mag es bedauern, aber es ist eine Tatsache, und wenn wir unser Urteil über die Richtung der auswärtigen Politik Frankreichs zusammenfassen sollen, scheint uns sicher, daß die heute regierenden Kreise entschlossen sind, sich unter allen Umständen jeder Kombination anzuschließen, die eine gegen Deutschland gerichtete Spitze hat und Aussicht auf den Revanchekrieg bietet."

Wer gehofft hatte, daß der Marokkovertrag eine Besserung der allgemeinen Lage, insbesondere unseres Verhältnisses zu Frankreich herbeiführen werde, muß sich arg enttäuscht sehen. Durch die Balkankrise aber, wird im „Schwäbischen Merkur" ausgeführt, „hat die Stellung des Dreibundes in Europa unverkennbar eine Verschlechterung erfahren. Der ganze neue Balkan wird wahrscheinlich auf seiten der Tripelentente stehen. Eine bedeutende Macht wird er freilich noch auf Jahre hinaus nicht in die Wagschale zu werfen vermögen; aber sein bloßes Dasein wird genügen, bei einem großen europäischen Zusammenstoß die Stellung Österreich-Ungarns erheblich zu schwächen. Es kann nicht verwundern, daß diese auf der Hand liegende Perspektive den Feinden des Dreibundes, insbesondere in Frankreich und Rußland, ein gewaltiger Impuls gewesen ist. Das deutsche Publikum erfährt verhältnismäßig wenig von den Orgien, die der Panslawismus in Rußland und der Chauvinismus in Frankreich feiern. An die Ausbrüche des letzteren zumal haben wir uns im Laufe der Jahre so sehr gewöhnt, daß wir sie kaum noch beachten. Aber Erscheinungen wie die Hetzmanöver der Wetterlé, Laugel und Genossen sind doch nur erklärlich auf der Grundlage einer Volksstimmung in Frankreich, wie wir sie in solch intensiver Gefährlichkeit in den letzten vierzig Jahren noch nicht beobachtet haben. Und dazu kommt als weiteres neues Moment die Wirkung, die der französische deutschfeindliche Chauvinismus auch auf seine Nachbarschaft ausübt. Der Zufall spielt uns die Morgennummer des in Brüssel vielgelesenen Volksblattes ‚Le Petit Bleu' in die Hand ... Das Merkwürdigste ist, daß der Artikel an der Stirn als Motto den Satz aus dem Berliner ‚Tag' trägt: ‚An dem Tage, da der Kriegswind von Westen wehen wird, kann man sicher sein, daß Belgien in die Allianz der Westmächte gegen Deutschland eintreten wird.' Also eine Agitation für das Bündnis

Belgiens mit Frankreich in optima forma und unmittelbar unter den Augen der belgischen Regierung! Da offenbart sich allerdings eine Änderung der Lage, an die man in der deutschen Öffentlichkeit bisher ernstlich noch nicht recht gedacht hat."

Die brave „deutsche Öffentlichkeit" hat bisher „ernstlich" über die Gefahren, die uns vom Auslande drohen, wohl überhaupt „noch nicht recht gedacht". Für den deutschen Michel sind eben alles liebe Leute; Bruder Tschech und Bruder Ruß, Bruder Franzos und Bruder Polak —: wir sind ja alle Brüder, und allen möchte er am liebsten um den Hals fallen. Nur wer seiner Botmäßigkeit untersteht, den haut Michel, und dann haut er auch Bruder Polak. Versteht sich: nur den in Preußen, — vor dem in Österreich hat er heillosen Respekt. Erst wenn er ins Ausland kommt und — selbst gehauen wird, dann merkt Michel was, aber dann muß es ihm schon wirklich grausam ans eigene dicke Fell gehen, wie z. B. jetzt an der französischen Riviera. Dort spielen sich ja — nach einer Zuschrift an die „Rhein.-Westf. Ztg." — ganz allerliebste Szenen ab: „In Nizza ist es sogar schon zu Schlägereien auf offener Straße gekommen, bei denen die Revanchehelden eine aktive Rolle gegen wehrlose deutsche Damen spielten, die kein anderes Vergehen begingen, als daß sie sich auf ihrem Heimwege vom Theater in der elften Abendstunde miteinander deutsch unterhielten. Der erste Fall grober Insulte spielte sich ... auf der belebtesten Promenade, in den Jardins anglais, ab. Französische Kerle rempelten unter Schimpfereien auf die ‚Prussiens' und ‚Scioucrouts' (Sauerkrauter) deutsche harmlos des Weges dahingehende Passanten an. Als diese sich mit ihren Stöcken zur Wehr setzten, hieb die Blüte der grande Nation auf eine der zu den Herren gehörigen Damen ein und wählte, als sie sah, daß sie verbleut werden würde, schnell der Tapferkeit besseren Teil. An eine Verfolgung durch Schutzmannswachtposten, die auf die Übeltäter aufmerksam gemacht wurden, war nicht zu denken. Die Hüter des Gesetzes stellten sich auf einmal — taub und gaben vor, den Zusammenhang der Dinge nicht verstanden zu haben! ... Dann kam es vor einem großen Kinematographenbau zu argen Exzessen. Unvorsichtige Deutsche waren zu einer Vorstellung gegangen, die von Anfang bis zu Ende, unter der Beifallsraserei der Chauvinisten, weiter nichts war als eine Verherrlichung der Revancheidee! Daß die deutschen Besucher nicht in den Beifall der Hitzköpfe einstimmten, versetzte diese in derartige Wut, daß es schon während der Vorstellung zu Skandalszenen kam. Als die Deutschen sich entfernten, wurden sie bis auf die Straße verfolgt und in gröbster Weise belästigt. Ähnliche Szenen ereignen sich auch in der nächsten Umgebung von Monte Carlo, die bekanntlich französisches Gebiet ist. In Beausoleil z. B. spotten die Sicherheitszustände nach Eintritt der Dunkelheit jeder Beschreibung. Wiederholt ist es vor dem Spielkasino von Beausoleil zu wüsten Auftritten gekommen, bei denen die französischen Chauvinisten jeden mit ihren Stöcken bearbeiteten, der ihnen als Deutscher hinlänglich verdächtig vorkam. Naturgemäß wollen weder die Polizei noch die Organisationen der Fremdenindustrie, die den Schaden von den Exzessen der Chauvinisten bereits zu spüren bekommen, die Kunde von den unliebsamen Vorgängen an die große Glocke gehängt wissen. Es wird nach Kräften vertuscht. Die Tatsache ist aber nicht aus der Welt zu schaffen, daß den deutschen Erholung-

suchenden der Aufenthalt auf französischem Gebiet in der niederträchtigsten und brutalsten Weise verleidet wird, und daß vor einem Spaziergang auf den Landstraßen, vor allem auf der berühmten Corniche, oberhalb Monte Carlo und Nizza, nicht entschieden genug gewarnt werden kann."

Warnungen werden da wohl nicht allzuviel nützen. Eher schon die Stockprügel. Wenn sie reichlich und in angemessenen, aber regelmäßigen Zeiträumen verabfolgt werden. Sie können ja, wie es auch in diesem Falle entgegenkommenderweise geschehen ist, später dementiert werden. Dann ist es so gut, als ob die Empfänger sie nicht erhalten hätten. Und am Ende sind Leute, die trotz aller solchen handgreiflichen Beweise, daß ihre werte Anwesenheit nicht erwünscht ist, ihr Geld immer wieder den fanatischsten Feinden ihres Volkes zuführen, statt den um ihr Volkstum ringenden deutschen Ortschaften, auch nicht einmal sonderlich zu bedauern. —

Aber auch das sind Wetterzeichen ...

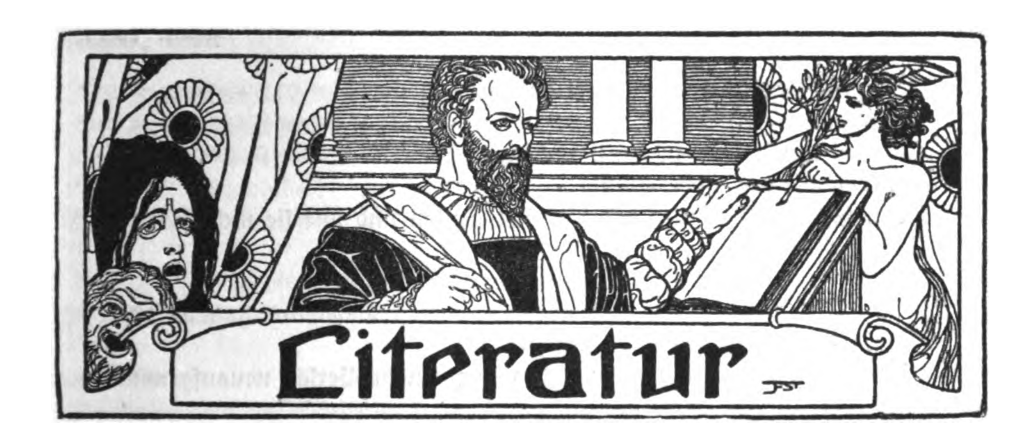
* * *

In letzter Stunde haben sich dann doch unsere Regierenden noch aufgerafft und sind vor das deutsche Volk mit einer Vorlage getreten, die seine Rüstung hieb- und stichfest auch gegen mehr als eine feindliche Macht schmieden soll. „Das Volk in Waffen wird wieder zur Wahrheit!" jubelt die „Tägl. Rundschau". „Wenn Carlyle die Deutschen dafür segnet, daß sie der Welt den Gedanken der Organisation geschenkt hätten, wenn Treitschke in seiner wundervoll treffsicheren Art sagt, das Heer sei die geordnete physische Kraft der Nation, so dürfen wir uns heute dazu beglückwünschen, daß wir vor solchen Worten nicht mehr zu erröten brauchen. In ihrer Verzweiflung schlugen Patrioten, als die Verhältnisziffer der Gedienten bei uns immer mehr sank, den Notbehelf der Ersatzreserve vor. Jetzt geht es auf einmal ohne Surrogat. Die neue Heeresvorlage beruft jeden Wehrfähigen unter die Fahnen, vermehrt die Armee um 136 000 Offiziere und Mannschaften, das sind annähernd 20 vom Hundert. Noch niemals ist in Preußen-Deutschland, seit König Wilhelm I. die große Heeresreform durchrang, derart ein ganzes Volk gewappnet aus dem Boden gestiegen. Mit leisem Erschauern ziehen wir daraus unsere Schlüsse auf die Weltlage, auf die schweren Aufgaben, die man unser harrend wähnt, und — auf die Versäumnisse, die hinter uns liegen müssen ...

Heute ist unsere einzige Empfindung die des heißen Dankes; und wir hoffen, daß sie auch von den Vertretern des Volkes im Reichstage geteilt werden wird, wenn sie um ihre Zustimmung dazu ersucht werden, daß das Wort zur Wahrheit werde: Der König rief, und alle, alle kamen! Die neue Heeresvorlage ist am 28. März veröffentlicht worden. An diesem Tage vor hundert Jahren stand Schleiermacher auf der Kanzel der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, verlas den Aufruf zur Bildung der Landwehr und predigte (Jerem. 18, 7—10) über ein Volk und Königreich, das der Herr ausrotten, zerbrechen und verderben wollte; aber dann gereute es den Herrn, und er baute und pflanzte es. Heute treten wir wieder vor den Lenker der Völkergeschicke und bitten um Erleuchtung auf unserem Wege, und wir meinen, daß, wenn er uns heute wägt, wir nicht als zu leicht befunden werden."

Danach laßt uns trachten. Vergeßt aber das Beste nicht —: die innere Rüstung!





„Literatur“

Von Fritz Müller (Zürich)

I. Dazwischen

Am übernächsten Tisch sitzen Literaten.

Vor dem offenen Fenster draußen flutet das Leben vorüber.

Und dazwischen sitze ich.

An mein rechtes Ohr schlägt das Leben der Straße, an mein linkes das Literatengespräch. Von beiden weht der Wind nur Bruchstücke herüber.

„Hierin hatte aber der alte Nietzsche eine ganz andere Auffassung wie Sie, Herr Kollege“, tönt's vom Literatentisch. — Draußen geht ein alter Schlosser gebückt vorüber mit einem reparierten Gasofen auf dem Rücken. „Uff“, sagt er, „uff.“

„‚Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen‘, verstehen Sie, Herr Kollege?“ — Draußen schiebt eine Zeitungsfrau ihr Zeitungswägelchen vorüber und sagt zu ihrer Kollegin: „Na, für a Mark fünfazwanzig im Tag kann i das nimmer damachen.“

„Und ich versichere Ihnen, der Impressionismus in der Kunst hat abgewirtschaftet, einfach abgewirtschaftet“, kommt's von links. — Ein junges Fräulein draußen, das mit der Mutter geht, hat vom andern Trottoir einen Blick herübergeworfen, zu einem jungen Studenten, einen Blick . . .

„Die Differenziertheit unserer heutigen Psyche in den Unterströmungen der soziologischen Begebenheiten . . .“, sagt einer von links mit müden Augen —

„Kreuzteufel, Herr Ober, zahlen,“ sage ich, „ich muß hinaus.“

Und dann schlage ich mich auf die Seite, wo das Leben flutet.

II. Ein atembeklemmender Wettbewerb . . .

Ein atembeklemmender Wettbewerb ist in der Literatur von heute, nicht wahr?

Gewiß.

Es gehört ungeheuer viel dazu, dabei durchzubringen.

Nein, im Gegenteil, wenig gehört dazu.
Nämlich?
Zu schreiben, wie man denkt und spricht.
Ja, tun wir das nicht alle?
Nein, fast alle schreiben, wie sie nicht denken und wie sie nicht sprechen.

III. Waschzettel

Basel, im Januar 1913.

Tit. Redaktion!

Hiermit gestatte ich mir, Ihnen das in meinem Verlag neuaufgenommene Werkchen:

Hoffstetter, Mein Hausfreund

mit der freundlichen Bitte zu übersenden, demselben in den Spalten Ihres gesch. Blattes einige Worte der Empfehlung widmen zu wollen.

Ich erlaube mir gleichzeitig, nachstehend eine kurze Besprechung als Unterlage zur gefl. beliebigen Benützung beizufügen.

Der Zusendung einer Belegnummer sehe ich gern entgegen und empfehle mich Ihnen hochachtungsvoll

Fritz Schröter, Verlag.

Waschzettel:

Mein Hausfreund. Sammlung bewährter Haus- und Heilmittel, Rezepte für Gesunde und Kranke nebst einer Übersicht über die hauptsächlich vorkommenden Heilpflanzen und Krankheitsfälle. Herausgegeben von G. Hoffstetter. — Preis Fr. 1.50. — Verlag von Fritz Schröter in Basel.

Unter diesem Titel unterbreitet uns der Verlag ein Büchlein, enthaltend über 1000 Rezepte, Heilmittel und Anweisungen aus der täglichen häuslichen Praxis. Die darin enthaltenen vielen guten Winke und Ratschläge machen das Werkchen zu einem wirklichen praktischen und wertvollen Nachschlagebuch für gesunde und kranke Tage. Die recht sorgfältige, übersichtliche Zusammenstellung, der reichhaltige Stoff und der billige Preis des Büchleins dürfte dem „Hausfreund“ vielseitige Aufnahme in allen Kreisen sichern.

So — bis hierher ist es eine wörtliche Abschrift. Ich habe den „Hausfreund“ durchgelesen und darin folgende Rezepte gefunden:

16.

Ansteckungsgefahr bei Krankheiten. — Man kaue täglich 2 mal 8—10 Wachholderbeeren, wodurch man gegen ansteckende Krankheiten geschützt wird.

188.

Denkvermögen, abnehmendes. — Melissentee, täglich eine Tasse schluckweise, stärkt überraschend die Denkkraft.

807.

Schnurrbart. — Solcher wird auf folgende unschädliche Art erzeugt: Jeden Abend wird die Oberlippe mit guter Marseiller Seife eingeseift. Schon bei ganz jungen Leuten nachweisbarer Erfolg.

Auf Seite 112 ist direkt hintereinander zu lesen:

824. Schweißhände: . . .

825. Schwermut: . . .

826. Schwindel: . . . (Ist es ein Zufall, daß bei „Schwindel“ gleich vier Rezepte angegeben sind?)

845.

Sommersprossen: Man wasche sich jeden Morgen mit dem Tau, der auf den Blättern des Weißkabis steht.

858.

Überbein: — Man kaufe sich beim Optiker ein Brennglas für ca. 2 Mark. Bei abnehmendem Monde lasse man diesen durch das Brennglas auf das Überbein ca. 30 Minuten lang mehrere Nächte nacheinander scheinen. Das Überbein wird schmerzlos verschwinden, wie es gekommen ist.



Erfolge

(Berliner Theater-Rundschau)

Wirkung, nicht Erfolg.“ Die Losung gilt jedem strebenden Geiste, der nicht am gemeinen Vorteil klebt. Wirkung und Erfolg, das sind nicht nur zweierlei Begriffe; in vielen Fällen sind es Gegensätze. Mancher, der seine Sendung in sich trug, nahm den Mißerfolg getrost auf seine Schultern. In späten Lebenstagen oder erst nach seinem Tode stellte sich die volle Wirkung seines Werkes ein. Es wäre ihm vielleicht nicht schwer gefallen, die Beifall jauchzende Menge an seinen Triumphwagen zu spannen. Bloß ein paar Zugeständnisse an die allgemeine Bequemlichkeit, an den „herrschenden“ Geschmack, bloß ein paar Fälschungen seiner innersten Wahrheit hätte er sich abringen müssen. Doch das konnte er nicht. Gerade das, was die Eitlen und Begehrlichen, die Erfolgsgötzen, als das ihnen Selbstverständliche üben, das konnte er nicht! Die Menschen, die die Wirkung, — und die anderen, die den Erfolg suchen, scheiden sich von ihrer Geburt an. Sie gehören zu grundverschiedenen Rassen. Die einen sind die Hingebenden, Sichausgebenden, die anderen die gierigen Einnehmer. Natürlich gibt es Zwischenstufen, Bindeglieder; aber die Pole bestehen. Goethe ist ein solcher Pol. Verhältnismäßig eng war in seinen Lebenstagen der Kreis seiner Verehrer. Er hielt sich der Menge gegenüber abgeschlossen, war nicht gesonnen, ihr zu schmeicheln. Die Staël warf ihm, der ganz sich und seinem Werke und damit der Menschheit lebte, einen „dédain du public“ vor. Auch Ibsen war ein solcher Pol.

So ganz einfach ist übrigens die Unterscheidung zwischen Wirkung und Erfolg im künstlerischen Bereiche nicht. Der Künstler will wirken. Er will, daß sein Werk Eindruck hervorrufe. Gewißheit über die Wirkung seines Werkes gibt ihm nur der Ausdruck derjenigen, die einen Eindruck empfangen haben. Geister von Mittelmaßwuchs können sich einen anderen Ausdruck erwünschter Wirkung nicht vorstellen, als den des Beifalls, des Erfolges. Starke, eigenständige Naturen dagegen wissen, daß sie auf die rasche Zustimmung des großen Publikums verzichten müssen, eben weil sie das Neue, das Ungewohnte, das Persönliche bringen. Sie sagen sich wohl auch, was Goethe im Jahre 1804 an Eichstädt schrieb: „. . . In jedem Schaukreise wirft sich, wie vor alters im Zirkus, die ungestüme Menge parteiisch auf die Seite der Grünen oder Blauen; die größte Macht beherrscht den Augenblick.“ Mit der Fähigkeit, un-

gebeugt und unverwirrt die späte Wirkung ihres Werkes abzuwarten, und würde er den Tag der Genugtuung auch nicht erleben, beweist der Künstler seine sittliche Stärke. Man glaube nicht, daß der Verzicht auf den Erfolg, nämlich auf die Bestätigung ersehnter Wirkung, dem unnachgiebigen, reinen, selbstbewußten Künstler leicht falle. Auch sein Herz ist voll Ungeduld und fühlt brennend die Schmerzen des Unverstandenseins, der Enttäuschung. Zweifel beschleichen es, ob je die Stunde der Erfüllung schlagen werde; der Erfüllung, die den von keinem schnöden Gewissensopfer erkauften Erfolg zwingt und bringt. Der Kampf manches Großen ist wahrhaft tragisch gewesen. Man denke an Kleist, der nicht vom Wege seines Genius abwich und hoffnungslos zu den Schatten stieg, und vergleiche mit seinem Schicksal die Gunst der Lorbeeren und Tantièmen, die den Höflingen des Publikums allzeit zuströmte!

Auch Goethe, der den feilen Erfolg verachtete, rang in der Stille seines unbeirrbaren Geistes um die Macht über die Menschenherzen. Hätte er den Erfolg in jedem Falle geringgeschätzt, er würde nicht jahrzehntelang einen großen Teil seiner Kraft auf die künstlerische Leitung eines Theaters verbraucht haben; ja, er wäre schwerlich imstande gewesen, seine eigenen Dichtungen den Zuschauern und Lesern preiszugeben. Nur zum Schein liegt ein Widerspruch vor zwischen der Mißachtung, die die Einzigen dem Beifall der Herde entgegenbringen, und dem heißen Begehren nach der im Erfolge verbürgten Wirkung des Werkes. Der Erfolg um jeden Preis, den die meisten Lieferanten des Publikums anstreben, ist losgelöst vom reinen künstlerischen Willen. Wo dieser aber besteht, wo die Rücksicht auf das Werk durch keine schielende Spekulation auf den Beifall getrübt wird, dort ist der Erfolg geradezu die Ergänzung des Kunstwerkes. Denn die Schöpfungen des Michelangelo wären von höchst problematischem Wert, gäbe es keine menschlichen Augen, sie zu sehen, und das mißverstande Schlagwort „l'art pour l'art" hat nur in der Begrenzung einen guten Sinn: den nämlich, daß der am Werke arbeitende Künstler keinen Gedanken von seiner Kunst abschweifen lassen darf. Es gibt nur eine Kunst: die Kunst, die um ihrer selbst willen ist. Gerade diese selbstsüchtige Kunst ist es aber auch allein, die die Menschen emporzieht, der die Menschheit die höchsten Daseinszwecke verdankt.

Der äußere Erfolg kann also die innere Niederlage des Künstlers — und er kann sein wahrer Sieg sein. Je nachdem der Künstler sich selbst treu blieb, je nachdem er zur Menge hinabstieg oder die Menge zu sich hinaufhob. Mit dem Streit der „Richtungen", etwa der klassizistischen und der naturalistischen, hat diese grundsätzliche Unterscheidung von künstlerischem und unkünstlerischem Erfolg nichts zu tun. Erhebend als eine Vollkommenheit kann ein aus schöpferischem Willen entstandenes naturalistisches Elendsdrama ebensowohl sein, wie eine Mozartsche Lieblichkeit.

Es ist nicht nötig, die Biographie eines Künstlers zu studieren, um zu entscheiden, ob sein Werk um des Werkes willen, aus reinem Trieb und Drang entstanden ist. Das sagt uns das Werk selbst. Wir mögen, bestochen von zeitlichen Werten, in der Erkenntnis irregehen; die Zeit kommt, die die Spreu verweht. Allerdings: verdächtig ist der eitle Künstler. Von dem Autor, der etwa ein von Erfolg gekröntes Bühnenstück von Bühne zu Bühne begleitet, nur um unersättlich das Manna des Beifallsgeklatsches zu genießen, sind schwerlich die Taten einer großen Persönlichkeit zu erwarten. Goethe hat sich mit seinen abgeschlossenen Dichtungen ungern und selten beschäftigt. Doch ist es sinnlos, von der Art des Überragenden ein Reglement abzuleiten. Die psychischen Elemente, aus denen sich die menschlichen Charaktere zusammensetzen, sind ungleich dosiert, und die Eitelkeitsquote der Künstlerseelen ist verschieden. Auf Kräfte und Eigenschaften, die ihr den Widerpart halten, kommt es an. Beim Schauspieler ist eine größere Abhängigkeit vom äußeren Erfolge des Augenblicks aus der Natur seiner Kunst bedingt. Denn ihm allein unter allen Künstlern ist keine Möglichkeit gewährt, die Wirkung seines Werkes von einer späteren Zeit zu erwarten.

* * *

Fast dünkt es naiv, die Herzen und Nieren des entsagungsstarken Künstlers prüfen zu wollen — in einer Zeit, in der die Kunstpflege mehr denn je dem Marktpreis unterworfen ist. Das Talent, das sich heute noch in der Stille bilden will, geht zumeist unbeachtet in der Stille zugrunde. Der Manager ist Musaget — in Berlin ganz gewiß, wo nur der „gemachte“ Mann ein geachteter Mann ist. Der Erwerbstrieb beherrscht nicht bloß die Theaterleiter (und sollten sie denn etwa alle Bankrott machen?!), nein, auch die meisten Dichter, die mit der Muse eine Vernunftheirat eingingen. Bühnen, die ihre Ehre darein setzen, für ein verkanntes Talent dem Publikum Widerstand zu leisten, sucht Diogenes mit der Laterne. Zwar: einzelne Dichter setzten sich mühsam durch; doch in Berlin meistens erst, nachdem ihre Wässerchen von geschickten Kunstpolitikern auf die Mühlen der Mode geleitet worden waren. Dabei kam leider nicht immer der Richtige zu Ehren! So liegt meines Erachtens der Fall Karl Sternheim, den Max Reinhardt, unter unseren Theaterdirektoren gewiß der rührigste, für einen harten Knubben hält, aus dem sich Besseres schnitzen lasse, denn aus weichem Holze.

Ein harter Knubben ist Sternheim, das ist wahr. So lang man aber nicht beweist, daß das Rauhe und Rüde allein schon zu den kühnsten Hoffnungen berechtige, vernehme ich bloß mit Staunen, daß es eine literarische Gruppe gibt, die ihn den „Lustspieldichter der Zukunft“ nennt. Indessen, nicht jeder, der Myrmidonen hinter sich hat, ist ein Achill. Um der Versuchung zu widerstehen, die auf ein unsachliches Gebiet ablocken möchte, sei hier eine Resultante in ihre Komponenten zerlegt und eine von ihnen ins Auge gefaßt: Herr Karl Sternheim ist einer von dem alten Geschlechte jener Genialischen, die keinen Funken Genie, wohl aber die Gebärde des Kraftgenies haben. Schon vor einem Jahrhundert und länger gab es solche Ritter vom Blasebalg in der Literatur, und das Geheimnis ihres Erfolges besteht bis zum heutigen Tage darin, daß sie den Mut besitzen, ohne alle Demut der verschämten Armut aufzutreten und die gewöhnlichsten Dinge mit hochbedeutsamer Miene vorzutragen. Sie machen aus ihrer Not an Einfällen eine Tugend, stilisieren und symbolisieren die Nullität, erheben die Verworrenheit, aus der sie ihre kümmerlichen Witterungen nicht zu retten verstehen, zum System und finden — heute wie ehemals — genug Gläubige, die die Brauen hochziehen, nachdenklich mit dem Kopfe wackeln und ein frommes „Ah!“ murmeln. Vom ethischen Standpunkt mag man sich an den betörten Zuschauern sogar freuen; denn während andere bewußt der Banalität zujubeln, haben die armen Genie-Entdecker die idealsten Absichten.

„Bürger Schippel“ war die vierte der Komödien Karl Sternheims, die das Deutsche Theater in kurzen Jahren aufführte. Und wie aufführte! Mit einer Liebe, mit einem Aufwand an erlesenen schauspielerischen und malkünstlerischen Kräften, mit einer selbständigen dichterischen Betätigung des Regisseurs (Reinhardt), deren fesselnde und packende Wirkungen edleren Zwecken zu gönnen wären. Karl Sternheims Lustspiel macht sich — hundertundzwölf Jahre nach Kotzebues „Deutschen Kleinstädtern“ — über die kleinstädtische Bourgeoisie lustig. Der neuere Ton liegt auf dem letzten Worte. Den Gegensatz von Bourgeois und Proletarier kannte man vor einem Jahrhundert noch nicht. Hier wird er scherzhaft vorgeführt in einem bürgerlichen Männerquartett, dem der vierte Mann gestorben ist, und in einem Burschen, der nicht Hüsum und Hut, aber eine prachtvolle Tenorstimme hat. Fürs Preissingen brauchen die Ehrsamen den unentbehrlichen Tenor. Der ungern gelittene Genosse Schippel — nebenbei: ein so kultur- als witzloser Geselle — rückt sodann auf der bürgerlichen Ehrenleiter weiter aufwärts, als er ein Stelldichein von Fürst und Bürgerstöchterlein belauscht hat. Man will ihn als Gatten der kompromittierten Dame akzeptieren. Dafür dankt er zwar, aber auf ganz alberne Weise gerät er in einen Ehrenhandel mit einem Verehrer des Mädchens. Die guten Leute im Parkett ließen sich geduldig den Antirealismus bieten, daß Staatsbeamter und Vagabund ein Pistolenduell austragen. Nicht einmal der einzige Witz des Stückes entschuldigt solchen Unsinn. Eine satirische Komödie, die nicht wirkliche oder mögliche Verhältnisse darstellt, ist ein Scheibenschütz ohne Scheibe. Aber der einzige

Witz? Weil Genosse Schippel den abgeschmackten Brauch der höheren Kreise mitmacht und die Luft durchlöchert, wird er in die vollen Ehren des Bürgertums eingesetzt. — Und darum „Lustspieldichter der Zukunft!" Das wäre die Zukunft, von der Rückert reimte:

„Einst wird der Knab' abtun sein Lust- und Trauerspiel,
Mit Manneslust dann gehn lust-trauerlos zum Ziel;
Dann wird die Menschheit sich zur höchsten Würd' erheben —
Ich aber freue mich, die Zeit nicht zu erleben."

* * *

Alle Kunst ist aristokratisch. Aber nicht im Sinne der weltlichen Kastenscheidung, vielmehr in dem Nietzsches, der im Künstler den Höhenmenschen erblickt und in der künstlerischen Kultur die Hinanentwicklung der Menschheit. Der Drang nach den freien Höhen des Geistig-Schönen ist, das sei Deutschlands Trost, lebhaft bei den von der Afterkultur nicht verbrauchten Menschen der unteren Volksklassen, sobald nur einmal ihr künstlerischer Durst geweckt wurde. Als man vor kurzem im Lessingtheater Otto Erich Hartlebens „Erziehung zur Ehe" ausgrub — ja, schon muß man sagen: ausgrub, obwohl in dem Stück der beste Humor der neunziger Jahre überquillt — da war eine merkwürdige Beobachtung zu machen: Das Publikum schien nicht mehr zu begreifen, daß der lachende Hartleben mit Skorpionen die Scheinsauberkeit und Herzlosigkeit gewisser „guter Familien" züchtigte, nach deren strenger Moral die Liebschaft des Sohnes für Schmutzerei gilt, sobald nicht bloß das Geld, sondern auch das Herz im Spiel ist ... Die Gewogenen im Parkett unterstützten jeden Zynismus ihrer brüderlichen Philister auf der Bühne mit lebhafter Zustimmung. Ihr behagliches Lachen bedeutete Solidarität, nicht Ironie. — Aber vor Jahr und Tag war das Stück im Hause der „Neuen Freien Volksbühne" gegeben worden. Und dort weckten dieselben Worte eine ganz andere Resonanz. Dort knallte die Peitsche!

* * *

In diesem Volkskunsthaus wurde jetzt ein neuer Dichter aus der Verborgenheit gerufen. Trägt langes Haar und Frauenrock. Tief in der schlesischen Provinz führt Martha Voigt ein welt- und theaterfernes Leben. Ihr Dorfdrama „Die Hexe" hat viele Mängel der Unbeholfenheit. Die alte Frau, die, von der Dichterin mit gutem, klugem Auge durchschaut, inmitten lebensvoller Gestalten steht, erlebt nur ein Schicksal, nicht einen inneren Kampf. Das Gräuliche ist übermäßig gehäuft in Szenen, die sich gleichen wie Wolkengrau dem Wolkengrau, die also eine für Kontraste und Abwechslung sorgende Technik vermissen lassen. Außerdem haben sich hier und dort Lyrismen von einer naiv-papierenen Romantik eingestohlen. Doch diese Fehler, die die Rotstifte der Rezensenten mühelos unterstreichen konnten, wiegen leicht neben dem Gegengewicht einer starken gestalterischen Kraft. Und aus dem Drama weht der heiße Atem mitgefühlter tiefster Menschennot. Wohlgeleitet von einem auf das Ganze gehenden Gefühl, haben die keineswegs unkritischen, dem Schauerlichen und Gräßlichen sonst wenig geneigten Zuschauer des „Neuen Volkstheaters" der Tragödie einen einmütigen Erfolg bereitet. An anderer Stelle hätte dem Stück vielleicht Gefahr gedroht. Denn es gibt Klassen von Zuschauern, die ihr Herz verschließen, wenn ihr artistischer Ehrgeiz in Frage steht.

Als Hexe wird von den Männern, Weibern und Kindern des Dorfes eine alte Ortsarme grausam verfolgt. Sie hat nur Gutes getan. Doch sie trägt die schwerste Schuld vor den Menschen: anders zu sein als die anderen, ihnen ein steter Vorwurf. Der Aberglaube schürt den Haß. „Ein alter Mann ist stets ein König Lear" — und was erst ein arm alt Weiblein! Das Dorf der Mutter Tine hat der Pessimismus der Dichterin bevölkert. Es fällt schwer, daran zu glauben, daß auf einem kleinen Fleckchen Erde so viel ruchlose Gemeinheit, Bestialität versammelt sei. Das Haus der Großbauern ist eine Mörderhöhle. Vater und Sohn sind Wehrwölfe, die Frauen des Dorfes ihre Beute. Kirchhofkreuze mahnen an ihre Taten. Alle Not des schwachen Geschlechtes sammelt sich über dem greisen Haupt Mutter Tines. Wir sehen sie,

atemlos keuchend, von der Meute des Dorfes gehetzt, sehen ihre brutale Mißhandlung, sehen, wie der greise Großbauer in dunkler Nacht seine Kohlköpfe ins Kellerloch der Hütte wirft, um die Schuldlose am nächsten Tag als Diebin zu bezichtigen. Aus ihrem Heimatdorf wird die Sterbensmüde vertrieben. Im Walde will sie den Tod erwarten. Aber vorher bemächtigt sich ihrer ein anderer: ihr Dämon, den sie in einem langen Leben gebändigt hatte. Die Alte erfährt von einer neuen Bluttat, die der Weiberwürger an einem verführten Mädchen beging. In der Verzweiflung übt sie Rache. Durch eine Wahnsinnige läßt sie das Haus der Großbauern in Brand stecken. Die Wehrwölfe gehen in der Feuersbrunst zugrunde und Mutter Tine gibt sich den Hexentod in den Flammen. — Diese krassen Vorgänge eines Schauderromans dichterisch zu adeln, konnte nur einem sehr innerlichen Talent gelingen. Die Gestalt der alten Tine gehört dem Leben, nicht der Romanwelt. Sie hat ihre Schwestern unter den herb-gütigen, weisen Alraunen Anzengrubers. Das Schönste des wüsten Schauspiels ist eine stille Nachtszene: Die Greisin, die niemals Weib und Mutter gewesen, tröstet, um ihr eigenes, ungenutztes Frauendasein trauernd, ein Mädchen, das gesegneten Leibes ist; nicht sich schämen, jubeln soll eine Lebensträgerin ob der Gnade der Natur!

* * *

Unter den Theater-Erfolgen gibt es vielerlei Spezialitäten. Am seltensten sind die frohen Feste der Kunst. Häufiger die Durchdrückereien des Klüngels und der literarischen Partei. Die meisten Siege erobern Banalitäten, Lüsternheiten und Rührmicheleien. Andere Ehrenpforten sind die Erfolge des reichen Mannes (der die Aufführung bezahlt und die Billets zur Première verschenkt), die Kameradschafts- und Freundschaftserfolge (in kleineren Städten recht beliebt!) und die politischen Tendenzerfolge. Schlimm, schlimm! Noch schlimmer wär's, wenn nicht die Natur des kranken Theaterkörpers sich selbst helfen würde. Sie wirft die schlechten Stoffe rasch zu den Exkrementen. Pseudoerfolge haben kurze Dauer. (Nicht die unterhaltlichen Banalitäten; die sind so zähe wie der minderwertige Geschmack.)

Es reizt mich nicht, den Erfolg des Schauspiels „Das gelobte Land“ von Artur Mayer-Brandus im Deutschen Schauspielhaus auf seinen geschäftlichen und freundschaftlichen Charakter zu prüfen. Ein politischer Tendenzerfolg war's in jedem Falle! Und dabei kurioserweise einer, bei dem sich die Leute irrten, die ihrer „guten Gesinnung“ den Beifall schuldig glaubten. So bescheiden sollte weder Zionist noch Deutsch-Jude sein, daß es ihm schon genügt, die Judenfrage nur überhaupt sympathisch behandelt zu sehen; man muß sich doch auch zur besonderen Antwort verhalten, die der Verfasser des Dramas erteilt. Artur Mayer-Brandus gibt eine verständliche Antwort nicht. Er quält sich und uns mit einem Jammerkerl ab, der sich am Schlusse erschießt, weil er durchaus nicht weiß, was er will und nicht will. Der Professor der Philosophie Dr. Lohnstein ist ein dekadenter Nachkomme von Gutzkows „Uriel Acosta“. Um den akademischen Lehrstuhl zu erhalten, ist er durchs kaudinische Joch gegangen; er hat sich taufen lassen. Die Demütigung empfand er nur matt, denn er ist im Innern konfessionslos. Kaum steht er am Ziele, geht's ihm schlecht. Der taktvolle Schauspielerverfasser findet es passend, daß die Gäste des Professors dem Hausherrn alle erdenklichen Grobheiten und Sottisen ins Gesicht schleudern. Das tun sowohl die antisemitischen Kollegen, die seine Weine trinken, wie ein Zionist, der den Abtrünnigen schmäht, und ein Konvertit, der die eigensüchtigen Beweggründe des Täuflings verachtet; denn der andere hat aus idealen Motiven die jüdische Gemeinschaft verlassen: um Edelkinder einer arisch-jüdischen Mischrasse zeugen zu können. So wird graue Theorie gesabbert. Ja, sogar ein Schüler des neuen Professors kündigt ihm (in einer ganz unmöglichen Szene!) die Freundschaft auf. Der Junge, ein Pastorensohn, ist Atheist, und von seinem Standpunkt aus will er's nicht dulden, daß sein freigeistiger Lehrer sich formell zum Christentum bekannte. Nun kommt auch noch die Braut des Unglücklichen und erpreßt ihm mit Tränen der Pietät endlich die Erklärung, daß er seine Taufe widerrufen und zum Judentum zurückkehren werde. Das

schwankende Urielchen Acostachen bleibt jedoch auf dem halben Rückweg stehen. Die Studenten bringen ihm einen Fackelzug (ach Gott, so rasch entzünden sich die Fackeln nicht!), und da schmerzt es ihn, auf das Lehramt verzichten zu sollen. (Warum übrigens verzichten?) Kurz und gut: er erschießt sich. Fabelhaft töricht ist diese „Lösung".

Der tragödienselige Verfasser ist an einem richtigen Komödienstoff blind vorübergegangen. Er steckt in dem staatschristlichen Zustand, demzufolge mehrere deutsche Regierungen akademische Lehrstühle nur dann mit jüdischen Gelehrten besetzen, wenn diese sich vorher taufen lassen. Mit solcher Züchtung konfessionell-opportunistischer Heuchelei wird dem Christentum ebensowenig gedient wie der Moral. Nun hatte der Verfasser das Spiel in der Hand: den Widerruf eines Getauften und bereits Ernannten . . .! Absetzen könnte man ihn nicht, und das Lustspiel der Verlegenheiten müßte köstlich werden. Herr Mayer-Brandus ging mit tragischer Miene an seinem Glück vorbei.

* * *

An ein Gespräch mit Mitterwurzer erinnere ich mich. Er leugnete ketzerisch den bestimmenden Einfluß der Kritik auf das Publikum. Wenigstens in Berlin, sagte er, dringe ein richtiger Theatererfolg wie auf unsichtbaren Drähten (die drahtlose Telegraphie war damals noch nicht erfunden!) in alle Winkel der Stadt, und die Morgenblätter könnten ihm nichts mehr anhaben.

Aber — „umgekehrt ist auch gefahren!" Im großen Krollstall spielte jetzt Exls Tiroler Bühne, eine Gesellschaft von natur- und kunstechten, wundervoll aufeinander abgestimmten Schauspielern. Selten waren die Berliner Kritiker so einträchtig wie in der Anerkennung der Tiroler, die Lessings „Kunst und Natur sei eines nur" wahr machen. Tag für Tag wurden alle Register der papierenen Lobesorgel aufgezogen. Tag für Tag spielten die Tiroler vor schauerlich leeren Bänken. — Man braucht der Meinung, daß die Kritik beim Publikum einflußlos sei, deshalb doch nicht beizupflichten. Der Fall ist vielmehr ein Phänomen. Und das um so mehr, als die wenigen Zuschauer sich für herzlichen Gewinn stets sehr dankbar erwiesen. Der Mißkredit, in den die Krollsche Experimentierbühne geraten ist; die schlechte Theaterstimmung der Charwoche; vor allem die oft und sattsam genossene Salontirolerei gewisser bayerischer Bauernspieler (der Schlierseer, der Tegernseer) hatten die Berliner von der Alpenfahrt ins Tiroler Theater abgehalten.

Die Exl-Truppe verdient Beachtung. Das deutschösterreichische Theaterblut, das den Bühnen im Norden einen Großteil ihrer guten Schauspieler schenkt, blüht, wie sich zeigt, auch in der Abgeschlossenheit der Hochgebirgstäler, in der Begrenztheit einer engen Stammesgemeinschaft. Die Schauspieler, die sich Ferdinand Exl sammelte, haben allerdings, zum Unterschied von den bekannten „Naturkomödianten", eine schauspielerische Schulung durchgemacht. Da ist nun bemerkenswert, daß die Beschäftigung mit den höheren und feineren Mitteln der Kunst ihnen die Ursprünglichkeit keineswegs raubte. Sie scheinen gerade durch ihre technische Ausbildung erst recht befähigt worden zu sein, mehr zu bieten als bloß die Äußerlichkeiten des „Nationalcharakters"; sie schöpfen aus dem Wesentlichen ihres Volkstums. Die lodenjoppigen, schuhplattelnden und jodelnden Bauerntruppen paßten zu der sentimental geputzten und gestutzten Alpenwelt billiger Dorfgeschichten. Exls Tiroler Bühne bescheidet sich nicht mit den sogenannten „Volksstücken", von denen dreizehn auf ein Dutzend gehen. Sie hält sich an die Dichter, die der Stamm für die Nation geboren hat. Sie führt Dramen von Anzengruber, Kranewitter, Rosegger, Brix vor.

* * *

Die Novität, mit der sich die Tiroler Bühne einführte, war allerdings den Leihbibliothek-Romanen näher verwandt als der Kunst. Ludwig Ganghofer ist auch auf der Bühne das, was man einen „beliebten Erzähler" nennt. Er erfindet eine spannende Intrige, mischt Sauermilch und Himbeersaft und nimmt's mit der Konsequenz der Charakterzeichnung nicht

genau. Die Hauptsache — auch in seinem neuen Schauspiel „Der heilige Rat“ — ist, daß die Guten und die Bösen sich reinlich scheiden, daß sie belohnt und bestraft werden und die Geschichte erfreulich ausgeht. Dem „Heiligen Rat“ liegt eine sichere Wahrheit zugrunde: der Bauer ist die Stütze der konservativen Weltordnung. Der Bauer will seinen Hof dem Leibeserben hinterlassen, wie der Monarch seinen Thron. Unbewußt oder bewußt hat Ganghofer angedeutet, welche egoistische Barbarei das dynastische Prinzip im Bauerntum hervorrufen kann. Gefühlsroh behandelt der Ehemann sein Weib (und 's war doch eine Liebesheirat!), weil die Wiege leer bleibt. Die Bigotterie ist der Diabolus, der die Leutchen auf das Vorbild des Vaters Abraham verweist, der sich, als Frau Sarah kein Kindlein kriegen wollte, mit der Nebenfrau Hagar behalf. Auf diesem gewiß brauchbaren Grundriß baute Ganghofer ein „Stück“, doch keine Dichtung.

Besser, nebenbei erwähnt, ist Ganghofers Einakter „Tod und Leben“, der auch gerade jetzt in Berlin aufgeführt wurde, und zwar im Lessingtheater mit einem unliterarischen Heiterkeitserfolg, der die Manen Henriks gewiß wunderlich berührte. In einer Dorfwirtsstube werden gleichzeitig Leichenschmaus und Kindstauffeier gehalten. Die Ernsten und die Frohen mischen sich allmählich — wie eben das banale Leben die Elemente mischt —, und am Ende sind sie nicht mehr zu scheiden.

* * *

Von den Dichtern, die die Exl-Truppe nach Berlin brachte, sei einer hervorgehoben: Franz Kranewitter. Der Name des Fünfzigjährigen war im Norden so gut wie unbekannt, obwohl er ein machtvolles Bauernkriegdrama (den im Verlage S. Fischer erschienenen „Michael Gaißmayr“) und einen prachtvollen „Andre Hofer“ geschrieben hat. Die Hofer-Tragödie schlug vor Jahren im Wiener Deutschen Volkstheater sehr stark ein, wurde jedoch, auf einen höheren Wink hin, von der gehorsamen Direktion alsbald abgesetzt. In Norddeutschland fand es keine Bühne der Mühe wert, dem Dichter zu seinem Rechte zu helfen.

Leider haben die Exl-Leute ihren Landsmann Kranewitter nicht in seiner Stärke vorgestellt. Sie führten drei kleine Tragödien aus seinem Einakter-Zyklus „Die sieben Todsünden“ auf, düstere Nachtszenen, die keine entwickelten Dramen sind. Schon in der Anlage streben diese Einakter nicht dem Drama der Seelenkämpfe, sondern dem Vorbild der altenglischen „Moralitäten“ zu. Sie illustrieren die religiöse Moral. Zu dem einfachen Holzschnitt der Entwürfe steht das modern-realistische Detail im Gegensatz. Immerhin packt dramatische Leidenschaftlichkeit die Nerven des Zuschauers.

An Kranewitter bleibt etwas gutzumachen. Gebt dem Dichter, was des Dichters ist: das Recht auf Wirkung ...

Hermann Kienzl



Der Briefwechsel zwischen Nietzsche und Strindberg

Die Welt ist um den bewußten Besitz bedeutsamer menschlicher Dokumente reicher geworden: echt-menschlicher Dokumente übermenschlicher Persönlichkeiten. Karl Strecker hat in der „Frankfurter Zeitung“ und in der „Täglichen Rundschau“ die Briefe veröffentlicht, die zwischen Friedrich Nietzsche und August Strindberg gewechselt worden sind.

Wenigen war bekannt gewesen, daß der deutsche und der schwedische Riese sich auf ihren faustischen Wanderungen über die Höhen der geistigen Welt und durch die tiefen Schluchten der Seele trafen, einander grüßten. Es geschah, als über den beiden Einsamen der Fittich

des Wahnsinns rauschte. Der eine, Strindberg, entrann der ewigen Nacht, wanderte mit blutigen Füßen noch jahrzentelang den Passionsweg von Golgatha zu Golgatha; der andere, Nietzsche, versank wenige Wochen später in Dunkelheit und Schweigen. Die Briefe, die sich zwischen Turin und Kopenhagen kreuzten, sind in den letzten zwei Monaten des Jahres 1888 geschrieben, — kurz bevor die furchtbare Katastrophe den Zarathustra-Geist vernichtete. — Mit leiblichen Augen haben sich Nietzsche und Strindberg nie gesehen.

Die knappe Frist der Beziehung ließ sie nicht zur Reife gedeihen. Nur sechs Briefe Nietzsches und vier Strindbergs sind geschrieben worden, dann bricht die Korrespondenz mit den Wahnsinns-Erlässen Nietzsches ab und mit dem schrillen Worte: „Divorçons!" Aber weder eine persönliche Begegnung noch ein ausgedehnter brieflicher Gedankenaustausch hätte jedem der zwei Einzigen eine größere Fülle von Übereinstimmung geben können, als sie sich einer aus dem Lebenswerk des anderen holten. Der schriftliche Verkehr bahnte einen wesentlicheren an: den zwischen dem Geist in Nietzsches Büchern und dem Geist in Strindbergs Büchern. Zwar: Strindberg war mit Nietzsches Werken wohl schon früher vertraut; denn schon in seinem ersten Briefe an Nietzsche sagt er über den „Zarathustra": „Ohne Zweifel haben Sie der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt." Doch ganz in den Bann der Nietzscheschen Gedankenkreise geriet Strindberg — für viele Jahre — nach der mächtigen und tragischen Anregung der Nietzscheschen Briefe. (Siehe seine Erzählung „Tschandala".) Nietzsche erhielt erst in den letzten Wochen seines geistigen Daseins Kenntnis von dem Dichter Strindberg. Er suchte einen französischen Übersetzer für „Ecce homo", denn er wollte dieses (unvollendet gebliebene) Werk in vier Weltsprachen gleichzeitig erscheinen lassen. Strindberg, der einige Bücher französisch verfaßt hatte, meisterte diese Sprache schöner und freier als mancher mit Seinewasser getaufte Stilist. Georg Brandes machte Nietzsche auf Strindberg, das „einzige Genie Schwedens", und dessen französische Schreibkunst aufmerksam. Ein wenig kleinlich, einseitig und im Grunde auch irrtümlich hatte Brandes an Nietzsches Antifeminismus gerührt, der vom sexuellen Weibhasse Strindbergs doch sehr verschieden ist; Brandes bemerkte: „Wenn Sie über Frauen schreiben, sind Sie ihm sehr ähnlich." — Nietzsche las Strindbergs „Les mariés" und war entzückt (Brief an Brandes). An Peter Gast meldete er über das Buch am 18. November 1888: „Die französische Kultur auf einem unvergleichlich stärkeren und gesunderen Fond: der Effekt ist bezaubernd." — Und nach der Lektüre von Strindbergs Tragödie „Der Vater" ist Nietzsche von einer kongenialen Kraft erschüttert. In den vier Briefen, die er vor dem geistigen Zusammenbruch an Strindberg schrieb, beschäftigte er sich überaus eingehend mit diesem „Meisterwerk harter Psychologie". Nietzsche, der im letzten Jahre seines Geistes sonst nur mehr egozentrisch dachte, tritt hier ganz ausnahmsweise aus sich heraus und gibt sich der fremden Schöpfung hin; er, für den das Theater längst nicht mehr existierte, sorgt sich mit der Aufführung des „Vaters" und erteilt dem Dichter drängende Ratschläge, wie er sie in Antoines Théâtre libre erwirken solle.

Der Zufall, als dessen Verweser Georg Brandes wirkte, hatte also eine Verbindung geknüpft, die in dem Wesentlichen der Geistesschöpfungen beider Männer tief begründet war. Der Wert des Briefwechsels ist denn auch über das Ephemere seines Anlasses hoch hinausgehoben. Nietzsche und Strindberg waren, so viele Gegensätze ein längeres Nebeneinander zweifellos aufgedeckt hätte, und so fernenweit die Mystik Strindbergs sich später von der Nietzscheschen Weltanschauung trennte, im Augenblick ihres Geistergrußes einander nahe; auch nahe durch das Schicksal einsamer Größe, das jeder von ihnen trug, — jeder ein ragender Ararat über der schmutzigen Weltflut. In den Briefen, die sie wechselten, bekennen sie einander, daß die Umwelt sie nicht kennt, und sie schlagen beide mit grimmigen Pranken nach den Nächsten, nach den eigenen Volksgenossen, die ihnen den Widerhall am stumpfsinnigsten verweigerten. Strindberg erzählt mit beißendem Humor von der Behandlung, die seiner „Vater"-Tragödie daheim zuteil wurde, Nietzsche nennt sich „den einsamsten Deutschen" und sagt: „Es hat mich

nie ein Wort erreicht." Die Illusion einer Sehnsuchtserfüllung ergreift uns innig, wenn er dann auf Strindbergs erste Antwort schreibt: „Als gestern Ihr Brief mich erreichte — der erste Brief in meinem Leben, der mich erreicht hat —, war ich gerade mit der letzten Manuskript-Revision von ‚Ecce homo' fertig geworden. Da es in meinem Leben keinen Zufall mehr gibt, so sind Sie folglich auch kein Zufall. Warum schreiben Sie Briefe, die in einem solchen Augenblick eintreffen!"

Der Groll, den Nietzsche in seinen letzten Jahren gegen die deutschen Landsleute hegte, entsprang der mißhandelten Liebe. Treffend sagt es Karl Strecker: „Aus Verbitterung und Vereinsamung ist — neben anderen Beweggründen — auch sein Zorn auf die emporgekeimt, die ihn nicht hören wollten. Warum schilt er seine Freunde, warum schmäht er seine Deutschen so heftig? Weil er sie so geliebt hat, daß er mit seinen letzten gesunden Gedanken noch bei ihnen weilt. Und nur weil er im Grunde ein so weiches, liebebedürftiges Herz hat, kann er so bitter und so heftig schelten. Immer bekämpfte Nietzsche das, was ihm am tiefsten im Blute lag, am erbittertsten: Schopenhauer, Wagner, den Pessimismus, Deutschland, die Lehre des Nazareners ..."

Die orthodoxen Pfaffen von Bayreuth freilich haben es sich so zurechtgelegt, daß Nietzsche, als er seine radikalen Kampfwerke schuf, bereits dem Wahnsinn verfallen gewesen sei. Natürlich! „Der Fall Wagner" und „Die Götzendämmerung" sind für ein rechtes Gralsgemüt Verbrechen so fürchterlicher Art, daß man sie durchaus aus der Verantwortungszone der Vernunft entfernen will. Doch kein Unbefangener versagt sich die Bewunderung des hohen künstlerischen Wertes, den die Werke aus Nietzsches überreichem letzten Arbeitsjahr ausstrahlen. Schöneres ist aus seiner Seele nie erblüht als die „Dionysos-Dithyramben", diese Lieder Zarathustras, „welche er sich selber zusang, daß er seine letzte Einsamkeit ertrüge"; und hätte Nietzsche nie etwas anderes geschrieben als das Spätgedicht „Die Sonne sinkt", sein Haupt bliebe uns in ewige Morgenrote getaucht.

„Tag meines Lebens!
Gen Abend geht's!
Schon glüht dein Auge
    halbgebrochen,
schon quillt deines Taus
    Tränengeträufel,
schon läuft still über weiße Meere
    deiner Liebe Purpur,
    deine letzte zögernde Seligkeit ...
Heiterkeit, güldene, komm!
    Du des Todes
heimlichster, süßester Vorgenuß!
    — Lief ich zu rasch meines Wegs?
Jetzt erst, wo der Fuß müde ward,
    holt dein Blick mich noch ein,
    holt dein Glück mich noch ein."

Nietzsches Fruchtbarkeit in seinem letzten Arbeitsjahr spottet alles Dagewesenen. Außer den Dichtungen, die tiefster Sammlung entsprangen, außer den beiden Wagner-Kampfschriften entstanden Hunderte von Aphorismen und Stichwortgruppen zu seinem als Torso hinterlassenen Werk „Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwertung aller Werte", entstanden „Ecce homo" und „Der Antichrist" und floß noch ein Überschwall ewiger Gedanken in die umfangreiche private Korrespondenz.

Die ungeheuer gesteigerte Arbeitskraft des verlodernden Geistes läßt allerdings daran glauben, daß der Dämon eines Gezeichneten den ahnungslosen Nietzsche trieb, in erschöpfender Hast von der Ernte möglichst noch alles heimzubringen, ehe die Vernichtung hereinbräche. Es herrscht ein unergründliches Gesetz, das jugendliche Künstler, denen ein früher Tod bestimmt

ist, nicht rasten und nicht ruhen läßt. Aber umgekehrt geht wohl auch von solcher Überanstrengung eine zerstörende Wirkung auf die Gesundheit aus, und die unbegreifliche Arbeitsleistung Nietzsches im Jahre 1888 war gewiß auch eine der Ursachen der Katastrophe. Die Werke selbst waren groß und gesund, und nur das Schicksal Nietzsches verführt die Erklärer, im „Ecce homo“-Stil, der vom Zarathustra-Glauben zur äußersten Erhöhung der Persönlichkeit übergeht, Merkmale einer pathologischen Selbstvergötterung zu erkennen.

Der „Ecce homo“-Stil verleugnet sich auch nicht in den ersten Briefen Nietzsches an Strindberg; aber erst in den letzten Briefen tritt die krankhafte Wendung ein, wird das, was Glaube an den Gott in der eigenen Brust war, spezifischer Größenwahn. Diese schreckliche Veränderung wird uns bewußt, wenn wir die sechs Briefe unmittelbar nacheinander lesen. Der erste Brief (undatiert) ging in der dritten Novemberwoche des Jahres 1888 nach Kopenhagen ab. Sein Gedankengang ist von durchsichtiger Klarheit, die Stimmung des Schreibers ist die der hochgeschwellten Potenz und des trotzigen Selbstbewußtseins, die Nietzsche auf der Höhe seines Schaffens erfüllte. Das war freilich nicht mehr die jauchzende Lust, die ihn während der Engadiner Augusttage vom Jahre 1881 beseligte, als er die „Fröhliche Wissenschaft“ geschrieben und sechstausend Fuß über dem Meere die „Zarathustra“-Eingebungen empfangen hatte. Doch ist es kein Unglücklicher, der jetzt sagt: „Da in meiner Natur selbst nichts Krankhaftes und Willkürliches ist, so habe ich diese Einsamkeit kaum als Druck, sondern als eine unschätzbare Auszeichnung, gleichsam als Reinlichkeit empfunden. Auch hat sich noch niemand bei mir über düstere Mienen beklagt, ich selbst nicht einmal: ich habe vielleicht schlimmere und fragwürdigere Welten des Gedankens kennen gelernt als irgend jemand, aber nur weil es in meiner Natur liegt, das Abseits zu lieben. Ich rechne die Heiterkeit zu den Beweisen meiner Philosophie.“

Der zweite und der dritte Brief Nietzsches (vom 27. November und undatiert) sind hauptsächlich mit der Kritik von Strindbergs „Vater“ und mit der Erörterung der Übersetzungsfrage gefüllt. Ihre Sätze fließen freundlich und klar. Im vierten Brief jedoch, den Nietzsche in nervöser Ungeduld schon am 7. Dezember, ohne Strindbergs Antwort abzuwarten, den anderen folgen läßt, melden sich düstere Symptome. Er schreibt seinem „Ecce homo“ die „Sprache eines Weltregierenden“ und den „Stil Prados“ (eines Pariser Raubmörders) zu und er überrascht mit der tragikomischen Wahnidee: „Um mich gegen deutsche Brutalitäten (‚Konfiskationen‘) sicherzustellen, werde ich die ersten Exemplare, vor der Publikation, dem Fürsten Bismarck und dem jungen Kaiser mit einer brieflichen Kriegserklärung übersenden: darauf dürfen Militärs nicht mit Polizeimaßregeln antworten. (!) Ich bin ein Psychologe. — — —“

Selten ist der Entwicklungsschritt vom Genie zum Wahnsinn so konsequent in der Richtung genialer Ideen erfolgt wie bei Nietzsche, dessen Wahnäußerungen durchaus die verworrenen Spuren seiner großen Gedanken erkennen lassen. Was dem Denker der „Wille zur (geistigen) Macht“ gewesen, wird dem Irrsinnigen zum Cäsarenwahn, er fühlt sich als Gebieter über die Herren der Erde und gibt seine Füsilier-Erlässe heraus. Sein Gottmensch Zarathustra verhüllt sich in einer Wolke, und es bleibt dem Kranken nur noch jenes Gottgefühl, das auch das Erleiden zu einer Lust macht. „Nietzsche Cäsar“ unterschreibt sich der Kranke in dem vorletzten Briefe an Strindberg (vom 31. Dezember) — und seine letzten Zeilen lauten: „Herrn Strindberg ... Eheu ... nicht mehr! Divorçons! Der Gekreuzigte.“ — Der vorletzte Brief vom Silvestertag, eine schreckliche Quittung von Strindbergs herzlichen Neujahrswünschen, enthält die Sätze: „Ich habe einen Fürstentag nach Rom zusammenbefohlen, ich will ... füsilieren lassen.“ Chaotisch kreist auch hier ein ernster Nietzschescher Gedanke, der im ersten Briefe an Strindberg also ausgesprochen worden war: „So wie ich bin, der unabhängigste und vielleicht der stärkste Geist, der heute lebt, verurteilt zu einer großen Aufgabe, kann ich mich unmöglich durch die absurden Grenzen, welche eine fluchwürdige dynastische Nationalitätenpolitik zwischen die Völker gezogen hat, abhalten lassen, noch die wenigen zu

grüßen, die überhaupt für mich Ohren haben." Mit einer Naivität, die Weisheit ist, wendet sich Rosegger in „Heimgärtners Tagebuch" gegen den Zwiespalt von Weltbürgertum und Nationalitätenprinzip. Jeder, meint er, der für die Welt etwas bedeute, müsse Eigenart, Persönlichkeit haben. Was vom einzelnen, das gelte auch von jeder Nation im Verhältnis zur Welt...

Diesen Nietzsche-Briefen, den Zeugen des vor seinem Untergang aufleuchtenden Geistes, stehen die vier Briefe Strindbergs gegenüber, als Kundgebungen eines großen Begreifers, der selbst noch dann dem geliebten Genius die Treue halten möchte, als er, verwirrt, aus ihm die Flammen des Wahnsinns sprühen sieht. Rührend ist Strindbergs Versuch, auf den Ton von Nietzsches Wahnsinnserlaß vom 31. Dezember einzugehen, indem er in seiner Antwort Scherz, Erschütterung und Mahnung grotesk vermischt. Die vorangegangenen Briefe Strindbergs sind reiche Garben der Zärtlichkeit und Verehrung für den genialen Denker und enthalten starke Bekenntnisse eines idealen Menschenhasses. Auch Strindberg haßte, weil er liebte und weil er das Leben, wie es ist, erfuhr. Helle Lichter fallen auf Zeitgeist und Literatur. Echter Strindberg sind z. B. die Zeilen über England: „Es handelt sich hier um ein vermuckertes Land, das den Frauen ausgeliefert ist, was dasselbe bedeutet, wie eine vollständige Dekadenz. Die Moral in England, mein Herr, Sie wissen, was das sagen will: die Bibliothek für höhere Töchter, Currer Bell, Miß Braddon und die übrigen!"

Ahnungsvoll schrieb Strindberg in seinem ersten Brief an Nietzsche, der über den Mangel an Resonanz geklagt hatte: „Jedenfalls wird Ihre Größe von dem Augenblick an, da Sie bekannt und verstanden werden, auch schon erniedrigt, und der süße Pöbel fängt an, Sie zu duzen." — Das hat sich wahrhaftig erfüllt. Albert Soergel schließt das Nietzsche-Kapitel in „Dichter und Dichtung der Zeit" mit den Worten: „Wer berief sich nicht alles auf ihn! Mehr Affen und Pfaffen Zarathustras als Jünger! Blasierte Jünglinge, die er haßte. Pflichtenlose, die nicht wußten, daß der Immoralist eingesponnen ist in ein strenges Hemd von Pflichten. Fessellose, die die Frage Zarathustras nicht kannten: ‚Bist du ein solcher, der einem Joche entrinnen durfte? Es gibt manchen, der seinen letzten Wert wegwarf, als er seine Dienstbarkeit wegwarf.' Unreine, in denen ‚das Tier sich freute, eine Fessel abwerfen zu können'. Träge, die wohl Nietzsches Ruhm der Muße und des Müßiggehens kannten, den Nachsatz aber nicht: ‚Ihr meint doch nicht, daß ich mit Muße und Müßiggehen auf euch ziele, ihr Faultiere!' Artisten, die sich wohl auf sein Wort von der ‚Kunst für die Künstler' berufen konnten, aber nichts wissen wollten von seiner Feindschaft gegen ‚Artisten-Genußlichkeit, Artisten-Gewissenlosigkeit', gegen den ‚ganzen europäischen Feminismus' ... Nietzsche war Gemeingut geworden, er, der gesagt hatte: ‚Gut ist nicht mehr gut, wenn der Nachbar es in den Mund nimmt. Und wie könnte es gar ein Gemeingut geben! Das Wort widerspricht sich selbst: was gemein sein kann, hat immer nur wenig Wert.'" —

Zur Geschichte des Nietzsche-Strindberg-Briefwechsels sei schließlich noch erwähnt, daß Strindberg von bitterer Not gezwungen war, die Briefe Nietzsches an — einen reichen Autographensammler zu verkaufen. Auch das darf nicht verschwiegen werden, wenn wir der beiden großen Tragiker und der tragikomischen Welt gedenken. Hermann Kienzl



Lese

Die meist gespielten Autoren

Das (bei Osterheld & Ko. erschienene) Register des deutschen Bühnenspielplans für das Spieljahr 1911/12 bringt folgende interessante Statistik: An der Spitze steht Gilbert, der Komponist der „Polnischen Wirtschaft", mit 3798 Aufführungen. In weitem Abstand (2021) folgt Lehár, an dessen Erfolgen in dem Spieljahr der Statistik die Operette „Eva" den Löwenanteil hat. Es folgen Wagner (1986, darunter an erster Stelle „Lohengrin"), Roßler (1610), Schiller (1456, an erster Stelle „Wilhelm Tell"), Johann Strauß (1277, an erster Stelle „Heimat"), Shakespeare (1104, an erster Stelle „Der Kaufmann von Venedig"), Schönherr (1097), Kleist (967, an erster Stelle „Der zerbrochene Krug"), Offenbach (934, an erster Stelle „Die schöne Helena"), Thoma (932, an erster Stelle „Lottchens Geburtstag"), Verdi (910, an erster Stelle „Der Troubadour"), Schönthan (901), Ibsen (832, an erster Stelle „Nora"), Schnitzler (767, an erster Stelle „Das weite Land"), Lortzing (753), Goethe (723, an erster Stelle „Faust", erster Teil), Kraatz (640), Richard Strauß (617, an erster Stelle „Der Rosenkavalier"), Blumenthal (590), Oskar Straus (586), Hauptmann (581, an erster Stelle „Der Biberpelz") und Mozart (573, an erster Stelle „Figaros Hochzeit"). Mit mehr als 400 Aufführungen folgen dann L'Arronge, Bizet, Fall, Grillparzer, Hebbel, Humperdinck, Lessing, Meyer-Förster und Molnár.

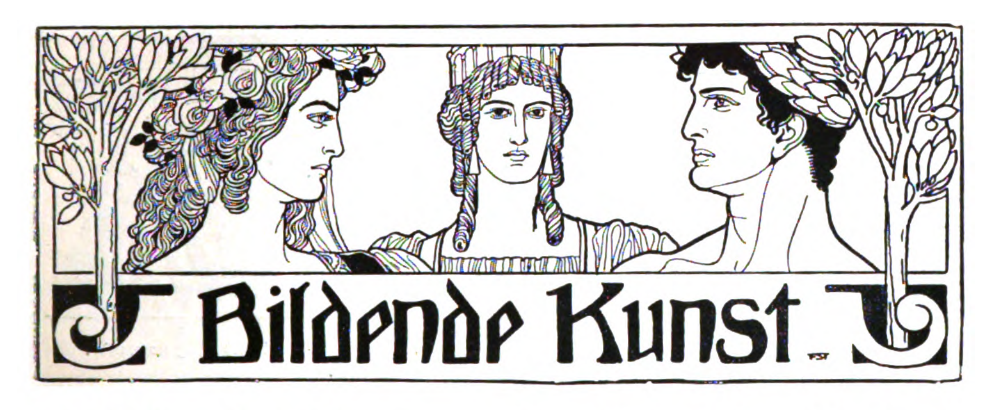
* * *

Gespenster-Hoffmann

Eine hübsche Charakteristik von Hoffmanns Phantasiegebilden findet sich aus der Feder Felix Poppenbergs in der „Voss. Ztg.":

„Als Capriccio beginnen sie mit der Revolution der Möbel in des Dichters Gehäus: der Ofen schneidet ‚ganz verfluchte Gesichter', der Schreibtisch schiebt sich mit ‚häßlich knarrenden Seufzern, ja mit widrigem Stöhnen' von dannen, die Bücher springen in toller Furia aus dem Schrank und lesen sich selbst vor, die Saffianpantoffeln schreiten im Menuettpas und das Fortepiano spielt von selbst dazu auf. An Maupassants Horla, in dem dies Farcen-Motiv zum Graun des Wahnsinns wächst, kann man dabei denken, und ebenfalls an Maupassant bei der Schilderung, wie Jasmin-, Lilien- und Rosendüfte als musikalischer Klang ihn überschatten und ihn aufs neue (in den Phantasiestücken schon schwang jene Sinfonie der Sinneseindrücke) die ‚tiefere Bedeutung des dichterischen Wahnsinns' verstehen läßt, der Duft und Musik in einen Brennpunkt der Empfindung stellt. Maupassant fühlte das an der Mittelmeerküste, er zeichnete es in La vie errante auf und rief dabei die bedeutungsvollen Verse Baudelaires an: ‚les sons, les parfums, les couleurs se répondent'. Alles bildet sich für Hoffmann magisch um, und wenn er auf den Wanderungen sieht, wie die Reihe der typischen Riesengebirgs-Tragsessel mit ‚Frauenzimmern, die die bunten Sonnenschirme über den Köpfen ausgespannt haben, in der Ferne durch ein Tal zieht oder einen Berg hinabsteigt', dann gaukelt ihm sein Spieltrieb bunte Decken und Blumengewinde vor, dazu eine fabelhafte Musik von Querpfeifen, Zymbeln, kleiner Trommeln, und er genießt das Bild wie eine shakespearesche Lustspielszene aus dem Ardenner Wald. Einspinnen in die vie imaginaire hilft sogar über die Krankheiten hinweg, er merkt, daß die ‚Podagristen einen besonderen Humor' haben müssen, denn oft mit den heftigsten Stichen schreibt er ‚con amore', wird es aber gar zu toll, so nimmt er Bleistift und Pinsel und zeichnet Karikaturen der Zeit."





Richard Wagner in der Karikatur

Von Dr. Karl Storck



Abb. 1.
Aus dem Leipziger „Puck“
1876.

„Beladen“ ist die eigentliche Bedeutung von „caricare“, dem italienischen Ursprungswort von Karikatur. Das Beladen einzelner Züge auf Kosten des Gesamtbildes, die dadurch bewirkte Verzerrung, ist das Wesen der Karikatur; ihre Absicht, durch diese Betonung eines besonderen Zuges die Allgemeinheit auf einen Punkt hinzuweisen, der dem Karikaturisten an irgendeiner Erscheinung besonders bemerkenswert erscheint. Die Karikatur ist eine der ursprünglichsten Waffen der Allgemeinheit gegen den einzelnen. Man möchte sagen, daß bereits die Kinder sich dieser Waffe gegen alles das bedienen, was irgendwie störend in ihre Kreise tritt. Sie machen irgend etwas nach, was ihnen als Schwäche erscheint, und setzen dadurch die Bedeutung des Verspotteten herab. Gegen Erzieher und Lehrer, gegen alle jene, die in ihre Freiheit eingreifen, haben die Kinder von jeher diese Waffe benutzt.

Auch die Karikatur in ihrer künstlerischen Vollendung bleibt eine Waffe der Allgemeinheit gegen den einzelnen. Vielleicht liegt da das, was den Karikaturisten am tiefsten vom frei schaffenden Künstler unterscheidet. Der Karikaturist wendet sich immer an eine Masse, zu der er sagt: Seht, so ist es in Wirklichkeit um den und den beschaffen. Dies Verhältnis besteht selbst dann, wenn sich der Angriff des Karikaturisten scheinbar gegen die Masse richtet. So wenn z. B. der Künstler das Verhalten der Masse gegen die Kunst geißelt. Der Künstler bekämpft dann den Philister, indem er sich an die Künstlerschaft als Masse wendet oder an jene Kunstliebhaber aus dem Publikum, die sich überlegen dünken über den verspotteten Philister. Ja selbst dann, wenn der Karikaturist eine Lebenserscheinung der Masse angreift, z. B. die Mode, appelliert er doch eigentlich an das Gesamtempfinden der Masse gegen die einzelne Modeausschreitung. Im übrigen ist es bezeichnend, daß gerade im Kampfe mit der Mode, also einer Krankheit der Allgemeinheit, die Karikatur immer den kürzeren zieht und eigentlich zum harmlosen Ulk, oft genug sogar zur Reklame für eine Modenarrheit wird.

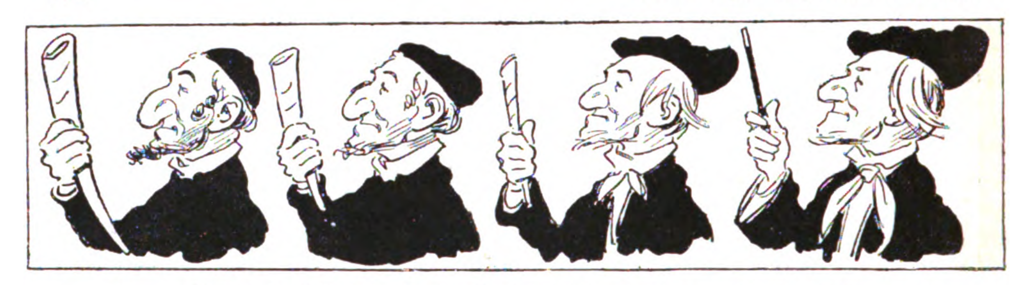


Abb. 2. Wie aus Roof Wägeles, Schofarbläser in Leipzig, allmählich — Richard Wagner wurde. Von Th. Zajacskowski aus dem „Floh“.

Der Fall Bismarck im „Kladderadatsch“ zeigt, daß der Karikaturist zum Bundesgenossen des einzelnen Großen werden kann. Aber auch da ist es doch so, daß der Kladderadatsch zum deutschen Volk als Volk sprechen konnte. Dieses teilte seine Stellung und empfand das Getriebe der Parteien oder auch anderer öffentlicher Mächte gegen seinen Bismarck als die Tätigkeit von Einheiten im Vergleich zur Empfindung des Volkes als Gesamtheit.

Kraft und Schwäche der Karikatur liegt begründet in ihrer wesentlichen Eigenschaft, darin eben, daß sie einzelnes aus dem Gesamtbilde herausreißen und betonen muß. Die Karikatur wird eine positive Werte schaffende Macht, wenn das Gesamtbild, aus dem sie einzelnes herausreißt, ein Trugbild ist, wenn seine Schönheit falsch, seine Stärke erheuchelt, seine Güte erlogen ist, wenn also durch die Betonung einer Einzelheit die innere Schwäche entlarvt wird. Die Karikatur dient dann der Wahrheit und damit der Menschheit.

Günstigsten Falls nur relativen Wert kann die Karikatur dagegen haben, wenn sie aus einem innerlich wertvollen Gesamtbilde eine einzelne Schwäche herausgreift und diese betont. Eine derartige Karikatur kann den Wert haben, daß jenes Gesamtbild vermocht wird, diese Schwäche abzustoßen, zu überwinden. Für die Menschheit aber ist es immer ein Schaden, wenn sie in ihrer Verehrung für ein Großes gestört oder gehemmt wird. Gewiß ist kein großer Mensch und auch keine große Sache einfach gut oder einfach schlecht. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß nur das Bessere der berechtigte Feind des Guten ist, daß also auch die Beeinträchtigung unserer Schätzung eines Wertes, sagen wir



Abb. 3. Cham: Sessel mit Ketten. Vorschlag für das Anhören Wagnerscher Opern in den Concerts populaires. „Charivari“ vom 27. Dezember 1869.

mit einem Worte die Kritik, nur dann wirklich fruchtbar sein kann, wenn es gelingt, das Bessere aufzuweisen, das an die Stelle jenes Minderwertigen treten kann. Für die Menschheit trägt die bloß zerstörende Kritik keinen Wert in sich. Und eine Art von Kritik ist die Karikatur immer. Ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche, gegenüber der eigentlichen Kritik liegt darin, daß die Karikatur als Gefühlsausbruch nicht zu begründen braucht, sondern einfach Empfindung gegen Empfindung stellt.



Abb. 4. Aber Kind, du spielst ja falsch. — Mama, ich spiele den Tannhäuser. — Ach so, das ist etwas anderes. — Cham im „Charivari" 1861.

Hier zeigt sich, daß die Karikatur von der Kunst herkommt, während die Kritik aus der Wissenschaft geboren wird. Aber reine Kunst ist die Karikatur nie. Jene Blätter eines Leonardo da Vinci, die man vielleicht als Gegenbeweise anführen könnte, sind keine Karikaturen, sondern höchste Charakteristik. Jeder eigentlichen Karikatur ist zu viel geistige Erkenntnis und geistige Absicht beigemischt, eben Kritik, um rein künstlerisch sein zu können.



Abb. 5. Musik mildert die Sitten. Andenken an eine Tannhäuser-Aufführung. Von Nadar und Darjou im „Journal amusant" vom 4. Mai 1861.

Gewiß liegt hier der Grund dafür, daß die Karikatur am wenigsten fruchtbar erscheint, wo sie sich mit Kunst befaßt. Kunst ist ein Ringen um Schönheit, und alle wahre Schönheit ist Harmonie. Die Auslesetätigkeit des Künstlers gegenüber den Erscheinungen der Welt, von denen sein Schaffen befruchtet wird, besteht darin, daß er diese Erscheinungen zu einer Gesamtharmonie zusammenfügt, wie sie die wirkliche Welt nicht kennt, daß er das Unharmonische, Widerspruchsvolle aufzulösen strebt, dadurch daß er ein Höheres erkennt, von dem aus gesehen jene Widersprüche behoben werden. Im Dienste dieses Höheren darf er sogar gelegentlich

einmal caricare, beladen. Der Bildnismaler z. B. darf eine Einzelheit in einer Menschenerscheinung stärker betonen, als es das Naturvorbild zeigt, um auf diese Weise in das dauerndere geistige Wesen des Betreffenden hineinzuleuchten oder auch um zu zeigen, worauf im Grunde die Wirkung der körperlichen Erscheinung eines Menschen beruht. Ich brauche nur den Namen Lenbach zu nennen, und man fühlt, was ich meine, versteht auch, daß diese Art der Charakteristik Lenbachs in dem Augenblick zur Karikatur umschlagen muß, wo sie nicht aus künstlerischer Liebe angewendet wird.



Abb. 6. André Gill: Richard Wagner. Kar. aus L'Eclipse vom 18. April 1869.

Wenn so jeder echte Künstler nach der Harmonie strebt, so bleibt dieses Streben wertvoll und achtenswert auch dann, wenn es nicht zum Ziele führt. Wir empfänden die Karikatur als eine Roheit und als Zerstörung dieses Wertes, wenn sie in dieses Versagen eines großen Wollens einhaken würde. Nur dann können wir uns mit der karikaturistischen Behandlung eines Künstlers, eines Kunstwerkes befreunden, nur dann ihr wirkliche Werte zuerkennen, wenn sie sich gegen das Künstlertum, die Künstlerschaft der angegriffenen Erscheinung selber wendet. Nur dann hat die Karikatur also Berechtigung, wenn sie zeigen will, daß dieses Künstlertum nicht echt, nicht lauter ist, oder wenn sie sich auf den Standpunkt stellt, daß durch dieses Künstlertum andere Lebenswerte zerstört werden, die der Karikatur eben wertvoller erscheinen als die angegriffene Künstlerleistung.

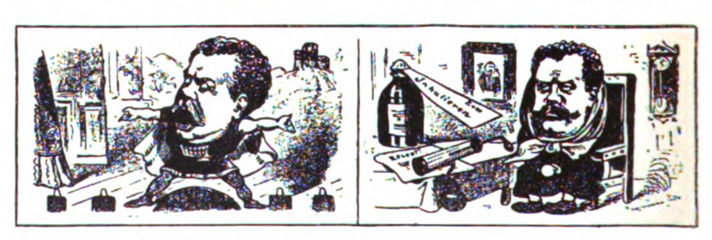


Abb. 7. Gesungen hat er in Bayreuth; wenn er's nur nicht — bereut. Scaria in Bayreuth. „Kikeriki", 3. August 1882.

Kein vernünftiger Mensch wird auf den Gedanken kommen, die Primitiven des Quattrocento in ihren Unbeholfenheiten, ihren Fehlern zu karikieren. Denn es ist ganz unmöglich, daß einer nicht fühlen sollte, wie echt und wahrhaft das Streben dieser Primitiven war, wie sie ihr ganzes Vermögen einsetzten, um das von ihnen erschaute Schönheitsbild zu verwirklichen. Dagegen ist die Karikatur der heutigen Nachahmer dieser Primitiven vollauf berechtigt und unbedingt wirksam, weil diese Nachahmer nicht ein wirklich Empfundenes mit all

ihrem Können wiedergeben, sondern aus geistiger Überlegung heraus gewisse künstlerische Ausdrucksmittel als Rezepte des Erfolges anwenden.

Wie man sieht, kann sich die Karikatur also nicht gegen ein wirklich Künstlerisches wenden, sondern nur gegen Kunstheuchelei, gegen Mißbrauch der Kunst. Darum ist etwa eine grobe erotische Abwandlung eines von feiner Sinnlichkeit belebten Bildes ebensowenig eine Karikatur dieses Bildes, wie es die wüste Parodie eines schönen Gedichtes für dieses ist. Denn beide vermögen nichts gegen den Schönheitswert der Vorlage auszusagen. (Es liegt hier ein Grundmangel der Illustration der vielen Werke über Karikatur von Eduard Fuchs.)



Kein „armer Reisender“!

Abb. 8. Karikatur Richard Wagners. Aus dem Münchener „Punsch“ 186?.

Aus diesen Tatsachen erklären sich einige auffällige Erscheinungen auf dem Gebiete der Karikatur der Künste und Künstler. Nur ein winziger Bruchteil dieser Karikaturen richtet sich gegen eine Kunsterscheinung an sich, man hält sich mehr an die Außenerscheinungen der Dinge, karikiert die Körperlichkeit der Künstler, weist die lächerlichen Widersprüche auf, die sich zwischen dieser Körperlichkeit und dem Künstlertum ergeben. Dazu gehört auch das weite Gebiet des Abstandes der wirklichen Lebensverhältnisse eines Künstlers von jenem Zustande, in den er sich durch seine Phantasie hineinträumt. Alles das berührt nirgendwo das eigentlich Künstlerische. Schärfer werden die Angriffe auf den Widerspruch, der so oft zwischen der idealen Seite des Berufes und der sehr materialistischen Ausnutzung desselben durch manche seiner Jünger klafft. Der große Teil aller hierher gehörigen Karikaturen aber berührt bezeichnenderweise jene Lebensgebiete, wo Kunst und Künstler mit der außerkünstlerischen Welt zusammentreffen, also mehr das Verhalten der Umwelt zu Kunst und Künstler, der Widerspruch zwischen den Interessen der Kunst und denen der materiellen Welt.

Auf allen diesen Gebieten hat die Karikatur nicht nur an sich Gutes, sondern auch von höherem Standpunkte aus Wertvolles geschaffen, weil sie hier eben in zahllosen Fällen im Rechte war. Dagegen hat die Karikatur fast immer und überall versagt, wo sie sich gegen das eigentlich Künstlerische wandte. Hier steht die Karikatur auf derselben Stufe wie ein großer Teil der Kritik. Sie zeigt sich als unfähig, das künstlerisch Neue zu erkennen, und da ihr die Bescheidenheit des naiven Menschen fehlt, der nicht urteilt, weil er nicht versteht, weil sie vielmehr gleich der

Kritik glaubt, vermöge ihres Wissens und Könnens alles verstehen zu müssen, wird die Karikatur gleich der Kritik zur Bekämpferin des künstlerischen Fortschritts. Sie leidet hier am gleichen Fluche wie die Kritik, daß sie den Mangel an Empfinden durch Wissen zu ersetzen sucht, die Gesetze ihres Wissens aber natürlich vom bereits Vorhandenen empfängt. Solche Maßstäbe aber können nicht ausreichen für das wirklich Neue, also das Höchste, was die Kunst als Schöpferin zu bieten vermag.

Dieser Ausschnitt aus der Karikatur ist, mag man die Güte der Bilder an und für sich auch zugeben, im ganzen ein sehr trauriges Kapitel, das aber sehr wertvoll ist als sprechender Ausdruck des jeweiligen Kulturzustandes. Wir können diese Seite der Karikatur als einen Zerrspiegel bezeichnen, der aber dem, der diese Spiegelung wirklich zu deuten weiß, vielfach weit zuverlässigeres Material an die Hand gibt, als mancher gut geschliffene Spiegel. Wir erkennen aus diesen Zerrbildern deutlich, was die betreffenden Zeiten und Volkskreise an einem Künstler, einer Kunsterscheinung vermißten, wie sie sich gegen die Gewaltsamkeit, die in jeder neuen Kunst liegt, in ihrem bisherigen Zustande zu verteidigen suchten, und schließlich auch, worin das wirklich Neue, Überwältigende des Kunstwerkes und des Künstlers lag. Freilich müssen wir dabei bedenken, daß auch auf seiten der sich Wehrenden Rechte vorhanden waren. Nichts ist leichter, als in späteren Zeiten sich hochmütig über jene erhaben dünken, die einen Künstlergeist nicht gleich zu begreifen vermochten. Aber wir haben alle Ursache, bescheiden zu sein. Wir bleiben immer dieselben; wir sind immer die Alten gegenüber dem ewig Jungen, das in der echten Kunst sich ausspricht. —

Mit keinem Künstler hat sich die Karikatur so eingehend und andauernd beschäftigt wie mit Richard Wagner. Das deutsche Buch von Kreowski und Fuchs „Richard Wagner in der Karikatur" (Berlin 1907) und das ältere französische von John Grand-Carteret „Richard Wagner en caricature" (Paris 1891) haben Hunderte von Abbildungen vereinigt, ohne auch nur annähernd den Vorrat zu erschöpfen. Ich biete hier unseren Lesern siebzehn Abbildungen aus meinem Buche „Musik und Musiker in Karikatur und Satire" (Oldenburg, Gerhard

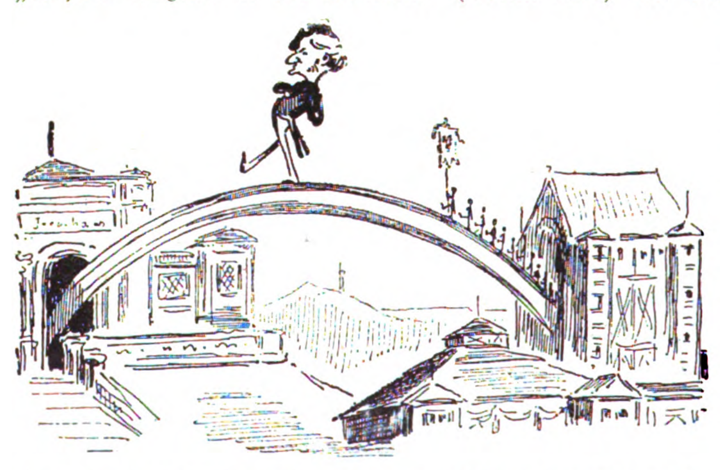


Abb. 9. Apotheose. Der Meister schreitet vom Festspielhaus über die berühmte Regenbogenbrücke aus „Rheingold" nach jener Walhalla hinüber, wo er ungestraft „Gottvater" spielen darf. (Die Brücke führt vom Festspielhaus zum Irrenhaus.) Aus der „Bombe", Nr. 35, 1876.

Stalling, 1910), mit denen ich im wesentlichen die verschiedenen Richtungen kennzeichnen will, nach denen sich die Karikatur gegen Richard Wagner bewegte.

Die leidenschaftliche Behandlung Wagners durch die Karikatur bestätigt die Tatsache, daß die Karikatur in weit höherem Maße, als durch das Kunstwerk selbst, durch die Gesamtstellung eines Künstlers in der allgemeinen Kultur heraufgerufen wird. So leidenschaftlich sich die Kritik gegen Richard Wagners Werke auch aufbäumte, so vielfach sie Vers und Bild, übrigens auch die Musik zur Bekämpfung seiner Kunstwerke aufrief, so verschwindet doch dieser Teil der karikaturistischen Literatur hinter jenem, der dem Kulturkämpfer, dem Revolutionär Richard Wagner galt. Hier haben wir das erklärende Wort: Richard Wagner ist ein Revolutionär sein ganzes Leben lang. Er war ein Angreifer von seinem ersten Auftreten bis ans Ende seines Lebens. Aber noch mehr. Dadurch, daß er infolge seiner Beteiligung am Aufstande des Jahres 1848 — diese Beteiligung hatte lediglich künstlerische Gründe — aus seinem Schaffen herausgerissen, daß er gewissermaßen außerhalb des leben-

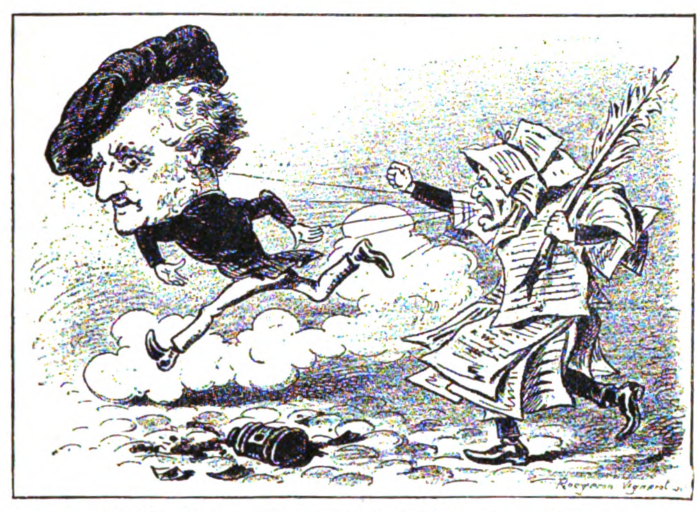


Abb. 10. Richard Wagner und die Kritik zu seinen Lebzeiten. Wiener Karikatur aus dem „Kikeriki“.

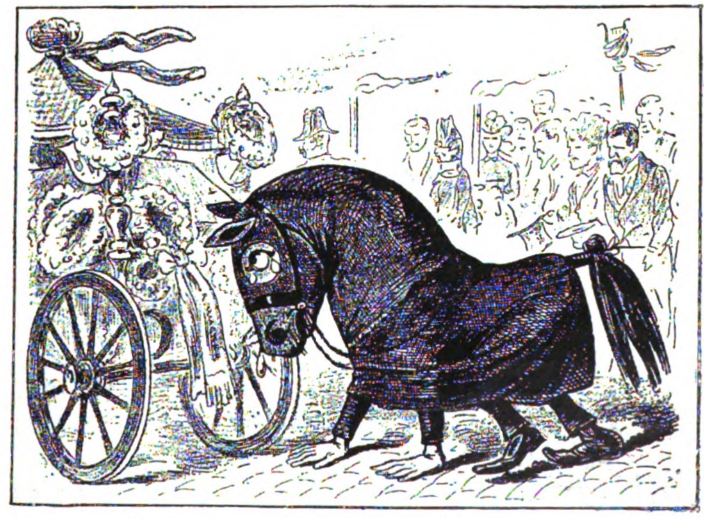


Abb. 11. Richard Wagner und die Kritik nach seinem Tode. Wiener Karikatur aus dem „Kikeriki“.

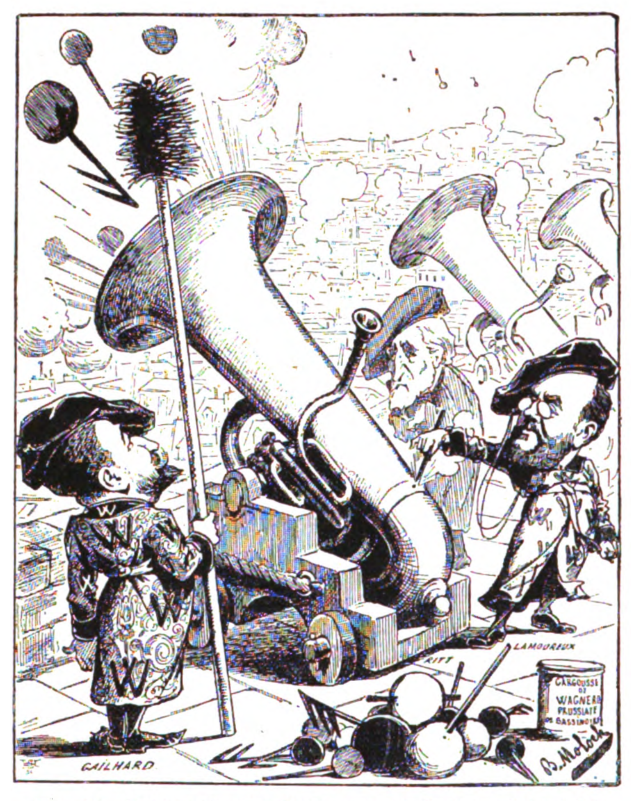


Abb. 12. Moloch: Die neue Belagerung von Paris im Jahre 1891.
Aus Grand-Carteret: R. Wagner en caricature.

digen Musiktreibens gestellt wurde, war er gezwungen, sich in Schriften mit der Welt auseinanderzusetzen. Das waren nun nicht Kunstwerke, die vor die Welt traten, es waren Theorien. Der Künstler Wagner hatte sich gezwungen gesehen, verstandesmäßig, mit den Waffen des Intellekts die Welt für sein aus dem Drange innerer Notwendigkeit, aus überquellendem Gefühl heraus geborenes Kunstwerk zu bearbeiten. Diese Waffen des Intellekts mußten unzureichend sein. Noch niemals hat ein künftiges Künstlerisches durch geistige Erkenntnis gewonnen werden können. Ebenso unmöglich aber ist es, die Menschheit durch geistige Erkenntnisse auf ein kommendes Kunstwerk vorzubereiten.

Aus diesen theoretischen Werken gewann die Karikatur sich ihre Waffe gegen Richard Wagner. Man erkennt immer und immer wieder, daß die Mehrzahl dieser Karikaturisten das Kunstwerk Wagners selbst eigentlich gar nicht kannte. Sie bekämpften den Schöpfer dieses Kunstwerkes wegen seiner Ansprüche an die Welt, wegen seiner Auflehnung gegen die bestehenden Zustände, wegen der einzigartigen Zähigkeit und Kraft, mit der er sich gegen eine widerstrebende Welt durchzusetzen suchte. Und je vielseitiger die Persönlichkeit Wagner war, nach je mannigfacheren Seiten er als Bekämpfer und Eroberer einer Kulturwelt sich betätigte, um so zahlreicher wurden auch die Angriffsflächen, die die Karikatur bei ihm zu entdecken glaubte.

Fast ganz fehlt im Verhältnis der Karikatur zu Wagner alles das, was man als Kollegialität bezeichnen könnte. Kollegialität, weil doch auch der Karikaturist ein Künstler ist. Es ist erstaunlich, daß alle diese Künstler nicht fühlten, welch bewundernswertes Kunstideal in diesem Manne glühte, daß sie keine Bewunderung oder doch Mitgefühl aufbrachten für die restlose Hingabe Wagners an seine Ziele, daß sie so ganz übersehen konnten, wie dieser Mann auf jedes billige Mittel ver-

zichtete, um wieder zu Geld und Macht zu kommen: mit einem Worte, daß man nur den ungeheuren Egoismus von Wagner sah und nicht erkannte, daß dieser Egoismus gleichzeitig demütiger Fatalismus und selbstverzehrende Hingabe an eine Sache war. So ist die Karikatur gegen Wagner fast durchweg nur Feindschaft, während bei allen anderen Künstlern, selbst bei Berlioz, doch auch immer wieder die Freude an dem „ganzen Kerl“ hervorschaut, der so die Welt in die Schranken fordert.

Dieses gewisse Wohlwollen äußert sich allenfalls noch der körperlichen Erscheinung Wagners gegenüber. Dieser kleine, ganz aus Geist und Nerven bestehende Körper mit der ungeheuren Zähigkeit, der einzigartigen Lebenskraft, bildete ja auch einen seltsamen Gegensatz zu der Riesenwelt seiner Schöpfungen, zu seinem gewaltigen Wollen. Aber seltsamerweise ist auch das nicht gefühlt, und die Künstler, die diese Seite herausheben, betonen mehr in althergebrachter Weise den rein sinnlichen Eindruck seiner Körperlichkeit. Ich wähle als Beispiel das niedliche Bildchen aus dem Leipziger „Puck“ vom Jahre 1876 (Abb. 1). Aber früh hatte auch diese Behandlung der körperlichen Erscheinung Wagners einen scharf polemischen Charakter erhalten. Nur wenig Geist gehörte dazu, sich an Wagners Vorliebe für seidene Stoffe zu halten, oder gar den üblen Klatsch auszunutzen, den die Veröffentlichung der „Briefe Wagners an eine Putzmacherin“ an die Öffentlichkeit gespült hatte. Dagegen ist manches an sich wertvolle Bild als Antwort auf Wagners Rassenantisemitismus erschienen. Eine oberflächliche Beschäftigung mit seinen Gesichtszügen konnte das immer wieder auftauchende Gerücht, daß er selbst jüdischen Blutes sei, wohl unterstützen. Juden wie Antisemiten haben sich dieser Waffe gegen Wagner bedient, die ersteren vielfach unter Hinweis da-



Abb. 13. Triumph der Kunst. — Lohengrin in Paris, trotz alledem und alledem. Aus dem Züricher „Nebelspalter“ am 26. September 1891.

rauf, daß viele Juden zu den opferwilligen Freunden der Kunst Wagners und den standhaftesten Unterstützern seiner Pläne gehörten. Aus diesen Bildern spricht vielfach ein wirkliches Beleidigtsein und der Schmerz über eine nicht unbegründete Enttäuschung. Unser Beispiel (Abb. 2) hält sich mehr ans rein Formale.

Wie schwierig die Karikatur gegen das eigentlich Musikalische ist, zeigt der Fall Wagner am beredtesten. Denn auch jetzt wußte die Karikatur eigentlich nichts anderes aufzubringen, als was sie schon immer gegen die neue Musik beigebracht hatte. Alle neue Musik ist Lärmmacherei. Selbst der Singschwan Rossini hat sich so als Beleidiger des Gehörs verhöhnen lassen müssen. Bezeichnend ist, daß ein so geistvoller Zeichner wie der Franzose Cham eigentlich im großen und ganzen nur wiederholte, was er bereits gegen Berlioz vorgebracht hatte. Amüsant ist er allerdings immer, ob er nun behauptet, daß man die Zuhörer mit Ketten an ihre Stühle schmieden müsse, damit sie die Musik Wagners auszuhalten vermögen (Abb. 3), oder das Falschklingen als Kennzeichen dieser Musik hervorhebt (Abb. 4), oder die Nachwirkungen dieser Kunst in einer ihr entsprechenden Verwilderung aller Sitten erblickt (Abb. 5).



Abb. 14. Wagner im Himmel.
Hoffentlich lassen die da unten keine Note aus.
Wiener „Figaro“ 1883.

Hunderte gleichgesinnter Bilder ließen sich hier anreihen; sie setzen etwa mit der ersten Aufführung des „Tannhäuser“ in Paris vom Jahre 1861 ein und reichen bis zu Wagners Tod. In ihnen allen ist Wagner der Zertrümmerer des Gehörs, als der er in der übrigens ausgezeichneten Karikatur von André Gill vor uns steht (Abb. 6). Mit dieser Art der Karikatur verwandt ist jene lange Reihe von Bildern, in denen die furchtbaren Folgen, die die Beschäftigung mit Wagners Kunst für die Sänger nach sich ziehen müsse, dargestellt werden. Wir zeigen nur das eine Bild (Abb. 7), durch das der treffliche Scaria, der erste Gurnemanz, abgeschreckt werden sollte. Denn das war tatsächlich die Absicht aller dieser Bilder, die ja nur eine Teilerscheinung in dem von der ganzen Kritik betriebenen Kampfe gegen den Stimmmörder Richard Wagner darstellen. Wir müssen uns gegenwärtig halten, daß man in Wien nach etwa sechzig Proben den „Tristan“ wieder absetzte, weil er unaufführbar sei, daß man den Tod des edlen Schnorr von Carolsfeld, des ersten Münchner Tristans, als Folge seiner Überanstrengung in dieser Rolle überallhin ausposaunte.

Vergleichen wir damit die Tatsache, daß heute jedes mittlere Theater den Tristan in seinem Spielplan hat, so haben wir hier vielleicht das stärkste Beispiel dafür, wie die reproduzierende Kunst durch die Anforderungen der Kunstschöpfer in ihren Leistungen gesteigert wird, wie überhaupt auch hier die Menschheit die Mittel aufbringt, sich ein Kunstwerk zu eigen zu machen, sobald sie nur wirklich einmal das Verlangen danach hat. Andererseits erkennen wir hier, wie bedeutsam








Abb. 15. Herrn Bümpfernis äußerliche Wandlungen, nachdem er den abgeschlossenen Wagnerzyklus absolviert. F. Boscovits im „Nebelspalter". Zürich.

die geistige Förderung ist, die unser ganzes Opernwesen durch Richard Wagner erfahren hat, wenn wir auch nicht verkennen wollen, daß manche schönen Fähigkeiten früherer Zeiten zurückgegangen sind. Doch liegt dieses Nachlassen der Gesangskunst nicht an Wagners Werken, wie so oft behauptet wird, sondern hauptsächlich an dem außerordentlich gesteigerten Verbrauch von Sängern. Wir haben im heutigen deutschen Sprachgebiete dreißigmal so viel Opernaufführungen, als vor fünfzig Jahren; woher soll die entsprechende Zahl von guten Sängern kommen? An schlechten hat es aber auch früher nicht gefehlt. Im ganzen Briefwechsel Mozarts ist kaum von einem halben Dutzend guter Sänger, dagegen von sehr vielen unzulänglichen die Rede.

Natürlich verfolgten die Feinde mit höchster Aufmerksamkeit den äußeren Lebensgang Richard Wagners, um daraus immer wieder Waffen gegen den Gehaßten zu gewinnen. Dieser Kampf wurde vielleicht am ehrlichsten geführt vom Münchener „Punsch", der mit wachsender Erbitterung Wagners Freundschaft mit dem König Ludwig II. und die daraus folgenden riesigen Aufwendungen des Königs für Wagners Kunst bekämpfte (Abb. 8). Ich sage, dieser Kampf war ehrlich, und er war begreiflich. Es ist natürlich heute leicht auszurechnen, wieviel München gewonnen hätte, wenn man Wagner gehalten hätte, statt ihn zu vertreiben. Aber mir scheint, die Bekämpfung Wagners aus diesem Kreise sei dadurch bestraft genug, daß sie von der Zukunft so sehr ins Unrecht gesetzt wurde. Man sollte auch auf wagnerianischer Seite heute einsehen, daß jener Kampf aus ehrlicher Überzeugung geführt werden konnte.

Mit dem allmählichen Siege der Kunst Wagners gewinnt natürlich auch die Karikatur einen anderen Charakter. Noch einmal nimmt sie alle Bosheit zusammen zum Kampfe gegen das neugegründete Bayreuth. Aber doch zeigt sich hier schon vielfach das Empfinden für das ganz Außerordentliche und Ungewöhnliche, was dieser Mann zustande gebracht hat, und man richtet sich mehr gegen das, was dem Nüchternen als Übertreibung und Maßlosigkeit erscheint, als gegen die Sache selbst. Freilich fehlen auch die ganz perfiden Blätter nicht, und die in ihrer Gesinnung gemeine „Apotheose" (Abb. 9) steht nicht vereinzelt. Dann aber wiederholt sich vor allem bei der Fachkritik, die im Feldzuge gegen Richard Wagner von allen am verbohrtesten und giftigsten gewesen war, jene Wandlung, zu der sich das vom Tage Geborene gegenüber dem Dauernden bequemen muß. Das Doppelbildchen (Abb. 10 u. 11), in dem der Wiener „Kikeriki" das Verhältnis der Kritik zu Wagner während seines Lebens und nach seinem Tode darstellt, gehört auch zu jenen Bildern, die in der Geschichte der Karikatur immer wiederkehren können. Leider beruhen

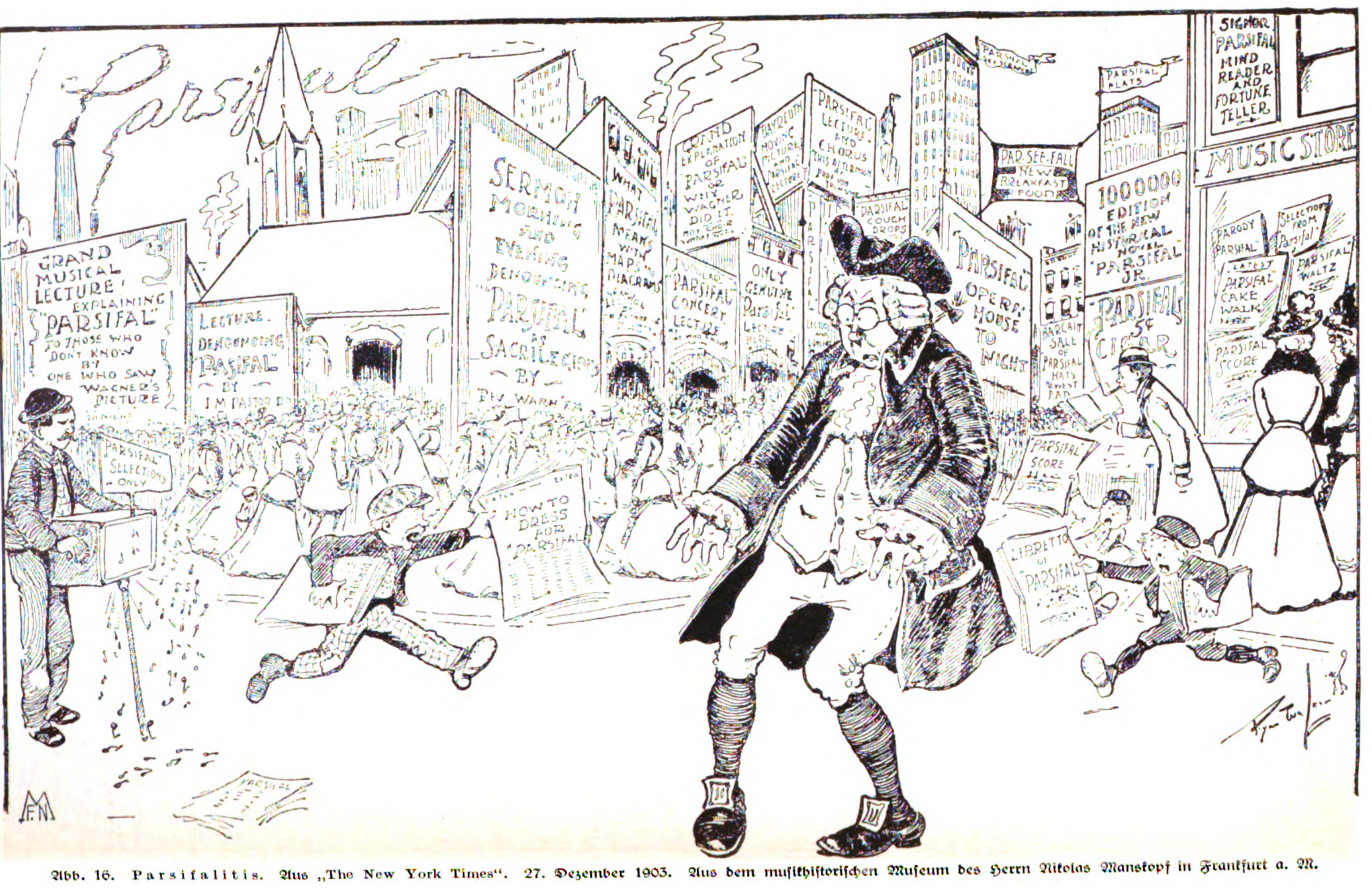


Abb. 16. Parsifalitis. Aus „The New York Times". 27. Dezember 1903. Aus dem musikhistorischen Museum des Herrn Nikolas Manskopf in Frankfurt a. M.

sie wohl auf einer inneren Notwendigkeit. Wer sich lediglich von seinem Gefühl leiten läßt, wird viel eher den Weg zu einer neuen Kunst finden, als wer gleichzeitig in das Wesen dieser Kunst verstandesmäßig einzudringen sucht. Eins freilich müßte die Kritik nun endlich aus ihrer eigenen Geschichte lernen: Anständigkeit des Kampfes. Wenn wir unserer Überzeugung nach bekämpfen müssen, so brauchen doch die Waffen nicht vergiftet zu sein. Die Kritik erniedrigt nur sich selbst, wenn sie den von ihr bekämpften Künstler erniedrigt. Und es hilft ja doch nichts. Den Sieg des wirklichen Kunstwerkes kann man nicht verwehren. Alle Waffen des Geistes, des Spottes, der Bosheit wie der ehrlichen Ablehnung helfen nichts gegen die Sieghaftigkeit der Schöpferkraft. Und wenn französische Karikaturisten im Jahre 1891 das Einrücken von Wagners Kunst in die Pariser Oper einer neuen Belagerung von Paris verglichen (Abb. 12), es half ihnen nichts, politische Revanchegedanken aufzurufen und Wagner als einen verhaßten Prussien auszuschreien, die Kunst triumphierte trotz allem und allem (Abb. 13).

Ist man erst so weit gelangt, so vermag die Karikatur sogar sinnige Huldigungen darzubringen; denn eine solche liegt in dem aus Wagners Todesjahr stammenden Bilde des Wiener „Figaro“, wenn der Meister vom Himmel herab ängstlich auf die Erde niederlauscht, ob sie ihm da unten auch keine Noten auslassen (Abb. 14). Und auch die äußere Wandlung, die der treffliche Herr Bümpfernis durchmacht, als er den Wagnerzyklus absolviert (Abb. 15), gehört zur Gattung des gutmütigen Spottes, der sich nicht mehr gegen den Künstler und sein Werk richtet, sondern höchstens den Mißbrauch trifft, der mit ihm getrieben wird. In der Hinsicht ist das Neuyorker Blatt vom Jahre 1903 über die dort wütende Parsifalitis leider noch lange nicht überwunden. Wir werden jetzt nach dem Freiwerden der Werke Wagners noch Schlimmeres in der Hinsicht zu erleben bekommen. (Abb. 16.)

Ich schließe die Bilderreihe mit einer jener Zeichnungen, die Cham vor vierzig Jahren gegen die Zukunftsmusik richtete. Gewiß, der Tod, nur der Tod, der so ewig ist wie das Leben, vermag die Entwicklung der jeweiligen Zukunftsmusik abzuwarten (Abb. 17). Der Kunst überhaupt. Denn alle wahre Kunst ist Zukunftskunst, in dem Sinne, als ihr die Zukunft gehört.



Abb. 17. Cham: Der einzige, der die Zukunftsmusik abwarten kann.

Originalkunst fürs Volk

Zu der Einigkeit, mit der alle die hohe Wirkungskraft der Kunst betonen, steht in einem merkwürdigen Gegensatz die Tatsache, daß wir heute, zumal für die bildende Kunst, von einer starken Wirkung auf die weitesten Kreise des Volkes ehrlicherweise nicht sprechen können, trotzdem heute selbst von den kleinsten Zeitschriften und den billigsten Kalendern eine Fülle berühmter Kunstwerke auch in der ärmsten Hütte noch zur Anschauung gebracht werden. In der Tat wird heute eine Fülle von Kunst reproduziert und in diesen Wiedergaben in solchen Massen verbreitet, daß frühere Zeitalter dem gar nichts an die Seite zu stellen haben. Und doch müssen wir auch hier wieder ehrlich zugeben, daß nach allen Zeugnissen diese früheren Zeiten offenbar empfänglicher für Kunst gewesen sind, oder daß sie doch mehr von der ihnen nahegebrachten Kunst gehabt haben. Das müßte uns stutzig machen. Ich glaube, der wichtigste Grund für die verhältnismäßig geringe Wirkung der so massenhaft verbreiteten bildenden Kunst liegt darin, daß diese fast nur noch in Reproduktionen, so gut wie nie im Original an den Menschen herantritt. Das liegt zum Teil an Verhältnissen, die sich nicht ohne weiteres ändern lassen. Am wichtigsten wäre es, wenn das Gefühl für Architektur wieder gesteigert würde. Ich glaube wir sind dazu auf dem besten Wege, seitdem unsere Architektur wieder anfängt, sich auf sich selbst und ihre natürliche Aufgabe, Raum zu gestalten, zu besinnen, und sich nicht mehr bloß in der sinnlosen Wiederholung alter Stilformen gefällt. Doch möchte ich heute eher vom Gemälde und den ihm verwandten Techniken sprechen.

Da ist ein Ersatz für die Wirkung, die einst vom Bild in der Kirche ausging, noch nicht wieder geschaffen. Es gäbe schon Mittel. Das Museum ist freilich keins. Ins Museum geht eigentlich nur der, der bereits ein engeres Verhältnis zur Kunst hat; jedenfalls bringt der Museumsbesuch nur diesem Nutzen. Aber in unseren Schulen, an allen jenen Stätten, an denen Menschen zusammenkommen, könnte Originalkunst verbreitet werden. Denn nur von diesem Original kann die gepriesene, segensreiche Wirkung der Kunst ausgehen. Das ist selbstverständlich, da nur dem Original jene vielgerühmten Wirkungskräfte anhaften. Gerade der einfache Mann bedarf aller dieser Kräfte; der Gebildete wird von der Reproduktion entweder an das Original erinnert, das er einmal gesehen, oder er vermag sich aus seiner Gesamtkenntnis das wieder zu ersetzen, was in der Reproduktion natürlicherweise verloren geht. Aber sicher beruht auch bei den Gebildeten die betrübliche Tatsache, daß sie fast nur für das Stoffliche in der Malerei Teilnahme haben, darauf, daß sie sich zumeist nur mit Reproduktionen befassen, aus denen nicht viel mehr als dieses Stoffliche und allenfalls die Komposition des Bildes zu erkennen ist, das eigentlich Malerische aber nicht zur Wirkung kommt. Es wäre darum die wichtigste Aufgabe, originale Kunst in den steten Zusammenhang mit den Menschen zu bringen, und zwar der gesamten Art unseres heutigen Lebens nach in den intimen Zusammenhang mit dem einzelnen Menschen, also eigentlich in sein Haus.

Das ist nicht so unmöglich, wie man im ersten Augenblick denkt, denn Original ist jede Erscheinungsweise eines Kunstwerkes, in der dieses so vor uns tritt, wie es der Künstler sich selbst gedacht hat. Originale Kunst ist also der einfache Holzschnitt, ist die Radierung, ist der Steindruck. Mit der letzteren Technik habe ich nun auch jenen Weg bezeichnet, auf dem sogar farbige Kunst im Originale auch in das ärmste Haus gelangen kann. Die großartige Entwicklung, die der Farbensteindruck vor allem dank den Bemühungen des Karlsruher Künstlerbundes erfahren hat, hat diese Technik so entwickelt, daß heute schon viele Hunderte von Kunstwerken, die vom Künstler so gedacht und geschaffen sind, in getreuer Wiedergabe farbig vorliegen, und zwar in Formaten vom kleinsten Bilde bis zu dem die ganze Wand beherrschenden Gemälde. Heute sollte niemand mehr einen jener üblen Ölfarbendrucke kaufen, sondern nur diese Steindruckoriginale, und vor allen Dingen sollte das Schenken derartiger Bilder zu einem allseitig geübten Brauche werden. Für höchstens zehn, zwölf Mark kann man unter Glas und Rahmen ein großes

Bild etwa als Hochzeitsgeschenk darbringen, das den damit Begabten fürs ganze Leben einen steten Verkehr mit der Kunst ermöglicht. Erst wenn diese originale Kunst überall die (wenigstens wo es sich um diese Preislage handelt) meist üblen Nachbildungen verdrängt hat, wird wieder eine stärkere Wirkung der Kunst auf das Volk möglich sein. K. St.



Unsere Bilder

Daß der Bildschmuck dieses Heftes sich im Vorstellungskreise der Welt Wagners bewegen sollte, schien von vornherein durch die reichen Anregungen, die Wagners Werk der bildenden Kunst gegeben hat, sachlich geboten. Schwerer wurde mir die Wahl aus der andrängenden Stoffülle. Da wir, wenn auch im Zerrspiegel der Karikatur, die Auseinandersetzung der bildenden Kunst mit Wagners Persönlichkeit gegeben haben, sollte nun auch der Widerschein seiner Werke sich zeigen. In Gemälden hat keiner eifriger, als Hermann Hendrich, die Welt des Wagnerschen Musikdramas körperlich zu beleben versucht. Er hat dafür neben viel Anerkennung auch oft Befeindung gefunden. Man hat seine Gemälde als Illustrationen, als literarisch gescholten. Natürlich ist nicht alles gleichwertig. Aber ein Bild, wie das unser vorliegendes Heft zierende, ist doch durchaus Bild und lebt von eigenen Kräften. Es ist der Traum einer Seele von der hehren Weihestätte einer einsamen Gemeinschaft, eine heimliche Kirche, nach der das Sehnen sucht in der lärmvoll zerrissenen Welt. Der Tempel ist nicht verbaut mit Bollwerk, noch in unzugänglicher Einöde, — aber man muß den Weg wissen, um ihn zu finden, oder vom innern Sehnen hingeleitet werden, als vom reinen Instinkte, der nicht verwirrt wird durch die trügerischen Lockungen der Welt, und erschiene sie im Glanze von Klingsors Zaubergarten. Auch im rein Malerischen — wie die starken, oft etwas dekorativ verstärkten Farbentöne bei lebhaftem Aufeinanderstoßen doch schließlich zum Akkord gebunden werden, wie sich gerade durch die Kreuzung von Gegensätzlichem überraschende Zwischenklänge ergeben — zeigt sich bei Hendrich eine der Instrumentationskunst Wagners verwandte Art. (Der Türmer hat schon früher dem Stoffkreis Wagners entnommene Bilder Hendrichs gebracht, vgl. III. Jahrg., Augustheft, und X, Februar.)

Besondern Dank werden unsere Leser mit uns Franz Staßen wissen, daß er ihnen eine Reihe von Blättern aus seinem großen Werke über den „Ring des Nibelungen" zeigt, das er selbst als seine Lebensarbeit betrachtet. Es dürften wohl sicher hundert große Lithographien werden, in denen hier der Zeichner Kunde davon gibt, wie die Welt Wagners in ihm lebendig geworden ist und alle Fasern seines Seins durchdrungen hat. Gelingt es Staßen, wie zuversichtlich zu hoffen ist, sein Werk mit der gleichen großen Hingabe durchzuführen, so wird hier eine Bilderfolge entstehen, für die nur bei Doré Seitenstücke zu finden sind. Gewiß ist das Gestaltung eines von einem andern bereits Gestalteten, also wenn man will Reproduktion, — aber ist ein solches Erleben eines Dichterwerkes nicht oft stärker oder doch gewinnreicher, als das Erleben des Lebens selbst? Zumal wenn, wie hier, das Erlebnis in die Urgründe mythologischen Denkens hinabtaucht. Den Vorwurf, an den Bühnenbildern zu kleben, der bislang für alle Wagnerbilder bereitgehalten war, wird man jedenfalls Staßen nicht machen können. Hinzu kommen zeichnerisches Vermögen, glänzende Raumbehandlung und ein Reichtum in der Ausnutzung der Möglichkeiten des Steins, von denen diese verkleinerten einfarbigen Wiedergaben natürlich nur eine schwache Vorstellung vermitteln können.

Unsere Bilder sind alle dem „Rheingold" entnommen.

Jenem tiefen Kontra-Es, aus dem langsam sich erst das Tonmaterial zu entwickeln scheint, mit dem nachher der Künstler gestaltet, vergleichbar ist die schlafende Ruhe des ersten Bildes. Tief unten die Allmutter Erde. Ist es ihr Haar, ist es das Wurzelwerk des Welten-

baumes, das um sie spinnt und in der Vielheit der Elemente hinaufwächst, bis im Kreislauf der Bewegung Träume zu Gestalten werden? — Rheingold! „Die Weckerin lacht in den Grund.“ „Durch die Fluten hin fließt sein strahlender Stern.“ Wasser und Licht in seliger Vermählung: Spiel und Bewegung alles Lebendigen werden gezeugt von den ewigen Kräften. — „Der Raub“ des Goldes ist gelungen. Es lockte die Sinnlichkeit die gierige Brunst (vgl. das obere Rahmenbild), von liebender Hingabe wissen beide nichts, so konnte der bloß Brünstige „die Liebe verfluchen“. Entsetzt sehen die Beraubten das Lichtgold in der Tiefe verschwinden. Ernst aber stehen im Dunkel die Nornen und spinnen am Seil; die Spule des Weltenschicksals ist nun im Laufen. — „Der Götter Urzeit.“ Das Blatt zeigt, wie Staßen die Welt der Wagnerschen Ringdichtung, nicht diese selbst bildnerisch einzufangen strebt. Der eine Vers aus Wotans erneuter Beschwörung Loges: „wie zuerst ich dich fand als feurige Glut“ ruft in ihm die Vorstellung wach von Wotans Eroberung des Weltalls. Noch schlief die Erde, die Götter spielten selig ihre blühenden Tage dahin, da durchdringt der Wissensgierige die Elemente der Welt, entbindet ihre Kräfte, um sie zu binden. — Das Wissen weckt den Drang zur Macht; „der Vertrag“ bindet die zerstörenden Kräfte zu fruchtbarem Tun. Die übrigen Götter sind zwar Zeugen des Vorgangs, ahnen aber kaum, was geschieht; nur Loge, der Gebändigte, fühlt, daß mit jedem Vertrag auch ein Mittel gegeben ist, ihn zu brechen. Es ist ein feiner Zug, daß der Künstler ihn als Verbündeten der Riesen erscheinen läßt. Die Liebe freilich, die ganz in sich beruht, die nur sein und geben will, begreift nicht die Opfer für „der Macht und Herrschaft müßigen Tand“. Wotans eines Auge aber ruht als Wissensopfer tief im Urgrund der Dinge. — Inzwischen ist ein neuer Feind erwachsen. Der die Liebe verfluchte, „geraten ist ihm der Ring“. Nun beginnt der dunklen Machtgier Herrschaft. In Fesseln liegt die Freiheit, knechtisch fronen die Sklaven dem beutelüsternen Tyrannen. — Wie licht und hehr baut sich dagegen „Wotans Traum“ von der Macht auf. „Der Wonne seligen Saal“ träumt er der Welt, und Riesen müssen ihn gestalten. So schafft hier das Böse im Dienst des Guten. Aber freilich, „Freia, die Holde“, ist der Preis. Umsonst flieht sie mit den Schwänen über das Land, sie haftet den Riesen durch Vertrag. Nun wird das Wissen die neue Lösung finden müssen; ineinander verstrickt sind Leben und Schuld, ewiges Suchen und Kämpfen, bis zuletzt auch der große Macht- und Wissensgierige bekennen wird: „Nur eines will ich noch, das Ende.“ K. St.



Notizbuch

Wir stehen jetzt wieder vor der Eröffnung der großen Kunstausstellungen. Da fällt mir der Brief eines bedeutenden Künstlers in die Hände, den dieser mir voriges Jahr schrieb, weil ein hervorragendes Bild von ihm so unerhört schlecht gehängt worden war, daß es sehr schwer fiel, in diesem Falle nur an Ungeschick und nicht an böse Absicht zu glauben. In dem Briefe stand eine Anregung, die ich hiermit weitergebe, weil ich ihre Erfüllung für ein Glück halten würde:

„Ist es richtig, daß (abgesehen von den juryfreien Herrschaften des Senats usw., gegen die man auch schon protestierte, sintemalen manche im Alter nicht besser malen) die Jury der Hängekommission sich die besten Plätze sichert — ja überhaupt an der Ausstellung teilnimmt? Bei jeder andern Konkurrenz gilt eine Beteiligung der Juroren für unanständig. Eine Konkurrenz ist aber genau so auch eine Kunstausstellung. Ich wäre nun zwar für eine Beteiligung der Jury an der Ausstellung. Man räume der Jury einen Saal für ihre Zwecke ein — oder auch zwei (Nebensäle, die gut sind), damit man die verantwortlichen Leiter beisammen sieht und kennenlernt, und damit sie nicht in jedem Saal für sich und ihre Freunde die besten Plätze wegnehmen. Dadurch würde auch viel Raum für Außenwohnende frei.“ St.



Wagner und[*] wir

Zum hundertsten Geburtstage

Von Dr. Karl Storck

Wir schelten unsere Zeit schnellebig. Schnell sind Urteile gefällt, rasch lohen Begeisterungen auf, ebenso rasch fällt das Feuer in sich zusammen und Nacht des Vergessens herrscht, wo vorher die Flamme des Lebens glühte. Schlimmer noch. Brände der Zerstörung wandeln sich schier unvermittelt in Opferfeuer der Begeisterung, und willst du dich an ihnen wärmen, merkst du mit Schrecken, wie sie zu schwefliчhten Flammen vernichtenden Hasses geworden sind.

Erst zwanzig Jahre verfolge ich aufmerksam das geistige Leben der Zeit. Wie viel ist in dieser kurzen Spanne schon „historisch“ geworden, dem man ein ewiges Leben voraussagte. Wie sind Menschen, Bücher, Bilder, musikalische Kunstwerke versunken, vergessen, verspottet, verachtet, die einem einst als Offenbarung aufgedrängt worden sind, zu denen „man“ Stellung nehmen mußte, von denen „man“ im Tiefsten aufgewühlt zu sein behauptete, ohne die „man“ nicht leben zu können vorgab. Und „man“ lebt noch immer. „Man“ sucht neue Götzen, „man“ errichtet neue Altäre, „man“ verlästert, „man“ zerstört, „man“ überwindet. Nur entwickeln kann sich der „man“ nicht, und reicher wird der „man“ nicht. Arm und kahl ist er, wie am ersten Tage, fröstelnd lauert er, ob nicht ein Neuer heraufzieht, der in ihm das Flackerfeuer einer nervösen Begeisterung entzündet. Und niemals kommt dieser „man“ auf den Gedanken, daß er schuld sei am erneuten Frieren und an seiner erbärmlichen Armut. Ja, er bildet sich noch etwas ein darauf. Der Wahn Herostrats ist unsterblich; Herostrate selber aber sind niemals wahrhaft lebendig.

Goethe hat einmal als das Kennzeichen des Genies die Fähigkeit betont, Werke hervorbringen zu können, die von D a u e r sind, die also von späteren Geschlechtern als lebendig empfunden werden können. Es ist jener alte Begriff der Ewigkeit des Kunstwerkes und damit der Unsterblichkeit des Künstlers. Denn darüber müssen wir uns klar sein, daß die Unsterblichkeit des Künstlers im allgemeinen

nur eine Folge der Ewigkeit seines Werkes ist. Sonst ist der Künstler nur in dem Maße unsterblich, wie es der große Mensch überhaupt werden kann, eben dank seinem Menschentum. So könnte ich mir eine Unsterblichkeit Goethes denken, auch wenn seine Werke durch einen freilich unerfindbaren Zufall der Welt verloren gehen würden. Auf der anderen Seite ist der Name Shakespeare unsterblich, obgleich wir von seinem Träger nichts wissen, uns auch kein Bild von seinem Menschentum zu machen vermögen.

Diese Ewigkeit des Kunstwerkes kann nun nicht darin liegen, daß es wie eine objektive Tatsache der Mathematik, der Astronomie, gleichmäßig dasteht für alle Zeiten. Seine dauernde Wirkung liegt vielmehr darin, daß die sich wandelnde Welt immer wieder einen Weg, ihren jeweiligen Weg findet, auf dem sie an das Kunstwerk heran kann, auf dem sie umgekehrt auch das Kunstwerk so zu sich ziehen kann, daß es wie ein Teil ihres Lebens wird. Von dem Gesichtspunkt aus scheint mir dann die Bekämpfung und Ablehnung eines Kunstwertes ebenso bedeutsam, wie seine Aufnahme. Wir haben keinen Grund, etwas zu bekämpfen, was nicht gegenwärtig ist. Vielleicht offenbart sich sogar in dieser leidenschaftlichen Bekämpfung ein viel stärkerer Eingriff in unser ganzes Sein, als in einer stillen Liebe. Solange ein Kunstwerk noch die Leidenschaft des Hasses zu erregen, solange es noch die gewissermaßen persönliche Bekämpfung aufzurufen vermag, so lange steht es noch aktiv im Leben, ist es selber noch erobernd, angreifend, revolutionierend. Ich kann die Kunst eines Raffael, eines Mozart nur insofern ablehnen, als ich sage: Sie gibt mir nichts. Ich kann sie aber nicht hassen und bekämpfen, weil diese Kunst nicht von sich aus in mein Leben tritt, weil sie nirgendwo versucht, mein Leben bestimmend zu gestalten. Ich muß sie in mein Leben hineinholen. Darum ist dieser Kunst gegenüber wohl die innigste Liebe, die volle Hingebung denkbar, aber nicht der bekämpfende Haß.

Bei der hundertsten Geburtstagsfeier Richard Wagners werden in die vollen Festesklänge Töne eines Hasses hineinschreien, wie man sie auch bei diesem Kämpferleben seit einem Vierteljahrhundert nicht mehr vernommen hat. Da der Zufall es mit sich bringt, daß mit diesem hundertsten Geburtstage die gesetzliche Schutzfrist der Werke abläuft, der Verbrauch dieser Werke — ich wähle absichtlich in diesem Zusammenhange ein kaufmännisches Wort — also noch ungeheuer gesteigert wird, werden diese ablehnenden feindlichen Stimmen in den nächsten Jahren noch zunehmen, und vor allem wird das Bekenntnis der Getreuen weniger freudig sein. Ich glaube kaum, daß schon einmal bei der hundertsten Geburtstagsfeier eines Künstlers seine Gesamterscheinung so durchaus Gegenwartswert, so noch gar nicht geschichtlich Gewordenes war, wie im Falle Wagner. Schon diese Tatsache bezeugt die eigenartige Sonderstellung dieser Künstlererscheinung, bezeugt die unvergleichliche Stellung seines Werkes.

Ich will darum auch den Anlaß des heutigen Gedenkens nicht benutzen, um die Persönlichkeit Wagners biographisch, sein Werk ästhetisch und historisch zu würdigen, sondern will gerade diesen Punkt des ganzen Problems, dieses „wir und Wagner" herausgreifen; will darzutun versuchen, warum überhaupt ein solches Problem entstehen konnte, und auch darlegen, wie ich mir seine Lösung denke.



Es ist dieser Tage ein Buch erschienen, das bereits zu vielfachem Hin und Her in der Presse Veranlassung gegeben hat: Wagner oder die Entzauberten von Emil Ludwig (Berlin, Felix Lehmann). Die Reklameschleife in den Schaufensterauslagen trägt die Aufschrift: Das erste umfassende Werk gegen Richard Wagner.

Diese Behauptung ist unrichtig und zeugt von einer mangelhaften Kenntnis des Materials, wie Hunderte von Stellen im Buche selbst. Aber das tut ja auch nichts zur Sache. Psychologisch wertvoller ist, daß die Feier des hundertsten Geburtstages Wagners ausgenutzt werden kann für eine kaufmännische Gegenspekulation. Denn diese liegt in einer derartigen Ankündigung von seiten des Verlegers vor, und niemand wird einem Verleger daraus einen Vorwurf machen. Der Gedankengang dieses Verlegers ist doch keineswegs der, daß es viele geben wird, die aus innerem Drang zur Objektivität sich ein Gegengewicht gegen den Enthusiasmus der Feiernden suchen. Das widerspräche dem Begriff der Feier. Ich will auch nicht annehmen, daß hier ein Rechnen mit dem Snobismus vorliegt, etwa derart: wenn die Hunderttausende feiern, so sind die Tausende da, die, um etwas Besonderes zu haben, nicht mitfeiern wollen. Sie sind das Publikum meines Buches.

Nein, solche Bücher müssen erscheinen. Sie sind der Ausdruck einer weitverbreiteten Stimmung. Sie sind etwas wie Notwehr. Freilich, das Buch von Emil Ludwig ist schlecht, gehört zu den unerquicklichsten Schriften, die mir je in die Hand gekommen sind. Es fehlt ihm jede Leidenschaft, aber auch jeder Wille zur Objektivität. Es ist nicht gescheit, nicht klug; es ist nur schlau. Ich kann mir wohl erklären, daß manche es für unehrlich halten. Solche Bücher sind ja nicht zu widerlegen, und ihre Gefährlichkeit für den Uneingeweihten liegt darin, daß sie ganz mit Zitaten arbeiten, ganz — wie die Redensart lautet — aus den Quellen schöpfen. Daß entscheidend ist, was man aus diesen Quellen herausnimmt, wie man es zusammenstellt und von welchem Gesichtswinkel aus man es ansieht, das wird hier dürftig verhüllt. Für das Buch Emil Ludwigs ist vernichtend, daß sich nirgendwo ein höherer Gesichtswinkel zeigt. Nietzsches Bücher gegen Wagner wirken weniger durch ihren großartigen Haß, als durch das Sichaufbäumen einer ganzen Weltanschauung. Baumgartner-Stockmanns „Goethe“, der übrigens ein gewissenhaft gearbeitetes Buch ist, ist in sich gerechtfertigt als Ausdruck der katholischen Weltanschauung, die überall ihre Maßstäbe an Goethe anlegt. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß auf diese Weise keine Goethebiographie entstehen kann, aber wir erfahren doch, wie sich für den unbedingt konsequenten katholischen Denker Goethe darstellt. Bei Emil Ludwig ist der Spiegel zu gleichgültig, als daß uns seine Art der Abspiegelung eines Bildes bedeutsam sein könnte. Der Verfasser scheint das selbst gefühlt zu haben und hängt am Schluß zwei Seiten über Mozart an; sie wirken aber durchaus unorganisch, und seine ganze Art, wie er Wagner zu erfassen sucht, hat nichts von Mozarts genialster Fähigkeit, einen Menschen ungestört sich vor uns ausleben zu lassen.

Es ist sehr schade, daß dieses Anti-Wagner-Buch des Festjahres so schlecht ausgefallen ist. Aber vielleicht mußte es schlecht werden. Solch ein Buch bekämpft

fast naturgemäß den Wagner der Wagnerianer, eine Konstruktion, an die im Grunde fast niemand mehr glaubt. Selbst unter den Wagnerianern glauben nur ganz vereinzelte an diesen Wagner. Und zwar sind das jene, die nicht zu widerlegen sind, weil sie für ihre Person recht haben. Der Wagner dieser Wagnerianer ist keine Gestaltung der Erkenntnis, sondern der Liebe. Es ist aber eine Torheit, eine Liebe widerlegen zu wollen, denn solange die Liebe besteht, ist sie nicht zu widerlegen. Es ist aber vielleicht nicht nur eine Torheit, sondern auch ein Verbrechen. Denn diese Liebe ist ein riesiger Besitz, ein Glück. Ich möchte mir nicht die Verantwortung aufladen, einen Liebenden dieses Glückes zu berauben. Was soll ich ihm dafür geben?

Der Wagnerhaß ist umgesprungene Liebe, oft auch getäuschte Liebe. So sind Nietzsches Haßbücher gegen Wagner derselben Quelle entsprungen, wie seine verherrlichenden Schriften. Das Problem, wie hier so aus Liebe Haß werden konnte oder mußte, liegt nicht bei Wagner, sondern bei Nietzsche. Ob man den Wagnerhasser Nietzsche oder den Wagnerverehrer höher stellen will, ist gleichgültig. Beide sind tiefe, aber eng umgrenzte Erkenner Wagners. Beide haben recht; sie sind derselbe Nietzsche auf zwei verschiedenen Entwicklungsstufen. Beide Male hat Nietzsche nicht Wagner zu erkennen gestrebt, sondern sich selbst in Wagner bzw. in seiner Kunst gesucht. Und die beiden Bücher sind Selbstbekenntnisse, als Würdigungen Wagners nur von diesem subjektiven Standpunkte aus wertvoll. Wertvoll, soweit uns das urteilende Subjekt wertvoll ist: im Haß groß und bedeutend, weil auch die Liebe groß und bedeutend war.

Emil Ludwig gibt seinem Buche den Untertitel: Die Entzauberten. Bezauberung beruht nicht auf Liebe oder Haß, sondern eigentlich auf einer Schwäche: man erliegt einem Zauber. Da man selber zu diesem Verhältnis nichts mitbringt, keinen Einsatz des eigenen Wesens gibt, so kann es natürlich auch nicht tief gehen. Wenn Ludwig in der Vorrede sagt: „In dieser Schrift sucht der Verstand das Gefühl zu rechtfertigen, das einen leidenschaftlichen Wagnerianer, von den Knabenjahren an in Bayreuther Tradition erzogen, eines Tages sehr plötzlich ergriffen und der ganzen Wagnerwelt entführt hat", so erfährt dieser Ausspruch die richtige Beleuchtung durch das Wort „entzaubert". Hätte Ludwig die Bayreuther Welt oder die Welt Wagners — beide brauchen nicht dasselbe zu sein — einmal wirklich besessen, er hätte sie nicht in dieser Weise plötzlich verlieren können. Eine wirkliche Liebe kann eine unglückliche Liebe, sie kann auch Haß werden. Entzaubert wird sie nie. Die Möglichkeit der Entzauberung zeigt, daß die Liebe nie echt gewesen. Ich glaube nun freilich, daß es gerade unter denen, die „von den Knabenjahren an in Bayreuther Tradition erzogen worden sind", leicht solche oberflächlichen Wagnerianer gibt. Warum sollte es mit Wagner anders sein, als mit aller anderen Kunst? Wer muß sich nicht als erwachsener Mensch erst die wirkliche Welt unserer Klassiker oder die Antike erobern, gerade deshalb, weil er in der Schule in dieser Welt erzogen worden ist?

„Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Alles Überkommene in Kunstdingen ist in der Regel Phraseologie, Gewohnheitssache, nicht Erlebnis. Wenn nun das eigene Erleben ausbleibt, so pflegen solche Erben nicht bei

sich selbst den Mangel zu suchen, sondern beim Ererbten. Und ihr eigenes Unvermögen sucht ein kalter Verstand zu begründen. Dieser kalte Verstand muß, wo es sich um ein Kunsterbe handelt, zu einem grotesken Mißverständnisse führen; denn gerade weil das Verständnis fehlt, weil dem Betreffenden die Anlage für dieses Kunsterleben abgeht, ist er ja nicht zum Erlebnis dieser Kunst gekommen, trotz der günstigen Vorbereitung. Und so sage ich denn, diese Entzauberten in der Art Emil Ludwigs, die meinen, sie seien einmal leidenschaftliche Wagnerianer gewesen und von den Knabenjahren an in Bayreuther Tradition erzogen worden, haben überhaupt niemals einen Hauch des Wagnerischen Geistes verspürt, sind niemals des Erlebnisses seiner Kunst gewürdigt worden.

Ich glaube, die Zahl derer, die so im Grunde Wagner und seiner Kunst fremd gegenüberstehen, ist auch unter denen, die jetzt ganz ehrlich den Gedenktag mitfeiern, sehr groß. Und darum fürchte ich auch, wie ich schon zu Beginn gesagt habe, daß die in den nächsten Jahren sicher noch wachsenden Aufführungen Wagnerscher Werke, die Auslieferung dieser Werke an jede Form sogenannter „Bearbeitungen" (sie sind im Grunde immer Mißhandlungen) einen starken Rückschlag in der äußerlich sichtbaren Liebe zu Wagner mit sich bringen wird, den kurzsichtige Leute und kurzatmige Kritiker dann sicher der Kunst Wagners auf die Schuldseite buchen werden. Genau so, wie man Ende der achtziger und bis Mitte der neunziger Jahre Schiller für abgetan glaubte, wo wir schon heute wieder uns leidenschaftlich um Schiller mühen.

Daß ich so zuallererst Schiller als Seitenbeispiel nennen konnte, weist uns, wo der wohl ausschlaggebende Grund für dieses Verhältnis ist, das doch bei unseren anderen großen Künstlern sich nicht in dieser Schroffheit zeigt. Schiller und Wagner sind die beiden größten *Theatraliker des deutschen Volkes*. Wagner ist es wohl noch mehr und unvermischter, als Schiller. Ich glaube nun, daß das Ureigene des deutschen Volkstums dem eigentlich Theatralischen widerstrebt. Darum haben sich ja auch Schiller wie Wagner so leidenschaftlich bemüht, aus dem Theater etwas Höheres zu machen. Aber sowohl der Schillersche Tempel, wie das Wagnersche Festhaus bleiben Theater, und es ist ein Etwas nicht hinauszustoßen, was herunterzieht in eine Sphäre, in der *Sein und Schein* sich mengen, während das Höchste, was der Mensch hat, die Wahrheit, ihre harte Trennung gebietet. Der Geist des Spiels veredelt jenes Mengen von Sein und Schein; und je bewußter dieser Geist des Spiels einem Volkstum gegeben ist, um so mehr ist es zum Theater geeignet. Es ist eine erschütternde Tatsache, daß der germanische Geist, dem die spielende Grazie versagt ist, zwar die tiefste Dramatik, aber nur ausnahmsweise eine gute Theatralik geschaffen hat.

So liegt es denn in der Tatsache ihrer ungeheuren Theatralik — das Wort hat an sich nicht den üblen Sinn, den gerade der Deutsche gewöhnlich damit verbindet —, daß Schiller und mehr noch Wagner *nur einen Bruchteil unseres Lebens auszufüllen* vermögen. Wir können eigentlich mit beiden nichts anfangen, wenn wir mit ihnen allein sind. Es fehlt beiden die Intimität. Bei Wagner ist das in noch höherem Maße der Fall, als bei Schiller, vermutlich weil er Theater*musiker* ist und darum sein Kunstwerk zur Mitteilung der Mit-

hilfe einer großen Zahl von Menschen bedarf. (Das Spiel aus dem Klavierauszug, sogar das Lesen der Partitur ist als Ersatz für die vom Künstler gedachte Form des Musikdramas viel dürftiger, als das Lesen des gedruckten Dramas, bei dem der geistige Gehalt sich sogar dem Leser meistens besser erschließt, als dem Zuschauer bei der Aufführung.)

Es müssen also in unserem Verhältnis zu Schiller und Wagner l e e r e Stunden eintreten. Sie können uns nicht in dem Maße Lebensgenossen werden wie Goethe, wie ein in seiner gesamten Künstlerschaft vielleicht viel geringerer Lyriker, der mit uns gerade deshalb so innig verwächst, weil er in einsamen Stunden an uns herantritt.

Dieses in der Natur der theatralischen Kunst liegende Versagen zu gewissen Zeiten empfinden wir nun um so schroffer, weil auf der anderen Seite diese Kunst uns in den geeigneten Momenten so ungeheuer gepackt hat, wie keine andere es vermag. Hier wirkt das Geheimnis des Massenerlebens mit, das durch das gleichmäßige Schwingen von tausend Seelen Erschütterungen auslöst, wie sie dem Einsamen nie beschieden sind, Erschütterungen, wie sie sonst nur noch aus gleichen Ursachen der kirchliche Gottesdienst zu vermitteln vermag. Es ist darum für den einzelnen wie für die Gesamtheit eine ungeheure Gefahr, das gesamte Leben auf eine derartige Kraft allein einzustellen. Und wie der Kirchenmensch, dem das Gottsuchen der Einsamkeit versagt ist, unbedingt an seinem religiösen Wesen Schaden leiden, wie ihm eigentlich immer die Religion zusammenbrechen muß, so wird auch im Leben mit der Kunst für den die Zeit der Öde und des Verlassenseins nicht ausbleiben können, der sein Kunsterleben auf die Kunst des Massenempfindens, auf die der Theatralik stellt.

In dem anspruchsvollen Worte, mit dem Wagner seine Kunst kennzeichnete: F e st s p i e l k u n st, liegen gleichzeitig ihre Grenzen. Denn wir erleben nicht bloß Feste. Das Fest ist vielmehr eine Ausnahmezeit des Lebens. Für jene, die der Kunst nur in solchen Ausnahmestunden ihres Lebens begegnen, wird diese Festspielkunst die einzige sein, durch die sie wirklich einmal in den heiligen Tempel geführt werden können. Jenen anderen aber, die ihr Leben mit Kunst zu durchdringen suchen, muß jene Festspielkunst bald ihre Begrenztheit offenbaren.

Welche Vermessenheit, welche Torheit, welche Dummheit liegt nun aber darin, deshalb die Festspielkunst anzugreifen, weil sie Festspielkunst ist?! Ihr zum Vorwurfe zu machen, daß unser Leben nicht nur Fest ist?! Die Schuld liegt doch bei dir, wenn du in den anderen Zeiten keine Kunst hast! Wer zwingt dich zur Einseitigkeit? Ich weiß es, Wagner hat diese Einseitigkeit geheischt, zu manchen Zeiten befohlen; sein theoretisches Schaffen läuft auf diese Einseitigkeit aus. Aber mußte das bei ihm nicht sein? Hätte Wagner ohne diese großartige Einseitigkeit der Schöpfer werden können, der er ist? Solange wir gestehen müssen, daß das Kunstwerk Wagners innerhalb des Gesamtlebens seine Bedeutung hat, so lange müssen wir aus der Ökonomie des Gesamterlebens an Kunst heraus jene Einseitigkeit begrüßen, durch die Wagner der werden konnte, der er gewesen ist.

Es entscheidet ja natürlich bei einem jeden die ursprüngliche Anlage und die Erziehung. Ich bin in einer Welt schroffer Gegensätze aufgewachsen, hörte im

politischen, im religiösen Leben, wie der eine verdammte, was der andere pries, während mir das wirkliche Leben zeigte, daß die Träger der verschiedenen Anschauungen in ihrer Menschlichkeit hüben wie drüben wertvoll und schlecht waren. So entwickelte sich in mir persönlich früh die Überzeugung, daß der eigentliche Wert jeder Anschauung in ihrem Verhältnis zu demjenigen liege, der sie hegt, also in der Wahrhaftigkeit, mit der sie empfunden und verkündet wird. So liegen überall Werte, und der Lebensgewinn beruht darin, diese Werte von überallher sich gewinnen zu können. Ich empfand es dann gerade bei der Kunst als das Beglückende, Göttliche, daß man nur immer zu gewinnen braucht, daß der eine Wert sich nicht dem anderen feindlich gegenüberstellt. So fehlt mir persönlich bis heute jedes Verständnis dafür, wie man deshalb, weil man Wagnerianer ist, ein Gegner von Brahms sein muß, oder umgekehrt. Wohlverstanden, ich begreife, daß einer Wagnerianer, Brahmsianer oder sonst -aner ist; ich kann mir auch vorstellen, daß dieses -anertum auch eine Abgrenzung für ihn bedeutet; dagegen fehlt mir ganz und gar die Möglichkeit, mich in eine seelische Verfassung hineinzufinden, weshalb ich nun den anderen hassen soll, wenn ich den einen liebe. Und völlig unbegreiflich ist es mir, daß sich die Leute noch etwas darauf einbilden, wenn sie zu irgendeiner Kunst kein Verhältnis gewinnen können.

Im großen und ganzen verhalten sich die meisten Menschen überhaupt anmaßend der Kunst gegenüber. Hochmut macht aber immer beschränkt. Und in dieser Beschränktheit empfinden diese Leute nicht, daß Kunsterlebnis kein Verdienst von uns ist, sondern ein Gnadengeschenk. Ich bekomme hier etwas, für das ich gar nichts kann. Das ewig weise Märchen aber erzählt es uns hundertmal: nicht der bekommt etwas, der sich einbildet, er verdiene es; nicht der, der glaubt, er könne es sich gewaltsam zu eigen machen, sondern der im edlen Sinne Bescheidene, der sein Herz weit aufreißt, der die Sinne aufsperrt und der Welt so gegenübersteht als der „Dumme“: „ich bin arm, unwissend, leer. Die Welt ist reich, voll Weisheit, überquellend am Besitz. Nun, Hand der Güte, fülle in mich hinein!“

So bin ich Wagner vor einem Vierteljahrhundert entgegengetreten, verhältnismäßig spät, wie das das Aufwachsen auf dem Dorfe und im damals wagnerfremden Elsaß mit sich brachte. So stehe ich ihm heute noch gegenüber. Und ich bekomme als Mensch, als leidenschaftlicher Kunstliebhaber immer und immer wieder so viel von Wagner, daß ich an diesem seinem hundertsten Geburtstage von Dank überlaufe. Darin hat mich ein genaues Studium nicht nur des Musikers und Dichters, sondern auch des Schriftstellers, des Menschen, noch immer bestärkt. Es vergehen oft Wochen und Monate, ohne daß ich mich dem Kunstwerke Wagners auch nur auf Minuten nähere. Freilich sind einem ja die Werke so zu eigen geworden, daß sie oft zu einem kommen. Das wird bei jedem persönlich verschieden sein. Ich, der ich viel wandere, habe ein innigstes Verhältnis zum Ring des Nibelungen, vor allem seinen drei ersten Teilen, gewonnen, dessen Motive und Themen sich mir unwillkürlich in Verbindung mit verschiedenen Natureindrücken einstellen. An den Schweizer Alpenseen zumal komme ich aus dem „Rheingold“ nicht heraus. Das liegt nicht an Wagners geschichtlichem Aufenthalt in Triebschen und Luzern, an den ich nie denke; es liegt dort in der Natur. Jedes Alphorn weckt mir Wagnersche

Klänge. Auch Tannhäuser, die Meistersinger und Tristan haben mich immer wieder bis ins Tiefste erschüttert, haben mir selbst in unzulänglichen Aufführungen jene Feststunden bereitet, die Wagner uns in Aussicht stellt. Daß ich bei Wagner Zuflucht suchen könnte in einer Stunde schweren Erlebens, harten inneren Ringens, glaube ich nicht. Mit Hans Sachs, wenn er allein ist in der Schusterwerkstatt, läßt sich allerdings wieder zur inneren Heiterkeit des Gemüts aus schweren Störungen heimfinden. Dagegen habe ich doch auch im geselligen Kreise des Hauses oft die Kunst Wagners bewährt gefunden.

Der Kunsttheoretiker Wagner hat mir niemals Schwierigkeiten bereitet. Auch ich erschrak, als ich zum erstenmal „Oper und Drama" las und rund um mich zusammenstürzen sah, was mir heilig und hehr war. Aber vielleicht besaß ich bereits zu viel geschichtliche Kenntnis, als ich dieses Werk kennen lernte, um von seinen Ausführungen über den Haufen gerannt werden zu können. Vor allem aber besaß ich wohl zu viel gut alemannischen Widerspruchsgeist. Wenn mir die und die Künstler, wenn mir die und die Kunst Werte gibt, was ficht mich dann an, wenn einer sagt, das seien keine Werte? Ich besitze sie ja. Und wie mich keine Macht der Welt von dem Unwert des Mädchens hätte überzeugen können, das ich liebte, so lasse ich mir eben auch meine Liebe zu einem Kunstwerk, einem Künstler nicht rauben. Vielleicht ist es nur Eigensinn, vielleicht ist's aber auch Treue. Ich kann jedenfalls als Lebenserfahrung bekennen, daß auch das Kunstwerk die Treue hält, die wir ihm halten.

Andererseits widersagte mir auch früh die Trennung des Theoretikers Wagner vom Musikdramatiker, der ich oft begegnete, wobei dann jener preisgegeben wurde. Ich erkenne unbedingt einem jeden das Recht zu, sich bei einem Künstler nur an seine Kunstwerke zu halten. Wenn ich an Shakespeare denke, will es mir oft erscheinen, daß es für die Menschheit ein Glück wäre, wenn sie von den Künstlern nichts wüßte und eben nur die Kunstwerke hätte. Dann denke ich freilich an Goethe und schäme mich jenes Gedankens. Denn mit Goethe ersteht der Gedanke: Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit. Sie ist es nicht nur als Eigenschaft für ihren Besitzer. Auch für die Menschheit als Ganzes ist der Besitz an Persönlichkeiten das höchste Glück. Da scheint es mir denn die Aufgabe der Wissenschaft, des Studiums, der Kunstbeschäftigung eines jeden zu sein, sich die Persönlichkeiten zu eigen zu machen.

Ich selbst hege, das habe ich an dieser Stelle schon ausführlich begründet, den Glauben an die hohe Menschlichkeit des Genies. Schöpferfähigkeit erscheint mir so als höchste Eigenschaft der Menschheit, als ihr erhabenstes Gut, daß ich mir nicht vorstellen kann, daß diese edelste Blüte des Menschentums an einem unguten Baume erblühen könne, daß diese wunderbarste Kraft in ein unwürdiges Gefäß gelegt sein könne. Und ich bekenne mich darum von vornherein für jede geniale Persönlichkeit zu jenem parteiischen Enthusiasmus, den Goethe mit Recht vom Biographen fordert.

Bis jetzt habe ich noch immer die Erfahrung gemacht, daß das wirklich genaue Studium eines schöpferischen Menschen mir eine Höherwertung seines Menschentums brachte. Bei Wagner erfuhr ich das zunächst mit dem Theoretiker. Ich er-

kannte, daß die Einseitigkeit in den Kunsttheorien Wagners aufs engste zusammenhing mit der Natur seines Kunstwerkes; daß die Einseitigkeit für seine künstlerische Persönlichkeit also eine Notwendigkeit und somit unbedingt berechtigt war, und zwar nicht nur berechtigt für Wagner selbst, womit für ihn jeder Vorwurf wegen dieser Einseitigkeit wegfällt, sondern auch für die Menschheit. Der Menschheit ist ja ihrerseits gegenüber dem Schaffen des schöpferischen Menschen die Möglichkeit gegeben der Auslese. Es vollzieht sich auch hier ein Kampf ums Dasein, indem das Stärkere Sieger bleibt. Soweit jene Kunsttheorie Wagners schwach ist, erliegt sie von selbst in diesem Kampfe, ist sie heute bereits längst überwunden. Soweit sie stärker ist, soweit sie eben die Notwendigkeit seines Kunstwerkes in sich beschließt, so weit wird sie bestehen, solange das Kunstwerk besteht.

Ich erkannte aber des weiteren aus dieser Beschäftigung mit der Persönlichkeit Wagners, daß diese theoretischen Schriften ihm vom Leben abgezwungen waren, und zwar im Kampfe mit diesem Leben. Es ist für eine theatralische Natur (man gestatte ein für allemal der Kürze wegen dieses Wort) unmöglich zu produzieren, wenn die Vorbedingungen dieser Theatralik verschlossen sind. Das geschah mit Wagner durch sein Herausgeworfenwerden aus der damaligen theatralischen Welt, wie es sich mit dem Jahre 1848 vollzog. Für Wagner wurde nun die ihm gemäße Form der Produktion die zunächst theoretische Schöpfung der theatralischen Welt, wie er sie für das Kunstwerk brauchte, zu dem er bestimmt war. Es heißt dem Fische zumuten, außerhalb des Wassers zu leben, wenn man Wagner einen Vorwurf daraus machen will, daß er sich die Welt schafft, in der er leben kann. Man kann dann nur den Mut der Folgerichtigkeit, die verwegene Erobererkraft bewundern, mit der er sich diese Welt schuf. Daß es dabei nicht ohne Wunden für andere abging, ist selbstverständlich. Wo hätte es jemals eine Eroberung gegeben ohne die Niederwerfung des eroberten Gebietes? wo einen Sieg ohne den besiegten Gegner?

Die größten Schwierigkeiten bereitet uns der Gewinn des Menschen Wagner. Zwei bedeutende Künstler, nach meiner Schätzung sehr wertvolle Menschen, haben mir erklärt, daß es ihnen nach dem Lesen der Selbstbiographie Wagners nicht mehr möglich sei, den Menschen Wagner gleich dem Künstler hochzuhalten. Das Hemmnis ist der „wahnsinnige, geradezu verbrecherische Egoismus“. Den einen der beiden Freunde stellte das Leben wenige Monate später vor die Notwendigkeit, entweder einen Freund, dem er zu Dank verpflichtet war, schwer zu kränken, oder von dem Wege, den er für die Verwirklichung seines Kunstwerkes als den richtigen erkannt hatte, einen Schritt abzuweichen. Ich bekam damals eine mir zunächst etwas unverständliche Karte, die nur die Worte enthielt: „Ich verstehe jetzt, warum Du den Menschen Wagner verteidigt hast.“

In der Tat, es hat vielleicht niemals ein Genie gegeben, das mit dieser Gewaltsamkeit und Rücksichtslosigkeit alles nach sich einstellte. Wagner benutzt die Menschen, die ihm begegnen, als seien sie nur für ihn da. Er läßt sie unbekümmert, rücksichtslos wieder fallen, wenn er sie nicht mehr braucht, oder genauer, wenn sie eine Hemmung bedeuten, sei es auch nur in dem Sinne, daß sie nicht mehr zur Unterstützung seiner Ziele mitwirken. Wagner nutzt alle Lebensverhältnisse aus. Er ist unerschöpflich im Herausheken von Kombinationen, von Gelegenheiten.

Wagner ist wie eine Katze; er fällt immer auf die Füße, wenn er vom Schicksal aus irgendeiner Lebensform herausgeworfen wird. Die Beurteilung, die Wagner Menschen, Verhältnissen, Ereignissen, Umständen erteilt, richtet sich ausschließlich nach dem Werte, den sie für ihn haben. Er verurteilt heute einen Menschen aufs tiefste, den er vor einem Jahre gepriesen hat; er bekämpft, verhöhnt Menschen, Verhältnisse, die er vorher mit freundlichen Worten für sich zu gewinnen suchte, in dem Augenblick, wo sie seinen Wunsch nicht erfüllen. Wenn wir seine Briefe lesen, da wächst dieses Ich, Ich, Ich ins Ungeheuerliche. Gewiß hätte es kein Opfer gegeben, das Wagner nicht geradezu als selbstverständlich angenommen hätte, wenn es seinen Zwecken diente. Mit einem Worte: es ist ein furchtbarer Mensch, der vor uns da ersteht.

Es ist nicht nur ein Unrecht gegen die Geschichte, es ist auch eine Torheit, wenn Wagnerianer das leugnen wollen. Es ist eine Torheit, weil erst, wenn uns diese Furchtbarkeit der Erscheinung zum Bewußtsein kommt, wir darüber nachzudenken beginnen, ob wir ein Recht haben, sie zu verurteilen.

Ich frage zunächst: Wo und wann ist Wagner aus einem unlauteren Grunde dieser selbstsüchtige Mensch gewesen? Aus welchem Grunde, in welchem Gedanken, der vor seinem Gewissen nicht gerechtfertigt war? Ich finde auch in den Schriften der Gegner Wagners nirgendwo diesen Fall genannt. Wo ich dahin gehende Behauptungen aufgestellt fand, ließen sie sich leicht aus der genaueren Kenntnis der Tatsachen widerlegen. Aber nur, wenn sein Gewissen ihn hätte verurteilen müssen, wäre Wagners Egoismus unmoralisch gewesen. Denn von der Erkenntnis, daß gut und böse nichts Absolutes sind, sondern aus dem Verhältnis der Tat zum Tuenden sich ergeben, dürfen wir auch bei der Beurteilung eines Künstlers nicht abweichen.

Man sagt, dieser Mann, der so alle Welt ausnutzte, der jedes Opfer verlangte, sei selbst zu keinem Opfer bereit gewesen. Das läßt sich widerlegen, indem man Hunderte von einzelnen Zügen aufweisen könnte, wo dieser Wagner Opfer brachte, seelischer oder geistiger Art, die für ihn besonders schwer wiegen. Der Briefwechsel an seine Gattin Minna z. B. offenbart uns Hunderte solcher Stellen, wobei es nichts verschlägt, daß für anders organisierte Naturen manches dieser Opfer geringwertig erscheint. Aber darauf kommt es nicht an.

Wenn wir zugegeben haben, daß für Wagner selbst dieser Egoismus nicht unmoralisch war, weil er keine unmoralischen Absichten dabei hatte, so erhebt sich als wichtiges zweites Kriterium für uns die Frage: Welche Werte hat denn dieser Egoismus erzeugt? Wir können es gerade heraus sagen: Das Kunstwerk Wagners. Ich habe es immer bekämpft, wenn man mit überlegener Herablassung jene Männer verurteilte, die es ablehnten, weitere Opfer für Richard Wagner zu bringen. Es ist durchaus begreiflich, daß das geschehen ist, begreiflich, daß selbst die besten Freunde, einzigartige Versteher wie Liszt, Stunden hatten, in denen sie entsetzt waren, in denen Wagner ihnen vorkommen mochte wie ein Ungeheuer, das nichts anderes auf der Welt sah, als sich. Der alte Joukovsky hat mir einmal erzählt, wie er eine solche Stunde erlebte, als Wagner vor der Aufführung des Parsifal für ihn, der in unendlicher Arbeit die Kulissen und Requisiten hergestellt hatte, der sich auch

sonst in den Vorbereitungen verzehrt hatte, kein Wort, keinen Blick übrig hatte. Ich werde es nie vergessen, mit welcher Ergriffenheit mir der siebzigjährige Mann, der selber ein Weiser war und ein großer Künstler, erzählte, daß er wenige Stunden später innerlich Wagner Abbitte leistete für seine nur innerlich gehegten Zweifel. Solche tiefen menschlichen Erlebnisse lassen sich eben nur erleben, nicht berichten. Und auch Liszt muß doch immer wieder ein Ähnliches erlebt haben, denn er ist immer wieder der Enthusiast geworden.

Ich weiß, was diese Menschen erlebt haben, weil wir es selber erleben, wenn wir ganz tief in alle diese vorliegenden Bekenntnisse Wagners eindringen. Wir fühlen dann, daß dieser Egoismus Wagners nichts war als höchste Sachlichkeit, als ein — sagen wir fatalistisches Dienen dem Beruf. Man muß sich das Pfingstwunder ins Gedächtnis zurückrufen, sich vorstellen, wie furchtbar im Grunde eine solche Berufung durch den Heiligen Geist ist. Man muß sich sagen, daß der so Berufene von dieser Stunde ab sich aller sozialen Pflichten gegen die Welt für ledig erklärt. Er hat nur noch die Pflicht an seinem Berufe. Diesem dient er, und es ist ihm gleichgültig, ob er Tausenden Schmerzen bereitet, denen er Liebe erweisen müßte. Christus selbst, dessen Lehre die Liebe war, hat das Beispiel für diese Art der Berufsauffassung gegeben und hat in entsetzlicher Härte von uns verlangt, alles zu verlassen, um dem Rufe zu folgen.

Diesen Ruf hatte Richard Wagner vernommen. Er fühlte sich berufen, der Welt sein Kunstwerk zu geben, er hat nur diesem Beruf gedient. Rücksichtslos! Rücksichtslos auch gegen sich selbst. Wagner ist zum Siege gelangt, und so fehlt das tragische Ende, das allein, wie es scheint, der Menschheit zum klaren Bewußtsein bringen kann, daß einer ihr gedient hat, indem er seinem Berufe folgte. Die Menschheit ist so roh, so brutal, daß sie auch noch die Märtyrerkrone dem Haupte eingedrückt sehen will, das ein Leben lang die Dornenkrone getragen hat. Welch groteske Anmaßungen zeigen doch Leute, wie dieser Emil Ludwig, die es nun wagen, einem Wagner geradezu einen Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht als Märtyrer verblutet ist, daß er mit einer beispiellosen Zähigkeit und Gewandtheit in allen Lagen nochmals einen Ausweg fand, sich immer wieder durchsetzte und schließlich triumphierte. Triumphierte für sein Werk. Selbst wenn einer dieses Werk verurteilen würde, — den Kämpfer für dieses Werk müßte er achten.



Erster internationaler musikpädagogischer Kongreß

Der Deutsche Musikpädagogische Verband hat sein zehnjähriges Bestehen getreu seiner bisherigen Haltung durch eine große Arbeitsleistung gefeiert. Er ließ seinen fünf bisherigen Kongressen als sechste Veranstaltung den ersten internationalen musikpädagogischen Kongreß folgen, der vom 27. bis 29. März im Deutschen Reichstage verhandelte.

Zu diesem ersten internationalen musikpädagogischen Kongreß, der die Gründung eines internationalen Verbandes nach sich ziehen wird, waren eine große Zahl ausländischer Delegier-

ter erschienen. Österreich, das seit zwei Jahren selber einen blühenden musikpädagogischen Verband hat, war besonders zahlreich vertreten, ferner Ungarn, die Schweiz, Frankreich, England, Italien, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Rußland und Finnland. Auch eine große Zahl deutscher Bundesstaaten und einzelner Städte hatte Sachverständige entsandt und auf diese Weise ihr Verständnis für die Bedeutung der hier verhandelten Probleme zu verstehen gegeben. Wenn ich ferner die diesmalige Teilnahme der Presse mit der an den früheren Kongressen vergleiche, so ist auch hier ein großer Fortschritt festzustellen.

Das alles scheint mir um so bemerkenswerter, als der Deutsche Musikpädagogische Verband, der dabei die erste derartige Vereinigung war, bis auf den heutigen Tag ohne jede Unterstützung von Staat oder Gemeinde seine schwere Arbeit verrichtete. Lediglich dem Idealismus einiger Männer und Frauen, denen die soziale Lage ihrer Berufsgenossen und die Gesamtlage ihrer geliebten Kunst am Herzen liegt, sind die bedeutenden Arbeitsleistungen, ist auch der Fortschritt zu danken, der entschieden auf diesem Gebiete zu verzeichnen ist.

Wahrscheinlich hat sich mancher der weit hergereisten Kongreßbesucher gewundert, bei den Versammlungen auch nicht einen der berühmten Komponisten und Virtuosen zu sehen, deren Berlin doch eine ganze Anzahl beherbergt. Wenn von dieser Tatsache ein dunkler Schatten auf das Gesamtbild fällt, so trifft die Schuld dafür nicht den veranstaltenden Verband, sondern lediglich die ausgebliebenen Musiker. Es zeigt sich hier ein außerordentlich bedauerlicher Mangel an sozialem Standesempfinden und darüber hinaus entschieden eine geistige Rückständigkeit. Mag man zu den hier verhandelten Fragen im einzelnen stehen, wie man will, die Bedeutung der musikalischen Kunst und ihre Stellung für das Gesamtleben der Nation, der Menschheit, ist nicht zu verkennen. Wer sich hier fernhält, macht sich einer groben Versäumnis schuldig, erst recht, wer durch sein Fernbleiben die gemeinsame Arbeit wichtiger Kräfte beraubt. Es ist in sozialer Hinsicht unverantwortlich, wenn jene, denen es gut geht, die es nicht nötig haben, sich um die schlechter gestellten Standesgenossen nicht kümmern wollen. Gerade die bessere Lebensstellung verpflichtet zur sozialen Arbeit. Nur die bereits Durchgedrungenen können den anderen helfen.

Diese Mitwirkung aller ist um so notwendiger, als die Zahl der in diesen Organisationen Vertretenen im Vergleich zu anderen ja immer noch klein bleiben muß, so daß unsere so sehr an große Zahlen gewöhnte Öffentlichkeit leicht über die Beschwerden und Wünsche dieser Gruppe zur Tagesordnung übergeht. Vielleicht wird allerdings das Internationale jetzt die geringe Zahl ausgleichen. Die Öffentlichkeit wird sich daran gewöhnen, diese in allen Ländern aufgestellten Forderungen wichtig zu nehmen.

Die Öffentlichkeit hat allen Grund dazu. Der Fall wird kaum wieder eintreten, wo die sozialen Forderungen eines Standes so durchaus mit dem Heil der von ihm vertretenen Kunst zusammenhängen, wie hier. Sooft die Worte von „unlauterer Konkurrenz", „unwürdiger Entlohnung", „schweren Lebenskämpfen" in den Kongreßverhandlungen fielen, man kann ohne jede Phrase sagen, daß es sich dabei überall mehr um einen Kampf für die Musik, als für die Musiklehrer handelt. Haben doch bislang die musikpädagogischen Verbände von ihren Mitgliedern eigentlich nur Opfer verlangt! Die wirtschaftliche Besserung aber, die nach Durchführung der geplanten Reformen in Aussicht steht, wird in ihrer Berechtigung von niemandem angezweifelt, legt der Allgemeinheit keinerlei Opfer auf und ist nur eine ganz natürliche Folge der dieser Allgemeinheit und der Kunst überhaupt zukommenden Verbesserungen der Gesamtlage.

Der diesmalige Kongreß konnte übrigens in der zuversichtlichen Stimmung eröffnet werden, daß eine stetig geleistete Arbeit niemals umsonst ist. Denn wenn vor einigen Wochen bei der Beratung der Budgetkommission der Minister auf die von einem konservativen Redner vorgebrachten Beschwerden über die Verhältnisse im heutigen Musikunterricht antwortete, daß der Staat schon längst diese Übelstände im Auge habe, daß ein Zusatz zur Gewerbenovelle in Aussicht genommen sei, und daß die noch in Geltung stehende Kabinettsorder von 1834 und 1839 künftig wieder in Anwendung gebracht werden solle, so darf sich der Deutsche Musik-

pädagogische Verband an dieser Entwicklung der Dinge das Hauptverdienst zuschreiben. Er hat die Abgeordneten für diese Reformgedanken gewonnen, er hat in immer erneuten Petitionen dem Ministerium zugesetzt, hat sich durch alle abschlägigen Bescheide und die offen zutage liegende Unfreundlichkeit der Behörden nicht abschrecken lassen.

Was der Kultusminister in Aussicht stellt, bedeutet aber vor allen Dingen die genaue Überwachung aller Musikschulen und eigentlich auch bereits der Musiklehrer. Sicher wird es noch lange dauern, bis hier das erstrebte Ziel erreicht wird, daß der Musikunterricht vom Staate so streng überwacht wird, seine Erteilung so an Befähigungsnachweise und Konzessionen geknüpft wird, wie bei allen anderen Lehrfächern. Aber wenn nur erst wieder einmal Mittel vorhanden sind, um gegen die gröbsten Mißbräuche einzuschreiten, so ist schon immerhin etwas gewonnen. Viel mehr noch ist gewonnen dadurch, daß dem Publikum nun allmählich klar werden muß, wieviel auf diesem Gebiete in Unordnung ist. Hat aber erst das Publikum erkannt, daß der Musikunterricht keine Spielerei ist, ist es den Eltern zum Bewußtsein gekommen, daß sie bei der Wahl des Musiklehrers für ihre Kinder mit derselben Gewissenhaftigkeit vorzugehen haben, wie bei allem anderen Unterricht, so werden sie schon von sich aus nach Mitteln suchen, durch die sie vor Betrug und Irreführung geschützt werden.

So ist es denn ein außerordentlich großer Fortschritt, daß das Königreich Sachsen mit dem 1. April 1913 eine Prüfungsordnung für Musiklehrer und Musiklehrerinnen einführt, die zwar nicht obligatorisch ist, so daß also auch in Zukunft, ohne daß man sich dieser Prüfung unterzogen hat, Privatmusikunterricht erteilt werden darf. Es ist aber sicher, daß gerade die tüchtigen Lehrkräfte sich künftig mit Freuden dieser Prüfung unterziehen werden, und dann auch zu erwarten, daß das Publikum den staatlich geprüften Musiklehrer dem ungeprüften vorziehen wird. Auch die Ausübung der Heilkunst steht ja jedem frei, dennoch geht der Kranke zum approbierten Arzt. Für uns ist es besonders wertvoll, daß diese sächsische Prüfungsordnung als unerläßliche Vorbedingung vom Prüfling eine höhere Stufe der allgemeinen Bildung fordert, und zwar für Musiklehrer das Zeugnis zum einjährig-freiwilligen Dienst, für Musiklehrerinnen den Abschluß der zehnstufigen höheren Töchterschule.

Hier ist entschieden der springende Punkt, allerdings auch der Punkt, der für weite Kreise — zumal der Künstler — zu einem großen Stein des Anstoßes geworden ist. Man macht mit Recht geltend, daß es viele tüchtige Musiklehrer gibt und gegeben hat, die diese wissenschaftliche Prüfung nicht bestanden haben. Man sieht wohl gar in ihnen eine Beeinträchtigung der Freiheit der Kunst. Es kann hier nicht schroff genug widersprochen werden. Es handelt sich hier nicht um Kunst, sondern um Unterricht in der Kunst. Das ist etwas Grundverschiedenes. Wenn man es heute schon ganz in der Ordnung findet, daß der Staat von jedem Turnlehrer, jeder Handarbeitslehrerin die Erfüllung dieser Bedingungen allgemeiner Bildung verlangt, so muß man bei der hohen geistigen Bedeutung des Musikunterrichts sie hier erst recht billigen. Ganz entschieden hängt auch die höhere soziale Stellung des Musiklehrers aufs engste mit dieser allgemeinen Bildung zusammen. Einzelne Ausnahmen bestätigen bloß die Regel. Für diese Ausnahmen an Lehrbegabung wird aber auch das Gesetz die ausnahmsweise Zulassung zum Lehrberuf vornehmen können.

Bei den Berichten, die die ausländischen Delegierten über die soziale und ökonomische Lage des Musiklehrerstandes und die Güte des Musikunterrichts in den verschiedenen Ländern erstatteten, kehren eigentümlicherweise immer die Sätze wieder, daß das gesellschaftliche Ansehen des Musiklehrers durchaus seiner allgemeinen Bildungsstufe entspreche, daß sich danach auch die Bezahlung richte und natürlich auch die Güte des Unterrichts. Es scheint übrigens, daß in keinem anderen Lande diese Verhältnisse so schlecht sind, wie gerade in Deutschland und allenfalls auch in Österreich, was natürlich aufs engste mit dem Massenangebot an Unterricht zusammenhängt, das seinerseits wieder durch die Massennachfrage nach Musikunterricht in den ungebildeten Ständen hervorgerufen ist. Diese ungeheure Steigerung des Musikbetriebes in

den weitesten Bevölkerungskreisen Deutschlands hat es ja erst allen jenen Spekulanten oder üblen Existenzen als verlockend erscheinen lassen können, dieses Unterrichtsverlangen nach Musik bei den Unerfahrenen für sich auszunutzen. Welche unglaublichen Zustände vor allem an den zahllosen kleinen Musikschulen, die sich aber der hochtrabendsten Titel bedienen, herrschen, belegte mit zahlreichen Beispielen Hans Schaub in seinem Vortrage: „Die soziale Lage der Musiklehrenden im Deutschen Reiche“.

Wir haben ja im Türmer auch immer wieder solche Beispiele einer üblen Reklame beigebracht und nachgewiesen, wie sich in diesen Fällen die zwiefache Ausbeutung armer Lehrkräfte und unerfahrener Unterrichtsuchender mit dem völligen Versagen des hier erteilten Unterrichts verbindet. Es ist ganz unmöglich, daß der Staat diese unglaublichen Zustände noch länger dulden kann. Weiteste Kreise des Volkes werden hier in schnödester Weise geistig und materiell betrogen. Nur eine gute Seite ist diesen Zuständen abzusehen, die Tatsache nämlich, daß in unserem Volke eine unbezähmbare Liebe zur Musik besteht, daß dieses Volk zu den größten Opfern bereit ist, um seine Musikliebe zu befriedigen. Denn die Tausende und Abertausende von Schülern, welche diese obskuren Musikschulen an sich locken, die jährlich ein Millionenkapital aufbringen, entstammen zumeist den kleinbürgerlichen und Arbeiterkreisen. Um so niederschmetternder ist es, daß diese schwer gebrachten Opfer unnütz vertan sind, ja daß durch die Art des hier erteilten Unterrichts, des ganzen unwürdigen Musikbetriebs, der an solchen Anstalten herrscht, der angeborene natürliche Sinn für gute Musik verbogen wird, daß also diese weiten Kreise auch für das Empfangen von Musik verdorben werden.

Aus diesen Tatsachen folgerte ich in einem Vortrage „Die Volksmusikschule“ die Notwendigkeit, dieses große Musikbedürfnis in gesunder Weise zu befriedigen und die große Musikbegabung unseres Volkes auf Wege zu lenken, die zum Ziele einer gesunden Musikfreude und der Durchdringung unseres ganzen Lebens mit Musik führen. Die helle Begeisterung, mit der diese Ausführungen, die ich den Türmerlesern im nächsten Heft noch näher unterbreiten will, aufgenommen wurden, berechtigt zur Hoffnung, daß diese wichtige Kulturarbeit, zu der alle wahren Musik- und Volksfreunde mitberufen sind, bald aus dem Zustande des Planes zu dem der Tat übergeführt werden dürfte. Es besteht schon im einzelnen vielerlei, was uns hier unterstützen kann, man braucht nur alle diese Kräfte zusammenzufassen, um bereits eine wichtige Grundlage zu haben. Wieviel erreicht werden kann, bezeugen auch Fälle wie die Ausbreitung des Geigenspiels in den ärmeren Volksschichten Londons, von denen Professor Paul Stöving in einem schönen Vortrage „eine neue Mission der Geige“ berichtete. Was hier ein von Privatinteressen eingegebenes Unternehmen an wertvollen Ergebnissen zeitigen konnte, muß sich doch auch verwirklichen lassen, wenn man die höchsten Volksinteressen im Auge hat.

Es liegt in der Natur der Sache, daß es nur einzelne Vorträge sind, die in dem Verhandlungsstoffe eines solchen Kongresses von Fachleuten der breiteren Öffentlichkeit unmittelbar Teilnahme abgewinnen können. Auch dieser erste internationale musikpädagogische Kongreß brachte an fünfzig Vorträge, dazu zahlreiche, oft außerordentlich belebte Diskussionssitzungen. Vielfach mußte in mehreren Sälen gleichzeitig getagt werden, zumal für jene Fragen, die sich mehr an den Spezialisten wandten. Als besonders wichtige Gruppe wären hier die für Gesangskunst, für Klavier- und Violintechnik und vor allen Dingen für den Gesang in den Volksschulen zu erwähnen. Die Leitung eines künftigen Kongresses wird gut daran tun, noch schärfer zwischen Fragen der Allgemeinheit und solchen der Sondertätigkeit zu unterscheiden und diese der Zeit nach auseinanderzuhalten. Es ist unbedingt notwendig, daß wenigstens sämtliche Fachgenossen sich an der Beratung ihrer allgemeinen Standesfragen, seien sie sozialer oder künstlerischer Natur, beteiligen. Jetzt konnten so wichtige Fragen, wie die Bekämpfung der musikalischen Schundliteratur (Dr. Hans Rothardt) und der musikalischen Volksbibliotheken (Dr. Paul Marsop) nur vor einem Teil der Kongreßbesucher behandelt werden, weil gleichzeitig noch wichtige andere Sonderverhandlungen schwebten.

Alles in allem aber dürfen die Veranstalter des Kongresses mit Befriedigung auf seinen Verlauf zurückblicken. Es ist bei diesem Kongreß weniger gefeiert, aber mehr gearbeitet worden, als es im allgemeinen bei Kongressen der Fall ist. Und wenn in der Zahl der Teilnehmer die sogenannten großen Namen fehlten, so hat das sicher der Arbeitsleistung keinen Eintrag getan. Wir sind jedenfalls fest überzeugt, daß auch dieser Kongreß das moralische Gewicht vermehren wird, mit dem der Staat zu den ihm obliegenden Reformen auf dem Gebiete des Musikunterrichts gezwungen wird, und daß auch die Erkenntnis der sozialen Pflichten, die der Künstler gegen seine Standesgenossen wie gegen die Allgemeinheit hat, vermehrt worden ist.

Dr. Karl Storck



Zwei Menschenalter

Dem ersten Band ihres Werkes „Das nachklassische Weimar" hat nun Adelheid von Schorn den abschließenden zweiten Band folgen lassen (Weimar, Verlag G. Kiepenheuer; geh. 7 M, geb. 8 M). Gleichzeitig erschien im Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, ihr wertvolles Memoirenwerk „Zwei Menschenalter" in zweiter, veränderter Auflage (geh. 6 M, geb. 7,50 M). Damit liegen hier nun einige sachliche Bände vor, die für jeden Freund Weimars und spätweimarischer Kultur schlechthin unentbehrlich sind.

Die betagte Verfasserin war für diese gar nicht leichte Arbeit ganz besonders befähigt, da sie — wie schon bei Besprechung des ersten Bandes im Türmer hervorgehoben wurde — mit ihrem Stoff verwachsen ist, ihren Stoff gewissermaßen erlebt hat. Sie ist zudem eine sachliche Natur; es stand ihr ungedrucktes Material zur Verfügung, und durch die Freundschaft ihrer Mutter, einer geborenen von Stein, mit der Prinzessin Wittgenstein und Franz Liszt, die dann beide auch der Tochter herzlich befreundet waren, stand sie dem Lisztkreise außerordentlich nahe.

Der geniale Franz Liszt steht im Mittelpunkt beider eben genannter Bände. Er war in den vierziger Jahen nach Weimar berufen worden und brachte rasch das künstlerische Blut im Ilmstädtchen zum Pulsieren, zumal auch durch seine glänzenden Wagner-Aufführungen. Man unterschätzt gemeinhin ein wenig den hochsinnigen Großherzog Karl Alexander; es ist darum begrüßenswert, daß der zweite Band des „Nachklassischen Weimar" ein gut ausgeführtes Charakterbild dieses Fürsten an der Spitze bringt. Der Knabe war noch ganz „im Duft der Goethezeit" aufgewachsen; und sie blieb des vornehm gesinnten Mannes innerliche Heimat. Jedenfalls betont die Verfasserin, „daß das geistige Leben Weimars im neunzehnten Jahrhundert, nach Maria Paulowna, fast durchweg ihrem Sohne zu verdanken ist". Besonders in intimen Kreisen traten die edelmenschlichen Züge des Fürsten angenehm hervor; man lernte dann in ihm „einen gebildeten, denkenden, guten und sehr pflichttreuen Menschen schätzen". Fesselnd ist auch die Schilderung des Hoftheaters unter Franz Dingelstedts Leitung. Man weiß, daß damals (1858) jener Theaterskandal in Szene gesetzt wurde, dem der „Barbier von Bagdad" des feinen, stillen, hochbegabten Cornelius zum Opfer fiel. Das wirkte auf Liszt weiter, der unter den Nachwirkungen solcher Niederträchtigkeiten den Dirigentenstock vorläufig niederlegte; auch Cornelius verließ sein geliebtes Weimar. Hier scheint der sonst so gern ausgleichende Großherzog dem einflußreichen Dingelstedt gegenüber versagt zu haben. Und noch in einem andren Punkte versagte der Fürst. „Ein nie zu vergessendes Weh geschah Liszt damit, daß er es nicht erreichen konnte, das von Richard Wagner geplante Festspielhaus für seine Nibelungen in Weimar errichtet zu sehen. Längst hatte er den Fürstlichkeiten von diesem Riesenplan gesprochen, vielleicht auch einige Versprechungen erhalten, aber ausgeführt wurde nichts. Der verbannte Revolutionär, der für seine Werke solche Ansprüche machte, wurde für überspannt gehalten." Auch richtete Großherzogin Sophie ihr Augenmerk mehr auf praktische Wohltätig-

keit; des Großherzogs eigene Geldmittel waren beschränkt; und beide Fürstlichkeiten waren keine eigentlich musikalischen Naturen. So fehlte das schöpferische Gefühl für die Zukunftsmöglichkeiten des Wagnerschen Lebenswerkes, was man ihnen letzten Endes — im Hinblick auf das Verhalten der damaligen Zeitgenossen, z. B. der Kunststadt München, gegen Richard Wagner — weiter nicht übelnehmen kann.

Über diese und andre Gestalten und Ereignisse (Einrichtung der Schillerstiftung, Neubau der Wartburg, Shakespearefeier, Hebbels Besuche, höfisches Leben usw.) findet man quellenmäßige Beiträge im zweiten Bande des „Nachklassischen Weimars".

Menschlich noch wärmer und unmittelbarer berühren die „Zwei Menschenalter". In vielen Abschnitten ein äußerst fesselndes Buch! Auch hier sind achtzehn Abbildungen dem stattlichen Bande beigegeben, darunter als letzte ein Bildnis des edlen Heinrich von Stein, eines Neffen der Verfasserin (nach einer Zeichnung von P. v. Joukowsky); das ganze letzte Kapitel ist diesem Frühgestorbenen gewidmet und bildet eine wertvolle Ergänzung zu allem, was sonst über Steins Wesen und Werden geschrieben worden ist. Es geht ein warmer Zug persönlichen Erlebens durch dieses Buch, aus dem man die Denkart und Empfindungsweise der Verfasserin selber am besten kennen lernt.

Da ist es vor allem das herrliche Verhältnis zu ihrer Mutter, was uns in der ersten Hälfte des Buches die Verfasserin naherückt. „Wenn jemals eine Mutter aus Liebe zu ihrem Kinde gelebt hat, so war es die meine. Ich habe nie wieder ein so schönes, inniges Verhältnis gesehen, eine so ausschließliche, heiße Liebe zwischen Mutter und Tochter, wie sie zwischen uns herrschte. Ich war nie von meiner angebeteten Mama getrennt und lebte eigentlich nur in der Zeit, die ich neben ihr zubrachte; jede Stunde, die ich von ihr entfernt sein mußte, war mir eine Qual, ich hatte dann beständig Angst, es könne ihr etwas zustoßen" (S. 12). Wenn die phrasenlose Verfasserin das ausspricht, so ist es nicht als übertrieben oder sentimental zu deuten, sondern als ein eigenartiges, man könnte sagen biologisches Verhältnis zweier Lebewesen. Und sie, die immer unvermählt blieb, fährt dann fort: „Eine glückliche Jugend wirft ihren Schein über das ganze Leben. Ich glaube, daß jeder Mensch sein vollgemessen Anteil an Liebe braucht, wenn er mit unzerknicktem Herzen die Kämpfe und Schmerzen des Lebens bestehen soll. Wer kann wissen, wie viel oder wie wenig ihm die späteren Jahre davon noch bringen werden? Alle Liebe, mit der ein Kind überschüttet wird, ist eine Stärkung, eine Aufspeicherung dessen, was wir bedürfen, um nicht unglücklich zu werden. Der Vorrat von Liebe, den unser Herz einheimst, kann gar nicht groß genug sein."

Diesen schönen Worten fügen wir hinzu, daß der Verfasserin Leben gleichsam eingerahmt war von edler Liebe: in der Jugend durch die Mutter, im Greisenalter durch die innige Freundschaft mit dem nun gleichfalls verblichenen Joukowsky, der in der Sterbestunde eines Wagner und eines Liszt zugegen gewesen war. Was dazwischen lag, ausgehend von den Herzensbeziehungen der Mutter zur Prinzessin Wittgenstein, das erzählt sie in diesem Buche und belegt es durch zahlreiche, in dieser neuen Auflage aus dem Französischen übersetzte Briefe. Auch fesselt eine Reise im Kriegsjahr 1870 nach dem Elsaß; und nicht minder die Reise zur Grundsteinlegung und später Eröffnung nach Bayreuth, wobei sich allerdings ein menschlich herzliches Verhältnis zu Wagners unberechenbarem Genie nicht ergab, wie die Verfasserin ohne Übelnehmen und fast mit Humor an einem markanten Beispiel dartut.

Die Erinnerungen, die sie hier niederlegt, erstrecken sich von den dreißiger Jahren bis in unsre Tage; Weimar und Rom sind Mittelpunkte der Ereignisse und Beobachtungen; eine Reihe von bedeutenden und eigenartigen Menschen zieht an uns vorüber. In ruhiger Sprache und Darstellung sind die Erlebnisse gestaltet. „Diese Menschen sind nun fast alle dahingegangen; ich will ihnen ein kleines Denkmal in diesen Blättern setzen", bemerkt die greise Verfasserin. Das hat sie redlich getan. Und hat dabei sich selber ein schönes Denkmal gesetzt.

F. Lienhard



Vom Tage

Die Kino-Oper. Da kann der arme Kientopp nicht mehr mit, und der Teufel wird durch Beelzebub ausgetrieben. Denn im Kinodrama sind die Menschen stumm; auch die grausigst-schöne, schauerlich-nervenzerrende Szene dauert darum nur Sekunden, Minuten. Wie konnte man so die Heilkräfte der Musik übersehen! Nicht nur, daß sie auch den Sinn des Gehörs noch packt, sie hat die Fähigkeit zu dehnen und die innersten, die „stummsten" Qualen noch zur Hörbarkeit herauszupressen. Der italienische Verismo hatte den Weg in diese Stoffwelt gewiesen, sein Begründer G. Puccini hatte in „Tosca" die musikalische Ausbeutung der Folterqualen für Körper und Seele vollbracht und zeigte in „Madame Butterfly", wie kümmerlich unbeholfen die früheren Komponisten waren, wenn sie einem Selbstmörder nur noch eine kurze Arie, dabei meistens noch eine melodische, gönnten. Aber erst in seinem „Mädchen aus dem goldenen Westen" hat Puccini das Ideal der Kino-Oper verwirklicht. Man denke: ein kalifornisches Goldgräberlager in der Zeit des Goldfiebers 1849—1850 ist der Schauplatz. Außer den Goldgräbern treten ein Sheriff, der Agent einer Transportgesellschaft, ein Postillion, der berühmte Räuber Ramerez (beinahe Gentleman) und ein inmitten dieser Gesellschaft unsagbar reines Mädchen, Minnie, die Inhaberin der Schenke „Polka", auf. Ferner Mestizen, Indianer, viele Pferde und eine Masse Revolverschüsse. Etliche von denen gehen bereits im ersten Akt los, der in der Schenke spielt. Falschspiel, rohe Lynchszene, Rauferei aus Eifersucht, schreckliches Heimweh, Edelmut der Goldgräber, allgemeine Verliebtheit in die Wirtin, die den großen Buben, nachdem sie sie gehörig zum Trinken animiert hat, zum Entgelt eine Bibelstunde hält. Danach wilde Werbung des Sheriffs um Minnie, die ihn schroff zurückweist. Ein Fremder kommt, Richard Johnson nennt er sich. Zwischen ihm und Minnie blüht sofort die Liebe auf, genährt von alten Erinnerungen. Gegen des Sheriffs Eifersucht schützt Minnie den Fremden, ja sie tanzt sogar mit ihm. Ein Mestize, Mitglied der Räuberbande des Ramerez, wird hereingeschleppt. Er verspricht, die Goldgräber auf die Spur des gehaßten Räubers zu bringen. Seltsam berührt uns Johnsons Verhalten, dem der Mestize zuflüstert. Dann jagen die Goldgräber in die Nacht hinaus. Johnson und Minnie bleiben allein zurück. Über dem Faß, das das Gold der Gräber birgt, halten sie ein langes, langweiliges Liebesgespräch.

Zweiter Aufzug. Eine Stunde ist seit dem ersten vergangen. Minnies Wohnung. Ein Indianerweib besorgt ihr den Haushalt. Minnie schmückt sich wie zu einem Fest, denn Johnson kommt noch, um das weise Gespräch von vorhin fortzusetzen. Es kommt zu Küssen und ewigen Liebesschwüren. Draußen ist ein furchtbarer Schneesturm losgebrochen, dazwischen hört man Schüsse und Rufe. Es pocht an die Tür. Minnie hat eben noch Zeit, Johnson zu verstecken. Eintritt der Sheriff mit einigen Goldgräbern. Die haben herausgebracht, daß Johnson der gesuchte Räuber Ramerez ist. Seine Spur weist hierher. Minnie weiß sie zu täuschen, obwohl sie innerlich zusammenbricht, als man ihr sagt, daß eine berüchtigte Dirne des Räubers Geliebte sei. Die Verfolger gehen weg. Wilde Szenen zwischen den Liebenden. Ramerez ist natürlich ein edler Räuber. Er nimmt Abschied von Minnie. Kaum ist er draußen, fällt ein Schuß. Schwer verwundet schleppt sich Ramerez-Johnson herein. Minnie versteckt ihn auf dem Boden ihres Hauses. Es folgt der Sheriff, der umsonst den Banditen sucht. Ein Blutstropfen bringt ihn auf die Spur. Er zwingt den Verwundeten herunter. Über ihm spielt Minnie mit dem Sheriff um des Geliebten Leben. Sie selbst ist der Einsatz. Sie gewinnt, allerdings durch Falschspiel.

Dritter Aufzug. Eine Woche später. Die Goldgräber sind auf der Jagd nach dem Räuberhauptmann. Dre Sheriff hat reinen Mund gehalten, und keiner weiß, daß der Gesuchte so lange in der verehrten Minnie Hause war. Bei der Flucht des Genesenen ist man ihm auf die Spur gekommen. Bald wird er auch von den Verfolgern gebunden hereingeschleppt. Er soll gehängt werden. Während der Sheriff in wollüstiger Rache noch den geeigneten Baum aussucht, kommt

Minnie herangejagt und bettelt sich den Geliebten von den ihr zu Dank verpflichteten Goldgräbern los. Dann ziehen beide Arm in Arm von dannen in die Ferne, wohl um das neue Leben anzufangen, von dem sie zuvor gesprochen.

Was kein Kino fertiggebracht hat, ist hier erreicht. Die Spielszene über dem Schwerverwundeten dauert eine Viertelstunde, noch länger steht am Ende Johnson am Henkerpfahl. Es ist nicht einmal der Versuch zu irgendeiner Charakteristik, zur psychologischen Verknüpfung der Vorgänge gemacht. Wie konnte Puccini, der Komponist der „Bohême", diesen Stoff ergreifen? Die „Tosca" ist ein psychologisches Meisterwerk voll edlen Empfindens dagegen! Die Erklärung gibt vielleicht die Musik. Auch Puccini scheint dem Schicksal der jungitalienischen Schule zu verfallen, sich rasch auszuschreiben. Wohl sind auch hier noch einige packende Stellen. Das Heimwehlied im ersten Akt, die dumpf untermalte, rhythmisch eigenartig belebte Spielszene im zweiten, stehen obenan. Auch die Verwendung exotischer Melodien gibt manche aparte Klangreize. Aber selbst diese besseren Stellen sind eigentlich nur Wiederklang des früher von ihm Gehörten. Sonst ist nichts als Öde, furchtbare Öde, und die Musik hat kein anderes Verdienst, als lange Stellen hindurch den Text völlig zuzudecken und unverständlich zu machen.

Man fragt sich umsonst, weshalb das Deutsche Opernhaus zu Charlottenburg, das so tapfer und ernst arbeitet, dieses Werk dem deutschen Spielplan einzufügen für nötig fand. Denn daß ein äußerer Erfolg dabei erreicht wurde, ist in unserem Zeitalter der Kinodramatik natürlich. Außerdem war die Aufführung und Inszenierung sehr gut.

Was sollen uns eigentlich alle Feiern großer Gedenkzeiten nutzen, wenn wir daraus keine Lehre für unser eigenes Verhalten gewinnen? Man schickt sich überall an, den hundertsten Geburtstag Richard Wagners zu feiern, und dazu liefert man nun auch die Oper der wildesten Schauerdramatik, der verlogensten Gefühlsmache und öder Brutalität aus.

* * *

Der Buchstabe tötet. Der „Freien Volksbühne" in Berlin ist vom Polizeipräsidenten die Karfreitagsaufführung eines Oratoriums untersagt worden, weil der gewählte Raum, die „Neue Welt" in der Hasenheide, nicht zu denjenigen Lokalen gehöre, in welchen nach den Polizeibestimmungen am Karfreitag Vorführungen geistlicher Musik stattfinden dürfen. — Es bleibe dahingestellt, ob jene im Rechte sind, die meinen, das Verbot wäre gegen einen Verein, der nicht so viele politisch „mißliebige Mitglieder" enthält, nicht ergangen. In jedem Fall bleibt die Frage nach dem Sinn einer solchen Verfügung. Wollte der Herr Polizeipräsident das Kunstwerk vor Entweihung schützen, die in der Aufführung an einer dem Tanz gewidmeten Stätte liegen könnte? Aber er gestattet am Karfreitag Oratorienaufführungen in Theatern, in denen jahraus, jahrein frivole Operetten herrschen. Befürchtete er, der ausgelassene genius loci der „Neuen Welt" könnte die Versammlung überkommen und unfähig machen zum Empfang eines edlen Kunstwerks? Er durfte in jeder Hinsicht beruhigt sein. Das Kunstwerk wird nicht durch einen Aufführungsort entweiht, es weiht die Stätte; die Menschen aber, die sich am Karfreitag hier eingefunden hätten, beburften keines Stimmung machenden Raumes. Diese Stimmung gewinnen sie aus ihrem Verlangen nach Kunst. Bleibt also nur die Tatsache, daß die Polizei auf Grund eines unbelebten Buchstabens einige Tausend Menschen um einen edlen Genuß, einige erhebende Stunden gebracht hat. Vor dem Richterstuhl einer höheren Vernunft würde ihr die Rechenschaft nicht leicht fallen für den Schaden, den sie so dem innersten Volkstum zufügt. Und hat die Polizei dafür etwas Positives geleistet? Nun eben, sie hat einige tote Buchstaben vor einer lebendigen Auslegung geschützt. R. St.





Die Befreiungskriege und die Sozialdemokraten

Die Jahrhundertfeier ist verrauscht. Die Feste sind gefeiert. Eine kritische Anmerkung muß nun gestattet sein.

Die Sozialdemokraten haben sich von ihrem Standpunkt aus in zahlreichen Artikeln und Broschüren mit dem Jahr 1813 befaßt; die Teilnahme an der offiziellen Feier aber haben sie abgelehnt, und infolgedessen ist ihnen in vielen Organen alle nationale Ehre, alle nationale Kultur, alles nationale Gefühl abgesprochen worden. Zum Teil in sehr starken Ausdrücken.

Es ist nun gewiß ein sehr ernstes Zeichen unserer inneren Entwicklung, daß wir uns nicht einmal in solchem Jahr einmütig zusammenfinden können. Wem die Schuld für diese Entwicklung aufgebürdet werden muß, kann weder noch soll es an dieser Stelle untersucht werden. Wir begnügen uns mit der sorgenschweren Tatsache.

Nachdem wir aber die Tatsache hingenommen haben, fragen wir: „Ist es notwendig, daß unter so bewandten Umständen die verschiedenen Schichten unseres Volkes mit künstlichen Mitteln noch weiter auseinandergerissen werden? Ist es notwendig, die oben erwähnte, sehr ernste Tatsache noch zu vergiften?"

Vergiftet aber hat man sie, wie eine kurze Betrachtung lehren wird.

Wer sich nicht an irgendwelche Entgleisungen dieses oder jenes Redakteurs halten will; wer das politische Bild in seinen Hauptzügen betrachtet, muß einräumen, daß die Sozialdemokraten aus demokratischen Gründen der offiziellen Jahrhundertfeier ferngeblieben sind. Das Jahr 1813 hat auch für den bürgerlichen Historiker ein doppeltes Gesicht, je nachdem man die nationale Erhebung gegen Napoleon oder die innerpolitischen Zustände betrachtet, die nach dem Krieg dem preußischen Volk geboten wurden. Für die Sozialdemokraten sind diese innerpolitischen Zustände entscheidend gewesen. Der nationalen Volkserhebung haben sie, sowohl in Artikeln als in Broschüren, alle Ehre angedeihen lassen.

Wenn die Dinge aber so liegen, kann man ihnen vielleicht demokratischen Radikalismus vorwerfen, niemals aber nationale Würdelosigkeit. Man kann ihren Radikalismus geißeln, wie man nur immer will. Wenn man ihnen aber nationale Empfindungslosigkeit unterstellt, wo sie als Demokraten handeln, fälscht man ihre Motive.

Dadurch aber wird die vorhandene Situation in ganz überflüssiger Weise verschlimmert.

Die Wahrheit

In unserer demokratischen Zeit, schreibt Rosegger im „Heimgarten", sind auch die Kriege demokratischer geworden. Die höchsten Herren, die einst Kriege anzustiften liebten, eilen jetzt zusammen, um sie zu verhindern. Wegen Kronen und Dynastien geht's heute selten her, wohl aber wegen Kaffee, Knoppern, Ochsen und Schweinen und anderen Geschäftssachen. In Europa ist es immer mehr, daß die Kriege nationale Ur-

sachen haben. Das sind richtige Volkskriege. Die Rassen und Nationen wollen sich reinlich von fremden scheiden und große, geschlossene Einheiten bilden. Wenn das überhaupt möglich wäre, so könnte es sich wohl zutragen, daß nach fünfzig Jahren in Europa nur drei Reiche stünden: Romanien, Germanien, Slawien. Die drei hätten alle übrigen kleinen verwandten Stämme in sich aufgesogen. Nur etwa Madjarien bliebe auf dem Dreivölkertisch als Paprikabüchsel stehen.

Und wenn diese Arbeit vollführt wäre, dann nationaler Friede? Keine Idee! Sobald die Stämme einer Rasse sich zu einem großen Volks- und Staatskörper zusammengeschlossen hätten, würden sie nichts Wichtigeres zu tun wissen, als wieder auseinander zu streben. Und zwar in wüster Weise. Kämpfe zwischen Verwandten sind immer die erbittertsten und unversöhnlichsten. Die Romanen würden sich erinnern, daß es einmal ein Frankreich, ein Italien, ein Spanien gegeben hat. Die Slawen würden nicht schlafen können, ohne wieder Russen oder Tschechen oder Serben oder Polen geworden zu sein, und die Germanen? — Reden wir nicht davon.

Die Wahrheit ist, daß sie oben und unten, hüben und drüben zeitweilig ihre Kriege haben wollen, und daß sie imstande sind, diesen Kriegen alles, alles hinzuopfern, was eine gesittete Kultur in Jahrhunderten an Gutem und Schönem hervorgebracht hat. Und wenn ein paar Völker in grausem Wahnsinn sich halb zu Tode gemetzelt haben, liegen sie ohnmächtig da und sind eine Weile wieder brav. Es ist aber nur die Bravheit der Erschöpfung.

*

Auch ein Friedensfürst

In Montpellier hat vor dem Kongreß der französischen Gegenseitigkeit und im Beisein des Präsidenten der Republik Fürst Albert von Monako eine schöne Rede für den Frieden gehalten. Ruhm, Ansehn und Gedeihen seien nur von einer Milderung der Sitten zu erwarten. Alle menschliche Tätigkeit leide unter der zerstörenden Wirkung kriegerischer Drohungen ...

Auch die Spielbank von Monako würde unter einem großen Kriege zu leiden haben und wesentlich deshalb mag ihr Fürst, um seinen Anteil an dem Spielgewinn besorgt, für den Frieden eintreten.

*

Der Reichstag unter der Lupe

Bei der Wahlrechtsdebatte im ungarischen Abgeordnetenhause hat sich Präsident Graf Tisza sehr absprechend über den Deutschen Reichstag geäußert. Er sagte u. a.:

„Was die Wirkungen des allgemeinen Wahlrechts in Deutschland anbelangt, so muß ich sagen, daß das allgemeine Wahlrecht nirgends so destruktive Ergebnisse erbrachte wie im Deutschen Reich. (Allgemeine Zustimmung.) Nach Lage der Dinge ist die reichsdeutsche Gesellschaft einheitlich konsolidiert, nüchtern und intelligent. Dennoch muß ich das Hohe Haus fragen, wo denn im Deutschen Reichstag das gewaltige geistige und sittliche Kapital vertreten ist, das die große reichsdeutsche liberale Intelligenz repräsentiert. Dann muß ich fragen, wie wohl, wenn in Deutschland der Parlamentarismus bestehen würde, die parlamentarische Regierung aussehen müßte, die aus einem solchen Reichstag hervorgehen könnte."

Diese Äußerungen des Grafen Tisza glaubte die „Berl. Volksztg." aufs schärfste zurückweisen zu müssen. Sie selbst aber brachte wenige Tage später einen Artikel „Diätenkorruption im Reichstag", in dem die Arbeitsmethode des Reichstags als ein „Wettrennen um den Tausendmarkpreis" gebrandmarkt wurde. Seitdem die Diäten in der Form von Anwesenheitsgeldern eingeführt seien, würden die Tagungen des Reichstags immer kürzer, der Reichstag schalte sich immer mehr selber aus. Und zwar so: „Die 3000 ℳ, die die Reichstagsabgeordneten als Diäten beziehen, sind in Monatsraten eingeteilt, von denen die erste am 1. Dezember eines jeden Jahres ausbezahlt wird. Der Reichstag wird infolgedessen immer in den allerletzten Tagen des November einberufen.

Die folgenden Monatsraten sind am 1. Januar, 1. Februar, 1. März und 1. April fällig. An diesem Termin sind von den 3000 *M* Gesamtdiäten noch 1000 *M* übrig, und dieser Rest wird am letzten Tage der Session ausbezahlt. Es liegt nun ein Anreiz für die Abgeordneten darin, die Restsumme von 1000 *M* möglichst schnell zu verdienen, den Rest der Reichstagsarbeit also sozusagen im Akkordlohn zu erledigen ... Das Ansehen des Reichstags muß durch eine derartige Selbstausschaltung verlieren; dabei ist es schon jetzt viel geringer als das Ansehen der Parlamente in England und Frankreich."

Welche Charakteristik ist nun eigentlich für den Deutschen Reichstag schmeichelhafter: die des Grafen Tisza oder die der „Berl. Volkszeitung"? Und ist die Meinungsverschiedenheit der beiden gar so erheblich —?

*

Rote Freiheit

Ein Arbeiter schreibt der „Berliner Volkszeitung":

„Vor Monaten habe ich schon zum Terrorismus meiner Organisationskollegen einen Beitrag geliefert.

Dieser Tage erlebte ich eine frische Auflage.

Ich habe den Mut gehabt, einem der größten Hetzer die Wahrheit zu sagen; dem folgte eine Einladung zu einer Werkstattsitzung. In dieser Werkstattsitzung wurden meine anwesenden Kollegen, etwa zehn Mann an der Zahl, vom Vorsitzenden aufgefordert, ihre eventuellen Beschwerden über mich betreffs Kollegialität usw. vorzutragen. Eine lange, peinliche Pause trat ein. Niemand wollte so gemein sein, sich über mich grundlos zu beschweren. Aber die Herren von der (sozialdemokratischen) Kommission stehen nicht umsonst auf ihren Stellen. Als Praktiker wissen sie auch Rat in fataler Situation. Ich wurde aufgefordert, das Zimmer auf kurze Zeit zu verlassen, damit über mich beratschlagt werde. Es verging eine volle Stunde. Die Sitzung wurde geschlossen.

Mich gründlich schneidend, defilieren meine Kollegen an mir vorbei. Also verfemt, in Acht und Bann gesetzt — und alles im geheimen!

Ich zog die Konsequenz: ich ging am anderen Morgen einer Arbeitsanzeige nach. Leider war die Stelle schon besetzt. Als ich dann um acht Uhr morgens an meiner alten Arbeitsstelle antreten wollte, wurde ich entlassen (der Chef war unterdessen schon mürbe gemacht worden). Also für die Festtage brotlos gemacht, als Ernährer von vier kleinen Kindern im Alter von neun Monaten bis zu zehn Jahren! Ein Familienvater, der schon wegen seiner Schwerhörigkeit einen harten Kampf ums Dasein führen muß, wird auf Initiative der Arbeiterbewegung in Verruf erklärt, mit seiner Familie verfolgt vielleicht aus Verzweiflung in den Tod getrieben — weil er der Organisation keinen Geschmack abgewinnen konnte!"

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

*

Zwei Binsenwahrheiten

Der erste Direktor der ersten deutschen Großbank, Herr von Gwinner von der Deutschen Bank in Berlin, hat zwei Aussprüche zum besten gegeben, die mindestens dartun, daß auch von den Spitzen der Hochfinanz gelegentlich mit recht dünnem Wasser gekocht wird.

Auf die Anfrage eines Aktionärs in der Generalversammlung sagte er: „Je schlechter es um einen Geschäftszweig bestellt ist, desto mehr Aussicht besteht auf Besserung." Ernsthaft betrachtet ist dieser Ausspruch nichtssagend, als Scherz aber ohne Witz.

Noch simpler war der zweite Ausspruch in bezug auf die Staffelung der zur Beratung stehenden einmaligen Vermögensabgabe für größere Vermögen. Eine solche Staffelung hält Herr von Gwinner für unnötig. Denn wer ein Vermögen von 10 000 *M* besitze, werde nur 50 *M*, wer 100 Millionen Mark besitze, aber 500 000 *M* zu zahlen haben. Also sei eine gewisse Staffelung schon da!

Ziffernmäßig ist die Rechnung richtig, und doch stimmt sie nicht. Ein Mann von 100 Millionen Mark Vermögen kann leichter 500 000 *M* aufbringen und entbehren, als ein Mann von 10 000 *M* Vermögen eine Abgabe von 50 *M*. Der kleine Mann muß unverhältnismäßig

mehr für die notwendigsten Lebensbedürfnisse aufwenden als der Millionär oder gar als der vielfache Millionär. Die Leistungsfähigkeit ist eine ungleiche und sie steigt mit dem Vermögen. Das mögen die Millionäre mit ihren Ziffernrechnungen bestreiten. Dagegen werden die Nichtmillionäre die Notwendigkeit einer zweckmäßigen Staffelung der einmaligen Vermögensabgabe behufs schärferer Heranziehung der Millionäre im Hinblick auf ihre größere Leistungsfähigkeit sehr wohl begründet finden. Deshalb sollte die Volksvertretung eine Verbesserung der Regierungsvorlage vornehmen.

*

Die Reformbedürftigkeit des Irrenrechts

In Berlin hat sich vor der 17. Zivilkammer des Landgerichts I ein Fall abgespielt, der mit greller Deutlichkeit zeigt, was eine gewissenlose Intrigantin unter dem geltenden Irrenrecht zu erreichen vermag.

Der Eisendreher Max Hundt hatte seine Frau im Verdacht ehelicher Untreue und behauptete wiederholt, daß nicht er, sondern ein Bäckermeister B. der Vater eines von seiner Ehefrau geborenen Kindes sei. Die Ehefrau, der diese Vorwürfe begreiflicherweise unbequem waren, unterrichtete nun einen Arzt dahin, daß ihr Ehemann an Verfolgungs- und Eifersuchtswahn leide. Der Arzt fragte den Mann, ob er Stimmen höre, Ohrensausen habe und sich verfolgt glaube. Der Ehemann verneinte alle diese Fragen. Nach dem Eindruck aber, den er selbst gewonnen, und mit Rücksicht auf die Angaben der Ehefrau stellte der Arzt das folgende Attest aus:

„Herr Max Hundt leidet an Verfolgungswahnsinn, er ist gemeingefährlich und bedarf der sofortigen Aufnahme in eine geschlossene Irrenanstalt."

Bald darauf erschienen einige handfeste Wärter der Maison de santé in der Wohnung des Ehemannes, brachten ihn in einen Krankenwagen und dann nach der Schöneberger Anstalt. Nach der Einlieferung erfolgte die Nachprüfung der Zulässigkeit der Internierung durch den stellvertretenden Kreisarzt. Im Attest des Kreisarztes wurde ausgeführt, daß Herr Hundt einen durchaus ruhigen und guten Eindruck mache, er werde aber von der Idee der ehelichen Untreue seiner Frau verfolgt, und darum sei die Einsperrung zulässig. Herr Max Hundt mußte daraufhin in der Irrenanstalt bleiben.

Nach einiger Zeit aber beantragte die Ehefrau aus materiellen Gründen seine Entlassung, und in der Freiheit gelang es ihm, einen Scheidungsprozeß gegen die vortreffliche Gattin anhängig zu machen. Im Laufe dieses Prozesses aber ergab die Beweisaufnahme, daß der ehebrecherische Verkehr der Frau mit dem Bäckermeister B. keineswegs eine „Wahnidee", sondern eine sehr handgreifliche Sache sei. Die Scheidung wurde infolgedessen ausgesprochen und die Schuld der Frau auferlegt.

Also: ein geistig völlig gesunder Mann wird von seiner ehebrecherischen Frau ins Irrenhaus gesperrt, weil sie zwei Ärzten erzählt, seine Zweifel in ihre Treue seien „Wahnideen". Es wird ihm keine Gelegenheit geboten, seine Ansicht zu erhärten. Die Aussagen seiner Frau, die in diesem Fall doch offenkundig Partei war, genügen, um seine tatsächlich richtigen Beobachtungen in kranke Wahnideen zu verwandeln, obwohl er in allem übrigen einen gesunden und ruhigen Eindruck macht. Die einseitigen Angaben einer gewissenlosen Intrigantin haben also genügt, einen gesunden Menschen als verrückt einsperren zu lassen. Wir fragen: Wer darf sich unter diesen Umständen überhaupt noch sicher fühlen? Es ist dringend notwendig, daß die Aufnahme in eine Irrenanstalt von einer richterlichen Entscheidung abhängig gemacht wird.

*

Mucki

Fräulein Nancy Leishmann, die Tochter „des amerikanischen Botschafters in Berlin, hat sich mit dem Herzog von Croy verlobt"; in dieser Fassung liest man's überall, und nicht einmal in den Blättern, die sonst doch auf den

Gothaer Almanach noch eifersüchtig halten, wird daran gedacht, es hätte sich doch auch der Herzog von Croy sozusagen seinerseits mit der Tochter des Mr. Leishmann verloben können.

Gar nicht so lange ist es her, daß die Münchner „Jugend“ es noch als Scherz auffaßte: wie „sie“ sich „ihn“, ihren angebeteten Mucki, zum Rendezvous bestellt, der verschämt sie erwartend auf der Bank sitzt. Und wie der schlaue Mucki, sobald der verliebten Kurmacherin ein entscheidendes Wort entschlüpft, errötend selig aufhaucht: „Sprechen Sie mit meinem Vater!“

Damals lachten wir verständnisinnig, nun wird es Ernst, und wohl um so sicherer wird es Schule machen, als wir ja schon längst mit aller Mucki-Hingabe, deren ein ganzes Volk nur fähig ist, unter dem kulturellen Sternenbanner stehen. Glory, glory, hallelujah, wenn erst an den Ufern des Rheins und der Weichsel die Jungfrau mit dem Jüngling cakewalkt und die treuen alten Herren an den Wänden sitzen und mit einem süßen Schauer des Seltsamen von legendenhaften Zeiten sich erzählen, als noch der Großvater die Großmutter nahm, long, long ago — — H.

*

Titelsucht

Seit einigen Jahren erhalten in Bayern die Direktoren und auch die älteren Professoren höherer Lehranstalten den Titel „Studienrat“. Auch in Sachsen wird dieser Titel verliehen. Nunmehr beabsichtigt in Preußen, wo bis zum Jahr 1911 einzelne Gymnasialdirektoren mit dem Titel „Geheimer Regierungsrat“ bedacht wurden, der Kultusminister, das bayerische und sächsische Vorgehen nachzuahmen und ältere Direktoren höherer Lehranstalten zu „Geheimen Studienräten“ zu machen.

„Geheimer Studienrat“! Studien werden weder geheim betrieben noch sollen sie geheim bleiben. Sinnvernünftiger wäre der Titel „Öffentlicher Studienrat“. Aber wozu der neue Titel überhaupt? Was ein tüchtiger „Direktor“ oder „Professor“ ist, weiß jedermann, die heranwachsende Jugend wie die Elternwelt. Zu solchen Männern hat man mehr Vertrauen, als wenn sie den Titel „Geheimer Studienrat“ oder gar „Geheimer Oberstudienrat“ führen und sich entweder als steife Bureaukraten gebärden oder, was auf dasselbe herauskommt, als solche angesehen werden.

*

Eine besonders schöne Gedenkfeier

Als eine solche hat wenigstens das Schöneberger Lokalblatt das Fest empfunden, das die Großsche Höhere Töchterschule zur Erinnerung an die Erhebung Preußens vor hundert Jahren veranstaltet hat. „In dem großen Turnsaal“, so wird berichtet, „versammelten sich pünktlich um neun Uhr die zirka 450 Schülerinnen vor einer dort hergerichteten Bühne, an der Spitze der festlich, zum Teil geradezu kostbar gekleideten duftigen Mädchenschar, die einen vorzüglichen Eindruck machte, die Direktorin mit dem Lehrerkollegium.“ Nach der üblichen Festrede „rezitierten Vertreterinnen der einzelnen Klassen in geschmackvoll gewählten eleganten Kostümen stimmungsvoll Meisterwerke der patriotischen Lyrik.“ Das darauf folgende Festspiel „wurde von den Darstellern, vornehmen Erscheinungen aus den ersten Klassen, flott, geschickt und lebensvoll gespielt.“

Wenn der Schmock des „Schöneberger Tageblatts“ zum Schluß noch hervorhebt, daß die Feier trotz ihres reichen Inhalts kaum eine Stunde gedauert habe, so verbirgt sich hinter dieser Bemerkung offenbar das Bedauern, daß das Programm nicht bis zur letzten Konsequenz durchgeführt worden ist. Wie hübsch hätte es sich z. B. gemacht, wenn die Damen der Selekta durch einen One step nach der beliebten Melodie „Puppchen, du bist mein Augenstern“ die große patriotische 1813-Feier würdig beschlossen hätten!

Ob übrigens wohl diese Jungfrauen von 1913 im Ernstfalle ihr schönfrisiertes Haar dem Vaterlande zum Opfer bringen würden, oder ihre „eleganten Kostüme“, oder ihre Schmucksachen, die der so hochentzückte Reporter leider zu beschreiben vergessen hat?

*

Das Auto des Landrats

Der Segen der öffentlichen Abstimmung hat sich wieder einmal schlagend erwiesen, wie folgender Fall erhellt: Der Landrat v. Uslar in Apenrade glaubte zur Erledigung seiner Dienstgeschäfte ein Automobil nötig zu haben. Der Antrag auf Anschaffung eines Autos gelangte in der öffentlichen Kreistagssitzung zur Verhandlung. Anwesend waren ohne den Landrat (ein Regierungsassessor führte bei der Erörterung dieser Frage den Vorsitz) 19 Abgeordnete. Es wurde schriftliche Abstimmung verlangt mit dem Resultat: 11 dagegen, 8 dafür. Die Sache war somit abgelehnt. Der Regierungsassessor machte jetzt aber die Wahrnehmung, daß die Abstimmung nach den Kreisbestimmungen inkorrekt wäre, es müßte öffentlich abgestimmt werden. Nachdem noch der Bürgermeister von Apenrade einen Appell an die Kreisvertreter gerichtet, jeder möge so stimmen wie bei der schriftlichen Abstimmung, so war das Resultat: 12 dafür und 7 dagegen — — L. H.

*

Moderne Folter

Die Zeitungen verbreiten folgende Nachricht: „Die Affäre des Adventisten Naumann hat jetzt ihr Ende gefunden. Naumann hat sich, wie erinnerlich, als Vertreter der Sekte der Adventisten vom siebenten Tag jahrelang zu Gefängnis verurteilen lassen, da er am Sonnabend keinen militärischen Dienst tun wollte. Kürzlich jedoch trat ein Vorfall ein, der den Adventisten zum ‚Umfall' brachte. Man sagte ihm im Gefängnis, daß seine Mutter die bitterste Not leide. Sie lasse ihm sagen, er solle nachgeben und wieder Dienst tun, um vom Militär freizukommen und sie unterstützen zu können. Von dieser Zeit an tat Naumann wieder Dienst, bis er dahinter kam, daß seine Mutter ihm jene Bitte um Nachgiebigkeit gar nicht hatte zukommen lassen. Er verweigerte von da an wieder jeden Sonnabend den Dienst. Man ließ ihn schließlich ärztlich untersuchen, und auf Grund des ärztlichen Gutachtens wurde er jetzt für dienstuntauglich erklärt und vom Regiment entlassen."

Ich will der Frage nicht weiter nachgehn, ob diese „ärztliche Untersuchung" nicht schon vor Jahren die „Affäre Naumann" hätte beenden können. „Normal" im Sinne der „Vernünftigen" ist ja ein derartiges Leiden für seine Überzeugungen heute keineswegs. — Dagegen scheint mir die ernste Frage am Platze, wie dieses Vorgehen zu bezeichnen ist, daß man lügnerisch die Kindestreue gegen die Mutter anruft, um den Mann „zum Umfall zu bringen". Vor Gewissensnot scheint man ebensowenig Achtung zu haben, wie vor Gewissensfreiheit, wenn es sich um einen Sektierer handelt. Ja, wir haben eben Religionsfreiheit, und der Zweck heiligt doch die Mittel, wenn es einen so erhabenen Zweck gilt, wie den Militärdienst am Sonnabend. K. St.

*

Französische Naivität und deutsche Bildung

Der „Matin" gab sich den Anschein, die Aprilnummer einer Berliner illustrierten Groschenzeitung als ernsthaft aufzufassen, und übernahm von ihr das Galvano eines aus Photographien kunstvoll zusammengestellten Scherzbildes, wie der Feldmarschall von der Goltz einem gedrillten Seehund befiehlt, zu Ehren des auf dem Bilde mit anwesenden Kronprinzen Hurra zu schreien. Daraufhin nun fettgedruckter Jubel in einigen deutschen Zeitungen über den gründlichen Reinfall des doch sonst nicht dummen Chauvinistenblattes.

Nein, ihr guten Herren, dem Matin ist es schon recht, wenn Ullstein & Co. derartige Bilder bringen, daß er sie mit der Einfalt des Reineke Fuchs seinen französischen Kindsköpfen vorsetzen kann. Ob dann in Deutschland einige Treuherzige meinen, er habe sich damit gewaltig blamiert, das ist ihm von denkbarster Gleichgültigkeit. Wenn er nur seine Leser auf Kosten dieser ihnen beständig unangenehmer, aber auch lächerlicher werdenden Deutschen belustigen und sie wieder einmal mit dem Schein des Glaubhaften auf das, was sie so gerne hören, trösten kann: daß gewisse Verhältnisse in Deutschland allmählich dem

Gipfel des Aberwitzes sich derartig nähern, daß das übrige Europa nicht mehr so lange zögern wird, endlich die Befreiung der Zivilisation von diesen in ihrer Eingebildetheit sich berauschenden abgerichteten Barbaren vorzunehmen.

Die Witze des Ullsteinschen Blattes haben aber mehr als eine Eigenschaft, die sie nicht bloß als mitleidswert erquält mit Achselzucken hinzunehmen Anlaß gibt. Sie stellen sich neuerdings jeweils zum Quartalswechsel ein, und wenn sie in der Tat zur Abonnentengewinnung beizutragen imstande sind, so geben sie damit ein Symptom, wie weit schon eine Verwüstung des elementarsten Anstands- und Ehrfurchtempfindens, deren jeder Indianerstamm sich schämen würde, im deutschen angeblichen Bildungspublikum vorgeschritten ist. Was irgend durch ewigen Ruhm oder durch äußere Allsichtbarkeit geeignet scheint, muß zu den Effekten des heute so hochbeliebten Pikanten herhalten, um einem Geschäftssinn, der vor nichts mehr unwillkürlich haltzumachen fähig ist, zu dienen. Zum letzten Dezemberschluß steckte jenes illustrierte Blatt Friedrich den Großen in ein Ski-Kostüm, Napoleon in den Smoking, Schiller in den Melonenhut und Dante in den Zylinder, so daß der leidgefurchte hohe Florentiner mit seinem Monokel aussah wie ein vom Laster gegerbter frühgreiser Roué, und wer dann, unter gleichzeitiger Einsendung der Abonnementsquittung, diese geschmackvollen Bilder mit richtiger Deutung „erriet“, nahm an einer Preisverlosung teil, bei der für die wenigen Glücklichen unter den vielen im ganzen bare 200 ℳ zur Verteilung fielen. Die leer Ausgehenden sollten sich für ihre Aufwendung schadlos halten mit dem gehabten „hübschen Zeitvertreib“ einer Mußestunde.

Der Witz gewisser Leute schöpft nun einmal allein aus dem Born tiefinnerster Respektlosigkeit, das wußten wir längst, und mit dem Humor steht er in keinerlei Beziehung. Bedrückend ist nur, wie er allmählich auf seinen billigen Reklamewegen sich in das ganze Volk hineinfrißt und diesem zum „Erzieher“ wird, wie all der ungeheure pädagogische Aufwand in Deutschland gegen eine einzelne solche Geschäftstendenz wirkungslos verbleibt und lediglich ihrer Berechnung das Wasser gefällig auf die Mühlen führt. Die Bildung ist riesig in Deutschland, sie reicht, von allem mitzureden, alles zu verschnoddern und gemein zu machen, die Schleier der Scheu und der Sehnsucht von jeglichem wegzuziehen, und zu dem Einen nur will sie heute weniger als jemals reichen: die Güter der Bildung auch zu erwerben, um sie zu besitzen. D.

*

Patriotische Rechenaufgabe

In der Mark Brandenburg lebt ein alter Veteran des letzten deutsch-französischen Krieges mit seiner betagten Frau. Er bekam bis jetzt 15 ℳ monatlich Veteranensold und konnte sich damit kümmerlich durchhelfen, da er eine Milchkuh besaß, die einen sehr großen Teil der Nahrung bestreiten mußte. Dann aber drohte seine alte Lebenskameradin zu erblinden, und die nunmehr notwendig werdende Operation verschlang eine Summe, die nur durch den Verkauf der Kuh gedeckt werden konnte. Damit zog der Hunger bei den alten Leuten ein, und im besonderen die Frau kam stark herunter. In dieser Not wandte sich der alte Krieger an den Kaiser. Er hatte ausweislich seiner Militärpapiere sein Leben in vierzehn Schlachten gewagt und erbat nun einen monatlichen Veteranensold von dreißig Mark und eine einmalige Zuwendung von dreihundert Mark, um die Kuh wieder kaufen zu können. Er erhielt aus der kaiserlichen Schatulle eine einmalige Zuwendung von — 50 ℳ. —

Es versteht sich von selber, daß die Verantwortung für diesen Vorgang nicht den Kaiser trifft, sondern den Hofbeamten, der Eingänge dieser Art erledigt. Wir halten eine Kritik für überflüssig, da die unmittelbare Empfindung des Lesers ganz von selber das Urteil spricht. Die Nachricht hat uns indessen zu einigen patriotischen Rechenaufgaben angeregt, die wir an dieser Stelle weitergeben möchten.

1. Wenn man annimmt, daß dem Veteranen die einmalige Zuwendung von 50 ℳ zu gleichen Teilen wegen seiner menschlichen

Bedürftigkeit und seiner kriegerischen Verdienste zuteil wurde, wieviel Wert hat dann eine für das Vaterland geschlagene Schlacht?

Antwort: $\frac{50}{2.14} = 1,\frac{11}{14}$ ℳ = 1 ℳ $78\frac{4}{7}$ ₰.

Nach oben abgerundet: eine Schlacht = 1,79ℳ

Nachdem so für die Schlacht ein ziffernmäßiger Einheitswert gewonnen ist, geben wir dem Scharfsinn unserer Leser diese Rechenaufgabe anheim:

2. Eine dramatische Sängerin erhält an einer Hofbühne eine fortlaufende Gage von 20 000 ℳ. Selbst wenn wir eine sehr starke Beschäftigung annehmen, erhält sie 100 ℳ pro Abend. Wieviel Schlachten muß ein Mensch schlagen, um in Alter und Not die fortlaufende Gage eines Abends als einmalige Zuwendung zu erhalten?

3. Wenn eine Stadtverwaltung 30 000 ℳ bewilligt, um beim Einzug des Kaisers Ehrenpforten zu bauen, wievielmal ist dann der Wert einer geschlagenen Schlacht in einer Ehrenpforte enthalten, die am nächsten Tag wieder abgebrochen wird?

*

Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Am internationalen Horizont wollen die drohenden Wetterwolken nicht schwinden. In der inneren Politik ist eine Stockung eingetreten, die nachgerade beängstigend wirkt. Um so mehr ist der Chronist verpflichtet, alle Zeichen der Zeit zu notieren, die auf einen ungestörten Fortgang der deutschen Entwicklung schließen lassen. Wir notieren also:

1. Der Tag, an dem die Thronbesteigung des Kaisers sich zum fünfundzwanzigsten Male jährt, soll einer langen Reihe von Personen Auszeichnungen bringen. Man nennt in Kreisen, die für unterrichtet gelten möchten, schon die Namen der künftigen neuen preußischen Fürsten, Grafen, Freiherren und einfachen „Herren von“. Die Vermittler der Nobilitierung und Dekorierung haben jetzt gute Tage.

2. Die Presse veröffentlicht ein Schreiben, in dem ein Industrieritter die unter 1. genannten „guten Tage“ der Vermittler der Nobilitierung hochstaplerisch ausnützt.

3. Die Philologen sollen den Titel „Geheimer Studienrat“ erhalten. Der Kultusminister hat versprochen, den Vorschlag wohlwollend zu prüfen.

4. Die im Jahre 1898 gegründete Deutsche Orientgesellschaft zu Berlin, die sich die Aufgabe gestellt hat, vornehmlich das Studium des orientalischen Altertums und die Erforschung der alten Kulturstätten in Assyrien, Babylonien, Mesopotamien sowie Ägypten zu fördern, hat vom Kaiser ein neues Ordensabzeichen erhalten.

Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

*

Deutsche Schülerreisen nach Rom

Vielleicht läßt es sich gelegentlich feststellen, welcher Gymnasialdirektor zuerst Osterreisen mit Primanern und Sekundanern nach Rom unternommen oder seinen Lehrern solche Schülerreisen erlaubt hat. Die Anregung dazu kann nur im Salon eines modernen Emporkömmlings gegeben worden sein, der darauf bedacht ist, alles zu genießen, was das Leben bietet, und seine Jungens so früh als möglich dazu erziehen will. Auch das Törichtste findet Zustimmung und Nachahmung, und es steht zu befürchten, daß Osterreisen deutscher Primaner und Sekundaner nach Rom unter Leitung gefälliger Professoren häufiger veranstaltet werden — bald vielleicht mit einem kleinen Abstecher zur Riviera bis nach Monte Carlo.

Schon gibt es nicht wenige vielgereiste Deutsche, die mehr von der Schweiz, von Frankreich und Italien als von Deutschland gesehen haben. In die Fußstapfen dieser Leute treten jene Primaner und Sekundaner, die von Rom oberflächliche Eindrücke mitbrachten. Eine sonderbare Erziehung! Verständige Eltern mögen sich gegen solche Auswüchse strebsamer Pädagogen unter plutokratischen Einflüssen nachdrücklich auflehnen. Sollen die Jungens wirklich schon Osterreisen machen, so führe man sie zunächst zu den Stätten deutscher Größe, Geschichte und Überlieferung:

nach Weimar und der Wartburg, nach Heidelberg und Straßburg, zum Niederwald und zu den Burgen des Rheins, nach Friedrichsruhe und Schönhausen oder nach Königsberg und Breslau, wo die Jahrhundertausstellungen die Erinnerungen an die große Zeit vor hundert Jahren beleben.

Erst das Vaterland! Dafür hat die Jugend Verständnis. Es spricht zum Herzen. Im übrigen gilt für die Jugend des Comenius goldene Regel: Nichts zu viel! Kein Überfluß! Keine Übersättigung!

*

Ernstes und Heiteres von der Sensationspresse

Im Feuilleton des „Berl. Tagebl." war der gemeine Meuchelmörder Sternickel als ein „interessanter" Vertreter der Räuberromantik hingestellt worden. Die in ihm schlummernden Kräfte wurden über den grünen Klee gelobt, und schließlich ließ man ihn gar den „Neid" derer erregen, die im „Schatten der Moral" zu seiner „Berühmtheit" emporschwindelten. Inzwischen hat sich der Sternickelprozeß abgespielt, und nun vergleiche man mit der geschilderten sittlichen Brunnenvergiftung das Urteil des nüchternen Gerichtsreporters. Im Prozeßbericht heißt es wörtlich:

„Er fühlt sich nach wie vor als die Hauptperson des ganzen Prozesses, und da seine drei Mitangeklagten halbe Kinder und höchst klägliche Figuren sind, so ist es ihm auch nicht schwer geworden, der Mittelpunkt in der ganzen Tragödie zu bleiben. So herzlich langweilig und uninteressant ist wohl noch nie ein Räuberhauptmann dem Publikum erschienen wie dieser. Vergebens versucht Sternickel durch ein gewisses Pathos und den Anflug von Zärtlichkeit, den er seinem Verhältnis zu der mysteriösen Frau Sternickel in seinen Aussagen gibt, einen späten Schimmer von Romantik über seine Persönlichkeit zu breiten. Er ist nach wie vor die schleichende Bestie, deren erbarmungslose Brutalität nur noch abstoßender wirkt durch die Art und Weise, wie Sternickel in letzter Stunde den Hauptteil der Schuld auf die völlig zusammengebrochen dasitzenden drei ‚dusten Berliner' abzuwälzen sucht."

Wie man sieht, ist es für den Mordbuben nicht gleichgültig, ob er im Licht der öffentlichen Gerichtsverhandlung betrachtet wird, oder ob ihn ein „junger Mann" der Presse mit moralischer Vorurteilslosigkeit anschwärmt.

Um den Lesern den bitteren Nachgeschmack zu nehmen, den diese Seite der gewissenlosen Journalistik notwendig hinterlassen muß, sei gleich ein mehr humoristisches Stückchen erwähnt, das einem Wiener Sensationsblatt passiert ist. Es handelt sich um die „Neue Freie Presse". Sie hat kürzlich, allen anderen voraus, die Nachricht gebracht, daß ein italienischer Senator Duca-Melbista-Verso-Thum die Frauen als Intendanturbeamte im Heer verwenden wolle. Der Name des Senators klingt etwas sonderbar. Wenn man aber erfährt, daß es sich um einen Schabernack handelt, wird er sofort verständlich. Man braucht ihn nur so zu lesen: „Du Kamel, bist aber so dumm!"

*

Der gelbe Mann und die weiße Frau

In Berlin knüpfte kürzlich die Frau eines Chauffeurs Beziehungen zu einem im Variété auftretenden Chinesen an. Alle Abmahnungen des Mannes halfen nichts, und plötzlich verschwand die Frau mit ihrem Töchterchen. Der Ehemann begab sich in die Wohnung des Chinesen, stellte ihn zur Rede und forderte sein Kind zurück. Mit dem Verlust der ungetreuen Gattin hatte er sich abgefunden. Im Laufe der Unterredung kam es zu Tätlichkeiten; der beleidigte Ehemann verwundete den Fremdling mit mehreren Revolverschüssen, die freilich nicht tödlich waren. Die Frau soll sich mit ihrem Kinde in London versteckt halten, um später von dort aus ihrem Geliebten folgen zu können.

Die Zeitungen klagen nach diesem Vorgange wieder über die schmachvolle Empfänglichkeit moderner weißer Frauen für die Reize exotischer Männer, wie sie in den großen

Städten noch jedesmal wahrzunehmen war, wenn irgendeine Truppe farbiger Menschen im Variété, Zirkus oder andern Stätten des öffentlichen Vergnügens auftrat. Mit allgemeinen Betrachtungen über solche „Rassenschande“ sollte dieser Fall jedoch nicht abgetan werden. Die Geschichte der Chinesenansiedlungen in den von der weißen Rasse beherrschten Randländern des Stillen Ozeans kennt unzählige Beispiele für die Gefährlichkeit des gelben Mannes als Verführer weißer Frauen. Man erinnere sich auch der Ermordung einer weißen Missionarin im Chinesenviertel Neuyorks, die vor einigen Jahren so viel Staub aufwirbelte. Man fand in der Wohnung des geflüchteten chinesischen Mörders ungefähr 2000 Liebesbriefe einer ziemlich reichlichen Auslese amerikanischer Ladies. Bezeichnend ist ferner eine Bemerkung, die vor einiger Zeit ein Parlamentarier im englischen Unterhause machte; er kam auf das Entstehen und rasche Anwachsen chinesischer Viertel in allen großen englischen Hafenplätzen zu sprechen und hob hervor, auf „irgendeine mysteriöse Weise“ übe der chinesische Einwanderer eine starke Anziehungskraft auf englische Frauen aus, so daß die Gefahr einer bedenklichen Rassenmischung vorliege.

Es ist also wohl möglich, daß weißgelbe Liebschaften etwas Alltägliches werden, sobald sich erst überall in den Gebieten des weißen Mannes Sprenkel von Ansiedlungen gelber Menschen gebildet haben werden. Mit einseitigen Beschuldigungen wider die rassenverräterischen Neigungen weißer Frauen ist wenig dagegen auszurichten. Schließlich sollte der weiße Mann doch auch bedenken, daß er am meisten blamiert ist, wenn ihn ein hergelaufener gelber Don Juan im Handumdrehen zum Hahnrei zu machen vermag. Ein großer Teil der Verantwortlichkeit für die Schande, die weiße Frauen ihrer Rasse bereiten, indem sie den Lockungen farbiger Männer folgen, trägt der in der weißen Männerwelt gezüchtete Rassendünkel, der den einzelnen auf den Lorbeeren seiner Väter einschlafen und in seinem Hange zur Bequemlichkeit der Frau eigener Rasse zum Gegenstande der Verachtung werden läßt. Mitschuldig ist auch der moderne Kapitalismus, dessen Profitsucht selbst das Liebesleben der von ihm abhängigen Menschen mehr und mehr in kalte Rechenexempel auflöst. Wenn modernes Genuß- und Erwerbsleben aus der Mehrzahl junger Männer heute in wenigen Jahren menschliche Hülsen macht, die abends eine tödliche Langeweile in ihr Heim mitbringen, nachdem sie tagsüber dem Kapitalismus mechanisch gefrondet haben, so kann man es verabscheuen, aber sich nicht wundern, wenn mancher temperamentvollen, sittlich nicht taktfesten Frau eines solchen innerlich ausgehöhlten weißen Mannes ein naturwüchsiger schwarzer oder gelber Galan wie ein Befreier erscheint.

* O. C.

Der Schieber

Er ist, liest man in der „Frankf. Ztg.“, nicht mit dem richtigen Hochstapler zu verwechseln. Jede Gesellschaft hat die Marodeure, die zu ihr passen. Das 18. Jahrhundert brauchte Casanova, der übrigens in Berlin sehr schlecht reüssierte. Das 20. Jahrhundert hat in der Reichshauptstadt den Schmarotzer ausgebildet, dessen Mimikry allein zum öffentlichen Gesicht Berlins paßt. Eine sehr leicht nachahmbare Eleganz, die sich an jedem Krawattenplakat lernen läßt, eine der Flegelhaftigkeit eng verwandte Nonchalance, Kenntnis der drei letzten Operetten- und Revueschlager und eine in Berlin billig zu habende Bekanntschaft von drei bis vier etwas deklassierten Herren des Hochadels: das ist das Handwerkszeug des Schiebers. Man sieht, wie leicht es ist gegenüber dem Hochstaplertum in Kulturländern. Er braucht keinen Witz, nur Redensarten; keine Bildung, nur die richtige Aussprache und Kenntnis von American drinks; keine wirklich guten Manieren, nur die fachmännische Haltung auf dem Barstuhl; keinen Zutritt zu vornehmen Häusern, nur die Bekanntschaft von Portier und Empfangschef der vier, fünf ersten Hotels. Nun wettet er, spielt er, vermittelt er, hält er, natürlich auf eine schicke Art, zu. Nun schiebt er, alles, was verlangt wird, Darlehen, Bekanntschaften, Ehen, Nachweise, Ermittlungen. Nun wandelt er durch Hotels, Bars,

Tanzlokale, Variétés, macht für die ungelenken, überarbeiteten Lebemänner Nachtleben, macht für die, denen die Zeit fehlt, beim Lunch in den großen Hotels den Eindruck des geschätzten Stammgastes, bringt sie auf dem kürzesten Weg in die Garderoben teurer Chansonetten und animiert sie zu einem zwanglosen Du — dies ist die Bedeutung des Schiebers für den glanzhungrigen, ewig arbeitenden Geschobenen: er kürzt alles ab! Da er überall an den Stätten verdächtig schillernden Luxus sich wie zu Hause benimmt, erspart seine Gesellschaft dem Geschobenen alle Präliminarien! Da der Geschobene nicht vertraut, sondern plump vertraulich, und zwar so rasch wie möglich werden will, erlaubt ihm der Schieber, sich all seiner erworbenen Vertraulichkeit zu bedienen. (Gegenleistung findet sich.) Die Fürsten des Risorgimento hatten aus Angst vor Vergiftung einen Vorkoster, der jede Speise vor ihnen versuchte. Die reichen Berliner haben aus Angst vor Zeitverlust einen Schieber, der ihnen vorerlebt. Der Schieber ist die abgekürzte Chronik ihrer Nächte.

*

Selbstverdientes Taschengeld

Jeder, der es versucht hat, weiß, wie schwer es hält, von den Berliner Hoftheatern Billette zu erlangen. In langen Reihen stehen die Aspiranten oft stundenlang vor den Kassen, und ein besonderes Polizeiaufgebot ist notwendig, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Unter den Wartenden bemerkte man in der letzten Zeit immer häufiger junge Leute der besseren Stände. Ein Berliner Blatt drückte seine Freude darüber aus, daß die Jungen sich solche Strapazen auferlegten, um ein schönes Theaterstück zu sehen.

Eine Zuschrift hat nun dem Blatt eine Aufklärung gebracht, die auch in weiteren Kreisen tiefes Erschrecken auslösen muß. Der Schreiber versichert nämlich, daß die zahlreichen Gymnasiasten, die mit ihren bunten Mützen vor den Hoftheaterkassen halbe Tage und Nächte lang herumlungern, um ein Billett zu erhaschen, dies n i c h t a u s K u n s t b e g e i s t e r u n g tun, sondern i m D i e n s t e v o n B i l l e t t h ä n d l e r n, denen keine Karten verabfolgt werden. Drei bis fünf Mark ist der Lohn für die vergeudete, dem Lernen und dem Schlaf entzogene Zeit! Und der Gewährsmann fügte hinzu, daß die Eltern mit dieser „Nebenbeschäftigung" ihrer 15- bis 17jährigen Söhne einverstanden seien, weil sich diese so ihr Taschengeld selbst verdienten!

Nachforschungen haben ergeben, daß der Einsender den Sachverhalt richtig dargestellt hat. Es war also verfehlt, der Großstadtjugend den Idealismus nachzurühmen, den die vorangehende Generation noch gehabt hat. Von wem sollen die Jungen auch noch Idealismus lernen, zumal in Berlin? L. H.

*

Muß das sein?

Durch eigenen Augenschein wollten sich Abgeordnete des sächsischen Landtags, dem eine Reihe Gesuche um Wiedereinführung des Schächtverbots zugegangen waren, von der Wirkung des Schächtens überzeugen. Da ihnen dies von der Direktion des Dresdener Schlachthofes versagt wurde, so fuhren sie nach Halle. Ein sozialdemokratischer Abgeordneter schildert den Eindruck in der „Leipziger Volkszeitung":

„Den Abgeordneten wurden die verschiedenen Arten des Schlachtens vorgeführt, sowohl mit Schlagpistole wie mit Schächtmesser. Während beim Schlachten mit der Schlagpistole selbst der stärkste Bulle im Augenblick zusammensank und nur vereinzelte Zuckungen bemerkbar waren, erweckten beim Schächten vor allem die Vorbereitungen ein widerliches Gefühl. Die Tiere werden an allen vier Beinen mit Ketten gefesselt, die zu einer Deckenwinde führen. Zwei Gurte, an einer andern Winde befestigt, werden um den Leib geschnallt, und außerdem werden mit Ketten Maul und Hörner gesichert. Dann bewegt sich die Winde, die Beine werden zusammengezogen, das Tier stürzt und liegt nun auf dem Rücken. Nun wird ein starker Pfahl dem Tier an den Kopf gebunden, ein eiserner Haken faßt das Horn und nun wird mit dem Pfahl dem Tiere der Kopf umgedreht, worauf erst der Schächtschnitt erfolgt.

Ob in diesem Augenblick Bewußtlosigkeit eingetreten ist, kann der Laie nicht beurteilen, aber 4—7 Minuten dauerten noch die wilden Bewegungen des Tieres, und aus der zerschnittenen Kehle drangen schauerlich Röchellaute. Wenn der Anschein entscheidet, dann spricht er zweifellos gegen das Schächten als einer rohen und verrohenden Schlachtart, so lautete ausnahmslos das Urteil." Und das alles im Namen der „Religion"!

*

„Grand Café Jahrhundertfeier 1913"

Der „Schlesischen Zeitung" zufolge ist eine „Grand Café G. m. b. H, Jahrhundertfeier 1913" laut amtsgerichtlicher Bekanntmachung in das Breslauer Handelsregister eingetragen worden.

Wenn das Jubeljahr 1913 aber verrauscht sein wird? Nun, dann ist eben irgendeine andere „patriotische" Feier an der Reihe. Wir haben's ja dazu. Ob Denkmalsenthüllung, ob 1815! L. H.

*

Verhüten

Schmock weint sich seine Triefaugen wund, daß bei der Beerdigung der Opfer des Hennigsdorfer Automobil-Verbrechens der Ansturm des Pöbels auf den Friedhof alle Abwehrmittel der Polizei überrannte. Ist es denn unvermeidlich, daß bei jedem derartigen Anlaß derselbe Skandal sich wiederholt? Gewiß nicht. Die Zeitungen brauchen bloß Zeit und Ort des Begräbnisses nicht vorher anzukündigen. Die Polizei müßte diese Mitteilungen einfach verbieten im Interesse der öffentlichen Ordnung, des menschlichen Anstandes und auch des Mitgefühls mit den wirklichen Leidtragenden. St.

*

Verfeinerte Bestechungsformen

Seit Jahren wird in Deutschland über das Unwesen der Bestechungsgelder im Geschäftsleben geklagt. Um größere oder kleinere Lieferungen zu erlangen, suchen grundsatzlose Händler die Prokuristen einzelner Häuser durch sogenannte Schmiergelder zu gewinnen. Kommt die Sache an den Tag, so wird der Prokurist in den meisten Fällen entlassen. Findige Händler benützen immer neue, feinere Formen der Bestechung, um sich und die bestechlichen Prokuristen für alle Fälle zu sichern. So sandte unlängst ein Händler an einen Prokuristen 500 ℳ mit einem Briefe, worin er mitteilte, er habe in letzter Stunde einen guten Tip für ein Wettrennen erhalten, für den Prokuristen 25 ℳ gesetzt, ohne dessen Einverständnis, da der Fernsprecher versagte, erlangen zu können, und übersende nunmehr den Gewinn mit 500 ℳ. Der Prokurist war ehrlich und verweigerte die Annahme der 500 ℳ. Indessen könnte der Trick in anderen Fällen erfolgreicher versucht worden sein oder noch versucht werden.

Schon bei den Börsenbestechungen der Wiener Presse in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts arbeitete die Korruption mit feineren Formen, die später vielfach auch in Berlin nachgeahmt wurden. Wenn ein Bankhaus ein neues Papier auf den Markt brachte, beteiligte es die zugänglichen Zeitungen mit einem bestimmten Betrage. Nach einigen Wochen erhielten die betreffenden Zeitungen die Abrechnung. Je nach ihrer Bedeutung stellte sich die Beteiligung bei der Zeichnung des neuen Papiers auf 20 000 Gulden mehr oder weniger. Inzwischen war das neue Papier um 10 oder 20 % des Kurses in die Höhe getrieben worden, und die Zeitung erhielt daraufhin ihren Anteil mit 2000 oder 4000 Gulden mehr oder weniger. Wer etwa gewagt hätte, die betreffenden Zeitungen der Bestechlichkeit zu beschuldigen, würde übel angekommen sein und sich einen Beleidigungsprozeß zugezogen haben. Beweise waren nicht zu erbringen. Bestecher und Bestochene hätten allenfalls beschworen, sich keinerlei Bestechung schuldig gemacht zu haben. Die Form war gewahrt, wurde überdies geheim gehalten, und Brutus blieb ein ehrenwerter Mann. P. D.

*

Bepflanzte Eisenbahndämme

„Es blüht das letzte, tiefste Tal" — nur die Eisenbahndämme ziehen sich kahl und öde Tausende von Kilometern durchs Land. Die Sicherheit gebietet diese Nüchternheit nicht; der elementarste Schönheitssinn, aber auch der für Nützlichkeit verbietet sie. Vor etwa Jahresfrist habe ich einmal gelesen, daß ein Amerikaner Tausende von Rosenstöcken stiftete zur Bepflanzung einer von ihm täglich durchfahrenen Strecke. Es brauchten keine Rosenstöcke zu sein; Sträucher täten in unserem Lande denselben, nein einen besseren Dienst. Man könnte Nutzsträucher (Beeren u. dgl.) pflanzen, aber auch so brächten sie großen Segen als Niststätten der Vögel, die fast keine Nistplätze mehr finden, seitdem die Landwirtschaft alle Hecken und Knicke im Felde beseitigt und die Forstwirtschaft nur auf Hochholz ausgeht. Man denke aber auch, welch köstlichen Anblick diese bepflanzten Eisenbahndämme dem Reisenden böten, vom blühenden Frühling an bis tief in den Herbst mit seinem tausendfarbigen Blätterschmuck. St.

*

Die geschäftliche Umwertung des Geschmacks

Aus den Überraschungen, die uns durch die letztjährigen Musterkataloge angeboten wurden, seien als zeitgemäße Neuheiten herausgegriffen die Toilettenraum-Garnitur „sobald Papier abgerissen wird, ertönt ein Musikstück", die Likörkanne in lackiertem Metall in Form einer langspitzigen Schmierölkanne mit entsprechender scherzhafter Aufschrift, und das tönende Stuhlkissen, das, wenn sich der Besucher arglos daraufsetzt, gewisse laute Stimmen hören läßt, was größte Überraschung und Heiterkeit hervorruft.

Minima non curat praetor, sagten die Römer, und man würde gewiß mit Heiterkeit, wenn auch nicht der vom Fabrikanten verheißenen, an den derartigen Perlen des zeitgenössischen Humors vorübersehen. Wenn aber die Minima alle zusammen die untrüglichen Zeichen einer beständigen Niveausenkung sind, so sind sie keine gleichgültigen Bagatellen mehr in einer Zeit, die unablässig von Kultur und vom Erzieherischen spricht.

Kürzlich hat E. v. Wolzogen in einem öffentlichen Rechtfertigungsbrief sich darauf berufen, daß die Menge sich ewig dem Schlechteren zuwenden werde. So muß es allerdings scheinen, wenn man auf den tatsächlichen Tiefstand des ihr Gebotenen, für sie Erdachten sieht. Aber nie und niemals folgt darin das Volk sich selbst. Alles was wir aus unserer Vorzeit bewundern und neidvoll sehnsüchtig lieben, was aus ihr herüber unserer künstlerischen Armut Vorbilder leiht: von der Hoheit der Epen und Mythen bis zu der feinen Sinnigkeit des Märchens, von der Schönheit der alten Städte bis zu der Heimeligkeit und dem Geschmack der alten Bauernkunst, alles das ist geworden durch den einstmals unverbildeten Sinn des naiven Volkes, das danach trachtete, wie es sein Leben höher begriff und hinaushob über die kleintägliche Gewöhnlichkeit, alles jenes entstand und ward geschaffen aus der tiefinneren Ehrfurcht und Anständigkeit und feinen Schönheitsliebe, die im echten Volke wohnen.

Aber weil auch das Volk gläubig und naiv ist, läßt es sich mit geringem Widerstand in seinem besseren Gefühl unterbieten, wenn man ihm scheinbar gebildeter kommt, läßt sich unsicher machen, sich dem zutreiben, was händlerisch als das Neueste und das Hochfeinste angepriesen wird, von den schmierigen Witzen der Ansichtskarte an, auch wenn es eigentlich anderes, Sinnigeres, viel lieber gesucht hätte. Die Fabrikanten und Impressarien des untersten Tingeltangelgeschmacks wissen ganz genau, weshalb sie dem Kleinbürgertum die Gaben aus ihrer Pandorabüchse stets als „dezent" bezeichnen. Das kleine Publikum will auch mit der Kultur mit, es zweifelt nicht, daß man das mit Riesenplakaten austrompetete „sensationelle" Drama im Kino gesehen haben muß, nicht anders um der Tagesbildung willen, wie sein zahlungsfähiger Doppelgänger, das sogenannte bessere Publikum, die neueste Premiere gesehen, die sen-

sationelle Futuristenausstellung besucht, das jeweilige Buch der Saison gelesen haben muß. Womit ich übrigens eine Scheidelinie nach dem Steuerzettel nicht bezeichnen will. Zweifellos wird sich mancher villenbesitzende Geschmacksbürger freudig beeilen, durch die originelle Klosettpapiermusik die Vorzüge seines Heims entsprechend geistvoll zu vermehren. Ich glaube sogar: er wird mehr Gefallen daran haben, als wenn er einem seiner Arbeiter diese Erfindung zu Weihnachten schenkte.

„Die Menge wird sich ewig dem Schlechteren zuwenden lassen", — wenn Wolzogen uns dies Wort hinzuzusetzen erlaubt, läßt sich ihm zustimmen, wenigstens vorläufig und nicht gerade für die Ewigkeit. Denn einmal wird es auch wieder anders kommen, und trotz allem, „es geht doch mehr des Guten als des Schlimmen durch die Welt", mit welchen Worten einst ein großer, tiefkundiger Mensch und Dichter, Euripides, aus anwidernden zügellosen Zeitverhältnissen, die ihn an den niederen tierischen Ursprung des Lebens erinnerten, sich zum Glauben an die erhaltenden, fortbildenden Kräfte der Schöpfung zurückgeklärt.

Das Gemeine hat eine ungeheure Macht erlangt auch in der Oberfläche dieser Gegenwart. Aber nicht, weil es das in der Gesamtheit für immer gegebene ist, sondern weil es die Tyrannis einer bedenkenlosen kleinen Minderheit ist, wie alle anderen Schreckensherrschaften auch. Weil ihm verstattet wird, gedeckt durch Manchesterprinzipien von übelster Sorte, frei umherzugehen und die Naiven massenweis zu suchen, die es werben und anstecken, sich untertan machen kann. Was soll Einhalt tun? Die Polizei ist beengt und eingeschüchtert, die Zensur auch, und sie hat sich in ihrer Machtzeit allzusehr mißbraucht, ihren Namen dauernd unliebsam gemacht. Wichtiger, als was von diesen Seiten, denen auch stets die Unzulänglichkeit des mechanischen Maßstabs anhaftet, geschehen kann, ist eine erstarkende allgemeine Auflehnung wider die unterbietende Profitlichkeit und allen geschäftsverwandt aktiven Ungeschmack; einem solchen Vorgehen zum Kampf, zur Säuberung gilt es, die Wege und Mittel zu finden, und zwar mit der höchsten Dringlichkeit. Die ganze Bildung, soweit sie noch die gesunden Sinne und das Herz auf dem rechten Fleck hat, muß sich zu solcher Entschlossenheit zurückfinden und erheben. Sonst hilft auch sie fahrlässig verschulden, daß gerade unser deutsches Volk — „du herrlichstes von allen", sang vor hundert Jahren Körner! — heute zu dem im echten Wortsinn niederträchtigsten, banausischsten, verächtlichsten, gemessen nach dem, was von ihm am meisten sichtbar wird, unter den Nationen sinkt. Ed. H.

*

Zeichen der Zeit

Der Kassenbericht des Städtischen Schauspielhauses zu Frankfurt, der Goethestadt am Main, enthält folgende, die Kunstliebe des Publikums wenn auch nur in trockenen Zahlen genügsam bezeichnende Stelle: „Mittwoch den 5. März erste Wiederholung des neu einstudierten ‚König Heinrich IV.', I. Teil, von Shakespeare, Einnahme 224 M. Donnerstag den 6. März ‚Puppchen', Posse von Kren und Kraatz, Einnahme über 3000 M." — Und darüber wundert man sich. Warum denn? Shakespeare ist doch sicherlich ein langweiliger Engländer, wenn auch sein „König Heinrich IV." hier in einer ausgezeichneten Vorstellung geboten wurde; da bietet doch die Firma Kren und Kraatz ganz etwas anderes, und bei dieser Posse versteht auch die Leitung des Theaters etwas Spaß, man darf an geeigneten Stellen mitsingen, mitsingen darf der Zuschauer in einem städtischen Schauspielhause. Anderswo soll einmal ein Schutzmann zwei Damen das Lachen verboten haben bei einem Shakespeareschen Lustspiel. Man sieht, in Frankfurt ist man nicht so.

E. M. jun.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß · Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Rheingold (Vorspiel) — Franz Stassen

Rheingold



Franz Stassen

SO VERFLUCH ICH DIE LIEBE

Der Raub



Franz Stassen

WIE ZUERST ICH DICH FAND ALS FEURIGE GLUT

Der Götter Urzeit



Franz Stassen



Der Vertrag **Franz Stassen**



Franz Stassen

Der Ring

DER WONNE SELIGEN SAAL
BEWACHEN MIR THÜR UND THOR
MANNES EHRE EWIGE MACHT
RAGEN ZU ENDLOSEM RUHM

Franz Stassen

Wotans Traum





Franz Stassen

Freia



XV. Jahrg. Mai 1913 Heft 8

Meisterlob

Ansprache des Hans Sachs aus den „Meistersingern“

(3. Aufz. Schlußszene)

von

RICHARD WAGNER

Mäßig bewegt

GESANG

PIANO
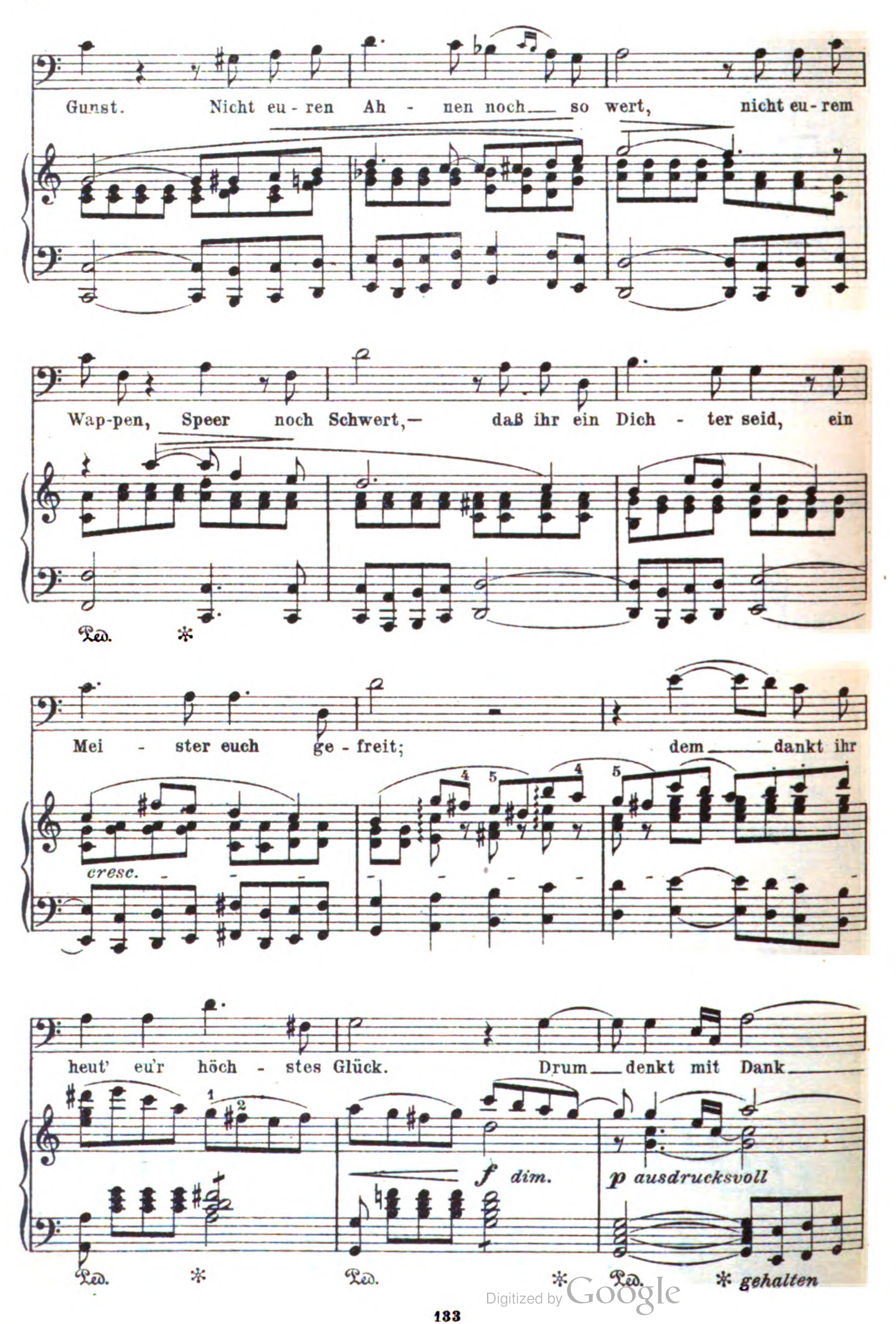
f *p* *cresc.* *f* *dim.*

Ver - ach - tet mir die Mei - ster nicht, und ehrt mir ih - re Kunst!
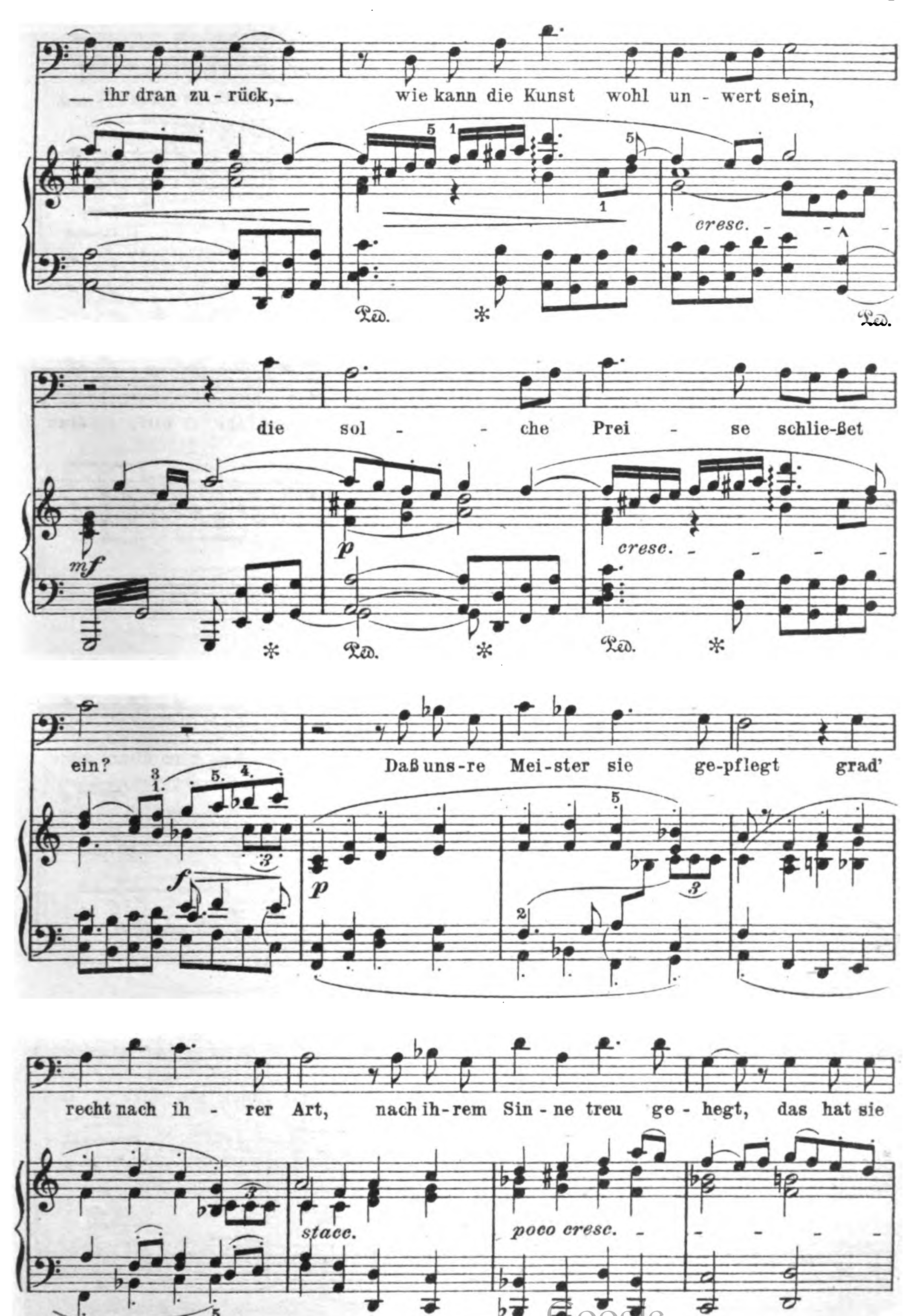
p *più p* *leicht dolce*

Ped. * *immer mäßig gestoßen*
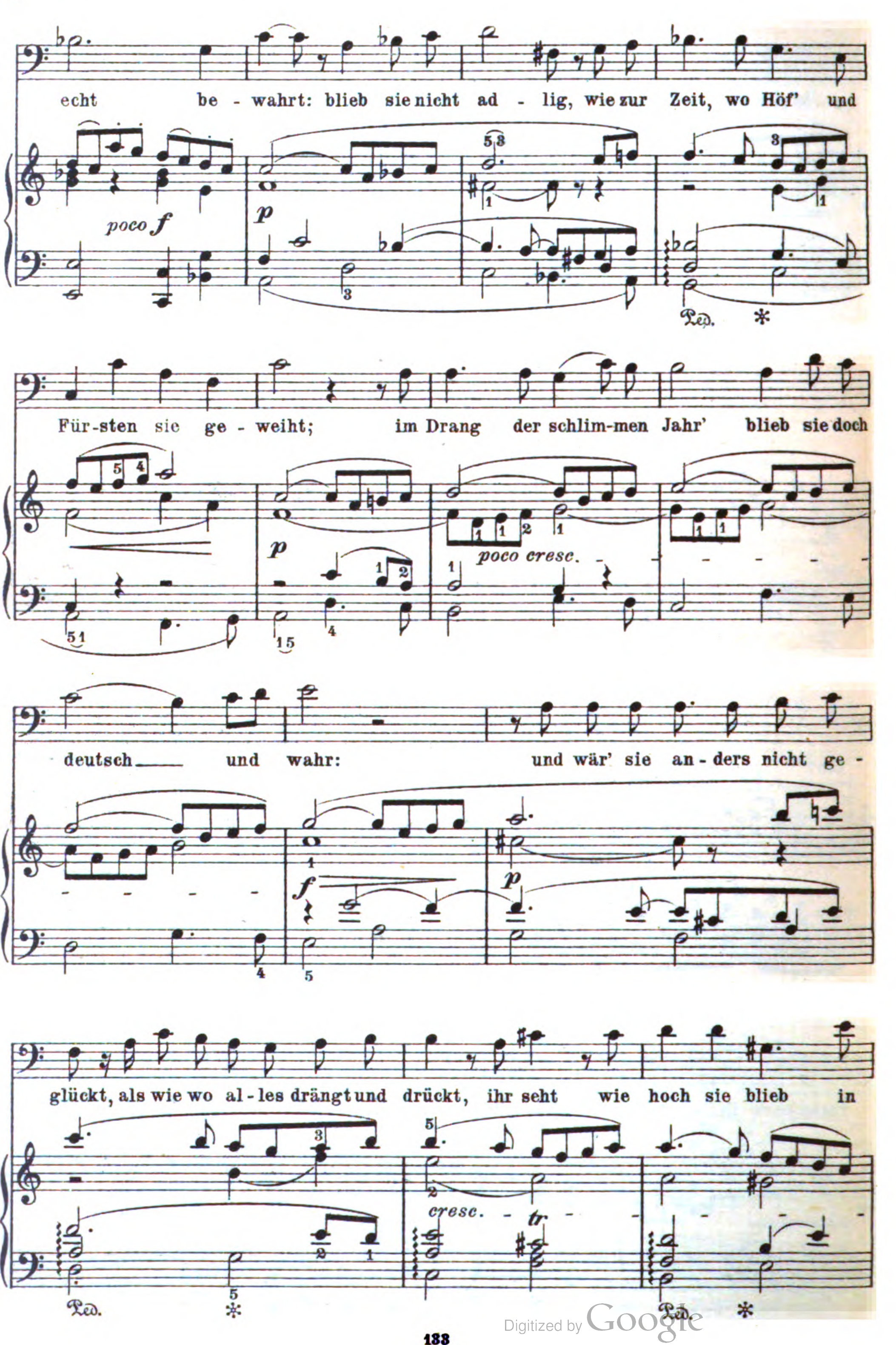
Was ih - nen hoch zum Lo - be spricht, fiel reich - lich euch zur
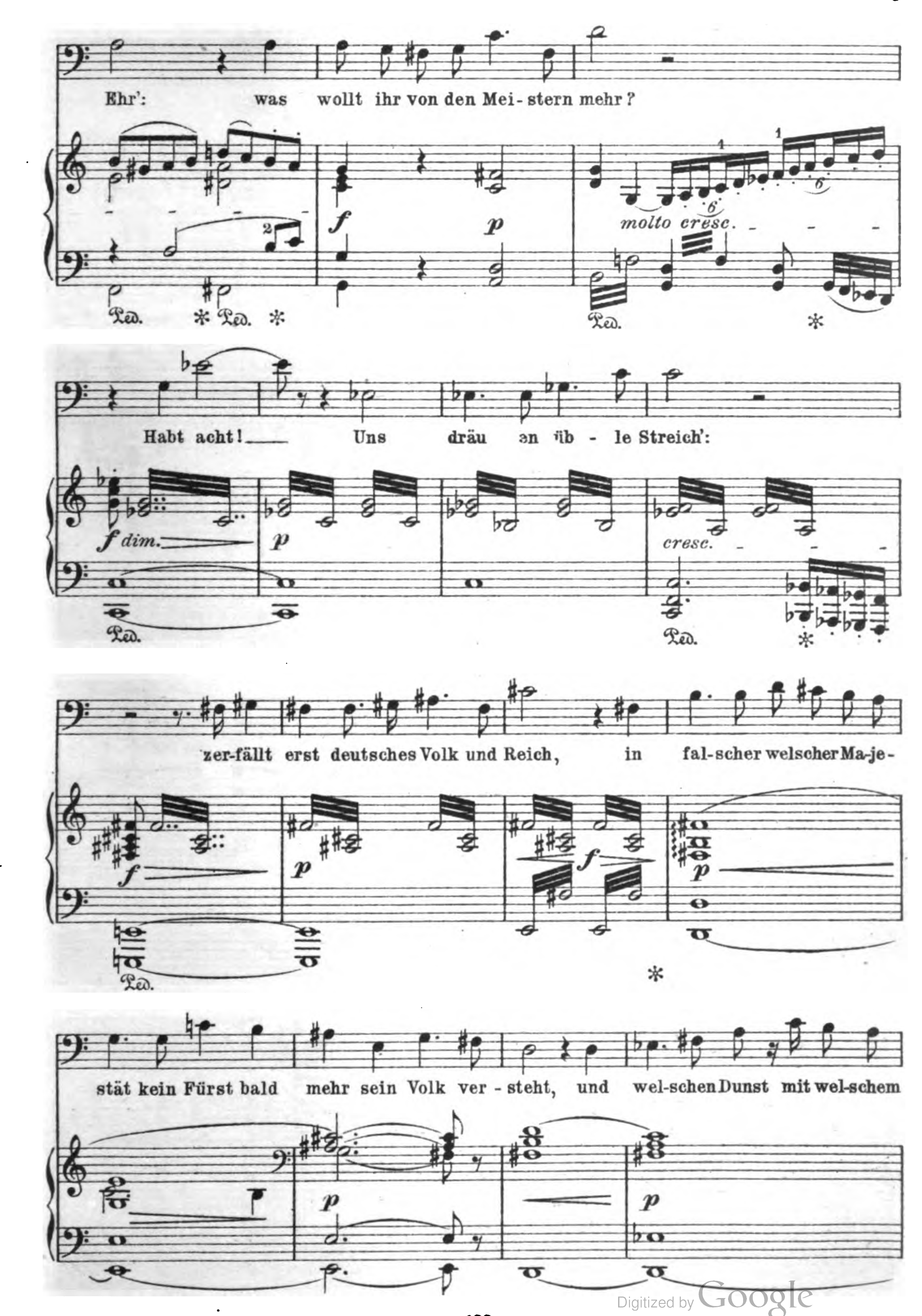


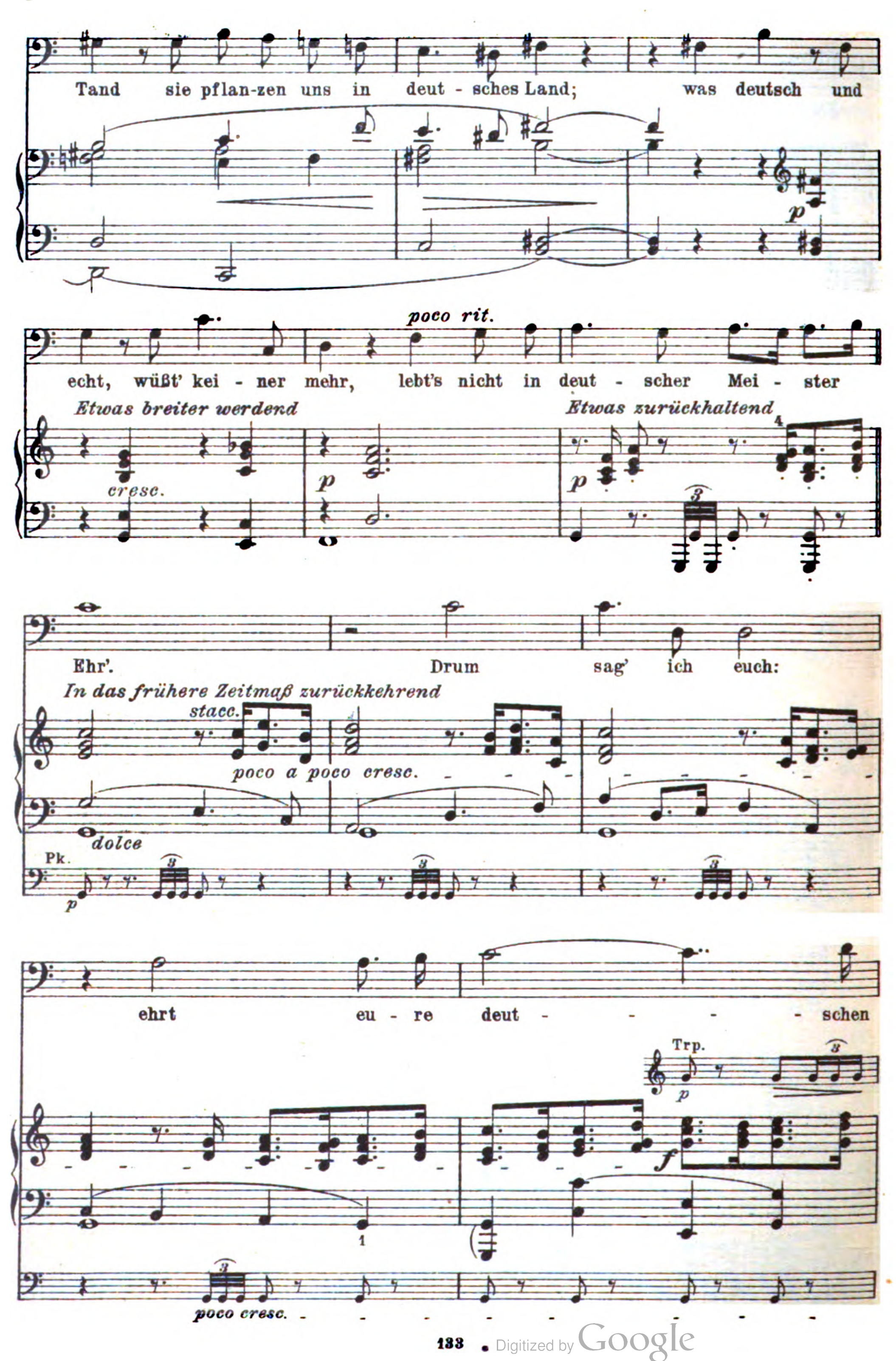
Digitized by Google



— ihr dran zu-rück, —
wie kann die Kunst wohl un - wert sein,
cresc.
die sol - - che Prei - se schlie-ßet
mf
p
cresc.
ein?
Daß uns-re Mei-ster sie ge-pflegt grad'
f
p
recht nach ih - rer Art, nach ih-rem Sin-ne treu ge - hegt, das hat sie
stacc.
poco cresc.


echt be - wahrt: blieb sie nicht ad - lig, wie zur Zeit, wo Höf' und
poco f
p
Ped. *
Für-sten sie ge - weiht; im Drang der schlim-men Jahr' blieb sie doch
p
poco cresc. -
deutsch und wahr: und wär' sie an-ders nicht ge -
f
p
glückt, als wie wo al-les drängt und drückt, ihr seht wie hoch sie blieb in
cresc. - tr -
Ped. *
Ped. *


Ehr': was wollt ihr von den Mei-stern mehr?
f
p
molto cresc.
Habt acht! Uns dräu en üb - le Streich':
f dim.
p
cresc.
zer-fällt erst deutsches Volk und Reich, in fal-scher welscher Ma-je-
f
p
f
p
stät kein Fürst bald mehr sein Volk ver-steht, und wel-schen Dunst mit wel-schem
p
p


Tand sie pflan-zen uns in deut - sches Land; was deutsch und
echt, wüßt' kei - ner mehr, lebt's nicht in deut - scher Mei - ster
poco rit.
Etwas breiter werdend
cresc.
p
Etwas zurückhaltend
Ehr'. Drum sag' ich euch:
In das frühere Zeitmaß zurückkehrend
stacc.
poco a poco cresc.
dolce
Pk.
ehrt eu - re deut - - - schen
Trp.
f
poco cresc.

Mei - ster! Dann bannt ihr gu - te

Vl. II.
Holzbl.

p stacc.

dolce

p stacc. e scherz.
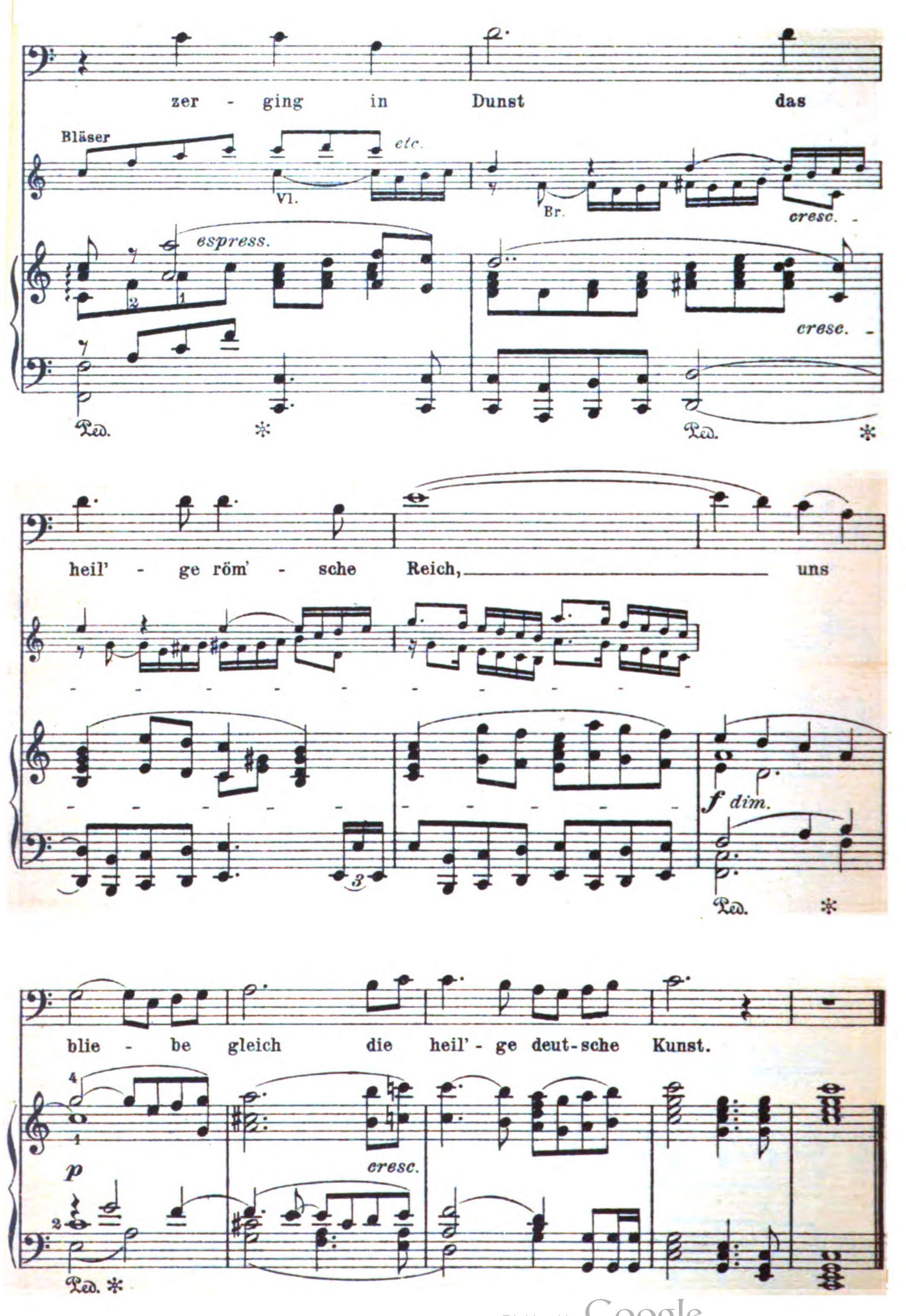
p marc.

Ped. * Ped. *

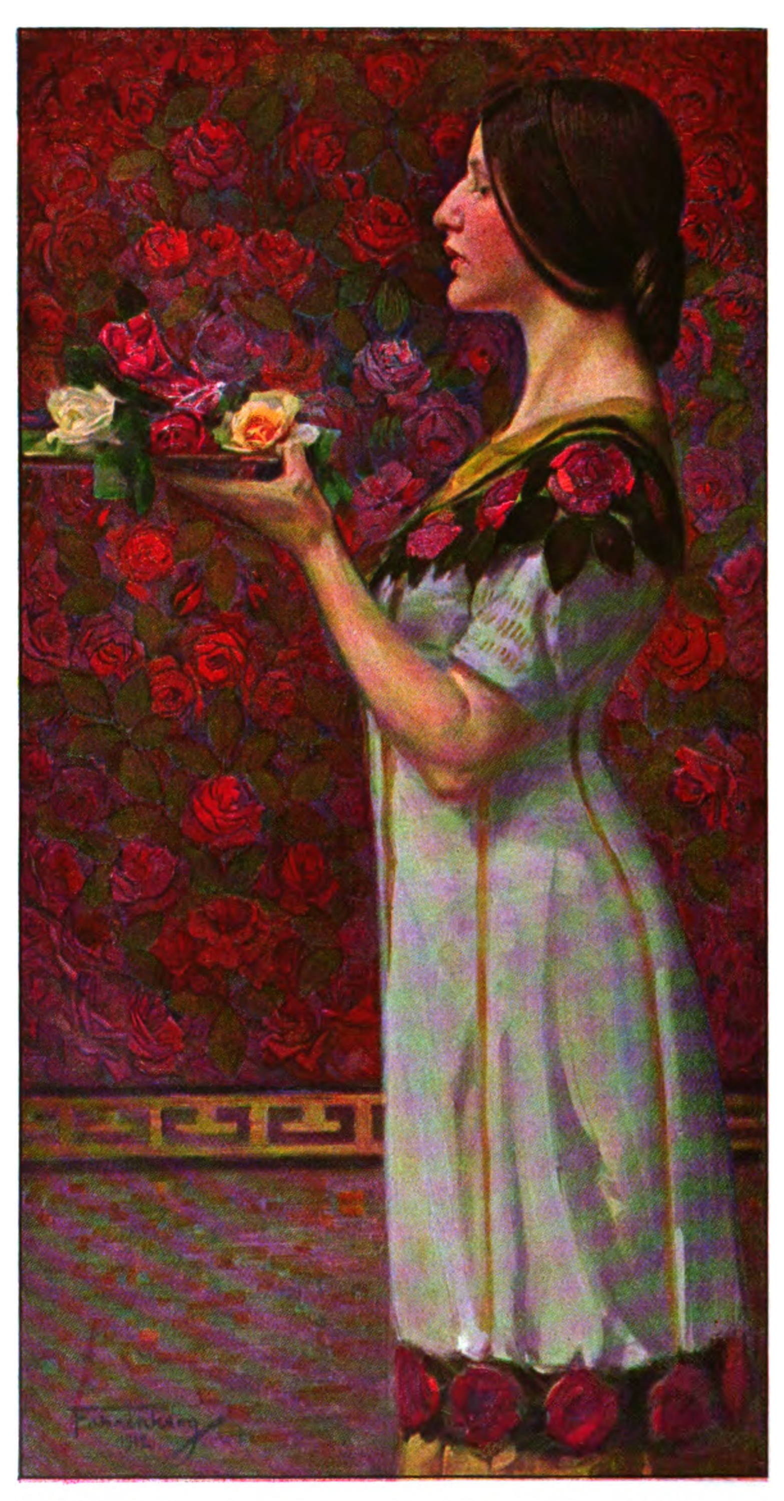
Gei - ster; und gebt ___ ihr ih-rem

Br. in 8va

Wir - - - - ken Gunst,



zer - ging in Dunst das
Bläser
etc.
Vl.
Br.
cresc.
espress.
cresc.
heil' - ge röm' - sche Reich, uns
f dim.
blie - be gleich die heil' - ge deut-sche Kunst.
p
cresc.



Mädchen in Rosen L. Fahrenkrog



XV. Jahrg. Juni 1913 Heft 9

Das Kaiserjubiläum

Von Dr. Richard Bahr

Die Nation rüstet sich zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum ihres Kaisers. Das heißt: rüstet die Nation wirklich? Mir scheint: man wird da unterscheiden müssen. Auf Vorbereitungen stößt man gewiß allerorten. Die ersten Spuren solcher Geschäftigkeit reichen wohl gar Jahre zurück. Nur daß das Geschäftige hier vielfach zugleich ein Geschäftliches ist. Man darf es nämlich nicht vergessen: nicht jede gute Tat, doch jede gute Gesinnung findet in deutschen Landen ihren Lohn. Und so müht sich eben und eilt, wer ein Kreuzlein oder wer einen Titel zu erhaschen hofft. Die einen (die ganz Reichen) stiften ansehnliche Gelder für irgendeinen Zweck, von dem sie wissen, daß er „oben“ wohl gelitten sei; die anderen, die wohl das Herz, nicht aber den Beutel dazu haben, machen's billiger. Sie behalten das Geld für sich, aber sie organisieren etwas Wohlgelittenes, bei dem andere Leute das ihrige loswerden können. Und die dritten — das sind die Bösartigsten von allen, die schäbigsten Rechner — schreiben Bücher. Bücher, wie man sie früher (bisweilen tut man's leider auch heute noch) für die reifere Jugend schrieb. Voll Unwahrhaftigkeit und gekünstelter Naivität, die so, als ins Politische übertragene Traktätchen, „die Person des geliebten Herrschers dem Volke näher bringen sollen“. Alle diese geschäftliche Geschäftigkeit wird in den nächsten Wochen sich verdrei- und vervierfachen. Eine Sintflut von Jubiläumstinte wird über die deutsche Erde hinströmen, und

Mädchen in Rosen

L. Fahrenkrog





XV. Jahrg. Juni 1913 Heft 9

Das Kaiserjubiläum

Von Dr. Richard Bahr

Die Nation rüstet sich zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum ihres Kaisers. Das heißt: rüstet die Nation wirklich? Mir scheint: man wird da unterscheiden müssen. Auf Vorbereitungen stößt man gewiß allerorten. Die ersten Spuren solcher Geschäftigkeit reichen wohl gar Jahre zurück. Nur daß das Geschäftige hier vielfach zugleich ein Geschäftliches ist. Man darf es nämlich nicht vergessen: nicht jede gute Tat, doch jede gute Gesinnung findet in deutschen Landen ihren Lohn. Und so müht sich eben und eilt, wer ein Kreuzlein oder wer einen Titel zu erhaschen hofft. Die einen (die ganz Reichen) stiften ansehnliche Gelder für irgendeinen Zweck, von dem sie wissen, daß er „oben" wohl gelitten sei; die anderen, die wohl das Herz, nicht aber den Beutel dazu haben, machen's billiger. Sie behalten das Geld für sich, aber sie organisieren etwas Wohlgelittenes, bei dem andere Leute das ihrige loswerden können. Und die dritten — das sind die Bösartigsten von allen, die schäbigsten Rechner — schreiben Bücher. Bücher, wie man sie früher (bisweilen tut man's leider auch heute noch) für die reifere Jugend schrieb. Voll Unwahrhaftigkeit und gekünstelter Naivität, die so, als ins Politische übertragene Traktätchen, „die Person des geliebten Herrschers dem Volke näher bringen sollen". Alle diese geschäftliche Geschäftigkeit wird in den nächsten Wochen sich verdrei- und vervierfachen. Eine Sintflut von Jubiläumstinte wird über die deutsche Erde hinströmen, und

in Wort und Schrift, auf Festessen und feierlichen Redeakten wird man sich orgiastisch übernehmen. Kurz, es wird sein, wie es neuerdings immer bei uns ist: wenn die Gedanken fehlen, stellt der Superlativ sich ein. Aber außer den Gedanken fehlt leider noch ein anderes diesen Vorbereitungen und wird, fürcht' ich, erst recht dem Feste selber fehlen: der warme Herzschlag innerlicher Verpflichtung. Man kann es vielleicht auch den überspringenden Funken heißen. Das Gefühl: Dem Mann, den du (immer natürlich vom Durchschnitt gesprochen) nur von ferne sahst, dessen Stimme du kaum je vernahmst, der von deiner Existenz nichts weiß, bist du, ist jeder unter uns einen ganz persönlichen Dank schuldig. Denn wäre er nicht, wir wären alle nicht so, wie wir heute nun sind ...

* * *

Wir müssen uns klar darüber sein: unsere Stellung zur Monarchie ist anders als die der früheren Generation. Vielleicht sogar als unsere eigene noch vor einem Menschenalter war. Es wird verstattet sein, in diesem Zusammenhang von persönlichen Erfahrungen zu sprechen; zumal wenn der individuellen Entwicklung das so durchaus Typische beiwohnt. Da ich als junges Studentlein zum ersten Male unseren alten Kaiser sah, sind mir die Tränen in die Augen getreten. Ich weiß es noch wie heute. Ein grauer, nebeldurchdampfter Oktobermorgen. Der Bahnhof Friedrichsstraße hat den ungelenken, noch gar nicht recht flüggen Sohn des Ostens entlassen, und bedächtig, Schritt um Schritt prüfend, bin ich in die langsam erwachenden Linden eingebogen. Da rollt vom Brandenburger Tor — im Tempo kaum schneller als eine Droschke — ein schlichter Hofwagen heran. Darin ein alter Herr im grauen Militärmantel, die Mütze tief über das schmale Haupt gezogen; ein wenig matt und gebrechlich, aber unendlich gütig und unermüdlich jedem der spärlichen Passanten für den ehrerbietigen Gruß dankend: der erste deutsche Kaiser, der von der Jagd kommt. Der Eindruck hat mich durch das ganze Leben begleitet, und wie mir — nur deshalb wagte ich hier so breit von dem persönlichen Erlebnis zu sprechen — ist es Tausenden und aber Tausenden ergangen. Es ist bezeichnend und wiegt in der Beziehung eine lange Reihe anderer Beispiele auf, daß selbst ein so demokratisch gestimmtes Temperament wie Eugen Richter in seinen Jugenderinnerungen ganz ähnliche Eindrücke aus seiner Berliner Studentenzeit aufbewahrt. Ich kann mir nicht recht vorstellen, daß dergleichen auch heute noch einem jungen Mann, der zum ersten Male seinen Kaiser sähe, widerführe. Damals war der Gefühlsroyalismus eben noch eine starke Tatsache im deutschen Leben. Heute ist er's nicht mehr. Nicht daß die Gefühlsroyalisten ganz ausgestorben wären. In bestimmten Strichen — geographischen wie ständischen — sind sie vielmehr noch heute heimisch. Dennoch hat sich gerade in diesen Klimaten vielfach eine bedenkliche Neigung zur Medisance ausgebildet; die Einheit von Wille und Vorstellung beginnt leise zu zerbröckeln, und wenn man unter sich ist, spöttelt man gar über die alten Heiligtümer. Im allgemeinen ist es der Königstreue ergangen, wie es auch der Kirchlichkeit erging: es ist ihnen nicht bekommen, daß sie zum guten Ton gehören. Vielleicht kann man sogar sagen: Der letzte Gefühlsroyalist in jenem alten, immer von einem Hauch der Mystik gestreiften Sinne ist Friedrich Naumann. Und auch der möchte am Ende sein phantasievolles Buch

über Demokratie und Kaisertum nicht zum zweiten Male schreiben. Wir anderen vollends sind in diesen Stücken recht nüchtern geworden. Mag sein, noch keine Vernunftmonarchisten; auf alle Fälle aber vernünftige Monarchisten. Dabei ist festzuhalten — und das wird als Zeichen wachsender politischer Reife zu werten sein —, daß wir trotz der vier Millionen Sozialdemokraten der Institution als solcher weit unbefangener, freundlicher, bejahender gegenüberstehen, als unsere Väter taten. Die Zeiten, wo man die Republik einen „Freistaat" nannte und sich allen Ernstes einredete, in ihr die am höchsten stehende und am feinsten ausgebildete Staatsform zu besitzen, sind längst vorüber. Wir wissen nun alle, daß die Regierungsform als solche recht wenig über das wahre Wesen des Staates aussagt; daß Bürgerfreiheit und soziale Gerechtigkeit zumeist sogar weit ausgiebiger in den monarchischen Ländern gesichert sind. Aber die Monarchie, die ein reifes und mannbar gewordenes Kulturvolk zu tragen vermag (und dann auch gerne trägt), zeigt doch wesentlich andere Züge als die Monarchie der alten Überlieferung. Man wünscht heutzutage, daß auch die Monarchie sich handfest und mit beiden Füßen auf den Boden dieser Welt stellt, wie sie nun einmal wurde. Man verübelt dem Monarchen nicht (denn gottlob gilt trotz aller sozialisierenden Tendenzen das Recht der freien Individualität), daß er über Menschen und Dinge sich seine eigenen Gedanken macht. Man ist nur empfindlich berührt, wenn diese Gedanken uns als die allgemein gültigen und einzig richtigen aufgedrängt werden sollen. Man ist auch keineswegs untröstlich, die Monarchie gelegentlich auf einem Irrtum zu betreffen. Nur wenn sie eigenwillig auf ihm beharrt, wird man empfindlich. Wir verlangen von unseren Königen keine Unfehlbarkeit; sind keine Orientalen, die es nicht vertragen können, die Monarchen bei Speis und Trank, gleich anderen Sterblichen bei menschlicher Hantierung zu sehen. Freilich, daß sie stolze und freie Menschen seien, von vornehmer Gesinnung und über alles kleinliche Wesen erhaben, wollen auch wir. Aber doch nur Menschen. Primi inter pares. Sozusagen geborene Präsidenten.

* * *

Aus dieser Analyse des „monarchischen Gedankens" oder vielmehr unserer Stellung zu ihm ergibt sich schon, warum Wilhelm II. und die Nation in den fünfundzwanzig Jahren zueinander kein rechtes Verhältnis gefunden haben. Der Kaiser ist in allen diesen Stücken Supranaturalist. Es lebt in d e r Beziehung etwas in ihm von der Art des vierten Friedrich Wilhelm, der dem vertrauten Bunsen gelegentlich ganz ernsthaft zu erklären pflegte: es gebe Dinge zwischen Himmel und Erde, die kein Untertan, auch der gescheiteste nicht, zu erfassen vermöchte, die ganz richtig doch nur ein Gesalbter verstünde. Wie oft hat Wilhelm II. sich uns als das Instrument des Herrn geschildert, als das erlesene Werkzeug in der Hand des Höchsten, das nur diesem und sich selber verantwortlich bleibe. Kein Wort darüber zu sagen, daß auch das eine Anschauung von hohem sittlichen Schwung ist, von einem Idealismus, der unter Umständen dem einzelnen die schwersten Verpflichtungen auferlegen kann und auch dem Kaiser gewiß schon auferlegt hat. Nur wird man eben doch bekennen dürfen: Unser Weltbild ist das nicht. Diese Art zu denken ist uns fremd wie die ganze Geschichtsauffassung, auf deren Grund sie erwuchs.

Woher es denn gekommen ist, daß auch Kaiser und Volk in diesem Vierteljahrhundert einander immer fremder wurden. Anfangs hat er uns vielleicht zu erobern versucht; vielleicht! Denn die letzten Tiefen seines Wesens sind trotz der vielen Reden uns kaum offenbar geworden. Aber dann begab es sich, daß fast jeder dieser Reden — bald in dem Lager, bald in jenem — Unwille, Verstimmung, mitunter wohl auch noch Ernsteres folgten. Und soviel auch von einer schmeichlerischen Umgebung, die ihrer verantwortungsschweren Aufgabe vergaß, dem Kaiser davon verheimlicht sein mag: einiges wird er doch wohl erfahren haben. So gab er das Erobernwollen denn auf. Blieb uns nur der Mahner und Bußprediger, der kraft seinem Begriff von Fürstenrecht und Fürstenberuf und dem nach Widerspruch, nach offenem Bekennen drängenden Temperament sein Wort hinsetzte, unbekümmert, wie es wirkte. Bei einem anderen, dem wir mit gleichen Waffen gegenüberstehn, hätten wir das wohl gar als Ausfluß tapferer, herzhafter Männiglichkeit besonders hochgeschätzt. Hier, wo uns der Anspruch gegenübertrat, ewige Wahrheiten zu prägen, weckte er neuen Groll. Bis sich dann alles, was sich in langen, vielfach recht schmerzlichen Jahren auf dem Grund der Volksseele aufgespeichert hatte, zu den Novemberstürmen verdichtete. Es mag pietätlos scheinen, aus festlichem Anlaß an diese Unbehaglichkeiten, diese nie ganz beglichenen Rechnungen zu erinnern. Im bürgerlichen Leben — ich bekenne es offen — würde es schlechthin gegen den Takt verstoßen. Hier liegen die Dinge doch wohl ein wenig anders. Es ist so viel geheuchelt worden in all den Jahren. Und es muß doch gesagt werden, wie der Zwiespalt entstand, und daß es nicht unsere Schuld ist, wenn er selbst der Jubiläumsstunde nicht ganz weichen will, wenn wir trotz der langen Vorbereitungen, der Spenden, der schwülstigen Bücher und noch schwülstigeren Artikel nur ein recht äußerliches, frostiges Fest feiern.

* * *

Oder: ist es am Ende doch unsere Schuld? War es nicht vielmehr unsere Mattheit, Feigheit, unser lauernder Egoismus (das Allzugeschäftliche der Neudeutschen: dies alte Lied), die das Übel und damit die Entfremdung so groß wachsen ließen? Wie oft ist es denn geschehen, daß die Nation offen und freimütig zum Kaiser geredet hätte? Im Grunde nur ein einziges Mal. Damals 1909, wo wir alle die Schauer der Schicksalsstunde verspürten. Wo der Parteikram von uns abfiel und die kleinen fraktionellen Eifersüchteleien, die auch dem Erwachsenen bisweilen eine Schulbubenseele anzuziehen pflegen, und wir ausnahmsweise einmal mit- und zueinander ehrlich waren. Auch das hat uns bald gereut: als dann im selben Reichstage über die Marienburger Rede gehandelt wurde und Herr v. Bethmann aus Bülows Geschick gelernt hatte, wie man's nicht machen dürfe, wenn man im Amte bleiben wolle, schlugen die nämlichen Leute sich mutvoll ins eigene Angesicht. Und sonst? Wer hat denn sonst gewagt, vor den Kaiser zu treten und mit aller schuldigen Ehrerbietung zu sprechen: „Herr, Deine Wege sind nicht unsere Wege. Dein Patriarchalismus, der übrigens in den Gesetzen dieses Landes keine Unterlage findet, ist uns fremdartig, und Dir schadet er nur. Die von Dir bevorzugten Symbole sichtbarlicher Kaiserherrlichkeit, das steife Zeremoniell und der bunte Prunk lassen uns kalt. Dem einen oder anderen aber träu-

feln sie gar spöttisch die Lippen. Wir sind empfindlich und reizbar geworden gegenüber Eingriffen in unsere private Sphäre und wünschen nicht darüber belehrt zu werden, was wir zu glauben, was wir als schön und verehrungswürdig zu empfinden haben. Wir können auch nicht zugeben, daß der Patriotismus notwendig eins sei mit der Anhänglichkeit an die in Preußen und im Reich regierende Familie. Wir verkennen keinen Augenblick die Verdienste, die sich das in der Mehrzahl seiner Glieder sehr tüchtige, ehrbare und pflichtbewußte Hohenzollerngeschlecht um die Geschicke der Deutschen erworben hat; aber der Begriff der Nation geht uns denn doch ein gut Teil höher. Vor allem hat Deine Art, die Geschäfte des Landes im Innern wie nach außen zu führen — man hat es mit einem Schlagwort wohl auch das Impulsivische genannt —, dies Handeln und noch mehr das Sprechen aus dem ersten raschen Eindruck heraus, uns nicht zufrieden gemacht und den Glanz Deines Namens nicht erhöht. Wir bestreiten Dir nicht Deine lauteren Absichten und sind nicht blind gegen Deine Talente und Verdienste (zu denen wir freilich nicht nach dem beliebten Tischredenschema die ‚Bewahrung des Friedens' rechnen möchten: der Friede um jeden Preis ist ebensowenig ein absolutes Gut wie das Leben). Aber bei allen Deinen Gaben und Deinem redlichen Eifer traf Dich im Grunde ein tragisches Los: Du hast die besten und ehrlichsten Deiner Volksgenossen nicht verstanden. Es war ein kühles, oft bitteres, fast immer innerlich fremdes Aneinandervorbeigehn" ...?

Gewiß, ein paar (von den hämischen Krittlern und den ewig Süffisanten abgesehen, die durch ihre spitzigen und nicht selten geschmacklosen Übertreibungen nur schadeten) haben bisweilen so zu sprechen als ihre herbe Pflicht empfunden. Ein paar Einsame, die man dafür Nörgler von Beruf schalt; Störenfriede, die, um ihrer kleinen Eitelkeit zu frönen, uns die Freude am Vaterlande verdürben. Gedacht haben sie zuweilen alle so, alle. Aber es schien nützlicher, nun das Herz zur Mördergrube zu machen. Zum mindesten verhieß es mehr und greifbareren Gewinn. Der Reichtum ergoß sich ja in breiten Strömen in das ehedem nicht just von Gold gedüngte Land. Von dem so viel als irgend möglich zu erhaschen, ward uns zum höchsten Gebot. Schon mit den Behörden sich anzulegen, konnte in solchen Zeitläuften immer von neuem reifender Ernten in Mark und Pfennig auszurechnenden Verlust bedeuten. Wer aber mochte so töricht sein, den zu reizen, der über alle Behörden gesetzt war! Der verstorbene Georg v. Siemens, der sicher ein kluger Mann war, hat schwerlich geahnt, wie er, bis in ihre letzten Schlupfwinkel, die zeitgenössische Bourgeoisseele klarlegte, da er den seither viel zitierten Satz prägte: „Wir wollen Ruhe fürs Geschäft." Ruhe um jeden Preis ...

* * *

Unter dieser erhebenden Parole haben wir — nehmt alles nur in allem — das letzte Vierteljahrhundert gelebt. Haben Feste gefeiert, nach denen unser Herz nicht verlangte; zwischendurch aus akutem Anlaß uns wohl auch weidlich geärgert und zu jeder Frist reichlich geschimpft. Aber dann doch wieder als vorsichtige Rechner, die ihren Vorteil — freilich nur den kleinen, nächstliegenden — bedenken, die Faust in der Tasche geballt. Schließlich, wenn's gewünscht wurde, fand man sich wieder zum Jubilieren zusammen; steckte Fahnen und bunte Wimpel heraus und

erstarb in triefenden Loyalitätsbezeugungen. Man soll gerecht sein: war's ein Wunder, daß der Kaiser, der nun einmal in einer anderen Vorstellungswelt lebte, dem das Bild einer in den ewigen Sternen verankerten Majestät die Seele erfüllte, den Firnis, den gleißenden Schein für echt hielt, daß ihm entging, wie die besten, die reifsten und feurigsten Patrioten bei diesen Feerien abseits blieben und allen, auch den emsigsten Hurraschreiern, die Monarchie in Wahrheit eine sehr natürliche Angelegenheit geworden war?

Man soll gerecht sein, sagte ich. Gerade um deswillen aber lieber von dem Versuch abstehen, etwas wie eine Bilanz aufzumachen. Gefehlt ist in diesen fünfundzwanzig Jahren von hüben und drüben. Vielleicht lag es an beiden Teilen, daß die „herrlichen Tage", denen, da wir selber noch jung waren, der begeistert begrüßte junge Kaiser uns entgegenzuführen verhieß, bisher uns nicht kommen wollten. Indes: noch dämmerte über seinem Leben der Abend nicht herauf; immer noch mag seiner ein rüstiges Tagwerk harren. Auch in der Nation — jeder neue Tag erweist es in neuen Leistungen — verminderten sich Schaffenskraft und Schaffenslust nicht, wenngleich sie im Politischen als Ganzes häufig genug versagte. Kann sein, daß beiden, die fünfundzwanzig Jahre in Epigonensehnsucht aneinander vorbeilebten, doch noch ein stolzer Wurf gelingt. Es wird dem Ansehen des Kaisers dann nichts schaden, daß unsere Stellung zur Monarchie sich wandelte. Für jederlei Vergottung sind wir allgemach zu nüchtern geworden. Aber das Bedürfnis, die großen und um uns verdienten Männer zu verehren und zu lieben, blieb. Und wird bleiben.

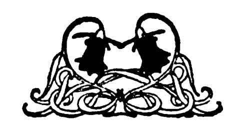


Gewitterregen · Von Karl Schmidt

Ein Gewitter hat von ferne
Graue Wolken hergesandt,
Und ein milder Maienregen
Rieselt auf das frohe Land.

Jede Scholle trinkt den Segen,
Jede Wurzel saugt ihn ein,
Schwellen wird er in der Ähre,
Glühen wird er in dem Wein.

Ehe dann der Abend schattet,
Scheint die Sonne noch einmal,
Schlägt mit zarten, lichten Farben
Eine Brücke übers Tal.





Elisabeth Diakonoff

Das Tagebuch einer russischen Studentin

(Fortsetzung)

16. Dezember.

Mit Ungeduld ersehnte ich den Schluß des Unterrichts in der Franco-English Guild. Um vier Uhr eilte ich nach Hause und stürzte ganz erhitzt ins Eßzimmer, wo Madame Tessier mit der Mutter gemütlich in der Dämmerung am Kamin schlummerten.

„Madame Tessier, stellen Sie sich vor, welche Freude: ich habe eben eine Freundin getroffen, die durch Paris reist und sich hier zwei Tage aufhält — ich gehe gleich zu ihr ins Hotel und bleibe auch die Nacht bei ihr; bitte, beunruhigen Sie sich nicht. Ich gehe gleich weg. Auf Wiedersehen!“

Madame Tessier wünschte mir viel Vergnügen. Ich nahm einige Handtücher und verschiedene Toilettengegenstände zusammen und eilte zu Danet in die rue Varin.

Dienstag, 17. Dezember. Als ich ins Schlafzimmer trat, hatten meine beiden Ritter ihre Toilette beendigt. Ich zog mich im Kabinett an.

Danet warf einen raschen Blick auf mich, nahm einen schwarzen Stift und verstärkte mir die Augenbrauen, dann puderte er mich leicht und rief:

„Famos! sieh dich an, Lydia, wie schön du bist!“

Ich sah im Spiegel eine blasse schöne Frau — die malvenfarbene Tunika schmiegte sich weich an die Gestalt, die üppigen blonden Haare flossen zitternd die Schultern hinab. Das schmale Band mit den bunten Steinen schloß sich eng an die Stirn und gab den Augen etwas Geheimnisvolles, Ernstes.

„Lydia, Lydia ...“

Danet war in Begeisterung. Der Künstler regte sich in ihm. Ja, war ich nicht auch seine Schöpfung vom Kopf bis zur Sohle? Von ihm stammte der Entwurf des Kostüms, er hatte mir die Haare gelöst und mich geschmückt.

Hier in Paris habe ich es gelernt, auf den äußeren Menschen zu achten ... Ich empfand Freude über mein Spiegelbild. Das Bewußtsein, schön auszusehn, erfüllte mich mit einem neuen, eigentümlichen Gefühl ... Was lebte jetzt noch in mir von der ernsten Studentin, die nur an Bücher, an Wissenschaft dachte?

Ich erkannte mich selbst nicht. Es schien mir, als ob eine neue Frau in mir aufgewacht sei. Wenn mir jemand vor einem Jahre gesagt hätte, daß ich mich jemals so verändern würde, hätte ich ihn verlacht.

Vier Jahre studierte ich in Petersburg, niemals wäre mir der Gedanke gekommen, den Maskenball in der Akademie zu besuchen.

Jetzt ... jetzt — würde ich nicht nur auf diesen Ball gehen, in die Hölle ginge ich, um ihn zu sehen.

Nun beendete auch Georges Danet seine Toilette vor dem Spiegel und strich leicht mit dem Stift über seine Augenbrauen. Er sah sehr interessant aus in seinem vornehmen römischen Patriziergewande. Der schwarze Lockenkopf hob sich gut von der roten Toga ab, die das feine Profil noch schärfer erscheinen ließ. Der sehr weite Mantel war gut um seine hohe, schlanke Figur drapiert ... Es schien, als ob ihm eine glänzende Theateratmosphäre Lebensbedingung wäre.

Der magere, kleine Charles sah in seiner hellblauen Sklaventoga neben Georges noch unscheinbarer aus. Danet trieb ihn unbarmherzig zur Eile, während der arme Junge sich vergeblich mühte, das Trikot an die Tunika zu knöpfen; ich erbot mich, ihm zu helfen.

Um neun Uhr fuhren wir ins Hospital. Ich saß wie eine Puppe im geschlossenen Wagen, nachdem Danet mich sorgsam in seinen schwarzen Mantel gehüllt und mir noch einen Spitzenschal umgeworfen hatte.

Charles saß mir gegenüber, Georges neben mir.

„Sieh zu, vergiß es nicht, Lydia, wir müssen uns duzen. Hast du verstanden?"

„Ja, Georges."

Der Wagen blieb an der Hospitalpforte stehen.

„Wartet hier!" Und er verschwand.

Wir mußten lange warten. Ich war gar nicht gewöhnt, im Winter statt eines Pelzes einen leichten Tuchmantel zu haben. Die Beine froren mir in den dünnen Strümpfen und niedrigen Sandalen.

Die Kälte durchdrang mich — das Blut erstarrte in den Adern ... ich schloß die Augen. Und der Gedanke, daß ich vielleicht ernstlich erkranken würde, mit der nahen Aussicht, ihn heute wiederzusehen, bereitete mir einen eigentümlichen Genuß.

Ich hätte hier gern auf der Straße erfrieren wollen, wenn er nur hier gewesen wäre.

Wie lange wir so saßen, weiß ich nicht.

Die Wagentür öffnete sich. Ein schwarzlockiger Jüngling mit einem Rosenkranz geschmückt stieg ein und setzte sich neben Charles. Danet folgte ihm.

„Mein Freund Michelin — Lydia, mein Vetter Charles", stellte Danet vor und befahl dem Kutscher zu fahren.

„Friert dich, Lydia?" fragte er leise und besorgt.

„Nein!" sagte ich mit Mühe. Meine Glieder waren wie erstarrt, und die Zunge bewegte sich schwer.

Nach einiger Zeit stand der Wagen vor Bullier. Vor der Tür waren zahllose Zuschauer versammelt, um die Kostümierten neugierig zu betrachten.

Danet hob mich rasch und leicht aus dem Wagen und führte mich hinein. Ich ging wie im Nebel, ohne zu wissen wohin ... das starke Licht der Garderobe blendete mich völlig.

Eine Treppe von einigen Stufen führte hinunter in den Tanzsaal, der durch Kolonnen in drei Teile geteilt war. Er war noch leer und wenig beleuchtet.

„Wart, Lydia, zieh dich noch nicht aus. Es ist kalt. Was schweigst du? Frierst du? Wollen wir uns am Ofen wärmen?"

Er führte mich durch den Saal an das andere Ende zu einem Ofen, dessen Bauart mir ganz neu war. Das Feuer war darin nicht zu sehen, und die Wärme strahlte durch einen kupfernen Reflektor aus.

Danet setzte sich neben mich und begann sich zu wärmen. Allmählich kam ich zu mir, konnte mich bewegen und sah mich um.

Der Saal war fast leer; es war noch niemand da.

„Warum hast du dich so beeilt, Georges?" fragte ich. „Wir sind zu früh gekommen."

„Ich mußte im Hospital mitteilen, daß wir vorausgefahren sind; es war die Verabredung unseres cortège. Die anderen gehen zu Fuß, wir fuhren, das ist der Unterschied."

Ich bemerkte, daß wir auf der Estrade saßen, die die Wände des Saales entlang ging. Nach den vielen Tischen zu urteilen, die auf ihr standen, schien es ein Restaurant zu sein. Danet ging zur Seite und betrachtete den Saal. Ich nahm meinen Schal ab.

„Oh, die schönen Haare! Welche Haarfülle!" hörte ich hinter mir. Ich kehrte mich um. Ein häßlich aussehender Herr im Kostüm eines römischen Bettlers griff familiär in mein Haar.

„Nichts für Sie!" sagte ich scharf und bog mich zur Seite. Er entfernte sich rasch.

Danet hatte es bemerkt und war gleich bei mir.

„Höre, meine liebe Lydia," flüsterte er, indem er meine Taille umschlang, „so geht es nicht. Ich habe dir bereits gesagt, daß man auf alles gefaßt sein muß."

„Aber das geht zu schnell; der Ball hat ja nicht einmal begonnen!" suchte ich mich zu rechtfertigen.

„Schon gut, aber solche scharfen Zurechtweisungen dürfen nicht vorkommen ... Übrigens, wo ist Charles geblieben? Ich werde ihn in unsere Loge führen; siehst du, dort drüben links."

Wir gingen in den Saal und stiegen die Treppe zur Loge hinauf. Sie stellte die Terrasse eines Hauses dar, am Fuße des Vesuvs, mit dem Blick auf Pompeji. Die Ausstattung war bis in jede Einzelheit stilgerecht durchgeführt. Auf dem weißen Marmor war die Aufschrift: Lapinus pro Lydia — Cochonus est hero.

„Was ist denn das?"

Danet lachte. „Tu ipse es hero", las er und wies auf die andere Aufschrift. — Und hier: Morientur apthicarii. „Sieh hierher, Lydia", und er zog mich an sich: am Eingange der Loge stand eine Satyrbüste in Gips, sie grinste und zeigte die Zähne.

„Von wem ist sie?"

„Von einem Arzt."

„Sie würde ja jedem Bildhauer Ehre machen — was seid ihr für eine künstlerische Nation!" rief ich unwillkürlich aus.

Danet lächelte.

„Du wirst noch anderes sehen ... Wir lieben eben die Schönheit." —

Der Saal begann sich zu füllen. Die Kronleuchter wurden angezündet und beleuchteten eine bunte Menge. Es war ein Gemisch von Gewändern, Gesichtern, Volksstämmen, Sprachen, Ständen. Ägypter, Phönizier, mittelalterliche Mönche, Schäfer aus der Zeit Ludwigs XIV., ein russischer Kosak, ein Advokat, ein Alchimist füllten den Saal an.

Es wurde heiß. Danet nahm mir den Mantel ab und trug ihn in die Garderobe. Einige Minuten blieb ich allein; plötzlich erriet ich es eher, als daß ich es erkannte — e r war da. Er ging zusammen mit einem hohen, schönen brünetten Herrn, beide als Chinesen verkleidet. Der lange Zopf und eine bunte Feder baumelten komisch herunter. Seine ernste Miene und die Brille bildeten einen eigentümlichen Gegensatz zum bunten Kostüm. „Er ist es — ohne Zweifel — er ist es!"

Aber die Flut von Menschen, die sich jetzt in den Saal ergoß, zog ihn mit sich fort.

Zum erstenmal im Leben war ich auf einem Kostümball. Mein Kopf schwindelte mir durch die vielen Eindrücke.

„Ah, endlich habe ich dich gefunden, Lydia!" rief Danet und umarmte mich. „Komm in die Loge, ich werde dich dalassen, du kannst zusehen, während ich tanze." Er spielte seine Rolle, wie sie verabredet war, er umarmte mich vor allen und küßte mich zart auf die Stirn. Dankbar empfand ich sein feines Taktgefühl.

„Hier ist ein Stuhl, Lydia; Charles, du bleibst bei ihr!" befahl Danet und verschwand in der Menge.

Ich unterhielt mich zerstreut mit Charles und durchforschte unentwegt die Menge, die lärmend im Saal umherzog, nach ihm. Es war nicht leicht, ihn zu finden. Mein Kopf schwindelte und die Augen schmerzten von dem Gewirr, als die Chinesen plötzlich auftauchten. — Das ist er!! — ich glitt wie ein Schatten in den Saal und zog den erstaunten Charles nach, der gar nicht verstehen konnte, weswegen ich die Loge plötzlich verließ.

„Ich will mich amüsieren, Charles", flüsterte ich und hing wie gebannt mit meinen Blicken am Chinesen.

Es wurde immer fröhlicher.

Frauen — junge, schöne, bemalte — alle waren zugänglich. Ich begann zu verstehen, w a s d a s f ü r e i n B a l l w a r, und in das Gefühl der Freude, ihn wiederzusehen, mischte sich herber Schmerz.

Er ging weiter, ernst, mit seltsamer Würde — und hatte für die Frauen keinen Blick.

Warum ist er hierher gekommen? Er weiß, was es für ein Ball ist, und ist doch hingegangen ... Also — Ich fühlte es, daß ich es nicht ertragen würde, wenn ich ihn mit solch einer Frau vereint sehen würde. — Ich werde töten — ihn —

sie — mich selbst. Ich atmete hastig ... Die Hand suchte instinktiv nach einer Waffe. Ich hatte keine. Grundsätzlich trage ich keine. Aber jetzt ... Verflucht seien die Grundsätze! Wir Russen können keinen Schritt ohne sie tun. Pauline Decoursel, eine halbe Spanierin, sagte mir, daß die junge Frau in Spanien am Hochzeitstage einen Dolch und Revolver kaufe, um den Gatten im Fall der Untreue zu töten. „Wenn ich heirate," sagt sie, „so tue ich es aus Liebe; wenn er die Ehe bricht, so hat er für mein gebrochenes Leben mit dem Tode zu büßen."

Ich liebe ihn ... Er soll besser als die andern sein. Wenn er es nicht ist, so mag er untergehen — und ich mit ihm.

Mein Kopf brannte, vor den Augen tanzten rote Figuren, und plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke. Es fiel mir ein, daß Charles mit dem Taschentuch und dem Portemonnaie ein Federmesser in die Tasche gesteckt hatte, die er mit einer Stecknadel an der Tunika befestigte.

„Charles, geben Sie mir, bitte, Ihr Taschentuch, ich habe keines mit, weil mir eine Tasche fehlt."

Ich wußte, daß der ungeschickte Charles sicher sein Messer dabei verlieren würde. So kam es auch. Als er seine Tasche umkehrte, fiel das Messer auf den Boden, verschiedene Papierchen und sogar — eine Haarnadel! Ich beugte mich rasch, nahm das Messer und verbarg es in den Falten des Peplums.

„So? Also Sie kommen auf den Ball mit einem Messer? Ich gebe es Ihnen nicht mehr zurück."

Der verlegene Charles suchte sich zu rechtfertigen und bat, es ihm abzugeben. Ich verweigerte es: „Zur Strafe bleibt es bei mir bis morgen."

Ich öffnete es rasch und verbarg es. Und merkwürdig: plötzlich wurde ich ruhig, als ob irgendeine Kraft, eine Sicherheit über mich gekommen wäre.

Die zwei Chinesen gingen immer zusammen. Danet suchte uns in der Menge.

„Bald ist es Mitternacht, dann beginnen die Umzüge. Bis an uns die Reihe kommt, wollen wir in die Loge gehen und zusehen", schlug er vor.

Damit er nichts bemerke, willigte ich sofort ein. Mit Mühe fanden wir einen Platz an der Logenbarriere. Sie war überfüllt. Frauen — schöne, fröhliche, in buntesten Kostümen, angefangen von der ägyptischen Priesterin bis zur kleinen Sklavin im einfachen Überwurf, füllten die Loge.

Plötzlich verschwand eine, die neben mir gesessen hatte, und kehrte nach einem Augenblick zurück. Sie hatte das seidene Unterzeug ihrer Gazetunika entfernt und erschien fast nackt; sie schritt ruhig durch die Loge. Die andern folgten ihrem Beispiel, sie streiften ihre Unterkleider ab und trugen sie in die Ecke der Loge. Die Einfachheit und Natürlichkeit, mit der diese Frauen sich vor den Augen aller auszogen, ließen auch mich ganz ruhig sein. In dieser Atmosphäre wirkte nichts mehr unanständig. Ich blickte um mich: überall sah man nackte Frauen, entweder ganz ohne Gewandung oder nur mit ganz leichter Gaze bedeckt.

Mein Herzschlag stockte; e r kam auf unsere Loge zu.

Wenn er mich erkannte?! Obgleich diese Angst unnütz war — er war ja kurzsichtig und hatte mich nie ohne Hut gesehen —, drückte ich mich doch instinktiv an Danet, der mich schützend mit seinem Mantel bedeckte.

„Was fehlt dir, kleine Lydia?“

„Nichts. — Es ist so schön bei dir ... Warum läufst du nur immer zu diesen Frauen?“

„Na, um mich zu amüsieren!“

Unterdessen ging er mit seinem Begleiter aus der Loge heraus, sie hatten sich offenbar nur an dem Bilde freuen wollen, denn sie widmeten den Frauen, die hin und her liefen, gar keine Aufmerksamkeit.

Ich atmete erleichtert auf. Dann ist er nicht — so — wie alle anderen — — o Glück! Und ich hatte vergessen, daß nicht allein er es war, der sich anständig aufführte, daß viele andere Internen auch allein gingen und sich um die Frauen nicht kümmerten, daß der kleine Interne mit dem melancholischen Gesicht, der mit uns im Wagen gefahren war, auch die ganze Zeit über allein war ... Wie erklärt sich das? Sind das Prinzipien oder eine Übersättigung an den Genüssen des Lebens? Oder vielleicht eine Treue ihren Mätressen gegenüber, die sie auf den Ball nicht haben mitbringen dürfen? Wer kann es wissen? Ich sah nur, daß er immer allein mit seinem Freunde war, und daß ich nichts zu befürchten hatte.

Die Menschen traten auf Weisung der Ordner zur Seite. Der Umzug begann. Am andern Ende des Saales tauchte ein Wagen auf; er war umringt von tanzenden, spielenden, singenden Priestern und Priesterinnen. Die Schönheit und Offenheit des Schauspiels berauschten mich. Der Wagen bewegte sich langsam vorwärts. Eine gigantische Figur aus rotem Kupfer mit einem Sammetmantel, umgeben von Frauen, erhob sich stolz über den Köpfen der Menge. Der zweite Wagen ließ mich zusammenzucken vor Widerwillen. Auf einem Operationstisch lag eine Puppe, die mit einem Handtuch bedeckt war, neben ihr stand ein Arzt mit erhobener Hand; seine Schürze und das Handtuch waren mit Blutflecken bedeckt.

„Das ist das Krankenhaus der ‚Enfants malades‘; hier ist das Programm, Lydia“, und Danet steckte mir irgendein Papier in die Hand.

„Was wird noch kommen?“ dachte ich mit Entsetzen, und mich umdrehend bemerkte ich oben an der Logenwand eine obszöne Zeichnung.

„Komm, komm rasch, Lydia — jetzt sind wir an der Reihe!“ drängte Danet, und indem er Charles ergriff, zog er uns beide in die Garderobe. In dem Teil des Saales, wo sich unser Zug ordnete, befand sich ein Wintergarten, der sehr kalt war. Überall wogten die Menschen, halbnackte Frauen bestiegen die Wagen. Auf unserem Wagen lag in lässiger Haltung ein Pompejaner, ein schöner, gutgewachsener Jüngling, ein rechter Römerabkömmling. In der ersten Reihe vorn ging Danet und mit ihm ich, die befreite Sklavin Lydia; es umgaben uns Patrizier, Klienten, Sklaven, hinten folgten Bettler. Die Ordner liefen erregt umher und ordneten unseren Zug. Der Wagen bewegte sich vorwärts, Danet umfaßte mich mit einer Hand, mit der andern streute er Münzen unter das Publikum. Danet hat von Natur Patrizierallüren, so wirkte er sehr gut. Ich wagte meine Augen nicht zu erheben; es schien mir, daß ich seinen Blicken begegnen müßte.

Wir bewegten uns langsam durch diese lebende Wand neugieriger Augen. Ich nahm allen Mut zusammen, schlug die Augen auf und sah in die Weite, um

niemandes Blick zu treffen. Zweimal gingen wir durch den Saal. Plötzlich schien es mir, als ginge ich an ihm vorbei, und instinktiv senkte ich den Blick.

Als wir in den Wintergarten zurückkehrten, führte mich Danet eilig in die Loge, um nichts von den andern Umzügen zu versäumen, die sich in langer Folge abspielten. Eine Fülle guter Einfälle und schöner Bilder war zu bewundern.

Danet und Charles verschwanden aus der Loge, um der Preisverteilung beizuwohnen. Ich beobachtete die Frauen. Unten im Saal tanzte Danet. Wie ein junges Tier genoß er diesen Abend, die freigebige Schönheit der ihn umgebenden Frauen ...

Etwas Dickes, Weiches, wie ein Kissen rieb sich an mir. Ich kehrte mich um.

Ein dicker, kleiner Interner tanzte neben mir und suchte mich zu umfassen. Abscheu erfaßte mich, aber eingedenk Danets Worte wagte ich nicht, ihn von mir zu stoßen und bog mich nur leicht zur Seite. Danet eilte mir zu Hilfe.

„Die römische Patrizierin ist an solch eine Behandlung von seiten des Klienten nicht gewöhnt“, sagte er mit komischem Ernst, und indem er mich mit seinem Mantel bedeckte, führte er mich weg.

„Was, habe ich nicht gut geantwortet?“

„Ausgezeichnet.“

Die Menge lichtete sich. Er war nirgends zu sehen. Ich durchsuchte alle Winkel des Saales. — Wahrscheinlich war er schon längst weggefahren.

Das Abendessen begann, die Diener trugen eilig die Gedecke heran, kleine Kartonteller und Schüsseln mit kalten Speisen. Ich saß mit Charles Danet an einem Tisch in einer heitern Gesellschaft von Damen und Herren. Eine volle Blondine trat an Charles heran und drückte sich an ihn. Er errötete über und über, die Frau lachte und umarmte ihn nur noch fester. Meine Hand hob sich instinktiv, um das Kind vor dieser unreinen Liebkosung zu schützen. In demselben Augenblick drückte mich jemand so brutal, daß sich mein Armband tief in die Haut schnitt. Ich kehrte mich um.

Danet drückte mir die Hand nur noch fester zusammen und flüsterte: „Laß das — hast du vergessen, wo du bist?“

Ich befreite schweigend meine Hand aus diesen eisernen Fingern.

Der ganze Saal war erfüllt von wilden, unartikulierten Lauten. Die Internen hatten die Instrumente der Musikanten ergriffen und spielten wie die Wahnsinnigen.

„Komm, komm, das sollst du nicht sehen, Lydia!“ sagte Danet erregt, seine Stimme war ernst und die Augen lachten nicht mehr.

„Du bist wohl müde und Charles auch, er hatte schon längst wegfahren wollen.“

Ich war einverstanden. Als wir durch den Saal gingen, sah ich nach allen Seiten. Er war nicht da. —

Danet hüllte mich ein wie eine Puppe und setzte mich in den Wagen. Erst als ich in seiner Wohnung war, fühlte ich, wie müde ich war.

„Ich danke Ihnen ... Sie haben mir eine große Freude gemacht.“

„Erlauben Sie mir, Ihnen noch einmal Lydia zu sagen, es ist so schön ... Sagen Sie, warum sind Sie so schön?“

Seine Arme umschlangen meine Taille, und sein herrlicher Kopf neigte sich auf meine Schulter. Eine Welle ganz neuer Empfindungen durchströmte mich. Ich hätte mich herausreißen wollen aus diesen starken Armen und — und — ich konnte es nicht. Mein Kopf schwindelte mir, ich verstand kaum, was mit mir geschah, und indem ich seinen Kopf in beide Hände nahm, küßte ich ihn.

Dann stieß ich ihn von mir, schloß die Tür ab und warf mich halbangekleidet aufs Sofa.

Heute morgen, als die concierge mit Briefen um zwölf Uhr heraufstieg und ich mich zum Weggehen rüstete, musterte sie mich mit einem erstaunten: „Ach!“ und entfernte sich diskret.

18. Dezember. Ich hatte heute nacht einen eigentümlichen Traum. Ich gehe durch den Garten des Krankenhauses; es ist Nachmittag, schreckliche Hitze ... Die Internen gehen Mittag essen und treten an die Kasse heran; es sind ihrer viele, die weißen Blusen ziehen sich unendlich lang hin, und zwischen ihnen — seh' ich ihn. Ich möchte auf ihn zugehen und kann es nicht: irgendeine merkwürdige Gewalt bannt mich ... und je näher er zur Kasse tritt, desto weiter von ihm bin ich.

19. Dezember. Es ist klar wie der Tag — meine Liebe ist ein Wahnsinn ... Diese Liebe vernichtet mich — und doch kann ich mich nicht überwinden, ich kann sie nicht aus meinem Herzen reißen.

Es scheint mir manchmal, als ob etwas Schreckliches, Unbarmherziges, Dunkles nahe vor mir liegt, ich weiß es: es ist der Tod ...

Der Tod! Wenn man es bedenkt, daß er früh oder spät der Ausgang eines jeden Lebens ist, — aber ich in meiner Jugend, Schönheit habe noch nie ein richtiges Glück empfunden — und doch kann ohne die Liebe nichts Lebendes denken, fühlen.

Ein furchtbarer Unwillen steigt in meiner Seele auf und ich möchte verzweifelte Flüche ausstoßen — gegen wen? Warum? Gegen das blinde Schicksal?

Oder bin ich seiner nicht wert?

Nein, nein und nein!

Mein ganzes Wesen sagt dazu nein. Diejenige, die er lieben wird, kann nicht höher sein, nicht besser sein als ich ...

Und dann wofür, wofür?!!

Ich bin wie ein Instrument, alle Saiten sind gespannt — gleich, gleich wird es reißen.

Ich habe Angst vor mir selbst in der Einsamkeit — ich brauche Gesellschaft, ich muß sprechen, handeln, um ... nicht zu denken ... über nichts zu denken. Heute habe ich einen Brief von Karsinsky erhalten; er fordert mich auf, ihn morgen in seinem Atelier zu besuchen ... Wird er mich darum bitten, ihm Modell zu stehen? Mir ist alles unsäglich gleichgültig.

20. Dezember. Ich besuchte Karsinsky; er zeigte mir Belinskys Büste, seine Maske, das Modell des Denkmals.

Und dann sprach er wieder dieselbe Bitte aus.

„Stehen Sie mir doch, wenn auch nur für das Belinsky-Denkmal. Sehen Sie, was das für eine unglückliche Figur ist, die ich mit einem Lorbeerkranz be-

kränzen soll! Ich kann kein gutes Modell finden. Wenn Sie damit einverstanden sind, so werde ich diesem Modell Ihre Gesichtszüge geben, und Sie sollen auf ewig in Rußland mit dem berühmten Kritiker verbunden sein."

Wie gut verstehe ich Menschen zu beobachten! Ich sah gleich, wo er hinaus wollte — — mir zu schmeicheln. Und ich schüttelte verneinend den Kopf — warum weiß ich nicht. Es ist mir ja ganz gleichgültig, was mit mir geschieht.

Karsinsky schien es zu erraten und ergriff meine Hand.

„Nun gut, wollen wir nicht mehr davon reden — Kommen Sie morgen, dann werde ich mit Ihrer Büste beginnen — das Spätere wollen wir schon sehen."

21. Dezember. Als ich mich zu Karsinsky aufmachte, nahm ich das Kostüm mit, das ich zum Internenball getragen hatte; es ist bequem für eine Modellsitzung, auch kann ich es leicht abstreifen.

Im Atelier war stark geheizt. Karsinsky in einer Bluse, die Hände grau von Lehm, schien sich viel natürlicher und einfacher zu geben als im Salon von Clarence.

Er arbeitete an einer Büste, als ich eintrat.

„Ach, endlich — ich warte schon eine halbe Stunde."

„Nun, womit sollen wir beginnen? Mit dem Kopf? Das ist uninteressant. Wenn ich die Büste modelliere, müssen Sie Ihre Bluse ausziehen ... Besser wäre es, wenn Sie sich zur völligen Nacktheit entschließen wollten. Oder glauben Sie, daß hier nur ungebildete Frauen Modell stehen?"

„Ja, das glaube ich", antwortete ich.

„Da irren Sie sich! Sehen Sie" — und er zeigte auf die Büste einer jungen Frau mit einem sehr intelligenten, ausdrucksvollen Gesicht, und dann auf ein Basrelief der heiligen Cäcilie.

„Ja, sie ist aber angekleidet."

„Erst wird die Figur nackt modelliert, dann erst bekleidet. Auch diese Figur auf dem Belinsky-Denkmal muß bekleidet werden. Oder dachten Sie, daß sie nackt bleibt? Es ist ja dafür viel zu kalt bei uns ..."

Wir lachten.

„Ich werde mich umkleiden."

Ich ging hinter den Schirm, zog mein Kleid aus, warf die Tunika über und öffnete die Haare. Als ich heraustrat, warf Karsinsky einen prüfenden Blick auf mich.

„Sie müssen sich bis zur Taille entblößen" — und geschickt öffnete er den Haken am Nacken. Die Tunika glitt die Schulter hinunter.

Plötzlich überkam mich der Wunsch — eine glühende Sehnsucht, wirklich Modell zu sein. Ich sah, wie Karsinsky wartete. Unbemerkbar öffnete ich den anderen Haken, die Tunika glitt zur Erde, — ich war ohne Hülle.

„Ach!" rief er aus. „Stehen Sie jetzt — so, wenden Sie sich, — bitte, noch einmal; jetzt wollen wir die Haltung wählen. Setzen Sie sich hier aufs Sofa. Sie würden sehr gut z. B. die ‚Verzweiflung' ausdrücken."

Wer soll es besser wissen als ich, was Verzweiflung ist! Schon beim Gedanken daran drückte mein Gesicht einen so tiefen Schmerz aus, daß der Künstler erstaunt rief:

„Wie ausgezeichnet verstehen Sie die Intentionen des Künstlers! Sie sind ein herrliches Modell ... Nun, ich werde eine Statue schaffen! In Rußland soll man wieder von mir sprechen ... Ich werde sie ‚Verzweiflung‘ nennen.“

„Es ist eine große Arbeit ... Die Brust muß ganz zu sehen sein, den Kopf können Sie leicht nach rechts neigen, die Haare — so ... Lilia soll die Statue heißen. So ist's gut. Sie haben einen feinen Ausdruck — so verträumt und weich.“

Ich ging hinter den Schirm, zog mich an, dann öffnete ich die Untertaille, nahm die Haltung an, die er wünschte, und die Sitzung begann. Seine gewandten Finger belebten ständig die graue, formlose Masse.

(Schluß folgt)

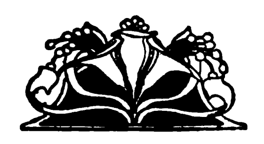


Havelberge · Von Thomas Wilhelm Reimer

Es lief ein Schatten hin mit Blitzesschnelle,
In raschen Wolken ist das Licht ertrunken,
Das Ufer liegt in Nebeldunst versunken.
Graufarben würgt sich endlos ab die Welle.

Sie leckt am Strand, den schmalen Pfad bespülend.
Schwer knarrt der Stamm von hundertjähr'gen Bäumen,
Die trotzig-steil den Uferstrich umsäumen,
Es rauscht der Sturm, im leichten Schilfgras wühlent

Der zwingt auch träge Wolkenmassen nieder.
Er schiebt und zerrt. Die bleichen Schleier reißen,
Ein Sonnenblitz! Und wie im Silber gleißen
Die Wellenschätze sinnverwirrend wieder.





Vom Wandern und von der Wanderarmut · Von Hans Ostwald

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt! . . .

Zu dem Schönsten, was uns in diesem Leben beschieden, gehört trotz Eisenbahn und Dampfschiff, trotz Fahrrad und Automobil das Wandern. Gibt es Köstlicheres, als alle Tagesnot, alle Beklemmungen hinter sich zu lassen und mal hinauszupilgern in die Berge und Wälder — oder in die Ebene mit ihren reichen Feldern und Wiesen und ihrem unbeschränkten Blick in die Weite?

Was Eichendorff vor so vielen Jahrzehnten gepriesen, das gilt auch noch heute. Aber das Leben des Wanderburschen, wie er es in seinem romantischen „Taugenichts" schildert, will uns eben gar zu romantisch geschildert erscheinen. Denn daß vielleicht in jener Zeit der Wanderer, der ohne Geld im Beutel die Straße entlang zog, es gar so herrlich fand, wie der „Taugenichts", darf mit ruhigem Gewissen bezweifelt werden. Aber es ist möglich, daß er mehr Gastlichkeit, mehr persönliche Anteilnahme fand, als der heutige Wanderbursche — oder Landstreicher.

Die rasche Volksvermehrung, das Trennen der Persönlichkeiten, wie es die Industrie mit ihren, dem Arbeitgeber ganz fernstehenden Arbeitermassen mit sich gebracht, wie es sich überhaupt in unseren modernen Lebensverhältnissen ausdrückt, hat zweifellos auch den Wandernden und sein Schicksal dem allgemein menschlichen Empfinden mehr aus den Augen gerückt, als es gut ist.

Welcher Arbeitgeber, der größere Arbeitermengen beschäftigt, kommt je in so enge Berührung mit den Wandernden, wie sie früher in der Zunftherberge so ganz selbstverständlich war? Und welcher Arbeitgeber macht heute noch die Wanderjahre durch, wie sie früher jeder Handwerksmeister zu durchlaufen hatte?

Der wußte dann, wie es einem armen Reisenden zu Mute war. Der hatte das richtige Verständnis für ihn und seine Leiden. Hatte er das alles doch selbst am eigenen Leibe erlebt.

Daß wirklich das Wanderleben jener Zeit ein anderes gewesen sein muß, als das heutige, bestätigt ein Buch „Erlebnisse eines reisenden Handwerksburschen (Stuttgart, Robert Lutz), in dem das Leben der Handwerker und ihrer wandernden Gesellen, wie es sich in den fünfziger und sechziger Jahren abspielte, recht lebendig, heiter und lesenswert geschildert ist. Das Buch beansprucht auch ein höheres Interesse, weil es große historische, vaterländische Ereignisse — die Belagerung und

den Sturm der Düppler Schanzen in eigenartiger Weise schildert. Der Verfasser arbeitete in jenen blutigen Frühlingstagen bei einem Sonderburger Buchbindermeister, also mitten im Lager der Dänen, mitten im Kugelregen, Brand und Sturm.

Dieser Buchbinder hat das westliche und nordwestliche Deutschland durchwandert. Überall Anteilnahme, bereitwillige Hilfe und Freude an seinen Abenteuern findend.

Ganz anders schon wird das Wanderburschenleben in einem kleinen Heft dargestellt, das unter dem Titel „Ritter der Landstraße“ (Kiel, F. A. Ziesche) erschienen ist. Da klingen schon bittere Stimmen, die von den Unseßhaften gegen die Seßhaften erhoben werden. Und auch andere, wie z. B. Konstantin Liebich, haben das heutige Leben der Wandernden nachgeprüft — und auf Grund dieser Prüfungen müssen wir unsern Glauben, daß es eine Gunst sei, in die weite Welt geschickt zu werden, ein wenig revidieren. Ich selbst habe ja meine Erlebnisse in dem halb autobiographischen Roman „Vagabunden“ (Berlin, Bruno Cassirer) und in zahlreichen andern Schriften, so in dem Werk „Die Bekämpfung der Landstreicherei“ (Stuttgart, Robert Lutz) niedergelegt und zum Teil wissenschaftlich verarbeitet. Auf Grund meiner Erfahrungen und Studien darf ich wohl einiges zu diesem gar nicht unwichtigen Kapitel sagen.

Jeder einsichtige Mensch dürfte davon überzeugt sein, daß nicht immer Faulheit die Menschen auf die Landstraße stößt. Wie jede Lebenserscheinung, hat auch das Wandern ohne Reisemittel vielfältige Ursachen. Da sind erstens die Krisen, die so große Massen von Arbeitern aus Fabriksaal und Werkstatt, Kohlenschacht und Kontor drängen. Dazu kommen jene zahlreichen Handwerksgesellen, die wegen der Eigenart ihres Berufes immer noch wandernd eine neue Arbeitsstelle in kleineren und größeren Orten suchen müssen. Und selbst die Landwirtschaft ist trotz ihres Leutemangels nicht fähig, alle von ihr beschäftigten Arbeitskräfte auch vor der Landstraße zu bewahren. Die Geschichte der ostpreußischen Arbeiterkolonie erzählt, wie auch Landarbeiter in beträchtlicher Zahl im Winter sich ihr Brot durch Wanderbettelei verdienen müssen.

Welche Personen werden nun zuerst von den Betrieben, ganz gleich, ob Landwirtschaft, Handel, Handwerk oder Industrie, abgestoßen, wenn der Beschäftigungsgrad nachläßt?

Da sind zuerst die alten oder ganz jungen, alleinstehenden Leute, die außerdem technisch nicht recht leistungsfähig und auch sittlich, also etwa in puncto Alkohol, defekt sind. Arbeitsunfähig sind sie zwar nicht. Aber sie werden doch zuerst entlassen, weil sie ja häufig nur als Notbehelf für die Ernte oder die „Saison“ dienten. Kredit genießen sie nicht, oder doch zu wenig, um bis zum Wiederbeginn ihrer Arbeit im Orte bleiben zu können. Sie müssen schleunigst einen anderen Platz aufsuchen, an dem sie vielleicht noch gebraucht werden. Da sie von vornherein mittellos waren oder es bald geworden sind, bleibt ihnen weiter nichts, als das Betteln von Tür zu Tür.

Zu ihnen kommen jene, die zwar genügend Kredit gefunden hätten, die sich aber vor der sie in besseren, arbeitsreichen Tagen erdrückenden Schuldenlast

fürchteten. Sie gehen lieber hinaus in Wind und Wetter, leben heute gut, hungern morgen, schlafen in schlechten Betten, in Ställen, mal auch in den besseren Herbergen zur Heimat, stehen immer unter strenger polizeilicher Kontrolle — bleiben aber dafür frei von allen Verpflichtungen.

Diese Art von Wanderzwang ist in allen Berufen vorhanden. Der Fabrikarbeiter wie der Handwerker, der Tagelöhner wie der Kaufmann muß wandern, wenn er stellungslos geworden und ihm die Mittel ausgehen. Nur, daß der Kaufmann, der wandert, fast nie Aussicht hat, wieder in seinem Berufe beschäftigt zu werden. Das Wandern zerreißt Kleider und Äußeres — und nur zu oft auch das Innere — derartig, daß so ein wandernder Handlungsgehilfe die traurigste Erscheinung auf der Landstraße darstellt.

Neben diesem Wanderzwang, der keinen freien Entschluß aufkommen läßt, der rücksichtslos hinausstößt in die Fremde, finden wir aber auch noch erfreulichen ideellen Wanderzwang.

Das Handwerk zwingt seine Gesellen nicht nur durch Arbeitslosigkeit zum Wandern. Das Handwerk schickt noch viele junge Menschen in die weite Welt, die nur einmal die Wunder in Berg und Wald und Flur und Feld, in andern Städten und andern Ländern sehen wollen. Wer wollte etwas dagegen sagen? Und dann liegt die Notwendigkeit vor, daß die jungen Handwerker und Arbeiter in andern Städten und in andern Orten ihren Beruf vollkommener erlernen und auch ihrem Bildungsdrange, dem sie doch meist nur durch eine Veränderung ihres Aufenthaltes anschauliche Nahrung zuführen können, irgend etwas zu tun geben. Zum ideellen Wanderzwang möchte ich auch das durch Streiks hervorgerufene Wandern zählen, das meist von jungen Leuten geübt wird, die auf diese Weise den Ort des Streiks entlasten wollen. Man mag darüber denken wie man will. Doch hat das Aufgeben des Arbeitsortes bei der heutigen Lage des Arbeitsmarktes immer etwas Heroisches an sich. Das sollte denen zugute gerechnet werden, die zugunsten ihrer Kameraden ins Ungewisse hinauswandern.

Zu all diesen Gründen, die zum Wandern nötigen, kommen noch einige rein menschlich-persönliche. So mancher greift nach dem Wanderstab, weil ihm traurige Familienverhältnisse, niederdrückende Erlebnisse das Bleiben im Orte, in der Heimat überdrüssig machen. Er hofft, seinem Unglück zu entwandern.

Wie weit außerhalb dieser Notwendigkeiten die Lage des Arbeitsmarktes zu den verschiedenen Jahreszeiten die arbeitende Bevölkerung zum Wandern nötigt, zeigt eine Statistik, die in den Jahren 1895 und 1896 in dem oberbadischen Gebiet der Verpflegstationen aufgenommen worden ist. Da wird über das Wandern der einzelnen Gruppen zu den verschiedenen Jahreszeiten angegeben:

Die Schlosser, Mechaniker u. dgl. (im weiteren Sinne wohl „Fabrikarbeiter") sind das ganze Jahr hindurch sehr zahlreich auf der Wanderschaft; im Monat Juni stellen sie sogar 17,5 Prozent aller Wanderer; auch die eigentlichen Fabrikarbeiter sind zahlreich; im Februar und März bis zu 9,4 Prozent, im Dezember nur 4,1. Die Bäcker, Müller und Konditoren sind in den Monaten März bis Juli am zahlreichsten (bis zu 10,7 Prozent) vertreten und nur im Januar und September ist ein merklicher Rückgang zu konstatieren. Die Schreiner und Glaser stei-

gen im September bis auf 10,5 Prozent, während im Dezember, Januar und April nur halb so viele wandern. Interessant ist die Beteiligung der Schneider, die in der flauen Zeit, im Monat August, bis auf 13,3 Prozent anwächst, während sie im Dezember, April und Mai wenig über 3 Prozent beträgt. Das Bauhandwerk ist in der Saison von März bis Dezember nur ganz schwach vertreten, oft nicht einmal mit 1 Prozent; und nur vom Dezember bis März wächst seine Zahl bis zu 9 Prozent. Ebenso bemerkenswert ist die Beteiligung der Knechte und Tagelöhner. Bis zur Sommerszeit machen solche 7—8 Prozent aus, doch in der Zeit vom Mai bis Dezember kaum 3 Prozent, im Juli und Juni sogar nur ½ Prozent.

Und so ist das Verhältnis bei anderen Berufen nicht anders. Diese Statistik zeigt deutlich, wie eng das Wandern mit dem Angebot oder dem Aufhören der Arbeitsgelegenheit zusammenhängt; zugleich deutet sie an, daß die Landstraßen im Winter viel mehr von wanderndem Volk belaufen werden, als im Sommer. Die wandernde Bevölkerung drängt aber doch nicht ausnahmslos zum Winter in die Großstadt, um es sich dort in Asylen und Wärmehallen wohl sein zu lassen. Auch die Herbergen und Verpflegstationen der kleinen Städte an den Wanderstraßen sind im Winter gefüllt.

Wie leben nun diese Wandernden, die doch fast alle wegen Arbeits- und Mittellosigkeit unterwegs sind?

Gewöhnlich marschieren sie täglich drei bis vier Stunden. Das ist wohl auch genug, wenn es tagaus, tagein wochenlang in jedem Wetter geschieht. Der Wandernde muß mit seiner hauptsächlichen Kraft, der Wanderkraft eben sehr sparsam sein. Er muß ja nicht nur von Ort zu Ort laufen. Er muß in dem durch Wandern erreichten Ort sich nach Arbeit umschauen und sich seinen Lebensunterhalt verschaffen, sich ein „Einkommen" besorgen.

Wenn vom Einkommen der armen Reisenden gesprochen wird, so kann nur das gemeint sein, was sie sich zusammenbetteln und was sie hier und da an staatlicher oder Gemeindeunterstützung bekommen, sowie, was sie von der Innung oder ihrer Gewerkschaft beziehen. Die behördlichen Unterstützungen bestehen meist in sogenannten Verpflegungen, d. h. der Anfragende erhält nach gründlicher Legitimierung gewöhnlich eine Abendsuppe mit Brot, ein Nachtlager und Morgenimbiß. Für diese Verpflegung, die manchmal in wirklich mildtätiger Form, oft aber mit harten Herzen und harten Händen recht unzureichend gegeben wird, wird grundsätzlich eine Arbeitsleistung von einigen Stunden verlangt — Graszupfen auf dem Marktplatz, Holz spalten, Chausseesteine schlagen usw.

Da nun die Verpflegung immer nur, sogar im besten Falle, eine halbe ist, muß sich der Wanderarme für den Rest des Tages seine Lebensmittel zusammenfechten.

Auch der arme Reisende, der in Städten Geldunterstützung bekommt, ist nicht viel besser dran. Sie ist ebenfalls unzureichend. In Lübeck bekam ich vierzig Pfennige als Stadtgeschenk. Damit konnte ich keinen Tag meinen vollständigen Lebensunterhalt bestreiten. Ja, das Stadtgeschenk reichte kaum zur Begleichung des Nachtlagers. Auch die hier und da üblichen Innungsgeschenke genügen nicht, um sich richtig zu ernähren. In Großstädten gibt fast jeder Beruf durch seine In-

nung Unterstützungen an wandernde Berufsgenossen. In mittleren Städten wird das schon eingeschränkt. Und in Kleinstädten geben nur ganz wenige Berufe ein Innungsgeschenk. Und in jeder Stadt schwanken die Geschenke der verschiedenen Innungen ganz bedeutend — je nach Reichtum und Größe der Innung. Aber trotz der Innungsgeschenke müssen die Wanderer betteln, um irgend eine Arbeitsgelegenheit abwarten oder ihren Hunger stillen zu können. Zuerst werden die „Buden abgekloppt" (d. h. die Werkstätten und Geschäfte des Faches, mit dem sich der Wandernde ernährt). Da gibt's denn hier einige Pfennige und dort mal einen Groschen. Doch selten übersteigt diese Sammlung fünfzig Pfennige. Besser daran sind die Mitglieder der Gewerkschaften und Gewerkvereine. Diese Organisationen haben in den letzten Jahrzehnten eine geradezu mustergültige Wandererunterstützung geschaffen, so daß ihre Mitglieder zu den Aristokraten der Wandernden gerechnet werden müssen.

Wenn nun ein Wanderer gewitzt genug ist, alle Mittel zu Rate zu ziehen, so kann er ja die notwendigsten Bedürfnisse befriedigen. Aber darüber kommt er selten hinaus. Gewiß, die wenigen professionellen Bettler, die etwa aus irgend einem Gebrechen ein Geschäft machen, die jüdischen Schnorrer, die aus den östlichen Provinzen oder aus Rußland kommen und ihre Glaubensgenossen brandschatzen, und die Briefbettler und manche durchtriebenen jungen Kaufleute stehen sich auch beim Wanderbettel nicht schlecht. Aber die Mehrzahl der Wandernden lebt meist unter einem gewissen Niveau. Und mit dieser Mehrzahl allein kann man sich beschäftigen. Die anderen sind mehr oder weniger Gauner — und ganz und gar in der Minderheit.

Jedenfalls ist die Art ihrer Ernährung, die den größten Willkürlichkeiten und Schwankungen unterworfen ist, durchaus nicht geeignet, die Wanderer besonders widerstandsfähig zu machen. Auch das Unterkunftswesen — die Wanderer müssen auch heute noch in schlechten Herbergen, auf Pritschen, in Ställen oder im Stroh übernachten oder sogar in den dunstigen Aufenthaltsräumen der Herbergen und Verpflegstationen einen kümmerlichen Schlaf suchen — ist nicht so eingerichtet, das Wandervolk als den Träger von Gesundheit und Kraft erscheinen zu lassen.

Tatsächlich ist ein Aufenthalt in vielen der Herbergen nur möglich, wenn der Genuß von Schnaps die Sinne ein wenig abgestumpft hat. Dieser Schnapsgenuß aber ist das, was langsam, jedoch sicher den Gewohnheitslandstreicher schafft. Er ist es, der auch die Gesundheitsverhältnisse, die doch schon stark genug beim Wandern leiden, so sehr ungünstig beeinflußt. Und gerade die Gesundheitspflege ist das Wichtigste unterwegs.

Mit ihr aber ist es sehr schlecht bestellt. Der Körper kann meist nur mangelhaft gereinigt werden. Und die Leibwäsche wird so lange ohne Wechsel getragen, bis sie zerreißt oder bis Mildtätigkeit einen Ersatz bietet. Wer nun unsauber wird, Ungeziefer bekommt, muß hinaus aus der Herberge oder wie es in manchen Herbergen zur Heimat üblich ist, auf Holzpritschen schlafen. Das bringt natürlich rasch herunter. Und da die wenigsten der Wanderarmen sich gehörig ernähren können, wird ein großer Prozentsatz bald krank und fällt den Gemeinde- und Kreiskranken-

häusern zur Last — wo ihre Wiederherstellung mehrfach soviel kostet, als wenn man sie frühzeitig in angemessener Weise unterstützt hätte.

Es ist eigentlich ein Wunder, daß nicht mehr Wanderer sich gewaltsam den Lebensunterhalt verschaffen, den sie sonst nicht erreichen. Wirkliche Verbrecher findet man nämlich selten auf der Landstraße. Denen ist das Wanderleben zu beschwerlich. Gewiß, viele Wanderer sind auch bestraft. Aber doch meist nur wegen Bettelns, also weil sie ihr Leben fristen wollten. Und wenn sie wegen Arbeitsscheu bestraft werden, so muß ehrlich eingestanden werden, daß die Arbeitsscheu ihnen erst durch erzwungene Arbeitslosigkeit anerzogen wurde. Und es bleibt eben dabei, daß mancher, der nicht robust oder gewitzt genug ist, am erzwungenen Wandern zugrunde geht. Auch das heutige Unterstützungswesen und Abhilfewesen kann nicht ausreichend wirken. Innungen und Gewerkschaften können nur für einzelne sorgen. Die Gemeinden aber, die ja alle zur Unterstützung augenblicklich Bedürftiger verpflichtet sind, können meist nicht gezwungen werden, ihrer gesetzlichen Pflicht nachzukommen. Geben sie aus eigenem Antrieb die gesetzliche Unterstützung, so kann es ihnen wie jener kleinen Gemeinde ergehen, die in wenigen Wintermonaten 1400 Mark zu solchem Zweck verbrauchte und daran fast verblutete, während große Städte sich gar nicht um die Wandernden kümmern. Auch die Vereine gegen Verarmung und Bettelei, die Verpflegungsstationen mit ihrem harten Wander- und Arbeitszwang und die Arbeiterkolonien, in denen Wanderarme eine letzte Zuflucht finden sollen, in denen sie aber bei schwerster Arbeit nicht einmal die Kost des gemeinen Soldaten erhalten, alle diese gutgemeinten Einrichtungen mit ihrer nicht selten menschen- und lebensfremden Ausführung ihrer Grundsätze sind nur ein dürftiger Notbehelf und nicht geeignet, die Wanderarmenfrage zu lösen. Bei Krisen haben sie stets versagt. Sie stehen eben mit den Grundursachen der Wanderei, mit den wirtschaftlichen Beziehungen und mit dem so notwendigen Trieb, aus Fabrik, Kontor und Werkstatt in die erfrischende und die Augen öffnende Natur zu flüchten, nicht in irgend welcher Verbindung. Auch mit Notstandsarbeiten, wie sie Dresden z. B. im Winter 1902/3 mit 100 000 Mark begonnen hat, ist der gesamten Arbeitslosigkeit nicht beizukommen. Das alles sind anzuerkennende, aber kleine Mittel. Daß aber die Mittel nicht etwa in einer Verschärfung der Strafgesetze bestehen dürfen, hat das Versagen der Strafanstalten in erzieherischer Hinsicht bewiesen. Obgleich die Zahl der Erstbestrafungen ganz wesentlich während der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs fiel, stieg die Strafbarkeit doch von 1882 bis 1899, nämlich von 1040 bis auf 1236 bei 100 000 Einwohnern. Die Bestraften wurden gar nicht gebessert, durchaus nicht abgeschreckt, sondern sie waren nun durch die Schule des Verbrechertums, durch die Korrektionshäuser, Gefängnisse, Zuchthäuser, durch diese eine gewisse Art von Zwangsverbrecherklubs bildenden Institute gegangen und befähigt worden zu weiteren Übertretungen der Gesetze.

Es liegt also in der Macht der Gesellschaft, die Zahl der Verbrecher zu vermindern, die Erstbestrafungen zu verhindern. Auf welche Weise dies zu geschehen hat, bewies der wirtschaftliche Aufschwung: er gab denen Arbeit, die sonst vielleicht zum erstenmal die Schwelle einer Strafanstalt hätten überschreiten müssen.

Wie notwendig es ist, Arbeit zu beschaffen, wie hart und verkehrt es ist, zu verurteilen wegen Arbeitslosigkeit, sei hier durch die Ergebnisse der Erhebungen über die im Jahre 1900 im Großherzogtum Hessen erfolgten Bestrafungen wegen Bettelns und Landstreicherei festgestellt. Die Zahl der auf Grund des § 361 Nr. 3 und 4 des Reichsstrafgesetzbuches rechtskräftig ergangenen Bestrafungen beträgt 1442. Auf die einzelnen Monate und Jahreszeiten verteilen sich die Bestrafungen wie folgt:

Monat	absolute Zahlen	Durchschnitt täglich
Januar	220	6,45
Juni	83	2,77
November	175	5,83

Lassen schon diese einzelnen Monatszahlen erkennen, daß die meisten Bestrafungen wegen Landstreichens und Bettelei in den Wintermonaten November bis März vorkommen, so geht dies noch deutlicher aus folgender Übersicht der einzelnen Jahreszeiten hervor. Es wurden bestraft im

Winter 1899/1900 (Dezember—Februar) . .	479	5,32
Frühling 1900 (März—Mai)	334	3,63
Sommer 1900 (Juni—August)	259	2,82
Herbst 1900 (September—November)	331	3,64

In den sechs Jahren 1895—1900 betrug die Anzahl der Bestrafungen im Großherzogtum:

1895	1896	1897	1898	1899	1900
2583	2244	1968	1658	1267	1442

Auf 10 000 Einwohner kam die folgende Anzahl Bestrafungen:

1895	1896	1897	1898	1899	1900
21,96	21,49	18,49	15,60	11,82	12,95

Die Zahlen für 1895—1900 vervollständigen das Bild, aus dem sich der Zusammenhang zwischen Wirtschaftskonjunktur und Landstreicherei ergibt. Wie in jedem einzelnen Jahre die Arbeitslosigkeitsmonate ein Steigen der Strafziffern bewirken, so zeigt sich in einer größeren Reihe von Jahren der Einfluß der fetten und mageren Jahre mit unverkennbarer Deutlichkeit in einem Sinken und Anschwellen der Kriminalität. Diese Zahlen widerlegen geradezu die Behauptung, daß Widerwille gegen geregelte Arbeit die Hauptquelle der Landstreicherei und Bettelei bilden, zumal es im Winter kein Vergnügen ist, die Landstraße zu bevölkern. Es ist die Not der Arbeitslosigkeit, die diese Ärmsten hinausstößt, und wer die Landstreicherei beseitigen will, der muß die wirtschaftliche Existenz der arbeitenden Bevölkerung sichern, anstatt die Opfer des Elends durch drakonische Strafen zu züchtigen.

Geben die Zahlen der Erhebungen eigentlich schon die Gewißheit, daß da wirklich Arbeitswillige verurteilt werden, daß also wirklich eine Arbeitsbereitschaft vorhanden ist, so ergibt sie sich auch aus der Tatsache, daß im Winter den Arbeiterkolonien so viel Menschen zuströmen, wiewohl sie dort gewiß nicht auf Rosen gebettet sind. Die große Mehrzahl der Kolonisten muß Meliorationsarbeiten forst- und landwirtschaftlicher Art bei jeder Witterung verrichten und dabei viel mehr

Schweiß vergießen als der mit Einsperrung Bestrafte, ja selbst als der Zuchthäusler. Dazu wird die strenge Hausordnung befolgt, kein Schnaps getrunken, die Leibeshaltung, Lagerstatt, Kost usw. ist selbst nach Angabe der leitenden Persönlichkeiten kaum eine bessere als in den Strafanstalten, besonders wenn die viel härtere Arbeit dazugenommen wird. Und der Eintritt ist wie der Austritt freiwillig! Wenn trotzdem eine solche große Zahl in die Kolonien drängen — und unter ihnen sehr viel Bestrafte —, so ist es klar, daß es sich nur darum handeln kann, die Menschen nicht auf die Landstraße zu stoßen, sie nicht erst oder immer wieder schuldig werden zu lassen.

Es kann sich allerdings nicht darum handeln, das Wandern ganz und gar zu verhindern. Ein Austausch der Kräfte wird immer nötig sein. Allerdings kann das noch viel mehr als jetzt schon durch die vorhandenen Verkehrsmittel geleitet werden. Und wenn heute die Wanderer gefragt würden, ob sie lieber bei Sturm und Wetter die Landstraße entlang laufen oder mit der Eisenbahn in eine Arbeitsstelle fahren wollten, so würde die Mehrzahl sicher das Fahren vorziehen. Dennoch kann aber das Wandern nicht entbehrt werden, und zwar wohl meist aus Bildungs- und Auffrischungsgründen. Doch muß das unfreiwillige Wandern, der Wanderzwang durch Arbeitslosigkeit, entschieden bekämpft werden. Es kann sich also nicht allein um Fürsorge-, sondern vor allen Dingen um Vorbeugungsmaßregeln handeln. Das Geld, das für die Bestrafungen und für Fürsorgeeinrichtungen ausgegeben wird, wäre besser in Vorbeugungsmitteln angewendet. Ja es fragt sich noch sehr, ob Vorbeugungseinrichtungen so kostspielig wären wie Fürsorgeeinrichtungen.

Daß die Vorbeugeeinrichtungen nicht von heute auf morgen entstehen können, ist natürlich. Bis wir so weit sind, müssen eben die Fürsorgeeinrichtungen ausgebaut werden.

Da sind vor allem die Herbergen. Es ist zweifellos, daß die Herbergen zur Heimat, deren wir in Deutschland jetzt an 460 besitzen, das Herbergswesen ganz wesentlich gehoben haben. Doch ist es jetzt, wo die Arbeiterklasse anfängt, für sich allein einzutreten, sich, wie in Berlin und anderen Orten, eigene mustergültige Herbergen zu bauen, Zeit, das Herbergswesen gründlich zu reformieren. Daß diese Reform auch bei den Herbergen zur Heimat angebracht wäre, beweist das Eingeständnis des Vorstandes des deutschen Herbergsvereins, daß sich unter ihnen manche befinden, die den Namen einer Herberge zur Heimat nicht verdienen.

Warum hat man nicht schon daran gedacht, die Vagabunden- und Herbergsfrage auf einem ähnlichen Wege zu lösen, auf dem die Gewerbegerichte ins Leben gerufen sind? Noch niemand hat daran gedacht, die eigentlichen Beteiligten, die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer, zur Beseitigung dieses Problems zu verpflichten. All die vielen zerstreuten Kämpfe auf diesem Gebiet müßten zu einer siegreichen Schlacht gegen das Vagabundentum zusammengefaßt werden. Zur radikalen Beseitigung gehören wohl noch andere soziale Eingriffe. Aber eine gründliche Aufwärtsentwicklung des Herbergs- und Unterstützungswesens würde die Vagabundengefahr auf ein gewisses Maß beschränken. Mit Verpflegungsstationen, in denen den Wanderern nur ein unzureichendes Obdach und eine Suppe

oder ein Stück Brot geboten wird, so daß sie immer noch betteln müssen, wollen sie nicht verhungern, ist der Wanderbettelei nicht beizukommen. Ebensowenig mit den von einigen Seiten gewünschten, an Zwangsasyle erinnernden Wanderarbeitsstätten. Die sollen ein Mittelding zwischen Verpflegungsstation und Arbeiterkolonie werden. Das leidige unnütze Wandern von Station zu Station würden sie einschränken. Doch dürfte niemand damit einverstanden sein, jeden Mittellosen in eine Anstalt einzusperren, nur darum, weil keine passende Arbeit für ihn vorhanden ist. Die Wanderarbeitsstätte wäre, wenn der Aufenthalt in ihr ein freiwilliger wäre, ein Fortschritt, so aber würde sie den Polizeiorganen eine sonderbare Macht einräumen.

Auch die Moorkolonisation durch Wanderarme ist eine polizistische Utopie. Was hat der Mittellose verbrochen, um, womöglich auf Lebenszeit, in Sumpf und Moor deportiert zu werden?

Der Wanderarmenfrage muß wohl auf anderem Wege beizukommen sein. Das Wandern darf nicht zerstört, verboten werden. Es muß ermöglicht, es muß organisiert werden. Ist es doch unter gewissen Umständen ein wunderbares Allheilmittel. Die arbeitende Bevölkerung hat oft genug keine andern Bildungs- und Lehrjahre als die Wanderzeit. Die Wanderjahre sind dem Arbeiter das, was die Studienjahre den akademischen Berufen. Ich halte das Wandern für eine Notwendigkeit.

Doch müßte es von seinen Schäden und Abgründen befreit werden.

In welcher Weise das zu geschehen hätte, haben die Gewerkschaften mit ihrer Reise- und Arbeitslosenunterstützung gezeigt. Die Mitglieder der Gewerkschaften erhalten etwa 1 M pro Wandertag. Über diese und über weitere Fragen des Unterstützungs- und Abhilfewesens unterrichtet mein Buch „Die Bekämpfung der Landstreicherei" ausführlich. Hier ist wohl nicht der Platz, das zu erörtern. Es könnte nur gründlich geschehen. Nicht in einigen Zeilen.

Jedenfalls glaube ich, daß aus dieser Richtung die Beseitigung der Wanderbettelei zu erwarten ist. Die Arbeiterorganisationen werden ja nicht alles allein erreichen. Doch was die Gewerkschaften allein in ihrem Kreise leisten, das wird das große Reich in seinem auch leisten können — wenn dazu alle gemeinsam wirken: die Arbeiterbewegung mit ihrem vorbildlichen Unterstützungswesen, die christlichen Kreise mit ihrem Wohltun, die Verwaltungsbehörden mit ihren Anstalten usw. usw. Von einer Einrichtung ist nicht alles Heil zu erwarten. Dazu sind unsere heutigen Lebensverhältnisse viel zu kompliziert. Und wären die nicht so vielseitig, so ist doch das Menschenmaterial gar zu vielgestaltig. Wem begegnet man in den Herbergen! Da ist der ganz Jugendliche, der ebenso wie der neben ihm sitzende Greis nie Arbeit findet. Da ist der leichtsinnige Geselle, der nirgends lange in einer Werkstatt aushält; da ist der ältere Geselle, der schon zu selbständig geworden, um noch lange von einem Meister beschäftigt zu werden; herein tritt der gut gekleidete, gut genährte Handwerksbursche in mittleren Jahren, der aus Passion wandert und, wenn ihm die Mittel ausgehen, auch bald wieder Arbeit findet. Und um sie herum eine große Auswahl verschiedener Motive, die in lebendigen Gestalten auf Stühlen und Bänken sitzen.

Aber alle erheben die Mahnung, durch ein gut geregeltes Herbergs- und Unterstützungswesen, durch einen über das ganze Reich organisierten Arbeitsnachweis, durch eine Art Arbeiterkolonie für unheilbare Landstreicher und durch den Heilanstalten der Invaliditätsversicherung gleichkommende Wanderarbeitsstätten dafür zu sorgen, daß das Wandern wieder eine Freude wird. Das deutsche Volk muß seine Wanderlust behalten. Die ist ihm ein unerschöpflicher Born von Frische und lebendiger Anschauung. — —



Familie mit Spitz · Von Ernst Stemmann

Hinter niedrigem Zaun
Vor dem schlichten Hause
Ein schmaler Garten; an dessen Ende
Eine grüne Laube.
Eine Mutter darin und ihre Kinder.
Es dämmert leise.

Auf dem festen Tisch
Eine leuchtende Decke, rotumrandet.
Darauf Bücher und ein Knäuel, das leise
Hin und herspringt und tanzt.

Die Mutter liest und wendet ein Blatt um.
Lässig schon führt
Martha die blinkende Nadel.
Maria
Sinnend und blaß —
Große Augen, abenddunkel ....
Die schauen
Ich weiß nicht wohin.

Der Spitz sieht mich an.
Nesthäkchen kämmt ihn, kraut ihn,
Neigt's Köpfchen,
Der — Sandmann — kommt — —

Es dunkelt tiefer.

An der Straße die hohen Linden flüstern
Mit kühlem Atem,
Dämmergeriesel.
Im Garten aber verborgen blüht ein kleines Kraut,
Das duftet frisch und bescheiden.





Marie Hagedorn

Von Eva Gräfin von Baudissin

Es gibt in einem altmodischen Kinderbuch ein Bild, das die Geburtstagsfeier einer Mutter darstellt. Die Kinder, die sie im Reigen umgeben, eine dicke, vom einen zum andern laufende Blumengirlande in den Händen, sind zahlreich, wie es sich für die Vorstellung einer glücklichen Familie ziemt; und die Mutter, die am Tisch mit dem Napfkuchen lehnt, sieht unter gepufften Scheiteln, in einem großgewürfelten Krinolinenkleid, strahlend auf den doppelten Kranz jungen Lebens.

„Bei den Hagedorns ist immer Geburtstag", sagten die Leute. Das war nicht ganz wörtlich zu nehmen, obgleich ja bei sieben Kindern und einer Mutter die Feste nicht gar so selten sind, besonders wenn auch die Namenstage gefeiert werden.

Die Hagedorns taten das, denen lag das Festefeiern im Blut. Gab es keinen äußeren Anlaß zu einem kleinen Extravergnügen, so erfanden sie einen innerlichen, darum nicht minder wichtigen. Und konnten sie ihn in Beziehung zur Mutter bringen, worin sie eine staunenswerte Geschicklichkeit besaßen, so gewann der Jubeltag eine erhöhte Bedeutung — er wuchs zu einem Nationalfest aus, an dem alle Hagedorns mit der ganzen intensiven Genußfähigkeit und -freudigkeit ihres Wesens teilnahmen,

„Die Mama hat ihren Schnupfen überwunden" — „die Mama ist fertig mit der Schneiderei" — „sie kommt von der dreitägigen Reise zur Großmutter zurück" — „heute ist Frühlingsanfang, die Mama liebt das Datum besonders" — das waren alles Gründe, die durchaus hinreichten, um eine Delikatesse in die Abendmahlzeit zu schmuggeln oder den Vorwand zu einem Ausflug oder einem Theaterbesuch zu bieten.

„Welch glückliche Familie!" dachten die Menschen, die sie in geschlossener Phalanx an sich vorbeiziehen sahen oder ihnen lächelnd zuhörten, wenn sie sich von ihren Parkettplätzen aus ungeniert und fröhlich ihre Kritiken zuriefen.

Die Brüder sorgten ritterlich für die Schwestern, und diese wieder hatten eine graziöse Art, die Liebesdienste entgegenzunehmen — aber ihrer aller Aufmerksamkeit, Zärtlichkeit und Teilnahme galt doch der Mutter. Die Liebe zu die-

ser zarten, kleinen Frau mit den großen dunklen Augen und dem schon fast weißen Haar war die Blumenkette, die ihre jungen Hände aneinanderfesselte — in der Mitte stand sie, strahlend, angebetet, in der Sonne ewigen Feiertags. Auch der Napfkuchen fehlte den Hagedorns selten.

Aus dieser unbewußten, instinktiven Verehrung der Mutter, die sie alle von klein auf erfüllte, hatte sich mit den Jahren eine wohlüberlegte, tiefbegründete entwickelt. Sie waren nun alle bis auf den Benjamin der Familie, den zehnjährigen Fritz, denkfähig und selbständig im Urteil. Sie sahen und verglichen, suchten und fanden in den Nachbarhäusern das „Skelett“ und genossen dann mit voller Überlegung die Harmonie ihrer eigenen vier Wände. Hier störte nichts; die Geschwister vertrugen sich im allgemeinen gut, denn sie nahmen Rücksicht auf Persönlichkeit und Willen des andern, und drohte einmal ein wirklicher Streit auszubrechen, so entschied ihn mit sanfter Stimme und nie angefochtener Gerechtigkeit der höchste Richter: die Mutter. Sie konnte nicht irren, nie auch nur eine Sekunde in dem schwanken, was zu tun sei — sie war unbestechlich, unantastbar! Die Wahrheitsliebe und Lauterkeit ihres Wesens hob sie aus der Reihe gewöhnlicher, fehlender Sterblicher heraus.

Nicht nur in den Augen ihrer Kinder; auch die Mitwelt, an der die kleine Frau Hagedorn mit einem liebenswürdigen, aber passiven Lächeln vorüberging, als hätte sie ihr doch nichts zu sagen und als sei jede längere Berührung eine Zeitvergeudung, auch diese sonst neidische und mißtrauische, gern beleidigte Mitwelt nannte sie eine besondere Frau, der man das Gehen auf einsamem Wege nicht übelnehmen durfte. Sie hatte genug zu tun mit ihren Kindern, und wenn jemand seine Pflicht so ganz, so über alle Begriffe glänzend erfüllte, so mußte die Gesellschaft einmal ihre Ansprüche zurückschieben. Diese Frau tat dennoch ungeheuer viel fürs Gemeinwohl, da sie vortrefflich erzogene, gutgeartete und tüchtige Menschen ins Leben hinausschicken würde. Menschen, die sich auf den Kampf draußen freuten, weil sie sich ihres Vorrats an Widerstandsfähigkeit und frohem Sinn bewußt waren. Außerdem konnten sie ja in jeder Not zu „ihr“ zurückflüchten — sie würde immer das Richtige wissen, den Zagenden aufrichten und den Trauernden trösten.

„Du bleibst unser Stern“, sagte der Älteste und küßte feurig ihre Hand. Im kommenden Herbst verließ er die Schule, um die Universität zu beziehen, zugleich sollte auch der Zweite in die Fremde wandern — freilich nur in die Nachbarstadt. Er trat bei einem Frau Hagedorn eng befreundeten Bankier, Kommerzienrat Blentheim, in die Lehre. Merkwürdigerweise hatte sie sich gegen diesen Vorschlag ein wenig gesträubt: die Stadt schien ihr zu nahe, besser sei es, er ginge gleich weiter in die Welt hinaus oder nach drüben, — auch der Beruf kam ihr so unsicher vor, er beanspruchte doch kapitalkräftige Menschen! Aber die Kinder widersprachen ihr lachend. War es nicht ein großes Glück, daß Eugen gleich in solch eine angesehene Firma eintreten durfte — konnte er nicht zudem noch der persönlichen Teilnahme des „alten Herrn“ — wie die Hagedorns den Kommerzienrat von jeher mit der Unerbittlichkeit der Jugend nannten — sicher sein?

Nein, es wäre töricht und unverständlich gewesen, diese Chance abzulehnen — diesmal wollten sie praktischer denken als die Mutter! Eugen würde nun der

Erste von ihnen sein, der Geld verdiente, sie beneideten ihn alle darum: es mußte herrlich, ganz herrlich sein, selbst für seinen Unterhalt sorgen zu können, ohne von jemand — auch nicht von der Mutter! — etwas anzunehmen. Dieses Frei- und Selbständigwerden galt überhaupt als Losung aller Hagedorns; das war das große Ziel, dem sie energisch zustrebten; selbst Fritzchen sprach gern von den Zeiten, wo er als Sekundaner goldene Berge durch Nachhilfestunden an jüngere Kameraden zusammentragen würde — er rechnete kaltblütig mit der Unfähigkeit ganzer Klassen!

Frau Hagedorn waren solche Gespräche immer peinlich. Sie versuchte die starren Auffassungen ihrer Kinder zu mildern: weshalb alles sich selbst verdanken, warum so heftig jede fremde Hilfe ablehnen? Beruhte nicht das ganze Leben auf Gegenseitigkeit, wer durfte sich denn vermessen, allein, ohne jede stützende Hand, seinen Weg machen zu wollen?! Sie — sie wollten es! Es war nicht nötig, irgend jemand etwas schuldig zu sein.

„Gefälligkeiten sind auch Almosen", sagte der Primaner Oskar stolz. „Jede Gabe demütigt, daher darf man sich gar nicht erst daran gewöhnen, irgendeine anzunehmen! Keiner von uns will auch nur ein Stückchen seines Selbstbewußtseins hergeben, nicht wahr?"

Mit kühnen Blicken musterte er die Geschwister. Alle waren sie seiner Meinung und versicherten, er würde sich ihrer nie zu schämen haben!

„Und doch soll Eugen zum Kommerzienrat?" wollte sie fragen. Aber sie preßte die Lippen aufeinander, sie wollte keinen Konflikt in ihnen heraufbeschwören. Nichts auf der Welt haßte sie so wie Konflikte — — gewaltsam wandte sie ihre Gedanken ab! Mochten sie sich einbilden, den Lebenskampf allein mit ihrer Kraft ausfechten zu können: die harte Schicksalsschule würde auch sie lehren, anders zu denken — sich zu beugen und immer mehr und mehr von ihrer Zuversicht und dem Selbstvertrauen einzubüßen — — — Trüben Blickes überflog sie ihre Schar; stumm hörte sie den Plänen zu, die sie mit leichtem Sinn zur Erstürmung der Welt entwarfen — schließlich gipfelten doch alle darin, für sie zu erwerben und ihr, der Mutter, einen köstlichen Lebensabend zu bereiten!

In der Nacht, die dem festen Beschluß über Eugens Geschick folgte, lag sie wach da — wie schon so oft. Und nun wanderten ihre Gedanken doch zurück. „Sich nie schämen zu brauchen, kein Almosen annehmen — sich nicht demütigen müssen" — langsam richtete sie sich im Bett auf, als schleuderten ihre Kinder Anklagen gegen sie und als sollte sie sich gerade gegen diese Vorwürfe verteidigen; was konnte sie ihnen antworten?! Laut und schmerzvoll klopfte das Herz in ihrer Brust — angstvoll lauschte sie zu ihren Töchtern hinüber. Aber sie schliefen fest und gesund im Schutze ihres glücklichen Heims — in der beruhigenden Nähe der geliebten Mutter. Zum ersten Male empfand sie, daß es vielleicht besser gewesen wäre, eine höhere Schranke der Autorität und der Disziplin zwischen sich und den Kindern aufzurichten, über die sich die schwärmerische, vergötternde Zärtlichkeit nicht hinübergewagt hätte. Sie hatte ihnen zu viel Urteil eingeräumt, da lag der Fehler: andere Leute erzogen ihre Kinder in absoluter Pietät gegen die elterlichen Handlungen, in voller Unterwerfung — ihre Kinder dagegen würden ebenso

laut tadeln, falls etwas nicht mit ihrer Auffassung übereinstimmte, wie sie jetzt alles an ihr lobten. Das durfte eben nicht sein; aber wie wollte sie das heute noch abändern? — Wenn sie nun einfach sagte: „Kinder dürfen nie kritisieren", so würde die Antwort lauten: „Eltern dürfen nie etwas Unrechtes tun — —"

Etwas Unrechtes? Sie sann nach: war es ein Unrecht — war es nicht der einzig mögliche Weg gewesen? Und hatte nicht er, ihr einziger Freund, ihr das wieder und wieder vorgestellt, bis auch sie es glaubte? Sie seufzte schwer: allem und jedem Konflikt war sie damit entronnen, die Kinder hatte sie bei sich behalten können, statt sie unter lieblose Fremde zu senden — und wie hätte sie, die einzelne Frau, je so viel verdienen können, um sie später wieder zu sich zu nehmen? Ihr winziges Kapital, der Rest ihres Vermögens, der sich nach dem frühen Tode ihres Mannes noch vorfand, hatte sie dem Freunde anvertraut; er versprach, es nutzbringend anzulegen. Niemals fragte sie, in welcher Weise — sie beruhigte sich bei seinem Versprechen. Das war von jeher ihre Taktik gewesen: allem Unangenehmen, Peinlichen auszuweichen, keine Konflikte lösen zu brauchen. Sie ließ ihn schalten und walten, obwohl sie wohl wußte, wie wenig von der Summe, die er ihr in vierteljährlichen Raten sandte, wirklich ihr Eigentum war. Aber sie hielt klug und geschickt damit haus, so daß sie den Kindern nicht nur ein sorgenfreies, sondern auch ein behagliches Leben bereiten konnte. Und in dieser wohltuenden, heiteren Atmosphäre, im harmonischen Zusammensein, fand auch er Glück und Befriedigung.

Sollte und mußte sie das alles bereuen? Sie ließ jetzt nicht Feinde auf die Menschheit los, verkümmerte oder von der Not zu Egoisten gestempelte Geschöpfe, sondern sie bereicherte die Gesellschaft um warmherzige, pflichttreue Mitglieder — galt das gar nichts? Lag nicht darin ihre Rechtfertigung?

Die unerbittlichen Augen ihres Ältesten sahen sie an: das, was ihnen als das Verdammenswerteste erschien, gerade das hatte sie getan und ihre eigenen Kinder zu Mitschuldigen gemacht! Wenn sie glaubte, sich verteidigen zu können, weshalb sprach sie dann nicht offen zu ihnen? Sie waren doch jetzt groß genug, um Dinge zu begreifen — die sich eben begreifen ließen! Aber sie schwieg feig weiter. Und womit sollte sie es auch entschuldigen, daß sie die Unterstützung dieses Mannes empfing — würden sie dann nicht ahnen, nicht sofort wissen, daß sie und jener Mann sich einst geliebt hatten? — Trotz aller Selbstbeherrschung stöhnte sie angstvoll; dann lauschte sie, ob sich etwas rege. Nein, alles blieb still.

Als sie stumm und verzweifelt neben der Totenbahre gesessen hatte, noch ganz unfähig, die Zukunft zu überdenken, da hatte der Kommerzienrat ihr quasi das Recht überm Kopf fortgenommen. Das Aufatmen darüber, daß sie sich nicht von den Kindern zu trennen brauchte, hatte ihre letzten Zweifel verscheucht.

Die langen, glücklichen Jahre mit ihren Sieben zogen in bunten, seidigen Farben an ihr vorüber. Wie ein Traum war ihr Leben gewesen, wie ein holder, sonniger Märchentraum. Nur sie, sie kannte die Wahrheit, die Quelle, aus der dieses Glück floß, das dennoch so silberklar ihr Schicksal anfüllte. „Aus Schlechtem kann nur Schlechtes kommen", hieß es; das war nicht wahr! Bei ihr hatte sich alles zum Guten gewendet. Auf die heiße, glühende Leidenschaft, die sie einmal,

ein einziges Mal auf die Höhe des Daseins gerissen hatte, war eine fest begründete, treue Freundschaft gefolgt. Und dieser Freundschaft verdankten sie und ihre Kinder ihr bescheidenes, aber sorgloses Leben.

Sie hatte sich von den Kindern trennen und irgendeine Stellung annehmen wollen. Das Rechte wäre die Unerbittlichkeit gegen sich und die Kinder gewesen — sie in alle vier Winde zu zerstreuen und selbst den Weg unlohnender, freudloser Arbeit zu gehen. Die Frommen und Gerechten hätten sie zu diesem Muß verdammt, kein Zweifel! Und sie selbst, mein Gott, sie selbst — —

Sie durfte den Sieben eine frohe Jugend bereiten — sie wollte es tun! Was hätten sie und die Kleinen gewonnen — oder die Menschheit —, wenn sie den strengen Pfad der Rechtlichkeit gegangen wäre?

Und dennoch: vom moralischen Standpunkt aus war sie zu verdammen; da fielen die Scheingründe in sich zusammen. Sie hatte durch lange Jahre die pekuniäre Unterstützung eines Mannes angenommen, der ihr Geliebter gewesen war; sie hatte ihre und ihrer Kinder Existenz auf „Sündengeld" aufgebaut, und sie scheute sich nicht, ihn noch weiter sorgen zu lassen: Eugen ging in seine Obhut über — —

Dagegen hatte sich sich zwar gesträubt; anständig und vornehm Denkende würden sagen: mit einem Rest von Ehrgefühl! Aber dieses point d'honneur hätte doch in den langen Jahren entwurzelt sein müssen, ihr chronischer Sündenzustand war ihr doch längst geläufig geworden —

Sie lachte bitter auf: wer ahnte denn von ihren Kämpfen, von den täglich wiederholten bittern Qualen? Was ertrug sie nicht, wenn die Kinder sie liebkosten, sie anbeteten, sie in glücklichstem Übermaß die schönste, beste, herrlichste aller Frauen und Mütter nannten!

Sie lächelte dann und sah ihnen in die reinen Augen. Und sie wußte, daß diese Kinder, in deren Herzen sie das Rechtsgefühl gepflanzt hatte, die von ihr die unerbittliche Scheidung von gut und böse gelernt hatten, sie verdammen würden!

Mußte denn sie, deren ganzes Sein sich auf Lug und Trug gründete, nicht auch ein Scheinwesen sein? Waren dann nicht auch ihr Lächeln, ihre Güte, ihre Nachsicht und Gerechtigkeit erlogen und falsch? Ihre Person, ihr Charakter, ihre Handlungen nichts als Lüge — Lüge konnten sie sein wie ihre ganze Existenz!

Angstvoll schloß sie die Lider. Sie sah die Unmöglichkeit ein, die Wahrheit zu gestehen.

Es war zu spät. Geschehenes ließ sich nicht ungeschehen machen, die durch Jahre empfangenen Wohltaten sich nie zurückerstatten. Ihre Kinder, ihre stolzen Kinder hatten mit ihr aus der Tasche jenes Mannes gelebt!

Sie fühlte, das würden sie ihr nie vergeben. Sie betrachteten den Kommerzienrat fast als zugehörig zur Familie, auch sein Besuch gab stets Anlaß zu einem kleinen Fest. Seine reichen Geschenke aber bedrückten sie oft — nach kindlicher Art versuchten sie sich durch kleine Arbeiten zu revanchieren, damit schien ihnen reichlich Genüge getan zu sein. Wenn sie geahnt hätten, daß doch auch ihre Ersparnisse, die sie zu den Feiertagen in Anspruch nahmen, nur durch ihn möglich gemacht wurden —!

Nein, sie mußte schweigen. Schweigen auf ewig. Und durfte nichts als hoffen, daß ein gütiger Vater im Himmel sich ihrer erbarme, eh' den Kindern die grenzenlose Enttäuschung über sie bereitet werden würde. Denn all ihre Entschuldigungen fielen in nichts zusammen — vor der Unbestechlichkeit ihrer Sieben.

Todmüde und erschöpft sank sie endlich in ihre Kissen zurück. — Sie schlief noch, als am nächsten Morgen die Geschwister am Frühstückstisch saßen, wenigstens erschien sie nicht wie sonst zur Tafelrunde.

„Sie grämt sich über die Trennung von euch", sagte die sechzehnjährige Henny zu den großen Brüdern.

Einen Augenblick sahen sie alle wehmütig drein, aber dann richtete Oskar ihre Stimmung wieder auf:

„Ach Unsinn," meinte er, „das bildest du dir ein, Henny! Wer kann denn seine Kinder immer um sich behalten? Außerdem wird Mutter etwas mehr Ruhe gut tun! Aber Eugen und ich kommen abwechselnd her, um hier nach der Ordnung zu sehen — bildet euch also nicht ein, ihr Kleinen, ihr könntet hier auf Tisch und Bänken spielen." Lachend liefen sie zur Schule.

Marie Hagedorn empfand es zum erstenmal als Wohltat, daß sie allein zurückblieb. Kaffeekanne und Brotkorb waren leer wie immer, und sie bildete sich ein, ihre Gegenwart würde ihre Fröhlichkeit gedämpft, ihren Appetit verscheucht haben, als hätte sich plötzlich ein Abgrund zwischen ihr und ihren Kindern aufgetan! —

Beim Aufräumen sah sie in den Spiegel. Sie war noch bleicher als sonst, und um Augen und Mund standen feine Fältchen. Bis die Kinder zurückkamen, mußte sie wieder froh aussehen, das Lächeln würde die Furchen verbergen, sie sollten nichts ahnen, nichts wissen — — Und doch kam es ihr vor, als sei sie selbst drauf und dran, ihr Geheimnis preiszugeben, und als könne jeder, der zu lesen verstände, es aus ihren Zügen entziffern. — Nachmittags ging sie in das Zimmer hinüber, das die beiden ältesten Söhne bewohnten. Es war nur klein und hatte doch für die Entfaltung der jungen, starken Seelen genügt, ein heiliger Raum, der das Wachstum ihrer Kinder umschlossen hatte.

Oskar, der angehende Student, packte die Bücherkiste, Eugen, der um vieles lebhafter und genußsüchtiger war, feierte Abschied mit einigen Kameraden.

Still sah sie ihrem Ältesten zu. Er gab ihr einen Kommentar zu jedem Buch, keins schien ihm entbehrlich zu sein.

„Wenn du nur alle liest", meinte sie endlich lächelnd. Dann blickte sie um sich. „Wie leer es hier ohne deine Sachen sein wird, und wenn auch Eugen fortgeht —"

Schnell wandte er sich ihr zu: „Nimm du doch unser Zimmer, Mutter! Du hast dich bisher so einschränken müssen."

Sie schüttelte den Kopf: „Das macht mir nichts, Oskar, im Gegenteil" — sie sprach ruhig weiter —, „ich habe daran gedacht, eine kleinere Wohnung zu mieten."

„Ausziehen?" fragte er mit erschrockenen Augen, als versänke sein Kinderparadies. „Fort von hier — wo wir so glücklich waren —?"

Ernsthaft rechnete sie ihm vor, daß ihre Ausgaben durch sein Studium bedeutend erhöht würden. — Fast weinend widersprach er: dafür würde doch Eugen

nichts mehr kosten! Der Kommerzienrat, der selbst keine Kinder besaß, hatte versprochen, ihn ganz bei sich aufzunehmen — und ihm ein Taschengeld obenein —

„Um so mehr“, unterbrach sie ihn hart, „müssen wir uns einschränken, damit unser alter Freund sieht, daß er seine Güte nicht an Unwürdige verschwendet! Auch wir wollen ein persönliches Opfer bringen.“ Sie sah seinen verstörten Ausdruck über ihren Entschluß: „Glücklich sein werden wir auch in anderen Räumen, Kind,“ schloß sie herzlich, „das liegt in uns — und kommt nicht von außen.“

Er nickte nur; dabei wog er unschlüssig einen schweren Band in beiden Händen. „Sie ist so schwer, Mutter — aber sie hat immer an meinem Bett gelegen — soll ich sie doch —?“

„Nimm sie mit!“ antwortete sie.

Schnell, als habe er nur auf ihre Billigung gewartet, legte er die Bibel zu dem übrigen.

Ob er die auch oft lesen würde? — Er erriet ihre Gedanken, mit jugendlichem Pathos meinte er: „Es ist solch ein herrliches Buch! Auch wenn man nicht alles für göttliche Kundgebung hält! Aber die Sprache — dieser Schwung in den Psalmen — die köstliche, einfache Menschlichkeit der Bergpredigt —“

„Die Bibel vom künstlerischen Standpunkt aus zu betrachten, das wagten wir in unserer Jugend doch nicht“, warf sie ein. „Wir standen noch voll Ehrfurcht vor der Tradition.“

Er lächelte ein wenig mitleidig: sie hatten es jetzt besser — entschieden! „Glaubst du eigentlich alles?“ fragte er so nebenher.

„An Gott, ja, er hat mich nie verlassen“, entgegnete sie langsam.

Eine kleine Pause trat ein: schwieg er absichtlich, oder — — Mühsam fuhr sie fort: „Aber siehst du, jeder schafft sich seinen Gott selbst; er wird der Ausdruck, die Inkarnation dessen, was man für das Beste und Schönste hält —“

„Dann hast du den größten und heiligsten Gott“, sagte er rasch und doch ein wenig geniert über seine Offenheit.

Darauf konnte sie nichts erwidern; sein kostbares Vertrauen wollte sie nicht erschüttern, aber auch keine neue Lüge ersinnen. Sie suchte nach Worten, um ihn handelte es sich, nicht um sie. — Unsicher begann sie von neuem:

„Um ein reines Bild von Ihm zu haben, darf man sich selbst nicht entheiligen. — Verstehst du das, Oskar?“

„Ich?“ Scheu wandte er sich zur Seite. „Gewiß! Wenigstens ungefähr, was du meinst!“

Fast lächeln mußte sie über seine knabenhafte Scham, an heilige Dinge zu rühren. Sie streckte die Hand nach ihm aus: „Oskar, du!“ Mit gesenkten Lidern stand er vor ihr. Ganz leise sprach sie weiter:

„Ich bin nur eine Frau — deine Mutter — es ist schwer für mich, dir zu raten und dich zu warnen. Aber ich bitte dich, bleib so — so rein, wie du jetzt bist — um deiner selbst willen! Entwürdige dich nicht — laß dich nicht in den Schmutz hinabziehen — ich liebe dich unendlich, ich möchte meine Hände über dir ausbreiten —“

Er fiel vor ihr nieder, legte die Arme um ihren Körper und den Kopf auf ihre Knie.

„Ich weiß alles, was du sagen willst", stammelte er. „Aber sprich nicht weiter! Du sollst nicht an Unreines und Schlechtes denken, du nicht — du bist zu gut dazu, meine süße, süße Mutter!" Er drückte sein Gesicht in ihre Handflächen. — — „Ich verspreche es dir," murmelte er, „nein, es ist selbstverständlich! Ich würde nie wagen, wieder in deine Nähe zu kommen und dich zu küssen — —"

Ihre Tränen fielen auf seinen dichten blonden Haarschopf. Sie galten seinen rührenden Versicherungen, aber sie entströmten ihrem Schuldbewußtsein: war sie nicht elend, war sie nicht verachtenswert, daß sie sich seine Vergötterung gefallen ließ? Und auf halbem Wege blieb sie stehen, wenn sie ihm jetzt hätte sagen können:

„Ja, erinnere dich, daß es eine reine Frau für dich gibt — sieh in denen draußen ihre Schwestern, achte sie um ihretwillen —"

Aber ein Grauen vor sich selbst band ihr die Zunge. Zur versteckten Lüge noch offene Heuchelei fügen, in dieser Stunde — das konnte sie nicht!

Sie hob das weiche Knabenantlitz zu sich empor und küßte es. Tödliche Qualen gingen durch ihre Seele. Wenn dies Kind einst zurückkam und Rechenschaft von ihr forderte, was dann, oh, was dann? Was würde es nützen, wenn sie sich tötete? Sie hätte ihm und seinen Geschwistern das Jugendland zertrümmert und ihnen das Höchste: den Glauben an die Mutter, geraubt.

Sie mußte weiterleben, weiterlügen — der Kinder wegen! Sich weiterhin anbeten lassen und die Vergötterung hinnehmen, um ihnen den Traum zu erhalten.

Flehend und verzweifelt gingen in diesen Tagen ihre Augen wieder und wieder zu ihrem Ältesten hinüber. Manchmal drehte er sich fragend, wie erschrocken zu ihr hin: ging ihr doch die Trennung so nahe, wie Henny meinte — oder ängstigte sie sich um ihn trotz seiner Versprechungen?

Sie brachte es nicht fertig, mit Eugen zu reden. Auch ihn in derselben Weise zu ermahnen, während die laute Stimme in ihrer Seele voll Hohn den Kommentar dazu lieferte, das widerstand ihr zu sehr. Er trat ja auch unter eines Mannes Schutz — und grade, weil sie auch in diesem Punkt, trotz des anfänglichen Sträubens, wieder nachgegeben hatte, wäre ihr jede Bitte wie eine doppelte Heuchelei vorgekommen.

* * *

Wieder einmal sagte sich der Kommerzienrat an, sein Besuch galt diesmal Oskars Abschied. Aber die Hagedorns waren durchaus dafür, auch diesen Tag zu einem frohen zu gestalten: Oskar ging in die Welt — Oskar tat seinen ersten großen Schritt zur Unabhängigkeit, weshalb sollte man da nicht feiern?

Die Mutter ließ sie gewähren. Wehmütig sah sie zu, wie jedes der Kinder nach seinen Kräften zur Mahlzeit oder zur Dekoration der Tafel beisteuerte; sogar Fritzchen brachte einen Kugelkaktus in einem winzigen roten Blumentopf herbei, den er sich selbst schon lange gewünscht hatte.

Der Vorwand „Oskar zum Trost" schien ihm zur Anschaffung ausreichend.

„Wie ernst und blaß Sie aussehen!" sagte Kommerzienrat Blentheim in einem ruhigen Moment zu Marie Hagedorn. Um ihren Mund zuckte es.

„Das Leben stellt mich auf harte Proben“, meinte sie langsam: „ich soll meine Söhne zur Rechtlichkeit anhalten — ich!“

Er verstand sie gar nicht.

„Warum nicht grade Sie?! Haben denn Sie nicht Ihren Kindern allezeit ein glänzendes Beispiel gegeben — in allem und in jeder Hinsicht?“

Sie wurde dunkelrot: spottete er ihrer? Aber seine Augen blickten ruhig in die ihrigen.

„Sie — Sie wissen ja, wie es um mich steht und um meine vielgepriesene Rechtlichkeit“, sagte sie bitter.

„Lassen Sie das!“ rief er heftig. „Es ist Ihr Geheimnis und das meine — wir allein tragen die Verantwortung —“

„Sie irren“, unterbrach sie ihn. „Vergessen Sie nicht, daß ich auch das Schicksal der Kinder mit in das meine hineingezogen habe — und heute weiß ich, daß sie mir meine — meine Schwäche nie vergeben würden —“

„Lieben die Kinder mich so wenig?“ fragte er schmerzlich.

Sie reichte ihm beide Hände: statt dankbar zu sein, tat sie ihm weh.

„Ach dankbar!“ sagte er wegwerfend. „Das laue Gefühl ist so wenig wert — und sitzt zudem so locker! Nein, Marie, wenn Ihre Kinder nichts anderes für mich empfänden, so dürften sie um so weniger je erfahren! Denn in Dankbarkeit ohne Liebe mischt sich zu leicht ein heimlicher Widerwille des Empfängers gegen den Gebenden — eine trotzige Regung, so lange und unbewußt abhängig gewesen zu sein. Aus vollem Herzen dankbar sein können nur große Naturen —“

„Das sind meine Kinder noch nicht“, gestand sie zaghaft.

Er schwieg. Lag hier ein Erziehungsfehler, hätte sie nicht am Ende besser getan, die Kinder nicht in der falschen Vorstellung, mit ihr zusammen ganz unabhängig zu sein, aufwachsen zu lassen?

Aber wie hätte sie seine Fürsorge begründen sollen?

Ihre Blicke kreuzten sich: was sie zusammenhielt, war so fein und zart — ein Hauch aus der Jugend, ein Traum der Vergangenheit — eine Berührung von fremder Hand ertrug es nicht!

Bei Tisch erfuhr er, daß sie die Wohnung gekündigt habe. Aber weshalb denn? Auch er widersprach wie Oskar: waren sie hier nicht alle so glücklich gewesen? —

Wenn auch! Doch die Ausgaben wuchsen, und die Zurückbleibenden konnten sich gern im Raum beschränken — —

Wieder verstand er sie nicht. Innerlich nannte er sie töricht, überempfindlich.—

Sie mochte ihm nicht begreiflich machen, daß sie ihre Schuld gegen ihn nicht noch vergrößern, sondern womöglich verringern wollte; er hätte doch geahnt, daß es der Kinder wegen geschah, daß es ihrem Gewissen eine kleine Beruhigung gewährte, auf Überflüssiges zu verzichten. Aber sie unterschätzte ihn; er erkannte ihre Absicht wohl.

„Du hast den alten Herrn recht mit deinem Plan verstimmt“, sagte Eugen, der seinen künftigen Chef zur Bahn begleitet hatte. „Verdirb es nur jetzt nicht mit ihm, Mutter! Er war zurückhaltender denn je —“

„Im Grunde genommen kann doch aber Mutter tun, was sie will," verteidigte Oskar sie, „und darin hat sie recht: eine Ersparnis ist es immerhin." Seine Gedanken gingen weiter, unvermittelt fragte er:

„Wieviel Vermögen haben wir eigentlich?"

Eugen sah neugierig zu ihr hin, und Oskar fügte halb entschuldigend hinzu: „Ich bin doch nun alt genug, um das wissen zu können." — Der furchtbare Schreck verlieh ihr Kraft.

„Weshalb willst du dein Herz mit Sorgen beschweren?" gab sie ausweichend zurück.

„Weil ich — ich bin der Älteste — einer muß doch die Verhältnisse genau kennen —"

„Rechne es dir aus, wieviel Kapital zu unseren Zinsen nötig ist."

„Wie hoch ist der Prozent?"

Aufs Geratewohl hin nannte sie einen Zinsfuß. Er machte schnell einen Überschlag.

„Aber dann sind wir ja eigentlich reich", meinte er ganz erstaunt. „Das ist ja eine Riesensumme! Davon hatte ich keine Ahnung."

„Bei dieser Gelegenheit möchte ich euch beiden sagen," begann sie ernsthaft, „daß dies Kapital unantastbar ist. Ich habe es einst dem Kommerzienrat übergeben mit allen Rechten —"

„Wie töricht!" rief Eugen. „Ja, wie ungerecht, Mutter! Wenn nun einer von uns ein Geschäft gründen möchte — oder sich an einem Unternehmen beteiligen —! Auf diese Weise sind wir also trotz des Reichtums ganz mittellos?"

„Vollständig", versicherte sie. „Dafür haben wir alle Jahre hindurch den Vorteil hoher Verzinsung gehabt."

„Deshalb hättest du auf das Vermögen doch nicht verzichten brauchen", meinte Eugen nach einigem Überlegen. „Aber daran erkennt man den gewitzigten Geschäftsmann: mit der einen Hand geben und mit der andern einstreichen."

„Wie darfst du dir solch ein Urteil erlauben, Eugen! Besonders bei Verhältnissen, die du gar nicht überschauen kannst! Diesen selbstlosesten aller Menschen zu verdächtigen, wäre eine Schlechtigkeit! Bitte ihm auch in Gedanken deine Zweifel ab."

„Gut, gut", beschwichtigte er sie. Aber er nahm sich vor, gelegentlich mit dem Kommerzienrat zu reden, um von ihm eine Aufklärung über dies sonderbare Abkommen zu fordern. Das war sein gutes Recht, was auch die Mutter sagen mochte: man verschenkte doch kein Kapital — —

Sie ahnte, was in ihm vorging, und daß er die einmal aufgeworfene Frage nicht wieder fallen lassen würde. All das hatte sie ja gefürchtet, aber dem Sohn jedes Forschen, jedes Erwähnen der Angelegenheit verbieten, das hätte ihn nur argwöhnisch gemacht.

Sie seufzte schwer. Auch jetzt wieder mußte sie alles dem Takt und der Delikatesse jenes Mannes überlassen — ihm, dem sie schon so viel verdankte!

Oskar hatte ihnen stumm zugehört. Ein unerklärliches Bangen ergriff ihn. Er sah die peinliche Erregung der Mutter und witterte, daß für sie etwas Be-

schämendes in ihrer unpraktischen Handlungsweise liegen mußte; nichts weiter. Aber er begann von anderem zu reden.

Der Kommerzienrat bat Frau Marie in einem längeren Brief, doch die Kündigung der Wohnung zurückzuziehen. Es sei selbstverständlich, daß wenigstens ein Teil der für Oskar nötigen Studiengelder von ihm bestritten würde — aber er mochte sich sie und die Kinder nur in den liebgewordenen Räumen vorstellen.

Sie kämpfte mit sich. Es war lächerlich, fast kindlich, sein Angebot abzulehnen; die Situation wurde ja fast gar nicht durch ein Ja oder Nein geändert. Aber sie klammerte sich an die kleine Rechtfertigung: nicht mehr als das Allernotwendigste von ihm anzunehmen; daß sie so weit damit reichte, war ihr Verdienst gewesen. Nein, ihre Schuld durfte nicht wachsen — auf keinen Fall! In wenig Jahren, wenn Henny das Lehrerinnenexamen absolviert hatte und Elisabeth, die Ehrgeizige, die von ihren Geschwistern schon jetzt „Herr Direktor" genannt wurde, bei der Post eingetreten war, wenn die Kinder erst „mitverdienten", dann konnte sie sogar daran denken, sich allmählich seiner Fürsorge zu entwöhnen. Ob sie sich selbst, wo das Haus jetzt leerer wurde, nicht noch nach einer Beschäftigung umsehen sollte?

Freilich, es blieb noch genug zu tun übrig, und die Toilette der heranwachsenden Mädchen beanspruchte mehr Zeit und Mühe als früher die Kinderkleidchen. Und sie fühlte, daß ihre Kräfte geringer geworden seien, und daß sie vor allen Dingen nicht mehr die Elastizität und den Mut besäße, etwas Neues zu beginnen. Die Kinder und der Haushalt hatten sie aufgebraucht. Die laute Fröhlichkeit war ihr jetzt oft zuviel. Auch vor dem Umzug scheute sie sich, sie ängstigte sich förmlich vor der Unruhe und der Arbeit — aber dennoch: es mußte sein!

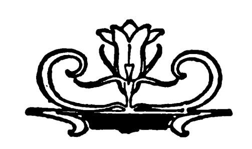
Sie kannte sich selbst zu genau. Ihr nie eingeschläfertes und nun durch die Fragen der Söhne aufgestacheltes Gewissen hätte sie wegen der neuen Schwäche nicht zur Ruhe kommen lassen, es wehrte sich gegen das überflüssige Almosen. Sie konnte keine Konzessionen mehr machen.

Den Kommerzienrat kränkte und verdroß ihr Starrsinn tief. Er konnte ihr durch die Irrgänge ihrer „Launen" nicht folgen, wie er ärgerlich schrieb.

Ernsthaft sah sie über seine Zeilen fort: er verstand ihre Motive nicht — wollte sie nicht verstehen — vielleicht, daß eins der Kinder ihr einst für die Standhaftigkeit dankte!

Wie mürbe dies Grübeln sie gemacht hatte! So leicht müde war sie und zu Tränen geneigt, fast als wäre sie ein anderes Wesen geworden.

(Schluß folgt)





„Tumbheit“, „Zwifel“ und „Saelde“

Von H. Scharrelmann

Das Leben ist der beste Romanschriftsteller. Das muß man selbst erfahren haben, beweisen läßt es sich nicht. Und gerade wie die Hintertreppenromane auf dem Gebiete der Kunst nicht das Höchste bedeuten, so auch im Leben.

Nicht das Leben ist das interessanteste und inhaltreichste, welches die größte Fülle absonderlicher Ereignisse umschließt, seinen Helden durch alle fünf Erdteile und Weltmeere, durch tausend Gefahren und Abenteuer und verwickelte „Situationen“ hindurchhetzt, sondern das Leben ist es, das unter einer gleichförmigen Oberfläche eine staunenswerte Fülle innerer Erlebnisse verbirgt. Erlebnisse so heimlich und zart und diskret, daß keiner sie ahnt und sie überhaupt nur für möglich hält, der es nicht zufällig selbst erlebt.

Und diese Tatsache ist schließlich die romantischste im Leben überhaupt.

Mir ist es gar wunderbar ergangen. Ich bin immer umgeben gewesen von Wundern aller Art und Geheimnissen, seltsamen und verwickelten, aber ich habe in jüngeren Jahren geglaubt, solch romantisch Leben sei nur der Jugend gegeben, und nur sie sei imstande, alles Geschehene mit den Augen der Poesie zu betrachten. Aber es ist doch anders, ganz anders. Gerade das Gegenteil ist der Fall: das Leben wird immer romantischer, je älter man wird, mir wenigstens ist es so ergangen. Statt immer tiefer hineinzusinken in die sogenannte Prosa des Alltags, fühle ich mich von Tag zu Tag höher emporgehoben über sie und bin ganz fest überzeugt, daß ich gerade eine Stunde vor meinem Tode das wunderbarste Kapitel des Lebensbuches lesen werde.

Und wenn dann der Tod an den Menschen herantritt — wie oft bricht er jäh hinein in eine Fülle von Arbeiten und Plänen und Gedanken und Zielen! — dann kommt der Glaube und spricht: „Fortsetzung folgt!“ Und je plötzlicher der Lebensfaden reißt, und je reicher der Strom der Ereignisse war, der durchschnitten wird, desto natürlicher und begreiflicher ist der Gedanke, daß die Seele, nachdem sie das körperliche Gewand abgelegt hat, direkt hinauffliegt in den weiten, großen Himmel, der sich über uns alle in seinem tiefen, reinen Blau ausspannt.

Du mein Gott! Als Jüngling und Knabe habe ich nichts davon gewußt, ja kaum geahnt, wie schön die Welt ist, die schöne, herrliche Gotteswelt, in der

wir alle leben; jetzt als alter Mann, nun mir das Haar zu ergrauen beginnt und „das Herzblut matter schlägt" (ist bei mir gar nicht der Fall, und ich begreife den Ursprung dieser Phrase nicht!), jetzt merke ich es deutlich und mir gehen endlich die Augen ganz auf über die wunderbare Herrlichkeit und Schönheit dieser Erde, einer Schönheit, die gar nicht auszudenken ist, die mit einer so abgrundtiefen Weisheit und Fürsorge für alle Dinge und alles Geschehene erfüllt ist, daß sie mir auch in den dunkelsten Winkeln und Ecken „göttlich" erscheint.

Auch das muß man erlebt haben, um verstehen zu können, welch eine ungeahnte Seligkeit unmittelbar aus dieser göttlichen Erkenntnis quillt.

O Welt, wie bist du wunderbar! Wer das ausruft in tiefster Inbrunst, der hat in einem Augenblick ein Stücklein der überall vorhandenen Schönheit erschaut und ist so ergriffen davon, daß er die Fülle der Seligkeit nicht bei sich behalten kann und sie aus der Seele hinaustönt als lauten Jubelruf. Und so ergeht es schon manchem Jüngling. Himmelswonnen sind es, die die Brust der Jungfrau zu zersprengen drohen, aber wie es mir altem Mann ergeht, das ist schon gar nicht mehr zu sagen.

Wie aber ist mir das Leben geworden zu dieser starken Quelle der Schönheit, der Weisheit, der Macht und des Glücks? — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, wie ist es geworden? — — —

Es liegt ein eigenartiger Zauber in dem Zurückschauen.

Ich sehe sie ganz deutlich vor mir, die drei großen Etappen, die alle Menschen erleben und durchkosten, mit ihren Freuden und Leiden, die „Tumbheit", den „Zwifel" und die „Saelde".

Es sind die drei Abschnitte in j e d e m Menschenleben, und ich stehe auf der Schwelle des letzten. O du mein Gott, was wird er mir noch bringen, welche unnennbaren Wonnen und welche Fülle des Glückes über mich ergießen?

Als Kind und bartloser Jüngling wohnte ich wie so viele im „Lande, da die Träumer wohnen".

Als mir der erste Flaum das Kinn verdeckte, brachte ich meine Tage zu auf der Bank, da die Spötter sitzen.

Und jetzt? Ach, das Jetzt ist ja noch nicht abgeschlossen, ich übersehe noch nicht das Wie und Wo und Warum, aber mit beiden Füßen stehe ich in der Saelde, und das Leben, das weite goldene Leben, liegt vor mir ausgebreitet mit seinen Schätzen, und ich wirke darin und fühle mich als Teil des Ganzen. Und im Schaffen und Wirken steigert sich die Lebensfreude ins Unendliche und verstärken sich die Kräfte, und zu manchem Augenblicke schon konnte ich sprechen: „Verweile doch, du bist so schön!" Und wenn diese Steigerung der Kräfte und des Glücks weiterschreitet — immer weiter — —?

Es sind die stärksten Wandelungen, die der Mensch überhaupt durchmacht, wenn aus dem Träumer ein Spötter und danach aus dem Spötter ein — ja, nun fehlt mir wirklich der Ausdruck — — — doch, sei es drum, ein Mensch wird.

Ein Mensch, der von jenen beiden so verschieden ist wie die Nacht vom Tage, und der doch die beiden ersten umschließt und sie in sich vereinigt zu einer innigen Dreieinigkeit.

In reinerer Form und frei von allen Schlacken werden in dem Menschen die Ziele und Hoffnungen der Jugend wieder lebendig.

„Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind und hatte kindische Anschläge, da ich ein Mann war, tat ich ab, was kindisch war" und verlachte und verspottete die Torheiten meiner Jugend. Nun ich ein Greis bin, wird wieder lebendig in mir das Kind und mit ihm der Jüngling, der das Leben meistern zu müssen glaubt an allen Ecken, an allen Kanten. Nun ist die Ruhe des Alters in mir und hat sich vermählt mit dem Feuer der Jugend, der kritische Geist der Jünglingszeit hat sich gepaart mit der schaffenden Kraft späterer Jahre.

Wenn aber im Herzen sich die Extreme berühren, dann schweigen Kampf und Streit, weil es nichts mehr zu streiten gibt, und der Friede zieht ein, der Friede, nach dem sich alle Menschen zersehnen und den alle rufen:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest.

Aus dem träumenden Knaben wurde ein revolutionärer Jüngling, der in der Tretmühle der Arbeit sich die Hörner ablief. Aus all den Wirrnissen meines Lebens aber ist endlich nach entsetzlichen Geburtsqualen ein neuer Mensch hervorgegangen, ein Mensch, der alles zu verstehen und zu begreifen versucht, und der doch nichts aufgegeben hat von den Traumideen seiner Jugend sowohl als auch von den wilden Plänen und Ideen späterer Jahre.

In reinerer Form sehe ich alle Ziele sich wieder zusammenfinden, doch sucht der neue Mensch sie auf einem neuen Wege zu verwirklichen, auf dem einzig möglichen, einzig ersprießlichen Wege der langsamen, stetigen Weiterentwicklung des Ganzen, des ganzen Menschengeschlechtes. Er verschmäht es, sich allein auf Kosten anderer zu erheben, er hat, wenn auch blutenden Herzens, einsehen gelernt, daß jeder Fortschritt seine Stunde abwarten muß.

— —

Tiefste Ruhe und Einigkeit sind um mich.



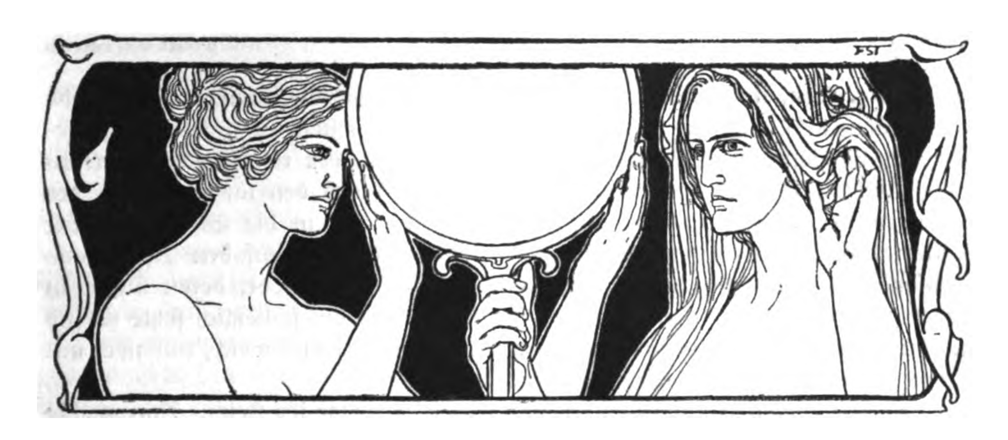
Glossen · Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor †

Es ist immerhin ein Verdienst, vor den Hohen und Mächtigen den Rücken steif zu halten; ein größeres ist es aber, sich auch hinabbücken zu können zu den Kleinen und Niederen.

Hüte dich vor den Witzbolden, sie sind unecht und treulos.

Der Witz ist ein farbenschönes und duftendes Giftblümlein; man pflückt es, um einmal daran zu riechen, und wirft es dann weg. Zur Zimmerpflanze ist es ungeeignet.





Die Baronin

Von Agathe Doerk

Die Baronin Rosa Löwenthal stand in ihrem Toilettenzimmer und betrachtete ihr Spiegelbild. Nicht eben mit sonderlicher Befriedigung, wiewohl das violette Sammetkleid, das sie trug, bei Paquin gearbeitet war und die schlichtgefaßten Brillanten an ihrer Brust ein Vermögen gekostet hatten. Sie dachte: „Was hilft mir nun alle Massage, ich werde doch immer stärker. Und meine Züge sind so scharf. Überhaupt mein Gesicht — ich muß in nächster Zeit wieder nach Paris, des lästigen Emaillierens wegen. Es ist fatal, wir konservieren uns alle so schlecht."

Dann tröstete sie sich. Was wollte sie? bei keinem dauerte die Jugend ewig, und war ihre Stirn nicht fest und stark, blickten ihre Augen nicht scharf und klug, und ihre Hände, waren ihre Hände nicht auffällig klein und weiß und weich?

Immerhin ein wenig seufzend verließ sie das Toilettenzimmer mit den großen Spiegeln, in dem die Luft schwer war von vielen und starken Wohlgerüchen. Sie ging die breite, mit violetten Läufern — Violett ware ihre Lieblingsfarbe — belegte Marmortreppe herab. Im Vestibül stand sie einen Augenblick vor des Wiener Meisters Jünglingsgestalt, die so sehnend ihre Arme ins Weite streckte, dann durchschritt sie die Gemächer des unteren Stockwerks, langsam, eines nach dem andern. Die Salons, die für die intime Geselligkeit bestimmt waren, den Speisesaal, das Musikzimmer. Überall brannte Licht, hier blendend von der Decke herabfallend, alles überstrahlend, dort bedachtsam gedämpft hinter sorglich abgetönten Schleiern.

Die Baronin sah sich, während sie ging, überall genau um. Zuweilen blieb sie stehen, vor einem Möbel, einer Bronze, oder sie schaute, wie ein besonderes Gemälde, dieser Teppich oder jene Wandbekleidung sich in der Beleuchtung ausnahmen. Messel hatte das Palais gebaut, sie bewohnte es erst seit einer Woche, einer von unbeschreiblichem Hin und Her erfüllten Woche; heute am ersten ruhigen Tage wollte sie alles ein letztes Mal allein überprüfen.

Unten hatte sie ihre Musterung beendet, sie begab sich wieder in die obere Etage. Sie trat in den großen Festsaal, dessen Decke sie für eine enorme Summe

aus einem alten, italienischen Schloß hierhin hatte schaffen lassen, dessen Wände der berühmte Münchener Maler mit Bildern überquellend von Lebenslust geschmückt, sie stand einen Augenblick im Wintergarten, der rosarot schimmerte in einem dichten Duft von Kamelien und Azaleen. Durch den langen Gang, der die eigentliche Gemäldegalerie war, schritt sie und trat in die Bibliothek. Sie blätterte ein wenig in den Mappen mit Radierungen, die auf den Tischen aus Polisanderholz herumlagen, sie nahm ein paar Bücher hervor, deren Deckel in Leder gepreßt das Wappen derer von Löwenthal trugen, schließlich setzte sie sich in einen der mit Krokodilhaut bezogenen Sessel, die tief und weich, nur noch mit etwas zu neuem Geruch, herumstanden.

Lächelnd lehnte sie sich zurück: schön und kostbar war ihr Heim. Nun mochte kommen, wer immer es war, alle mußten bewundern, was sie besaß. Drüben in ihrem Arbeitszimmer lag eine vom Herzog eigenhändig geschriebene Karte, er bat sie, morgen im Schloß, im engsten Familienkreis, zu speisen. Und sie mußte natürlich bald ein großes Einweihungsfest geben, bei dem kein Mitglied der herzoglichen Familie fehlen würde, auch nicht die Herzogin mit dem immer ein wenig säuerlichen Gesicht. In ihrer leisen, müden Art würde sie versuchen, es dem jovialen, menschenkundigen Gemahl an Liebenswürdigkeit gleichzutun; dieses Fürstenhaus das seinen Ursprung in graue, sagenhafte Zeiten zurückführte, brauchte dringend Rosa Löwenthals Geld.

* * *

Die Baronin genoß tief die Stille, die um sie war. Selten hatte sie eine solche Stunde.

Und sie dachte zum erstenmal, seitdem sie wieder in dieser Stadt war, lange und verweilend ihrer Kindheit. Im Häuschen ihres Vaters, des Agenten Markussohn, das an der nämlichen Stelle gestanden hatte wie das neuerrichtete Palais — damals war die Straße noch nicht eine Wohnreihe der Reichen wie heute — waren die Stuben enge, spärlich eingerichtet. Die vielen Geschwister — es hatte eine Zeit gegeben, wo Rosa oft hungrig gewesen war. Dann war sie meist zu den Großeltern gelaufen, bei denen sie immer satt wurde — aber sie hatte bei ihnen beten müssen, viel und lange, und das war ihr allemal sehr langweilig. Ihre Eltern waren wohl auch strenggläubig, aber sie hatten wenig Zeit für die religiösen Übungen, die Mutter wurde von den Kindern beständig in Atem gehalten, der Vater von den Geschäften. Das ging Jahre so. Und dann mit einemmal, fast gleichzeitig, kamen die Ereignisse, die so viel änderten: der Tod der Geschwister, das Reichwerden. Innerhalb zwei Wochen starben die vier Brüder und drei Schwestern an Scharlach, nur sie, Rosa, die Älteste, blieb am Leben. Die Mutter war damals wie wahnsinnig gewesen, ja, eigentlich war sie auch nachher nie wieder recht zu Verstand gekommen. Immer hatte sie am liebsten mit vor die Augen gehaltenen Händen in irgendeiner dunklen Ecke gesessen, in dumpfer Ergebung Gebete murmelnd. Sie blieb gänzlich teilnahmslos, als Markussohn gleich darauf durch verschiedene günstige Umstände zu Reichtum gelangte, auch das berührte sie nicht, daß er, müde des sein Haus unveränderlich erfüllenden Jammers, anfing, sich ziemlich offenkundig Geliebte zu halten. Sie lebte bis zu ihrem frühen Tode nur

ihrer Trauer. Um Rosa kümmerte sich, da auch die Großeltern gestorben waren, niemand. Sie war fast immer allein. In der Schule rückten die Christenmädchen weit von ihr ab und die Jüdinnen, die da waren, mochte sie nicht, sie waren geschwätzig und zanksüchtig. Es schuf vielleicht auch einen Abstand, daß sie rascher lernte und besser behielt als die anderen.

Eines Tages, als sie vierzehn Jahre alt war und gerade nicht wußte, was sie tun sollte, stand sie in der Flur ihres Elternhauses. Da ging die Tür, ein Leutnant kam herein, springend fast, daß niemand ihn sah — Markussohn lieh auf Wechsel. Mit ihren großen braunen Augen blickte Rosa auf den hübschen Offizier, fragend, vergnügt über den überraschenden Anblick. Der junge Mann lächelte, setzte das Einglas fester ein, nahm das Judenmädchen in die Arme und küßte es. Dann verschwand er in Markussohns Kontor. Rosa rannte fort, bestürzt, siedend heiß schoß ihr das Blut durch die Adern, und dann stand sie wochenlang um dieselbe Zeit an derselben Stelle, wo der Leutnant sie geküßt hatte. Sie wartete vergebens, er kam nicht wieder. Erst nach längerer Zeit sah sie ihn auf der Straße, in der Dämmerung. Er ging mit einem andern Herrn und sie folgte den beiden, zitternd, ob der Offizier sie bemerken werde. Er sprach laut, er schien erregt. Mit einmal hörte Rosa den Namen ihres Vaters. „Alles ginge noch," stieß der junge Mann zornig hervor, „wenn ich bei Markussohn nicht so tief in der Kreide säße. Dieser Kerl, dieser Blutsauger, verflucht." Rosa stürzte nach Hause, sie aß nichts an diesem Abend, sie schlief nicht in dieser Nacht. Weinend lag sie in ihrem schmalen Bett. War es wahr, was der hübsche, vornehme Leutnant gesagt, der ihrem Vater diesen entsetzlichen Titel gegeben? Ach, immer diese Verachtung in den Blicken, den Worten derer, die Herren waren in dieser Stadt. Und warum mußte gerade sie zu den Verachteten gehören? Sie war ja so voller Bewunderung für die anderen.

Drei Jahre vergingen. Von den Menschen, mit denen Rosa zusammenkam, hörte sie immer viel vom Geld reden, es langweilte sie ebenso wie die Gebete bei den Großeltern sie einst gelangweilt hatten, aber unwillkürlich lernte sie doch viele Begriffe nach Ziffern zu formen. Eines Tages hatte ihr Vater — er nannte sich jetzt Bankier — ein langes Gespräch mit ihr. Der kleine Mann mit dem gefärbten Bart ging, die Hände in den Taschen seiner schwarzsamtenen Weste, eilig im Zimmer auf und ab. „Rosa, mein Kind," sagte er, „du bist reif geworden, man könnte sagen, daß du schön bist, und ich weiß: du bist auch verständig. Du mußt jetzt heiraten." Und er hatte ihr eröffnet, daß er einen Mann für sie gefunden, einen ausgezeichneten Mann, Sally Löwenthal, den großen Bankinhaber aus Berlin. Er war zwar gut fünfundzwanzig Jahre älter als Rosa, aber dafür enorm reich, ihm gehörte die Gegenwart und noch ein großes Stück der Zukunft. Er hatte einen Charakter lauter wie Gold, er war der Stolz seiner Familie, für Markussohns Tochter würde diese Partie ein heftig beneidetes Glück sein. Rosa war sehr einverstanden, Berlin, der steinreiche Mann, das war sehr verlockend. Aber als Sally Löwenthal dann auftauchte, erstarrte sie doch in unbeschreiblichem Schrecken: nie vorher hatte sie einen so häßlichen Mann gesehen. Die kleine, starke, wie verwachsene Figur, die dicken Lippen, die verbogene Nase, die Warzen im Gesicht, alles an seinem Äußern war abstoßend, Widerwillen einflößend. Rosa

weinte und schrie, aber ihr Vater, Tante Pincus aus Posen, Tante Blümchen aus Frankfurt, die die Heirat vorgeschlagen hatten und jetzt eigens deswegen hergereist waren, sowie der Rabbiner redeten so lange auf sie ein, bis sie, stumm schluchzend, nachgab, sich zur Trauung schmücken und in die Synagoge führen ließ.

Übrigens war ihre Ehe sehr erträglich geworden. Zwar überwand Rosa niemals eine gewisse Abneigung gegen Löwenthal und sie war allezeit froh, daß sie ihm keine Kinder geboren, aber sie fand bald, daß sie es gut bei ihm hatte. Seine Freigebigkeit war unübertrefflich, sie konnte tun, was sie wollte, vor allem war sie fast nie mit ihm zusammen. Sie besuchte ohne ihn Feste und Theatervorstellungen, sie reiste, sie war im Bade allein. Er hatte nie Zeit, immer saß er und rechnete, schmiedete Pläne, häufte Tausende auf Tausende, Million auf Million. Schließlich war er einer der drei oder fünf reichsten Männer Berlins, es kamen Orden und Titel: Kommerzienrat, Geheimrat, dann, als er in für beide Teile vorteilhafte Beziehungen zu einem gekrönten Haupt getreten, der Baron mit Brief und Wappen. Und Rosa: es gab mit der Zeit keine Wohltätigkeitsvorstellung, bei der sie nicht lady patroness war, ihr Name stand in der Zeitung neben denen der erlauchtesten Damen, die berühmtesten und wichtigsten Leute verkehrten gern und oft im Salon Löwenthal. Es war, wie ihr Vater ihr einst versprochen hatte: sie wurde viel beneidet.

An Sally Löwenthal rächte sich das rastlose Arbeiten. Eines Abends legte er sich hin, die beiden berühmten Professoren, die am nächsten Morgen geholt worden, schüttelten die Köpfe: es war nichts zu machen. In der letzten Stunde ließ er Rosas Hand nicht los: „Rosa, Kind, ich danke dir, du hast mir deine Jugend geschenkt, ich war glücklich". Rosa konnte vor Betroffenheit kein Wort erwidern.

Mechanisch drehte die Baronin ein Buch um, das vor ihr auf dem Tisch lag. Nun ja, sie war Sally nicht treu gewesen, aber auch heute, wenn sie daran zurückdachte, empfand sie keine Reue. Der alte, häßliche, immer nur von Geschäften erfüllte Mann, und sie war jung, ihr Blut heiß gewesen. Da war der Sänger, Jan Vermehren, er war der erste, welcher Blick, welche Stimme! Und sein Wesen voller Glut und Nachlässigkeit. Sie entsann sich noch so deutlich des Abends, an dem er zum erstenmal nach der Vorstellung zu ihr gekommen. Salli war in Geschäften einige Tage abwesend, und ehe Jan sie besuchte, saß sie in ihrer Loge in der Oper. Es wurde „Der Troubadour" gegeben. Jan stand unten auf der Bühne, er sang „O Leonore, du all mein Glück, meine Lust", und er wandte sich zu ihr, sah, lächelte sie an. Aber sie gerieten bald auseinander, er war rücksichtslos und unbeständig. Andere kamen, die ihr sagten, daß sie begehrenswert sei und die sie nicht zurückwies. Doch seltsam, ihre Liebhaber waren nur Christen gewesen, sie hatte immer nur blonde Männer geliebt.

Nach Löwenthals Tod lebte sie jahrelang im Ausland. Sie war jetzt älter geworden, auch hielt sie als Witwe sehr auf ihren Ruf. Durch Zufall aber lernte sie in Nizza den Hofmarschall von Widderstein kennen, einen von den älteren Herren, die nie alt werden, elegant, bezaubernd. Sein einziger Fehler war, daß es ihm stets an Geld mangelte. Als er ihr das einmal andeutete, bat sie ihn, ihre Hilfe anzunehmen; in der feurigsten Weise hatte dieser vollendete Kavalier es ihr

gedankt, sie waren Freunde geworden, mehr als das. Einige Zeit darauf, als sie sich in Biarritz aufhielt, schickte der Hofmarschall ihr seinen Sohn zu, den Legationsrat, sein verjüngtes Ebenbild. Rosa Löwenthal war gerührt von der Ähnlichkeit mit dem Vater, der junge Widderstein sehr scharfsinnig — auch er kostete sie große Summen.

Die Baronin wurde müde des Reisens, müde der Liebe. Etwas, das sie zuerst belächelte und das doch immer stärker, zuletzt unbezwinglich wurde, ein Trotz und eine Sehnsucht, zog sie in die Stadt, in der sie geboren war. Sie ließ das Haus ihrer Eltern mit den niedrigen Stuben und den grünen Läden niederreißen, an seiner Statt erstand das Palais, von dem die Kunstzeitschriften Abbildungen brachten, ehe es noch fertig war. Hier wollte sie jetzt den größten Teil des Jahres zubringen. Es sollte eine neue Zeit für die Stadt beginnen, alle geistigen Elemente der Gegend sollten sich um sie sammeln, weithin sollten ihre Anziehungskraft, ihre Gastlichkeit gerühmt werden, sie wollte Wohltätigkeit im größten Stil üben.

Mit all der Tatkraft, die erstarkt in ihr war, seit sie nach Salli Löwenthals Tod die Verwaltung ihres ungeheuren Vermögens übernommen, hatte sie ihr Absichten zu verwirklichen begonnen. Alles ging, wie sie es sich gedacht, gewünscht hatte. Ihr Haus war ein Kunstwerk geworden, innen und außen. Von dem Rat der Stadt, dem sie kurz vor ihrer Ankunft das Kapital zur Errichtung eines Blindenheims und einer Lesehalle überwiesen, wurde sie, die edle Stifterin, mit einer Adresse begrüßt, der Hof hatte sofort Fühlung mit ihr gesucht. Sie hatte einen weiten Weg zurückgelegt seit jenen Tagen, da sie zu ihren Großeltern laufen mußte, um sich satt zu essen, und jenem schlimmeren, da sie auf der Straße den Namen ihres Vaters hatte mit Schimpf und Verachtung aussprechen hören.

Und doch kam jetzt mit einemmal, während sie in ihrer wohltuend durchleuchteten Bibliothek in dem tiefen, weichen Ledersessel saß, eine merkwürdige Unruhe, eine gewisse Ratlosigkeit über die Baronin. War es wirklich das Rechte, daß sie hierhergekommen? War sie nicht vielleicht doch mehr beheimatet in der Fremde, in dem zusammengeströmten Publikum irgendeiner großen Stadt, eines Weltbades? Wenn man ihr hier Liebenswürdigkeiten und Ehrungen erwies, tat man es doch nur aus kleinlicher, selbstsüchtiger Berechnung, sie wußte, daß man ihr nicht ihren Reichtum gönnte, daß man, wenn sie durch die Straßen fuhr, murrte: „Das protzige Judenweib." Auch dort, wo sie nach ihren Anfängen hingehörte, wurde sie nicht geliebt. Es war ihr bekannt, daß die Ältesten der israelitischen Gemeinde um ihre mannigfachen Liebeserlebnisse in Berlin und im Ausland wußten. Da sie sehr streng in dieser Hinsicht dachten, würden sie Rosa Löwenthal einst nicht mit dem Haupt gegen Osten bei den weißen Steinen ihrer Eltern betten. Jetzt wurde ihr mit Zuvorkommenheit begegnet, doch nur, weil man eine neue Synagoge bauen wollte und dabei sehr auf ihre Beihilfe rechnete.

Es war traurig und häßlich: überall Falschheit und Habgier. Alle wollten nur ihr Geld, niemand hing an ihr um ihrer selbst willen. Wo war ein Mensch, den sie ihren uneigennützigen Freund nennen durfte? Sie wußte niemand, keinen Mann, keine Frau.

* * *

Rosa Löwenthal fühlte sich mit einemmal sehr müde, förmlich schläfrig werden. Ihre Gedanken stockten, eine Leere war in ihrem Gehirn, etwas Fahles, Schweres. Das kam jetzt so oft. Neulich hatte sie mit dem Arzt darüber gesprochen; er hatte sich mit vielen Worten um die Erklärung herumgewunden und ihr Bewegung, frische Luft, leichte Kost verordnet. Einige seiner Wendungen ließen bemerken, daß das Ganze nicht leicht zu nehmen war. Sie wollte seine Ratschläge befolgen, wenn damit nur die Müdigkeit zu verscheuchen wäre, diese lähmende Müdigkeit. Das Alter kommt, dachte sie, vielleicht ist alles nutzlos, gleichgültig — — — gleichgültig alles. — — —



Die Schwangere · Von Karl Bröger

Wohl ist mit deiner Mädchenschaft
Der keusche Schmelz von dir gestreift,
Doch nur, weil einer höheren Kraft
Dein Wesen still entgegenreift.
Und schlägst du gleich die Augen tief
Vor jedem, der des Weges kam:
Was dich erglühend überlief.
Ist deiner Seele schönste Scham.

Noch bist du dir nicht klar bewußt,
Daß du ein Höchstes eingetauscht,
Seit tief in deiner eignen Brust
Der Quell des Lebens selber rauscht;
Und fühlst dich doch von einer Flut
Aus Gottes reinstem Born betaut,
Nun deiner mütterlichen Hut
Ein neues Leben anvertraut.

Ich aber folge deinem Schritt
Mit frommer Scheu und abgewandt
Und weiß, wohin dein Fuß auch tritt,
Ist gottgeweihtes, heil'ges Land.
Denn was in deines Schoßes Nacht
Noch träumt und Blut von dir erhält,
Wird einst, zum Lichte auferwacht,
Vielleicht der Heiland einer Welt.



Rundschau

Sind die nordafrikanischen Blonden Nachkommen der Vandalen?

I.

In den gebirgigen Ländern Nordwestafrikas wohnen inmitten einer zahlreichen, dunkelfarbigen Bevölkerung Tausende und Abertausende von Weißen. Keine Zuwanderer aus Europa, sondern Eingeborene. Viele sind blond, viele haben blaue Augen. Europäische Reisende wissen mindestens seit dem 17. Jahrhundert davon zu berichten. Bereits Herrn Pidou v. St. Olon, den Ludwig XIV. als Gesandten nach Marokko schickte, sind sie aufgefallen. In seinem Büchlein „Relation de l'empire de Maroc" (Paris, 1695) erzählt er, der Herrscher des Landes habe zwei Arten von Untertanen, Schwarze und Weiße. Die Schwarzen begünstigt er; sie stützen seine Herrschaft; aus ihnen wählt er seine Leibgarde; sie dürfen nach echter Orientalensitte die andern ausplündern und knechten. Und doch leben diese andern, die Weißen, nicht im Zustande der Sklaverei; sie sind frei, sie bilden sogar die Überzahl (!); sie sind keine Fremden, sondern Landeskinder; aber sie neigen fast alle von Natur so stark zu Widersetzlichkeit und Unruhe (!), daß der Sultan um seinen Thron besorgt sein muß, wenn er sie nicht gewaltsam in Furcht und Unterwürfigkeit hält. Im 18. Jahrhundert finden ähnliche Berichte der englischen Reisenden Bruce, Shaw und Jackson viel Beachtung, auch in wissenschaftlichen Kreisen. Weniger bekannt scheint, wenigstens in Deutschland, das erstaunlich reichhaltige Reisewerk des hochgelehrten Dänen Georg Höst geworden zu sein, seine „Nachrichten von Marokos und Fes" (Kopenhagen, 1781). Er hebt von den Mauren ausdrücklich hervor, sie seien „schöne weiße und wohlgebildete Leute". Hauptgewährsmann des 19. Jahrhunderts wird Charles Tissot, ein bedeutender Geograph, der viele Jahre als französischer Resident in Tanger zugebracht hat. Er teilt (in der Revue d'anthropologie 1876) mit: „Der blonde Typus ist in Marokko viel häufiger als in den andern Gegenden Nordafrikas. Nach meinen Beobachtungen, die mit denen übereinstimmen, die mein englischer Kollege, Herr John Drummond Hay, bei einem Aufenthalt von mehr als 30 Jahren in diesem Lande hat machen können, kann man ein Drittel Blonde rechnen. Dieses Verhältnis muß für die Blonden noch beträchtlich günstiger sein, wenn man die zwiefache Tatsache in Rechnung zieht, daß die Beobachtungen, um die es sich handelt, auf einer stark gemischten Berberbevölkerung beruhen und daß die Masse der reinen Berber des Hohen Atlas und des Rif nicht an Ort und Stelle studiert werden konnte. Von der rifischen Kolonie in Tanger bestehen zwei Drittel aus Leuten, die zu dem blonden und dem kastanienbraunen Typus gehören. Das letzte Drittel bietet einen Typus dar, der an den südwestfranzösischen erinnert." Im allgemeinen hat Tissot den Eindruck, daß man es bei den Berbern

mit einer Rasse zu tun hat, die mit der europäischen identisch ist. „Auf den hohen Gipfeln der Atlaskette," fährt er später fort, „würde nach der Auskunft, die man mir gegeben hat, die gesamte Bevölkerung auffallend blond sein. Viele blaue, graue oder ‚Katzenaugen'. (Ich wiederhole den eigenen Ausdruck des Scheichs, der mir das alles berichtete.)"

Diesen Forschern ließen sich noch manche anreihen. Wir wollen uns mit einem begnügen, dem wir besonders gern zuhören, da er ein Landsmann ist, Otto Artbauer. Er hat als erster den bisher unzugänglichen „Rif" genauer studiert, das wunder- und schätzereiche Gebirgsland östlich von Tetuan bis zum Mulujaflusse. Worauf Höst und andere mit Bedauern verzichten mußten: Er durfte die Gastfreundschaft aller Rifstämme genießen, vor ihren Hütten und an ihren Feuern sitzen und lauschen, wenn man die großen und kleinen Erlebnisse des Daseins besprach. So überschüttet uns sein Buch „Die Rifpiraten und ihre Heimat" (Stuttgart, 1911) mit einer Fülle bisher unbekannter Tatsachen. Das rein Anthropologische tritt wenig hervor; dafür aber tun wir einen tiefen Blick in Denkart, Sitten und Gebräuche. Und da mutete den „Vater des Bartes", wie Artbauer von den Rifiern genannt wurde, und mutet uns vieles seltsam an, aber gar nicht „afrikanisch", sondern vertraut und anheimelnd. Heben wir nur eins heraus: die Stellung, die die Frau dort einnimmt. Sie genießt hohe Achtung und Verehrung; sie verbirgt sich nicht hinter Haremsgittern; sie begrüßt den Gast bei seinem Eintreten im Hause und verabschiedet sich von ihm, wenn er scheidet, wobei sie ihm sogar die Hand gibt (!); an den Beratungen der Sippe nimmt sie zwar keinen unmittelbaren Anteil, aber sie darf in Hörweite bleiben; steht der Mann im Kampfe, so kommt es oft vor, daß sie ihm durch Handreichung hilft und ihn durch Zuruf anfeuert, wie es ehemals — der Vergleich drängt sich hier förmlich auf — vor zwei Jahrtausenden die Frauen der Germanen taten.

Germanen: damit ist das entscheidende Wort gefallen. Angesichts der anthropologischen Merkwürdigkeiten, der weißen Haut, der Häufigkeit der blauen Augen und des blonden Haares, angesichts der Sitten und Gebräuche, die von denen der übrigen Afrikaner großenteils bedeutend abstechen, ist dem deutschen Reisenden — wie vor ihm bereits Shaw und anderen — der Gedanke aufgestiegen, ob wir in diesen furchtlosen, freiheitsdurstigen, ehrliebenden, gastfreundlichen Rifleuten nicht vielleicht Nachkommen von Germanen sehen dürften, und zwar Urenkel jenes Vandalenvolkes, das unter seinem Könige Geiserich im 5. Jahrhundert aus Spanien nach Afrika zog und dort ein mächtiges Reich aufrichtete.

Diese für uns Deutsche besonders interessante Vermutung ist, wie eben schon angedeutet, schon lange vor Artbauer ausgesprochen worden, auch ohne Beschränkung auf die Rifbewohner. Man darf von vornherein annehmen, daß auch die zünftigen Geschichtsforscher daran nicht achtlos vorübergegangen sind. In der Tat hat diese „Vandalenhypothese" mit ihren Gründen und Gegengründen die Wissenschaft seit mehr denn hundert Jahren beschäftigt. Wer sich auf das Für und Wider der jeweiligen Gelehrten näher einlassen will, der schlage das „Historische Jahrbuch der Görresgesellschaft" von 1911 nach. Dort hat Franz Görres über unsere Frage einen Aufsatz veröffentlicht, der einige Irrtümer und Flüchtigkeiten enthält, sonst aber eine bequeme Übersicht über Literatur und Quellen bietet. Alles Wesentliche ist mehr als einmal gesagt worden; aber wer hat's gelesen? Manche Hypothesen, die in den herkömmlichen Kenntnissen des großen Publikums eine Stütze finden, feiern darum immer wieder ihre Auferstehung.

II.

Um es nun gleich herauszusagen: die Wissenschaft lehnt die Vandalenhypothese ab. — Fassen wir das Problem scharf ins Auge.

Durch ganz Marokko, vom Atlantischen Ozean bis ans Mittelmeer, zieht sich das Atlasgebirge, in einer Länge von 1000 Kilometern. Noch ein paar hundert Kilometer länger als der Atlas ist die Küste von Algerien und Tunis bis zur Stadt Tunis, in dessen Nähe das alte Karthago lag. Der Rif, der östlich von Tetuan beginnt und mit seinen 250 Kilometern bis zum

Mulujaflusse reicht, zählt nach Artbauer auf 16 000 Geviertkilometern etwa 1¼ Million Menschen. Die Bevölkerung von Marokko, Algerien und Tunis zusammen schätzt man auf etwa 14 Millionen, ohne Juden und Europäer. Auch im Altertum hatte das Land eine dichte Bevölkerung. Da müssen wir die Frage an den Anfang stellen: war die Volkszahl der Vandalen überhaupt groß genug, um in diesen ungeheuren Landstrecken einen so starken „germanischen“ Einschlag zu hinterlassen, wie er sich heutigen Tages zeigt? Wie stark war das Volk bei seiner Einwanderung, wie stark war es, als die Oströmer seinem Reich die Sterbestunde bereiteten?

Ehe die Vandalen im Jahre 429 nach Afrika übersetzten, ließ ihr König Geiserich „die ganze Volksmenge“ zählen. So lesen wir in der „Geschichte der vandalischen Verfolgung“, die der fanatisch-katholische Bischof Viktor von Vita (in Afrika) ums Jahr 486 geschrieben hat. „Die sich da“, fährt er fort, „an Greisen, Männern, Kindern, Knechten und Herren fanden, die zählten 80 000.“ Achtzigtausend? Das soll die Zahl eines „Volkes“ sein? „Unmöglich“, sagten kluge Leute; und schon tischten sie einen famosen Beweis auf. „Da Viktor hier die Frauen nicht besonders aufführt, wird er nur die Zahl der Krieger gemeint haben; wir müssen daher das Volk auf 2—300 000 veranschlagen!“ Das wäre allerdings eine stattlichere Menge und machte sich prächtig; wer aber genau erwägt, was Viktor sagt, kann da nicht mit. Sollen etwa die Greise, Kinder und Knechte auch das Schwert geführt haben? Sind unter den Kindern nicht notwendig auch die Mädchen zu verstehen? Was hätte überhaupt eine Zählung für einen Sinn, die nur das genus masculinum umfaßte? Statistische Spielereien lagen dem Recken Geiserich fern. Er wollte wissen, wieviel Schiffe zur Überfahrt gebraucht würden; da mußte man die Frauen schon mitzählen. Und zum Überfluß steht ja gleich zu Anfang groß und breit da, die Zählung erstreckte sich auf die „gesamte Volksmenge“ (omnem multitudinem). Es bleibt uns also nichts weiter übrig, als die Tatsache hinzunehmen, daß nach der Überlieferung die Kopfzahl der Vandalen — die z. T. nichtgermanischen Knechte miteinbegriffen — nicht höher war als etwa heut die Einwohnerzahl von Darmstadt oder Görlitz oder auch des Fürstentums Reuß älterer Linie.

Nun käme unser zweiter Gewährsmann, Prokopius von Cäsarea.

Er begleitete als Geheimschreiber den Feldherrn Belisar, welchen Kaiser Justinian von Ostrom im Jahre 533 zur Eroberung des verlotterten Germanenstaates aussandte. Da er flink aufschrieb, was er sah und hörte, sind seine beiden Bücher „vom Vandalenkriege“ ziemlich zuverlässig.

Von der Volkszahl der Vandalen bei ihrer Fahrt nach dem schwarzen Erdteil konnte er allerdings nicht mehr wissen, als was man allenthalben erzählte. So hat er von der Zahl 80 000 auch munkeln hören, sogar ebenfalls von 80 000 Kriegern. Manche Historiker haben auch diese Stelle zum Anlaß genommen, das Volk auf 2—300 000 Seelen zu schätzen. Prokop war skeptischer, er glaubte an eine so hohe Zahl nicht. „50 000 soll“ — er sagt ausdrücklich „soll“ — „bei der Überfahrt die Menge der Vandalen und Alanen“ — Alanen waren nämlich auch dabei — „betragen haben.“ Die „Menge“ (plēthos): nach seinem Sprachgebrauch meint er damit hier, wie Viktor dort, das gesamte Volk. Also 50 000, noch weniger als was der Bischof angibt, vielleicht zu wenig. Es ist ihm aber selber dabei nicht recht geheuer; er fügt schnell hinzu, der übliche vandalische Kinderreichtum und die Aufnahme andrer „Barbaren“ hätte die Kopfzahl schnell steigen lassen. Mit diesen zweifelhaften, dem Autor selbst ungewissen Mitteilungen ist kein Staat zu machen. Wir haben einige der besten Spezialforscher (z. B. Ludwig Schmidt und Delbrück) auf unsrer Seite, wenn wir uns lieber an Viktor halten, der der Zeit des vandalischen Einbruchs näher stand und seiner Sache sicher war.

Es bleibt also dabei: die Vandalen zählten, als sie nach Afrika gingen, insgesamt nur 80 000 Seelen. Fügen wir, um uns das noch einmal zu verdeutlichen, hinzu, daß heute die Stadt Tunis allein 2½mal so viel Einwohner hat. Sie waren nur ein Völkchen. —

Darf man sich da einen Augenblick wundern, daß es den Vandalen nicht gelang, das ganze Nordwestafrika vom Ozean bis an die Große Syrte dauernd militärisch zu besetzen? Daß sie mit wenigen Ausnahmen die Befestigungen sämtlicher Ortschaften schleiften, damit sich nicht dahinter Feinde und Europäer festsetzen könnten? Wird man sich wundern, daß sie gar nicht erst den unsinnigen Versuch unternahmen, die ganze eroberte Ländermasse zu besiedeln? Sie blieben als gescheite Leute hübsch beisammen und ließen sich nur südlich und westlich ihrer Hauptstadt Karthago nieder, in Landschaften, die ihnen Korn und Vieh in Fülle boten. Hier führten sie ein vergnügliches Dasein, und zwar großenteils als Großgrundbesitzer. Der verweichlichende Einfluß der verdorbenen Großstadt und das Klima begannen bald auf sie zu wirken. Rund hundert Jahre später schrieb Prokop: „Von allen Völkern, die wir kennen, war das der Vandalen am meisten verzärtelt. Seitdem sie Libyen in Besitz hatten, gebrauchten sie allesamt tagtäglich warme Bäder; ihr Tisch war mit allen Dingen gesegnet, was immer Land und Meer vom Leckersten und Besten bieten. Meistenteils trugen sie goldenen Schmuck, und in weichliche medische Gewänder gekleidet hielten sie sich beständig im Theater auf und auf der Rennbahn und bei andern Vergnügungen, und am meisten von allem lagen sie der Jagd ob. Sie hatten Tänzer und zotenreißende Komiker und alle Art von Ohrenschmaus und Schauspielen, was es nur an musikalischen und sonstigen Sehenswürdigkeiten auf der Welt gibt. Und die Häuser der meisten von ihnen standen in Parkanlagen mit fließendem Wasser und schattigen Bäumen. Trinkgelage aber feierten sie möglichst viel, und den Geschenken der Aphrodite pflegten sie reichlich zuzusprechen.“ Demgegenüber half es nichts, daß sie sich im wesentlichen als rassenreine Herrenschicht erhielten; ein Aufgehen in der sehr zahlreichen römisch-maurischen Bevölkerung verhinderte der heftige religiöse Gegensatz: sie, die Eroberer, waren Arianer, die andern katholisch. Aber die kriegerische Kraft, die anfangs das ganze Mittelmeer in Schrecken setzte, mit der sie sich die Balearen, Korsika, Sardinien und Sizilien untertan machten, ging verloren. Schon Geiserich nahm Eingeborene in Dienst. Als er nach langer Regierung ins Grab sank, begannen heftige Aufstände der Mauren. Aus dem gewaltigen Gebirgsstock des mons Aurasius, der nur 13 Tagemärsche südwestlich von Karthago beginnt — heut Djebel Aures, südlich von Constantine — wurden die Vandalen schnell hinausgeworfen. Versuche, ihn wiederzuerobern, scheiterten. Überall flammte die Empörung auf. Die kühnen und listenreichen Mauren drangen bis in die Gebiete vor, die das Herz des Reiches bildeten. Vom Jahre 525 ab, wahrscheinlich aber schon früher, hatte der Vandalenkönig auf der ganzen Riesenstrecke westlich etwa vom heutigen Bône bis zum Atlantischen Ozean nichts mehr zu sagen. Wenig später fiel Tripolis ab; damals befand sich, wie wir erfahren, kein einziger Vandale mehr in dieser Landschaft. Die Insel Sardinien machte sich unabhängig. Und um dieselbe Zeit rüstete nun in Konstantinopel Kaiser Justinian, der alles ehemals römische Land unter seinem Szepter zu vereinigen plante, Heer und Flotte zum entscheidenden Kriege.

Wieder müssen wir uns da die Frage nach der Volkszahl der Vandalen stellen. Waren sie inzwischen aus einem schmächtigen Bäumchen zu einer Rieseneiche erwachsen, deren Krone weithin das Land beschattete? Es ist uns für diese Zeit leider keine Gesamtzahl überliefert, aber die geschilderten Verhältnisse — im privaten und staatlichen Leben Anzeichen eines starken Kräfteverfalls — lassen uns vermuten, daß eine Bevölkerungszunahme im ganzen nicht eingetreten war. Wir werden — abgesehen vielleicht von der ersten Zeit — mindestens Stillstand, wahrscheinlich aber Rückgang der Geburtenziffer und damit der Volkszahl annehmen müssen. Stellen wir noch einige direkte Nachrichten daneben, die gut dazu stimmen. Gleich bei der Eroberung des Landes büßten die Vandalen einen beträchtlichen Teil ihrer Streiter ein. Von Geiserich heißt es, er habe bei der Entdeckung einer Verschwörung so viele von seinem Volke hinrichten lassen, als ihn ein unglücklicher Krieg gekostet haben würde. Bischof Viktor weist für seine Zeit (etwa 486) die landläufige Meinung scharf zurück, die Vandalen könnten achtzigtausend Bewaffnete aufbringen, und sagt wörtlich, ihre Streitmacht sei jetzt

„gering und schwach" (exiguus et infirmus). Die Kämpfe mit den Mauren heischten immer wieder zahlreiche Opfer. Nennenswerten Zuzug erhielten sie nur ein einziges Mal: als die Gotenfürstin Amalfrida König Thrasamunds Gattin wurde, da folgten ihr 1000 vornehme Goten nach Afrika und 5000 streitbare Mannen. Aber all diese stammverwandten Kämpen mußten über die Klinge springen, als einige Jahre später der Verdacht auf sie fiel, bei einem Maurenaufstande mit den Feinden unter einer Decke gesteckt zu haben. Als König Gelimer 5000 Mann auf 120 kleinen Schiffen zur Rückeroberung Sardiniens ausgesandt hatte, standen ihm alsdann weitere Kriegsschiffe nicht zur Verfügung, und diese 5000 Krieger werden uns als „Kerntruppen" bezeichnet. Noch einige andere Zahlen, die wir gleich kennen lernen werden, beweisen, daß auch der Rest der vandalischen Streitmacht gering war. Die Hauptsache aber ist: Kaiser Justinian hielt es für ausreichend, gegen sie nicht mehr als 21 000 Mann unter Waffen zu rufen, und dieser kleinen Truppe — von der sogar noch auf der Hinfahrt 500 Mann an Krankheit starben — ist es gelungen, das gefürchtete Reich völlig zu zertrümmern, ja, es wird uns ausdrücklich berichtet, daß in der Hauptschlacht bei Trikamaron bereits der Angriff von Belisars 5000 Mann Garde den entscheidenden Erfolg brachte. Kann man danach zweifeln, daß damals die Volkskraft der Vandalen gebrochen, daß ihr Heer wahrscheinlich noch geringer als das byzantinische war und daß man die Kopfzahl des Volkes auf höchstens 50—60 000 veranschlagen darf?

Fünfzigtausend Vandalen, ihnen gegenüber 14 Millionen Nordafrikaner! Oder anders ausgedrückt: Elbing oder Kaiserslautern gegen die drei Königreiche Bayern, Württemberg und Sachsen; sollte damit unser Thema nicht im Grunde schon erledigt sein?

Verfolgen wir jedoch (nach Prokop) die Etappen des Vernichtungskampfes.

In der ersten Schlacht wird eine Abteilung von 2000 Vandalen, die den Feind in der linken Flanke fassen soll, auseinandergesprengt und niedergemacht. Die Schar, die in der Front angreift, erleidet gleichfalls Verluste und flieht. Die Hauptmacht unter König Gelimer selber löst sich auf, viele werden auf der Flucht erschlagen. Belisar nimmt in Karthago eine Masse Vandalen gefangen, die sich in die Kirchen geflüchtet haben; zweifellos waren hierunter auch viele Frauen und Kinder. Inzwischen sammelt Gelimer vier Tagemärsche westlich der Stadt, was vom Volke noch übrig geblieben; auch die 5000 Mann aus Sardinien stoßen glücklich zu ihm, wie sich auch ein Haufe Weiber und Kinder in seinen Schutz rettet. In der Entscheidungsschlacht bei Trikamaron decken 800 Germanen die Walstatt, viele fallen auf der Flucht, ihre Familienangehörigen werden zu Sklaven gemacht. In den nächsten Wochen geraten den Siegern allenthalben in den Gotteshäusern Flüchtlinge in die Hände, besonders in der Stadt Hipporegion. Schließlich ergibt sich der König selber mit seinem Gefolge. Und nun folgt etwas, was für uns von höchster Wichtigkeit ist: nicht bloß Gelimer und die Vornehmsten, sondern alle gefangenen Vandalen werden samt und sonders nach Byzanz überführt! Also eine Massendeportation! Die Volksreste werden außer Landes geschafft!

Ganz fertig sind wir aber damit noch nicht. Die gefangenen Vandalen gedachte Justinian im Kampfe gegen die Perser zu verwenden. Auf der Seefahrt dorthin rückten nun 400 Mann in Lesbos aus, fuhren nach Afrika zurück und zogen hoch hinauf in das bereits erwähnte Auresgebirge. So war also doch nicht ganz reiner Tisch gemacht worden. Und siehe da, sie erhielten unerwarteten Zuzug. Hie und da fand sich noch einer, der Belisars Häschern entronnen war, und arianische Heruler aus dem byzantinischen Heere schlossen sich ihnen an. Von diesen Herulern hatten viele — gefangene Vandalenfrauen und -töchter zu Weibern genommen! Diese Weiber waren mit daran schuld, daß damals im Heere eine Empörung ausbrach, welche — und auch das ist für uns interessant — von arianischen Geistlichen vandalischer Abkunft geschürt wurde. Es müssen also doch noch einige Volkssplitter übrig geblieben sein. Den aufständischen Truppen konnten schließlich aus dem Aures 1000 Vandalen zu Hilfe

ziehen! Doch diese versprengten Haufen sollten in kurzem wegschmelzen wie ein Schneerest vor der Frühjahrssonne. Die Erhebung wurde gewaltsam unterdrückt, mancher Vandale fand dabei den Tod, eine Menge Frauen wurden gefangen und — es erfolgte eine zweite Deportation! Der byzantinische Statthalter reinigte das Heer von verdächtigen Elementen und „verpflanzte", wie Prokop (II, 19, 3) wörtlich sagt, „die noch zurückgebliebenen Vandalen und nicht zum wenigsten alle ihre Frauen aus dem gesamten Afrika" nach Byzanz. Als sich einige Zeit später ein neuer Aufstand erhob, fanden sich nur noch 420 Vandalen, die dabei mitfochten; auch diese erlitten großenteils das Schicksal ihrer Volksgenossen.

Man wird zugeben: damit waren die Vandalen als Volk vom afrikanischen Boden vertilgt. Was jetzt etwa noch übrig geblieben, war belanglos und kann ebensowenig in den Völkermassen des Rif und des Atlas eine deutliche Spur hinterlassen haben wie etwa ein Tropfen Wasser in einem großen Fasse schwarzer Tinte. —

Es gilt nun noch rasch einen letzten Einwurf zu widerlegen; das soll uns aber zugleich ein Stück weiterbringen.

Als Prokop den Krieg zu Ende erzählt hat und von einem Aufstande der Mauren (oder Maurusier) spricht, macht er plötzlich ganz nebenbei eine höchst auffällige Bemerkung. Am Fuß und auf den Abhängen des Auresgebirges, meint er, wohnen Maurusier; darüber hinaus (nach Westen oder Süden zu) sitzen andere Maurusierstämme, über die der Häuptling Ortajas herrscht. „Diesen Mann" — er stand mit den Byzantinern im Bunde — „hörte ich sagen, daß jenseits des Landes, das er beherrsche, keine Leute wohnten, sondern dort erstrecke sich weithin Wüste; jenseits davon aber gäbe es Leute, die nicht dunkelhäutig seien wie die Maurusier, sondern von sehr weißer Hautfarbe und blond an Haaren". Nach dieser kurzen Abschweifung fährt Prokop, ohne weiter ein Wort darüber zu verlieren, in seiner Erzählung des Aufstandes fort.

Wir wollen es gleichfalls kurz machen. Man hat diese Blonden natürlich auch für Vandalen erklärt. Sie seien — wenn man schon das übrige Volk preisgeben müsse — zweifellos die Vorväter der jetzigen nordafrikanischen Blonden. Das läge klar zutage. Irgendwann hätten sie sich von ihrem Stamm getrennt, sicherlich, um nicht von der Fäulnis der Überzivilisation Karthagos angesteckt zu werden, sondern um in ferner, rauher, aber reiner Höhenluft als bessere Menschen zu leben und zu sterben. Oder aus sonst einem schönen romantischen Grunde. Davon kann keine Rede sein. Das argumentum ex silentio wirkt hier völlig überzeugend. Weder Prokop noch sein Gewährsmann deuten auch nur mit einer Silbe an, es handle sich um Vandalen. Der Maurenfürst macht den wißbegierigen Byzantiner mit einer ethnographischen Merkwürdigkeit bekannt, die jedermann in Erstaunen setzen mußte; weiter hat die Stelle zunächst keine Bedeutung. Wären diese Blonden vandalische Eindringlinge gewesen, so könnte man nicht begreifen, daß der Häuptling nicht darauf hingewiesen haben sollte. Denn daß etwa ihre Herkunft bei den rassefremden Nachbarstämmen in Vergessenheit geraten wäre, ist undenkbar. Auch Prokop, den doch begreiflicherweise alles Vandalische lebhaft interessieren mußte, kommt gar nicht auf den Gedanken. Undenkbar ist auch, daß diese „besseren" und „edleren" Vandalen, die sich einst freiwillig dem schmeichlerischen Arm der Kultur entwunden, für ihre Brüder in der Todesnot nicht zum Schwerte gegriffen oder von Gelimer, als er die Trümmer seines Volkes um sich sammelte, nicht herbeigerufen worden wären. Mit einem Wort: diese weißhäutigen Blonden jenseits der Wüste waren eben keine Vandalen; vielmehr beweist die eigentümliche Mitteilung Prokops, daß es in Nordafrika gleichzeitig neben den Vandalen, folglich aber auch schon vor ihrer Einwanderung, eine helle, blonde Bevölkerung gab.

Diesen Schluß muß man gelten lassen. Weiteres erübrigt sich. Aber wir wollen doch noch einen Kronzeugen vorführen, dessen Stimme auch den letzten Zweifel zum Schweigen

bringen wird. Schon der sogenannte Skylax von Karyanda, ein Schriftsteller, der um das Jahr 338 vor Christus, vielleicht auch schon bedeutend früher, eine Rundfahrt um das Mittelmeer beschrieb — also fast ein Jahrtausend vor Prokop und allen Vandalen —, schon dieser Grieche weiß von afrikanischen Stämmen zu berichten, die um den großen See nahe der Küste der Kleinen Syrte (heute Schott el Djerid) saßen: „Diese Libyer werden alle als blond ... und von schöner Gestalt geschildert." Damit ist die vorvandalische Existenz einer eingeborenen blonden Bevölkerung Nordafrikas unwiderleglich erwiesen, erwiesen sogar mindestens für das 4. Jahrhundert v. Chr. In ihr und sonst nirgendwo — denn eine spätere „germanische" Einwanderung ist nicht erfolgt — haben wir die Vorfahren der heutigen hellfarbigen und blonden Bewohner der Kabylie, des Rif, des Atlas und auch der Kanarischen Inseln zu suchen.

III.

Woher sollen nun aber diese Blonden stammen? Die Frage wird vielen unwillkürlich auf die Lippen treten. Sie als „Autochthonen", als „Ureinwohner" zu bezeichnen, von einem „Naturspiel" zu reden, wie es manche Forscher getan haben, mit solchen „Erklärungen" kann man sich heute nicht mehr zufrieden geben. Es müssen irgendeinmal, vielleicht im 3. oder 2. Jahrtausend v. Chr., weiße Völker aus dem Norden dort eingewandert sein. Eine genauere Zeitbestimmung darf man wohl noch nicht wagen. Die afrikanische Völkerkunde bietet viele Rätsel. Weiße Einsprengsel gibt's in Abessinien, gibt's, nach Stanley, bis in die Berge zwischen Viktoria- und Albertsee. Die antiken Geographen versagen so gut wie ganz. Die ägyptischen Denkmäler, die Megalithen, die Überreste der „atlantischen" Kultur: vielleicht verbreitet sich einmal von ihnen aus das Morgenlicht der Erkenntnis.

Karl Haenchen



Der deutsche Unterricht

„Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Dieses Dichterwort charakterisiert treffend unsere heutigen Schulnöte. Es gibt heute kaum mehr einen Wissenszweig, der nicht die Schule in erster Linie für sich in Anspruch nimmt. Da steht zunächst der klassische Philologe, der mit achtungswerter Überzeugungstreue an dem Glauben festhält, daß die sprachlich-historische Bildung, durch die unser Volk geworden ist, was es ist, nicht preisgegeben werden dürfe, wenn unser Geistesleben gesund bleiben solle, der einen Rückgang an der Bildung des Herzens und des Gemütes befürchtet, wenn die klassischen Studien an Wertschätzung verlieren würden. Da stehen ihm gegenüber der Naturwissenschaftler, der Mathematiker, der Neuphilologe, die die höhere Schule, ohne deren ideale Aufgabe zu verkennen, mehr in den Dienst des praktischen Lebens, des zukünftigen Berufes ihrer Zöglinge und der Ideen, von denen die gesamte moderne Bewegung ihren Anfang genommen hat, gestellt wissen wollen. Kaum jemals ist deshalb die Aufgabe der höheren Schule so groß gewesen wie jetzt, wo sie die in unserem Volke immer mehr schwindende Hinneigung zu den Idealen des Lebens und zu den sittlichen und religiösen Werten, wie sie als ein edles, nicht hoch genug zu schätzendes Erbe von unseren Vätern uns überkommen ist, mit aller Kraft wieder zu wecken und wachzuhalten, in erster, allererster Linie berufen ist und doch sich der Notwendigkeit nicht entziehen darf, das heranwachsende Geschlecht für das praktische Leben zu bilden, ihm das Rüstzeug des Wissens zu übergeben, womit es im Kampfe des Lebens und des Berufes seine Aufgaben zu erfüllen vermag. Herz und Geist für alle den Zeiten entrückten Ideale zu erwärmen und zugleich den Blick und den Willen für das Nützliche des Tages zu schärfen, ist wahrlich keine leichte Aufgabe. Auf ihrer Lösung durch die deutsche Schule beruht die Zukunft unseres Volkes.

Aber wie steht's in der Wirklichkeit damit? Dem äußeren Anscheine nach haben sich unüberbrückbare Gegensätze aufgetürmt. Zwar haben die Vorkämpfer des humanistischen Gymnasiums, wenn vielleicht auch nur mit schwerem Herzen, sich darin gefügt, die Realschulen als gleichberechtigt und gleichwertig anzuerkennen, und an die Stelle des alten Kampfes zwischen den beiden Richtungen sind, ohne daß im Prinzip etwas von den alten Forderungen preisgegeben wäre, ein freundnachbarliches Verhältnis und ein edles Ringen, miteinander Schritt zu halten, getreten; aber von einer anderen Seite, von der man gerade die Versöhnung aller Gegensätze hätte erwarten sollen, ist das eben begrabene Kampfbeil wieder aufgenommen worden. Im Namen der „deutschen Erziehung" ist zu Weimar von neuem zum Kampfe gegen unsere höhere Schule aufgerufen und einer unserer besten Humanisten, Gustav Roethe, mit sarkastischem Spotte überschüttet worden, weil er in einem Vortrage über „humanistische und nationale Bildung" vor der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums zu Berlin seine Anschauungen über den bleibenden Wert des klassischen Altertums in echt deutscher Treue gegen die Schule, der er die Fundamente zu seiner Bildung verdankt, dargelegt hatte. An geweihter Stätte, wo schon einmal klassischer Idealismus mit modernem Realismus den Bund zum Deutschnationalen geschlossen hat, wo der Engel des Friedens Versöhnung bringend zwischen den streitenden Geistern hätte einherschreiten sollen, wo des Olympiers edle Gestalt Ruhe und Frieden mit zwingender Gewalt hätte heischen sollen, bedrohte teutonischer Übereifer, der allerdings in seinem Zorne echt deutsch, ehrlich und gerade war, alles wieder zu vernichten, was in ruhiger, friedlicher Arbeit für die deutsche Schule, für das Deutsche und Nationale in ihr, schon errungen war. So frisch auch das Leben in der Schule sich geregt hatte, Verzagtheit und Mutlosigkeit drohten zurückzukehren; denn vor den Aufgaben, die noch immer zu lösen blieben, verschwand das, was schon erreicht war: „Das Wenige verschwindet leicht dem Blick, der vorwärts sieht, wieviel zu tun noch übrigbleibt."

Es ist nicht anders: der alte Kampf zwischen dem Gymnasialwesen und dem Realschulwesen ist von Weimar her von neuem entflammt. Aber wenn Roethe auch glaubte, mit Emphase vor dem Kreise der Freunde des humanistischen Gymnasiums die bedauerlich harten Worte ausrufen zu sollen: „Ich habe keinen Anlaß gefunden, mich mit diesen Elementen auseinanderzusetzen, und ich hätte ihnen kaum etwas zu sagen", hat er sich doch geirrt: ihn und seine humanistischen Freunde verbindet mit den erbitterten Gegnern von Weimar die gleiche Liebe zum deutschen Volke, das gleiche Gefühl der Verantwortung für die Bildung der heranwachsenden deutschen Jugend, für die Zukunft der deutschen Nation. Mögen die einen die lichterhellte Straße über Hellas und Rom wandeln, die anderen den noch dunklen Weg durch die in der Gegenwart gegebenen Tatsachen, Verhältnisse und Bedürfnisse zu erleuchten sich bemühen; mögen die einen die Ideale für sich in Anspruch nehmen, die anderen sich im Dienste des Realen mühen: sie müssen sich zusammenfinden auf nationalem Boden, in der Pflege deutscher Empfindungen und vaterländischer Gesinnung. Wenn somit die Erziehung zu echt deutschem Wesen von beiden pädagogischen Richtungen in den beherrschenden Mittelpunkt ihrer Bestrebungen gerückt wird, so ist damit dem deutschen Unterrichte, dem dieses gleiche Ziel, man könnte sagen ex officio, zufällt, eine Bedeutung gegeben, die allerdings die Jahre daher noch nicht genug gewürdigt ist, wenn auch hochstehende Geister sie schon längst erkannt haben. Als vor 26 Jahren Rudolf Hildebrand die Zeitschrift für den deutschen Unterricht begründete, schloß er eine längere einführende Abhandlung mit den Worten: „Ergibt sich nicht daraus, daß der deutsche Unterricht für beide Richtungen des Schulwesens der gegebene einigende Boden ist? Daß in ihm die eine für ihr Reales das zusammenfassende Ideale zu suchen hat, die andere aber für ihr Ideales den einzig gegebenen realen Grund und Boden? Ich kann's nicht anders sehen und bin schon seit langen Jahren dieser Überzeugung, die sich mir, als ich mitten im Schulwesen stand als Gymnasiallehrer, Jahr für Jahr fester von selbst heraus-

gebildet hat." (Wieder abgedruckt in Hildebrands „Beiträgen zum deutschen Unterricht" [1897], S. 10.)

Damit ist dem deutschen Unterrichte eine ganz eminente Bedeutung innerhalb des gesamten höheren Schulwesens zugewiesen. Aber hat der deutsche Unterricht aus den Kämpfen um die Reform unseres Unterrichtswesens die Stellung als das Zentrum, worum die anderen übrigen Disziplinen ihre Kreise ziehen, und als die Basis, worauf der ganze übrige Unterricht sich aufbaut, wie es der Kaiser mit jugendlich frischem Wagemute auf der Schulkonferenz von 1890 forderte, als den schönsten Kampfespreis für sich davongetragen, so heißt es jetzt für alle die, denen diese mit so hohen Ehren, aber gleich schwerer Verantwortung belastete Disziplin obliegt, durch die Praxis die Probe auf die Theorie zu machen, die Worte in die Tat, das Erdachte und Erhoffte ins Leben umzusetzen. Mögen Wünsche und Hoffnungen auch noch so schön formuliert, amtliche Gesetze und Verordnungen noch so klar durchdacht sein, ihr Nutzen und ihr Wert stellen sich doch erst durch die Erfahrungen des Lebens heraus.

Noch aber sind diese Erfahrungen nicht gemacht; noch sind wir — ein jeder Lehrer des Deutschen wird mir hierin recht geben müssen — beim Suchen und Versuchen, so edle Goldkörner von einzelnen auch schon gehoben sind; noch sucht auch hier der Gedanke nach einem sicheren Punkt und Halt, um die Hebel einzusetzen. Aber frisches, erfolgverheißendes Leben zeigt sich überall: eine neue Periode hat für den deutschen Unterricht begonnen.

Es ist deshalb gewiß kein Spiel des Zufalls, daß eine Anzahl erfahrener Schulmänner und Universitätslehrer unter der Leitung von Adolf Matthias zusammenwirken, um ein großangelegtes, auf 18 Bände berechnetes „Handbuch des deutschen Unterrichts" herauszugeben, da sie, wie es in dem von der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung in München vor einigen Jahren versandten Prospekt heißt, es „als eine nationale Pflicht und eine pädagogische Forderung ersten Ranges" erkannt haben, daß unsere Jugend in das Verständnis ihrer Muttersprache und deren Geschichte, in des eigenen Volkes Literatur und Geistesleben eingeführt und so der Pflege heimischer Empfindungen und vaterländischen Sinnes in vollem Umfange teilhaftig werde. Eine Reihe stattlicher Bände liegt bereits vor: Der deutsche Aufsatz von Paul Geyer, Die Behandlung der Lesestücke und Schriftwerke von Paul Goldscheider, Einführung in das Gotische, Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche von Friedrich v. d. Leyen, Deutsche Stilistik von Richard M. Meyer, Die Geschichte des deutschen Unterrichts von Adolf Matthias, Deutsche Poetik von Rudolf Lehmann, Deutsche Verslehre von Franz Saran, Etymologie der neuhochdeutschen Sprache von Hermann Hirt und Deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zum Auftreten von Opitz von G. Ehrismann. Es muß selbstverständlich den Fachzeitschriften überlassen bleiben, über die einzelnen Bände und das ganze Werk, sobald es vollendet vorliegt, ein Urteil zu fällen, denn in erster Linie sind diese Bücher für die Fachmänner geschrieben; da aber das Werk über die Geschichte des deutschen Unterrichts so viel allgemein interessierende Betrachtungen gibt und zugleich als die Arbeit des Herausgebers den Geist erkennen läßt, von dem das Gesamtwerk getragen werden soll, so werden auch den Lesern des „Türmers", und vornehmlich den Eltern unter ihnen, einige Worte darüber noch willkommen sein.

Da ist es nun zunächst von Interesse, daß Matthias, der anfänglich nur vom „deutschen Sprachunterricht nach seinen Aufgaben und Zielen, mit einer Einleitung über die Geschichte des deutschen Unterrichts" handeln wollte, bald erkannte, daß eine Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des deutschen Unterrichts eine Darlegung seiner Aufgaben und Ziele mit umschloß. Und hätte es überhaupt anders sein können? Denn was kann uns über die Aufgaben, die einer Erledigung in der Zukunft harren, besser unterrichten als ein Rückblick in die Vergangenheit, der vor Falschem uns warnt, auf Erprobtes und Bewährtes aber hinweist. So spricht aus dem Buche nicht mehr der Geist einer einzelnen Persönlichkeit, sondern der Geist der Zeiten: die Geschichte wird unsere Ratgeberin in den Nöten unserer Zeit. Möchte das

Beispiel, das Matthias hier gegeben hat, auch auf anderen Gebieten, auf denen unsere Zeit schwer ringen zu müssen glaubt, befolgt werden! Wir blieben deutsch in unserem Denken und Empfinden; uns würde das Schicksal des Odysseus erspart, nach langen Irrfahrten erst wieder zur Heimat zurückzukehren.

Indem wir von Matthias uns durch die Jahrhunderte vom Mittelalter bis zur Gegenwart führen lassen, erkennen wir mit ihm die für die Wertung des deutschen Unterrichts nicht hoch genug zu schätzende Tatsache, daß, solange unsere Muttersprache unter dem Drucke des Lateinischen oder Französischen daniederlag, auch unsere deutsche Natur daniederlag, daß aber der Sieg der deutschen Sprache über die fremden auch die deutsche Natur in unserem Volke wieder erstarken ließ, die weiter zu pflegen, das von den Vätern übernommene patriotische Erbe des deutschen Unterrichts deshalb bleiben wird. Deutsches Nationalgefühl und deutscher Sprachunterricht stehen und fallen miteinander.

Deshalb fordert Matthias für die heutige höhere Schule eine Verbesserung des deutschen Unterrichts, denn „die deutschen Stunden sind auch heutzutage vielfach nur ein matter Abklatsch fremdsprachlichen Betriebs“. Um aber vorwärts zu kommen, gilt es in der Gegenwart, das reiche Erbe aus der Vorzeit, wie es uns Matthias in seiner Charakterisierung der einzelnen Zeitabschnitte und mit tiefem, nachempfindendem Verständnisse für die leitenden Persönlichkeiten in trefflichen Bildern entworfen hat, zu verarbeiten, damit es als ein aus der Tiefe des deutschen Gemütes und des deutschen Lebens neugehobener Schatz, von kommenden Geschlechtern weitergepflegt, der deutschen Zukunft die Wege ebne und sichere. Nicht wie ungenutzten Urväter Hausrat, wie er wohl in einem Museum zur Erinnerung an alte Zeiten wohlgeordnet aufbewahrt wird, sammelt Matthias nach Kapiteln und Paragraphen die Arbeiten früherer Jahrhunderte, sondern um sie mit dem philosophischen Sinne zu durchdringen, der allein es vermag, aus den Bergen von Arbeiten, welche die Vergangenheit aufgetürmt hat, die Quellen rieseln zu lassen, die auch auf unserem Arbeitsfelde neue Früchte und neuen Segen wachsen lassen. Überall spürt man den warmen, die heterogensten Materien zu einem Gesamtbilde verknüpfenden historisch-philosophischen Geist, wie ihn die Lebensarbeit unseres großen Historikers Ranke ausgebreitet hat. Die Vergangenheit ersteht von neuem vor unserem Geiste, um an dem, was wir gewesen sind, uns zu zeigen, was wir werden sollen und auch werden können.

In einem trefflichen Schlußkapitel blickt Matthias noch einmal auf den Werdegang des deutschen Unterrichts, „der oftmals ein schwerer Leidensgang war“, zurück, um Ausschau zu halten, was nun von dem Erbe unserer Väter besonders nutzbar gemacht und lebenspendend werden könne. Nur einige Stellen mögen hier in möglichst wörtlicher Entlehnung noch folgen dürfen. „Unsere Sprache droht farblos zu werden wie unsere Trachten, das Verständnis für die Schönheiten muttersprachlicher Denkmäler droht zu schwinden. Soll die deutsche Schule demgegenüber mit verschränkten Armen dastehen, sollen wir nicht vielmehr mit allen Kräften dahin streben, Heimatskunst auch in unserer Sprache und in unserem Sprachunterrichte zu pflegen, indem wir den bisher oft so öde betriebenen Grammatikunterricht beleben mit stilistischer Fülle?“ (S. 425.) Die Liebe zu dem volkstümlichen Sprachschatze unserer Väter soll deshalb gepflegt werden; und ein andächtiges Lesen der besten Werke unserer reichen Prosa soll in den Grammatikunterricht einziehen, „damit jenes Erbe der Muttersprache zu einem täglichen geistigen Rüstzeuge sich ausbilde. Dazu stärkt aber nicht langweilige und schleppende Wüstenwanderung durch öde grammatische Systematik, sondern Wanderung durch die Mannigfaltigkeit von Berg und Tal inhaltsreicher Beispiele.“ (S. 426.) Bei dem Aufsatze aber spiele die individuelle Beanlagung des Schülers eine große Rolle: „Nirgends ist die Freiheit der Bewegung so angebracht, wie auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts, insonderheit beim deutschen Aufsatze, nirgendwo ist Zwang und Einseitigkeit so vom Übel, wie hier, auch Einseitigkeit in der Wahl der Fundgruben zu Aufsatzstoffen.“ (S. 428.) Der Lesestoff gebe den Schülern in der Klasse oft nichts zu arbeiten; es täte deshalb unserer Jugend gut, „wenn sie

sich auch den alten Sprachdenkmälern einmal wieder zuwenden könnte, wo der Genuß nicht so leichten Kaufs zu holen ist". (S. 430.) An unseren Dichterwerken aber dürften wir nicht so viel schulmeistern, damit wir den Schülern nicht die Freude an den edelsten Dichtungen verdürben. Deshalb sollen wir nicht „als unleidliche Schuldschnüffler, Textgründlinge und Aufbauarchitekten" auftreten und die Dichtungen mit allen Qualen der Formalstufen mißhandeln. Auch der Dichtung der Gegenwart sei die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, wo sie die Kreise der Schule fördernd oder auch störend berühre. Hier habe der Deutschlehrer mit ganz besonderem Takte als getreuer Eckart seines Amtes zu walten, um „die richtige Mitte zu finden zwischen der gegebenen amtlichen objektiven Richtschnur und der Wirkungskraft persönlichster Art, die sich miteinander vertragen müssen und vertragen können". (S. 431.) Denn dieser Unterricht erfordere wie kein anderer individuelles Gepräge. Auch der philosophischen Propädeutik soll sich der deutsche Unterricht nicht entziehen; sie sei ein wichtiges Grenzgebiet, in dem eifrige Ausschau anzustellen er sich nicht nehmen lassen dürfe.

Wenn so der deutsche Unterricht sich wieder auf seine Pflichten und Rechte besänne, dann sei ihm eine bedeutsame Zukunft sicher und könne er Realismus und Idealismus einigen und zugleich den Kastengeist der Schulformen, ihre unselige Spaltung und die törichten Vorurteile, die die deutsche Schulwelt bisher gleichsam in zwei Feldlager geschieden hätten, für immer beseitigen. Ja, Matthias erhofft noch etwas Höheres von dem deutschen Unterrichte: er soll auch die konfessionelle Spaltung in unserem Volke mildernd und versöhnend beeinflussen. Wie die Geschichte der deutschen Sprache und des deutschen Unterrichts in stillem, folgestrengem Gange die deutsche Welt auf eine höhere Stufe innerer Gemeinschaft geführt habe, so bleibe es Aufgabe des deutschen Unterrichts, „weiter zu schaffen mit unmerklicher, aber auch unwiderstehlicher Gewalt, daß dermaleinst auch die religiösen Werte deutschen Geisteslebens nicht mehr als trennende Mächte, sondern als ein Band der geistigen Einheit empfunden werden".

Der Weg ist dem deutschen Unterrichte zu hohen Zielen gewiesen. Nun heißt es für alle, die in seinem Dienste stehen, das Banner nicht aus dem Auge zu verlieren, das der erfahrene Führer voranträgt. Schwer ist die Arbeit, aber groß auch der Lohn: die edelsten geistigen Güter des deutschen Volkes.

August Sannes

Das Erbrecht des Reiches

Auf der Burg der „lachenden Erben" soll des Reiches Flagge gehißt werden. Soll! Einstweilen freilich erscheint es nämlich noch recht unwahrscheinlich, ob der „Entwurf eines Erbrechts des Staates", den die Regierung nun zum zweiten Male dem Reichstage vorgelegt hat, eine Mehrheit auf sich vereinigen werde. Denn eine heftige Opposition hat sich gegen diesen im Grunde eigentlich harmlosen Gesetzentwurf erhoben, die schlechterdings unverständlich wäre, wenn man nicht zugleich auch ihre tieferen Ursachen erkännte, die durch das ominöse Wort „Erbschaftssteuer auch für Kinder und Ehegatten" schon hinreichend angedeutet sind. Auf der anderen Seite aber hat dieser Entwurf nirgends gerade besondere Begeisterung zu wecken vermocht. Das liegt aber wohl mehr an dem Entwurfe selbst, denn an der Materie. Denn die Idee eines Erbrechts des Reichs ist außerordentlich populär in Deutschland. Das müssen auch ihre Gegner bekennen: rief doch D. Dr. Graf Yorck von Wartenburg, der den Widerstand des preußischen Herrenhauses gegen den Entwurf zu entfachen suchte, in dessen Sitzung vom 28. April es aus: „Wir haben die Nachgiebigkeit gegen populäre Forderungen wahrhaftig weit genug gehen lassen in letzter Zeit, auch in anderen Dingen; [Zuruf: Sehr richtig!] mit Schmerz muß ich dessen gedenken. Ich hoffe, daß wir den bisherigen Nachgiebigkeiten nicht noch eine fernere hinzufügen werden [Lebhaftes Bravo]."

Weite Kreise befürworten den Grundgedanken der Vorlage aufs lebhafteste: Männer von hohem Ansehen in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft, in der Nationalökonomie, in der Jurisprudenz haben unter Führung des bekannten Justizrats Bamberger-Aschersleben, des „Vaters“ der Idee eines Reichserbrechts, in ihrem Sinne sich ausgesprochen. Im Reichstage aber hat diese Bewegung kaum einen Widerhall gefunden. Desto ergiebiger kamen die Gegner dort zum Worte. Und nach der Stimmung im Reichstage zu urteilen, wird man der Befürchtung Ausdruck geben müssen, daß die Vorlage vielleicht das Schicksal ihrer Vorgängerin vom 3. November 1908 teilen werde, die der Reichstag im Juni 1909 mit 190 gegen 136 Stimmen (bei einer Enthaltung) abgelehnt hat.

Welche Vorwürfe mußte die Regierung gerade von konservativer und Zentrumsseite aus Anlaß dieser Vorlage über sich ergehen lassen! „Bei dieser Gesetzesvorlage tritt das Konfiskationsprinzip in seiner ganzen häßlichen Nacktheit zutage, und es scheint ja fast zu den ständigen Requisiten der modernen Steuergesetzgebung zu gehören, daß man überall einen Eingriff in das Privateigentum vornimmt...“, so sprach am 10. April der Zentrumsabgeordnete Speck. Und der Reichstagsabgeordnete Dr. Graf von Posadowsky-Wehner, der am 11. April einen besonders heftigen Vorstoß gegen den Entwurf unternahm, rief gar aus: „Wer diesem Gesetzentwurfe zustimmt, baut das deutsche Familienrecht auf politischem und finanziellem Flugsand auf!“

Wenn man die Reden der Gegner hört, könnte man wirklich glauben, die Abschaffung des Privateigentums stände bei uns vor der Tür oder zumindest die Aufhebung der Erbgesetze, wie sie zum Beispiel der Vizepräsident des Staates Neuyork, Mister Marshall, kürzlich angedeutet, und unsre Regierung habe dessen Auffassung sich zu eigen gemacht, daß das Erbrecht und das Testamentsrecht nur vom Staate den Bürgern gewährte Privilegien seien. Was will aber dieser vielgelästerte Gesetzentwurf über das Erbrecht des Staates in Wahrheit?

Das gesetzliche Erbrecht der Verwandten soll eingeschränkt und an Stelle entfernterer Verwandten eines Erblassers der Fiskus des Bundesstaates treten, in dem dieser zur Zeit seines Todes seinen Wohnsitz hatte. Nach dem heute geltenden Rechte des Bürgerlichen Gesetzbuches ist nämlich jeder, der auch nur irgendwie mit dem Erblasser, und sei es im fernsten Grade, verwandt ist, zur Erbschaft berufen. Und nur wenn ein Erblasser weder ein Testament noch Blutsverwandte hinterläßt, so tritt auch heute schon der Fiskus als Erbe ein. Denn die Erbfolge bestimmt sich bei uns, falls der Erblasser ohne Testament stirbt, nach der sogenannten „Parentelordnung“. Man versteht darunter die Regelung dahin, daß in erster Linie die Abkömmlinge des Erblassers selbst zur Erbschaft berufen sind. Sind solche Abkömmlinge — Kinder, Enkel usw. — aber nicht vorhanden, so sind als sogenannte Erben zweiter Ordnung berufen die Eltern des Erblassers und deren Abkömmlinge, also seine Geschwister, Neffen und Nichten, Großneffen, Großnichten usw. Beim Fehlen auch solcher Erben zweiter Ordnung geht die Erbschaft auf des Erblassers Großeltern und deren Abkömmlinge, also Onkel und Tanten, Vettern und Cousinen und deren Kinder und Kindeskinder als sogenannte Erben dritter Ordnung über. Es folgen dann als vierte Erbrechtsordnung die Urgroßeltern und deren Abkömmlinge, als Erben der fünften und der ferneren Ordnungen die entfernteren Voreltern des Erblassers und deren Abkömmlinge. Es besteht also keine Grenze für die Verwandtenerbfolge (nur daß beim Fehlen von Verwandten der ersten oder der zweiten Ordnung oder von Großeltern der überlebende Ehegatte, dem das Bürgerliche Gesetzbuch neben den Blutsverwandten ein besonderes, hier nicht weiter zu erörterndes Erbrecht einräumt, die ganze Erbschaft erhält).

Der Entwurf eines Gesetzes über das Erbrecht des Staats will nun, abweichend von dieser Regelung, die das BGB. der Materie gegeben, das Erbfolgerecht mit einer äußeren Grenze dergestalt abschneiden, daß nur noch die gesetzlichen Erben der ersten und zweiten Ordnung, sowie von der dritten die Großeltern, nicht aber auch deren Abkömmlinge berufen sind.

Es sollen danach also gesetzliche Erben **bleiben** die Kinder und deren Abkömmlinge, die Geschwister und deren Abkömmlinge und die Großeltern. Ausgeschlossen von der Erbschaft zugunsten des Staates sollen aber werden die Urgroßeltern und alle entfernten Verwandten und ihre Deszendenz und von den näheren die Onkels und Tanten, Vettern und Basen (und ihre Deszendenz), doch bleibt darum der sympathische Typ des Erbonkels und der nicht minder sympathische der Erbtante den Neffen und Nichten (und ihren Abkömmlingen) erhalten, nur der Onkel und die Tante sollen nicht mehr ihre Neffen bzw. Nichten beerben. Erbe bleibt selbstverständlich auch der überlebende Ehegatte. Indes können diese neuen Bestimmungen praktisch niemals Wirksamkeit erlangen, wenn der Erblasser ein **Testament** errichtet hat. Denn die Testierfreiheit bleibt **im vollsten Umfange** gewahrt, so daß man also nach wie vor auch seine entferntesten „Verwandten" zu Erben einsetzen kann.

Es darf vielleicht daran erinnert werden, daß die Tendenzen, denen der vorliegende Gesetzentwurf dient, bereits seit langem auch bei uns in Deutschland um Anerkennung ringen: ein wenn auch nur schüchterner Versuch in dieser Richtung wurde zum Beispiel bereits bei Schaffung unseres Bürgerlichen Gesetzbuches unternommen. Es ist vielleicht nicht mehr bekannt, daß der dem Reichstage vorgelegte Entwurf eines solchen in seinen §§ 1905 und 1912 bestimmte, daß, wenn weder ein Verwandter der ersten bis fünften Erbrechtsordnung, noch ein Ehegatte des Erblassers vorhanden sei, der Fiskus gesetzlicher Erbe sein solle. Im Widerstreite der Meinungen aber drang schließlich das schrankenlose Verwandtenerbrecht durch. Es ist aber durchaus falsch, etwa zu glauben, daß dieses zu allen Zeiten in deutschen Landen gegolten habe. Ganz im Gegenteil enthielten nämlich **die älteren deutschen Volksrechte**, z. B. auch der Sachsenspiegel, bestimmte (untereinander verschiedene) Begrenzungen des gesetzlichen Erbrechts der Verwandten, und was den wichtigsten Teil des Nachlasses, den Grund und Boden anlangt, so bestand daran überhaupt nur ein beschränktes Erbrecht. Denn nach der ältesten lex Salica vererbte dieser sich nur auf die Söhne des verstorbenen Besitzers, mangels solcher fiel das Land der Gemeinde, der Gesamtheit der Dorfgenossen also, anheim. Auch in der späteren Zeit werden die Verwandten nicht unbeschränkt, sondern meist nur bis zum sechsten oder siebenten Grade, vielfach sogar nur bis zur vierten Generation als erbberechtigt angesehen und die weiteren Verwandten zugunsten des Fiskus ausgeschlossen. An einzelnen Orten ferner bestand das „Hagestolzenrecht", nach welchem der Nachlaß der in höherem Alter ehelos, also ohne eheliche Nachkommen, verstorbenen Personen unter Ausschluß aller Verwandten an den Fiskus fällt. Ebenso war auch im älteren römischen Rechte das Intestaterbrecht begrenzt auf sechs Grade der Verwandtschaft, und durch die lex Julia et Papia Poppaea hat Kaiser Augustus das Erbrecht des Fiskus begründet. Erst Kaiser Justinian, der Jurist, hat durch seine Novelle 118 die Erbrechtsgrenze dergestalt beseitigt, daß auch der entfernteste Verwandte als Gesetzeserbe berufen wurde, und mit der Rezeption des römischen Rechts ist dieses byzantinische Gesetz aus dem Jahr 543 schließlich auch nach Deutschland und dann in das Bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reichs vom Jahre 1900 gekommen.

Andere Länder freilich haben es besser verstanden, von den römischen Fesseln sich freizumachen: so haben z. B. Frankreich und Österreich sich, grundsätzlich wenigstens, auf den Boden einer beschränkten Verwandtenerbschaftsfolge gestellt, insofern als der Code civil mit dem zwölften und das „Allgemeine Österreichische Bürgerliche Gesetzbuch" mit dem sechsten Verwandtschaftsgrade das Erbfolgerecht abschließt. In Belgien sind Verwandte bis zum zwölften, in Portugal bis zum zehnten, in Norwegen bis zum vierten, in Spanien bis zum sechsten Grade berufen. Am weitesten in dieser Einschränkung sind einige amerikanische Staaten vorgegangen, so Mexiko, Brasilien, Argentinien, Chile, Costa Rica, Bolivia, Venezuela, Guatemala, wo Verwandte meist nur bis zum vierten Grade berufen sind. Noch weiter fast geht das neue Schweizerische Zivilgesetzbuch vom 10. Dezember 1907, das die Erbberechtigung der Blutsverwandten mit dem Stamme der Großeltern aufhören und die Erbschaft an Kanton

oder Gemeinde fallen läßt. Unbeschränktes Verwandtenerbrecht haben dagegen außer Deutschland noch England, Italien, Dänemark, Rußland, Griechenland, Schweden, die Niederlande u. a.

Ist denn nun diese Idee wirklich so unberechtigt oder gar ungerecht, wie die Gegner es hinstellen? Leitet denn nicht eigentlich schon die Staffelung der Erbschaftssteuer nach dem sich entfernenden Grade der Verwandtschaft, wie das Reichserbschaftssteuergesetz vom 3. Juni 1906 sie vorsieht (4 % für leibliche Eltern, voll- und halbbürtige Geschwister, sowie für Abkömmlinge ersten Grades von solchen, 6 % für Großeltern usw. und in progressiver Steigerung je nach der Entfernung des Verwandtschaftsgrades weiter bis zu 10 % — sofern der Wert des Nachlasses 500 ℳ übersteigt), auf den Gedanken hin, in denjenigen Fällen, in denen das Verwandtschaftsverhältnis ein lebendiges Band zwischen dem Erblasser und dem Erben nicht mehr zu bilden pflegt und der Erblasser auch durch eine Verfügung von Todes wegen des Erben nicht gedacht hat, an Stelle einer hohen, vielleicht einer quotalen Einziehung der Erbschaft gleichkommenden Erbschaftssteuer den Fiskus selbst zum gesetzlichen Erben zu berufen?

Die Gegner freilich erwidern, daß den auflösenden Tendenzen gegenüber, welche sich gerade in der heutigen Zeit gegen den Familienverband richteten, von der Gesetzgebung gar nicht genug zu seiner Befestigung und Erhaltung getan werden könne! Dieser Gesetzentwurf aber bedrohe, gefährde, vernichte den „Familiensinn“. Neu ist dieses Argument ja nun freilich nicht, im Kampfe um die Ausdehnung der Erbschaftssteuer auch auf Kinder und Ehegatten, 1909 also, hat es seine Schlagkraft leider bereits bewährt. Ich muß in diesem Zusammenhange immer an ein Wort Theodor Fontanes denken: „Wo viel Geld ist, geht immer ein Gespenst um. Je älter ich werde, je tiefer empfinde ich, soll heißen: je schärfer beobachte ich den Fluch des Goldes. Es scheint doch fast wie ein göttlicher Wille, daß sich der Mensch sein tägliches Brot verdienen soll, der Minister natürlich anders als der Tagelöhner, aber immer Arbeit mit bescheidenem Lohn. Ererbte Millionen sind nur Unglücksquellen...“

Der Einwand vom gefährdeten Familiensinn konnte früher seine Berechtigung wohl haben, solange nämlich die Familienglieder in näherer Verbindung miteinander standen und auch für die weitere Verwandtschaft der Sippencharakter des ganzen Familienlebens geltend war, denn da war es ganz berechtigt und begreiflich, daß auch die weitesten Verwandten miterben konnten. Heute aber, wo diese Beziehungen durch die Entwicklung der Dinge vielfach völlig beseitigt sind, wo ganze Verwandtschaftskreise auch beim besten Willen nicht mehr zusammenhängen können, wo dieser Zusammenhang eigentlich mehr ein Ausnahmefall ist, da kommen diese weiteren Verwandtschaftskreise auch nicht mehr in Betracht.

Man darf ferner doch auch nicht übersehen, daß diese weiteren Verwandtschaftskreise gegeneinander absolut keine Verpflichtungen haben, denn nur Verwandte in grader Linie sind nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch verpflichtet, einander Unterhalt zu gewähren. Früher aber bestanden innerhalb des Sippen- und Familienverbandes weitreichende Verpflichtungen für die Verwandten, die z. B. im Verschuldungsfall füreinander einzutreten hatten, sogar mit Strafe und Buße. All diese ehemaligen Lasten des Familien- und Sippenverbandes sind auf den weiteren Verband der Bevölkerung, den Staat, übergegangen. Es kann gar nicht weggeleugnet werden — und das hebt auch die Begründung des Gesetzentwurfes hervor —, daß das Gefühl des Familienzusammenhangs in den weitesten Kreisen des heutigen Volkslebens über die nächsten Verwandtschaftsgrade hinaus außerordentlich rasch verflüchtigt. Wenn also die ethischen Beziehungen bei den entfernten Verwandten im wesentlichen fortfallen, so verliert auch die Vermutung, daß die vom Gesetz geordnete Erbfolge den Ausdruck des Willens des ohne Testament verstorbenen Erblassers darstelle, je weiter die Entfernung der Verwandtschaft an Wahrscheinlichkeit, und es rechtfertigt sich daher die Forderung, daß ein staatliches Erbrecht an Stelle desjenigen der entfernten Verwandten trete, die im Grunde keinen innerlich berechtigten Anspruch auf das Erbe haben! Wo aber trotzdem der Wille besteht, die entfernteren Verwandten zu bedenken, so steht dieser Betätigung des Familiensinnes absolut

nichts im Wege, und der Erblasser braucht ihm nur durch rechtzeitige Errichtung eines Testaments Geltung zu verschaffen! Ich möchte dieser allgemeinen Rechtfertigung der Idee eines Erbrechts des Staats noch die Worte anfügen, mit denen der greise Adolf Wagner den Argumenten des Grafen Yorck von Wartenburg am 28. April im Herrenhause entgegengetreten ist: „... Wir haben es im Erbrecht mit einer historischen Entwicklung zu tun. Wie wir zum Beispiel schon bisher die Bestimmung haben, daß erblose Hinterlassenschaften an den Staat fallen, so können wir hier die weitere Entwicklung rechtfertigen, die den modernen Verhältnissen entspricht, daß, wo in der Tat die näheren Beziehungen, wie es bei entfernten Verwandten der Fall ist, fortgefallen sind, der große Verband Staat, dem wir für unsere wirtschaftliche und sittliche Entwicklung so viel verdanken, als Erbe statt dieser Verwandten eintritt. Das ist durchaus keine radikale Forderung, sondern eine naturgemäße Weiterentwicklung des Rechts."

Es ist ja auch wahrhaftig Zeit, daß die Gerichte nicht länger mehr den Intestaterben vierten, fünften, sechsten, siebenten und wer weiß welchen Grades nachlaufen durch die ganze weite Welt und ihnen Vermögen und Erbschaften anbieten, daß sie solche vielleicht jahrelang aufheben, um sie möglicherweise einem Nachkommen oder ganz entfernten Seitenverwandten auszuhändigen, der mit dem Erblasser in gar keiner Beziehung mehr gestanden hat, ja vielleicht gar nichts von ihm weiß! Denn das sind die sogenannten „lachenden Erben", die den Erblasser vielleicht nie gesehen haben, ihn nicht kennen und auch über seinen Tod nicht klagen, sondern höchstens lachen, daß sie zufällig mit dem Verstorbenen noch verwandt seien und auf diese Weise etwas bekommen können! Jeder praktische Jurist aber wird zugeben, daß die Ermittlung dieser entfernten Verwandten oft die größten Schwierigkeiten macht. Man versteht es einfach nicht, wenn nach dem Tode eines kinder- und erbenlosen Erblassers Polizei und Gerichte der verschiedensten Teile Deutschlands, ja der Welt in Bewegung gesetzt werden, wenn ein Aufgebotsverfahren durch die Zeitungen ergeht, um noch irgendeinen entfernten Seitenverwandten aufzuspüren, der die Güte haben könnte, die Behörde von der für sie so lästigen Erbschaft zu befreien. Ich darf in diesem Zusammenhange vielleicht auf die Klage eines Rechtsanwalts hinweisen, der viel mit Nachlaßpflegschaften zu tun hat und in der „Vossischen Zeitung" schreibt: „Bei solchen Pflegschaften für unbekannte Erben handelt es sich meist um Erblasser, die einige hundert oder tausend Mark Vermögen hatten und ohne Testament und ohne bekannte Erben verstarben. Wenn nach dreijähriger intensiver Tätigkeit einige hundert Personenstandsurkunden beschafft und vielleicht sechzig Erbinteressenten ermittelt sind, von denen einzelne, etwa die Kinder eines Vetters des Urgroßvaters in Australien, schließlich aus dem Nachlaß einer Person, von deren Existenz sie nie etwas wußten, je 2,50 ℳ als Erbteil ausgezahlt erhalten, natürlich nachdem sie durch Vermittlung der Konsulate usw. die gesetzlichen Erbscheinerklärungen abgegeben und die sonstigen Bescheinigungen beschafft haben, so mutet das geradezu wie eine Farce an, wie das Überbleibsel eines fossilen Rechtszustandes, dessen schleunige Beseitigung zu wünschen ist."

Angesichts all dieser Momente erscheint der Widerstand der Konservativen und des Zentrums gegen die Vorlage durchaus unverständlich. Ihre Gegenargumente kann man aber unmöglich ernst nehmen. Gibt doch auch Graf Yorck selbst zu, daß auch für ihn der Begriff der Familie nicht schlechthin unendlich sei! Geradezu lächerlich aber ist es, wenn man konservativerseits vor der Vorlage dadurch gruselig zu machen sucht, daß man der Befürchtung Ausdruck gibt, daß auch die Thronfolgeordnungen von ihr berührt werden können! Das ist natürlich blanker Unsinn, denn diese Erbfolgeordnungen sind bekanntlich öffentlichen Rechts, während es sich hier um eine Abänderung des Privatrechts handelt.

Es wäre mir übrigens ein leichtes, aus Äußerungen von Preßorganen und Parlamentariern der heute gegnerischen Parteien nachzuweisen, daß sie der Vorlage von 1908 über das Erbrecht des Staates, die sogar noch etwas weiter ging als die heutige, ursprünglich durchaus zugestimmt haben. Ich könnte die „Kreuzzeitung", die „Deutsche Tageszeitung", die

„Kölnische Volkszeitung“ zitieren, die damals ganz anders schrieben als heute! Ich begnüge mich aber mit der Wiedergabe einer Erklärung des Reichstagsabgeordneten Dr. Grafen von Schwerin-Loewitz vom 26. November 1908 bei der ersten Lesung jener Erbrechtsvorlage im Reichstage: „... Gegen das Erbrecht des Reichs haben wir grundsätzliche Bedenken nicht“ (Leitsatz 4). Und ich darf vielleicht auch daran erinnern, daß der Begründer der konservativen Partei, Julius Stahl — in Übereinstimmung mit Hegel übrigens —, den sehr bemerkenswerten Satz aufgestellt hat, „nur um der Kinder willen gebe es überhaupt ein Erbrecht“.

Die Gründe für die Opposition gegen dieses im Grunde eigentlich harmlose Gesetz müssen also tiefer liegen. Öffentlich freilich erklärt man, daß nur die Sorge vor weiteren Erbrechtsbeschränkungen die ablehnende Haltung der Konservativen und des Zentrums diktiere — so Graf v. Posadowsky —, oder daß man Beschränkungen und Eingriffe in die Testierfreiheit befürchte. Daher verkündet man das „Principiis obsta, sero medicina paratur!“ So im Reichstage. Die Politiker des preußischen Herrenhauses freilich pflegen mitunter weniger Taktiker, dafür aber offenherziger zu sein. In der erwähnten — übrigens auch den Gegner fesselnden — Herrenhausrede des Grafen Yorck von Wartenburg vom 28. April finde ich nämlich das folgende interessante Eingeständnis, das die wahren Gründe für die Opposition gegen das staatliche Erbrecht enthüllt. Graf Yorck sagte nämlich: „... Wie das die Motive der Gesetzesvorlagen von 1908 und 1909 hervorheben, besteht ein gedanklicher Konnex zwischen der Deszendentenbestimmung der Erbschaftssteuer überhaupt und dem erweiterten Erbrechte des Staates, demjenigen, wo dieser nicht pro herede usukapiert, sondern infolge privatrechtlich gedachter Konstruktion als ziviler Erbe auftritt. In dem einen Falle bemächtigt sich der Fiskus eines Teiles der Erbschaft, im zweiten des Ganzen. Wie also ist es möglich, daß auf die Dauer die Deszendentenbesteuerung unterbleibt, wenn die Intestaterbfolge, so wie beabsichtigt, abgeschnitten wird und der Staat, höflich ausgedrückt, Universalsukzessor wird, minder freundlich: alles konfisziert, wenn kein Testament vorliegt?“ ...

„Hinc illae lacrimae!“ Also nicht bloß das Gesetz selbst, sondern auch außerhalb dieses liegende „Imponderabilien“ sind für die Opposition maßgebend!

Es wäre nach alledem sehr zu bedauern, wenn der Reichstag dieses ja gewiß nicht mängelfreie Gesetz wieder verwerfen würde. Man soll sich durch die Unkenrufe der Gegner, wie: „Ende der Testierfreiheit!“ „Annullierung des Bestehenden!“ usw., nicht beirren lassen. Das sind haltlose Übertreibungen und leere Schlagworte. Was die Gegner aber wollen, ist mehr eine Überspannung der Erbrechtsbegriffe bis zu dem Punkte, wo Vernunft Unsinn und Wohltat zwar nicht Plage, aber doch Verleugnung des Wesens und der Rechte des Staates wird. Hoffentlich also siegt diese Idee vom Erbrecht des Staats auch bei uns, damit wäre dann aber noch lange nicht, wie das Graf Yorck offenbar fürchtet, dem von Ferdinand Lassalle theoretisch bereits unternommenen Versuche einer begrifflichen Aufhebung des Erbrechts überhaupt oder dem Gedanken Montesquieus, daß „die Eltern ihren Kindern nur gute Erziehung und die Mittel zu weiterem Fortkommen schulden“, irgendwie die Bahn geebnet!

Dr. jur. Walther Friedmann-Berlin

Vom Elend der Kopfarbeiter

Die Überfüllung der gelehrten Berufe wird von Jahr zu Jahr bedenklicher und wächst sich nachgerade zu einem der schwierigsten Wirtschaftsprobleme aus. Der preußische Kultusminister hat im Landtag eine förmliche Abschreckungsrede an alle die gerichtet, die sich dem philologischen Studium zuwenden wollen, und ähnlich hat in Bayern der Justizminister vor der juristischen Laufbahn gewarnt. Daß an Ärzten ein Überfluß herrscht, weiß jedes Kind, und mit anderen Berufen der Kopfarbeiter steht es nicht besser.

Am schlimmsten liegen die Verhältnisse in den Großstädten. Die „Landscheu“, die bei der Intelligenz leider besonders stark ausgeprägt ist, bewirkt ein Zusammenströmen der Arbeitskräfte nach den Zentren, obwohl auf dem Lande sich weit eher die Möglichkeit eines Unterkommens bietet. So konnte beispielsweise nach dem letzten Jahresberichte des Deutschen Ostmarkenvereins von fünf ärztlichen Vakanzen in der Provinz Posen eine einzige besetzt werden, wiewohl nicht weniger als 28 mal in Fachzeitschriften inseriert worden war. In Westpreußen war es gleichfalls nur möglich, von sechs ausgeschriebenen Vakanzen zwei zu besetzen. Und die Gründe? Die Bewerber weigern sich einfach, in entlegene ländliche Gegenden zu gehen. Viele ziehen es vor, in der „Kulturzone“ der Großstadt zu darben, als sich eine bescheidene, aber sichere Daseinsmöglichkeit inmitten einer rein bäuerlichen Bevölkerung zu schaffen.

Dasselbe, was der Bericht des Ostmarkenvereins hier von den Ärzten sagt, bestätigt Amtsgerichtsrat Dr. Neumann-Breslau im „Berliner Tageblatt“ in bezug auf die Rechtsanwälte. „Es gibt“, meint er, „wohl in der Provinz noch hie und da ein Plätzchen, wo ein Rechtsanwalt mangelt. Die jungen Juristen gehen nicht gern in die kleineren Orte, meines Erachtens zu Unrecht, denn sie haben dort eine angenehme soziale Stellung und verdienen meistens einen hübschen Batzen Geld, ohne sich allzusehr anstrengen zu müssen. Der Anblick der flatternden Roben von Termin zu Termin hastender Anwälte ist eine Spezialität der Großstadt. Erscheint nun der Bedarf an Rechtsanwälten in den kleineren Orten im großen und ganzen gedeckt, so dürfte er in den großen Städten schon reichlich gedeckt sein. Wollte man eine Abstimmung über diese Frage unter den Rechtsanwälten der großen Städte veranstalten, so würde sie wohl einstimmig bejaht werden. Zwar behaupten sich die älteren renommierten Rechtsanwälte noch im Besitze ihrer Klientel, die jungen Rechtsanwälte aber, die sich mit Mühe und Not eine kleine Praxis erworben haben, kommen nicht recht vorwärts, ja sie laufen, weil immer neuer Zufluß kommt, sogar beständig Gefahr, in ihrer Praxis wieder zurückzugehen.“

Es wird nicht mehr lange dauern, bis die ständig nachdrängende Flut immer neuer Anwärter sich auch das letzte Fleckchen im Lande erobert, und der zurzeit noch gerechtfertigte Vorwurf einer gewissen Scheu vor dem Lande nicht mehr erhoben werden kann. Die Entwicklung läuft unverkennbar darauf hinaus, daß in absehbarer Zeit das Überangebot an Kopfarbeitern allgemein sein wird. Und was dann?

In den leitenden Stellen scheint man die Bedeutung der Frage in ihrer ganzen Größe noch nicht erfaßt zu haben. Wenigstens hat die Regierung bis jetzt eine bedauerliche Passivität bekundet. Mit „Warnungen“ allein ist da doch nichts getan. Es handelt sich um einen krankhaften Zustand, gegen den Heilmittel angewendet, um eine Entwicklung, die gehemmt werden muß. Es kann der Regierung unmöglich gleichgültig sein, daß das geistige Proletariat immer größere Ausdehnung gewinnt. Das in gar keinem Verhältnis zum Bedarf stehende Überangebot an geistigen Arbeitern drückt natürlich die Gehälter herab. Es ist erschreckend, zu welchen unwürdigen Preisen häufig die Intelligenz sich verdingen muß. Das geht selbst bis tief hinein in die durch das rapide Anwachsen der Industrie immerhin begünstigteren technischen Berufe. Während der Mechaniker seinen bestimmten, angemessenen Stundenlohn bezieht, unter dem ihn die Organisation einfach nicht arbeiten läßt, ist es gar keine Seltenheit, daß der Ingenieur, nur um die Aussicht auf irgend ein Fortkommen zu haben, mit einem Jammergehalt von 125 bis 150 ℳ vorliebnimmt. Nach einer Erhebung des Zentralverbandes des deutschen Bank- und Bankiergewerbes vor einigen Jahren betrug das Einkommen der Bankbeamten von 20—24 Jahren 1211 ℳ, von 25—29 Jahren 2028 ℳ, von 30—34 Jahren 2566 ℳ. Die Abschlußgratifikation, die noch nicht in allen Fällen die Höhe eines Monatsgehalts erreicht, wird rechtlich keineswegs durchweg als ein Teil des Gehaltes anerkannt. Also auch in unsern pompösen Bankpalästen kann man die Erscheinung des verheirateten Mannes mit 125 ℳ Monatsgehalt finden.

Das Traurigste bei alledem ist, daß sich das Unternehmertum die mißlichen Zustände

auf dem Arbeitsmarkt der Kopfarbeiter zunutze macht. Der Staatsbeamte hat doch wenigstens nach noch so langer Wartezeit die Garantie für standesgemäße Bezahlung. Der Privatbeamte hat, selbst wenn es ihm gelungen ist, irgendwo unterzuschlüpfen, andauernd mit einer mangelhaften, in keinem richtigen Verhältnis zu den Leistungen stehenden Besoldung zu rechnen. Es herrscht ja leider gerade in Deutschland noch immer das von Edison bei seinem jüngsten Aufenthalt sehr übel vermerkte Prinzip vor, Ersparnisse in erster Linie an den Gehältern der Angestellten zu machen. Der unzulänglichen Bezahlung steht eine oft genug skrupellose Ausnützung der Arbeitskraft gegenüber. In den Verträgen vieler Redakteure befindet sich z. B. ein ganz gebräuchlicher Passus, laut welchem der Redakteur sich, abgesehen von der vereinbarten Arbeitszeit, auch noch bei besonderen Anlässen zu jeder Tag- und Nachtzeit, auch an Sonn- und Feiertagen, für den Dienst bereithalten muß. Das Verfügungsrecht der Verleger über ihre Redakteure wäre danach unbeschränkt. Demgegenüber sei darauf hingewiesen, welcher Schutz dem gewerblichen Angestellten vom Staate gewährt wird. Der § 105a der Gewerbeordnung bestimmt kurz und bündig: „Zum Arbeiten an Sonn- und Festtagen können die Gewerbetreibenden die Arbeiter nicht verpflichten. Geschieht es dennoch, so braucht solche Verpflichtung nicht erfüllt zu werden; der Arbeitgeber kann aus ihr keine Rechte für sich herleiten.“... Und wie erst wird es mit den Arbeitszeiten der Angestellten in den Großbanken gehandhabt! Bis tief in die Nacht hinein kann man hinter den hellerleuchteten Scheiben die Sklaven jener Tretmühlen über ihren Pulten gebückt sehen. Man mute einmal dem gehobenen Arbeiter zu, daß er ohne jedes Entgelt Überstunden machen soll. „Es ist bekannt,“ schreibt mit vollem Recht die „Berliner Volkszeitung“, „daß gerade bei den Berliner Großbanken die Gehälter der Angestellten im allgemeinen geradezu kläglich sind und in keinem angemessenen Verhältnis zur verlangten Vorbildung und Arbeitsleistung stehen. Man weiß ebensogut, daß die Spitzen des Beamtenapparates, und vor allem die meist schon persönlich schwer reichen Aufsichtsratsmitglieder geradezu fürstliche Bezüge einheimsen, ganz abgesehen von den Nebenverdiensten, die man ihnen dadurch verschafft, daß man sie in Aufsichtsratsstellen bei Tochtergesellschaften oder befreundeten Banken und industriellen Unternehmungen unterbringt.... Die minimale Erhöhung der Angestelltengehälter, zu der sich die Banken hier und da bequemt haben, fällt gegenüber der Materialvergeudung und den oft sehr unnötigen Ausgaben für Miete (in jedem Eckhaus eine Depositenkasse!) usw. gar nicht ins Gewicht. Um die Gehälter unter stetem Druck zu halten, gehen verschiedene Banken dazu über, aktive und pensionierte Staats- und Kommunalbeamte in ihren Betrieben zu beschäftigen.“

Die Verschlechterung der sozialen Lage der Kopfarbeiter als unmittelbare Folge der Berufsüberfüllung dürfte unbestritten sein. Dadurch, daß die Regierung dem Ansturm auf die staatlichen Stellungen einen Damm entgegensetzt, bewirkt sie, daß die Flut der Abgewiesenen sich über die privaten Betriebe ergießt, und auf diese Weise ungesunde Zustände, wie sie oben nur ganz flüchtig angedeutet sind, entstehen. Es zeugt das Eingreifen der Regierung erst in dem letzten Stadium von einer Kurzsichtigkeit, die auch im Hinblick auf die politische Nebenwirkung der Erscheinung bedauerlich ist. Denn daß sich aus dem „Stehkragenproletariat“ die Mitläuferschaft der Sozialdemokratie hauptsächlich rekrutiert, ist nur zu natürlich.

Da sich der Vater Staat begreiflicherweise nicht das Zeugnis ausstellen möchte, daß er außerstande sei, seiner Intelligenz die genügenden Existenzmöglichkeiten zu bieten, so scheint man sich in Regierungskreisen der Ansicht zuwenden zu wollen, daß ein viel zu großer Teil des Nachwuchses zum Universitätsexamen und darüber hinaus zum Studium gepreßt wird. Mit dieser Erkenntnis ist aber die unabweisbare Pflicht eines früheren Eingreifens gegeben, und alle Versuche nach dieser Richtung hin sollten — mag auch die Auffassung der leitenden Stellen an sich etwas einseitig erscheinen — doch schon um dessentwillen gebührend beachtet werden, weil sie das Bestreben zeigen, dem Problem wirklich an die Wurzel zu kommen.

In einem Aufsatz „Schülerballast“ in der „Deutschen Revue“ tritt dessen ungenannter Verfasser dafür ein, der Überfüllung schon auf den Schulen entgegenzuwirken, und zwar in erster Linie durch strenge Versetzungen. Denn „leider gibt es in den Familien, welche heute ihre Söhne den höheren Schulen zuschicken, viele, in denen weder ernstes wissenschaftliches Streben herrscht, noch geachtet wird, die lediglich durch Ehrgeiz oder auch durch schlechtes Beispiel verführt werden, ihre Söhne in eine höhere Laufbahn bringen zu wollen. Daher schreibt sich der beklagenswerte Mangel an Handwerkslehrlingen. Häufig genug muß den Eltern die Schuld beigemessen werden, wenn die Söhne ihren Beruf verfehlen. Solche Familien, deren Söhne besser den Gymnasien fernblieben, finden sich übrigens in großer Menge auch in den begüterten Schichten. Gerade in diesen hat die Genußsucht oft die edleren Neigungen erstickt, und das pflanzt sich auf die Söhne fort“.

Der Vorschlag des Verfassers geht nun dahin, möglichst frühzeitig eine „Auslese“ zu machen, eine Scheidung der Begabten von den Unbegabten vorzunehmen und den „Ballast“ der Minderwertigen über Bord zu werfen. Über das „Wie“ einer solchen Auslese, die mehrmals stattzufinden hätte, läßt sich natürlich sehr streiten.

Zwei Mißstände, die ohne Schwierigkeiten beseitigt werden könnten, hebt der Verfasser besonders hervor: „Es besteht nämlich die unselige Bestimmung, daß für jede staatliche höhere Schule eine bestimmte Schülerzahl im Etat eingesetzt ist, nach der die voraussichtliche Schulgeldeinnahme veranschlagt wird. Wird die Zahl überschritten, so kommt die überschießende Schulgeldeinnahme der Anstalt zugut. Da ist es denn natürlich, daß die Direktoren, abgesehen davon, daß ihr Ehrgeiz überhaupt leicht dahingeht, eine möglichst große Anstalt zu leiten, verführt sind, mehr Schüler aufzunehmen und festzuhalten, als von höherem Standpunkte aus gerechtfertigt ist, um für ihre Anstalt einige äußere Vorteile in der Einrichtung und Ausstattung, eine größere Bequemlichkeit in der Geldwirtschaft zu erzielen.“ Die zweite Rüge bezieht sich auf das Stipendienwesen an den Universitäten: „Die Statuten der Stipendien sind unter ganz andern Voraussetzungen abgefaßt, als sie jetzt gelten. In früheren Jahrhunderten bedurfte es der Aufmunterung zum Studium. Die gelehrten Berufe übten keine sonderliche Anziehungskraft aus. Andre als begabte junge Leute gelangten kaum zum Studium. Gewährte man armen Studenten ein Stipendium, so gewährte man es begabten. Heute ist es nicht so. Heute deckt sich Armut der Studenten mit Begabung keineswegs. Und es ist nicht mehr nötig, die armen Studenten in Massen zu unterstützen, während den Begabten nach wie vor der Weg zu den Stipendien weit geöffnet werden müßte. Dazu gehört eine gründliche Reform des Stipendienwesens durch die Gesetzgebung, die hier auch tief in das Privatrecht eingreifen müßte. Die Erwerbung von Stipendien müßte nicht mehr von Armutszeugnissen, sondern von Befähigungszeugnissen abhängig gemacht werden.“

Mit der Beseitigung dieser kleinen Übelstände müßte freilich eine Reform weit größeren Maßstabes eingeleitet werden.



Das neue Buch des Kronprinzen

Unsere Zeit der konstitutionellen Verfassung findet schwerer eine vernünftige und gerechte Stellung zum Menschentum und den Menschlichkeiten der Fürsten, als die des Absolutismus. Der byzantinischen Liebedienerei, die als Karikatur des Ideals vom vollkommenen Königtum gleich diesem Glauben unausrottbar ist, steht ein Demokratentum gegenüber, dessen innere Schwäche sich darin offenbart, daß es weniger mit Kraft seine Rechte wahrt, als ängstlich verfolgt, ob der andere nicht die seinigen überschreitet. Diese Einstellung macht kleinlich und verschiebt die natürlichen Maßstäbe.

Die Aufnahme des neuen Buches unseres Kronprinzen ist charakteristisch für diese schiefe Lage. Wenn der Kronprinz zu einem Sammelwerk „Deutschland in Waffen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), an dem fast zwanzig Mitarbeiter mit etwa je zwei Querfolioseiten Text und ein Dutzend Maler mit zwanzig Bildern beteiligt sind, eine Vorrede schreibt, so ist das wirklich nicht so wichtig, daß daraus eine Staatsaktion gemacht zu werden braucht. So lächerlich ein Byzantinismus wäre, der bei dieser Gelegenheit von schriftstellerischem Genie, historischem Weitblick und tiefgründiger politischer Weisheit reden würde, so übertrieben und kleinlich ist auch ein Demokratismus, der die Zeilen daraufhin durchschnöbert, ob sich nicht Stellen finden, die sich streng genommen mit der Verfassungsstellung des künftigen Kaisers nicht vertragen. Unser Kronprinz ist ein junger Mann, ist Offizier; es ist nur natürlich, daß er in einem Soldatenbuche, in dem er als Kamerad unter Offizierskameraden auftritt, sein Soldatenherz sprechen läßt. Daß ihm die „schwärmerischen Träume von der Möglichkeit eines Weltfriedens" da als „undeutsche Lebensauffassung" erscheinen, ist wohl einseitig, aber sehr begreiflich, erst recht in der Stimmung, die uns seit einem Jahre auf Grund sehr realer Tatsachen im Banne hält.

Oder wenn er bei der Schilderung einer Reiterattacke ins Feuer gerät: „Wer solche Attacke mitgeritten hat, für den gibt's nichts Schöneres auf der Welt. Und doch noch e i n e s erscheint dem echten Reitersmann schöner: Wenn alles dies dasselbe ist, aber am Ende des schnellen Laufes uns der Feind entgegenreitet, und der Kampf, für den wir geübt und erzogen sind, einsetzt; der Kampf auf Leben und Tod. Wie oft bei solcher Attacke hat mein Ohr den sehnsüchtigen Ruf eines daherjagenden Kameraden aufgefangen: ‚Donnerwetter, wenn das doch Ernst wäre!' ... Reitergeist!" Gewiß, das ruhige Alter mag bedenklich das Haupt schütteln, und wer in Filzpantoffeln am Schreibtisch sitzt, mag wütend den Federkiel zucken zur Verurteilung eines frevelhaften Spiels mit dem kostbaren Gute des Friedens. Aber solange wir noch eine Armee unterhalten, müssen wir froh sein, wenn ein derartiger Geist in der Armee lebt. Denn ohne ihn werfe ich den Schießkolben in dem Augenblick in die Ecke, in dem ich frei bin. Jawohl, ich weiß: unser Kaiser ist nicht bloß oberster Kriegsherr, sondern vor allem Friedensfürst. Gut, noch ist der Schreiber dieser Zeilen erst Kronprinz, und dann — nochmals — diese Zeilen stehen in einem Soldatenbuche.

Eine Stelle muß noch hervorgehoben werden. „Seit dem letzten großen Kriege hat Deutschland eine Periode wirtschaftlichen Aufschwungs hinter sich, die fast etwas Beängstigendes an sich hat ... Nun soll gewiß nicht undankbar verkannt werden, daß ein hoher wirtschaftlicher Aufschwung viel Gutes schafft. Aber die Schattenseiten dieser allzu raschen Entwicklung treten vielfach peinlich und drohend hervor. Schon hat die Bewertung des Geldes bei uns ein Gewicht gewonnen, das man nur mit Sorge beobachten kann. Die tüchtige Leistung als solche gilt heutzutage leider häufig schon weniger, als das Vermögen, das einer ererbt oder errafft hat. Und auf welche Weise das Vermögen verdient worden ist, danach wird oft schon kaum mehr gefragt. Diese Sucht nach dem Besitz möglichst großer Geldmittel droht alte und ehrwürdige Begriffe zu verschieben. Dinge, die früher nicht als ‚fair' oder besser gesagt nicht als ‚anständig' galten, werden stillschweigend geduldet; dem hitzigen Gelderwerb wird alles geopfert. Die alten Ideale, ja selbst Ansehen und Ehre der Nation können in Mitleidenschaft gezogen werden; denn zum ungestörten Geldverdienen braucht man Frieden, Frieden um jeden Preis."

Ich glaube, die Zahl der Deutschen, die dem Kronprinzen für diese scharfe Kennzeichnung der Gesinnung weiter Kreise Dank wissen, ist nicht klein. Und wenn er entschlossen ist, diesen neudeutschen Geist auch in Zukunft zu bekämpfen, so darf er des Mitgehens der Besten sicher sein und braucht das Gekläff jener nicht tragisch zu nehmen, für die das Wort eines Siemens höchstes Gebot ist: „Wir brauchen Ruhe fürs Geschäft." St.



Französische Preßkorruption

Vor zwanzig Jahren plante Alexander Suworin, der kürzlich verstorbene Begründer der Petersburger „Nowoje Wremja", einer der erfolgreichsten Journalisten Rußlands, die Veranstaltung einer französischen Wochenausgabe seines Tageblatts in Paris. Ende 1892 ging er nach Paris, um die dortigen Preßverhältnisse kennen zu lernen. Was er dort erfahren, hat er später in seinem Blatte erzählt.

Die Pariser Tagespresse, sagte er, ist ein Geschäft und wird rein geschäftlich ausgebeutet. Nur einige wenige Journalisten ersten Ranges gelten als unnahbar, sonst läßt sich alles kaufen vom Chefredakteur bis zum letzten Reporter; vor allem, nach gewissen Tarifen, die Zeitung selbst.

Will z. B. eine eitle Baronin einen Bericht über ihren letzten Ball in der Zeitung haben, so kostet das Geld, in der Regel nicht wenig. In weitverbreiteten Zeitungen, wie „Figaro", 40 Fr. für die Zeile auf der ersten Seite, 20 Fr. für die Zeile weiter hinten. Dergleichen nennt man in Prais „Service de publicité", in Wien beiläufig „Texteinschaltung". Handelt es sich um größere finanzielle Gründungen, Transaktionen, Emissionen usw., so wird von Fall zu Fall der Einschaltungspreis bestimmt, und es tritt dann der geriebene Vermittler ein mit einer sorgsam zusammengestellten Liste der zugänglichen Zeitungen unter Angabe des Bestechungsbetrages.

Handeln ist zulässig, denn, so erklärte ein Pariser Zeitungsherausgeber seinem russischen Berufsgenossen, je mehr ich bezahlt bekomme, desto besser für unsere Aktionäre und für das Ansehen unserer Zeitung. Wenn ich 5000 Fr. abgeschlagen habe, so wird man mir 20 000 bringen und zugleich steigt auch das Ansehen unseres Blattes auf der Börse, wo man sofort erfährt, daß ich unter dieser Summe nicht zu haben bin. Ein anderer Journalist, Artur Meyer, auch kein Vollblutfranzose, kündigte damals an, daß er wegen Verleumdung und Schädigung seines Kredits Klage erheben werde, weil sein Name auf einer Liste der verteilten Panamagelder nur mit einer verhältnismäßig geringen Ziffer genannt wurde. In Paris erfuhr Suworin: Ohne die Unterstützung der Korruption könnte kein Unternehmen bestehen, denn es würde niemals erwähnt, ja noch mehr, es würde unmittelbar zugrunde gerichtet werden durch boshafte Ränke des Preßringes.

Was der franzosenfreundliche Russe über die Pariser Presse berichtete, ist später durch die Panamaenthüllungen bestätigt worden.

Mit Ausnahme ganz vereinzelter Organe waren so ziemlich alle französischen Blätter ohne Unterschied der Partei — gewonnen worden, selbst kleine Erbauungsblätter nicht ausgenommen. Nach den gerichtlichen Ausweisen wurden 1888 bei der dritten Emission 1 350 000 Fr. von der Panamagesellschaft an die Presse bezahlt. Alles in allem nach manchen Berechnungen 21, nach anderen 80—90 Millionen.

Aus einem langen Verzeichnis der gerichtlichen Sachverständigen geht hervor, daß auch die ersten und angesehensten Zeitungen erhebliche Beträge erhielten. So das „Journal des Débats" nach eigenem Zugeständnisse 80 000 Fr., der „Temps" mit seinem Besitzer, Senator Hebrard, über zwei Millionen Franken, der „Figaro" 500 000 Fr. usw.

Im Panamaprozeß lehnten es die Vertreter der Pariser Zeitungen aus begreiflichen Gründen ab, irgendwelche Auskunft über die erhaltenen Bestechungsgelder zu geben. Nach den Mitteilungen des Staatsanwalts hat die angesehene „Revue des deux Mondes" für einen einzigen Artikel zugunsten des Panama-Unternehmens 20 000 Fr. erhalten.

Bei der großen Rolle, die heutzutage die Tagespresse, namentlich auch in Frankreich, spielt, wird man sich vor Augen halten müssen, daß sie von allerlei Interessenten gegen bare Zahlung beeinflußt werden kann und unter Umständen ausgiebig beeinflußt wird. P. D.



Spezialisten

Vor einiger Zeit brachten die „Fliegenden Blätter“ einen Witz, dessen Pointe war, daß ein Arzt einen Patienten, der ihm sein krankes linkes Bein vorwies, unbehandelt entließ mit der Empfehlung, sich an einen Spezialisten für linke Beine zu wenden, da er, der Arzt, Spezialist für rechte Beine sei. Das ist natürlich eine groteske Übertreibung, aber geschmunzelt hat wohl jeder Leser über den Witz (mit Ausnahme der Spezialisten); denn die Wirkung eines Witzes besteht in seiner Übertreibung, die aber nur die Maske für etwas tatsächlich Vorhandenes, von dem, auf den der Witz wirken soll, als absonderlich Empfundenes ist (diese Charakterisierung des Witzes läßt es ja auch verständlich erscheinen, weshalb ein Witz immer nur von denen gewürdigt wird, die ein Verständnis für das Absonderliche der Zielscheibe des Witzes haben; diese selbst findet den Witz immer nur „dumm“, weil sie sich der gegeißelten Absonderlichkeit aus begreiflichen psychologischen Gründen selten oder niemals bewußt ist).

Unser Spezialistentum wird also als eine absonderliche Sache angesehen, als eine humoristisch zu nehmende Übertreibung eines an sich nützlichen Prinzips. Und doch ist es mehr als das: es ist die bitter ernst zu nehmende Schattenseite rationeller Wissenschaft. Es klingt so schön, sich erzählen zu lassen: die und die Disziplin wird in so viel Fächer zerteilt, und jedes dieser Fächer wird von einem Fachmann bearbeitet, der, ganz in seine Aufgabe vertieft, sich nur dieser widmet, ohne gezwungen zu sein, sich durch Erscheinungen auf anderen Gebieten der Gesamtmaterie beirren, ableiten zu lassen. Es ist hier das Prinzip der Arbeitsteilung, der rationellen kaufmännischen Organisation auf das wissenschaftliche Gebiet übergeführt, und, so meint man, der rationell geschulte wissenschaftliche Geist werde in dieser Arbeitsteilung Triumphe feiern. Man führt uns diese Triumphe ja auch bereitwillig vor, verweist auf die Wunderwerke der heutigen Chirurgie, die nur einer ganz intensiven Facharbeit zu verdanken sind, verweist auf die unerhörte Gründlichkeit unserer Astronomen und Meteorologen, auf die bewundernswerten Ergebnisse philologischer Spezialforschungen. Gewiß soll an allen diesen Leistungen an sich, an der Treue, an dem Fleiß, die an sie verwandt worden sind, keine Kritik geübt, sondern nur auf das Mißverhältnis hingewiesen werden, das heute zwischen wissenschaftlicher Sonderarbeit und Gesamtnaturbetrachtung besteht. Wesen und Zweck der Gesamtmaterie läuft Gefahr, dem Spezialforscher bei seiner Arbeit nicht bewußt zu werden: der Chirurg führt eine von glänzendstem Können zeugende Ohrenoperation durch, ohne zu wissen, daß das zu bekämpfende Leiden durch eine Behandlung des Magens (des Herdes der meisten Erkrankungen) auf ganz unverhältnismäßig einfachere, billigere und gefahrlosere Art hätte geheilt werden können; der Astronom, der am gestirnten Himmel mit einer Gründlichkeit Bescheid weiß, die der höchsten Achtung wert ist, leugnet größtenteils noch jeden Einfluß der Gestirne untereinander außer dem durch die Gravitation bedingten, und doch wäre es recht gut, wenn er sich mit Meteorologen, Physiologen und Psychologen verbände, um einmal den Einwirkungen der Gestirne in dieser Richtung nachzugehen; der Wasserfachmann und der Geologe setzen ihr Höchstes daran, aus der Geschichte der Erde die Theorien zu ergründen, die die Quellbildung beeinflussen, und doch gehen sie trotz aller nachweislichen Erfolge der Wünschelrute mit geringschätziger Skepsis an dieser Erscheinung vorüber; Psychologen und Psychiater haben die menschliche Seele und ihre körperlichen Voraussetzungen nach allen Richtungen durchstöbert und durchforscht und gehen nach wie vor achtlos an den augenfälligsten okkulten Erscheinungen vorüber. Spezialisten waren es, die den Grafen Zeppelin mit kaum verhüllten Worten für verrückt erklärten, als er ihnen die Vorzüge des starren Systems auseinandersetzte; Spezialisten waren es, die die Gasbeleuchtung für Unsinn, die die Eisenbahnfahrten für todbringend erklärten, Spezialisten sind es, die jedem wirklichen Fortschritt im Wege sind.

Woher diese merkwürdige Erscheinung? Es tut einem leid, diese oft liebenswürdigen, mit so viel schönen menschlichen Eigenschaften ausgestatteten Leute eines so schweren Vergehens zeihen zu müssen. Nun, sie können nichts dafür; denn um über einer Materie zu stehen, dazu gehört intuitives Erfassen des Gesamtbegriffs, gehört Phantasie; und diese Eigenschaft den Studierenden als angeblich ganz und gar unwissenschaftlichen Ballast auszutreiben, sehen unsere Hochschulen gewöhnlich als ihre erste Aufgabe an. Die Phantasie überläßt man den für wissenschaftliche Zwecke so wenig brauchbaren Dichtern und Künstlern, die damit selig werden mögen; Wissenschaft erfordert angeblich nüchternes, streng rationelles Arbeiten. So erzieht man vorzügliche Verwaltungsbeamte, Leute, die nach dem Schema des von ihnen als wahr Angesehenen die gründlichsten Untersuchungen anstellen, aber jeder neuen, nicht in den Rahmen des von ihnen Gelernten passenden Erscheinung hülflos und — wie das nun einmal in der menschlichen Natur liegt — abweisend gegenüberstehen.

Am allererträglichsten ist dieser Gegensatz zwischen Lehre und neuer Erkenntnis noch in den technischen Wissenschaften. Die Maschine ist ein Gebilde aus des Menschen Hand, von keinen Geheimnissen umgeben, und der technische Fortschritt besteht eben darin, das Werk der menschlichen Hände in immer geschickterer, rationellerer Weise den Naturgesetzen anzupassen. Doch schon die Geschichte der Technik zeigt die Nachteile des Spezialistentums für ihre Entwickelung an Hunderten von Beispielen.

Technik ist die praktische Verwertung der von der Wissenschaft erkannten Wahrheiten. Und um wieviel schlimmer muß es mit der hemmenden Wirkung des Spezialistentums erst in der eigentlichen, viel größere Probleme bergenden Wissenschaft, in der Erforschung alter und der Entdeckung neuer Wahrheiten bestellt sein?! Einen Begriff davon geben bereits die Gegensätze, die sich vor aller Öffentlichkeit in der Verfechtung verschiedener wissenschaftlicher Meinungen abspielen. Auf neuen, von der Wissenschaft noch nicht oder nur widerstrebend und zögernd anerkannten Erkenntnissen beruhen die Bewegungen der Naturheilkunde, der Homöopathie, des Okkultismus. Es hieße sich die Sache wirklich zu leicht machen, wollte man in diesen Erscheinungen nichts weiter sehen als den Ausfluß der Nörgelsucht, des Besserwissens, der schwärmerischen, von der nüchternen wissenschaftlichen Erkenntnis nicht befriedigten Empfindungen, der Massensuggestion, der Verhetzung und Verführung, und es wäre den Vertretern der diesen Bestrebungen entgegengesetzten Anschauungen nur etwas Psychologie anzuraten, um mit deren Hilfe die wirkliche Ursache der Gegensätze zu ergründen.

Aber freilich, auch dazu gehört, was eingangs als den Spezialisten vielfach abgehend gerügt wurde: die Phantasie; und die Welt wird ihren Lauf nehmen, ohne die Bekehrung unserer heutigen Spezialisten zu neuen Erkenntnissen erlebt zu haben. Die einzige Hoffnung ist die neue Generation der Studierenden. Möge auf sie von allen, die die Macht, das Recht und die Verpflichtung dazu haben, dahin eingewirkt werden, daß sie den wahren Zweck des Wissens verstehen lernen, nämlich den, auch im Kleinsten den Sinn des Ganzen zu verstehen!

Alfred Riebau



Die erste deutsche Flotte

Der Plan, eine deutsche Flotte zu gründen," erzählte (nach einem Bericht der „Kreuzzeitung") die Schriftstellerin Frau Meta Schoep in einem Vortrag vor der „Vereinigung der Saalburgfreunde", „reifte während des dänischen Krieges 1848. Dänische Piraten sperrten die Mündungen unserer Flüsse, und die 4050 Schiffe starke deutsche Handelsflotte hatte keinen Schutz, außer der ‚Arkona', einer Fregatte von zweifelhaftem Alter und zweifelloser Seeuntüchtigkeit. Vor der Elbmündung lag die ‚Gefion', ein stolzes dänisches Kriegsschiff, die den Hamburger Handel lahmlegte und den Kaufleuten die Köpfe verwirrte,

so daß sie die abenteuerlichsten Pläne schmiedeten, um den lästigen Gegner loszuwerden. Der Gedanke, alte Kohlenschuten mit Kanonen zu spicken und mit ihnen der ‚Gefion‘ zu Leibe zu gehen, war noch harmlos im Vergleich zu den Hirngespinsten eines englischen Wasserbauingenieurs, der den geistreichen Einfall hatte, alle verfügbaren Feuerspritzen auf ein Schiff zu laden und die feindliche Fregatte in Grund und Boden zu spritzen. Angesichts dieser Hilflosigkeit loderte im deutschen Volke dann die Flottenbegeisterung empor. Vom hohen Beamten bis zum ärmsten Dienstmädchen herab fing alle Welt an zu sammeln; Prinz Wilhelm, der damals in England lebte, zeichnete tausend Pfund, und einige Hamburger Reeder stifteten zwei Ostindienfahrer, die mit englischen Kanonen ausgerüstet wurden. Die Hamburg-Hull-Kompagnie lieferte ein paar alte Raddampfer, die, wie man nicht ohne Grund fürchtete, bersten mußten, wenn sie den ersten Schuß abgaben. Trotzdem belud man sie so mit Geschützen, daß diese nur geradeaus schießen konnten, weil sie zu eng standen. Kanoniere besaß man nicht, aber man wollte mit der neuen Flotte der ‚Gefion‘ doch zu Leibe gehen, was man sich um so leichter dachte, als man dessen Besatzung aus einem unerfindlichen Grunde für dauernd seekrank und betrunken hielt. Ehe die Feindseligkeiten beginnen sollten, wurden die ‚Kriegsschiffe‘ von einer aus ganz Deutschland zusammenströmenden, begeisterten Menge besichtigt — weiter geschah nichts. Am 5. September machte der nicht eben rühmliche Waffenstillstand von Malmö dem geplanten Seekriege ein Ende, ehe er begonnen hatte, und aller Jubel, alle Hoffnungen waren vorbei. Aber der Gedanke, eine Flotte zu besitzen, war doch zu schön, um begraben zu werden. Wieder schwirrten die Pläne durch die Luft, wieder erwog das Frankfurter Parlament ein Flottenbauprogramm, und man suchte nach Sachverständigen. Man fand auch einige Leute, die, wie ein dunkles Gerücht behauptete, Fachmänner wären. Der eine war Wilhelm Jordan, der Sänger des Nibelungenliedes, dessen seemännische Fähigkeiten darin bestanden, daß er einmal auf Helgoland gewesen war und dort bei der Namensgebung zweier englischer Kriegsschiffe die Rede gehalten hatte. Er wurde die Hoffnung der Nation und zeigte sich so gewandt, wie man es seinen ‚Vorkenntnissen‘ nach erwarten durfte. Um diese Zeit besuchte eine amerikanische Fregatte die Elbmündung, und erfreut über den Besuch, vertraute man den amerikanischen Offizieren die Ausbildung der deutschen Marinesoldaten an. In der Person des sächsischen Admirals Brommy (Bromme), der in griechischen Diensten gestanden hatte, fand man denn auch im eigenen Lande endlich den rechten Mann, einen tatkräftigen Offizier, der mit Feuereifer die schwere Aufgabe in die Hand nahm. Schade nur, daß die ‚deutsche Flotte‘ nur aus ihm bestand! Nach langem Zögern stellte die Regierung schließlich 24 Mann und 6 Gewehre, und mit diesem Bestande wurde nun frisch darauflosexerziert. Die Amerikaner kommandierten in ihrer Sprache, die vorwiegend mecklenburgischen Unteroffiziere plattdeutsch und Brommy hochdeutsch. Trotzdem war ein Anfang; der Ankauf einer amerikanischen Fregatte, die man nur unter der Bedingung erhielt, sie nicht im Kriege zu gebrauchen, bildete die Fortsetzung, und einige von England erhandelte Fahrzeuge, die unter der Führung englischer Offiziere merkwürdigerweise zum größten Teile kenterten, vervollständigten die deutsche Flotte. Für 32 Kanonen hatte man einen Kanonier, der sich angesichts seiner Verantwortlichkeit dem Trunke ergab. So lagen die Dinge, als der Waffenstillstand ablief. Drei große und mehrere kleine dänische Schiffe tauchten vor Eckernförde auf und eröffneten mit 180 schweren Geschützen den Kampf gegen 10 preußische Kanonen. Der ‚Christian VIII.‘ geriet dabei auf Grund, und ehe er wieder flott war, zischten und sausten preußische Geschosse heran, zersplitterten seine Masten, schlugen in seine Pulvervorräte, und mit gewaltigem Krachen flog das stolze Schiff in die Luft. ‚Gefion‘ wurde durch die furchtbare Explosion gleichfalls außer Gefecht gesetzt und gekapert; die andern Schiffe entkamen. Es war der erste Sieg über die dänische Flotte, und ein brausender Jubel erfüllte das Land. Nun war der Augenblick gekommen, wo auch die junge deutsche Marine zeigen konnte, daß sie mitreden wollte. Bei Helgoland lag eine dänische Fregatte; die deutsche Korvette ‚Barbarossa‘ griff sie an, und schon ging der Däne unter den



Schutz der englischen Insel. Oben auf dem Eilande stand der alte englische Gouverneur und sah dem Kampfe zu. Sollte diese deutsche Korvette es wirklich wagen, die englische Neutralität zu verletzen? Langsam dampfte sie heran, und der Gouverneur ließ einen Warnungsschuß abgeben. Der alte, rostige Mörser, das einzige Geschütz, das auf der Insel war, wurde klar gemacht, aber man hatte keine Munition. Da half man sich mit dem grünen Rasen; die Mündung des Mörsers wurde mit Grasbüscheln verstopft, und dumpf rollte der Donner des Schusses über die See. Ein warnendes ‚tace care' erscholl, und der ‚Barbarossa' ließ die Schraube rückwärts gehen. Dem abgefeuerten Grasbüschel mußte er weichen. Die englische Regierung aber ließ bekanntmachen, daß sie keine deutsche Flagge kenne und alle Schiffe, die sich für deutsche ausgäben, als Piraten betrachten müsse. Nun war es zu Ende. Was nützte Brommys Widerstand, die Begeisterung des Prinzen Adalbert! Es gab keine deutsche Flotte mehr; keiner der achtunddreißig deutschen Staaten wollte seine Flagge hergeben, keiner wollte mehr die deutsche Flotte anerkennen. Man suchte einen Totengräber und fand ihn in Laurentius Hannibal Fischer. Dieser brachte sie unter den Hammer; Preußen kaufte drei Schiffe, England die übrigen, und so zog der Rest der deutschen Flotte in den Themsehafen ein, um dort unter dem Union Jack seine Tage zu beschließen. In Deutschland aber begrub man unter dem schwarz-rot-goldenen Banner den Admiral Brommy, der den Untergang der deutschen Seemacht nicht hatte verwinden können."

Juvat meminisse dolorum!



Die Millionenstädte der Erde

Nach einer Zusammenstellung der „Frankf. Ztg." zählen wir auf der Erde 21 Millionenstädte, von denen 9 in Europa, 3 in Nordamerika liegen. Die angegebenen Zahlen beziehen sich auf die Städte einschließlich der mit ihnen verwachsenen Vororte nach dem Bevölkerungsstande von 1910. Die für Anfang 1913 berechnete Einwohnerzahl ist in Klammern beigesetzt. Die größte Stadt der Erde ist noch immer London mit 6 500 000 (6 700 000) Einwohnern. Neuyork hat 5 200 000 (5 700 000), Paris 3 950 000 (4 100 000), Berlin 3 600 000 (3 800 000), Chikago 2 500 000 (2 600 000), Wien 2 030 000 (2 100 000), St. Petersburg 1 800 000 (2 000 000), Philadelphia 1 650 000 (1 700 000), Buenos Aires 1 400 000 (1 600 000), Moskau 1 480 000 (1 600 000), Hamburg 1 170 000 (1 220 000), Liverpool 1 030 000 (1 070 000), und Budapest 1 020 000 (1 100 000). In Asien zählen: Tokio 2 250 000 Einwohner, Hankau 1 500 000, Osaka 1 300 000, Kanton 1 200 000, Kalkutta 1 200 000, Peking 1 200 000 und Bombay 1 000 000. Im Jahre 1910 standen folgende Städte nahe an der Grenze der Million: Manchester mit 960 000, Glasgow mit 990 000, Warschau mit 900 000 und Boston mit 920 000 Einwohnern. Vor dem letzten Kriege wurde auch Konstantinopel mit seinen Vororten auf 1 100 000 Einwohner geschätzt. Ob dies noch heute zutrifft, ist nicht bekannt. — Der wirtschaftliche Einfluß dieser Millionenstädte reicht aber weit in ihre Umgebung. Fassen wir dieses wirtschaftliche Weichbild als Stadt auf, so erhalten wir annähernd folgende Zahlen für 1913: London 7,5 Millionen, Neuyork 6,9, Paris 4,5, Berlin 4,1 Millionen Einwohner. Wir erkennen also, daß Neuyork schon auf dem Wege ist, London zu überflügeln. Dies wird wahrscheinlich im Jahre 1920 eintreten, wo London etwa 8 100 000, Neuyork 8 200 000, Berlin 4 800 000 und Paris 4 700 000 Einwohner zählen werden. — Einschließlich der Millionenstädte haben wir heute auf der Erde annähernd 400 Großstädte von mehr als 100 000 Einwohnern. Fast die Hälfte davon entfällt auf Europa.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Noch etwas zum „Problem der Jugendlichen“

Ich möchte die Ausführungen von Herrn Dr. R. Bahr in Heft 1, XV. Jahrg., dadurch erweitern, daß ich zunächst auf die wichtige Frage der Wohnung eingehe; denn die Wohnung steht wohl oft im engsten Zusammenhange mit der Verderbtheit unserer Jugendlichen.

Zahlen beweisen!

Bei Ermittelungen, die ich in Volksschulklassen über die Wohn- und Schlafverhältnisse der Schulkinder angestellt habe, hatte ich folgendes Resultat:

Von 35 Schulkindern schliefen in einem Bette allein 3 Kinder; 25 schliefen zu zweien und 7 zu dreien. In einem Bett schliefen sogar die Mutter, die zwanzigjährige Tochter und der dreizehnjährige Sohn!

Von 60 Kindern einer anderen Klasse hatten 6 ein eigenes Bett, 13 schliefen zu dreien und 1 Kind sogar zu vieren in einem Bett; und dabei kommt es nicht selten vor, daß der „große Bruder“ mit zwölf- und dreizehnjährigen Mädchen in einem Bett schläft!

Der Volksschullehrer H. Weiskopf aus Fürth berichtet:

„Von 60 Kindern hatten noch 14 ein eigenes Bett; aber davon waren auch 9 im Waisenhaus. Muß heute ein deutsches Kind erst Waisenkind sein, um die Wohltat eines Nachtlagers für sich allein genießen zu dürfen?“

Was bedeuten nun diese Zustände für die Volksgesundheit? Es ist hier meine Aufgabe, vor allem auf die sittlichen Schäden einzugehen, die durch solche Verhältnisse bedingt werden; denn mit zwingender Notwendigkeit stellen sich solche Schäden ein. Und doch kommt nur ein geringer Teil sittlicher Strafvergehen vor den Richter.

Zahlen beweisen!

Bei den „Jugendlichen“, d. h. solchen, die zwischen dem zwölften und achtzehnten Lebensjahre stehen, betrug die Zahl der sittlichen Verfehlungen

im Jahre	1884	31 333
„ „	1887	33 089
„ „	1890	40 972
„ „	1893	43 766
„ „	1896	44 270
„ „	1899	47 509
„ „	1902	51 044
„ „	1905	51 498
„ „	1908	54 692

Adolf Damaschke schreibt in seiner „Bodenreform":

„Wieviel zerbrochene Hoffnung, wieviel schreiende Anklage unter diesen trockenen Zahlen ruht, kann nur ahnen, wer sich einmal ein Einzelbild vor die Seele stellt."

Im Oktober 1902 standen vor der dritten Strafkammer des Landgerichts I zu Berlin als Angeklagte vier Kinder, die kaum das strafmündige Alter erreicht hatten: der zwölfjährige M. M.; seine Schwester, die vierzehnjährige A. M.; der zwölfjährige K. R. und der dreizehnjährige A. P. Die Kinder waren wiederholter Sittlichkeitsverbrechen, M. M. und K. R. auch der Blutschande beschuldigt. Zeugen in diesem Prozeß waren Knaben und Mädchen, die sich derselben Straftaten schuldig gemacht hatten, die aber nicht angeklagt werden konnten, weil sie noch nicht zwölf Jahre alt waren. Das Urteil lautete: M. M. 9 Monate, A. M. 12 Monate, K. R. und A. P. je 3 Monate Gefängnis. Aus der Urteilsbegründung ging hervor, daß die Eltern der Angeschuldigten in den ärmlichsten Verhältnissen lebten, daß sie auf Wohnungen angewiesen waren, die nur aus einer Stube, im günstigsten Falle aus einer Stube mit Küche bestanden.

Ob wohl wirklich die Kinder in einem solchen Prozeß die Angeklagten sind? Ob nicht manche, ob nicht alle, auch unsere Kinder, an deren Leibes- und Geistesreinheit wir uns erfreuen, in derselben Weise an Leib und Seele verderben müßten, wenn sie in dieselbe Not hineingezwungen würden? Und doch sprechen wir ‚im Namen des Königs' in jeder Woche mehr als 1000 Kinder oder solche, die noch Kinder sein sollten, schuldig!"

Der Begriff der „Übervölkerung" scheint oft allzu bescheiden aufgefaßt zu werden. Mancher bestreitet, daß es überhaupt eine Wohnungsfrage in Deutschland gebe, und doch — man steht stumm vor allem Elend, wenn man selbst einmal in gewisse Wohnungsverhältnisse einen Blick wirft. Je elender die Wohnungen der industrietätigen Bevölkerung sind, um so verheerungsvoller gestaltet sich die Zersetzung des Familienlebens. Erwähnen möchte ich noch das Schlafstellenunwesen, das doch am Ende auf die Wohnungsnot zurückzuführen ist. Was bekommen doch die Kinder da schon alles zu hören und zu sehen! — Ich glaube, daß auf dem Gebiete der Wohnung die Reform einsetzen muß, will man zu einem gesunden und sittlichen Familienleben gelangen.

Nun will ich nicht gesagt haben, daß im Wohnungselend die e i n z i g e Ursache der Entsittlichung liege, daß n u r auf diesem Gebiete eine Reform helfen könne; denn dadurch steuern wir wirklich noch nicht den „widerwärtigen Greueln der vorortlichen Tanzböden". Das „Kino" hat man für die Jugendlichen bis zu sechzehn Jahren geschlossen. Soll man nicht auch die Tanzböden für die Jugendlichen noch bis zu einem höheren Alter schließen können?! Findet sich nicht für ein weises Gesetz ein weiser Gesetzgeber? — —

Schafft Jugendorganisationen! Halt! — Sind nicht in allen Bezirken schon Anfänge zu einer planmäßigen Fürsorge zum Besten der Jugend vorhanden? Das will s o auch der Herr Minister. Ich glaube, auf seinem Programm steht: Lehrlingsheime, Vorträge, Theater, Wandern, Turnen, Spielen! — „Die Schwierigkeiten liegen im Mangel an Menschen, an Geld und am Vertrauen", sagt Konrad Agahd in einem Vortrage. Er hat recht. Aber ich betone mit ihm: „Schwierigkeiten müssen behoben werden. Oft, oft müssen Sie es sagen, was der Jugend not tut. Darum: In die Presse! In die Vereine! Haben Sie Geist! Haben Sie Herz!"

Wir wollen uns nicht zu den Pessimisten rechnen, die bei der Frage stehen bleiben: „Was ist dagegen zu tun?"

Noch einmal: Auf in den Kampf für die Jugend!

Walter Gembruch



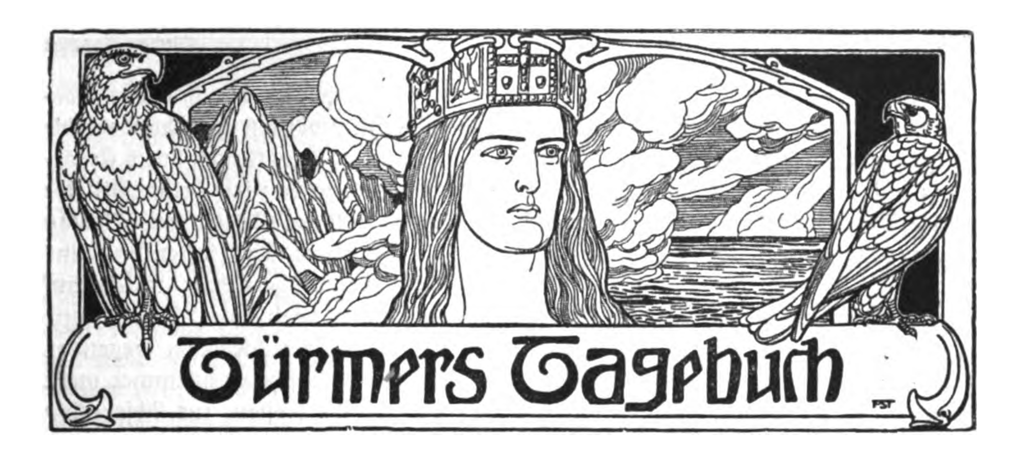
Sprachgefühl

Die Klage, die Ed. H. in Heft 8, XIV. Jahrgang, unter dieser Überschrift erhebt, ist nicht ganz neu. Schon 1789 beschwerte sich G. A. Bürger über den falschen Akkusativ beim Verbo „lehren“, erkannte aber an, „daß ihm der Dativ schon seit Jahrhunderten entrissen und vorenthalten werde“. So konnte er denn auch nicht die Spree und Wrangel dafür verantwortlich machen, sondern „die lateinische Pedanterie“. Nun, Luther hat doch wohl Deutsch gekonnt. In der Lutherbibel aber finden wir durchweg bei „lehren“ den doppelten Akkusativ, z. B. im Psalm 119 siebenmal: „Lehre mich deine Rechte“. Für „kosten“ vgl. Josua 6, 26: „das koste ihn seinen Sohn“. Und im Grimmschen Märchen ruft der Sperling dem Fuhrmann zu: „es kostet dich dein Leben“ — übrigens eine Wendung, in der wohl auch heute kein Mensch den Dativ wagen wird. Nach dem Deutschen Wörterbuche laufen bei beiden Verben seit alter Zeit beide Kasus nebeneinander her, aber der Dativ dringt allmählich vor: so wäre also e r der Eindringling. Was „versichern“ angeht, so wird man doch die Wendung: „ich bin dessen sicher“ für gut deutsch erkennen müssen; dann wird aber auch gesagt werden können: „ich mache dich sicher = ich versichere dich dessen“. Vgl. das lateinische certiorem facere. Im ältern Deutsch stand dafür „sichern“. Natürlich hat der Dativ auch sein gutes Recht: „jemandem etwas als sicher geben“.

Es ist vielleicht gerade deswegen angezeigt, den Zorn des Freundes der deutschen Sprache von solchen wohlgesicherten Punkten abzulenken, damit er um so kräftiger wirkliche Mißbräuche und neu eingerissene Verderbnisse treffe. Und deren gibt es nicht wenig, und viele davon entstammen gewiß dem Berlinertum. So hört man von Halbgebildeten, gerade wenn sie fein sprechen wollen, kaum noch einen Dativ nach einer Präposition: „mit d i e Leute, zu d i e Menschen“, anders geht's gar nicht mehr; wie lange, so kriegen wir dergleichen auch zu lesen! Das von Podbielski in den Reichstag eingeführte „meines Erachtens nach“ hab' ich seitdem von Gymnasialdirektoren und Schulräten vernommen, und wohl auch schon gedruckt gefunden. Und wenn ich im „Türmer“ unmittelbar vor E. H.s Klage von einem Berge mit „selten schöner Aussicht“ lese, so nehme ich an, er sei nach der üblen Gewohnheit hoher Spitzen meist von Wolken umhüllt, fürchte aber, der Verfasser meine am Ende „wunderschön“. Kurz, es dringen auf Schritt und Tritt greuliche Nachlässigkeiten und Mißbräuche auf uns ein; wir haben genug zu tun, uns ihrer selber zu erwehren und nach Kräften andere zu schützen, wir brauchen nicht auf uralte Freiheiten unseres Sprachgebrauches anzustürmen, die wohl eher einen Reichtum als eine Schwäche darstellen.

John, Gymnasialprofessor





Organisierte Untermoral

Ein europäischer Skandal: das winzige Montenegro durfte wochen- und monatelang die gesamten Großmächte höhnend herausfordern. Das war, wie Austriacus in der „Österreichischen Rundschau" ausführt, nur möglich durch die treulose Haltung Rußlands. „Diese unklare und zweideutige russische Politik, welche in Europa so viel Unheil angestiftet hat, ist aber nicht nur dem Treiben panrussischer Intriganten, deren Geschäfte die Iswolskys und Hartwigs besorgen, zuzuschreiben, sondern in dem Wesen des Russentums, in der Entstehung der russischen Monarchie, in der russischen Staatsidee und in dem Staatsprinzip des russischen Reiches zu suchen. Im Laufe von Jahrhunderten haben es die Beherrscher des russischen Reiches verstanden, ihren Einfluß nicht nur in Rußland vermittels der Autokratie geltend zu machen, sondern auch unter dem Deckmantel des Slawismus und der Orthodoxie auf die Balkanslawen auszubreiten.

Ein flüchtiger Rückblick auf die Entstehungsgeschichte der russischen Monarchie und die Entwicklung der russischen Staatsidee kann demnach nicht nur die unklare und zweideutige russische Politik entsprechend beleuchten, sondern auch auf die innere und auswärtige Politik Österreich-Ungarns bestimmend einwirken.

Die Grundlage zum heutigen russischen Staat hat der ukrainisch-ruthenische Volksstamm gegeben, welcher im neunten Jahrhundert den ruthenischen Fürstenstaat (Rusj) mit Kiew als der Metropole ruthenischer Städte begründete. Dieses Reich umfaßte bereits im zehnten Jahrhundert unter dem Großfürsten Wladimir dem Großen den größten Teil des heutigen Rußlands samt Ostgalizien, in welchem die ruthenische Nation mit ihren ethnographischen Abzweigungen den Grundstock bildete.

Im zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erstand für den ruthenischen Fürstenstaat ein mächtiger Feind in dem Fürstentum von Susdal, der Wiege des moskowitischen Großfürstentums, im Flußgebiete der Oka und oberen Wolga.[1] Infolge der ruthenischen Kolonisation und durch Assimilierung der in diesem Gebiete ansässigen finnischen Stämme entwickelte sich dort die vom späteren Zentrum Moskau sogenannte moskowitische (auch großrussische) oder

russische Nationalität. Andreas Bogoljubski hat als Schöpfer der späteren moskowitischen oder russischen Selbstherrschaft bereits im zwölften Jahrhundert die Wege zur Begründung der unumschränkten Gewalt dieser Großfürsten durch Eroberung und beispiellose Plünderung Kiews vorgezeichnet, so daß seit dieser Zeit die ganze Bedeutung der Großfürstenmacht auf Susdal und bald darauf auf Moskau übergegangen war. Die weitere Entwicklung des Moskauer Großfürstentums und seiner Machtstellung wurde insbesondere durch die Tatarenherrschaft, welche auf dem Großfürstentum drei Jahrhunderte lastete, ungemein beeinflußt. Moskau und die ganze Umgebung hatte, wie das alte Rom, eine aus verschiedenen Gegenden zusammengelaufene gemischte Bevölkerung. Ein solches Mischvolk ist immer mehr geneigt zur Ausbreitung seines Territoriums auf fremde Kosten, zur Absorption der Nachbarvölker, zur schlauen und hinterhältigen Politik, zur Eroberung, und nachdem es in seinem engeren Gebiete den Keim gelegt, gewinnt es an Ausbreitung in der weiteren Sphäre seiner Tätigkeit als Folge der Gebietserweiterung. So hat Rom, anfänglich ein Asyl von Gesindel aus verschiedenen Gegenden Italiens, einen selbständigen, obwohl aus verschiedenen Elementen zusammengesetzten politischen Organismus gebildet, welcher von der Tendenz einer immer weiteren Ausbreitung, Unterjochung und Absorption fremder Elemente mit Schwert und Hinterlist beherrscht wurde. Auf gewaltsame Weise ist Rom das Haupt Italiens und in der weiteren Folge ist ganz Italien römisch geworden.

Moskau hat in dieser Beziehung im Verhältnis zu Rußland eine große Analogie mit Rom. Eine überraschende Ähnlichkeit sehen wir bezüglich der Anwendung von Mitteln zur Vereinigung Italiens durch Rom, und Rußlands durch Moskau in einen Staatsorganismus, nämlich in der Übersiedlung der Bevölkerung der Städte und ganzer Gebiete und in der Ansiedlung von Kriegsleuten in den eroberten Gebieten, wo sie als Assimilierungswerkzeuge für die lokale Bevölkerung dienen und diese verschiedenartigen Elemente zu einem Ganzen verschmelzen sollten. Moskau, welches aus einem Gemisch ruthenischer, slawischer und finnischer Volksstämme und verschiedenartigen eingewanderten Gesindels entstanden ist, und in der Epoche der Ausbreitung dieses Werk vermittels dieses Völkergemisches fortsetzte, hatte auf diese Art die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes mit autokratischer Grundlage geschaffen. Auf diese Art entstand das Moskauer Großfürstentum, die spätere russische Monarchie unter Aufopferung der Individualität, bei vollständigem Überhandnehmen des autokratischen Einheitsprinzips, was später zu der Formel: Gott und der Zar über Alles! führte.

Das Tatarenjoch, welches auf dem Moskauer Großfürstentum (seit 1238) lastete und es drei Jahrhunderte lang in Schrecken und Knechtschaft hielt, hatte die Denkungsweise der dortigen Bevölkerung und der Großfürstendynastie so verdorben, daß noch heute an der Eigenart des russischen Volkes Fehler haften, welche von der mongolischen Barbarei herrühren. Die moskowitischen Großfürsten strebten nach dem Muster des Großchans die Selbstherrschaft an, obwohl dies auch zum großen Teil auf die byzantinischen Nachahmungen von selbstherrlichen Vorstellungen zurückzuführen ist. Nach dem Zusammenbruch des byzantinischen Reiches vermählte sich der Moskauer Großfürst Ivan (1472) mit Sophie, der nach Rom geflohenen

Nichte des letzten Kaisers Konstantin Paläologos und betrachtete sich seitdem als den Erben des Oströmischen Reiches, dessen zweiköpfigen Adler er in das russische Wappen aufnahm und auch die Blicke auf Konstantinopel lenkte, dessen Erwerb von nun an das ersehnte Ziel der Russen blieb.

Jedenfalls hat die Tatarenherrschaft die Begründung der unumschränkten Gewalt der moskowitischen Großfürsten begünstigt, weil diese unter dem Schutze des Großchans und seiner Basbaken die Unabhängigkeit der Städte, die Widersetzlichkeit der Teilfürsten und der Bojaren und die Vorrechte der freien Bauern leichter vernichten konnten und dadurch mächtige Alleinherrscher wurden. Auf diese Art war es möglich, daß die russischen Teilfürstentümer allmählich in eine Staatseinheit verschmolzen und der zermalmende Druck der Tatarenchane erstickte im russischen Staate jeden Keim von Freiheit. Man kann daher mit Recht sagen, daß die ersten Zaren Moskaus in staatlicher Beziehung Abkömmlinge der tatarischen Chane und nicht der ruthenischen Fürsten waren. Zu Hilfe kam ihnen außerdem die orthodoxe russische Kirche, welche seit der Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen von der Abhängigkeit vom Konstantinopler Patriarchat sich lossagte, nachdem sie unausgesetzt auf die Herbeiführung der Staatseinheit und Selbstherrschaft hingearbeitet hatte und eine Macht in den Dienst der Sache stellte, welche ungeheuer geworden war.

Für die moskowitischen Großfürsten war aber die Tatarenherrschaft auch eine Schule, in welcher sie sich zur Abschüttelung dieses Joches vorbereiteten und nachdem dieses Ziel erreicht worden war, nahm Iwan der Schreckliche mit gleichzeitiger bedeutender Gebietserweiterung des Reiches den Zarentitel an.

Nach der Vereinigung der Ukraine durch Bohdan Chmelnycki (unter an eine Personalunion grenzenden Bedingungen) im Jahre 1654, begann die Europäisierung Rußlands, indem hervorragende ruthenische Gelehrte der Kiewer Akademie die Kultur nach Norden trugen und Mitarbeiter Peter des Großen in diesen Bestrebungen waren. Der unglückliche Verlauf des Kosakenaufstandes unter Hetman Mazeppa und des Feldzuges seines Verbündeten, Karl XII., hatte die Vernichtung der Autonomie der Ukraine und ihre Einverleibung unter Katharina II. zur Folge. Das russische Zarenreich rückte auf diese Art bis an das Schwarze Meer vor und übernahm zugleich an Stelle Österreichs oder wenigstens neben Österreich den großen weltgeschichtlichen Gedanken der Befreiung der christlichen Balkanvölker. Im Frieden von Kütschük Kainardschi (bei Silistria) gestand die Türkei dem russischen Zarenreiche das Recht zu, sich für die christlichen Volksstämme zu verwenden, und auf diese Art hat Rußland eine Art Schutzrecht für die christlichen Untertanen der Türkei erhalten, woraus es später das Recht ableitete, sich zu deren Gunsten in die inneren Angelegenheiten des Osmanischen Reiches einzumischen.

Dieser historische Rückblick mag einerseits als ein schlagender Beweis der expansiven und hinterhältigen Politik des russischen Zarenreiches dienen, anderseits aber begreiflich machen, das Verhalten Rußlands sowohl während der Annexionskrise im Jahre 1908/09, als auch während des gegenwärtigen Balkankrieges, in welchem es seine ‚historische Mission‘ den Balkanslawen gegenüber zur Geltung bringen will. Es entspricht vollkommen dem historischen Charakter und

der Eigenheit des russischen Volksstammes, wenn Rußland einerseits an der Flottendemonstration der europäischen Großmächte sich durch Frankreich vertreten läßt, angeblich deswegen, weil es in der Nähe der montenegrinischen Küste keine Schiffe zur Verfügung hat, anderseits aber ein mit Kriegsmaterial beladenes Schiff den gegen den Willen Europas sich auflehnenden Montenegrinern und Serben zu Hilfe schickt und sie auf diese Art zum Widerstand ermutigt.

Rußland will sich aber durchaus nicht beschränken, in seinem expansiven Drang nach Süden, um seine ‚historische Mission' auf der Balkanhalbinsel zur Geltung zu bringen und die Idee der Wiedererrichtung des byzantinischen Kaiserreiches mit Konstantinopel als Zentrum der russischen Orthodoxie und des Slawismus unter der Patronanz des Zaren zu verwirklichen; es ist vielmehr bestrebt, seine Einflußsphäre auch auf die österreichischen Slawen auszudehnen. Zu diesem Zwecke entwickeln die russischen Slawophilen oder Panslawisten (richtiger Panrussen) seit vielen Jahrzehnten eine überaus eifrige und weit ausgebreitete Propaganda für die russische Einheitsidee mit der panrussischen Parole: ‚Autokratie, Orthodoxie, Nationalität' (selbstverständlich-russische) für die Vereinigung sämtlicher Slawen unter dem Protektorate Rußlands.

Die Propaganda dieser russischen Einheitsidee wurde von dem Moskauer Professor und Geschichtsforscher Pogodin in Galizien während seiner Forschungsreisen in den Vierzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts eingeleitet, welche ursprünglich einen sprachlich-nationalen Charakter hatte. Im Laufe der Zeit trat infolge auswärtiger Emissäre, welcher Handlanger des ‚slawischen Wohltätigkeitskomitees' waren, immer deutlicher die politische Richtung dieser Propaganda zum Vorschein. Diese Propaganda drang vorerst in die Schichten der ruthenischen Intelligenz, wo die russischen Emissäre einflußreiche ruthenische Priester für die Sache zu gewinnen bestrebt waren, um mit ihrer Hilfe unter dem Deckmantel der ‚Reinheit' des griechisch-katholischen Kirchenritus den Boden für die russische Orthodoxie urbar zu machen und auf diese Art die ruthenische Bauernschaft in das feingesponnene russophile Netz einzubeziehen. Patriotische und religiöse Hymnen russischer Slawophilen im Sinne des dreieinigen Credo der russischen Weltanschauung (Autokratie, Orthodoxie und Nationalität), slawophile Thesen von der sprachlichen Annäherung und Stammesverwandtschaft des russischen Volkes von den Karpathen bis nach Kamtschatka, von der politischen Vereinigung der galizischen Ruthenen mit Rußland fanden freudigen Anklang in der russophilen Partei, welche fälschlich als ‚Altruthenen' bezeichnet wurde. Der Einmarsch russischer Truppen zur Bewältigung des ungarischen Aufstandes (1849), wo inzwischen der königliche Kommissär Hofart Adolf Dobrjanski (später in den politischen Prozeß Olga Hrabar, Naumowitsch und Genossen 1882 verwickelt) für die panrussische Idee gewonnen wurde, blieb nicht ohne nachteilige Folgen und förderte die Ausbreitung der russophilen Bewegung in Galizien und Nordostungarn. Die Apostel der russophilen Idee in Galizien haben es verstanden, den Proselytismus unter der ruthenischen Geistlichkeit zu betreiben, amtliche Stellungen für diese Richtung auszunützen, ja sogar die Protektion bischöflicher Ordinariate und der Regierung, welche die fälschlich sogenannten ‚Altruthenen' ganz irrtümlich als ein konservatives Element betrachtete, zu erschleichen, um ihr

Ziel zu erreichen. Auf diese Art ist es den Russophilen gelungen, sich für ihre Zwecke der ältesten und wohlhabendsten ruthenischen Institute (wie des Stauropigianischen Instituts und des Nationalhauses, in denen Schülerheime für die unbemittelte ruthenische Jugend bestehen) zu bemächtigen und mit Hilfe derselben diese Propaganda auch auf die Schul- und Universitätsjugend und auf die breiten Volksschichten auszudehnen.

Die nationalgesinnten Ruthenen (gewöhnlich Jungruthenen oder Ukrainer genannt) wehrten sich gegen diese importierte russische Propaganda. Der hartnäckige Kampf zwischen diesen beiden Strömungen, der nationalruthenischen (ukrainischen) und der russophilen, panrussischen dauert bis auf den heutigen Tag und es ist bis nun trotz des energischen Einschreitens des Statthalters Bobrzynski nicht gelungen, der russophilen und schismophilen Bewegung in Galizien Herr zu werden, da diese nicht nur von auswärts durch russische Emissäre geschürt wird, sondern auch von seiten der allpolnischen (nationaldemokratischen) und der polnisch-podolischen Partei Unterstützung findet, um die nationale und kulturelle Entwicklung des ruthenischen Volksstammes in Galizien niederzuhalten und auf diese Art die Vorherrschaft der Polen in Galizien zu festigen. Als im Jahre 1887 eine ähnliche Spannung zwischen Österreich-Ungarn und Rußland den Krieg zwischen diesen Staaten herbeizuführen drohte, ging der damalige Statthalter Graf Kasimir Badeni positiv und abschreckend gegen die Russophilen in Galizien vor, um der von Rußland aus importierten Agitation Einhalt zu tun und dem nationalruthenischen (ukrainischen) Element zum Emporkommen und Einfluß in Galizien zu verhelfen. Er handelte in dieser Beziehung den Intentionen des damaligen Ministers des Äußern Grafen Kalnocky gemäß, welcher in dem auf eine Schwächung Rußlands abzielenden Vorgehen des Fürsten Bismarck den richtigen Weg auch für die auswärtige Politik unserer Monarchie gegenüber dem russischen Reich erblickte. In einer vom Fürsten Bismarck inspirierten Broschüre von Hartmann wurde der Plan der Wiederaufrichtung eines ukrainischen Kiewer Fürstentums entworfen, welches für einen Sprossen aus dem Habsburgerhaus bestimmt sein sollte. Diese Broschüre hat in der russischen Presse eine große Erbitterung hervorgerufen. In der Polemik mit Hartmann brachten die russischen Blätter ausführliche Auszüge aus dieser Broschüre und machten tatsächlich auf diese Art eine große Propaganda für die Idee des ukrainischen Kiewer Fürstentums in den Kreisen der Ukrainer in Rußland. Als der Verfasser dieses Aufsatzes während seines Aufenthaltes in Kiew mit einem Professor ukrainischer Nationalität zusammentraf, richtete dieser an ihn die Frage: ‚Wann wird denn der Kaiser von Österreich zu uns kommen?' Die austrophile Stimmung der Ukrainer machte der damaligen russischen Presse viel Ärger und sie forderte einerseits ein energisches Vorgehen behufs Bekämpfung des sogenannten ukrainischen ‚Separatismus' in Rußland, anderseits nahm sie die galizischen Russophilen in Schutz und vergoß bittere Tränen wegen angeblicher Verfolgung derselben durch die österreichische Regierung. Leider aber hat man es nicht verstanden, den Moment zum Vorteil unserer Monarchie auszunützen und dem ukrainischen Element zur Bewältigung der russophilen Bewegung zu verhelfen. Die Nachfolger des Grafen Badeni in der Statthalterschaft, Graf Pininski und Graf Andreas

Potocki begünstigten die russophile Partei, von der falschen Auffassung ausgehend, daß dies ‚konservative Altruthenen‘ seien, während die nationalruthenische (ukrainische) Bewegung, welche die freie nationale, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung des ruthenischen Volksstammes auf Grund der Gleichberechtigung anstrebte, ihnen als eine radikale, ja sogar anarchistische und für die Erhaltung der polnischen Vorherrschaft in Galizien und in Österreich gefährliche Strömung erschien. Diese Begünstigung der Russophilen von seiten der Landesregierung, sowie von seiten der allpolnischen und polnisch-podolischen Partei, welche jeden nationalen Aufschwung der Ruthenen niederzuhalten trachteten, hatte zur Folge, daß ausgesprochene Anhänger und Apostel der russischen Einheitsidee, wie Dr. Dudykiewicz, Markov u. dgl., sowohl in den Landtag, als auch in den Reichsrat hinaufbefördert wurden. Sie bekannten sich ganz offen als Russen und machten im Einvernehmen mit Führern der galizischen Allpolen und dem Führer der Allpolen in Rußland gemeinsame Sache mit den russischen Nationalistenführern Grafen Wladimir Bobrynski, General Wladimirov und Genossen, um unter dem Deckmantel des Neoslawismus, welcher nichts anderes als der alte aufgeputzte Panslawismus oder richtiger Panrussismus war, auf Kosten des ukrainisch-ruthenischen Volksstammes mit Hilfe der Russophilen die Vorherrschaft der Polen in Österreich zu festigen, in Rußland aber die Autonomie Polens zu erlangen. Diese Bestrebungen zur Kräftigung des russophilen Elementes in Galizien haben eine Aufregung in den ruthenischen Kreisen gezeitigt, welche einen ruthenischen Sozialdemokraten zur Ermordung des Statthalters (12. April 1908) führte und den nationalpolitischen Kampf zwischen den Polen und Ruthenen bis zur äußersten Grenze verschärfte.

Graf Bobrynski, General Wladimirov und Genossen nützten die Erbitterung der Polen gegen die ukrainische Bewegung derart aus, daß sie im Juli 1908 nach Österreich kamen, wo sie in Krakau, Lemberg (ebenso wie in Warschau) von den Polen und Russophilen, in Prag von den Jungtschechen gastlich als Brüder empfangen und gefeiert wurden und die Fahne der neoslawischen (richtiger panrussischen) Politik emporhoben. In Galizien wurden zu Ehren der russischen Nationalistenführer Gottesdienste abgehalten, in Lemberg in der Stauropigianischen unierten Kirche zu ihrem Wohl das Lied Mnohaja lita = ad plurimos annos angestimmt, Ausflüge arrangiert, wo ihnen ein förmlicher Triumphzug bereitet wurde; das Stauropigianische Institut (eine unierte griechisch-katholische Kirchenbruderschaft) und das ruthenische Nationalhaus veranstalteten den russischen Gästen zu Ehren eine feierliche Festsitzung und die allpolnische und russophile Presse (darunter auch die Volksblätter) wetteiferten in Überschwenglichkeiten für die russische Orientierung.

Der Aufenthalt der russischen Gäste und ihr Triumphzug in Galizien beschränkte sich aber durchaus nicht auf festliche Manifestationen und Kundgebungen, sondern ließ auch handgreifliche und für die nationalruthenische, sowie auch für die österreichische Staatsidee sehr nachteilige Folgen zurück. Der wandernde Rubel ergoß sich massenhaft zur Unterstützung der ‚bedrängten Russophilen‘ und zur Förderung des allrussischen Nationalbewußtseins und der russischen Einheitsidee in Galizien. Schülerheime und Mädcheninstitute schossen wie Pilze nach diesem er-

giebigen Rubelregen von der Bukowinaer Grenze bis weit nach Gorlice und Sandec im Westen in zahlreichen Städten und Städtchen auf, in denen die arme ruthenische Jugend massenhaft Unterhalt fand, wo sie von aus Rußland importierten Lehrern und Lehrerinnen für die russische Einheitsidee und Orthodoxie (es wurde nämlich nicht nur russischer Sprach- und Geschichtsunterricht, sondern auch Religionsunterricht von diesen Lehrern und Lehrerinnen als studium domesticum erteilt), sowie für die Agitation unter der Bauernbevölkerung bearbeitet wurde. Außerdem wurden ruthenische Schüler aus Galizien, welche in russischen Priesterseminaren in Schitomir, Chelm und Kiew als schismatisch-geistliche Kandidaten Unterricht genossen hatten, nach Galizien geschickt, um hier schismatische Propaganda unter der Bauernbevölkerung zu machen. Unter dem Deckmantel von Feuerwehr- und gymnastischen Vereinen wurden russophile ‚Druschiny' von russophilen Agitatoren ins Leben gerufen und eine ganze Schar von russophilen und russischen Spionen ergoß sich über das Land, um hier dem Einmarsch russischer Truppen den Boden vorzubereiten und Galizien in ein russisches Gouvernement umzuwandeln. Diese Wühlarbeit russischer Agitatoren fand eine sehr intensive Unterstützung und Förderung in der russophilen Presse, in Tages- und insbesondere in Volksblättern, denen sehr bedeutende Geldsummen aus Rußland eine massenhafte Ausbreitung auch in den untersten Volksschichten ermöglichen.

Dieser mit großer Energie weitangelegte Plan und die mittels geheimer Organisationen geführte Wühlarbeit russischer Agitatoren zeitigten sehr gefährliche und für die österreichische Staatsidee nachteilige Früchte. Vor den römisch-katholischen Ostern dieses Jahres wurde unter der russophilen Schuljugend in einem Schülerheim ein autographierter Aufruf saisiert, welcher auf die russophile Wühlarbeit ein ungemein grelles Licht wirft. In diesem Aufruf heißt es, daß die Balkanslawen mit Hilfe Rußlands vom türkischen Joch befreit sein werden, was einen Triumph der russisch-slawischen Idee bedeutet. Nunmehr komme die Reihe an die unter dem polnisch-österreichischen Joch schmachtenden Russen in Galizien, welche sich nach der Vereinigung mit der großen russischen Nation sehnen. Dies könne nur mit Hilfe Rußlands geschehen. Es werde infolgedessen zu einem Krieg zwischen Österreich und Rußland kommen. Die ‚galizisch-russischen Soldaten' mögen sich dies wohl merken und ihre Gewehre nicht gegen die ‚russischen, brüderlichen' Soldaten, sondern gegen die ‚Schwaben-Offiziere' abfeuern. Es sei höchste Zeit, das österreichische Joch abzuschütteln! Dieser frevelhafte Aufruf war selbstverständlich bestimmt, mit Hilfe der Schuljugend, welche während der Osterferien am Land weilen sollte, unter die Landbevölkerung verteilt zu werden und kann auch als Beweis dienen, mit welchen Mitteln das nichtoffizielle Rußland gegen unsere Monarchie vorgeht und auf welche Weise es seine hinterhältige Politik treibt. Die Landesregierung und der galizische Landesschulrat haben insbesondere seit der durch die Annexionskrise hervorgerufenen Spannung zwischen Österreich und Rußland vollauf zu tun, um diese hinterhältige Wühlarbeit russophiler Agitatioren zu bekämpfen. Russophile Schülerheime wurden zum großen Teil gesperrt, die anderen einer strengen Aufsicht unterworfen, importierte schismatische Priester, sowie auch russische Spione büßen ihre Übergriffe im Gefängnis, was den russophilen Ab-

geordneten Anlaß zu Interpellationen und den russischen Blättern zu Leitartikeln über die Bedrückung der ‚galizischen Russen‘ bietet.

Dieses Vorgehen der Landesregierung gegen die russophile Bewegung wird aber gehemmt einerseits durch die von Rußland aus kommende Unterstützung derselben, anderseits aber durch die Begünstigung, derer sich die Russophilen in Galizien noch immer von seiten der allpolnischen und polnisch-podolischen Parteien erfreuen.

Der scharfe politische Beobachter kann nicht umhin, auch in dieser allpolnischen und polnisch-podolischen Orientierung die Hand russischer, hinterhältiger Intriganten zu erblicken, welche die Geschäfte der ‚historischen Mission‘ Rußlands besorgen. Es ist vollkommen einleuchtend, daß Rußland dieser ‚historischen Mission‘ treu auf die Einkreisung unserer Monarchie hinarbeitet und daß zwischen beiden Staaten die Sache nicht auf diplomatischem Wege, sondern in einem Kampf ums Dasein ausgetragen werden muß, und je eher, desto besser. . . .

Der japanisch-russische Krieg kann als Beweis dienen, daß Rußland, vor dessen Großmacht ganz Europa zitterte, nicht unbesiegbar ist und daß nach der Niederlage Rußlands in Ostasien nicht nur die Völker dieses Reiches, sondern auch ganz Europa freier aufatmeten. Allein der Weltfriede ist noch immer stark gefährdet, wie dies aus dem Verhalten Rußlands in der Balkankrise einleuchtet, Rußland muß daher geschwächt werden, wie dies Fürst Bismarck vorgezeichnet hat, denn nur ein geschwächtes Rußland wird Frieden halten.“

* * *

Noch auf ein Jahrzehnt hinein, meint der Russe Prosokoff im „Tag“, werden die Balkanländer den Brennpunkt des angestrengtesten *Intrigenspiels aller Großmächte* bilden. Nicht nur stehen die ehemals türkischen Provinzen, deren wirtschaftliche Schicksale in Konstantinopel entschieden wurden, von nun ab in Abhängigkeit jener neuerstehenden Staatenverbände, so daß die kleineren Hauptstädte ungemein an Bedeutung gewinnen; neben dem wirtschaftlichen Einfluß werden die Großmächte auch in heißem Bemühen um das politische Schwergewicht untereinander ringen. Gilt es doch, die völlig aus den Fugen geratenen Beziehungen neu auszubalancieren, und bieten die vergrößerten und vielleicht zu rascher Blüte erstarkenden Staaten ganz andere Faktoren als der bisherige staatliche Kleinkram, mit dem man bisher dort zu rechnen gewohnt war.

Der Balkanbund, der unter Rußlands Förderung sich zusammentat, aber dann in entscheidender Stunde der leitenden Hand entglitt, wird schwerlich zusammenhalten. Bei der Spaltung aber werden die einzelnen Elemente alsbald Anlehnung bei den Großmachtsgruppen suchen, und diese werden kein Mittel unversucht lassen, ihren überwiegenden Einfluß bei Kleinen zu begründen. Tscharykoff, der eigentliche Vater des Balkanbundgedankens, sowie die ihm nachbetenden russischen Politiker panslawistischer Richtung erleben die schwere *Enttäuschung*, daß ihr unsinniges Unterfangen zu den Folgen führte, die es haben mußte. Ihr Aktionsplan war gewesen, einen Bund *einschließlich der Türkei* zusammenzufassen; ihre Absicht hierbei, *eine eiserne Klammer um die österreichische Monarchie* vom Süden her zu schmieden, die zusammen mit Rußlands eigenem Druck vom Norden wie eine Quetsche wirken sollte. Ich

schrieb damals, ein solcher Versuch käme dem Experiment gleich, Wasser und Feuer zu friedlichem Verein vermischen zu wollen. Und in der Tat kehrte die Spitze der angebahnten Gemeinschaft sich mit elementarer Gewalt sofort in die entgegengesetzte Richtung: statt Österreich zu beengen und Rußlands Associé zu spielen, warfen sich die Balkanvölker ungestüm auf den Erbfeind!

Nun ist eine Neuorientierung der gesamten Orientpolitik nötig; nicht nur der russischen, sondern auch derjenigen sämtlicher Mächte, da alle Fäden durcheinandergewirbelt worden sind. Rußland sieht mit Beunruhigung — infolge des allzudurchschlagenden Erfolges der Verbündeten — Staaten erstehen, die geringe Botmäßigkeit versprechen. Rußland war es, das mit schärfstem Nachdruck Bulgarien von Rodosto und damit dem Marmarameer hinwegwies. Ssasonoff hat in seiner sehr deutlichen Erklärung formuliert, daß es Dank und eine gewisse Willfährigkeit der Slawenstaaten erwarte; ob aber diese Schuld auch heimgezahlt werden wird, erscheint mehr als fraglich. Rußland tritt auch jetzt weiter als Beschützer der Kleinen auf, um Sympathien zu gewinnen für den bevorstehenden diplomatischen Wettbewerb mit den übrigen Großmächten. Österreich (und hinter ihm der Dreibund) sucht vornehmlich Bulgarien an sich zu fesseln, zumal das von jeher infolge der agrarischen Beeinflussung der Habsburger Handelspolitik malträtierte und wirtschaftlich gewürgte Serbien noch hoffnungsloser verfeindet wurde durch die letzten Geschehnisse. So dürften sich die Gegnerschaften übers Kreuz entgegenstehen: Rußland kann in Serbien und wohl auch in Griechenland, das durch die Inselfrage mit Italien sich verzankt, gute Figuren für seine Schachpartie gewinnen; Österreich wird alles darauf anlegen, um sich Bulgariens Freundschaft zu vergewissern."

Wie sehr sich auch unsere deutsche Orientpolitik wird neu orientieren müssen, das läßt uns die Stimme einer mit den türkischen Verhältnissen ausgezeichnet vertrauten Persönlichkeit in der „Frankf. Ztg." ahnen. Darnach ist die Stimmung in der Türkei im letzten Jahre völlig ins Hoffnungslose umgeschlagen. Auch nach dem Kriege erwarte man von seiner eigenen Kraft keine Erhebung, keine Gesundung mehr! „Wenn der Friede geschlossen ist, soll eine Ära der Reformen beginnen! Es scheint, als ob man sich in den maßgebenden Kreisen Deutschlands wirklich der Illusion hingibt, als ob die Türkei nach dieser schweren Operation sich schnell erholen würde und zu einem blühenden Gemeinwesen umreformieren. Hier glaubt niemand daran. Wer soll die Reformen durchführen? Dazu gehört eine starke Regierung, die Autorität und Vertrauen im Volke hat. Welche ist das? Die Jungtürken? Man ahnt gar nicht, wie wenig Anhänger sie im Lande haben. Nach der Einführung der Konstitution bemächtigte sich der ganzen Bevölkerung ein Rausch, man glaubte, den Anbruch einer neuen Ära zu erleben. Und wie ist man enttäuscht worden! Jemand sagte: ‚Ja, wir haben neue Sättel bekommen, aber die alten Esel sind geblieben'. Alle Reformen waren nichts als äußerer Firnis. Man schafft nicht neue Verhältnisse, indem man etwas europäischen Kulturanstrich über die veralteten Zustände bringt. Man hat noch kein schlagfertiges Heer, wenn man sich Mausergewehr oder Kruppsche Kanonen anschafft. Ein treffendes Gleichnis hörte ich dieser Tage: Zwei Kurdenstämme be-

kriegten sich; der Besiegte meinte, er wäre nur unterlegen, weil die Pferde des Gegners besser gewesen seien, er kaufte sich darum ausgezeichnete Pferde. Als der Gegner es hörte, sagte er lachend: ‚Haben sie auch die Reiter dazu gekauft?' — Einer der gescheiten türkischen Staatsmänner sagte, als von Reformen die Rede war: ‚Wollen sie die Kleider wechseln oder die Herzen ändern?'

So ist es Tatsache, daß mit Ausnahme ganz kleiner Kreise, die fest zur Regierung stehen, niemand von solchen Reformen etwas erwartet. Nach all den Enttäuschungen der letzten Jahre ist man sehr pessimistisch geworden. Falls die Beamten den guten Willen haben, etwas zu bessern, fehlt ihnen meistens die Autorität. So läßt man alles gehen, wie mir ein höherer Offizier sagte: ‚Wir haben gute Luft, wir haben gutes Wasser, aber arbeiten wollen wir nicht'. Oder ein anderer bemerkte: ‚Wir haben nur Zeit Bäume abzuhacken, aber keine Zeit, neue zu pflanzen'. Nun werden große Reden gehalten, Artikel geschrieben, man hat die glänzendsten Projekte, aber es bleibt alles beim alten. Die Beamten haben nichts zu tun, als der Bevölkerung auf immer neue Weise Steuern abzupressen und das Geld nach Konstantinopel zu schicken. Für irgendwelche Kulturaufgaben bleibt kein Pfennig übrig. Der ärmste Arbeiter, der einige Piaster im Weinberg verdient, muß den letzten Para als Steuer opfern. Der Druck lastet so auf dem Volk, daß es von seiner Regierung nichts mehr erwartet.

Man glaube nur nicht, daß infolge der furchtbaren Niederlagen im Balkan sich ein leidenschaftlicher Patriotismus unter den Türken entwickelt habe, daß man nun voll fanatischen Hasses gegen alles Europäische sei. Das sind geringe Ausnahmen. Gewiß, ich habe auch solche Ausbrüche des Fanatismus gesehen, aber das sind seltene Ausnahmen. Vor einem Jahr war das vielleicht noch möglich, aber jetzt ist die Stimmung völlig umgeschlagen. Vielmehr herrschen Pessimismus und Verzweiflung. Man erwartet nichts mehr von dem jungtürkischen Regiment. Außerhalb der Kreise des Offizierkorps ist nicht die Spur von irgendwelcher Begeisterung für den Krieg. Man rechnet damit, daß die Kraft der Türken gebrochen ist. Man erwartet keine innere Erstarkung des Landes durch Reformen, welche die Regierung einführt. — Ja, was erwartet man denn? In den weitesten Kreisen bis in die Reihen der Beamten geht die Stimmung dahin, daß eine wirkliche Rettung nur möglich ist durch ein Eingreifen der Großmächte. Die wunderbare Tatsache muß man konstatieren, daß die Kreise, die bisher jede Einmischung der Großmächte als eine Schmach betrachteten, jetzt nichts sehnlicher wünschen, als daß irgendeine der Großmächte eine Art Protektorat übernähme, um Ordnung zu schaffen. Man traut der Regierung in Konstantinopel nicht mehr die Fähigkeit zu, den Karren aus dem Dreck zu bringen. ‚Und wenn es China wäre, das uns hülfe!' sagte mir jemand. Der wirtschaftliche Druck lastet so schwer auf dem Volk, alles liegt darnieder, man hat nur einen Wunsch, daß man leben kann, und dazu bedarf es eines starken Retters. Viele hoffen (!), daß es auch in der asiatischen Türkei auf irgendeine Weise zu einem Zusammenbruch kommen möchte, damit die Großmächte gezwungen werden einzugreifen. Mindestens zwei Drittel des Bevölkerung würden ein europäisches Protektorat mit Jubel begrüßen

und der Rest würde, wenn auch grollend, in das Unabänderliche sich fügen. Nur darf es nicht Rußland sein."

Es ist doch im Grunde ein erbärmliches Schauspiel, das da unten zu Ende gespielt wird. Erbärmlich wie die ganze Vorgeschichte dieses politischen Intrigenspiels der Großmächte, an erster Stelle Rußlands, auf dem Balkan. Aber Ethik, Moral, so hören wir ja, haben in der Politik nichts zu suchen, und schon die Frage nach der bloßen Existenz einer Staatsethik wird von zünftigen Diplomaten und der großen Mehrheit der einflußreichen Politiker glatt verneint. „Diese sogenannten ‚Realpolitiker'", mit ihnen setzt sich Erich Erichsen im Hamburger „Allgemeinen Beobachter" auseinander, „tun sich etwas darauf zu gut, grundsätzlich jedes Gefühlsmoment aus der äußern Politik auszuschalten und sich einzig vom Staatsegoismus als dem allein berechtigten Beweggrund leiten zu lassen. Als ihren Lehrmeister sehen sie noch immer den alten Macchiavelli an, und sie sind fest davon überzeugt, daß die Verhältnisse der Staaten zueinander überhaupt außerhalb der moralischen Welt stehen. Die Moral sei nur für die Beziehungen der Individuen zueinander da, gelte nur innerhalb der Staaten. Die Staaten selbst seien amoralisch und nur auf das Prinzip der Selbsterhaltung gestellt, die mit allen Mitteln, wenn es nicht anders möglich wäre, auch mit sogenannten unmoralischen, zu fördern die Aufgabe der Staatsleiter wäre. Daher sei es unverständlich, von der Diplomatie ehrliches Spiel wie beim Verkehr der Einzelpersonen untereinander zu verlangen, sei es unsinnig, den Krieg als organisierten Massenmord zu verdammen, denn der Krieg sei nichts weiter als ein Akt der Selbstbehauptung, und selbst ein Eroberungskrieg sei nichts Verabscheuenswertes, denn er mache das siegreiche Land reicher an Wohlstand, Kraft und Kultur.

Es würde vom Zweck dieses Aufsatzes zu weit abführen, hier klarzulegen, was in dieser Theorie im einzelnen Richtiges steckt. Im ganzen ist sie auf einer falschen Grundlage aufgebaut und darum zu verwerfen. Der dänische Soziologe A. Christensen hat meines Erachtens in überzeugender Weise nachgewiesen, daß die Behauptung, die Staatskörper ständen jenseits der Moral, nicht zu halten ist. Sie sind nicht amoralisch, sondern untermoralisch, ihre Moral steht unter der Moral der Individuen, tiefer als diese. Es hängt das mit dem Wesen des Staates als organisierter Masse zusammen. Die Masse hat eine ganz eigenartige Psychologie. ‚Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig; sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf heraus', spottet Schiller in den Xenien von den Gelehrten Gesellschaften. Hier ist ein Charakteristikum der Masse treffend gezeichnet: eine Anhäufung von Individuen erhöht nicht das intellektuelle Niveau, sondern setzt es herab. Genau dasselbe ist auch in bezug auf das moralische Gebiet festzustellen. Dieses Ergebnis mag überraschen, wird aber durch folgende Erwägungen leicht verständlich. Eine Masse ist eine Menge von Menschen, die unter einer bestimmten Suggestion stehen. Da die Menschen als Einzelpersonen starke Differenzen aufweisen in bezug auf geistige und moralische Qualitäten, kann die Suggestion nur zustande kommen, wenn sie an die ein-

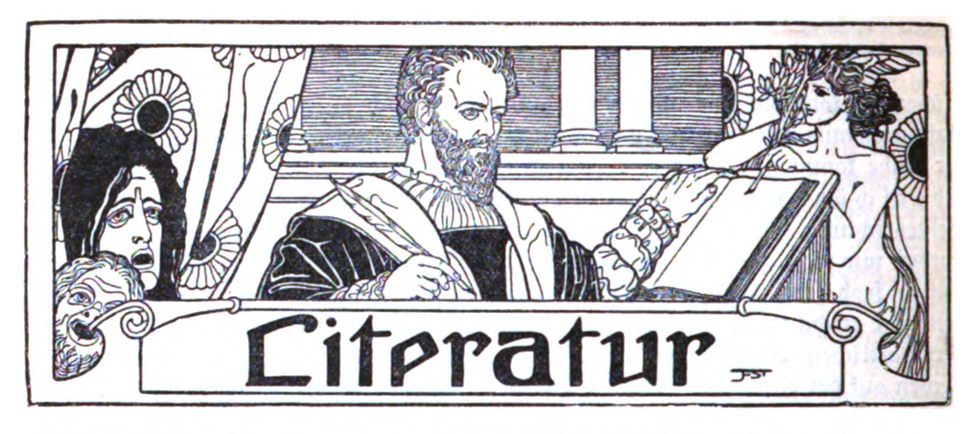
fachen, allen Individuen gemeinsamen Züge, an die primitivsten Instinkte appelliert. In der Einzelperson sind sie durch Bildung und Moral zurückgedrängt; steht der einzelne aber unter der Massensuggestion, so werden sie wieder wachgerufen. Bei einer Panik z. B. äußert sich der Trieb der Selbstbehauptung in der brutalsten Weise: um sein eigenes Leben zu retten, tritt der Starke brutal den Schwachen, Frauen und Kinder, denen er sonst natürlicher Schützer ist, zu Boden. Die Masse hat keinen Verstand, keine Vernunft, die die Leidenschaften bändigen. In der Massenseele sehen wir somit heute noch das Urbild der Individualseele, ehe die tausendjährige Erziehungsarbeit an sie gelegt war. Allerdings, ganz ursprünglich ist die Massenseele von heute auch nicht mehr; auch sie ist schon ein Produkt langer Erziehungsarbeit; durch die ständige Einwirkung der einzelnen auf die Masse hat sich auch das Niveau der Massen gehoben, aber im Vergleich zu dem geistigen und sittlichen Aufstieg des Individuums entwickelt sich die Masse unsäglich langsam.

Aber sie entwickelt sich! Aus dem Volk heraus sehen wir von Zeit zu Zeit Strömungen entstehen, die den ‚Realpolitikern' sehr unangenehm sind und ihre Bestrebungen, die ‚Urmoral' der Menschheit in bezug auf die Beziehungen der Staaten untereinander zu erhalten, zuschanden machen. Zu gegebenen Gelegenheiten sehen wir, wie die Massen, sogar gegen die ‚Sonderinteressen' des Staates, dem sie angehören, im Namen der Menschheitsmoral ihre Stimme erheben, besonders da, wo der oft ins Große gehende Gerechtigkeitssinn der Massen verletzt wird. So standen die Massen aller zivilisierten Völker im Burenkriege auf seiten der Bedrängten, sympathisieren die Massen der gesamten zivilisierten Welt mit dem stillen Verzweiflungskampf der Finnländer. Der Dreyfusprozeß entstand auf Grund einer solchen Massenbewegung, die Friedensbewegung ist aus dem Bedürfnis der Massen entsprungen. Immer neigen bei solchen Aktionen die Regierungen zu der ‚Urmoral', die Massen aber vertreten die höhere, menschheitliche Sittlichkeit, und es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß die öffentliche Meinung, die ja sehr häufig auch fehlschlägt, aber im großen ganzen, gesehen auf die Jahrzehnte, die höhere Sittlichkeit gegenüber der Staatsmoral betont, im siegreichen Vorwärtsschreiten begriffen ist.

Mit diesen Darlegungen wäre die Frage, wie eine ethische Politik des Staates, eine wahre Kulturpolitik, möglich ist, schon im wesentlichen beantwortet. Sie ist nur möglich unter der Voraussetzung, daß die ‚Urmoral', die Moral der Diplomaten, überwunden wird. Dabei ist natürlich nicht daran zu denken, daß der Staat seine Macht je zur Verwirklichung ethischer Grundsätze brauchen werde. Er verhält sich da nicht anders als das Individuum: es verfolgt seine selbstischen Ziele, die an sich außerhalb der Moral liegen, aber überall treten ihm als Korrektiv moralische Gesichtspunkte entgegen, mit denen es sein Handeln in Einklang zu bringen hat. Auch das einzelne Staatswesen muß seinen egoistischen Weg gehen, und es werden selber nach Überwindung der ‚Urmoral' die verschiedenen Interessen der Staaten einander entgegenstehen. Staatsethik und allgemeiner Völkerfriede werden auch dann noch verschiedene Dinge bleiben. Zu einer allgemeinen Ver-

brüderung kommen wir meiner Meinung nach noch lange nicht: noch wird der Nationalismus mit seinen Auswüchsen weitere Fortschritte machen und nicht eher zur Ruhe kommen, als bis er befriedigt ist; noch ist der Zeitgeist durchaus auf die Überschätzung materieller Kultur eingestellt, und so lange diese Geistesrichtung, verbunden mit den gegenwärtigen Machtinstinkten, andauert, werden wir nicht aus dem Zustande des bewaffneten Friedens herauskommen und müssen froh sein, daß gewaltsame Zusammenstöße zwischen den großen Kulturnationen erschwert werden durch das immer innigere Verflochtensein der volkswirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Staaten, durch die Verfeinerung der Nerven auf der einen Seite und die Vermehrung der Zerstörungsgewalt der Kriegsmaschinen auf der anderen Seite. Aber in dem Maße, wie wachsende Gesittung und höhere Bildung sich mehr und mehr ausbreiten, wie vor allen Dingen auch das Dogma von der Stellung des Staates jenseits der Moral überwunden wird, so wird auch die Staatsmoral auf eine höhere Stufe gehoben und es wird in immer größerem Maße möglich werden, eine Kulturpolitik zu verfolgen, freilich nicht als etwas Absolutes, sondern als ein Korrektiv der diplomatischen Aktionen."





Die Moderne und die Geschlechterfrage

Von Victor Blüthgen

Es ist eine ungeheure Summe neuer Kunst, die aus den kunstrevolutionären Impulsen der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hervorgegangen ist, und sie hat qualitativ Werte und Wertmesser geliefert, die von der vorgängigen Epigonenkunst blutwenig übriglassen, was heute noch mitsprechen kann, soweit sich's um höchste Kunst handelt. Das Gros einstiger Höhenwerte hat als solche nur noch historische Bedeutung, und sie haben ein Recht, diese zu beanspruchen, statt daß man sie nach dem Heute bemißt und mißachtet. Die Kulturmenschen von jetzt haben eine Nervenempfindlichkeit, Eindrucksfähigkeit und damit ein Beobachtungsvermögen von unerhörter Steigerung, und sie haben das mit vollem Bewußtsein künstlerisch ausgenutzt.

Diese Steigerung ist die Frucht wesentlich eines internationalen Wettbewerbs auf allen Gebieten. Die Initiative dabei kommt ganz offensichtlich auf Rechnung der Jugend.

Speziell die Moderne in der Kunst ist Jugendkunst.

Sie wußte anfangs nicht, was sie tat, die Jugend, sie wollte nur eins: sich durchsetzen. Sie brachte dazu eines mit, was sie instinktmäßig als ihre Hauptwaffe empfand: das Temperament. Außerdem das billige Axiom: es muß etwas ganz andres, ganz Neues geschaffen werden.

Sie schuf nicht naiv, sondern mit diesem Axiom vor Augen und rechnete: wie mache ich das? Der Liliencron der Adjutantenritte und Wildenbruch waren die einzigen, die ihr etwas zu sagen hatten, aber sie bedeuteten nur Schrittmacher und keine Ziele.

Man ging dreierlei Wege. Das Neue war gegeben im Auslande. Bei Franzosen, Russen, Skandinaviern. Das war ein Weg, und der Hauptweg: die literarische Moderne ist in der Hauptsache Auslandsimport — das ist, was die Erfindung der „Heimatkunst" uns zurief. Ein anderer Weg: man braucht nur grundsätzlich alles anders zu machen als bisher; zum Teufel mit den alten Kunstgesetzen und das Gegenteil proklamieren, die Welt anders sehen als der Mensch bisher,

die bisher üblichen Ausdrücke durch andre ersetzen, um originell zu sein. Nietzsche mit seinem Umwertungsrezept wurde da zum Schutzheiligen. Ein dritter Weg: man gab sich mit seiner Jugend aus, wie man war: ein Gärungswesen, denkunreif, mit überwuchernden Phantasietrieb, mit dem beschränkten Ichhorizont der Jugend, die noch nichts erlebt hat und den Interessen und Gesichtspunkten des großen Lebens fernsteht, nichtsdestoweniger aber, dafern sie auf Umwegen davon gehört, sofort sich berechtigt glaubt, autoritativ mitsprechen zu können. Daher ist die Moderne ihrem eigensten Wesen nach lyrisch-sentimental, proklamiert das Ahnungsvolle, Unbestimmte als das einzig dichterisch Wertvolle, die psychologische Ichzerfaserung als die Aufgabe des Erzählers und Dramatikers. Der Mangel an Erlebnissen größeren Stils bedingt ihr mangelndes Interesse an Handlung. Das Gestalten ist ihr Nebensache, Improvisation, Stimmung das Wesentliche ihrer Kunst.

Das einzige große Lebensinteresse, der Boden ihrer einzigen starken inneren Erlebnisse ist auf das Geschlechtliche beschränkt. Und damit komme ich auf das, was ich hier eigentlich sagen will.

Sie hat eine schwere Verantwortung auf sich geladen, indem sie das Geschlechtsleben der gärenden Jugend in den Mittelpunkt ihrer Kunst gestellt und mit der Unverfrorenheit ihres unkontrollierten Selbstgefühls und dessen Suggestionskraft gewissermaßen gesellschaftsfähig gemacht hat. Hier arbeitet ihre Phantasie, ihr Witz, ihr Gefühlsleben, hier wurzeln ihre Konflikte. Mit den Geheimnissen des Bordells, des Chambre séparée, des Grisettenlebens hat sie die Köpfe, nicht bloß unsrer Jugend, vertraut gemacht — die Einschätzung, die das keusche Eheleben zu seinen Ungunsten von hier aus sich gefallen lassen mußte, hat den Libertinismus in erschreckendem Maße auch in die Ehen getragen. Sie ist tief im Preise gesunken, die Keuschheit, sie und die Treue; sie sind ein Spott geworden nicht wie einst nur für persönliche Maßlosigkeit und Charakterschwäche, sondern für die ganze Weltanschauung der Moderne und ihre Wortführer; als Bestandteile einer veralteten Weltanschauung, die überwunden werden muß. Man hat heute nicht mehr nötig, französische Romane zu lesen, um der Lüsternheit zu dienen; o, diese einst geschmähten Franzosen haben die Sittenlosigkeit noch als menschliche Schwäche behandelt, mit Humor — wir schwerfälligen Deutschen haben sie philosophisch legitimiert. Es ist bezeichnend genug: die Moderne hat keinen Humor; sie hat Witz, Satire, Bosheit, aber keinen Humor.

Sie hat uns den Kultus der Nacktheit und des Geschlechtsgenusses gebracht. Ihm ist das Leben ihrer Begründer geweiht gewesen — man braucht keine Namen zu nennen. Daß sich daraus beständig die schwersten Konflikte ergeben, ist ihnen nicht zum Fingerzeig geworden — im Gegenteil, diese Konflikte mit ihrer Herzens- und Lebenstragik boten ihnen willkommene Stoffe. Und wie dann das Weib als der unbeherrschtere Teil von jeher dem Manne, wenn sie schon die Scham fallen läßt, an Schamlosigkeit überlegen gewesen ist, so hat sie darin in der modernen Dichtung den Vogel abgeschossen.

Man kann den Einfluß dieser pornographischen — denn das ist sie — Kunst gar nicht überschätzen. Vorweg auf die Jugend, die der gegebene Boden für diese

„Jugendkunst" ist. Man braucht gar nicht erst in die russischen höheren Schulen zu gehen, wo ganze Knaben- und Mädchenklassen Vereine zum Zweck des Geschlechtsgenusses, auf den sie ein natürliches Menschenrecht prätendieren und offen verfechten, gegründet haben. Aber auch die „festen Verhältnisse" der Ehemänner und die gelegentlichen Chambre-séparée-Abenteuer der Ehefrauen in den Großstädten haben jammervoll überhandgenommen.

Das jammervollste an alledem ist, daß die Jugend die Behandlung des Geschlechtslebens als Amüsement zur Normalen gemacht, mindestens gesellschaftlich legitimiert hat. Dieses tiefste Geheimnis des Lebens, das von den Schauern seines Urgrundes umwittert ist, hat sie zur Schnurre gemacht.

Es ist mühsam errungene Kultur, was hier in verhängnisvoller Weise in Frage gestellt ist. Denn die Lebenskultur beruht auf der Selbstzucht. Jene feinste, wundervollste Blüte des Geschlechtsverlangens, die den keuschen Brautstand unsrer Großeltern mit unbeschreiblichem Duft umwob, ist der Roheit des elementaren tierischen Triebes zum Opfer gefallen in dieser „Moderne".

Über diese Eierschalen einer neuen Kunst müssen wir fortkommen, wenn nicht die Zukunft unsres Volkes zum Teufel gehen soll, wie die aller Völker, welche das Geschlechtsleben nicht zur Basis, sondern zum Mittelpunkt ihres Lebens und Strebens genommen haben. An der Liederlichkeit ist das römische Kaisertum wie die griechische Volksblüte zugrunde gegangen.

Wir haben schon einmal den gleichen Vorgang in Leben und Kunst durchgemacht: durch die Romantik. Die Stürmer und Dränger der vorklassischen Zeit, wie ihre eigentlichen Erben und Nachfolger, die Romantiker, zeigen genau dasselbe Bild wie die Jungen der achtziger und neunziger Jahre. Damals sind die Klassiker und die Freiheitskriege unsre Rettung gewesen. Wir haben zurzeit weder Klassiker noch Freiheitskriege in Aussicht. So mögen wenigstens Prediger in der Wüste das Odium auf sich nehmen und mit der Sprache herausgehen, Männer, die wissen, daß es Männerwerk ist, dem öffentlichen Leben seine Gesetze und Ordnungen zu geben, und welche die wertvollen Impulse, die von der Jugend kommen, unter Kontrolle nehmen, damit sie der Nation nicht zum Fluch werden.



Hof- und Volkstheater

(Berliner Theater-Rundschau)

In der 167. Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses, Sonnabend, den 12. April, kam der geistige Notstand des Berliner Königlichen Schauspielhauses zur Debatte. Die vom Abgeordneten Kopsch geübte Kritik fand Zustimmung in allen Bevölkerungskreisen, die sich nur einigermaßen der Früchte geistiger Bildung erfreuen und für das Theater als Bildungsfaktor irgendeinen Grad von Teilnahme aufbringen. Darüber, daß der oberste Verweser der preußischen Hofbühnen das Berliner Königliche Schauspielhaus aus dem Wettbewerb der deutschen Kunstbühnen hinausgedrängt und zu einer Karikatur des altberüchtigten Hoftheatertypus gemacht hat, sind wahrhaftig nicht bloß die Kritiker und

engeren Kreise der Kunstverständigen eines Sinnes. Nicht die fachmännische, schon die allgemeine Schulbildung und das bißchen Geschmack, das im deutschen Publikum lebendig ist, sprechen über diesen Jammer das Urteil. Jeder, der Gelegenheit hatte, mit geistig hochstehenden Persönlichkeiten auch des konservativen politischen Lagers über den beschämenden Marasmus auf der Bühne des Gendarmenmarktes zu sprechen, kann dem Abgeordneten Kopsch als Zeuge dienen für die Richtigkeit der Behauptung, daß die Gebildeten aller politischen Parteien die künstlerische Verwahrlosung des Königlichen Schauspielhauses beklagen. Im Parlament freilich erhob sich auf der rechten Seite des Hauses keine Stimme der Anklage. Hier hielt ein kleingeistiges Klassenbewußtsein die Herren von den konservativen Parteien im Zaume.

Woran liegt es, daß die preußischen und zumal die Berliner Hoftheater hinter dem Geist der Zeit in Erstarrung zurückblieben?

Der höfische Charakter dieser Institute gibt eine historische Erklärung; aber eine Erklärung, die heute für die Hoftheater mancher anderer deutscher Staaten nicht mehr paßt; weil dort — ich nenne Stuttgart, Darmstadt, Meiningen und mit einigem Vorbehalt auch München und Dresden — entweder ein aufgeklärter künstlerischer Wille an machthabender Stelle herrscht, oder man wenigstens doch aus konstitutionellem Taktgefühl eine anstößige Einschnürung der geistigen Freiheit auf künstlerischem Boden scheut.

Richtig ist, daß sich die Geschichte der Hoftheater im allgemeinen als eine Chronik der Sünden am Geiste vorstellt.

Im achtzehnten Jahrhundert bestand, bei den damals herrschenden politischen Zuständen, neben der Errichtung fürstlicher Theater kaum eine andere Möglichkeit, die dramatische Kunst zu heben. (Friedrich Ludwig Schröders Hamburger Versuch war von kurzer Dauer.) Aber die fürstlichen Mäcene, die die Mittel besaßen, dachten zumeist an viel possierlichere Dinge, denn an die strenge Muse. Ihre luxuriösen Hoftheater waren in der Mehrzahl Balletthäuser und Tempelchen frivoler Sinnlichkeit. Die Herrschaften konnten tun und unterlassen, was ihnen beliebte, denn sie waren in den alten Zeiten die alleinigen Zahler und unbeschränkten Hausherren. Erst allmählich öffneten sich die Hoftheater einem zahlenden Publikum, zugleich aber auch den Polizeibütteln einer geistmörderischen Zensur, mit deren Taten die Kulturhistoriker noch nach Jahrtausenden ihre witzigsten Kapitel füllen werden! Nur ist's allzu bitter, daß diese Scherze knechtseliger Kreaturen der Nation den reinen Trunk der Kunst verdarben und vergifteten. Die besten Männer jener Zeiten rieben sich auf im Kampfe gegen die Dunkelmacht von Hofamt und Zensur. Immermann, der Dichter und große Reformator des deutschen Theaters, schrieb die schwerwiegenden Worte: „Die Geschichte des deutschen Theaters in den verflossenen hundert Jahren widerhallt von der Klage verständiger Kunstfreunde über die Verwaltung der Hoftheater. Das Leid der dramatischen Kunst steigerte sich zu voller Ohnmacht, wenn Fürsten in eigener Person sich um Verwaltungsfragen und artistische Leitung bekümmerten.“ Und wo dies nicht der Fall, meint Immermann, dort seien die kunstfremden Führer, die Offiziere und Höflinge, denen man eine Intendantur wie einen Orden oder einen Titel verleihe, die Ursache des Übels. Die Intendanten waren maîtres de plaisir — nichts weiter.

Nach und nach veränderte sich der Charakter der Hoftheater insofern, als das Volk nicht bloß als zahlendes Publikum eine indirekte, sondern in manchen Staaten mit bestimmten Abgaben auch eine direkte Theatersteuer leistete. Das Hausherrenrecht der Fürsten blieb merkwürdigerweise dessen ungeachtet als eine Art von Gewohnheitsrecht uneingeschränkt. In Berlin waren Theaterdespotie und Polizeiwirtschaft fast am schlimmsten. Nur eine kurze Blütezeit des Theaters hatte Ifflands vorsichtige Diplomatie den höheren Gewalten abgerungen. Zwanzig Jahre nach Iffland versicherte Immermann, als er im Jahre 1833 die Verhältnisse an der Berliner Hofbühne kennengelernt hatte, „daß der Sinn des Königs, dessen Geschmack hinsichtlich des Repertoires maßgebend sei, jede

Erhebung dieses Theaters ausschließe". Diese Worte, geschrieben vor achtzig Jahren, sind noch heute — beachtenswert. Immermann machte in Düsseldorf den Versuch, eine deutsche Kunstbühne zu errichten, „fern der Kamarilla und der entnervenden Hofluft".

Man mag der impressionistischen Kritik vor der historischen Methode sonst den Vorzug einräumen; bei der Beurteilung des gegenwärtigen Zustands des Berliner Königlichen Schauspielhauses kommt man um gewisse geschichtliche Erinnerungen nicht herum! Eine Wurzel vom zureichenden Grund müssen die Erscheinungen haben. Sie ist zu erblicken in der lebendigen Tradition des fürstlichen Hausherrnrechtes am Gendarmenmarkt (leider fast dem einzig Lebendigen in diesem Theater!). Der Hausherr huldigt in allen Stücken — und auch in künstlerischen Dingen — dem konservativen Kult des Ererbten, den Anschauungen einer patriarchalischen Vergangenheit. Er ahnt nicht, daß der künstlerische Geist in beständiger Wallung und Entwicklung ist. Ein pompöser Aufzug, eine dröhnende Fanfare, ein effektvolles Tableau (sogar Kleists „Prinz von Homburg" wurde mit solchen Reizen ausgestattet!), das ist ihm die höchste Offenbarung der dramatischen Kunst.

Auch für die Hoftheater zerfällt die gesetzgebende Gewalt in die drei Komponenten; Krone, Regierung (der Herr Intendant) und Volksvertretung. Die Volksvertretung, das preußische Abgeordnetenhaus, schweigt als Körperschaft, nimmt ihre Rechte nicht wahr. Der Intendant Graf Hülsen, dessen Fähigkeiten für die Leitung einer Opernbühne nicht in Abrede gestellt werden, ist für das Schauspielhaus weniger als ein „Kunstbeamter"; er kommt für diesen Betrieb lediglich als Hofbeamter in Betracht.

Einmal schien es, als ob Graf Hülsen-Häseler die Notwendigkeit empfände, das Negativum: seiner literarischen Potenz durch ein Positivum zu ergänzen. Damals, als er Herrn Dr. Paul Lindau, immerhin einen ergrauten Literatur- und Theaterkenner, als dramaturgischen Unterfeldherrn des Schauspielhauses berief. Aber Paul Lindau war kein Herkules am Scheidewege. Er schwankte gar nicht, ob er einer literarischen Überzeugung oder dem Ruheplätzchen eines sorgenlosen Alters den Vorzug geben sollte. Seine Taten beschränkten sich auf alljährliche volltönende Programme. Odysseen, Iliaden kündigte er prahlend an, — geboren wurde nicht einmal eine Maus! Die öffentliche Vergeßlichkeit ist allzu schonend, die es unterläßt, die vollkommene Inhaltlosigkeit des jetzt ablaufenden Königlichen Theaterjahres den Ankündigungen entgegenzuhalten, mit denen der Weg auch zu dieser Saison gepflastert war.

Vollkommene Inhaltlosigkeit. Denn nicht einmal das klassische Repertoire erfuhr eine Bereicherung, irgend eine schöpferische Wiedergeburt eines alten Werkes im neuen Geiste. Die Hofbühne darf es nicht mehr wagen, neben Reinhardts Deutschem Theater für konkurrenzfähig zu gelten. Solch ein Schicksal ist ihr beschieden, obwohl sie noch heute, nach Matkowskys des Einzigen Tode, über vorzügliche künstlerische Kräfte verfügt. Ich nenne Vollmer, Kraußneck, Vallentin, Sommerstorff, Nuscha-Butze, und von den Jüngeren Helene Thimig und Clewing. Schauspieler vermögen nichts, wenn man ihnen nicht ihre Dichter gibt! Ja, an dauernden minderwertigen Aufgaben vermindern sich auch die schauspielerischen Werte. Die Pose, das Tableau, die Fanfare üben einen korrumpierenden Einfluß auf die Künstler, deren Beruf die Menschendarstellung ist; und die Verlogenheit alberner Konvenienzlustspiele, die allerlei Mätzchen und Scherzchen von den Mimen erpressen, machen die besten Schauspieler allmählich untauglich für die schlichte Wahrheit und Innerlichkeit ihrer Kunst. Man hat Anzeichen der stilistischen Entartung, selbst bei den Besten, unlängst wahrnehmen können, als den Künstlern ausnahmsweise vergönnt wurde, zwei kleine Stücke von Björnson (von der älteren, zahmen Gattung) zu spielen.

Der Kritiker, der das Jahr hindurch so wenig Anlaß hatte, sich mit den Leistungen des Königlichen Schauspielhauses zu beschäftigen, mochte die parlamentarische Abrechnung mit der Königlichen Intendantur als Anregung empfinden, auch seine Pflicht der Wahrheit zu erfüllen. An eine wesentliche Besserung des Zustands ist nicht zu glauben. Die persönlichen Voraussetzungen liegen fest, — und sie sind hier so ganz anderer Art, als sie etwa für das Hof-

theater in Stuttgart bestehen. Dort blüht die dramatische Kunst unter der opferwilligen Fürsorge des königlichen Hausherrn, der jeder freiesten Äußerung des dichterischen Geistes persönliches Interesse entgegenbringt und im übrigen sich an das Wort Goethes, gesprochen zu Eckermann, hält: „Die Hauptsache bei meiner Direktion war, daß der Großherzog mir die Hände durchaus frei ließ, und ich schalten und machen konnte, was ich wollte."

Die Mittel, die der preußische Staat der dramatischen Kunst opfert, sind auf dem Boden des Königlichen Schauspielhauses unfruchtbar. So bleiben also nur die Unternehmer- und Privattheater? Es gilt keineswegs von allen, es gilt von einzelnen künstlerischen Bühnen Berlins durchaus nicht wörtlich, was einst der Vorgänger Lessings, Johann Elias Schlegel, sagte: „Die Prinzipalschaft hat eine freie Kunst zu einem Handwerk herabgesetzt, welches der Meister mehrenteils desto nachlässiger und eigennütziger treibt, je gewissere Kunden, je mehrere Abnehmer ihm Notdurft oder Luxus versprechen." — Wir mögen diesem Pessimismus der Vorzeit die künstlerischen Leistungen einzelner Berliner Schauspielbühnen der Gegenwart entgegenhalten; dennoch muß einbekannt werden: Sicherheit ist nirgends, — nirgends ist die finanzielle Grundlage des Theaters unabhängig von der Laune der Mode, als wo die öffentlichen Mittel des Staates oder eines Monarchen diese Unabhängigkeit schaffen. In welchen Fällen aber, wie die Führung des Berliner Königlichen Schauspielhauses lehrt, die Abhängigkeit vom launischen Geschmacke des Publikums mitunter bloß ersetzt wird durch eine andere, nicht bessere Abhängigkeit.

Aber jetzt erhebt sich von dem schon gelegten Grundstein ein Bau der Zukunft. Ein Theater, das weder dem Hofe noch dem Privatunternehmer gehört. Ein Theater, dessen Besitzer das ganze Volk sein und das geleitet werden wird von künstlerischen Vertrauensmännern des Volkes — im unbezahlten Ehrenamte. Das Volkskunsthaus der Neuen Freien Volksbühne ist, seit die Stadt Berlin die erste Hypothek am Bau übernahm, gesichert. Sein streng geprüfter Voranschlag und die vieltausendköpfige, noch stets im Wachsen begriffene Masse der Vereinsmitglieder stellen das Gedeihen dieser rein künstlerischen Bühne außer Frage. Hier ist etwas vollkommen Neues, hier vielleicht die endgültige Lösung des Problems, an der die Freunde der Theaterkunst und der Volksveredelung seit Jahrhunderten arbeiten, hier das Modell für die Theatersysteme der Zukunft.

Nur in unserer Gegenwart konnte die Idee des Volkskunsthauses reifen. Ein mündiges Volk nimmt die „Wahrung seiner heiligsten Güter" selbst in die Hand.

* * *

Herbst und Winter, des Theaters wahrer Frühling und Sommer, waren tatenlos vorübergezogen; im April endlich unternahm das Königliche Schauspielhaus einen ersten Versuch mit einem ernstgemeinten neuen Drama. Es war eine Herbstzeitlose, eine blasse Blüte. Zwar dröhnt die Luft und trieft das Blut tüchtig in Tim Kleins „kunsthistorischer" Tragödie „Veit Stoß"; doch wie bei manchem Wildenbruchschen wilden Bruch wurde das Herz des Zuschauers immer ruhiger, je stürmischer die Theaterfiguren oben es trieben. Das Menschliche, das, was sich selbst beglaubigt und keinen Chronisten als Schwurhelfer nötig hat, das wollte nicht aufgehen. Der Hamburger Kunsthistoriker Tim Klein hat sich zwar ein ethisches Problem gewählt; doch der Stoff, in den er es kleidete, der Stoff, den er aus der Altnürnberger Kunstgeschichte nahm, paßte nicht zu dem Problem. Es wurde in der Verkleidung fast unkenntlich. Entstanden ist ein geräuschvolles Tatsachenstück mit schönen, zum Teil auch klugen Worten, bewährten Theatermotiven und -effekten und einigen wirksamen Szenen. Der alte Wildenbruch machte das übrigens besser. Seine Ideen waren immer primitiv und anspruchslos, konnten daher von der Theatralik kaum verfälscht werden; und in die Theaterblitze mischte sich das ehrliche Feuer seines Temperamentes.

Die Frage Tim Kleins lautet: Kann ein Künstler sub specie aeternitatis im Rechte sein mit einer Tat, die nach dem Gesetz der Bürger Frevel ist und Ahndung erheischt? Ganz gewiß kann es so sein. Es gibt in den zwei Welten des Bürgers und des Künstlers Gegenden, die nie der Fuß des anderen betritt. (Das gilt auch von Künstlern, die ihr Lebenlang ehrsam wandelten; ihre den Bürgern verbotene Welt war in ihrem Innern verborgen.) Gesetze, die für die Allgemeinheit gelten, müssen vom menschlichen Mittelmaß abgenommen sein, können nicht Rücksicht nehmen auf den ungesellschaftlichen Einzigen. Wäre es anders, die Welt würde ruchlos werden. Nicht jeder Künstler etwa ist ruchloser Taten fähig. Wohl aber können die Dämonen, die an seinem Werke wirken, von der Hölle wie vom Himmel kommen. Shaws sterbendem Künstler im „Arzt am Scheidewege" müßte von einem pflichttreuen Gerichtsarzt die moral insanity zugesprochen werden. Und doch ist er ein Adelsmensch; ein Mensch, der jenseits der Allgemeinheit und ihrer Moralgesetze Schönheit und Güte pflegt. Ein Lümpchen und ein reines Licht.

Wie kann der Dichter, der Dramatiker, einen Menschen, der ein bürgerliches Verbrechen begeht, als Künstler, als Adelsmenschen beglaubigen? Aus den Werken dieses Künstlers schwerlich. Denn wenn er auch von den Nebenpersonen des Stückes oder von der Kunstgeschichte Vorträge über die vortrefflichen Schöpfungen des Mannes halten läßt: im Drama gilt und wirkt nur das Werk, das sich vor unserem lauschenden Gemüt der Seele des vorgeführten Menschen abringt. Von den Bildern des Shawschen Malers sehen und hören wir nichts; aber wir glauben an diesen Künstler. Wir glauben an Tasso und auch an den Kollegen Crampton. Das Wesen des Künstlers mit dem Dichterschlüssel erschließen: das allein ist notwendig.

Wir wissen aus der Kunstgeschichte und hören es in Tim Kleins Drama unzählige Male, daß Veit Stoß, der Landsmann und Zeitgenosse Albrecht Dürers, ein kunstbegnadeter Bildschnitzer war. Dieser Veit Stoß beging in reifen Mannesjahren, als er bei seinen Mitbürgern hoch in Ehren stand, eine Urkundenfälschung. Betrügerisch schrieb er sich den Auftrag für das Votivbild in der Lorenzokirche zu, das der sterbende Tucher gestiftet und dem italienischen Konkurrenten des Veit Stoß aufgegeben hatte. Der hinters Licht geführte Rat der Stadt erfuhr, als der berühmte „Englische Gruß" des Meisters längst an geweihter Stelle war, von dem Vorgang, und er verurteilte den Künstler zum Prangerstehen und zur Brandmarkung auf beiden Wangen.

In Kleins Drama wird dem Veit Stoß außer dem überlieferten Verbrechen noch die Mitschuld an einem Mord und die moralische Schuld an dem Selbstmord seines Töchterleins aufgebürdet. Und es war schon gewagt genug, das Überrecht des Künstlers für einen Mann anzurufen, der einen schleichenden Betrug begeht; zumal seine Tat einen anderen Menschen (den italienischen Künstler) in Recht und Ehre schwer schädigt. Doch immerhin: Wir Spätgebornen besitzen ja den herrlichen „Englischen Gruß", und sein Schöpfer hat tatsächlich die Urkunde gefälscht! Also mußte es möglich sein, mit Dichtergewalt den Dämon des Meisters aufzurufen. Das gelang leider dem Verfasser des Stückes nicht. Sein Veit Stoß ist, als er sein Verbrechen begeht, niedriger gesinnt, als unbedingt nötig scheint. Er könnte, von grenzenloser Schaffenslust erfaßt, blind sein gegen Recht und Unrecht; doch diesen Helden schüttelt bloß der nackte Konkurrenzneid, der empörte Ehrgeiz. Noch immer hätte aus der problematischen Gärung die hohe Kraft sich entwickeln können ... Aber alles, was der Dichter weiterhin für seinen Künstler zu tun vermochte, war, daß er ihn eine stilisierte Predigt über das Künstlertum vor seinen Richtern halten ließ! Ohne daß Tim Klein es empfunden zu haben scheint, drückte er durch die ganze dramatische Handlung seinen Übermenschen ins Kleinmenschliche hinab. Dieser Veit Stoß, der aus Nürnberg feige flieht und gegen seinen Schüler undankbar handelt (der Schüler wurde durch des Meisters Schuld zum Mörder!), verspinnt sich in Eifersucht gegen den Geliebten seiner Tochter (eben jenen Schüler) und ist vom Wirbel bis zur Sohle ein winziger Knirps mit lauttönender Luftröhre. Der wirkliche Schöpfer des „Englischen Grußes" mag die

Urkunde gefälscht haben; der Urkundenfälscher des Tim Klein hat niemals den „Englischen Gruß" geschnitzt.

Das Hoftheater lieh dem Drama viel äußeres Leben und eine wunderschöne Nürnberger Dekoration. Der Erfolg war wohltemperiert.

* * *

Zwei kleine Lustspiele, beide von kitzlicher Art, Kost für Genäschige, fanden Beifall. Das eine: „Das Buch der Frau", ist von Lothar Schmidt, einem Dramatiker, der nicht zum erstenmal einen dürftigen Einfall hübsch und graziös ausbreitete. Fast wie ein Franzos'! Im Theater der Königgrätzer Straße, wo man die Tragödien bitter spielt, hat man einen süßen Stil für die Komödientändeleien ausgebildet.

Das andere Stück: „Die Einnahme von Berg-op-Zoom", ist von einem wirklichen Franzosen (Sacha Guitry) und wurde in den Kammerspielen gegeben. Nicht Graf Ulrich Friedrich Waldemar von Löwendal, der am 6. September 1747 die flandrische Festung Berg-op-Zoom erstürmte, ist der Held der Affäre; sondern ein Pariser Polizeikommissarius. Natürlich gibt es da wieder die bekannte Verquickung und Verwicklung von Amtsschärpe und Liebesband. Natürlich ist das neue Berg-op-Zoom eine schöne Frau (und natürlich die Frau eines anderen). Natürlich ist der Ehemann ein Kretin (das „mildert" die moralischen Bedenken). Aber neben dem allzu Selbstverständlichen einer Pariser Alkovenpikanterie hat das Stück eine reizende Lustspielszene. Der Belagerer und die spröde Verteidigerin spielen sie. Der Schmachtende weist auf den nicht mehr fernen 6. September hin (Berg-op-Zoom!). Es klingt wie Uhlands Lied des Grafen Eberstein: „Schön Jungfräulein — Hüte dich fein — Heut' nacht wird ein Schlößlein gefährdet sein!" ... Dann tanzen schüchterne Amoretten durch die Luft. Am Ende reißt eine errötende Frau die Blätter vom Kalender, die sie noch vom Gedenktag trennen wollen. — Wenn man's nacherzählt, ist's ein Nichts und weniger als nichts. Doch das eben ist für die moderne französische Komödie bezeichnend, daß sie ganz und gar auf das „Wie" und nicht auf das „Was" gestellt ist. Keine Spur von Persönlichkeit und größerem Wollen haben die Drechsler vom Schlage Guitrys. Doch sie drechseln nett. Leopoldine Konstantin und Waßmann gaben ein delikates Duo.

* * *

Friedrich Hebbels 100. Geburtstag verursachte den Berliner Bühnen keine Anstrengung. Jede gab das Hebbel-Stück, das sie gerade auf dem Spielplan hatte. Ein festlicher Aufdruck auf dem Theaterzettel — und damit gut. Nur die „Neue Freie Volksbühne" ging mit der Schatzgräberlaterne aus. Sie kam spät zum Ziel, fast einen Monat nach den Hebbel-Festreden. Aber sie brachte eine große Seltenheit heim: die „Julia". Nirgend sonst in Deutschland hatte man sich dieses Trauerspiels erinnert, das, bald nach „Maria Magdalena" entstanden, jenes bürgerliche Drama um einen verborgenen Ewigkeitswert überwiegt. Verborgen ist die Gipfelherrlichkeit leuchtenden Menschentums hinter des Schauspiels fadenscheiniger Räuberromantik und einer vergrübelten Konstruktion der Begebenheiten, der im Zusammenhang zu folgen dem aufmerksamen Zuhörer geradezu Kopfschmerzen bereitet. Schwierigkeiten außerordentlicher Art sträuben sich gegen die Bühnenwirkung. Deshalb war es auch beinahe eine Uraufführung, die „Julia" sechsundsechzig Jahre nach ihrer Geburt im Neuen Volkstheater erlebte. Denn die vor Zeiten in Berlin, München und Hamburg unternommenen Versuche waren verunglückt, und kaum zählen sie mit. Diesmal waren dem würdigen Wagnis zwei Sieghelfer beschieden: die besondere Resonanz im Tochterverein der Volksbühne („Literarische Versuchsbühne") — und die ins Innere der Dichtung gedrungene Inszenierung Lichos. Auch die Schauspieler nicht zu vergessen! Unter ihnen Kurt Stieler, der dem blassen Bertram die stille Vornehmheit eines großen Herzens gab.

Das Menschliche ist alles. Den vom phantastischen Zufall gesponnenen, wenn auch in den Bestandteilen meisterlich verzahnten Roman wäre man, bei einer bloßen Nacherzählung des Faktischen, für eine Parodie zu halten leicht geneigt. Der unbekannte Geliebte ist ein Räuberhauptmann aus den Abruzzen. Er hat Julias mitleidige Hingebung erstrebt, um sich an Julias Vater zu rächen, den er irrtümlich für das Schicksal seines Vaters verantwortlich macht, — seines Vaters, der als Räuber auf dem Blutgerüst endete. Doch des jungen Antonio Räuberherz läutert sich in Liebesflammen. Julia verkennt ihn, als sie sich von ihm verlassen glaubt. Sie flieht vor der ihr drohenden Mutterstunde aus dem väterlichen Hause und sucht den Tod. In des Waldes Düster begegnet ihr ein anderer Todsucher: jener junge Graf Bertram, auf dem die ganze sinnende Liebe des Dichters ruht. Dieser zu großen Taten geschaffene, aber früh verlorene Mensch hat einen Mord zu sühnen. Wen hat er gemordet? Sich selbst. Mit jenen „lustigen Leutnantssünden", an deren väterlichem Erbteil auch Ibsens Oswald zugrunde geht.

Besonders in diesem Trauerspiel „Julia" wird es eindringlich klar, daß Hebbel der geistige Vorfahre Ibsens ist. Sie klimmen beide denselben steilen Pfad hinan zu den letzten idealen Forderungen einer persönlichen Ethik, sie legen beide den warnenden Totenkopf auf den Prassertisch der menschlichen Gesellschaft. Und Bertram ist mit der gleichen Gedankenmilch genährt wie Oswald Alving. Optimistischer war Hebbel. Er läßt seine Menschen noch nach dem Ethos seines Dichterhauptes handeln und sagt nur etwa in einem Vorwort (so z. B. vom Grafen Bertram), ihresgleichen finde man in Europa nicht. Hebbel war sich trotzdem bewußt, daß seine Schöpferkraft alle Zweifel an der Wahrhaftigkeit seiner Menschen niederwerfen muß. Ein Vierteljahrhundert bevor Ibsens „Gespenster" geschrieben wurden, spricht Hebbels kranker Bertram, daß er die „Mißheirat zwischen dem Leben und dem Tod" (zwischen Gesundheit und Krankheit) scheue, denn „sie ist die Mutter der Gespenster". Ibsens Frau Alving feiert diese Todeshochzeit . . .

Bertram sowohl als Julia gehören zu den Lebenssatten und Todeszagen, die „den Weltuntergang herbeiführen möchten, um sich den Selbstmord zu ersparen". Bertram sieht in dem Geschick der verzweifelten Julia die Gelegenheit, seinem Tode einen Nutzen abzuringen, den sein vergeudetes Leben nicht mehr gewährt. Er bietet dem Mädchen die Hand zu einer rettenden Scheinehe — mit dem innigen Vorsatz, sterbend aus dem Wege zu gehen, wenn der verschollene Geliebte wiederkehren sollte. In der Selbstverständlichkeit, mit der sich Bertram über die Vorurteile der Welt hinwegsetzt, kündigt sich Hebbels persönliche Befreiung von der engen und kleinen Begriffswelt der bürgerlichen „Maria Magdalena" an. Dort hatte der Liebende zu dem „gefallenen" Mädchen, für das er doch noch zu sterben bereit ist, gesprochen: „Darüber kann kein Mann hinweg."

Aber Tobaldi, der Vater Julias, ist Meister Antons Bruder im Geiste. Er hat dieselbe grausame Härte und Beschränktheit, dieselbe Liebe, die wie Haß wütet. Die entflohene Tochter gab er für tot aus. Als Julia, sozusagen ehrgesäubert, mit dem Brautwerber Bertram ins Vaterhaus zurückkehrt, erblickt sie in der Kapelle Sarg und Totenkerzen. Der in seinem Vertrauen betrogene Vater, ein Sophist von Hebbelscher Zähigkeit, bleibt unerschütterlich. Die greuliche Szene, in der Julia ihrem eigenen Begräbnis zusieht, gehört zu den stärksten, die die dramatische Literatur kennt. Sie wirkt unerhört in diesem Stück, das mit seinen langen Erzählungen und psychologischen Selbstgesprächen sonst einen trägen, epischen Fluß hat.

Die Scheinehe Bertrams und Julias wird auf des Grafen Schloß in Tirol vollzogen. Und der Geliebte taucht auf! Zwischen ihm (Antonio) und Julia steht Bertram, wie Antonio zwischen Bertram und Julia. Es schwanken und beben drei arme Menschenherzen. Auch das Julias, das — sie selbst weiß es nicht — zerrissen ist. (Ein sehr verstohlen angedeutetes „Stella"-Motiv . . .) Auch das Bertrams, der, zum Sterben bereit, dem Leben tief ins schöne Auge sah.



Redebann

Wandmalereien aus der Herdecker Kirche  L. Fahrenkrog

Wandmalereien aus der Herdecker Kirche  L. Fahrenkrog

Die heilige Stunde  L. Fahrenkrog

L. Fahrenkrog

Die Dichtung hebt sich in die hohe Region, in der die Liebe nur das Glück des anderen sucht, in die ewige Wehmut des Entsagens.

Der Kristallpalast der Idee wäre eine tote Schönheit, würde er nicht von blutwarmen Menschen bewohnt sein. Und das ist staunenerregend, daß Hebbel Menschen, unbedingte, wahre Menschengebilde schuf, die von so abenteuerlichen Schicksalen nicht zerstört, von solcher Goldlast der Gedanken nicht erdrückt werden konnten . . .!

Der Tragödie „Julia“, dieser Gloriole der Ethik, begegnete die Herdenmoral in den Hoftheatern tatsächlich mit dem Vorwurf der — Unsittlichkeit. Wahrscheinlich, weil ein Graf unbedenklich eine uneheliche Mutter „zu seiner Gemahlin erhob“ (wie der Pöbelterminus der Gesellschaft lautet). Als der Dichter „Julia“ vollendet hatte, war er schon ein berühmter Mann. Was Wunder, daß man sich um sein neues Werk in Wien und Berlin bemühte. Aber 1847 lehnte Herr v. Küstner in Berlin das Stück „aus Scheu vor Anstoß“ ab. Da brauste das Luftreinigungsjahr 1848 heran. Alsbald wurde „Julia“ in Wien und Berlin vorbereitet. Ehe es zur Aufführung kam, war schon die Reaktion eingezogen. Der Historiograph der deutschen Hoftheater und besonders des Berliner Königlichen Schauspielhauses darf nicht den Bescheid vergessen, den Friedrich Hebbel (nach seinen eigenen Mitteilungen) im Jahre 1849 von der Berliner Intendantur erhielt. Er lautete, daß „der Geist der Zeit sich inzwischen wieder verändert hätte, und daß das Stück sich zu sehr von den gewöhnlichen Formen und hergebrachten Ansichten entferne, um nicht höheren Orts und bei dem jetzt wieder den Ton angebenden konservativen Publikum Anstoß zu erregen“.

Eine Pflegestätte der „gewöhnlichen Formen“ und der „hergebrachten Ansichten“ ist die Hofbühne bis zum heutigen Tage geblieben . . . Die Versäumnissünde der Hoftheater an Hebbels „Julia“ tilgte das Volkstheater.

Hermann Kienzl



Lese

Der Pudel in Goethes „Faust“

Zum alten Bestande der Sage, wie sie uns in den Volksbüchern und Puppenspielen überliefert ist, gehört der Pudel als Fausts Begleiter nicht. „Wohl“, schreibt ein Mitarbeiter an die „Frankf. Ztg.“, „erscheint der Höllenfürst (nicht Mephistopheles!), den Faust um Mitternacht am Kreuzweg beschworen hat, anderen Tages in seinem Zimmer in tierähnlicher Gestalt, aber von einem Hunde ist dabei keine Rede; in dem ‚Volksbuch‘ vom Doktor Faust, das Goethe als Knabe auf der Messe zu Frankfurt gekauft und verschlungen zu haben scheint, war nur zu lesen, der ‚Geist habe sich auf verschiedene Art nahe bei dem Ofen postiert, bis er endlich auf nochmals vorhergegangene Beschwörung des Fausts, sich in einem Menschenkopfe gezeigt und ihm eine tiefgebückte Reverenz gemacht, unter diesem Vorwande aber, weil er nicht allzu weit von ihm entfernet, nicht weitergehen wollen. Worüber sich Faust ereifert und mit noch härterer Beschwörung gedrohet haben soll, welches dem verfluchten Geiste unangenehm zu sein geschienen, weil er seinem Befehle im Augenblicke gehorsam gewesen, außer daß er ihm neue Angst verursachet, als er das Zimmer in vollem Feuer, welches sich überall ausbreitete, und den Geist in dem gezeigten Menschenkopfe, den Leib aber so zottig wie ein Bär gestaltet, erblickte, daß auch Faust genötigt ward, den Geist zu bitten, die Retirade wiederum hinter dem Ofen zu nehmen, welches auch geschah.‘ Woher nun Mephistopheles in Hundegestalt? Er gehörte jedenfalls zum älteren Bestande von Goethes Faustdichtung; denn nach

einem uns erhaltenen Bericht über die älteste Fassung der Osterspaziergangsszene sollten Faust und Mephistopheles an eine Gruppe von Studenten herantreten und sich an den Kunststücken eines Pudels ergötzen, der dann schließlich Faust nachsprang; und in der Prosaszene ‚Trüber Tag, Feld', die bereits dem ‚Urfaust' angehört, wie ihn Goethe 1775 nach Weimar mitbrachte, erinnert der Held seinen höllischen Begleiter daran, wie er sich ‚in Hundesgestalt nächtlicherweile oft gefiel, vor ihm herzutrotten'. Man denkt zunächst an die Sagen über Heinrich Kornelius Agrippa von Nettesheim, eine der merkwürdigsten Gestalten der deutschen Renaissance: Agrippa war als großer Magus bei hoch und gering angesehen und gefürchtet; seine Gestalt hat dem Faustdichter sicherlich vielfach vorgeschwebt und ihm verdankt Goethes Held seinen Vornamen Heinrich; von Agrippa aber erzählte man, er sei mit einem schwarzen Hunde umhergezogen, den er ‚Monsieur' nannte und schließlich als seinen Verderber verfluchte. Auch dem historischen Doktor Faust wurden von der Sage ein zauberischer Hund wie ein zauberisches Pferd als Begleiter zugeschrieben; ob der junge Goethe dies gewußt hatte, ist kaum zu ermitteln. Wohl aber mochte ihm bei der Lektüre der Beschwörung im Faustbuche eine Szene aus Gottfrieds Chronik einfallen, die dann wieder die Erinnerung an den Hund des Agrippa wecken konnte. Die ‚Historische Chronik' des Gottfried (d. h. des Straßburgers Abelin), ein mit Merianschen Stichen geschmücktes Geschichtswerk des frühen 17. Jahrhunderts, las der junge Goethe ‚so fleißig wie die Bibel' und erfuhr davon nicht bloß Einwirkungen auf seinen Prosastil, sondern vor allem reichliche stoffliche Anregungen, auf die jetzt neuerdings der gelehrte Jesuit Franz Hotzky in einem Programm des Kalksburger Gymnasiums über ‚Goethes mythologische Quellen' hingewiesen hat. Da wird u. a. von dem Konzil zu Trient erzählt: ‚Dabei befand sich auch der Kardinal Creszentius als päpstlicher Legat. Derselbe, als er den 25. März viele Schreiben an den Papst auszufertigen hatte, und damit bis in die Nacht umging, ist ihm unversehens ein großer schwarzer Hund erschienen mit feurigen Augen und langen Ohren so fast bis auf die Erd' herabgegangen, welcher stracks auf ihn zugegangen, hernacher aber unter den Tisch gefallen; worüber der Kardinal heftig erschrocken, seinen Dienern gerufen und den Hund suchen lassen: aber sie haben nichts gefunden: dadurch er in größeren Schrecken und tödliche Krankheit verfallen: als er jetzo sterben wollen, hat er immer gerufen, man solle dem Hund wehren, daß er ihm nicht aufs Bett steige.' Man sieht, der Verlauf der Erzählung ist ganz anders, als bei Goethe. Das von Hotzky reproduzierte Meriansche Bild aber, wo der Legat am Pult sitzt und beim trüben Schein des Lichtes schreibt, während am Ofen der schwarze Hund mit den feurigen Augen erscheint, kann sich sehr wohl in Goethes Phantasie eingeprägt und sie befruchtet haben."

Diese Darstellung glaubt nun Dr. E. Traumann (Heidelberg) in verschiedenen Punkten berichtigen zu müssen:

„1. Der ‚Bericht über die älteste Fassung der Osterspaziergangsszene' ist apokryph. Er beruht auf einer ganz vagen Erinnerung Constantin Rößlers, der im Jahre 1866 in einer norddeutschen Zeitung einen — später nicht wieder auffindbaren — Brief Chr. Boies gelesen haben wollte, wonach dieser Hainbundgenosse schon im Oktober 1774 die Szene ‚Vor dem Tor' von Goethe vorlesen hörte. (Siehe über die Zweifelhaftigkeit dieses Zeugnisses die Einleitung von Erich Schmidt zum ‚Urfaust', Weimar 1901, S. LXIV.)

2. Von dem Hund als dem Begleiter des historischen Faust erzählt bereits Andreas Hondorff und der für die wittenbergische Überlieferung besonders wichtige Manlius. (Siehe Tille, ‚Faustsplitter' Nr. 12, 16, 23.) Ob Goethe diese Quellen in seiner Jugend kennen lernte, ist freilich ebenso unsicher wie die Tatsache, daß ihm der schwarze Hund des Agrippa die erste Anregung zum Pudel-Motiv (in der Szene ‚Trüber Tag, Feld') gegeben habe. Ganz gewiß aber hat die Gestalt des Alchimisten, von dessen Satire ‚de vanitate scientiarum' der junge Wolfgang nur einen konfusen Eindruck erhielt (siehe ‚Dichtung und Wahrheit', viertes Buch), und den er in seinen Frankfurt-Straßburger ‚Ephemerides' nur flüchtig erwähnt (Max



Morris, ‚Der junge Goethe', Bd. II, S. 37), dem Faustdichter nicht ‚vielfach vorgeschwebt'. Eher die des ihm weit vertrauteren Wundermannes Paracelsus. Auch verdankt darum Goethes Held seinen Vornamen nicht dem Kornelius Heinrich Agrippa von Nettersheim — ebensowenig wie Egmont den gleichlautenden irgendeinem Modelle verdankt. Goethe hatte offenbar eine Vorliebe für diesen echt deutschen Namen (siehe J. Minor, ‚Goethes Faust', I, S. 174).

3. Höchst zweifelhaft ist es, daß die ‚ganz anders verlaufende' Erzählung in Gottfrieds Chronik oder Mariens Bild auf des jungen Goethe dichterische Phantasie einen nachhaltigen Eindruck gemacht hat. Der Legat am Pult und der Hund am Ofen: diese Situation entspräche freilich der späteren Studierzimmerszene, da Faust, mit der Bibel beschäftigt, das knurrende Tier beschwört. Aber für die Entstehung dieser Partie in der Zeit um das Jahr 1801 haben wir die festesten Anhaltspunkte. Nach langem vergeblichen Suchen erst war nun Goethe die Einführung des Teufels und die Art seiner Beschwörung gelungen. Wann ihm das neue Aperçu von dem durch Saat und Stoppel streifenden Pudel aufgegangen, mag noch unsicher erscheinen (siehe O. Priower, ‚Goethes Faust', S. 132 f.). Ganz gewiß aber ist es, daß der Dichter das Motiv des im Zimmer sich bewegenden Hundes dem Widman-Pfitzerschen Volksbuche verdankte, das er am 18. Februar 1801 der herzoglichen Bibliothek zu Weimar entlieh. Hier heißt es in Teil I, Kap. 25, laut dem Bericht eines Grafen von Isenburg, der den Faust zu Wittenberg in dessen Herberge besucht: ‚Under andern aber sahe er gleichwol einen großen, schönen schwartzen zotteten Hundt, der ging auf und nieder, auff den sahe er mit Fleiß, und als er sich wolt mitten in die Stuben legen, da redet D. Faust ein Wort, welches er nit verstundt, alsbald ging der Hundt hinaus für die Stubenthür, und that jm die Thür selbst auff' usw. Ob Goethe dieses Volksbuch schon früher oder gar in seiner Jugend kannte, ist mehr als zweifelhaft. Jedenfalls hatte er aus dem gleichen Kapitel das Motiv entnehmen können, daß ‚Faustus mit diesem Hundte wunderbarliche Gauckeley solte getrieben haben, sonderlich wenn er spazieren gangen', wie er auch dort — in einer ‚Erinnerung' zum 25. Kapitel — das Gerücht vom Hunde des Agrippa finden konnte.

* * *

Shakespeare oder Drischeleit?

Daß Irene Triesch und Paul Wegener, sicherlich Paul Wegener, zu den ersten darstellerischen Künstlern Europas gehören, bezweifelt heute wohl kaum jemand. Als die beiden gemeinsam im „Macbeth" auftraten, gab es denn auch große Begeisterung bei Publikum — und Kritik. Recht verschiedenartige Zeitungen, wie „Kreuzzeitung", „Nationalzeitung"", „Lokalanzeiger" u. a. stimmten einen Hymnus auf die Leistung Paul Wegeners an, der kaum zu überbieten sei. Andere Blätter, wie z. B. die „Tägliche Rundschau", waren zurückhaltender und machten bei voller Würdigung der Leistung ihre Einwendungen. Nur eine Besprechung ragte wie Helgoland aus dem Meer und lag da in „splendid isolation". Paul Schlenther faßte im „Berliner Tageblatt" seine „Eindrücke" vom Zusammenspiel Paul Wegeners und der Triesch — nach der „Kerzendrippelszene" ist er davongelaufen — folgendermaßen zusammen:

„Der stuppsnäsige Drischeleit, ein Fleischerknecht aus Tapiau am Pregel, und das schöne Rosettchen, eine ehemalige Mäntelnäherin aus Mährisch-Ostrau, sind nach Berlin gekommen, haben in einem Kellerlokal der Kleinen Hamburger Straße Bekanntschaft gemacht und schon manchmal zusammen ein Ding gedreht. Wenn sie aber ihren totschlagsfreien Abend haben, so verkleiden sie sich und spielen auf dem Liebhaberbrettl der Auguststraße ein grausiges Ritter- und Räuberstück."

Mein erster „Eindruck" angesichts dieser kritischen Leistung war, um mich dem Schlentherstil wenigstens schüchtern zu nähern: „Paule, du rasest!" Nicht Paule Wegener, sondern Paule

Schlenther. Der zweite Eindruck kroch in die Frage: „Ist das wirklich so witzig? Bloß wegen der einen Rosine vom ‚totschlagfreien Abend‘?“ Dann sagte ich mir: Will er gleich zwei Landsleute mit einem Streich erlegen? Meint er auch den Wegener nicht unverwandten Lovis Korinth? Manche sagen, der sei ein Fleischerknecht. Das glaube ich nicht. Daß er aber aus Tapiau ist, das weiß ich. Ich habe Paul Wegener als Macbeth nicht gesehen. Weil ich ihn aber länger und vermutlich hie und da genauer kenne, als irgend einer der Herren Berliner Kritiker, bin ich geneigt, anzunehmen, daß in der fessellosen Karikatur Schlenthers ein kleiner berechtigter Kern steckt. Als Schlenther auf der Presseversammlung im Zoologischen Garten so hübsch von den Nöten des Feuilletonisten plauderte, des kleinen Kanarienvogels in der Kellerwohnung, als er mit Fug als heiligstes Recht und heiligste Pflicht des Kritikers in Anspruch nahm, daß er lediglich und unbeirrt durch irgend etwas dem eigenen Eindruck Ausdruck zu leihen habe, da klang das Ganze wie eine Apologie des obigen Macbeth-Eindrucks. Und es klang keineswegs unsympathisch, als er beteuerte: „Dies über alles: sei dir selber treu, und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage, du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen.“ Man glaubte ihm das ohne weiteres. Wenn jemand Blumenthal für einen großen Mann hält, wenn ihm Grillparzer mehr ist als Hebbel, und wenn er das bei hellem Tageslicht schwarz auf weiß zu sagen wagt, finde ich das sympathisch. „Wir glauben, daß Sie's ehrlich meinen; seit gestern sind wir des gewiß.“ So weit geht eben niemand, der es nicht innerlich muß, und über Geschmacksachen läßt sich immer noch nicht so recht streiten. Bleibt also bei dem Fall Shakespeare kontra Drischeleit lediglich ein formaler Niederschlag. Ich bin der letzte, der geneigt wäre, über „Verrohung der Kritik“ zu jammern, aber Lessings Forderung, gegen die ganz großen Künstler am unerbittlichsten zu sein, war doch wohl nur sachlich gemeint. Und ob das Hereinziehen körperlicher Eigenschaften, wie das des „stuppsnäsigen Fleischerknechts“ nicht doch bereits trotz scheinbarer Sachlichkeit in ein anderes Gebiet gehört, sei dahingestellt. Bei einer klinischen Demonstration zeigte ein Professor seinen Hörern ein altes Marktweib als Urbild der Häßlichkeit auf, bei der alles gewissermaßen in Idealkonkurrenz vorhanden war. Aber die alte Dame meinte resolut: „Sie sind der scheenste doch nich, Herr Professer!“

Adolf Petrenz





Paulus Cassirer Triumphator

Zur Ausstellung der Berliner Sezession

Von Dr. Karl Storck

Die Art, wie die nach mancher Leute Meinung in Kunstdingen „maßgebende“ Presse die neue Sezessionsausstellung begrüßt, ist für die neue Leitung so schmeichelhaft, daß man es begreifen kann, wenn vielfach auch darin ein Regiekunststück des Herrn Paul Cassirer erblickt wird. Dieser Kunsthändler ist in der Tat eine in unserem deutschen Kunstleben einzigartige Persönlichkeit, die mir bei schärfstem innerem Widerspruch eine gewisse Bewunderung, ja so etwas wie Sympathie abnötigt. Sicher trägt dazu die Umgebung der Künstlerschaft, in der er steht, bei, aus deren schwächlicher und charakterloser Haltung, selbstgewollter Abhängigkeit, aus deren Unmannhaftigkeit mit einem Worte, ein Mann, der weiß was er will und offen und dreist auf sein Ziel losgeht, wie ein geborener Führer herausleuchtet.

Ich habe an dieser Stelle kein Hehl daraus gemacht, wie erniedrigend für die Künstlerschaft ich es empfinde, daß sie einen Kunsthändler zu ihrem Präsidenten erwählte. Wenn dieser Kunsthändler seinen Beruf wirklich erfüllen will, muß er von ganz anderen Grundsätzen ausgehen, als sie für jeden Künstler Gewissenspflicht sind. Da dieser Kunsthändler in diesem besonderen Falle aber noch obendrein ein starker Kapitalist ist, muß er ganz naturgemäß die Machtmittel und die Arbeitsweise des Kapitalismus anwenden. Bleibt so die Tatsache traurigen Andenkens bestehen, daß eine große Künstlervereinigung in der Erkenntnis, keinen Mann von autoritativer Kraft zu besitzen, sich willig unter die Oberherrschaft eines Kunsthändlers beugt, so kann man andererseits es diesem Kunsthändler doch nicht verübeln, wenn ihn sein Ehrgeiz dazu treibt, auch äußerlich die Herrscherstellung einzunehmen, die er hinter den Kulissen sich zu verschaffen gewußt hat.

Cassirer, der seinerzeit es so gut verstand, zunächst nur als Geschäftsmann „der Künstlerschaft die ihrer idealen Welteinstellung fremde Beschäftigung mit den materiellen Dingen des Lebens abzunehmen“, der dann im geeigneten Augenblick sich einen wirkungsvollen Abgang sicherte, als wohl einige den heimlichen Präsidenten in ihm nicht ertragen wollten, ist jetzt, wo man ihn öffentlich zurückholen

mußte, stolz genug, sich als Herrn aufzuspielen. Sicher haben selbst ein Lenbach und Anton von Werner in den Zeiten ihrer anspruchsvollsten Autokratie niemals der Öffentlichkeit eine Ausstellung vorgesetzt, bei der in diesem Maße der einzige leitende Grundsatz war: „Ich stelle aus, was mir behagt; ich trete ein für meine Freunde, für meine Günstlinge, für die Kunst, die ich geschäftlich mache."

Die kecke Selbstverständlichkeit, mit der Cassirer dem lahmen und kaltblütigen Idealismus, mit der unsere Künstlerschaft seit Jahren den Markt- und Cliquencharakter ihrer übrigen Ausstellungen zu verhüllen sucht, ins Gesicht schlägt, hat einen vollen Sieg errungen. Das eine steht jetzt schon fest: des Kunsthändlers Cassirers Machtstellung in unserem Kunstleben wird nach dieser Ausstellung noch größer sein, als bisher. Wenn es noch etwas brauchte, ihm dazu zu verhelfen, so war es die klägliche Protestbewegung einiger Unzufriedener, die der Eröffnung der Ausstellung vorangegangen ist. Kläglich ist diese Auflehnung deshalb, weil sie nicht rücksichtslos genug dreinschlägt und so für die Öffentlichkeit nichts anderes bedeutet, als die Unzufriedenheit einiger Zurückgesetzter.

Für uns Danebenstehende hat das Ganze allerdings seinen Wert. Der Kunsthändler und Präsident Cassirer ist geschickt genug gewesen, der Jury seiner Ausstellung nicht beizutreten. Diese Jury trägt aber vor der Öffentlichkeit die Verantwortung für die ausgestellten Kunstwerke. So hat der kluge Präsident nun noch obendrein das Vergnügen, daß die Künstler sich wechselseitig ihr Fell vergerben, damit er sich recht bequem für seine Zwecke Riemen daraus schneiden kann.

Am Tage vor der Eröffnung der Ausstellung brachte Fritz Stahl, der Kritiker des der Sezession von Anbeginn an freundlichen „Berliner Tageblatts", unter der Spitzmarke „Plötzlicher Talentverlust" folgenden Artikel: „Ein Teil der Mitglieder der Berliner Sezession ist in großer Erregung, weil die Bilder dieser Künstler, die bisher immer in den Ausstellungen vertreten waren, diesmal zurückgewiesen worden sind. Dieser plötzliche Talentverlust ist ein sehr interessantes künstlerpsychologisches Phänomen. Es ist nicht neu. In allen Künstlergruppen werden bei den unvermeidlichen Streitereien immer einige Mitglieder von dieser furchtbaren Krankheit betroffen. Und zwar schlägt sie immer die, die in der Minorität sind oder austreten. Die kurze Geschichte der Berliner Sezession ist besonders reich an solchen Fällen ... In diesem neuen Falle sind alle die Künstler betroffen worden, die gegen die Präsidentschaft Paul Cassirers gestimmt haben. Viele von ihnen werden sich mit dem frommen Worte trösten müssen: ‚Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen'. Vielleicht gibt er es wieder, wenn sie sich in Zukunft weniger über die Kunstpolitik ihres Vereins aufregen ..."

Am Tage der Eröffnung selbst sandten einige der zurückgewiesenen Künstler folgende Erklärung an die Presse: „Die unterzeichneten Mitglieder der Berliner Sezession haben auf der letzten Generalversammlung mit Rücksicht auf verschiedene Vorkommnisse unserer Meinung offen Ausdruck gegeben, daß eine enge Verbindung zwischen Künstlertum und Kunsthändlertum zu vermeiden ist, und daß es insbesondere im künstlerischen Interesse nicht zu wünschen ist, daß ein am Kunsthandel hervorragend beteiligter Kunsthändler Präsident einer Künstlervereinigung

ist. Die von uns geäußerte Meinung ist inzwischen durch die bereits bekanntgewordene Entscheidung der Jury bestätigt worden.

Wir fühlen uns durch diese Entscheidung der Jury, die unter Herrn Cassirer für die morgen beginnende Ausstellung der Sezession tätig war, nicht nur zurückgesetzt, sondern müssen auch zu der Auffassung kommen, daß sein Einfluß wenigstens auf diejenigen Mitglieder der Jury, die auch in geschäftlicher Beziehung zu ihm stehen, ihr künstlerisches Urteil getrübt hat. Wir kommen nicht über die auffallende Tatsache hinweg, daß gerade wir, die wir uns zu dem oben wiedergegebenen Grundsatze erklärt haben, von der Ausstellung ausgeschlossen sind, und wir können es lediglich als eine versuchte Überzuckerung der uns gereichten Pille ansehen, wenn von Herrn Pottner ein Bild ausgesucht ist, das angenommen wurde; eine Auswahl, die Herrn Pottner veranlassen mußte, auch dieses Bild zurückzuziehen. Die Mitglieder der Jury werden ihr Urteil sicher mit bestem Wissen abgegeben haben, ebenso wie Herr Cassirer überzeugt sein wird, daß sein bekanntes, ihn charakterisierendes Wort: ‚Die Mitglieder der Sezession sind meine Sklaven‘ recht behalten hat. Vielleicht werden aber auch die Mitglieder der Jury noch in Zukunft einsehen, wie verfehlt es ist, bei künstlerischen Entscheidungen auf die Stimme einer materiell so interessierten und nach seiner Charakteranlage so autokratischen Persönlichkeit wie derjenigen des Herrn Cassirer zu hören.“

Dieses Rundschreiben ist nur von einem Teil der Zurückgewiesenen unterschrieben, die also nicht einmal für ihren Protest gegen den von ihnen jetzt so gehaßten Tyrannen die Einigkeit fertiggebracht haben. Die Jury der Ausstellung aber hat gegen den Kritiker Fritz Stahl die gerichtliche Klage anhängig gemacht. Sie will sich ihre „Unparteilichkeit“ vom Kadi bescheinigen lassen. Merkwürdig, wie empfindlich diese Herren Künstler sind, die von jeher für sich das Recht in Anspruch genommen haben, jeden Kritiker, der sie nicht lobt, als parteilich oder doch voreingenommen zu bezeichnen.

Warum ich diese Angelegenheiten an dieser Stelle behandle, wo wir uns um Persönliches und Lokales sonst so gar nicht bekümmern?! Es geschieht sicherlich nicht aus Sympathie für die hier beteiligten Künstler, die nur ernten, was sie gesät haben, und ganz gewiß auch nicht um der Persönlichkeit des Herrn Cassirer willen, die mir an und für sich so gleichgültig ist wie nur möglich. Aber ich habe die Hoffnung, daß derartige Ereignisse endlich unserem Volke die Augen öffnen über die Kräfte, die in Wirklichkeit sein Kunstleben gestalten.

Unser gutes deutsches Volk, soweit es dazu kommt, für unsere zeitgenössische Kunst Teilnahme aufzubringen, hegt von diesem Leben ideale Vorstellungen. Wohl weiß man aus der Kunstgeschichte, daß manches starke Talent nur mühsam durchzubringen vermochte; vielleicht weiß man auch, daß im Gegensatz dazu manch einer ein unverdientes Glück und ungerechtfertigte Erfolge gewann. Aber die Ursache dieser Erscheinungen sucht man in inneren Gründen. Daß man seit ein, zwei Jahrzehnten Kunstwerte macht und Kunstwerte unterdrückt, genau wie Börsenpapiere; daß diese Macher nicht die Künstler sind, sondern jene Leute, die ihr Kapital in Kunst angelegt haben; daß diese Kunstkapitalisten die öffentliche Meinung in unglaublicher Weise zu beeinflussen vermögen; daß ihnen sowohl Ausstellungen

wie vor allen Dingen auch die Kritik zu Gebote stehen — von alledem ahnt im allgemeinen der Kunstliebhaber gar nichts.

Nun macht der gute Deutsche seit einem Vierteljahrhundert im Leben der bildenden Kunst folgendes durch. Es tauchen, zum Teil aus der Fremde eingeführt, zum Teil im Inland hergestellt, einzelne Künstler und Künstlergruppen auf, deren ganze Art zu sehen und darzustellen dem deutschen Kunstempfinden widerspricht. In der Kunst herrscht nun oder sollte doch herrschen: volle Freiheit. Aber wohl verstanden, nicht bloß für den Kunsterzeuger, sondern auch für den Kunstgenießer. Der einzig richtige Standpunkt auf dem Gebiete der Kunst ist der der Liebe. Ich als Empfänger kann der Kunst nichts entgegenbringen als Naivität, den Willen zur Empfänglichkeit, Offenheit der Sinne. Je „dummer" ich der Kunst gegenübertrete, um so eher wird mir ihr Gnadengeschenk zuteil. Gewiß haben wir Deutsche den Fehler, fast nie zu dieser „Dummheit" für Kunst zu kommen. Wir sind eigentlich immer anmaßend, weil uns der Schulmeister in den Knochen steckt; wir sind wenig empfänglich, weil wir unsere Sinne haben verkümmern lassen über verstandesmäßigem Wissen. Dieses Wissen aber hat uns hochmütig gemacht. Hochmut macht beschränkt. Diese Beschränktheit in der Kunst offenbart sich im Autoritätsglauben.

Wie erquickend wirkt das Verhalten der Romanen zur Kunst, vor allen Dingen der Italiener, aber bei der bildenden Kunst auch der Franzosen! Diese Leute lieben mit inbrünstiger Leidenschaft, was ihnen gefällt, was also zu ihnen spricht, was sie aufzunehmen vermögen. Und in dieser Liebe vermag keine Kritik sie irrezumachen. Ich habe das in Italien z. B. mit Musik erlebt, wo das Publikum sich in seiner Freude an einem Werk einfach nicht irre machen ließ und am nächsten Tage nach den ungünstigen Kritiken erst recht seinen jubelnden Beifall aussprach.

Bei uns ist allen ernsten Kunstwerken gegenüber immer das Gegenteil der Fall. Wie oft habe ich es erlebt, daß das Publikum bei der Aufführung freudig Beifall spendete, am nächsten Tage durch die ablehnende oder zurückhaltende Kritik unsicher wurde und schon die erste Wiederholung stumpf und teilnahmslos aufnahm. Welch eine Erbärmlichkeit! Und wie wenig lebt in diesem Verhalten von einer deutschen Treue! Gewiß kann der Romane einer fremden Kunsterscheinung gegenüber in seiner Ablehnung brutal sein. Aber tausendmal lieber ist mir doch diese schroffe, meist lachende oder sich selbst in Tätlichkeiten luftmachende Ablehnung, als diese muffige Art, in der bei uns erst ängstlich das Urteil der Sachverständigen abgewartet wird, um sich ja nicht zu „blamieren".

Bei der bildenden Kunst ergab sich nun folgendes: Den inneren Widerspruch, den wir Deutsche unserer Natur nach gegen verschiedene Richtungen der uns von einer gewissen Seite vorgeführten „modernen" Kunst empfinden mußten, wagte man nicht in entschiedener Weise zu bekunden. Unter dieser entschiedenen Weise verstehe ich nicht nur das Negative der Ablehnung, sondern auch das Positive der Liebe, die sich betätigen muß zu den Künstlern der eigenen Art. Eine übereifrige Kunstschriftstellerei aber beherrschte allmählich die gesamte journalistische Kunstkritik und verkündete in überlauten Tönen die einzigartige Herrlichkeit dieser von uns als wesensfremd empfundenen Kunst. Getreu unserer alten Überlieferung

beugten wir uns dieser oft so windigen Autorität und bemühten uns, uns zu dieser „modernen“ Kunst heranzubilden. Es ist nun allmählich so geworden, daß wir jedes Jahr zu einer neuen Kunst uns heranbilden müssen; und wenn wir ganz richtig vorgehen wollen, wie es diese Art von Kunstkritik verlangt, so müssen wir nicht nur immer zu neuen Göttern beten, sondern wir müssen auch noch die verbrennen, zu denen wir gestern gebetet haben.

Wohl verstanden, nichts liegt mir ferner, als allen diesen Bewegungen die innere Berechtigung oder künstlerische Werte abstreiten zu wollen. Sicher steht z. B. heute kein Deutscher mehr weiten Ausschnitten des Impressionismus so fremdfühlend gegenüber, wie vor zwanzig Jahren. Das steht auf einem ganz anderen Blatte. Wir müssen uns ganz natürlich an ein wirklich Fremdartiges oder Neues erst gewöhnen. Andererseits gewöhnt sich der Mensch eben an alles und mit der Tatsache, daß man sich daran gewöhnt, ist noch lange nicht bewiesen, daß nun das zunächst als fremdartig Empfundene wertvoll geworden wäre. Man gewöhnt sich an alle Übel der Welt, man gewöhnt sich eben auch an die üblen Erscheinungen, an die Krankheitserscheinungen in der Kunst. Je stumpfsinniger diese Gewöhnung ist, je bereitwilliger sie geleistet wird, um so weniger können aus der Zwiespaltigkeit zwischen ursprünglicher Anlage und neuartigem Kunstwerk Werte entstehen, während der wirkliche Kampf solche erzeugen könnte.

Es gibt z. B. eine ganze Reihe von Erscheinungen, die man als deutschen Impressionismus bezeichnen könnte und die Werte für uns darstellen, Werte, die zum Teil in der kämpfenden Auseinandersetzung mit dem französischen Impressionismus gewonnen worden sind. Nur zum Teil! Denn — und darin offenbart sich eine Parallele zu den Erscheinungen in der Literatur für Naturalismus und Ibsen — nachträglich stellt sich heraus, daß dieser deutsche Impressionismus bereits vorher dagewesen ist, unabhängig vom Ausland sich entwickelt hatte. Lediglich infolge unseres beschränkten Autoritätsglaubens in allen künstlerischen Dingen — damals sich beugend vor der einheimischen Kunstschulwissenschaft —, war diese urdeutsche Art des Impressionismus nicht aufgenommen worden.

Das Schwerfällige, Urkonservative, das im deutschen Wesen gerade in allen Herzensangelegenheiten — und eine solche ist uns die Kunst — liegt, bringt es mit sich, daß uns die überlegene Weltklugheit im Kunstleben mangelt. Die Vorstellung vom durchaus seinen Idealen dienenden Künstler ist so fest in uns verankert, daß wir gar nicht auf den Gedanken kommen, daß der Künstler — ich benütze hier das Wort lediglich als Standesbezeichnung — uns aus Übermut düpieren könne, oder daß, was weit häufiger ist, er spekuliere. Allenfalls sehen wir uns vor gegen jene leicht zu durchschauende Spekulation mit anerkannten Werten; daß es aber auch eine Spekulation mit dem Bekämpften, dem Verhöhnten gibt, das machen wir uns immer noch nicht genug klar. Und doch ist diese Spekulation heute im Kunstleben die sicherste. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. In unserm Falle war es den Futuristen vorbehalten, auch den harmlosen Gemütern die Augen für diese Art von Spekulation mit dem Märtyrertum zu öffnen. Diese Gesellschaft macht so offenkundig den Bajazzo mit der Leidensmiene, um ein gutes Geschäft herauszuschlagen, daß man nun

vielleicht auch bei uns in Deutschland in Zukunft einer solchen Erscheinung gegenüber die einzig richtige Haltung finden wird, die man in Italien instinktiv sofort getroffen hat: einerseits eine derbe, unter Umständen handgreifliche Ablehnung, andererseits Gleichgültigkeit. Man schweigt die Reklamehelden tot. Dann kommt ihnen die Reklame zu teuer.

Für mich ist es die geschmackloseste und gemeinste Erscheinung des Kunstlebens unserer letzten zehn Jahre, daß immer wieder Künstler auftauchen, die durch einen methodischen Wahnsinn die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erzwingen. Für den Erfolg dieses Treibens ist es ganz gleichgültig, wie diese Öffentlichkeit reagiert, wenn die Wirkung nur recht laut ist. Alles kann man vertragen, loß die Stille nicht. Jene Stille, in der zu altmodischen Zeiten die Künstler und die Kunst reiften. Es müßte seltsam zugehen, wenn nicht in der Kunstschriftstellerei genau dasselbe Streben vorhanden wäre, wie bei den sogenannten Kunsterzeugern. Auch bei den Kunstschriftstellern finden sich immer jene Leute, die sich zu den Herolden dieses methodischen Wahnsinns berufen fühlen und dadurch die Reklame für die eigene Geistesherrlichkeit betreiben. Hat man so die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erzwungen, so kann man ja später in etwas vernünftigere Bahnen einlenken. Es ist ganz merkwürdig, wie rasch sich dann diese „wilden Männer" in ganz brauchbare und gewandte Versorger des Kunstmarktes umzuwandeln verstehen.

Als dritte, besonders wichtige Waffe im heutigen Kunstkampfe kommt dann der Kapitalismus in der Form hinzu, daß der Kunsthändler als Spekulant Kunstwerke oder auch einfach Künstler unter billigen Bedingungen ankauft und nun mit diesen billig erstandenen Werken seine Geschäfte macht. Dazu müssen die Werke im Kurse steigen. Das erreicht dieses Kunstkapital durch die Ausstellungen und die ihm verpflichtete Presse. Hier erkennen wir das außerordentlich Bedenkliche in der Stellung Paul Cassirers bei der Sezession. Denn so selbstverständlich es ist, daß der Kunstkapitalist Paul Cassirer im „Kunstsalon Cassirer" seine Geschäfte besorgt und so durchaus berechtigt das ist, so verhängnisvoll und irreführend für die Öffentlichkeit ist es, wenn diesem Kunstkaufmann die Herrschaft über eine Veranstaltung eingeräumt wird, die den Charakter der Öffentlichkeit und die äußeren Formen der Kunstidealität trägt. Wie gesagt, ich halte es für ein Glück, daß sich diese Verhältnisse einmal so klar und offen darlegen. Wenn sie erst allgemein bekannt sind und durchschaut werden, dann sind sie nicht mehr gefährlich.

* * *

Über die ausgestellten Bilder können wir uns kürzer fassen. Der äußeren Einrichtung muß man hohe Anerkennung zollen. Die Wände der Säle haben immer den Farbenanstrich erhalten, der für die daran aufgehängten Bilder besonders günstig wirkt. Durchweg ist man mit einer Bilderreihe ausgekommen; das üble Übereinanderhängen ist vermieden. Den künstlerischen Wert vom Standpunkte des Genusses erhält die Ausstellung durch zwei ältere Künstler: Max Liebermann und Wilhelm Trübner, die beide mit größeren Sammlungen vertreten sind. Zu Trübner vermag ich persönlich allerdings kein wirklich

lebendiges Verhältnis zu gewinnen. Ich bewundere immer wieder den Könner, aber mir wird nur selten warm vor einem seiner Bilder. Der Fehler wird wohl bei mir liegen; ich bekenne jedenfalls diese Unfähigkeit. Denn es ist für mich Wahrheitspflicht zu erklären, daß ich in diesem von manchen Seiten so außerordentlich hochgeschätzten Künstler keinen wirklich starken Wert unserer Kunst anzuerkennen vermag. Vor allem scheint mir auch die Entwicklung Trübners keine glückliche zu sein. Die Bilder seiner Frühzeit, so stark sie auf einen Ton gestimmt sind, wirken auf mich viel farbiger, als die bunten Bilder der letzten Jahre. Es ist da ein Waldinneres vom Jahre 1874, von einer wunderbaren Schönheit des Tones und einer Selbstverständlichkeit, die uns nirgendwo daran denken läßt, wie so etwas gemacht ist, geschweige denn uns aufdringlich darauf aufmerksam macht: Sieh, was ich für einen Pinselstrich habe, wie ich so etwas hinlege!

Auch von Max Liebermann sind eine ganze Reihe älterer Werke zu sehen, daneben einige Bildnisse aus dem letzten Jahre. Es ist bekannt, wie meisterhaft Liebermann die Außenerscheinung eines Menschen in den Raum zu stellen vermag, wie einfach und sachlich derartige Bilder von ihm wirken und wie nun auch ein Geistiges sich ergibt, wenn das Modell für diese Art der Behandlung günstig ist. Wo das nicht der Fall ist, wo wie bei Gerhart Hauptmann diese Außenerscheinung das Hinarbeiten auf eine erhöhte typische Erfassung des persönlich Dauernden gebietet, versagt der Künstler. Bei Liebermann haben wir einen jener Fälle des Sich-gewöhnens des Auges. Heute wirken auf uns die früher vielfach bekämpften Bilder mit einer fast klassischen Ruhe. Die Gründe für diese Tatsache liegen einmal in der unbedingten Ehrlichkeit der künstlerischen Auffassung Liebermanns, sodann in seiner strengen kunsttechnischen Erziehung. Wenn einer die Regeln der Grammatik genau kennt und sich dann eine Unregelmäßigkeit leistet, so ist das künstlerische Freiheit. Beherrscht einer jene Regeln nicht und belästigt uns trotzdem mit seinen Erzeugnissen, so ist das Frechheit. Liebermann hat niemals etwas gemacht, um es nun gerade so zu machen, sondern immer nur, weil es so für ihn künstlerisch notwendig war. Er hat in Worten sehr oft schroff und einseitig gesprochen; als Maler hat er sich von diesen theoretischen Einseitigkeiten immer ferngehalten. Daß er selber eingesehen hat, daß jener künstlerische Nachwuchs, über den er so lange Zeit schützend seine Hand gehalten hat, vielfach das unentbehrliche technische Rüstzeug nicht besitzt, hat er vor einigen Jahren in einer vielbemerkten Rede offen ausgesprochen. Daß er an die Ehrlichkeit mancher neueren Bewegung nicht glaubt, hat er damit gezeigt, daß er von der Leitung der Sezession zurückgetreten ist. Diese Tatsachen sind dadurch nicht zu beseitigen, daß Liebermann die erste Ausstellung seines Freundes Cassirer so tatkräftig unterstützt.

Auch Leibl, den die Sezession ohne inneren Grund recht gern in ihre Ahnenreihe einspannt, ist mit einigen Bildern vertreten. In ausgiebigem Maße hat Cassirer natürlich die durch ihn von je gepflegten Franzosen herangezogen. Unter den Bildern von Paul Cézanne zeigen zwei Landschaften die eigentümliche Fähigkeit dieses Künstlers, die Natur in Gruppenwerten zu sehen, wodurch eine außerordentlich starke Gliederung des Raumes und andererseits eine prachtvolle Raumfüllung des Bildes erreicht wird. Von erlesenster Güte sind

einige Blumenstücke van Goghs. Die Art, wie hier aus einem Farbengrundton sämtliche Obertöne in allen Zwischenstufen entwickelt werden, ist eine Parallele zu manchen Erscheinungen der modernen Musik (etwa Debussy), und es ist bezeichnend, daß ja auch diese Musik schließlich bei den Tonsystemen exotischer Völker Anleihe machte. Es wäre doch sehr wertvoll, wenn die Kataloge bei den Bildern solcher Künstler, wie van Gogh und Cézanne, immer die Jahreszahl des Entstehens angäben. Es ist kein Grund vorhanden, an den schweren Einwirkungen, die die geistige Erkrankung dieser Künstler geübt hat, zu zweifeln, und es würde dann sich so recht die groteske Tatsache darstellen, daß Nachahmer und Ausbeuter jeder Sensationswirkung sich ausgerechnet an die Erzeugnisse der Krankheitsperiode gehalten haben. Die sind natürlich auch viel leichter nachzuahmen, erheischen vor allen Dingen viel weniger technisches Vermögen, als etwa diese wunderbar gearbeiteten Blumenstücke van Goghs.

Auch für die Ausstellung der Werke Auguste Renoirs wollen wir dankbar sein, weil sie zeigt, daß die Sezession bereit ist, den schlimmsten akademischen Kitsch vorzuführen, sobald er von Franzosen stammt. Wie übel sind Stücke wie diese rosa angestrichene Badende oder auch der Harem! — Von George Seurat ist das Bild „Chahut" zu sehen, eine in Anstreichermanier farbig übertünchte Zeichnung, die im kleinen Format eines illustrierten Witzblattes allenfalls ihre Wirkung tun könnte, so aber in jeder Richtung unerträglich ist. Und doch hat man aus einem derartigen Bilde geradezu Epochales für die Kunst herauskonstruiert. Die Landschaften desselben Malers zeigen dann, daß auch die entgleisten Franzosen aus ihrer guten Schulstube immer noch eine treffliche Schulung des Blickes mitbringen. Im übrigen sind die Franzosen zum Teil sehr schlimm. Die Jurys unserer Ausstellungen müßten zu einer Art von öffentlichem Rechenschaftsbericht angehalten werden. Es wäre sicherlich lehrreich zu hören, durch welche Rabulistereien die Aufnahme der gemeingefährlich witz- und talentlosen Schweinereien eines Julius Pascin gerechtfertigt würde. — Für die Art eines Henri Matisse bringt der Katalog selbst die Verurteilung. Der Schwung einer erfaßten Bewegung, der einzige Wert seines „Tanzes", kommt in der zwei Quadratdezimeter großen Reproduktion des Katalogs viel stärker zum Ausdruck als auf der vier Quadratmeter großen Schwarte, die jetzt einen ganzen Saal beherrscht.

Die in Deutschland wohnenden „wilden Männer" der Matisse-Richtung versagen diesmal ganz. Wir haben in den von der Zeitschrift „Sturm" veranstalteten Ausstellungen so vieles gesehen, daß dieses Schreckenskabinett seine Wirkung einbüßt. Die guten Leute wirken in dieser Häufung ebenso langweilig, wie im Zirkus die Clowns, sobald sie in Scharen auftreten. Bezeichnend ist es übrigens, wie Herr Max Pechstein, der ja die allgemeine Bewunderung der „auf der Höhe der Zeit stehenden" Kunstschriftsteller sich erzwungen hat, nun in brauchbare Bahnen einlenkt. Bald wird er reif dazu sein, ein Lieblingsmaler von Berlin WW. zu werden.

Der Schweizer Hermann Huber eröffnet dann liebenswürdige Ausblicke, wohin uns die Hodlerei führen kann. Hodler selbst ist mit einem Damenbildnis sehr schwach vertreten. Im übrigen wird erstaunlich viel Fleiß und eine ganz beträchtliche Dosis von spekulativer Schläue aufgewendet, um auch

jene Gemüter, die alle künstlerischen Erschütterungen des Winters nervenschauernd miterlebt haben, noch in etliche Aufregung zu versetzen. Die herrliche Größe, die hier leuchtend am Berliner Kurfürstendamm aufsteigt, heißt Max Oppenheimer. Lebten wir in einem wirklich temperamentvollen Zeitalter, so könnte er sich für diese künstlerische und geistige Flegelei, die er sich in seiner „Geißelung“ erlaubt, eine gehörige Tracht Prügel besehen. Solche Dinge sind viel gemeiner, als die niederträchtigste Pornographie.

Da lobe ich mir Leute wie Benno Berneis. Eine so groteske Hilflosigkeit und ein so köstliches Nichtskönnen, wie es sich in seinem „Reiter am Meer“ bekundet, hat eine erlösende Kraft. Und auch Hans Steiner sei herzlich bedankt für die wertvollen Anregungen und Vorbilder, die er jenen nervösen Leuten gibt, die nach Tisch aus lauter Zappeligkeit das weiche Brot zu allerlei Ringeln zusammenkneten. Wie wird man wohl diese Richtung taufen? Ich denke „Teigismus“. Dagegen befindet sich Oskar Kokoschka auf bedenklichem Wege: kann man doch bei ihm jetzt bereits einen Kopf vom Schulterblatt unterscheiden!

Schlimmer wird die Sache wieder mit Heinrich Heuser. Ich komme nicht darüber weg: solche Vorgänge wie die Kreuzabnahme und Heilige Nacht, um die sich die Künstler jahrhundertelang in heiligstem Ernst bemüht haben, darf man sich nicht in dieser schamlosen Nichtskönnerei oder anmaßenden Frechheit verschandeln lassen. Da hört einfach die Würde der Öffentlichkeit auf. Und wenn die Öffentlichkeit das nicht empfindet und solchen Flegeleien ein Ende zu bereiten weiß, dann verdient sie es eben, daß man sie als Idioten behandelt. Bei Otto Müller ist es jedenfalls eine von mir nicht in ihrer vollen Tiefe erfaßte Gedankenarbeit, wenn er Adam und Eva als siamesische Zwillinge darstellt.

Wie schlimm diese Sucht, doch ja recht modern, d. h. in der Mode zu bleiben, wirkt, zeigen leider auch ernste Künstler. Dora Hitz hat ihre feine Art völlig verleugnet, um in einem ganz pastosen Farbenauftrag Wirkungen auszulösen, die bei ihr ganz unnatürlich wirken. — Ulrich Hübner hatte im letzten Jahr so fein durchgearbeitete Seestücke gezeigt, daß ihm natürlich ein Teil der Kritik den Vorwurf machte, er werde langweilig. Flugs ist er dabei, in diesem Jahre ein Zerfließen aller Formen und aquarellartiges Auseinanderlaufen der Farbe vorzuführen, daß ihm wieder Gnade bei jenen Leuten zu Teil wird, die über alles Einfache die Nase rümpfen. Pfui, wie natürlich!

Von den alten Größen der Sezession ist Hans Baluschek derselbe geblieben: immer sympathisch im Ernst seiner Arbeit, aber doch leider mit sehr wenig künstlerischem Temperament. — Martin Brandenburg kommt auch aus dem Herumtasten nicht zur Ruhe. Schade! Eine Studie, wie dieser Ausschnitt aus einer Tanne zeigt, wieviel lebendiges Können in diesem Manne steckt. — Slevogt zeigt malerisch sehr feine Stilleben. Aber eigentlich ist eine solche Ernte aus einem ganzen Jahre doch etwas dürftig für jene Leute, die meinen, auch der Künstler brauche nicht durchaus ein Gegner von geistiger und seelischer Lebensanteilnahme zu sein.

Sehr übel steht es um Corinth. Diese „Ariadne auf Naxos“ ist doch unerlaubt trivial, und daß er als Fünfzigjähriger zur Darstellung eines Boots-

hafens an der Riviera sich bei japanischen Holzschnitten Hilfe sucht, ist auch ein beredtes Zeichen für die Halt- und Ratlosigkeit unserer Zeit. — Fein sind einige Landschaften von Paul Baum. Das ist einer von den ruhigen, stillen Arbeitern. Auch die „Französische Provinzstraße“ von Walter Bondy ist ein gutes Bild, wenngleich durchaus unselbständig. Ein Interieur von Heinrich Hübner zeigt die oft bewunderten Vorzüge seines farbenfeinen Empfindens. Emil Rudolf Weiß macht auf mich den Eindruck eines recht unglücklichen Mannes, der trotz seines starken Stilempfindens sich immer weiter von seiner eigenen Natur und von der Natürlichkeit entfernt. Ein Bild wie „Herakles in der Unterwelt“ ist doch recht bedenklich.

Wie gefährlich es ist, um einer Einzelheit willen, und sei sie noch so bedeutend, das Ganze aus dem Auge zu lassen, zeigt Bernhard Pankoks Bildnis eines Generals. Das Werk ist ganz auf die bunte Farbe der Uniform gestellt und ist von ganz außerordentlich farbiger Freudigkeit. Aber Knochen und Fleisch an diesem Offizierskörper sind völlig als gestaltlose Masse auseinandergelaufen. Es findet sich kaum in Karlsbad, geschweige denn in der aktiven deutschen Armee eine solche linke Gesäßhälfte, wie sie in diesem Bildnis gezeigt wird. Dagegen zeigt das daneben hängende Bildnis eines Herrn in einfarbiger Zivilkleidung, welch sicherer Formgestalter Pankok sein kann, wenn er sich eben nicht von einem falschen Leitgedanken in die Irre führen läßt.

Wie schon die letztjährige, zeigt auch diese Sezessionsausstellung das erneute Bestreben zur Komposition. Ich habe ja schon auf eine ganze Reihe derartiger Bilder hinweisen müssen; auch wo ein ernstes Streben und großes Wollen unverkennbar ist, zeigt sich doch ein so unsicheres Tasten und eine derartig erschreckende Hilflosigkeit, daß es zum Verzweifeln wäre, müßte man sich nicht sagen, daß es sich hier um eine Zeitkrankheit handelt, die rasch vorübergehen muß. Es heißt doch die ganze Entwicklung der Menschheit abstreiten, wenn man die Augen vor allem verschließt, was die Vergangenheit errungen hat, wenn man grundsätzlich nichts von ihr lernen will. Um in der Art eines Klaus Richter oder Otto Hettner Vorwürfe wie „Revolution“ und „Niobiden“ anzufassen, muß man entweder die Augen vor allem verschließen oder es eben um jeden Preis anders machen wollen, als es dem zeitgenössischen Wissensbesitz natürlich wäre. Aber alle große Kompositionskunst aller Zeiten ist nur zustandegekommen aus dem vollkommenen Besitz des vorher Geschaffenen. Ich begreife ja, daß es den Herren von der Sezession unangenehm ist, weil es gegen die immer verkündeten Grundsätze verstößt — aber in diesen Dingen ist nun einmal ohne Geist und ohne leidenschaftliche Herzensanteilnahme nicht auszukommen. Selbst Temperament allein reicht nicht aus, und ich glaube, wer ehrlich seinen Eindruck über Max Beckmanns Bild vom Untergang der Titanic berichten soll, wird gestehen müssen, daß es ihn menschlich gleichgültig gelassen hat. Ich will dabei nicht verkennen, daß in dem allen malerische Kraft steckt und ein im Kreise der jüngeren Sezessionsmitglieder vereinzeltes Können. Aber man erinnere sich doch an das stofflich verwandte Bild „Notfloß der Fregatte Medusa“ von Th. Géricault, um zu fühlen, wie wenig Größe und wie wenig wirklich beherrschendes Können Beckmann besitzt.

Géricault war erst 28 Jahre alt, als er jenes Bild schuf. Überhaupt haben hinsichtlich der Kraft der Komposition und doch auch der packenden Wirkung alle die verlästerten Historienmaler von 1840 bis 1880 viel, viel mehr gekonnt als die hier so anspruchsvoll auftretenden Kompositions-Maler. Das wollen wir ganz offen und klar feststellen. Dabei darf man an die wirklich Großen, an einen Delacroix oder auch nur an einen Kaulbach gar nicht denken. Und eine solche Zeit behauptet, einen Feuerbach zu verstehen!

Die Sezession hat jahrelang gegen die Historie, gegen die Literatur gekämpft. Jetzt tischt sie uns allerdings weder Historie noch Literatur auf, aber Journalistik, Reportertum und Anekdote. (Wie kümmerlich ist Waldemar Röslers angemalte Illustration „Liebespaar und Tod"?!)

In der Plastik sind einige gute Arbeiten da. Ernst Barlach schädigt freilich durch Manier die mancherlei kräftigen Wirkungen seiner Figuren. Fritz Klimschs große Bronzegruppe „Jägerinnen" ist vor allem keine Gruppe. Es ist ihm nicht gelungen, auch nur irgendwie eine Beziehung zwischen den beiden Gestalten herzustellen. — Recht gefreut habe ich mich über eine Bildnisbüste von Ebbinghaus. Tuaillon, Kolbe, August Kraus sind gut vertreten. August Gauls liegende Panther bezeugen aufs neue die feine Beobachtungsgabe dieses Künstlers. Freilich sind beide Figuren eigentlich nur Vergrößerungen der Art der Kopenhagener Porzellankünstler, und ich wage nicht zu behaupten, daß die Vergrößerung eine künstlerische Verstärkung bedeutet. —

Damit wären wir mit unserem Rundgang zu Ende. Es ließe sich noch sehr viel herausheben. Der Wert dieser Sezessionsausstellungen oder genauer der Grund ihrer Wirkung liegt darin, daß sie wenig ganz Gleichgültiges enthalten. Das sind tatsächlich Ausstellungen für die Kritik und für kritisch veranlagte Menschen, die sich gern mit den tausenderlei Erscheinungen auseinandersetzen und darüber disputieren. Diese Ausstellungen sind also „interessant". Es ist ein Verhängnis, daß wir vergessen haben, daß „interessant" keine künstlerische Eigenschaft ist, sondern höchstens eine der Technik. Das Wie der Mache kann uns fesseln und immer aufs neue reizen; uns erfüllen, uns beglücken, uns wirklich bereichern kann es nicht.

Ich kann mir nicht helfen, mich überkommt diesen Ausstellungen gegenüber eine tiefe Trauer, ein starkes Mitleid mit unserem Volke, mit allen jenen Menschen, die Hunger haben nach Kunst. Diese bekommen keine Kunst; sie bekommen kein Brot, sie bekommen sogar nicht einmal Steine — sie bekommen nur Papier und Druckerschwärze. Und sie werden nun obendrein noch betrogen, weil die Leute, für die das Verderben des Papiers durch Druckerschwärze Beruf ist, natürlich über solche Ausstellungen höchst erfreut sind. Wieviel läßt sich darüber schreiben?! Vor dem großen Kunstwerk aber wird man stumm.

Ich habe nun auch vielleicht sündhaft viel Papier und Druckerschwärze für diese Ausstellung verbraucht. Man darf mir's glauben — es war mir eine harte Pflicht, und ich werde mich selbst dafür belohnen. Morgen gehe ich ins Kaiser-Friedrich-Museum, vielleicht zu Rembrandt, vielleicht zu einigen alten Deutschen oder Italienern, um schweigend anzubeten, schweigend beglückt zu werden.



Anton von Werner

Es ist eigentlich ganz stilgerecht, daß in den siebzigsten Geburtstag dieses Künstlers der Lärm eines öffentlichen Kampfes hineinklingt. Sein ganzes Leben ist im Grunde ein öffentlicher Kampf gewesen. Nun freilich hat sich die zuerst recht peinliche Angelegenheit der Zurückweisung der Bilder Werners von der diesjährigen großen Gedächtnisausstellung aus politischen Rücksichten wenn auch nicht völlig aufgeklärt, so doch als eine nur noch persönliche Angelegenheit des Künstlers herausgestellt. Es ist auch aus künstlerischen Gründen zu bedauern, daß wir auf diese Weise um die Gelegenheit gekommen sind, Anton von Werners Schaffen einmal im Zusammenhang zu betrachten. Ich glaube doch, daß die künstlerische Einschätzung dieses Mannes gewonnen hätte. Ein so temperamentvoller Mensch ist natürlich auch ein temperamentvoller Künstler, und das riesige technische Vermögen Werners ist ja niemals von vernünftiger Seite bestritten worden. Der Fehler seiner großen zeitdokumentarischen Gemälde erklärt sich künstlerisch aus einer Freude am Detail, die später zu einer Verpflichtung gegen dieses Detail wurde. Menschlich erklärt es sich aus seiner preußischen Beamtennatur — das Wort ohne üblen Beigeschmack verstanden —, der ein Orden, ein Uniformabzeichen, durch das der Grad eines Mannes gekennzeichnet wird, von so hoher sachlicher Wichtigkeit ist, daß sie auch künstlerisch mit aller möglichen Genauigkeit festgehalten werden muß.

Man darf Werner schon in einem Namen mit Menzel nennen, ohne sich der Lästerung gegen diesen schuldig zu machen. Werners zeichnerische Fähigkeit, seine Sehschärfe und unbedingte Handsicherheit sind sehr bedeutend. Die Treffsicherheit, mit der er Hunderte von Köpfen porträtähnlich festgehalten hat, soll man ja nicht unterschätzen — wir haben heute keine zwei Künstler, die das in der Weise können —; aber während Menzel, als er die Königsberger Krönungsfeier malen sollte, sein ungeheures, aufs genaueste ausgearbeitete Studienmaterial durchaus dem Bildgedanken unterordnete, übertrug Werner seine Studien mit höchster Genauigkeit ins große Bild. Da war es natürlich unmöglich, etwas Großzügiges hineinzubringen. Werner hat selbst mit scharfer Ironie geklagt, daß er so viele Uniformen, Orden, Stiefel und Sporen zu malen gehabt habe. Ja er brauchte sie als Maler ja gar nicht zu sehen! Das hat vielleicht seinen letzten Grund doch darin, daß er in viel höherem Maße Zeichner war, als Maler. Sicher sind auch seine Zeichnungen zu Scheffels „Ekkehard" die erfreulichsten Leistungen. Deshalb sah er zwar sehr bunte Bilder, aber keine farbigen. Und niemals hat er gefühlt, was Farbigkeit als gesetzgeberische Kraft bedeute. Immerhin, wo Werner frei war, wie z. B. in seinen prächtigen Wandgemälden im Café Bauer, da hat er auch malerisch recht Bedeutendes geleistet.

Doch ist es nicht leicht, zu dieser sachlichen Wertung seines Schaffens zu kommen, weil es nur wenige gibt, die nicht eine ganz scharfe Stellung zur Persönlichkeit Werners einnehmen. Werner war, um es burschikos zu sagen, zeitlebens ein ganzer Kerl, dem auch der schroffste Meinungsgegner die hohe Achtung nicht versagen sollte. Er war ein durchaus unabhängiger Mensch, keineswegs ein Höfling, wie man ihn oft gescholten, und hat den Mut seiner Überzeugung mit einer rabiaten Einseitigkeit verfochten. Künstlerisch verfocht er keine gute Sache, insofern er der Zögling einer wenig künstlerischen Auffassung von Kunst war. Daß er, der seine Technik bei den Franzosen der älteren Generation geholt hatte, deshalb, weil er patriotische Stoffe malte, glaubte, die d e u t s c h e Kunst zu vertreten, war das Verhängnis seines Lebens. Auch die Darstellung eines Schlachtenbildes, auf dem deutsche Truppen siegen, kann in ihrem ganzen Wesen undeutsch sein. Es fehlt ihm das Poetische. So mußte, was er schuf, literarisch werden. Und wer dieses Poetische nicht hat, hat auch kein Empfinden für das Dauernde im Historischen. Darum mußten seine Historien etwas Journalistisches bekommen. Als Zeitdokumente sind sie jedenfalls wertvoll.

Es ist heute um Werner, obwohl er die höchsten Ehrenstellen, die der Staat zu vergeben hat, erklommen hat, ziemlich leer geworden. Vielleicht hat ihn das etwas empfindlich gemacht

und verbittert. Es wäre sehr gut, wenn er doch noch sich dazu ermuntern könnte, sein Lebenswerk möglichst vollständig vorzuführen. Ich glaube, die Zeit ist heute so weit, daß man ihn viel besser bewerten wird, als er es sich erwartet. Und ich glaube, man wird sich bei dieser Gelegenheit auch des Menschen Werner, soviele der schroffe Kämpfer in seinem Leben verletzt hat, mit einer gewissen Freude erinnern. Nehmt alles nur in allem: er war ein Mann. Dies Gewächs ist so selten geworden, daß ihm keiner die Schätzung und darüber hinaus so etwas wie Liebe versagt. K. St.

Zwei Baumeister

Berlin und München haben im gleichen Monat April zwei ihrer charakteristischsten Baumeister verloren. Freilich war die Stellung, die der am 27. April verstorbene Gabriel von Seidl in München einnahm, eine ganz andere, als die Otto March in Berlin eingeräumte. Und in der Verschiedenheit dieser Stellung offenbart sich ein Stück Kunstkultur.

Es ist schwer zu denken, daß in Berlin ein Mann des Volkes, wie Seidl es war, jemals eine derartige Stellung bei hoch und niedrig gewinnen könnte. Die sozialen Unterschiede sind im Süden nicht so schroff. Noch lebt dort der Begriff Volk. Und der Handwerkerssohn Seidl blieb, als er geadelt war, ein genau so echter Bürger, wie er es zuvor gewesen. Solche Männer werden nie Beamte, das ist ihre Stärke. Und sie brauchen eigentlich auch keine Diplomaten zu sein, das ist ihr Glück. Es ist ein schöner Zug, daß man dem schwer erkrankten Baumeister noch vor seinem Tode die Freude machte, ihm das Ehrenbürgerrecht der Stadt München zu verleihen. Es liegt auch darin ein Zug von jener Herzlichkeit, die wirklich süddeutsches Vorrecht ist, obwohl heute bald mehr die eingewanderten Norddeutschen nach außen hin das süddeutsche Wesen zu „repräsentieren" versuchen, als die Eingeborenen.

München hat auf die Weise einen wirklich architektonischen Charakter bekommen und behalten, trotzdem auch hier ein von oben kommandierter Geist in der Baukunst zeitweilig eine Stiltyrannei ausübte. Wohl haben sich auch die Süddeutschen nacheinander dem Klassizismus, der italienischen und der deutschen Renaissance, dem Barock gebeugt, aber es ist doch niemals so schulmäßig bis zur Selbstverleugnung getrieben worden, wie es im Norden beinah die Regel war. Und so hat man allen Bauwerken des so „stilgerechten" Seidl gegenüber doch das Gefühl einer persönlichen Schöpfung. Das liegt wohl daran, daß Seidl — und darin unterschied er sich zu seinem Vorteil von seinem Anreger und Vorläufer Gedon — ein wirklicher Architekt war, ein Mann der Raumgestaltung. Für ihn lag der Stil eines Bauwerkes nicht im Äußeren, nicht in der Fassade und nicht im Schmuck. Er gestaltete wirklich von innen heraus aus dem Bedürfnisse, aus dem Inhalt des Bauwerkes. Deshalb gelang ihm ein so merkwürdiges Werk wie das Neue Nationalmuseum, wo er die jeder Zeit und jedem Ort entsprechend gestalteten Räume, trotzdem sie getreu auch im Äußeren ihren Inhalt bekunden, doch zu einem Ganzen zusammenzuzwingen vermochte, weil eben die Idee dieses Bauwerkes ein durchaus logisches Ganzes ist. Und so monumental-romantisch seine Annakirche gedacht ist, man kommt vor ihr doch nicht auf den Gedanken, vor einem aus alter Zeit überkommenen Bauwerk zu stehen, sondern spürt den Geist der Gegenwart. In den vielen Bierpalästen, dem Künstlerhaus, den Privatvillen, die Seidl geschaffen hat, lebt bei aller Lust zur Prächtigkeit doch ein durchaus gesunder, jeder Protzerei abholder Geist, und selbst in die größten Räume wußte er eine gemütliche Stimmung zu bringen. Dessen ist vor allem Zeuge das „Germanenhaus" in München, das unter den deutschen Studentenhäusern wohl die Palme verdient. Sieht man aber den jetzt der Vollendung entgegenwachsenden Bau des Deutschen Museums, so fühlt man, wie das Leben dieses wahrhaftigen Mannes gerade dank seiner Wahrhaftigkeit ein steter

künstlerischer Aufstieg war. Denn hier sind nicht überkommene Formen angewendet, hier ist ein Riesenbau aus seiner Zweckaufgabe heraus gestaltet. Alle Form aber ist nur Folge des vollwertigen Ausdrucks eines Gedankens.

Seidl war am 9. Dezember 1848 in München geboren. Er gehörte zu den wenigen Künstlern, die ihre beste Kraft der Vaterstadt widmen durften und auch von dieser Vaterstadt dafür Dank ernteten.

Auch der Geheime Baurat Otto March, der am 1. April in Berlin gestorben ist, war in der Stadt geboren, der er den größten Teil seiner Lebensarbeit gewidmet hat. Und wie bei Seidl das Münchnertum, ist Marchs Berlinertum von charakteristischer Bedeutung. Berlinisch ist es ja wohl auch, daß man so recht seiner Herkunft nicht froh werden kann; berlinisch, daß alles Künstlerische für das Leben durch Kampf oder kluge Diplomatie, nicht aber in offener Fröhlichkeit gewonnen werden muß.

Otto March, der am 7. Oktober 1845 als Sohn des Begründers einer weit bekannten keramischen Fabrik geboren wurde, hat bei aller klassischen Schulung sich jenes gut Berlinische einer gediegenen Sachlichkeit und einer wohl etwas nüchternen, aber dafür auch außerordentlich zweckbewußten Klugheit bewahrt, die in der älteren Berliner Kunst so viele Dauerwerte erzeugt hat. Dieses Urberlinertum hat mit dem, was nach außen hin als solches auftritt, ja nichts zu tun. Es deckt sich vielmehr mit dem besten preußischen Geiste. Ich habe mich mit March oft über die Frage des protestantischen Kirchenbaus unterhalten, dem manche seiner besten Arbeiten gedient haben (Kirchen in Eisenach, Osnabrück, Duisburg, der französische Dom in Berlin, die amerikanische Kirche in Berlin). Auch hier erfüllte ihn der Geist des Sachgedankens, aus ihm heraus wuchs für die Innengestaltung der Kirche eine Loslösung vom Chorbau der katholischen Kirche, für die Außengestaltung eine überaus glückliche Mischung alter Stilelemente mit modernem Geiste. So nannte er seinen Neubau der französischen Kirche gern „Bachkirche“, weil er in ihr der protestantischen Kirchenmusik eine Stätte bereiten wollte. Ganz köstlich aber ist, wie die amerikanische Kirche am Nollendorfplatz trotz ihrer gotischen Formen als modernes Werk durchaus „zeitgenössisch“ mitten im Verkehr steht, nur insoweit „reserviert“, als der Bau nicht dem Verkehr, sondern der innern Sammlung dient.

Dieser gute moderne Geist belebte March. So waren ihm die vom heutigen Leben geschaffenen architektonischen Aufgaben der Rennbahnen besonders willkommen. Seine Anlagen in Köln, Hamburg, Breslau, im Berliner Grunewald, dessen Stadion seine letzte Leistung ist, sind vorbildlich. In der letzten Zeit wurde sein Name besonders oft genannt in Verbindung mit dem geplanten Berliner Königlichen Opernhause. Man hatte das Gefühl, daß Marchs Entwurf zuallererst geeignet wäre, künstlerische Wünsche zu befriedigen und doch den verwickelten praktischen Forderungen Genüge zu tun. March war eben überhaupt eine ganz ausgezeichnete Vermittlernatur. Durch Klugheit, durch weises Maßhalten, aber auch durch Zähigkeit und vornehmen Takt hat er hier gewirkt, nicht durch schwächlichen Kompromiß. Dieser sachliche Mann war eine echte Idealistennatur, und so sind ihm der Wettbewerb „Großberlin“ und die Bauausstellung von 1910 zu verdanken, deren anregende Kraft für die neuere Baukunst schon so ungemein fruchtbar geworden ist und für manche außerordentlich wichtige Frage überhaupt erst die Grundlage gegeben hat. So war ja auch Marchs Entwurf für das Opernhaus gleichzeitig ein stadtbautechnisches Problem, insofern er sofort die ganze Umgestaltung des Königsplatzes der Lösung entgegenführte.

Gewiß, den Arbeiten Marchs fehlt der große schöpferische Schwung, sie sind mehr das Ergebnis einer hohen Kultur. Aber gerade eine derartige Kunst ist in einer Zeit des ungezügelten und noch öfter ungezogenen, ja verwilderten Experimentierens eine außerordentlich wertvolle erzieherische Kraft. Ein Gleiches gilt von seiner harmonisch abgeklärten, ernsten und doch umgänglichen, immer der Sache dienenden Persönlichkeit. K. St.



Unsere Bilder



Fahrenkrog ist den Türmerlesern ein guter Bekannter. Außer einzelnen Bildern brachten wir im Oktober und April 1906, sowie im April 1909 größere Sammlungen von ihm. Was er 1906 über seinen Entwicklungsgang schrieb, wollen wir an dieser Stelle wiederholen.

„So weit meine Erinnerungen reichen, spielte die Kunstmalerei und Dichtung und Philosophie in meinem Leben eine besondere Rolle inmitten einer kunstarmen allernächsten Umgebung. Mein Vater, welcher Kartonnagearbeiten fabrizierte, gab mir das Rezept zur Malerei: für 5 Pfennig Rot, für 5 Pfennig Blau, desgleichen Gelb, Grün, Schwarz, Braun und weiße Kreide, in Wasser angerührt, Leim dazu und dann auf Pappe. Pinselhaare fanden sich am eignen Kopfe und Stiele in der Streichholzdose. Das Ergebnis waren: Ritter, Räuber, Papageien, Theaterhintergründe und Kulissenfiguren dazu, und nach selbstverfertigten Dramen die Veranstaltung von Fest- und Trauerspielen gegen Entgelt von 1 oder 2 Pfennig. Das Streichholz als Blitzerzeuger und eine Blechtafel als Donner spielte eine bedeutende Rolle. Dazwischen erwarb ich auf dem Spielbudenplatz bei den fliegenden Bücherhändlern (im Alter von 12 bis 14 Jahren zirka) vergilbte Bücher bedeutender Philosophen und Dichter: Plato, Moses, Mendelssohn, Cicero, Goethe usw., zumeist noch in meinem Besitz. Ein erstes Drama begann ich mit 14 Jahren, es blieb aber unvollendet, weil es mich, nachdem ich einen alten Malkoffer mit wirklich richtigen Ölfarben geerbt hatte, reizte, ein wirklich richtiges Ölbild zu malen: einen alten Germanen mit Ochsenhörnern auf dem Kopfe. Mein Schullehrer, dem ich diesen aus der Tiefe des Herzens gemalten Germanen zeigte, äußerte sich erstaunt, nachdem er sich mit Fingern und Nase darüber Gewißheit verschafft hatte vor allem darüber, daß es wirklich — richtige Ölfarbe war. Er nahm das Ding mit, zeigte es dem Direktor und kam wieder: ‚Ja, es ist Ölfarbe!‘ Ich wußte nicht recht, welches Bein ich als Standbein benutzen sollte — zeigte aber nichts mehr. Ich pinselte dann nach der Natur stille für mich, in dem Wahne, eine bedeutende Entdeckung dadurch gemacht zu haben, daß ich nach der Natur malte. Zunächst einen Ritter (ich stand vorm Spiegel selbst Modell), einen Helm formte ich aus Pappe, und die Farben ersah ich mir am Kochtopf. Schnurrbart dazu usw. Dann ging es ans Komponieren. ‚Bonifatius predigt den alten Deutschen‘ war das erste — ‚Germania verteidigt sich gegen zwei Römer‘ das zweite. Schulkollegen standen hin und wieder Modell, und sonst war die Badeanstalt mein Aktsaal.

Meinen Vater, welcher mich zum Pädagogen stempeln wollte, wußte ich zu bestimmen, mich bei einem tüchtigen Dekorationsmaler, Herrn H. Lange, Altona, in die Lehre zu geben.

Inzwischen vollzog sich in mir nach dem Studium der Evangelien eine bedeutende Wandlung zur Paulinischen Christologie, deren strenger Anhänger ich wurde. Das zeigte sich auch in meiner künstlerischen Betätigung, wenngleich ich auch niemals Form und Seele verwechselte. (So malte ich die Kreuzigung Christi nicht der Historie wegen, sondern um des seelischen Inhaltes willen, abgesehen von der malerischen Vision.) Mein Inneres hat aber stets meine Äußerungen bedingt.

Die innere Wandlung vollzog sich aber immer weiter nach der rein menschlich-religiösen Seite, abseits jeder traditionellen, kirchlichen Form. ‚Um Gott‘ war der Inhalt meines Ringens, und heute steht die freigewordene Seele allein mit ihrem Gott und doch in Einheit mit dem All — mit der Umwelt.

Nun sind mir ‚das rein Menschliche‘ und ‚das rein Göttliche‘ gleiche Begriffe, und diese sind Ursache aller meiner Schöpfungen.“

Nun noch einige Daten. Ludwig Fahrenkrog wurde am 20. Oktober 1867 zu Rendsburg geboren. Nachdem er erst die Dekorationsmalerei erlernt, in der er es schließlich zum Werkführer gebracht hatte, bezog er zwanzigjährig die Berliner Akademie, wo er erst Schüler von Woldemar

Friedrich und Hugo Vogel, danach Meisterschüler bei Anton v. Werner wurde. Während ihm 1893 eine „Kreuzigung Christi“ den großen Staatspreis eingetragen hatte, entfesselte das im Jahre darauf entstandene Ölgemälde „Ecce homo“ seiner „Hypermodernität“ wegen die Entrüstung derselben Kreise. Seither hat Fahrenkrog eine reiche Tätigkeit entfaltet.

Der Türmer hat von dieser ausgiebige Proben gebracht, hat auch Fahrenkrogs neuartigen Christustypus in einer viel beachteten Aussprache künstlerisch und religiös gewertet.

Die Bilder, die wir heute vorführen können, zeigen einerseits Fahrenkrogs farbige Kraft. Ein Bild, wie das „Mädchen in Rosen“ ist ganz so aus der Farbe herausgestaltet. Natürlich bleibt eine Reproduktion der Schönheit des Originals viel schuldig; aber die Freude an dieser farbigen Fülle, die dabei doch überall bestimmte Form bleibt, wird man auch so dem Künstler nachfühlen können. Die üppige Blumen- und Leibespracht aus Klingsors Zauberreich umglüht uns in blühendem Rausche auf dem meisterhaft komponierten Bilde „Parsifal“. Ich meine, durch die Art, wie die Frauenleiber aus Gebüsch und Blumenbeet herauswachsen, empfinde man, daß alles ein Blendwerk ist, daß diese so lebensprühenden Mädchenleiber nachher zusammenfallen wie verblühte Blumen. Und auch die Blumen! Hinten der Blick in den Wald macht frei. —

„Die heilige Stunde“ ist ein religiöses Glaubensbekenntnis: das Einswerden mit dem All. Das wird jeder selbst in seiner heiligen Stunde erleben und dann wohl auch das Bild gern als Hausschmuck besitzen. Es ist eine prächtige große Gravüre im Verlag Paul Sonntag in Berlin erschienen. —

Eng verwandt sind die beiden Zeichnungen „Radebann“ und „Im Schatten des Schicksals“. Sie zeugen beide für die gleiche mythenbildende Kraft aus Natureindrücken heraus.

Mit besonderem Nachdruck verweise ich auf die Wandmalereien in der Stiftskirche in Herdecke. Ich habe dieses in die Karolingerzeit zurückweisende Gotteshaus bei einer Durchreise durch Hagen besucht und muß gestehen, von einer in der Gegenwart ausgemalten alten Kirche noch kaum einen so tiefen und einheitlichen Eindruck empfangen zu haben. Wie der Künstler in Ornament und Farbe durchaus Diener und Ausdrucksmehrer des gestalteten Raumes geblieben ist, verdient als geistige wie als künstlerische Leistung gleich hohes Lob.

Den Höhepunkt bilden die beiden großen Gemälde im Chor. Mariä Verkündigung als häusliche Wunderszene. Ins bescheidene Jungferstübchen schwebt der gewaltige Himmelsbote. Die Riesenflügel scheinen noch zu beben und durchschauern den Raum. Sie aber ist die „Magd des Herrn“, in Demut beglückt, von der Größe des Erlebens durchschauert. Wundervoll, wie das Fenster als natürliche Lichtquelle verwertet ist.

Auch die Ausgießung des Heiligen Geistes ist ein Lichtwunder, das sich als Offenbarung und innere Erleuchtung herabsenkt in die Herzen dieser einfachen, aber ganz dem Empfinden hingegebenen Menschen. Maria, die einzige Frau im Kreise, wehrt beinahe ängstlich ab. Erinnert sie sich des Wundererlebens bei der ersten Heimsuchung durch das Licht? Von den Männern brechen einzelne fast zusammen unter der ungeahnten Fülle. Schier zur körperlichen Erfahrung wird hier das „in sich gekehrt sein“. Aber auch alle Zustände der beseligten Erregtheit: von der sich selbst auflösenden Hingabe bis zum stürmenden Tatendrang erstehen vor uns. Wahrlich, diese Männer sind jetzt berufen! Sie werden nichts mehr hören, als diesen Ruf, und keinen andern Lebenszweck mehr kennen, als diesem Rufe zu folgen.

Wie der Künstler in wenigen Gestalten dieses reiche Leben gestaltete, wie er bei höchster Individualität jeder einzelnen Gestalt doch ein Ganzes schuf, das ist echte Monumentalität. Hier ist einer der wenigen Berufenen für die Bewältigung großer Wandflächen. St.





Volksmusikschulen

Von Dr. Karl Storck

Die Musik ist die eigentliche Volkskunst, weniger weil sie von allen Künsten am leichtesten und stärksten ohne besondere Vorbildung empfangen wird, als weil sie am ehesten auszuüben ist. Es ist aber klar, daß die tätige Beschäftigung mit Kunst eher zu einem fruchtbaren Verhältnis gelangen muß, als die bloß empfangende, zumal die eigene künstlerische Tätigkeit auch die Empfänglichkeit gleichzeitig steigert.

Diese bedeutsame Sonderstellung der Musik beruht darauf, daß in ihr die Reproduktion etwas ganz anderes ist, als in den anderen Künsten. In der Musik ist die Reproduktion ein wesentlicher Bestandteil des lebendigen Kunstwerkes, das ohne sie ja nicht zum Erklingen kommt. So wird also der Reproduzierende jedesmal, wenn er ein musikalisches Kunstwerk singt oder spielt, gewissermaßen sein Neuschöpfer. Die musikalische Reproduktion verwächst darum auch mit dem Menschen derartig, daß sie sich ihm nach seinem inneren Bedürfen einstellt. Ich singe ein Lied, ich spiele ein Musikstück, weil mich in dem betreffenden Augenblicke meine Stimmung, mein Erleben dazu drängt. Ich besitze also in diesen einfachsten Fähigkeiten zur musikalischen Reproduktion ein Mittel, mein Erleben künstlerisch zum Ausdruck zu bringen. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, welch ungeheures Gut der Menschheit in dieser Fähigkeit gegeben ist, um zur Überzeugung zu gelangen, daß eine künstlerische Erziehung des Menschengeschlechtes oder, wie wir uns wohl besser ausdrücken, die Ausnutzung der Kunst bei der Erziehung des Menschengeschlechtes vor allem hier bei der Musik einsetzen müßte.

Man werfe nicht ein, daß es doch höchst seltsam wäre, wenn die Menschheit nicht längst zu dieser Einsicht gekommen wäre. Die Natur gibt uns die Parallele. Viele Blumen und Tiere sind in Überfülle von der Natur hervorgebracht worden und wurden jahrhunderte-, jahrtausendelang von der Menschheit als ein selbstverständlicher Schmuck dieser Natur gedankenlos und meist auch danklos hin-

genommen. Aber die Kulturtätigkeit der Menschheit baut nicht nur auf, sie muß auch zerstören. Und eines Tages wird die Menschheit gewahr, daß sie jenen von der Natur selbst ohne menschliche Beihilfe erzeugten Schmuck so weit zerstört hat, daß er jetzt nur noch durch eine besondere Pflege erhalten werden kann. Dann wird solchen Tieren und Pflanzen nicht nur eine gesetzliche Schonung zuteil, man muß sie überdies mit allen Kulturmitteln wieder hegen, ja wir müssen uns dazu verstehen, mit großen Kosten und unter Aufbietung aller erdenklichen gesetzlichen Schutzmittel Naturschutzparke anzulegen. Glücklich werden wir sein, wenn es nun der Pflege gelingt, auch nur einen Teil dessen zu erhalten, was einst die Natur in Überfülle freiwillig hervorgebracht hat!

Ein Gleiches gilt auch im geistigen und seelischen Leben der Menschheit. Auch hier können sich die Lebensbedingungen derartig verändern, daß, was jahrhundertelang wie von selbst aufblühte und reifte, keinen Nährboden mehr findet und ausgerottet wird, wenn nicht eine sorgsame Pflege sich seiner annimmt. Und wie bei der Natur ist auch hier das erste Gesetz: Beginnt euer Rettungswerk früh genug, dann werdet ihr sicheren Erfolg haben.

Für uns Deutsche scheint ein solches gewissermaßen von Natur gewordenes geistiges Gut die Musik zu sein. Schon die römischen Schriftsteller, Tacitus voran, betonen, in wie hohem Maße das Volk sein Leben (auch das religiöse und staatliche) in Liedern zum Ausdruck bringe. Zur Zeit der Kreuzzüge wunderten sich die von Westen her durchmarschierenden Heere immer wieder über die vielen geistlichen Lieder, in denen sich gerade in Deutschland dieses stärkste Empfinden der Zeit Ausdruck verschaffte. Darauf folgen die Jahrhunderte der Blütezeit des deutschen Volksliedes, dem an Mannigfaltigkeit, innerem Lebensreichtum und ausgesprochener Volkstümlichkeit das Volkslied keiner anderen Nation an die Seite gestellt werden kann. Danach löst die ungeheure religiöse Erschütterung der Welt, die sich durch zwei Jahrhunderte in den Geißlerfahrten, den mystischen Strömungen und der Reformation kundgibt, gerade in Deutschland eine Liederfülle aus, für die es ein Seitenstück überhaupt nicht gibt. „Es ist in Germanien schier kein Pfarrer oder Schuster in Dörfern also untüchtig," schrieb damals G. Witzel, „der ihm nicht selbst ein Liedlein oder zwei bei der Zeche macht, das er mit seinen Bauern zur Kirche singt."

Was so Anlage war, ist von den geschichtlichen Erlebnissen, die unserem Volke beschieden waren, noch verstärkt worden. Gerade die furchtbare Heimsuchung des Dreißigjährigen Krieges, in der alle anderen Kulturgüter zugrunde gingen, begünstigte noch die musikalische Entwicklung. Die Pflege der anderen Künste setzt Wohlstand voraus, für die Musik trägt jeder das nächstliegende Instrument — die Stimme — in sich selbst. Das gemeinsame Musizieren schließt sich als Chorgesang ebenso natürlich an, und auch die Instrumentalmusik erheischt keine Kapitalsanlage. So vermochte Deutschland bereits fünfzig Jahre nach dem Dreißigjährigen Kriege mit Bach und Händel angefangen durch anderthalb Jahrhunderte eine musikalische Kultur zu schaffen von einem Reichtum an überragenden Genies, aber auch einer solchen Fülle tüchtiger Talente und einer solchen Gesamtanteilnahme des ganzen Volkes, für die man nur in der italienischen Renaissance und der klassischen Periode

Athens auf anderen Gebieten gleichwertige Seitenstücke findet. Daß dann unser äußeres Leben sich in so kleinen Formen vollzog, daß die deutsche Kleinstaaterei und die infolge der Kapitalsschwäche geringe Entwicklung aller industrietechnischen Betriebe zu einem mehr beschaulichen, freilich auch philiströs beengten Leben führte, begünstigte des weiteren, daß die Musik sich überall als Verschönerin dieses bescheidenen Lebens einstellte.

Gewiß, es waren keine lockenden Feuerbrände einer die Welt erleuchtenden Kunst; es war nur ein stilles Herdfeuer. Aber man konnte sich prächtig an ihm wärmen. Wer in die Bilder eines Ludwig Richter hineinschaut, sieht, wie das ganze deutsche Volksleben von Musik erfüllt war. Das war auch ein ausgezeichneter Nährboden für jedes stärkere musikalische Talent. Die Geschichte unserer Literatur und unserer bildenden Kunst weist die Namen vieler Talente auf, die infolge der schlechten Verhältnisse sich nicht so bedeutsam haben entwickeln können, wie es ihnen ihrem Talente nach wohl möglich gewesen wäre. Unsere Musikgeschichte kennt solche Namen kaum.

Wohl noch niemals hat ein Volk eine so vollständige Umwandlung seiner Lebensbedingungen durchgemacht, wie das deutsche in den letzten fünfzig Jahren. Aus der Kleinstaaterei zum Weltreich; aus Kleingewerbe und engem Handelsverkehr zur Rieseninduſtrie und zum Welthandel. An die Stelle von Städtchen und Flecken sind die riesigen Großstädte getreten. Das Bauerntum strebt durch große Organisationen andere Lebensbedingungen an. Die soziale Frage hat für riesige Bevölkerungskreise, die sich früher um Politik überhaupt nicht kümmerten, das öffentliche Leben in den Mittelpunkt aller geistigen Interessen gerückt. Vor allem aber hat diese Gesamtumwälzung aller Wirtschaftsfragen die geistige Einstellung verschoben. Ein wilder Lebenshunger ist erwacht. Der Träumer ist vom Rechner verdrängt, und jene, die einst meinten, wir müßten eine einseitige Realpolitik treiben, weil die Gedankenhaftigkeit uns ohnehin als Schwergewicht anhange, sehen heute bang einen Amerikanismus sich entwickeln, der um so einschneidender wirkt, als die meisten Formen der deutschen Lebenskultur noch sehr unfertig und wenig widerstandsfähig sind.

Mit diesen Gesamtverhältnissen haben sich auch die der Kunst verändert, und zwar am einschneidendsten die der Musik. Jene Musik, die zur Ausführung riesiger Mittel bedarf, hat eine ungeheure Steigerung erfahren, da jetzt eine große Zahl von Städten über die nötigen Mittel verfügt. Hand in Hand damit hat überhaupt das öffentliche Konzertleben einen ungeahnten Aufschwung erfahren. Eine Stadt wie Berlin hat heute allein in einem Winter mehr Solistenkonzerte, als vor vierzig Jahren ganz Deutschland und Österreich zusammengenommen. Dagegen ist das flache Land von Musik entblößt. Eine Ernüchterung des Lebens hat hier fast alle jene „Gelegenheiten" beseitigt, bei denen die Volksmusik heimisch war. Nicht nur die Spinnstube, auch die Art der Arbeit, mit der sich das Lied so gern verknüpft, hat sich verändert. Die Industriearbeit in den Fabriken ist von vornherein der rhythmischen Seele und damit der Musik entkleidet. Auch die Schwächung des kirchlichen Lebens hat ihr Teil dazu beigetragen, indem die Teilnahme an den Kirchenchören überall abgenommen hat.

Doch ich will das nicht ins einzelne ausführen. Wer die Augen nicht verschließt, muß sich auf Schritt und Tritt von dieser musikalischen Verarmung des Volkes überzeugen. Geraume Zeit hat man sich damit getröstet, daß man die Stadtbevölkerung, das Proletariat, gewissermaßen preisgab und meinte, die Landbevölkerung bliebe für immer ein Hort. Es ist aber genau so, wie mit den Besitztümern der Natur, von denen wir oben gesprochen haben. Es gibt in diesem Sinne bald kein „Land" mehr. Von den Großstädten aus drängt sich die großstädtische Lebensanschauung überallhin. Ja es wird dann auf dem Lande noch schlimmer, weil hier das Gegengewicht fehlt, während in den Großstädten das Angebot an Musik durch Berufsmusiker zunimmt, da es Gewinn verspricht. Sicher, die Zeit ist da, wo es zu schützen gilt, und es handelt sich hier um das eigenartigste und reichste künstlerische Kulturgut unseres deutschen Volkes.

In den Volksschulen wird ja der Gesang gepflegt, und glücklicherweise führt man endlich ernstlich die Reformen ein, durch die der Gesangsunterricht nicht mehr ein papageienmäßiges Auswendiglernen einiger Lieder, sondern ein musikalisches Singenlernen sein wird. Aber einmal pflegt die Volksschule nur den Gesang, und dann hört ihre Einwirkung in jenen Jahren auf, in denen erst die rechte Empfänglichkeit für Musik in den jungen Seelen erwacht. In richtiger Erkenntnis dieser Tatsache hat man ja auch den Gesang in die Fortbildungsschule übernommen. Aber diese Jahre fallen meist mit denen des Stimmbruchs zusammen, in denen ein praktisches Singen nicht möglich ist. Vor allem jedoch ist es ganz natürlich, daß nur der wirklich stimmbegabte Mensch sich und anderen Freude mit Singen macht; außerdem gehört eine ganz besondere Einstimmung dazu, um sich gerade im Singen die musikalische Gemütsergötzung zu holen, nach der der Mensch verlangt.

Nein, das Volk verlangt auch nach Instrumentalmusik. Ein wie starkes Bedürfnis hier vorhanden ist, zeigt das üppige Ins-Kraut-schießen einer großen Zahl von Musikschulen, die sich mit tönenden Titeln schmücken und die trostloseste Seite unseres heutigen Musikbetriebes bilden. Dem wildesten Unternehmertum, dem niedrigsten Spekulantentum, der verderblichsten Anmaßung einer grenzenlosen Unwissenheit ist hier Tür und Tor geöffnet. Da die gesetzlichen Handhaben gegen diese üblen Spekulanten unzulänglich waren, übrigens nicht einmal angewendet wurden, konnten sich Hunderte sogenannter Musikschulen auftun, die, selbst wenn ihre Besitzer nicht irgendwie gescheiterte Existenzen sind, die zu ihnen kommenden Schüler lediglich als Ausbeuteobjekte betrachten und dem niedrigsten Geschmack und der seichtesten Musikliteratur frönen. Die Lockmittel, mit denen diese Schulen arbeiten, sind der scheinbar niedrige Preis von drei Mark monatlich und das Wort: „Instrumente stehen zum Üben kostenlos zur Verfügung." Nur nebenbei sei bemerkt, daß diese geschickten Unternehmer den Vertrauensseligen, die übrigens nach Tausenden und aber Tausenden zählen, auf allerlei Umwegen noch weiteres Geld abzunehmen verstehen, ganz abgesehen davon, daß diese ganzen sich riesig anlaufenden Geldopfer unnütz vertan sind, weil sie eben nicht zum Ziele führen.

Aber das eine ist sicher: wie so oft, hat auch hier der niedrige Instinkt zuerst herausgefunden, was nottut.

Die Volksmusikschule ist ein dringendes Bedürfnis.

Sie ist das wichtigste Mittel, unsere Musikkultur aufs neue zu beleben. Ohne große Opfer können Staat und Gemeinde, können wohlhabende Kunstfreunde hier segensreich wirken und eine herrliche Kulturaufgabe erfüllen. Diese Volksmusikschulen rekrutieren sich aus den musikalisch begabten Kindern der Gemeindeschulen, die zunächst der Gesangslehrer auswählt; es müssen aber auch die Wünsche der Eltern und älterer Fortbildungsschüler berücksichtigt werden. Ich glaube, es empfiehlt sich, den Unterricht nicht ganz kostenlos zu geben, sondern lieber ein Honorar zu erheben, wie es jetzt die oben gekennzeichneten privaten Unternehmungen tun: zwei bis drei Mark monatlich, die natürlich ganz Bedürftigen erlassen oder überhaupt durch Gegengabe von guten Musikalien ausgeglichen werden können.

Der Lehrplan hat den Nachdruck auf alle Streich- und Blasinstrumente zu legen; daneben auch Klavier und wenn möglich rhythmische Gymnastik. Die Räume sind in den an Nachmittagen freien Klassenzimmern und Aulen der Gemeindeschulen bereits vorhanden. Auch hier müssen die Übungsinstrumente bereitstehen. Ein Hauptmittel wird das Zusammenspiel sein. Vorgeschrittene Schüler werden zu Schulorchestern vereinigt, die vor den Schulen, den Eltern und Gönnern an besonderen Festtagen öffentliche Aufführungen veranstalten. Den Unterricht erteilen festbesoldete Lehrkräfte. An der Spitze steht in jeder Stadt eine Persönlichkeit von vielseitiger Bildung und organisatorischer Kraft. Die Schulen sind natürlich in mehrere Klassen mit bestimmten Lehrplänen eingeteilt. Das höchste Ziel ist die Erziehung zur Musik*freude*, die Bildung des Geschmackes, nicht durch ästhetische Belehrung, sondern durch Ernährung mit guter Musik. Die Schulleiter müssen berechtigt sein, völlig unbegabte Kinder zu entlassen; andererseits soll hervorragend begabten Kindern weiteres Studium ermöglicht werden.

Man darf gewiß sein, daß auf diese Weise in wirklich natürlicher Art die Liebe zu guter Musik wieder wachsen wird; und erst dann können die vielfach mit beträchtlichen Opfern von den Städten unternommenen Volkskonzerte wirklich segensreich wirken. So, wie das jetzt gehandhabt wird, wird der Hausbau mit dem Dache angefangen, statt mit dem Fundament, und alles bleibt in der Luft schweben.

Ich glaube nicht, daß die Volksmusikschulen wirklich große Opfer verlangen werden. Im übrigen muß eine Zeit, die bereit ist, eine Milliarde aufzubringen, um den Frieden zu erhalten, schließlich auch einmal eine Million übrighaben, um sich das Leben in diesem Frieden lebenswert zu gestalten. Wenn erst die Instrumente angeschafft sind, dürfte jede dieser Schulen — und es bedarf ihrer ja in Mittelstädten zunächst nur einer — mit höchstens fünftausend Mark im Jahre durchzuhalten sein. Die kleinen Privatspekulanten machen ja gute Geschäfte. Freilich mißbrauchen sie ihre Lehrkräfte und beuten ihre Schüler aus. Die Volksmusikschule arbeitet dafür ohne Miete, und man darf wohl auch damit rechnen, daß die zahlreichen wohlhabenden Musikfreunde sich für ein solches Unternehmen gern zu einem Patronatsverein vereinigen und mit kleinen Opfern dieses prachtvolle Unternehmen fördern werden.

Noch einmal: es handelt sich hier um das schönste Gut der deutschen Volkskultur! Wohlan! laßt uns das noch Vorhandene erhalten, das Verlorene wiedergewinnen und blühendes Neuland erobern!



Musik im preußischen Abgeordnetenhause

Spottsüchtige Beurteiler könnten aus der Tatsache, daß die Fragen künstlerischer Kultur bei den Etatberatungen des preußischen Abgeordnetenhauses immer an den Schluß gerückt sind, üble Folgerungen für die Stellung dieser künstlerischen Kultur im offiziellen Preußen ziehen. Zwar bezeichnete der Abgeordnete Dr. Pachnicke die Kapitel „Kunst und Wissenschaft“ bzw. „Königliche Theater“ als die „vielleicht reizvollsten;“ aber sie scheinen auf die Abgeordneten selbst keinen großen Reiz auszuüben. Man ist eben der Beratungen müde, und wenn man noch für Kleinbahnstationen, Vollblutzucht und Remonten die Teilnahme des ganzen Hauses hat aufrufen können, so sehnt man sich jetzt nach dem Ende.

Ist man sich schon im allgemeinen darüber einig, daß sowohl dem Reichstag wie dem preußischen Abgeordnetenhause die großen Persönlichkeiten fehlen, so empfindet man diesen Mangel niemals stärker, als bei der Beratung von Kulturfragen. Nur von einer solchen starken Persönlichkeit würde wohl auch die unbedingt nötige Befreiung dieser Fragen aus der politischen Parteischablone zu erreichen sein. Auf welch hoher Stufe stehen die Kulturdebatten der Ersten badischen Kammer, seitdem Hans Thoma bei dieser Gelegenheit jedesmal das Wort zu ergreifen pflegt. In den beiden zuvor genannten Parlamenten herrscht sicher bei den Rednern guter Wille, aber man merkt aus allen ihren Ausführungen, daß sie zwar hinter den Kulissen vielleicht hinreichend unterrichtet wurden, daß sie aber die Materie nicht aus Eigenem heraus beherrschen und deshalb vor allem auch versagen, sobald durch die Debatten Gedanken aufgebracht werden, die nicht vorhergesehen werden konnten. Das Betrüblichste aber ist, daß auch diese Fragen, die mit der politischen Parteiung gar nichts zu tun haben, durchweg unter diesem unfruchtbaren Gesichtswinkel stehen. Die stenographischen Berichte sind dafür sehr lehrreich. Spricht z. B. ein freisinniger Redner, so erfolgt auch für die allgemeingültigsten Dinge eine Zustimmung nur von seiten seiner Parteifreunde. Das übrige Haus schweigt, höchstens daß die Rechte durch Zwischenrufe die Ausführungen des ihr politisch unangenehmen Redners abzuschwächen sucht. Das geht bis zur Groteske. Als der Abgeordnete Kopsch mit seiner Kritik der Tätigkeit der Königlichen Bühnen zu Ende war, die ihr Hauptmaterial durchaus national gesinnten Schriftstellern entnommen hatte, verzeichnet der stenographische Bericht: „Lebhaftes Bravo links.“ Es ergreift darauf das Wort der Herr Finanzminister und beginnt: „Meine Herren! Es ist für den Finanzminister außerordentlich schwer —“ „Sehr richtig rechts“, verzeichnet der stenographische Bericht. Also kaum vermag die Rechte aus dem Vordersatz des Finanzministers zu erkennen, daß er die Angriffe des fortschrittlichen Abgeordneten zurückweist, und schon ruft sie ihr „Sehr richtig!“. Dabei müßte diese Rechte es sein, die die jede nationale Kunst schädigende und die Würde unserer Königlichen Bühnen untergrabende Tätigkeit des jetzigen Generalintendanten geißelt, genau so, wie es die Presse der konservativen und der anderen das Nationale betonenden Parteien tut.

Es ist bei dieser Kritik, die sich die Königlichen Theater, vor allem das Königliche Opernhaus, gefallen lassen mußten, im Abgeordnetenhause so oft auf den Türmer Bezug genommen worden, daß wir uns hier ein Eingehen auf Einzelheiten ersparen können. Unsere Leser sind seit Jahr und Tag über diese Verhältnisse unterrichtet. Bedenklich stimmt vor allem, daß auch in *sozialer* Hinsicht die Königlichen Bühnen keineswegs vorbildlich sind. Was da über die Behandlung einiger Fälle der Pensionierung von Künstlern und Beamten mitgeteilt wurde, wird in seiner Unerfreulichkeit durchaus nicht durch die Tatsache vermindert, daß die Verwaltung der Königlichen Bühnen vor Gericht obsiegende Urteile erzielt hat. Das Gericht hat sich an den scharfen Wortlaut von Verträgen zu halten und kann nicht auf jene Dinge eingehen, die zwischen den Zeilen liegen, von jedermann aber aus diesen Zwischenzeilen herausgelesen werden. Das Gericht hat sich auch nicht um die Gesinnung zu kümmern, die in derartigen Verträgen

zum Ausdruck kommt. Diese Gesinnung ist sowohl bei der Pensionierung der Schauspielerin Berta Hausner, wie im Fall des Hilfsmusikers Clam, sowie ferner im Fall Weingartner immer die gleiche autokratische, selbstgerechte, jedes wirklichen Wohlwollens bare. Herr von Hülsen hat eine Auffassung seiner Stellung, die dem heutigen Empfinden ins Gesicht schlägt. Man spricht von einer Paschawirtschaft an vielen Privattheatern. Es darf nicht dahin kommen, daß von einer Tyrannenwirtschaft an den Königlichen Bühnen die Rede sein kann. Herr von Hülsen hat durchaus nicht das Recht, nur jenen Leuten gegenüber, die nach seiner Meinung „wohlgesinnt" sind, die wohlwollende Auffassung von Fragen eintreten zu lassen, die nur deshalb nicht vertraglich streng geordnet sind, weil die Vornehmheit der Gesinnung beim Leiter einer Königlichen Bühne als selbstverständliche Voraussetzung gilt.

Es ist durchaus verständlich, daß der alte Kaiser es ablehnte, ein besonderes Pensionsgesetz für seine Schauspieler und Sänger einzuführen, weil er schon den Gedanken, daß er nicht in wohlwollendster und vornehmster Weise für diese Leute sorgen würde, als eine Beleidigung empfand. Wir sind sicher, daß unser Kaiser dieselbe Gesinnung hegt. Aber es ist doch nun gerichtlich durch das Zeugnis des Grafen Hochberg, des früheren Intendanten, erwiesen, daß die Schauspielerin Berta Hausner einfach um ihre Pension gekommen ist, weil sie glauben mußte, daß jeder Intendant die Anstandspflicht als genau so zwingend ansehe, wie sein königlicher Herr.

Wenn der juristische Vertreter des Generalintendanten, der Rechtsanwalt Artur Wolff, in dem Prozeß Hausner vor Gericht wirklich ausgesagt hat: „Fräulein Hausner hat sich fünfzigtausend Mark erspart, da gibt es überhaupt keine Pension", so bedeutet das doch geradezu eine groteske Auffassung. Alldieweil ein Schauspieler nicht so liederlich ist, wie man es ihm gewöhnlich nachsagt, weil er mit seinen Einkünften haushält und sich etwas beiseite legt, wird er nachher damit bestraft, daß man ihm die von seinem früheren Chef als sicher in Aussicht gestellte Pension verweigert!

Verwundern muß man sich, daß sich das Abgeordnetenhaus auch diesesmal wieder die gleiche wegwerfende Behandlung vom Regierungstisch aus hat gefallen lassen, die ihm schon im letzten Jahre zuteil geworden ist. Der Finanzminister erklärt, er sei nicht Sachverständiger und könne deshalb die vorgebrachten Beschwerden nicht beurteilen. Dann nimmt er den Grafen Hülsen in Schutz, weil er nicht anwesend sei und sich also nicht verteidigen könne. Aus dem Angeklagten wird Herr von Hülsen zum Märtyrer. Als ob sich kein Regierungsrat von der Intendanz die nötigen Auskünfte einholen könnte, wo es doch die einfache Pflicht des Parlaments ist, sich darum zu kümmern, was mit den anderthalb Millionen geschieht, die es zu bewilligen hat, ganz abgesehen davon, daß eine Volksvertretung auch moralisch verpflichtet ist, die geistigen Leistungen seiner nationalen Kunstinstitute im Auge zu behalten.

Seltsamerweise versucht der Finanzminister dann trotz seines Mangels an Sachkenntnis eine Ehrenrettung der Königlichen Bühnen. Nun wäre es ja wirklich himmeltraurig, wenn es keine guten einzelnen Aufführungen an unserer Oper gäbe. Was bekämpft wird, ist die Gesamthaltung unseres Königlichen Opernhauses! Köstlich ist es, wie auch der Herr Finanzminister an die „Wohlgesinntheit" appelliert und den bösen Berlinern die guten Münchner Kritiker vor Augen hält, die ihre Oper tüchtig rühmen und auf diese Weise für den guten Ruf Münchens sorgen sollen. Wir müssen es natürlich der Münchner Kritik überlassen, sich gegen die beleidigende Beschuldigung, die im Grunde in diesem Lob des Finanzministers eingeschlossen ist, zu verteidigen. Wenn aber der Herr Finanzminister sich so gern auf die Meinungsverschiedenheiten, die in allen Beurteilungen von Sachverständigen zutage treten, berief, so wäre es ihm doch sicher sehr schwer gefallen, auch nur einen Beurteiler zu finden, der die Gesamthaltung der Königlichen Oper gelobt hätte. Ein gewissenhafter Mensch kann das einfach nicht tun. Ich gebe gern zu, daß hier höfische Rücksichten eine Rolle spielen; aber selbst wenn die noch so ausgiebig berücksichtigt würden, ist kein Grund vorhanden, die andern Pflichten zu vernachlässigen. Ja, ein wirklich künstlerischer Intendant würde sich um so mehr verpflichtet fühlen,

jenes Minus an Leistungen, das mit der Repräsentation vielleicht unvermeidlich ist, durch ein um so stärkeres Plus auf der anderen Seite auszugleichen.

Zu dieser rein künstlerischen Arbeit aber ist die Königliche Bühne durch die ihr zur Verfügung stehenden Mittel wie keine andere befähigt, und durch ihre Stellung im Gesamtorganismus unserer nationalen Kunstmittel verpflichtet. Diese höchsten künstlerischen Pflichten nun liegen auf dem Gebiete der Musikdramatik noch weit mehr als auf dem des Schauspiels in der Pflege des künstlerisch anspruchsvollen Neuen. Die Aufführung einer neuen Oper erheischt ein viel größeres Maß von Arbeit und bereitet unendlich mehr Kosten, als die eines neuen Schauspiels. So ist jedes private Unternehmen, das auf eine ängstliche Berechnung von Gewinn und Verlust angewiesen ist, nur schwer imstande, künstlerisch anspruchsvolle musikdramatische Neuheiten zur Aufführung zu bringen. Trotzdem gibt es in ganz Deutschland keine zweite Hofbühne und auch kein Stadttheater, das in dieser Hinsicht so erbärmlich wenig geleistet hat, wie die mit den reichsten Mitteln ausgestattete Königliche Hofoper in Berlin, seitdem sie unter der Leitung des Herrn Grafen Hülsen steht. Nicht eine bedeutende Uraufführung hat diese Königliche Oper zu verzeichnen; kein einziger deutscher Komponist ist zu nennen, dem die Berliner Königliche Oper den Weg in die Öffentlichkeit geebnet hätte; ja sie versagt sogar in jenen Fällen, wo andere Bühnen bereits das Wagestück geleistet haben, wo der künstlerische Wert der Neuheiten erprobt ist, und wo es nun nur darauf ankommt, daß von der herrschenden Stelle Berlin aus das Werk in so allgemein sichtbarer und beachteter Weise herausgebracht wird, daß es damit überall und für längere Dauer in den Spielplan aufgenommen werden kann.

Ich brauche nicht zu sagen, was in der Hinsicht nicht geschehen ist, denn es ist überhaupt nichts geschehen. Es ist kein einziges der Werke aufgeführt worden, auf die eine Geschichte des deutschen musikdramatischen Schaffens in diesem Jahrzehnt Hülsenscher Intendanzherrlichkeit bezugzunehmen hätte, außer den Werken von Richard Strauß, der an der Hofbühne als Generalmusikdirektor wirkt. Hier hat sich dann die Berliner Hofbühne wenigstens den Ruhm gesichert, daß sie immer als letzte kommt, so daß bekanntlich beim „Rosenkavalier" erst monatelang Extrazüge nach Dresden fahren konnten, während die Aufführung der „Ariadne auf Naxos" immer hinausgeschoben werden mußte, weil die Vorbereitungen für „Kerkyra" sämtliche Kräfte in Anspruch nahmen.

Mindestens ebenso belastend wie diese Unterlassungen, sind die Taten des Generalintendanten für die ausländische Bühnenproduktion, wo er mit instinktiver Sicherheit die wertlosesten Werke herangeholt hat. Massenets „Therese", Leoncavallos „Maja", die Indianeroper „Poia" und eines Spaniers „La Habanera" — so viele Namen, so viele Unbegreiflichkeiten! Wenn das Königliche Schauspielhaus auf einem kaum mehr zu unterbietenden Tiefstand angelangt ist, so ist das gewiß tief zu bedauern. Aber bis zu einem gewissen Grade wird das hier Versäumte von anderen Bühnen wettgemacht. Die Unterlassungssünden der Königlichen Oper dagegen sind, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, überhaupt nicht wettzumachen.

Noch einmal: Es bleibt unverständlich, daß nicht aus jenen Reihen der Abgeordneten, die das Nationale immer besonders stark betonen, denen nach ihrer Gesamthaltung die Würde und das Ansehen alles „Königlichen" besonders am Herzen liegen muß, die schärfste Kritik gegen diese Zustände erhoben wird. Die Herren können sich nicht wundern, wenn in weiten Kreisen des Volkes sich die Meinung festsetzt, daß ihre Zurückhaltung den Grund darin habe, daß der verantwortliche Leiter der Königlichen Bühnen ihr Standesgenosse ist.

* * *

Viel erfreulicher waren die Verhandlungen, die sich im gleichen Abgeordnetenhause an die Fragen des Musikunterrichts knüpften. Die Abegordneten von Goßler und Dr. Pachnicke haben hier die üblen Zustände zutreffend gekennzeichnet, und es zeigte sich im Vergleich zu früheren Jahren eine wachsende Teilnahme des ganzen Hauses für die schlimmen Zustände. Auch auf der Regierungsseite konnte man nicht in der bisherigen kühl ablehnenden

Haltung, die freilich als „wohlwollende Neutralität“ bezeichnet wird, verharren. Zwar hat der Minister von Trott zu Solz auch diesmal wieder versucht, die Stellung der Unterrichtsverwaltung gegenüber der Musik als gut zu bezeichnen. Es ist wertvoll, aus dem Munde des Ministers zu erfahren, was sich ihm als musikalische Kulturpflege darstellt, und so mögen seine Worte hier Platz finden: „Der Staat wird auch der Pflege der Musik als der deutschesten der Künste wohl gerecht. Sie wissen, daß wir hier in Berlin in der Musikhochschule eine alle Seiten der Musik umfassende Anstalt haben. An ihr sind hervorragende Musiker angestellt, und gerade in den letzten Jahren ist für die Hochschule manches geschehen. Sie nimmt, wie ich wohl sagen darf, in der Musikwelt eine hohe Stellung ein, die sich auch daraus erkennen läßt, daß sie viel von ausländischen Schülern besucht wird. Ebenso nimmt die Musiksammlung der Königlichen Bibliothek, sowohl was die älteren, als was die neueren Bestände betrifft, einen hervorragenden Platz ein. Die wertvolle Handschriftensammlung ist vor einigen Jahren durch die Autographensammlung klassischer Musik, namentlich von Haydn und Beethoven, aus dem Besitz des Wiener Verlags Artaria ergänzt worden, wofür 300 000 *M* im Etat bereitgestellt wurden. Auch die ausgezeichnete Sammlung älterer Musikinstrumente in der Hochschule, die vor einigen Jahren durch die Erwerbung einer Instrumentensammlung für 200 000 *M* ergänzt worden ist, darf man hier erwähnen. Nach einer weiteren staatlichen Veranstaltung auf diesem Gebiete dürfte ein Bedürfnis nicht vorliegen, da auch die übrigen Bundesstaaten staatliche Konservatorien unterhalten und in Köln das Städtische Konservatorium sich befindet, das vom Staate jährlich mit 10 000 *M* unterstützt wird. Ferner hat Preußen alle großen Unternehmungen zur Herausgabe älterer Musikdenkmäler mit seinem besonderen Interesse begleitet. Vor allem sind die Denkmäler deutscher Tonkunst aus dem 16. und 18. Jahrhundert, die die deutsche Musik in ihren grundlegenden Schöpfungen wieder beleben sollen, von großer Bedeutung.“

Diesen Ausführungen gegenüber ist zu bemerken, daß wir doch von einer lebendigen Musikkultur, von der Pflege der Musik im heutigen Leben sprechen. Dafür haben die akademischen Leistungen, so verdienstvoll sie an sich sein mögen, hat die Sammlung von Handschriften und Instrumenten — übrigens ist die letztere in einer geradezu beschämenden Weise untergebracht und geht, wenn nicht bald Abhilfe getroffen wird, einfach dem Verderb entgegen — gar keine Bedeutung. Was nun die vielgerühmte Berliner Musikhochschule betrifft, deren hohe Stellung sich daraus erkennen lasse, daß sie von so vielen ausländischen Schülern besucht wird, so müßte eigentlich der Herr Kultusminister wissen, „daß gerade diese Ausländerei, die Bevorzugung von Ausländern bei der Aufnahme, den deutschen Kunstjüngern gegenüber, die Ursache bitterster Klagen in Musikerkreisen ist. Aber abgesehen hiervon, es ist schon so unendlich oft betont worden: Die Hochschule ist eine Kunstanstalt zur Heranbildung von Künstlern und Virtuosen, sie vermittelt aber keine seminaristische Ausbildung, sie erzieht keine Pädagogen und Lehrer. Und diese fehlen der Tonkunst. Bei dem Versagen der Hochschule auf diesem wichtigsten Gebiete muß der immer wieder vom Ministertisch verkündeten Botschaft, daß sie „eine alle Seiten der Musik umfassende Anstalt“ sei, aufs nachdrücklichste widersprochen werden“. (Musikpädagogische Blätter, 1913, Nr. 9.)

Dagegen ist in anderer Beziehung in der Erwiderung des Kultusministers ein großer Fortschritt zu verzeichnen. Er gibt nicht nur die Mißstände im privaten Musikunterricht zu, sondern verspricht auch, nach Möglichkeit hier Maßregeln zu ergreifen. Außerdem aber stellt er die Einrichtung einer Prüfung, wie sie Sachsen jetzt eingeführt hat, in Aussicht. Wenn das wirklich in künstlerischem und nicht in eng bureaukratischem Geiste angefaßt und durchgeführt wird, so werden damit die wesentlichen Bedingungen für die Erneuerung unserer musikalischen Volkskultur erfüllt sein. St.



Zum Sängerwettstreit in Frankfurt

In Frankfurt a. M. kämpften wieder einmal die deutschen Männerchöre um die Kaiserkette. Soweit ich sehe, ist nicht nur die Zahl der wettstreitenden Gesangvereine, sondern auch die Teilnahme der Presse durch eingehende Berichterstattung gewachsen. Da nun weite Kreise durch Aussicht auf geschäftlichen Gewinn, andere durch Vergnügungssucht, noch andere durch höfische Gesinnung zu grundsätzlichen Lobrednern dieser Veranstaltung werden, halte ich es für eine, wenn auch unangenehme Pflicht, öffentlich zu betonen, daß mir der künstlerische Gewinn dieser Veranstaltung in gar keinem Verhältnis zum Aufgebot der Mittel zu stehen scheint.

Ich sehe ganz ab von den vielen „Menschlichkeiten", die sich als Begleiterscheinungen vor- und nachher einstellen. Rein künstlerisch wird hier eine Unmasse Arbeit wertlos vertan. Für fast alle Vereine besteht die Vorbereitung auf den Wettstreit in einem Eindrillen der Preisgesänge, die die wirklich musikalische Erziehung der Sänger nicht nur nicht fördert, sondern geradezu unterbindet. Würde die hier aufgebrachte Arbeit sinngemäß verwendet, die Sänger würden den sogenannten „Stundenchor" spielend vom Blatt singen, statt daß sich jetzt auch berühmte Vereinigungen bei der so leichten Aufgabe noch arge Blößen geben.

Ebenso schlimm ist, daß derartige Wettsingerei fast unvermeidlich zu einer äußerlichen, effekthaschenden Vortragsweise führt. Man stelle sich vor, daß bei einundvierzig wettstreitenden Vereinen, abgesehen vom Stundenchor, wenigstens 123 Chorlieder vorgetragen werden. Diese Masse eines Gleichartigen wirkt auch auf den Empfänglichsten so abstumpfend, daß nur scharfe Reizmittel im Vortrag noch zu „wirken" vermögen. Wie ich es seinerzeit an dieser Stelle vorausgesagt habe, hat die vom Kaiser in bester Absicht empfohlene Pflege des volkstümlichen Liedes diese üble Seite des Vortrags noch verschärft. Da man bei einfachen Kompositionen nicht durch Überwindung von Schwierigkeiten glänzen kann, versucht man es durch „nüancenreichen" Vortrag und möglichst subjektive Auffassung. Was sich da die schlichten Melodien an Drückern, sentimentalen Dehnungen, willkürlichen, jeden Rhythmus zerstörenden Rubatis gefallen lassen müssen, ist zum Erbarmen. Auf jeden Fall wird der Sinn für das Einfache so geradezu ertötet.

Übrigens widerstreben bereits viele der Bearbeitungen des im kaiserlichen Auftrage herausgegebenen „Volksliederbuches" jeder echten Volkstümlichkeit. Und welcher „Geist" vielfach waltet, erhellt aus der Tatsache, daß es jetzt in Frankfurt ein Chor fertiggebracht hat, eine mehrstimmige Bearbeitung der durch Brahms bekannten „Feldeinsamkeit" vorzutragen, wo doch schon der Titel diesen Gefühlserguß eines Einsamen vor dem Vortrag durch eine Gesellschaft von mehr als hundert Mannen hätte bewahren müssen. Es ist aber auch zu schön, sich von hundert wackeren und trinkfesten Mannen versichern zu lassen: „ich ruhe still im hohen grünen Gras", und zum Schluß: „mir ist, als ob ich längst gestorben bin und ziehe selig mit durch ew'ge Räume".

Der große Preischor ist dieses Mal glücklicherweise ein wertvolles Musikstück, wie es sich bei Hegar von selbst versteht. Aber einundvierzigmal dieses gleiche Stück vorgetragen bekommen! Als Bülow am gleichen Abend zweimal die „Neunte" aufführte, haben's ihm viele als Verrücktheit, andere als Frechheit ausgelegt. Jetzt müssen Preisrichter und viele eifrige Hörer einundvierzigmal den gleichen Chor über sich ergehen lassen. Berlioz erzählt von einem Flügel, der bei den Konservatoriumsprüfungen in Paris einunddreißigmal das G-Moll-Konzert Mendelssohns erdulden mußte und darüber verrückt geworden sei. Freilich handelte es sich dabei um ein edles Musikinstrument. St.



Ein Freund Liszts

Der Erinnerungen des Grafen Zichy zweiter Band

Ich habe an dieser Stelle mit besonderem Vergnügen den ersten Band der Lebenserinnerungen des einst hochberühmten einarmigen Klaviervirtuosen Géza Graf Zichy besprochen und unseren Lesern zur eigenen Gemütsergötzung warm empfohlen (Märzheft 1912). Beruhte der Hauptreiz dieses ersten Bandes auf den eigenen Erlebnissen und dem seltsamen Entwicklungsgang des Erzählers, so verdient der soeben erschienene zweite Band (Aus meinem Leben. Erinnerungen und Fragmente. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) erhöhte Teilnahme wegen des vielen Wertvollen, was uns in ihm über bedeutende Künstler mitgeteilt wird. Vor allem tritt die Person Liszts bedeutsam hervor. Der erste Band hat uns noch von der Bekanntschaft des jungen Grafen mit dem weltberühmten Klaviermeister berichtet und uns erzählt, wie schnell Liszts menschliche Güte und künstlerische Größe das Herz seines begeisterungsfreudigen Landsmannes in Flammen setzte. Diese Verehrung ist mit der näheren Bekanntschaft nur noch gewachsen.

„Liszt war wie eine Riesenorgel, mit hundert und abermals hundert Registern ausgestattet. Ein jedes Register, das man anzog, ließ eine neue Welt erklingen. Über Liszts Nationalität wurde viel gestritten. Ein höchst müßiger Streit, denn jeder ist, was er sein will. Liszt war im Herzen ein Ungar, in der Liebe zur deutschen Musik ein Deutscher, in seinen Umgangsformen und seiner literarischen Kultur Franzose, in seinen aristokratischen und konservativen Ansichten Engländer und in der bildenden Kunst Italiener. Er war eben alles, was ein Mensch nur sein kann. Liszt wird uns im Laufe der Zeit immer größer erscheinen. Als er noch auf Erden wandelte, haben wir ihn bewundert, jetzt schon müssen wir ihn anstaunen. Wir staunen über die Größe seiner Werke, die viele nicht kannten, nicht kennen konnten und nicht kennen wollten. Und doch, wenn man mich früge, was war Liszts größte Eigenschaft und größter Wert, so würde ich nicht seine unvergleichliche Virtuosität, sein bahnbrechendes Kompositionstalent, seine Genialität als Kapellmeister und Lehrer nennen, sondern die Hoheit und Größe seiner Seele. Diese Seele hat alles veredelt, verklärt, was nur in ihren Zauberkreis geriet, den Menschen und selbst die Kunst. Liszt war nie kleinlich und alltäglich, hoheitsvoll in der Kunst, in der Freundschaft, in den seltenen Anwandlungen des Zornes und vor allem in seiner Milde. Apostolische Güte und Nachsicht waren seine größten Tugenden."

So weltmännisch und freundwillig Liszt war, so aufrecht war seine Männlichkeit. Immer stand er auf der Seite der Unterdrückten, und so ist es auch leicht verständlich, daß er, als er zu Anfang der fünfziger Jahre zu einem Hofkonzert in die Wiener Hofburg eingeladen wurde, sein Ungartum betonte, indem er im Laufe des Konzerts auch den Rakoczymarsch spielte. In jener Zeit führte dieser Marsch jeden, der ihn öffentlich spielte, mit Sicherheit auf acht Wochen in den Arrest. Man kann sich somit das Entsetzen der Hofgesellschaft denken, als diese feurige Freiheitshymne erklang. Der junge Kaiser freilich zeigte sich Liszt ebenbürtig und verlangte die Wiederholung des Marsches mit der Bemerkung, er habe so selten Gelegenheit, dieses schöne Werk zu hören.

Musikgeschichtliches Interesse hat es, was Zichy über Liszt als Bearbeiter der ungarischen Volksmusik und auch über diese selbst zu sagen hat. „Der Urquell der ungarischen Weisen ist das Volkslied, der liederreiche Mund des Volkes. Diese Quelle fließt nicht mehr so reichlich wie in früherer Zeit, sie ist aber nicht versiegt. Immer tauchen noch neue Lieder auf, die weder der Zigeuner noch der geschulte Musiker geschaffen hat." — „Das ungarische Volkslied ist überaus reichhaltig, reich an Formen, an Rhythmen und an Mannigfaltigkeit der Tempi. Liszt kannte das ungarische Volkslied mit all seinen Vorzügen und Fehlern. Er erweiterte die ursprünglichen kurzatmigen acht, manchmal auch zwölf Takte der Volksmelodie zu großen Formen, gab ihr harmonische Feinheit, musikalischen Gehalt, ja erhob sie zu symphonischer Höhe in seinen un-

sterblichen Rhapsodien. Beim ersten Auftreten des Motivs behält er einige Takte hindurch die ursprüngliche Melodie und Harmonie, doch gar bald beginnen seine Zauberkünste. Das Motiv wird vergrößert, verkleinert, polyphonisch aufgearbeitet, mit allen Reizen der Harmonik geschmückt, und doch erkennen wir unser pauspäckiges, glutäugiges Bauernmädel in den Kleidern und dem Purpurmantel einer Königstochter. Die Melodie des ungarischen Volksliedes steht oft in krassem Widerspruche zu den Worten, wahrscheinlich, weil der Text nicht selten von einer zweiten Person unterlegt wurde. — Ich betone es nochmals, daß das Volkslied die Quelle unserer Musik ist. Dieses Lied ist alt, erwähnt doch Bischof Gerhard nahe vor tausend Jahren, daß ein Ungarmädchen an einem Brunnen wunderschöne Lieder sang. Das Volkslied wird zum kirchlichen Lied, das Volkslied wird vom Troubadour für seine Zwecke umgemodelt, das Volkslied wird an den Höfen der Arpaden von den Hofsängern gesungen, und endlich wird das Volkslied vom Zigeuner instrumentiert, nicht geschaffen. Es waren und sind vereinzelte Zigeuner, die ungarische Weisen komponiert haben. Die ungarische Musik aber haben sie nicht geschaffen, nicht aus Ägypten mitgebracht; die haben sie hier gefunden. Sie haben an den Höfen der Arpaden nie gesungen, sie haben nicht die kirchliche Musik gepflegt, sie haben nicht einmal ausschließlich die Instrumentalmusik an den Höfen der Magnaten besorgt." — „Wenn wahre Herzensbildung den Gehalt, den Kern der Heiligkeit bilden, so war Franz Liszt ein Heiliger. Ein weltlicher, liebenswürdiger Heiliger. Opferfähig, immer zu helfen bereit, ohne Rachsucht, jede Unbill vergessend, einer der alleredelsten, menschlichsten Menschen, die je auf Erden gewandelt sind. Streng gläubig und tolerant und nicht zu jenen Katholiken gehörend, die zuweilen auch wenig christlich sein können. Sein Edelmut, seine Herzensgüte waren noch größer als sein Genie. Er konnte keine Bitte abschlagen. Er empfahl jedermann; dadurch verloren leider auch seine Empfehlungsschreiben manchmal an Gewicht. Immer in der heißen Atmosphäre des ewig Weiblichen lebend, brachte ihn seine Herzensgüte und unvergleichliche Höflichkeit in den Ruf eines Don Juan, was er in Wirklichkeit gar nicht war. Er sagte mir: ‚Wenn Damen überaus zuvorkommend sind und die Männer standhaft bleiben, so müssen sie brutal oder lächerlich sein. — Beides fällt schwer.' Er liebte den Glanz, das Prunkhafte, und doch war seine Lebensweise möglichst einfach und bescheiden. Ich speiste ja Monate durch bei ihm, das Menü bestand aus Pörkölt, gekochtem Gemüse, Obst und Käse. Er trank beim Speisen wenig. Sein Lieblingsgetränk war leichter Ungarwein und leider — der Kognak. Er trank tagsüber schluckweise, doch kann ich es bezeugen, daß ich ihn nie in einem seiner Person unwürdigen Zustande gesehen habe. Starke Weine trank er niemals." —

Einen eigenartigen Zug von der ungeheuren Leidenschaftlichkeit, die noch im alten Liszt lebte, berichtet Zichy. Dem Schwiegervater Zichys, mit dem Liszt von jung an befreundet war, starben kurz hintereinander die Gattin und eine Tochter. Liszt kam zur Einsegnung der Leiche. Als Liszt eintrat, bemerkte ihn mein Schwiegervater und wankte ihm entgegen, indem er mit einer Hand nach dem Sarge wies. Liszt schloß ihn in seine Arme und brüllte wie ein Löwe. Er wollte nicht weinen. So kam seine Ergriffenheit in dieser Weise zum Ausbruch. Ich höre diese Schreie heute noch, sie waren entsetzlich, erschütternd, elementar.

In tiefer Ergriffenheit berichtet Zichy über manche Improvisationen Liszts. So wurden sie im März 1879 zu Klausenburg, wohin Liszt mit Zichy zu einem Konzert gefahren war, durch die Nachricht von der furchtbaren Katastrophe erschüttert, durch die die Stadt Szegedin heimgesucht worden war. „Liszt kam in mein Zimmer und sagte: ‚Klagen nützt hier nichts, da muß geholfen werden. Wir wollen vereint ein Konzert für die so hart Betroffenen geben, kommen Sie zum Klavier!' Wir setzten uns und spielten seinen Rakoczymarsch, den ich für drei Hände bearbeitet hatte. Dann wurde das Programm besprochen. In einigen Stunden war das Konzert an allen Straßenecken plakatiert und bis zum Abend ausverkauft. Als Liszt nach dreiunddreißig Jahren in Klausenburg wieder am Klavier erschien, brach ein Jubel los, der sich nicht beschreiben läßt. Das ganze Podium glich einem Blumengarten. Als Liszt erschien,

erhob sich das Publikum einmütig, wie vor einem Könige. Tief ergriffen setzte sich Liszt an das Klavier, erhob sein Haupt, blickte aufwärts und spielte die Vergänglichkeit aller Dinge, die Szegediner Katastrophe, das Hinwelken seiner Jugend in ergreifenden, todestraurigen ungarischen Phrasen, wie sie noch nie ein Menschenkind gespielt oder gehört hatte. Zum Schluß schlug der alte Barde in die Saiten, wie das große Meer an die Felsenklippe schlägt. Er sang von Mannesmut und Trotz, von Kampf und Sieg, von Jubel und Verklärung. Nur wenige verstanden, was er spielte, doch ergriffen, bis in die tiefsten Tiefen des Herzens ergriffen, war jeder. Am Ende spielten wir den Rakoczymarsch, und ich bemühte mich, hörbare Bässe der orchestralen Macht seiner zehn Finger hinzuzufügen. Der Enthusiasmus war elementar. Studenten stürzten auf die Bühne und hoben den großen Meister auf ihre Schultern."

Bald darauf veranstaltete der bald siebzigjährige Liszt auch in Wien ein Konzert zugunsten Szegedins. „Mein großer Meister war in der gehobensten Stimmung, spielte bezaubernd wie immer, nur im Rakoczymarsch versetzte er mich in wahre Todesangst. Im Mittelsatz fing er nämlich an, zu improvisieren. Er warf seinen Kopf zurück und führte die Phrase in allen Tonarten weiter. Ich blickte ihn entsetzt und flehend an, er aber lächelte und spielte immerzu. Was soll ich tun? dachte ich, aufhören kann ich nicht, wenn jemand mit Liszt spielt und aufhört, so ist er ja der Schuldige! Mit Todesverachtung fing ich an, chromatische Oktavenläufe zu donnern, und dort beginnend, wo er mir auf der Klaviatur Platz ließ. Es klappte famos, und Liszt raunte mir zu: ‚Bravo, Géza, bravo!' Endlich kam er auf das alte Hauptgleis zurück, und das Stück schloß in seiner alten Weise." — „Noch eines Abends will ich gedenken, den wir im Hause des Professors Standhardner verlebten. Es waren viele Musiker zugegen, unter anderem auch Hans Richter. Es wurde gesungen, gegeigt, und Klavier gespielt. Da setzte sich Liszt ans Klavier und improvisierte — wie er sagte — einen ‚Abschiedsgruß'. Ich habe doch Liszt oft spielen hören; so rätselhaft, so transzendental, so geisterhaft jedoch niemals. Das Stück — wenn man es überhaupt ein Stück nennen durfte — wies gar keine technischen Schwierigkeiten auf, war nur eine ruhige Folge nie gehörter harmonischer Kombinationen. Hans Richter sprach tief ergriffen zu mir: ‚Was wir jetzt hörten, war eine Offenbarung.'"

Die letzte Erwähnung Liszts in dem Buche führt uns nach Bayreuth in die Tage der Erstaufführung des „Parsifal". „Als ich in Wahnfried eintrat, saß Wagner unter einer Palme, ein Kranz von aufgeblühten und gepuderten Damen stand um ihn her und fächelte mit Marabufächern dem großen Meister Kühlung zu. Ich stand neben Liszt in dem Salon und bat ihn, mich vorstellen zu wollen. Er aber legte den Finger an seinen Mund und flüsterte: ‚Wir müssen warten, bis er seine Anekdote auserzählt hat.' Vor Kaisern und Königen habe ich Liszt stehen sehen, aber so untertänig wie vor seinem Schwiegersohn niemals. Als die Anekdote auserzählt war, flogen die Spitzentücher an die rotangestrichenen Damenlippen, und es entstand ein krampfhaftes Lachen und Kichern vor lauter ‚wonniger Lustbarkeit und lustiger Wonnelust'. Liszt beugte sein schönes, edles Haupt, nahm mich bei der Hand und führte mich zu Wagner. ‚Lieber Richard,' sprach er in untertänigem Tone, ‚ich stelle dir meinen besten Freund und berühmten Schüler Grafen Géza Zichy vor.' Wagner nickte mit dem Kopfe, und ich ging zu der Frau des Hauses, die ich schon von früher her kannte. Dabei fand sich für mich Gelegenheit, Wagners so merkwürdigen Kopf von nahem zu sehen. Seine Züge waren wie in Marmor gehauen; übermenschliche Energie und göttlicher Trotz sprachen aus ihnen. Dies Antlitz schien zu drohen und der Mund zu sprechen: ‚Du m u ß t mein Ich anerkennen; du m u ß t dich vor mir beugen, du m u ß t dich an meiner Kunst erheben, und willst du es nicht, so schleudere ich dich in die Lüfte!' Diesen Kopf kann man nicht vergessen. Wenn überhaupt von einer Ähnlichkeit die Rede sein kann, so läßt er sich nur mit dem Kopfe Napoleons des Großen vergleichen. Seine Umgangsformen waren andere als die eines Weltmannes, was ja sehr begreiflich ist. Er wurde entweder verfolgt oder vergöttert. Zwischen diesen zwei Extremen pendelte sein Leben hin und her."

Außer mit Liszt, war Zichy auch mit dessen Gegner Volkmann befreundet, von dessen knurriger Art er uns manche bezeichnende Beispiele gibt. Zichys Versuch, die beiden miteinander zu versöhnen, zerschlug sich an Volkmanns Kantigkeit. „Mehr Glück hatte ich mit einem anderen Versöhnungsdiner. Es war Anfang der achtziger Jahre, als Joseph Joachim frühmorgens in mein Zimmer trat. ‚Helfen Sie mir, lieber Graf, ich bin in einer sehr schlimmen Lage', sprach der Meister und schien sehr erregt. ‚Sie wissen es ja, ich stand Liszt sehr nahe, doch später, mein Gott, wir dienten anderen Göttern. Und dann die vielen Ohrenbläser. Ich verließ ihn.'— ‚Ich weiß es!' sagte ich trocken. — Joachim fuhr mit seiner Hand über sein gekräuseltes braunes Haar und fragte mich zögernd: ‚Wird er mich empfangen? Da bin ich nun in Budapest, laufe um sein Haus herum und traue mich nicht hinauf. Ich möchte ihn sehen, den großen, bedeutenden und so guten Mann!' Joachim sprach weich, in aufrichtiger, warmer Weise. ‚Er wird Sie gewiß empfangen, und morgen speisen Sie beide bei mir. Um Sie aber ganz zu beruhigen, kommen Sie sogleich mit mir. Ich werde bei Liszt vorsprechen und fragen, ob er Sie empfangen will. — Nein, nicht „will", aber wann er Sie empfangen „wird". Liszt versteht, vergibt und verschenkt alles!' — Wir gingen in Liszts Wohnung. Joachim blieb im Vorzimmer. Als ich eintrat, saß mein lieber Meister an seinem Schreibtisch und schrieb. Ich trat langsam zu ihm und legte meine Hand auf seine Schulter. Er wandte sich um, schob seine Augengläser auf die Stirn und frug mich: ‚Was ist denn los, Géza, daß Sie schon so früh kommen?' — ‚Ich bringe einen Büßer, den nur Sie freisprechen können!' — ‚Ist schon geschehen!' sprach der engelsgute Mann, ‚wer ist es denn?' — ‚Er traut sich nicht herein, weil er sich dereinst an Ihnen vergangen hat!' — Liszt lächelte. ‚Wenn wir nur mit jenen Freunden und Bekannten verkehren wollten, die sich nicht an uns vergangen haben, so müßten wir Einsiedler werden — also wer ist's?' — ‚Joseph Joachim!' — ‚Joachim!' rief Liszt freudig erregt, ‚Joachim! Ja, wo ist er denn?' — ‚Hier', sprach ich und öffnete die Tür. Beide flogen sich in die Arme und hielten sich lange umschlungen. ‚Vergib mir, Franz!' sprach Joachim. — ‚Kein Wort darüber!' entgegnete Liszt und führte den großen Geiger zu seinem Kanapee."

Auch in diesem Buche kommt das humoristische Temperament des Erzählers nicht zu kurz. Vor allem berichtet er mancherlei köstliche Erlebnisse von seinen Konzertreisen. Ich verabreiche nur einen einzigen Kosthappen von einem Konzert in Wiesbaden. „Im Künstlerzimmer war eine Dame anwesend, mehr als wohlbeleibt und derartig busenreich, daß man schon von Busentempeln sprechen konnte. Sie war eine große Enthusiastin, und nach dem ‚Erlkönig' umarmte sie mich so stürmisch, daß mir die Rippen krachten. Das Publikum rief nach mir, ich mußte also auf das Podium. Da geschah etwas, was mich auf das äußerste erregte. Man klatschte, lachte aber dabei hellauf. Ja, was ist denn an mir Lächerliches? dachte ich und blickte nach meinen Kleidern. Da war es nun auch mit meinem Ernst vorbei, denn rechts und links an den Brustteilen meines Fracks glänzten zwei mächtige weiße Erdkugeln. Frau Y. war stark dekolletiert und noch stärker gepudert, und ich trug nun die Abzeichen ihrer pyramidalen Reize vor das Publikum. Im ganzen Saale hörte ich kichern: ‚Frau Y. hat ihn umarmt, Frau Y. hat ihn umarmt!'"

Im übrigen wächst die Freude an der ganzen Persönlichkeit Zichys. Ein echter Edelmann und prächtiger Weltmann steht hier vor uns; Weltmann in jenem guten Sinne der allgemeinen Bildung, der Teilnahme für alle Lebensfragen. Der Band führt bis zum Jahre 1882, wo die größten Konzertreisen Zichys erst begannen. Wir möchten darum hoffen, daß der Vermerk am Ende des Buches, daß der vorliegende bereits der Schlußband sei, nicht aufrechterhalten bleibt. Virtuosen sind es ja gewöhnt, nach dem letzten Konzert noch ein allerletztes zu geben, wenn das Publikum danach verlangte. Ich glaube, der Memoirenerzähler Zichy wird auch für einen dritten Band eine dankbare Gemeinde finden.





Fürstenopfer

Wir leben bekanntlich in einem Opferjahr. Alles soll opfern. Alles. Sogar Deutschlands höchster Adel, die regierenden Bundesfürsten. An sich sollte das allerdings selbstverständlich sein. Denn wer so hoch über die anderen gesetzt wurde, hat, müßte man meinen, einfach die Pflicht, diesen mit gutem Beispiel voranzugehen. Aber das Selbstverständliche ward hier zum unterwürfig bestaunten Ereignis. Wir hätten, schrieben die Offiziösen, den Herren Fürsten für ihre Hochherzigkeit ewigen Dank zu weihen. Hochherzigkeit: damit fing's an. Alles Edele ist still, lehrt freilich Goethe. Und die Bibel: die Linke soll nicht wissen, was die Rechte tut. Aber einerlei: es gibt Leute, die ein Publikum brauchen, wenn sie sich generös zu gebärden vorhaben. Das Heitere war nur (oder vielleicht auch das gar nicht mehr Heitere), daß der Wind allsobald umschlug, da besagter Publikus sich ein wenig eindringlicher für Art und Grenzen dieser hochfürstlichen Generosität zu interessieren anhob. Nun begannen die nämlichen Offiziösen zu beteuern: von dem Wehrbeitrag der Fürsten dürfe um keinen Preis etwas in das Gesetz geschrieben werden. Freiwillig sei dieser Beitrag und müsse es bleiben. Schon damit der Ausnahmecharakter gewahrt werde. Zu deutsch also ein Akt der Hochherzigkeit, bei dem der gütige Spender mit nicht gerade vor Freude bebender Stimme erklärt: „Einmal und nicht wieder!" Die „Nordd. Allg. Ztg." hat dann noch ein anonymes juristisches Gutachten abgeliefert, warum die Fürsten auf Grund des geltenden Rechts und der geltenden Verträge steuerfrei zu bleiben hätten. Dem ist von Juristen mit Namen von Klang widerstritten worden. Aber das Juristische interessiert uns hier nicht. Nur das Menschliche, das Gefühlsmäßige oder, wenn man so will, das Ästhetische. Gab es in der Umgebung der Fürsten denn niemand, der zu sprechen wagte: „Majestät (oder Königliche Hoheit oder Hoheit oder Durchlaucht), das geht nicht! Man kann nicht hochherzig sein wollen und gleichzeitig schwören: einmal und nicht wieder. Derlei mag man denken; sagen darf man's nicht. Das verstößt wider die in honetten Bürgerhäusern heimischen Bräuche. Und kann uns noch um den ganzen Effekt bringen." — Ich finde sogar: der Effekt ist jetzt schon hin . . . R. B.

*

Aus der guten alten Zeit

Zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges verhandelten bekanntlich deutsche Fürsten ihre Landeskinder an England. In „Kabale und Liebe" hat der junge Schiller dieses schändliche System für alle Zeiten festgehalten. Seine genialen Worte treffen die Herrschaften von damals noch heute wie unbarmherzige Peitschenhiebe. Infolgedessen hat es in der Literaturgeschichte niemals an feigen Leisetretern gefehlt, die dem jungen Feuergeist „Übertreibungen" und dergleichen vorwarfen. Wie wenig das begründet ist, wie sehr er vielmehr hinter der schrecklichen Wirklichkeit zurückblieb, beweist ein Brief, den die Zeitschrift „Licht und

Schatten“ soeben aus Eugen Regnaults „Denkwürdigkeiten“ mitteilt.

Um den Brief zu verstehen, muß kurz die geschäftliche Art des schmählichen Menschenhandels erwähnt werden. Für einen Mann, den er von Weib, Kindern und Eltern fortriß, erhielt so ein erlauchter Fürst 100, 120 und 150 Taler. Für jeden Gefallenen und Verstümmelten aber floß noch eine besondere Entschädigung in die landesfürstliche Kasse, so daß einem derartigen Landesvater an dem Untergang seiner „Untertanen“ nur gelegen sein konnte.

Der erwähnte Brief nun ist vom Grafen von Schaumburg, Prinzen von Hessen-Kassel, an den Freiherrn von Hohendorff gerichtet, der in Amerika Oberbefehlshaber der hessischen Truppen war. Datiert ist er vom 8. Februar 1777. Der Fürst äußert sich darin sehr erfreut über die Nachricht, daß in der Schlacht von Trenton von 1950 seiner Hessen 1650 gefallen seien und ärgert sich, daß auf der vom englischen Minister ihm zugesandten Verlustliste nur 1455 Gefallene stehen, wodurch die fürstliche Schatzkammer Verlust habe. Am Schlusse schreibt er: „und erinnere Sie daran, daß von den 300 Spartanern, welche den Paß von Thermopylä verteidigten, nicht einer zurückkam. Ich wäre glücklich, wenn ich dasselbe von meinen braven Hessen sagen könnte. Sagen Sie dem Herrn Major Mindorff, daß ich außerordentlich unzufrieden bin mit seinem Benehmen, weil er die 300 Mann gerettet habe, welche vor Trenton flohen. Während des ganzen Feldzuges sind nicht 10 von seinen Leuten gefallen!“

Wenn man diese menschenfreundliche Gesinnung auf sich wirken läßt, wird man finden, daß der junge Schiller in „Kabale und Liebe“ die Farben genau so brennend gewählt hat, wie sie damals der brennenden Schande entsprachen. Der moderne Deutsche hat mancherlei Grund, mit seinem Vaterland politisch unzufrieden zu sein. Wenn man aber den Blick in die historische Vergangenheit zurückwandern läßt, muß man doch einräumen, daß sich aus dem damaligen deutschen Elend mehr entwickelt hat, als je ein Zeitgenosse dieses Elends für möglich gehalten hätte. Schiller, der ja ein Zeitgenosse war, hatte bekanntlich den Glauben an die nationale Wiedergeburt der Deutschen völlig verloren. Es ist am Ende ganz gut, sich gelegentlich an diesen Zusammenhang der Dinge zu erinnern.

*

Soziale Tändelei

Nirgends wird die Frauenarbeit geringer geschätzt als da, wo sie ihr Bestes leistet. Nach Millionen zählen die Näherinnen und Stickerinnen, die daheim für die großen Konfektions- und Modegeschäfte arbeiten. Trotz allen Fleißes fristen sie nur aufs kümmerlichste ihr Leben, während die Zwischenhändler wohlhabend und reich werden. Hier fände das Wirken gemeinnütziger Frauen ein reiches und dankbares Feld, da die Gesetzgebung bisher versagt hat. Alle billig denkenden Frauen sollten dahin streben, daß die Näherinnen und Stickerinnen einen ausreichenden, gerechten Lohn für ihre Arbeit erhalten. Mindestens sollten sie nur in solchen Geschäften kaufen, die dafür bürgen, daß sie ihre Arbeiterinnen angemessen entlohnen.

Das Übel ist bekannt, es frißt am Körper ganzer Völker, doch die Frauen, die Abnehmer der Kleider und Modewaren, kümmern sich nicht um ihre bedauernswerten Geschlechtsgenossinnen. Wo eine Frauenbewegung hervortritt, sucht sie andere, ferne, zuweilen törichte Ziele und übergeht das Elend der Hausindustrie, vielleicht aus Besorgnis vor der Ungnade der reichen Konfektionsgeschäfte.

Indessen ist ein Anfang gemacht worden, in der Hauptstadt Belgiens, wo die Näherinnen und Stickerinnen trotz vorzüglicher Leistungen noch schlechter als anderwärts bestehen. Wohltätige Damen haben dort eine Vereinigung begründet, um den armen Mädchen, die nicht selten vierzehn bis sechzehn Stunden am Tage nähen oder sticken und in engen, dumpfigen, ungesunden Räumen arbeiten und wohnen, Hilfe zu bringen, um ihnen — Blumentöpfe zu schenken. Das „Berliner Tageblatt“ empfiehlt diese großartige Für-

sorge Brüsseler Damen für die Näherinnen und Stickerinnen den Berlinern zur Nachahmung. Vielleicht übernehmen die jungen Angehörigen der Konfektionäre die Verteilung der Blumen, um sich ein Vergnügen zu machen und den wohltätigen Damen eine Mühe zu ersparen.

Zarter als diese Brüsseler Damen hat noch niemand soziale Fürsorge angefangen. Wie plump erscheint dagegen selbst jene Prinzessin, die den armen Leuten Kuchen bringen wollte, als man ihr mitteilte, sie hungerten, weil sie kein Brot hätten.

Welche geistige Beschränktheit mag in den Kreisen jener Brüsseler Damen herrschen, die auf dergleichen Spielereien verfallen konnten! Die Blumen, die sie spenden, werden wie Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie wirken.

*

Imperator

Der Kaiser hat die Fahrt auf dem Sensationsschiff der Hamburg-Amerika-Linie, welches erst in kurzem wieder durch ein noch größeres englisches übertrumpft werden wird, vorläufig aufgegeben. Daß diese Fahrt als ein gewissermaßen monarchischer Akt aufgefaßt wurde, nicht als die bloße Befriedigung einer Privatneugier, und daß man sich des wertvollen Dienstes durchaus bewußt war, den der Herrscher damit der genannten Aktiengesellschaft erwiesen hätte, geht klar aus dem „Bedauern" hervor, welches der Kaiser ihrem Geschäftsdirektor telegraphiert hat.

Der genannten Firma entgeht damit die Gelegenheit, gegen die amerikanischen Millionäre, bei denen es Modesache geworden ist, englischen großen Schiffen bei der ersten Ozeanfahrt durch ihre Beteiligung eine höhere Weihe zu verleihen, in die Wagschale des zwischen diesen Transportgesellschaften bestehenden sehr scharfen Wettbewerbs einen Kaiser in voller Majestät zu werfen. Für die fieberhaft auf den Ruhm ihres Schiffes bedachte Hamburger Gesellschaft, die uns von diesem fast täglich in der Presse unterhielt und in der Tat erreichte, daß wieder einmal von Deutschlands Ruhm und von nationaler Großtat — sie messen ja nur bei uns nach Metern — die Rede war, mußte die Absage des Kaisers natürlich recht enttäuschend sein, trotz der Tröstungen und gewissen Entschädigungen, die sie in vornehmer Weise enthält. Aber hier und da beginnen doch — sichtbar nun erst — einige Leute sich zu besinnen, ob denn die Erbauung eines größeren Schiffes es in Wirklichkeit rechtfertigt, daß sie in solchem Maße, wie es in weiten Schichten geschehen ist, eine nationale Begeisterung erregen oder, richtiger gesagt, daß diese derartig durch sie erregt werden konnte.

Es soll hier die große Frage nicht aufgeworfen werden, wie lange eine überwiegende und in der Entwickelung rasch fortschreitende Merkantilisierung der Nationalideen eines Volkes von diesem vertragen wird, ohne daß sie ihm den Kern seiner innersten ethischen Kraft und schlichten Gesundheit zerstört. Aber darin werden die, die noch ein echteres deutsches Empfinden in der Seele tragen, wohl alle übereinstimmen, daß selbst wenn man ohne Zweifelsucht an die nationalen Werte einer stark gesteigerten kaufmännischen Geschäftsblüte glaubt, zu deren unmittelbarem Dünger und Treibmittel der Nimbus der geschichtlichen Monarchie denn doch zu schade ist, und daß in der Würde der Krone selbst, die ein Friedrich der Große und der hoheitsvolle alte Wilhelm I. getragen haben, auch bestimmte sehr hohe Verbote liegen. Es gibt eine Grenze, deren sicherer Erkennung sich der noch so ungestüm wohlmeinende Monarch nicht entziehen darf, — die Grenze, wo der großherzig fördernde Schutzherr aufhört und schon der Akquisiteur beginnt. Der höchste sinnbildliche Inbegriff des Deutschtums und der deutschen Macht ist der Kaiser: im Vergleich zu seiner diamantspröden Majestät muß auch das prunkvollste und reklamehafteste Schiff, das der Spießer anstaunend bewundern und der bessere Bourgeois im Hochgefühl der Zahlungsfähigkeit betreten mag, ein gewöhnlicher schwimmender Omnibus verbleiben. Und deshalb hat der Kaiser in diesem seinem ernsten Jubiläumsjahr, das aber auch gleich-

zeitig alle die höchsten Erinnerungen des mannhaften deutschen Idealismus vor hundert Jahren wieder in den Seelen aufleben ließ, allen den noch nicht gänzlich von den Ekstasen des Sensationswesens und der nackten Geldkultur entdeutschten Mitlebenden im deutschen Vaterland durch seinen nachträglichen Verzicht auf jene allerhöchste Gefälligkeit eine Freude gemacht, wie sie ihnen nicht wohltuender die Herzen hätte erleichtern und wieder voll Hoffnung machen können. Auch denen, in deren Gedächtnis noch immer ein hohes Kaiserwort nachsummt vom „größeren Deutschland“ und die sich darunter nur etwas gründlich anderes vorstellen können, als die Dienstleistungen für die internationale Gewinnsuche des Großkapitalismus, worin in diesen letzten zwanzig Jahren — während der alle übrigen Mächte ihr nationales Volksgebiet glücklich und sehr erheblich erweiterten und dadurch den Staatssinn ihrer Bevölkerungen bedeutsam festigten — von der Politik des machtgebietenden Deutschen Reiches „Erfolge“, die uns keine unwillkürliche Achtung erzwangen und viel eher nur das Gegenteil mehrten, gefunden worden sind.

Ed. H.

*

Ein beherzigenswerter Vorschlag

Seitdem sich auch die kommunale Fürsorge mit Umsicht und Energie dem Ziehkinderwesen zugewendet hat, ist zweifellos vieles auf diesem Gebiet besser geworden. Allein dessenungeachtet ist das Elend der Pflegekinder, die gegen geringes Entgelt (monatlich 15—23 Mark) in private Hände gegeben sind, noch groß genug, und was darüber an die Öffentlichkeit dringt, beschränkt sich auf eine kleine Zahl besonders krasser Einzellfälle. Es ist ja nur zu natürlich, daß in einem an sich schon armseligen Haushalt das Pflegegeld nur zum allergeringsten Teil dem Pflegling zugute kommt. Die ganze Familie zehrt davon.

Da berührt ein Vorschlag sympathisch, den der Gerichtsaktuar a. D. Alfred Sittarz in der Wochenschrift „Der Kritiker“ macht. Es dürfe, meint er, aus sozialen Gründen die Pflege des Ziehkindes nicht mehr wie bisher ausschließlich den armen Leuten überlassen werden. Gerade hier würde sich für die bessergestellten Leute ein Feld fruchtbringendster, segensreicher Tätigkeit auftun. „Wieviel Veranlassung zur Verwahrlosung, zum Verbrechertum könnte hierdurch beseitigt, wieviel freudlose, verkümmerte Jugend erhellt werden! Aber wie viele jener besser situierten Frauen, die erfahrungsgemäß die wenigsten Kinder haben, verbringen ihre Zeit im Dolcefarniente, oder können sich nicht genug tun, ihren Hund in einer Art und Weise zu verhätscheln, die einer besseren Sache würdig wäre. Die Zeit ist wieder einmal da, wo — in dem ‚Opferjahr 1913‘ — die besseren Klassen an ihre Opferbereitschaft erinnert werden können. Was nützt da viel die Kontrolle der ‚Fürsorgedamen‘, solange man Pflege und Erziehung der Pflegekinder ungeeigneten Elementen überläßt, solange Leute, die tatsächlich in den Stand gesetzt sind, die hohe erzieherische Aufgabe zu erfüllen, die Mühe scheuen, die Erziehung jener Kinder selbst in die Hand zu nehmen. Ihre Opferbereitschaft würde aber zweifellos eine Maßnahme bedeuten, die zur körperlichen, geistigen und wirtschaftlichen Gesundung des Volkes beitrüge; Irren-, Kranken- und Zuchthäuser würden weniger überfüllt sein als bisher.“

*

Plutokratisches

Seit Beginn der liberalen Zeit (um 1867) sind in Österreich und Ungarn viele Hunderte von Adelstiteln verliehen worden. Bis vor etwa dreißig Jahren war mit dem Orden der Eisernen Krone 3. Klasse der Anspruch auf die Erhebung in den Ritterstand verbunden, mit der 2. Klasse dieses Ordens die Erhebung in den Freiherrnstand und mit der 1. Klasse der Grafenstand. Dieser Anspruch wurde beseitigt, als eines Tages in der Wiener Hofburg ein sonderbarer Mann erschien, um sich für die 2. Klasse dieses Ordens

mit dem Grafenstand zu bedanken, ein Israelit aus der Moldau, in langem Kaftan, mit Paikes usw. Man hatte dem reichen Manne den hohen Orden verschafft, weil er dem ewig geldbedürftigen König Milan von Serbien, damals ein Günstling der österreichischen Politik, mit einem ansehnlichen Darlehen zu Hilfe gekommen war. In der Wiener Hofburg war man nicht wenig entrüstet darüber, daß solche Figur sich im Auslande als österreichischer Graf aufspielen konnte.

Hohe Beamte und Offiziere erhalten in Österreich-Ungarn Orden und Adel als Belohnung für ihre wirklichen oder vermeintlichen Verdienste unentgeltlich, zuweilen auch Gelehrte und Künstler. Emporkömmlinge des Erwerbslebens, die nach Orden und Adel trachten, müssen zahlen, in Österreich an Militärkrankenhäuser und ähnliche Wohlfahrtsanstalten, in Ungarn an die Wahlkasse der Regierung.

Wie Straußenfedern, Pelze usw., so sind auch Orden und Titel im Preise erheblich gestiegen. Vor dreißig Jahren konnte man in Österreich schon mit 85 000 Mark (100 000 Kronen) dazukommen, in Ungarn war die Sache noch etwas billiger. Findigen Leuten soll es sogar gelungen sein, minderwertige Papiere und zweifelhafte Hypotheken in den Kauf zu geben. Allein schon seit Jahren ist man in Wien genauer und teurer geworden, und wer heute aus den Kreisen des Erwerbslebens in Österreich oder Ungarn Orden oder Adel erlangt, hat ein hübsches Stück Geld dafür zu zahlen.

Wie österreichische Blätter zu Neujahr berichteten, erhielt der Wiener Geldmann Siegmund Springer den Freiherrntitel, nachdem er dem österreichischen Roten Kreuz 500 000 Kronen (425 000 Mark) überwiesen hatte. Er ist ein Neffe des verstorbenen Sportsmannes Freiherrn von Springer und ein Schwiegersohn des verstorbenen Freiherrn Albert von Rothschild in Wien, die beide schon früher, wenn auch um einen etwas geringeren Preis, den Freiherrntitel erworben hatten. P. D.

*

Ist es denn wirklich so schön?

Herzbewegend las sich die Schilderung, wie zu Saloniki die Prinzen des griechischen Königshauses den Sarg des gemordeten Vaters persönlich auf die Königsjacht trugen. — Ach, wäre es nur dabei geblieben; aber drei Tage später kam auch schon das Bild, die Photographie dieser prinzlichen Sargträger: Monokel rechts, Monokel links, und somit auch in den Zügen der trauernden Königssöhne die bestimmte Verzerrung, die die einseitige Glasscheibe an ihren Liebhabern stets hervorbringt, gleichviel ob das nun Langgesichter sind oder Pfannkuchengesichter — welche ja neuerdings das für sie am wenigsten erfundene gläserne Nobilitierungsinstrument, wohl gerade trotzdem, sogar noch eifriger zu suchen scheinen. Es kommt sehr schwer zu sagen an, wegen des Sargs in der Mitte, aber es ist so: nicht die karikaturenhafteste Posse auf irgend einem Verulkungstheater hätte ihren Prinzenaufzug ironischer anordnen und die Parodie herausfordernder durch eine lächerliche Symmetrie unterstreichen können, als hier auf diesem lebenden Bilde geschieht, das wie von einer Regie gestellt erscheint, die das Stichwort ausgab: „Bitte untertänigst, alle Monokel nach vorne, die Herren mit den Rechtsmonokeln links und mit Linksmonokel rechts vom Sarg“ — —

Wie harmlos sind wir doch, wenn wir zuweilen noch immer wieder davon träumen, in dieser Zeit der wankenden Monarchie und der gleichzeitigen Verpöbelung aller Vergnügungen und Geschmäcker müßten logischerweise von den alten, noch herrschenden Monarchenfamilien gemeinsam entschlossene schönere Vorbilder ausgehen, Beispiele hoheitvoller Umkehr zu ernsteren, edleren Lebensideen. Nun gehen uns ja zwar diese dänisch-griechischen Prinzen von Neu-Athen direkt nichts an; aber immerhin sind sie erstlich auch wieder gerade aus deutschem Blut, und zweitens Prinz ist Prinz und die ganze Fürstengesellschaft ein verwandtschaftlich verkletteter, in seinem Wesen und Endschicksal solidarischer Familienring. Wie sie's treiben

und wie sie aussehen, was ihnen imponiert und wonach sie persönlich streben, das wirkt doch auf ihr fürstliches Ganzes und auf dessen Einschätzung stets zurück. Und deshalb dreht sich uns buchstäblich das monarchische Gefühl im Leibe um, wenn so eine halbe Königsfamilie im hochtragischen Moment mit Monokeln im Auge daherkommt, diesen faden Scherben, die als das dandyhafte Erkennungssymbol eines gewissen Kavaliertums beliebt geworden sind, das von seinen Mitmenschen weder als nützlich noch als angenehm aufgefaßt zu werden wünscht, — allerdings so, daß sie heutzutage auch schon bei jugendlichen Juristen, Handlungsgehilfen und ähnlichen Jünglingen geradeso anzutreffen sind, die es nach Bureauschluß gelüstet, durch eine billige Nachäffung des sozialen Dekadententums ihre Gesellschaftskundigkeit „vornehm“ zu markieren. Ed. H.

*

Sumpf

Die reichshauptstädtische Presse berichtet: „Am Sonnabendabend entstand ein großer Auflauf vor einem Kinotheater in der Nähe des Alexanderplatzes. Mit einem Revolver in der Hand ging ein Mann vor dem Eingange auf und ab und sah drohend nach der Tür. Der Pförtner fragte, was dies bedeuten solle. ‚Meine Frau ist mit ihrem Liebsten drin,‘ war die Antwort, ‚und wenn sie 'rauskommen, gibt's ein Unglück.‘ Der Pförtner benachrichtigte den Direktor, und dieser ließ das Theater sofort schließen — es war nicht das erstemal, daß Ehefrauen gesucht wurden —, teilte den Zuschauern den Sachverhalt mit, und bat die Frau und ihren Liebhaber, das Theater durch einen Notauslaß zu verlassen. Zum Vergnügen (!) des vollbesetzten Saales standen neun Paare auf und verließen das Theater.“

Ganze Bände könnten die in den unteren Schichten (und nur in diesen?) der Großstadt herrschenden Moral nicht deutlicher illustrieren, als dies der Mann mit dem Revolver bewirkt hat. L. H.

*

Pioniere als Legionäre

Als der Kaiser im April in Homburg weilte, hatte er eines Tages eine Anzahl Archäologen und Altphilologen geladen, mit denen er einen Ausflug auf die geliebte Saalburg machte. Über diesen Ausflug berichtete die Lokalpresse:

„Es gab da für die gelehrten Herren viel zu sehen, denn bietet ihnen die Saalburg das Bild einer ständigen Lagerfestung aus der Zeit der alten Römer dar, so zeigte ihnen der Kaiser jetzt die römischen Legionäre bei den Schanzarbeiten, die sie jedesmal nach Beendigung des Tagesmarsches zur Sicherung ihres Biwacks gegen feindliche Überfälle ausführen mußten.

Er hat sich zu diesem Zweck eine aus Mannschaften der beiden in Mainz garnisonierenden Pionierbataillone zusammengesetzte Kompanie von zirka hundertfünfzig Mann nach der Saalburg herüberkommen lassen, die dort seit Montag früh an der Arbeit sind. Der Kommandeur der Pioniere des 18. Armeekorps, Oberst Breisig, mit seinem Stabe ist auch da.

Die ganze Arbeit wird mit Werkzeugen ausgeführt, wie sie den alten Römern zur Verfügung standen. Besonders das sonst im Gebrauch befindliche mechanische Rammgerät scheidet vollständig aus, jeder Pfosten muß mit dem Schlägel eingetrieben werden, was zeitraubend und anstrengend ist. Das Baumaterial besteht lediglich aus grünem Holz und Erde. Den eigentlichen Halt der Umwallung bilden senkrecht in die Erde getriebene Pfähle von Armdicke. Diese werden etwa einen Meter tief eingeschlagen und durch stark fingerdicke Holzflechterei faschinenartig durchschlungen. Auf der Innenseite sind starke Streben angebracht, die die Faschinenwand stützen. Außen wird mit einem halben Meter Abstand ein einen Meter tiefer Graben ausgehoben. Die Erde wird gegen die Faschinenwand geworfen, die dadurch große Widerstandskraft gewinnt. Im inneren Umkreis des Werkes werden durch Anschüttungen Auftritte für die Schützen (Pfeilschützen und Schleuderer) hergestellt.

Schließlich werden im Innern noch Schutzhütten für bereitgehaltene Reserven gegen die Wurfgeschosse errichtet werden.

An der Baustelle hat ein Hauptmann das Kommando. Jede der vier Fronten wird von einem Leutnant beaufsichtigt. Jeder Pionier arbeitet mit umgürtetem Schwert, wie es vor zweitausend Jahren bei den Römern Sitte war."

Ist das nun eigentlich Archäologie oder ist es Karneval? Die geladenen Herren Archäologen sollten sich einmal freimütig darüber äußern. R. B.

*

Der Sarg im Kassenraum

Von der Trauerfeier für Artur Fischel, den entschlafenen Mitinhaber des Bankhauses Mendelssohn & Co., berichtete der „Lokalanzeiger":

„An der Stätte, wo er ein Vierteljahrhundert segensreich gewirkt hatte, war seine sterbliche Hülle aufgebahrt. Dort, wo das geschäftliche Leben des Welthauses am lautesten in die Erscheinung tritt, in dem Kassenraum, stand der Sarg."

Alle Achtung vor der weltumspannenden Tätigkeit unseres Großkapitals, vor den Geldleuten ohne allzu große Gefühlsseligkeit. Wir brauchen sie und können ohne sie nicht auskommen. Wir danken ihnen und ehren sie, wenn sie tot sind. Mag sein, daß selbst dieser Sarg im Kassenraum ein großzügiges Symbol ist, aber für das persönliche Taschenherz ist er nichts Rechtes. Weiß Gott, mir fiel der Vers ein: „Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt." Wie lange wird es dauern, und auch die Taufwiege unserer Finanzkronprinzen, soweit darauf Gewicht gelegt wird, baut man im Kassenraum auf, um dem neuen Weltbürger gewissermaßen die Weihe der Kraft zu geben und die Lebenslosung: „Von der Wiege bis zur Bahre bleibt das Geld das einzig Wahre." Dann können sie singen und sagen wie „die Kinder der Kleopatra" von „dem ersten Lied, des süßer Silberton um unsre goldnen Wiegen schmeichelnd klang". A. Pz.

*

Leicht, technisch, moralfrei

In Berlin wurde kürzlich (wieder einmal! wieder einmal!) von einem gleichgültigen französischen Autor ein gleichgültiges Stück gespielt. In einer Rezension dieser Arbeit gab Herr Fritz Engel vom „Berliner Tageblatt" die folgende nationalpsychologische Betrachtung zum Besten:

„Wie manche seiner jüngeren Landsgenossen färbt er (der französische Autor) das Nichts-als-Ehebruchstück mit etwas Gemüt an, und da unsere deutschen Komödienschreiber umgekehrt von der Fülle ihres Gemüts etwas nachlassen, da sie — wie alle anderen Deutschen auch — leichter, technischer, moralfreier geworden, so nähert sich das deutsche und französische Gesellschaftslustspiel einander mit Sichtbarkeit."

Wir bezweifeln nun glücklicherweise, daß das deutsche Volk im Sinne des Nichts-als-Ehebruchstücks „leichter, technischer, moralfreier" geworden sei. Immerhin aber ist es nicht ohne Interesse, einmal an so einem kleinen Symptom festzustellen, wohin der vom „Berliner Tageblatt" protegierte Theaterkurs im Grunde führt.

Wenn sich die künstlerische Entwicklung in Deutschland wirklich im Sinne des Herrn Engel vollziehen wollte, wollen wir nur hoffen, daß die „deutschen Komödienschreiber" von der „Fülle ihres Gemüts" nicht nur etwas „nachlassen" (ablassen, meint Herr Engel), sondern es im Interesse ihrer Selbstachtung ganz aufgeben.

Ein freches, kaltes, dreistes Nichts-als-Ehebruchstück ist immer noch sympathischer, als eins, das mit etwas Gemüt „angefärbt" ist. Wenn schon Herr Fritz Engel ein zuverlässiger Prophet unserer künstlerischen Entwicklung sein sollte, wollen wir wenigstens die peinliche Mischung „Gemüt" und „Ehebruch" zu vermeiden suchen.

*

Immanuel Kant und das Kino

Wissen Sie schon, daß der ehrwürdige Philosoph ein Schutzpatron des Kinos gewesen ist? Des vielgeliebten und viel-

bekämpften Kinos, das die sogenannten Kinodramen mit „Asta Nielsen in der Hauptrolle" spielt?

Sie bezweifeln das?

Ja, warum lesen Sie die Berliner Zeitungen nicht mit größerer Aufmerksamkeit? Wer hinter der rapiden Berliner Entwicklung zurückbleibt, ist selbstverständlich über die einfachsten Dinge der deutschen Kultur nicht mehr unterrichtet.

Aber, mein Gott, das Kino war damals ja noch gar nicht erfunden!

Kunststück! sagt in diesem Falle der Berliner. Er heftet sich nicht an den rein äußerlichen Umstand, daß zwischen Kant und dem Kino ein paar Jahrhunderte liegen. Sein Geist dringt in die Tiefe. Er sucht das Wesentliche und erkennt mit scharfem Blick die innere Verwandtschaft zwischen der Philosophie Kants und den landesüblichen Kinodramen „mit Asta Nielsen in der Hauptrolle".

Nachdem er aber diese Verwandtschaft einmal erkannt hat, ist er weder beschränkt noch geizig genug, sein überraschendes Wissen der Welt vorzuenthalten. Ganz im Gegenteil sucht er nach einem Mittel, um die Nobilitierung des Kinos (oder muß man in dem vorliegenden inneren Zusammenhang etwa eine Nobilitierung Kants erblicken?) so sinnfällig wie möglich zum Ausdruck zu bringen. Und was läge dann näher, als daß man auf einem weithin sichtbaren Reklameschild Kant auch äußerlich zum Schutzpatron des Kinos macht, wie er es innerlich und philosophisch ja tatsächlich ist? Man ehrt den großen Namen, indem man ihn unlösbar mit einem Kino verbindet. Und so gibt es jetzt in Berlin zur Freude der philosophisch gebildeten Menschheit ein Kino, das sich „Kant-Lichtspiele" nennt.

Sie halten das für einen Unsinn, den Sie sich durchaus nicht zusammenreimen können? Verehrter Freund, das Kino liegt in der Kantstraße! Wird es nun hell in Ihrem dunklen Provinzschädel? —

Wenn das Vorgehen der tapferen Kinobühne (woran wir nicht zu zweifeln wagen) Nachahmung finden sollte, können die großen Namen der deutschen Kultur endlich, endlich populär werden!

Wir haben im Norden von Berlin eine Eichendorffstraße, warum sollte es dort nicht eine „Kellnerinnenkneipe Eichendorff" geben? Und wozu hätten wir wohl die Goethestraße, wenn wir dort nicht einen „Ramschbasar Goethe" eröffnen wollten? Sobald wir eine Schopenhauerstraße haben, gründen wir selbstverständlich auch ein „Ballhaus Schopenhauer". Nur wenn man in der Nähe etwa einer „Heiligen-Geist-Kirche" ein Kino „Heiliger Geist" („mit Asta Nielsen in der Hauptrolle") eröffnen wollte, müßten wir im Namen unserer religiösen und nationalen Kultur einen schüchternen Protest einlegen. — E. Schl.

*

Detektiv Schwarz

Die Affäre des Privatdetektivs Schwarz, dem der geheimnisvolle Tod eines Berliner Gymnasiasten Veranlassung gab, sich mit dem Dienstmädchen Heinrich zu verloben und ihr die Heirat zu versprechen, nur um ein Geständnis von ihr zu erpressen, wirft ein grelles Schlaglicht auf die von den Detektivinstituten beliebten Praktiken. Wenn auch ein so infames Vorgehen, wie im Falle Schwarz, eine Seltenheit sein mag, häufig genug streift die Art, wie von diesen Instituten Beobachtungen gemacht und Fälle aufgeklärt werden, bedenklich ans Unmoralische. Es sind nur zur oft frühere Beamte, die, nachdem sie im Staatsdienst gestrauchelt sind, nun ihre Kenntnisse für den Privaterwerb auszunützen suchen. Man müßte diesen Leuten weit mehr auf die Finger sehen und behördlicherseits die Gründung solcher Institute, die gerade in Berlin in letzter Zeit wie Pilze aus der Erde geschossen sind, nur dann gestatten, wenn die Persönlichkeit des Inhabers einige Gewähr für saubere Geschäftsführung bietet. Erst vor kurzem ist ein Detektiv, der einen angeblich ungetreuen Gatten überwachen sollte, wegen Kuppelei zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden, weil er durch eine bei ihm angestellte „Dame" sein Opfer hatte verführen lassen, um den von der Ehegattin vermuteten Ehebruch zu konstruieren.

Selbst bei den großen Auskunftsbureaus,

die lediglich die wirtschaftlichen Verhältnisse des von dem Auftraggeber Bezeichneten erkunden, unterlaufen häufig Irrtümer, die für den davon Betroffenen schwere Schädigungen nach sich ziehen. Auch hier müßte dem Publikum mehr als bisher die Bürgschaft geleistet werden, daß nur einwandfreie Elemente mit diesen verantwortungsvollen Posten betraut werden. L. H.

*

Das ungeratene Kino

Die raffinierte Unmoral so mancher Kinodarbietungen hält noch immer die pädagogische Welt in Atem. In einer Konferenz mit Berliner Lehrern erzählte der Sachverständige der Berliner Zensur ein paar bezeichnende Erziehungsresultate des Kinos.

Ein elfjähriges junges Mädchen aus sehr gutem Hause besuchte regelmäßig abwechselnd in Gesellschaft zweier Knaben ein Kino. Auf Befragen antwortete sie: „Der eine ist mein Bräutigam, den werde ich heiraten. Den andern hab' ich nur ‚so' lieb. Das wird einmal unser Hausfreund." —

Im zweiten Fall gab ein Lehrer seinen Schülern die Aufgabe, einen Aufsatz über die Eindrücke einer Kinovorstellung zu schreiben. „Sie wollen ja doch nur wissen, wie verdorben wir schon sind", sagte ihm daraufhin ein hoffnungsvolles Bürschchen. —

Wir begrüßen mit Genugtuung, daß die Berliner Zensur diese Schäden auszumerzen bemüht ist. Wie der Sachverständige der Polizei mitteilte, gibt es immer noch Kinos, die der wildesten Schauerdramatik ergeben sind, obwohl sie vorwiegend von Kindern besucht werden. Hier kann die Zensur ruhig mit eiserner Hand durchgreifen, ohne daß ihr Vorwürfe gemacht werden können. Im allgemeinen ist es ja mit der Zensur in künstlerischen Dingen eine sehr mißliche Sache. Politische Motive spielen in ihre Entscheidungen hinein, und allzuoft werden die „Weber" von Hauptmann und „Die Macht der Finsternis" von Tolstoi verboten, während den französischen Ehebruchsschwänken des Berliner Residenztheaters kein Haar gekrümmt wird. Dem Kino gegenüber aber kann die Zensur keinen Schaden anrichten. Das Schlimmste, was passieren kann, ist schließlich, daß auch einmal ein unschuldiger Film totgeschlagen wird. Und das werden wir zu tragen wissen.

*

Ein neuer Erwerbszweig

Kopenhagen spielt bekanntlich in der Filmindustrie eine nicht geringe Rolle, und die Bevölkerung beginnt sich mit dieser Tatsache einzurichten. In einer dänischen Provinzzeitung finden wir diese Annonce:

„Achtung! Eine alte Windmühle kann zum Abbrennen an die Herrn Filmfabrikanten verkauft werden. Alles Nähere durch die Expedition."

Wenn der dänische Müller Erfolg haben sollte, wird manches geschäftlich ausgebeutet werden können, was bisher gar keinen Ertrag lieferte. Wir sehen im Geist schon folgende Annoncen erscheinen:

„Den Herren Filmfabrikanten zeige ich hierdurch an, daß ich täglich um 1 Uhr mittags auf dem Heimweg vom Frühschoppen die Krausestraße passiere. Interessante Bewegungserscheinungen. Auch für wissenschaftliche Films zur Belehrung über den Alkoholismus geeignet. Auf besondere Verabredung: Heimkehr im Morgengrauen. Sehr stimmungsvoll."

Oder:

„Ich besitze den widerborstigsten Gaul, den es je gegeben hat. Er bockt, schlägt vorn und hinten aus und beißt. Sobald sich jemand draufsetzt, ist ein komischer Film in vollem Gang. Die Reiter müssen von der Filmfabrik geliefert werden.

*

Jahrhundert-Begeisterung Extra-Cuvée

Eine bekannte deutsche Schaumweinkellerei versendet ein Rundschreiben, das die Jahrhundertfeier auszunützen sucht, um dem Deutschen beizubringen, daß er auch in bezug

auf Sekt „deutsch denkt und sich freudig als Deutscher bekennt“. Nun war ja der Mann, der dichtete: „Der Deutsche mag den Franzmann nimmer leiden, doch seine Weine trinkt er gern“ sicher ein guter Deutscher. Indes die Sache hat ihre Berechtigung und mag hingehen. Aber dieses Rundschreiben wimmelt von entbehrlichen Fremdwörtern: Offerten, Etiketten, respektive, Produktionsort, direkt, Konsument, Material, Pseudomarken, Konkurrenz, Deklaration, Propaganda usw. O deutsche Schaumweinleute, denkt deutsch und sprecht deutsch! Dann könnt ihr die Bildnisse deutscher Helden in euren Anpreisungen sparen. Was haben Scharnhorst, Stein, Blücher, Gneisenau, Jahn, Arndt, Körner usw. auf einer Sektkarte zu tun?! Derartiges wollen wir uns doch schenken. Das ist trotz deutscher Aufschriften — goût américain. St.

*

Eine hochinteressante Persönlichkeit

Eine Berliner Zeitung stellte kürzlich ihren Lesern eine „zweifellos hochinteressante Persönlichkeit“ vor.

Daß es sich um nichts Geringes handelte, ergab sich aus dem Umstand, daß sie einen langen eigenen Drahtbericht an den Mann gewandt hatte.

Wer war nun diese „zweifellos hochinteressante Persönlichkeit“, die in ihrer Interessantheit der ganzen Öffentlichkeit präsentiert werden mußte? — War es ein Gelehrter, ein Künstler, ein Politiker, ein Feldherr? —

Es war der Giftmischer Karl Hopf, der in Frankfurt a. M. unter dem Verdacht verhaftet worden war, seine drei Frauen nacheinander vergiftet zu haben. Zum Lohn für diese offenbar aus kranker Perversität begangene Schändlichkeit wurde er der Berliner Öffentlichkeit in hervorstechenden Lettern als „zweifellos hochinteressante Persönlichkeit“ angepriesen.

Nun mag ja immerhin sein, daß seine sexuell-perverse Veranlagung für den Arzt einiges Interesse haben konnte (obwohl uns selbst unter diesen Gesichtspunkten nichts Besonderes aufgefallen ist), er selber aber wird dadurch keineswegs zu einer „zweifellos hochinteressanten Persönlichkeit“.

Um das zu sein, müßte er durch seine Persönlichkeit interessieren, nicht aber durch seine Krankheit.

Jemand kann mit einer medizinisch noch so interessanten Perversität behaftet sein und kann darum doch persönlich ein lederner Bursche oder gar ein ruchloser Bube sein.

Nichts wirkt auf schwache Gehirne so stark, wie die Suggestion eines Verbrechens. Die Tatsache, daß gewisse Verbrechen sich unter Umständen epidemisch verbreiten, beweist uns das. Es wäre darum dringend notwendig, daß die deutschen Tageszeitungen von ihrer sehr gefährlichen Verbrecherglorifizierung zurückkämen, um so mehr, als sich das Übel keineswegs auf die unterste Sensationspresse beschränkt.

Die Zeitungsblüte von der „zweifellos hochinteressanten Persönlichkeit“ des kranken Frankfurter Mörders haben wir beispielsweise in der Berliner „Nationalzeitung“ gepflückt.

*

Kulturzahlen

In der Stadt Hannover werden für alle Theater- und Konzertveranstaltungen zehn Prozent der Eintrittsgelder als Steuer erhoben. Nach dem Bericht des statistischen Amts ergab diese Billettsteuer im letzten Vierteljahr 1912 folgende Zahlen. Während man von den Theatern nur 8131 ℳ an Billettsteuer einnehmen konnte, von Konzerten 2666 ℳ, von deklamatorischen Vorträgen 937 ℳ und von Spezialitätentheatern 13 241 ℳ, erbrachten die dortigen Kinos allein den stattlichen Betrag von 25 562 ℳ. Danach hat das Hannoversche Publikum in einem Vierteljahr 255 620 ℳ Eintrittsgelder für die Kinos ausgegeben, was über einer Million Mark im Jahre entsprechen würde. Für alle Theater zusammengenommen wird also kaum ein Drittel, für alle Konzerte nur etwa ein Zehntel der Summe aufgebracht,

die dem Kino geopfert wird. So in Hannover, das vorzügliche Theater und ausgezeichnete Konzerte hat. Wie mag es erst an den Orten stehen, wo derartige Leistungen unmöglich sind! St.

*

Der Schlüssel zum Erfolge

Herr Alfons Fedor Cohn, der in seinem nagelneuen Zugstück „Der Kulturpalast" den Berliner „Schieber" auf die Bühne gestellt hat, sollte es sich nicht nehmen lassen, weitere Typen des Neuberliner Lebens theatergerecht zu verarbeiten. Als nächste dankbare Aufgabe wäre der „Animierbankier" zu empfehlen. In Moabit war ja die beste Gelegenheit für das nötige Milieustudium. Denn auf den Prozeß Sattler ist ein zweiter umfangreicher Bucketshop-Prozeß gefolgt. Die Herren Kwiet und Gans, die letzthin die Anklagebank zierten, haben ihr Dasein nach demselben Schema gestaltet wie Herr Sattler, indem sie auf Kosten gutgläubiger Kunden herrlich und in Freuden lebten. Haben doch beide Angeklagte in fünf Jahren zu Privatzwecken nicht weniger als 1¾ Millionen Mark ihrem Geschäfte entnommen und ausgegeben, und zwar geschah dies noch zu einer Zeit, wo nach dem Gutachten der Büchersachverständigen bereits eine starke Überschuldung des Geschäfts und eine Zahlungsunfähigkeit im Sinne des Gesetzes vorlag. Kwiet bewohnte eine 7-Zimmer-Wohnung, hielt sich ein Automobil, ging sehr elegant gekleidet, besuchte mit seiner Geliebten häufig die nobelsten Vergnügungslokale. Seine Geliebte erhielt von ihm wertvolle Geschenke. Gans, der ebenso wie Kwiet verheiratet ist, soll es in dieser Beziehung noch ärger getrieben haben. Noch am 12. August 1911 weilte Frau Gans in Heringsdorf und veranstaltete dort einen Five o'clock-tea von etwa 25 Personen, bei dem eine Kabarettgesellschaft des Badeortes für die Unterhaltung der Gäste sorgte; erst die telegraphische Nachricht von der Verhaftung ihres Ehemannes veranlaßte sie zur Rückkehr. Gans besaß hintereinander vier verschiedene Automobile, eine Wohnungseinrichtung für angeblich 60000 Mark. Auch er unterhielt ein Verhältnis mit einer Bardame. Daneben machte Frau Gans einen erstaunlichen Aufwand an Toiletten, Hüten und Schmucksachen. An Toiletten soll sie z. B. von Juli 1909 bis Anfang Oktober 1910 bei einem einzigen Modellhaus für 11500 Mark entnommen haben; ihre Hutrechnung für das Jahr 1910 betrug 3500 Mark, während sie in derselben Zeit bei Juwelieren Schmucksachen von mehr als 7000 Mark entnahm.

Ja, die Aufmachung! — Die zieht mehr als alle Reklame und erweckt blindes Vertrauen, leider nicht nur bei den Einfältigsten. Die Sattler, Kwiet und Gans wußten als gerissene Geschäftsleute sehr wohl, daß in dem Pomp des Äußerlichen der Schlüssel zu ihren Erfolgen lag, und deshalb hielten sie daran fest, selbst als schon der Pleitegeier über ihren Häuptern schwebte.

*

Noblesse oblige?

Also Gerhart Hauptmann hat für die Jahrhundertfeier in Breslau ein Festspiel geschrieben. Es wird uns erzählt, daß der Stoff der großen Zeit vor hundert Jahren „in glänzender Weise" bewältigt sei. Was aber über Art und Inhalt des Bühnenwerks verlautet, mutet seltsam an. Es wird nämlich nur berichtet, daß das Spiel mit großen Massenszenen aus der französischen Revolution beginnt und „mit einer erhebenden Verherrlichung der Kultur und mit einem Hohen Lied auf die Segnungen des Friedens" ausklingt. Was dazwischenliegt, verschweigt vorläufig des Sängers Höflichkeit. Nach den vorliegenden Meldungen sollen die zweitausend Statisten nur für die Revolution und den Frieden aufgeboten werden. Von Massenszenen, die mit den eisernen Jahren selbst etwas zu tun haben oder gar von einem „Hohen Lied auf die Segnungen dieses Krieges" hört man nichts. Das duftet alles nicht sehr nach Anno 12 und 13. Natürlich soll Reinhardt die Sache einstudieren. Schön. Aber als Darstellernamen wurden

Bassermann und Moissi genannt. Tiefe Bewunderung vor Bassermann, wenn er den Rubek zergrübelt. Alle Achtung vor Moissi, wenn er als Hamlet mit traurigen Kinderaugen auf das Elend dieser Welt starrt. Aber Bassermann als Ernst Moritz Arndt und Moissi als Blücher oder so, das würde nicht recht einleuchten. Für die Feier der eisernen Jahre schickt sich auch ein eiserner Ton. Revolutionsaufzüge und Friedensprozessionen sind für andere Gelegenheiten passender. Da mag man auf den „Revolutionsball" der „Aktion" oder in eine Suttnerversammlung gehen. Noblesse oblige, König Nobel?

A. Pz.

*

Berliner Zeitungsvertrustung

Wenn die Tagespresse eine Großmacht oder gar die erste Großmacht ist, dann sind in Berlin die Zeitungsbesitzer Scherl, Mosse und Ullstein ihre obersten Würdenträger, denn sie beherrschen das, was man öffentliche Meinung nennt, zunächst in Berlin und Umgegend. Weiter reicht der Einfluß ihrer Zeitungen nicht. In Sachsen und Schlesien, an der Wasserkante und im Westen können sich Berliner Blätter nicht einbürgern, auch wenn sie noch so fix und billig sind, weil sie zu spät eintreffen und auch die örtlichen Interessen nicht genügend berücksichtigen.

Zwischen den drei großen Zeitungsfabrikanten besteht zwar eine offene Konkurrenz, aber auch eine geheime Verbandelung. Als vor Jahr und Tag bei einem der Herren ein Ausstand ausbrach, fand er bei den beiden andern Unterstützung. Auch sollen sie sich gegenseitig verpflichtet haben, keine noch billigere Zeitung ins Leben zu rufen, d. h. keinerlei weitere Unterbietung zu versuchen.

Nach dem Berliner Handelsregister erwarb Mosse im April 1911 Vorzugsanteile der Firma Scherl in Höhe von 1½ Millionen Mark. Das war der Anfang der Vertrustung. Ob die Fortsetzung bereits erfolgt ist oder erst später kommt, erscheint unerheblich. Die Vertrustung wird in der einen oder anderen Form nicht ausbleiben. Das liegt in der natürlichen Entwicklung des Großkapitals und seiner Organisation.

Bei den Verbandelungen sind für die drei großen Brotherren zahlreicher Redakteure und Schriftsteller selbstverständlich nicht politische Überzeugungen maßgebend, sondern einzig und allein geschäftliche Erwägungen. Der Eine macht in Parteilosigkeit, der Andere in Freisinn oder Demokratie. Erst kommt das Geschäft. Ohnehin kostet der redaktionelle Teil Geld. Von den Einnahmen aus Abonnements und Einzelverkauf können nicht einmal die Ausgaben für das Papier gedeckt werden. Das Zeitungsgeschäft wäre nicht lohnend und verlockend, wenn nicht die Anzeigen und Reklamen große Einnahmen und Gewinne brächten.

Die Vertrustung der in Betracht kommenden Berliner Zeitungen ist wesentlich von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten. Offenbar will man sich gegen Unterbietungen in bezug auf den Anzeigen- und Reklameteil sichern, zunächst bei Behandlung der großen Kunden, der Warenhäuser, Ramschbazare, Bankgeschäfte und Geheimmittelfabrikanten. Das Reklamewesen hat zwar einen ungeheuren Aufschwung genommen und bringt den Zeitungsbesitzern Millionen über Millionen. Aber der Gewinn steigt nicht, wenn die Auflage eine gewisse Höhe überschreitet. Das Ideal der Zeitungsbesitzer, möglichst kleine Auflagen und möglichst viele Reklamen und Anzeigen, ist, wie alle Ideale, nicht zu verwirklichen.

Die niedrige Spekulation, die da mit der öffentlichen Meinung getrieben wird, ließe sich beseitigen, wenn man den Stier bei den Hörnern packte und das Anzeigewesen verstaatlichte. Aber wo ist heutzutage der starke Mann, der sich an solches Werk wagen würde? Geld regiert die Welt und mit Hilfe der Druckerschwärze des kommenden Berliner Zeitungstrusts soll die öffentliche Meinung darüber hinweggetäuscht werden. P. D.

*

Sehen Sie, das ist ein Geschäft

Im „Berl. Tageblatt" stand dieser Tage folgendes Inserat:

„Bekannter Finanzmann, der sich selbst beteiligt, wünscht zur Ausnützung der Konjunktur (Wehrvorlage verlangt für 500 Millionen Mark Beton-Festungs- und Kasernenbauten) Syndikat zu bilden, behufs Vergrößerung kleinerer Betonfirma mit ausgez. Fachleuten.

Interessenten hohe Verzinsung gegen Sicherstellung. Ev. Übernahme von Filialen und Mitarbeit ermöglicht.

Offerten unter . . . befördert . . ."

Es ist doch ein Trost, daß das „Opferjahr" wenigstens für die berufsmäßigen Profitjäger keine Pleite zu werden droht.

*

Gegen die Schädigung Deutschlands im Auslande

Gewisse Staaten lassen ihre Erzeugung an Getreide, Fleisch, Wein usw. strenge auch in bezug auf die Ausfuhr beaufsichtigen, damit sie im Auslande nicht als gesundheitsschädliche oder gefälschte Ware beanstandet werden. Auch für geistige Erzeugnisse wäre solche Überwachung notwendig, doch scheint es daran zu fehlen.

In ostasiatischen Städten wird darüber geklagt, daß die Kinotheater, wenn sie deutsche Films vorführen, mit Vorliebe anstößige Bilder zeigen, Verbrecherkeller, Schiebetänze, Verführungsszenen, Verbrechen, Morde, Zuhältertreiben u. dgl. m. Da derartige Films von der deutschen Polizei grundsätzlich verboten werden, so ist anzunehmen, daß diese verbotenen Films von gewissenlosen Fabrikanten dennoch heimlich hergestellt und zu guten Preisen fremden Kinotheatern in solchen Ländern überlassen werden, wo entweder keine oder nur eine lässige Zensur besteht.

Eine derartige Praxis ist geeignet, das deutsche Ansehn im Auslande ernstlich zu schädigen. Im Auslande muß man zu bedenklichen Urteilen über deutsche Zustände kommen, wenn man jene widerwärtigen Films aus Deutschland vergleicht mit den englischen Vorführungen der indischen Kaiserkrönung, der großen Flottenparaden und anderer Bilder von Englands Größe und Macht. Wenn die deutschen Filmfabrikanten so schlechte Deutsche sind, daß sie mit Vorliebe polizeilich verbotene Films ausführen, so müssen sie daran gehindert werden. Zu diesem Zweck ist nicht nur die Vorführung polizeilich beanstandeter Films zu verbieten, sondern auch ihre Vernichtung anzuordnen, so daß deren Ausfuhr ins Ausland unterbleibt.

Vielleicht lassen sich dann die deutschen Filmfabrikanten herbei, auch für ausländische Kinotheater deutsche Bilder anzufertigen, die Deutschland von seinen zahlreichen Lichtseiten, in seiner Größe, Leistungsfähigkeit und Entwickelung zeigen. P. D.

*

Die „abschließende" Phrase

Als Erich Schmidt gestorben war, schrieb der „Vorwärts", der ihn an einer anderen Stelle — doch wohl in Anspielung auf seine Körpergröße — den „Leibgardisten bürgerlicher Literaturgelehrsamkeit" genannt hatte, die Sätze:

„Das Arbeitszeug materialistisch schürfender und prüfender Geschichtsforschung fehlte ihm. Das stempelt ihn trotz seiner Rolle und Unermüdlichkeit in der Literaturarbeit von heute zu einer Größe von gestern, die das Abschließende auf ihrem Felde nicht geleistet hat."

Ich kann mir wohl vorstellen, was der Mann der Werkstatt, wenn er dergleichen liest, sich denkt. Etwa dieses: Alles eine reaktionäre Masse. Verdorben wie die bürgerliche Gesellschaft auch alle ihre Ausstrahlungen in Kunst und Wissenschaft. Erst der Prinz Sozialismus muß sie wachküssen. Was aber dachte sich der Mann, der den Unsinn niederschrieb? Dem war doch wohl bewußt, daß es eine „materialistisch schürfende", eine sozialdemokratische Geschichtsforschung überhaupt nicht gibt; daß alles, was in der Beziehung versucht wurde, weit entfernt „das Abschließende" zu leisten, über armselige, von grobschichtiger Tendenz beschattete Klitte-

rungen nie hinauskam? Oder dachte er sich am Ende gar nichts dabei und empfand nur die Verpflichtung, den wachenden Ketzerrichtern ein paar rechtgläubige Phrasen hinzuwerfen? Il faut vivre. Und auch in der sozialdemokratischen Welt kommen nur die Heuchler und bequemen Phrasendrescher, die die in ihr Mächtigen nicht reizen, zu Ehren.

R. B.

*

Unter Kulturmenschen

Die Rastenburger Stadtverordneten haben über den bevorstehenden 50. Geburtstag von Arno Holz beraten und einstimmig sich der Meinung ihres Magistrats angeschlossen, daß zur Verleihung des Ehrenbürgerrechts an diesen Sohn der Stadt kein Grund vorliege. Dagegen waren sie willig, sich an der von Freunden angeregten Geldsammlung für Holz mit 1000 ℳ zu beteiligen.

Man kann von diesen Beschlüssen den ersten durchaus berechtigt und kritisch sogar würdig, den zweiten den Umständen nach ganz generös finden — und muß doch starr vor Erstaunen sein, daß man derartiges in dieser Form, wie es hier geschehen ist, in die Zeitungen kommen läßt. Hätte man, wenn man das Bedürfnis empfand, die Spende von 1000 ℳ der Öffentlichkeit kundgegeben, so hätte der sich selber — obwohl es ihm an Erfolgen doch nicht gefehlt hat — als notleidend bezeichnende Holz sie wenigstens als den faßbareren Teil der Sympathien seiner Heimatstadt hinnehmen können; so sehr notwendig wäre auch dies nicht jedermann erschienen. Aber öffentlich unnötig mitteilen, daß man jemanden für eine Ehrung ungeeignet findet, das bedeutet denn doch ein Vorbeifühlen an dem elementarsten Takt, wie es kaum von einem Botokudenstamm, geschweige denn irgend einem europäischen Volke zu erwarten sein sollte — ausgenommen die gegenwärtigen Deutschen.

Ja, leider, diese ausgenommen! Und darin liegt auch die relative Rechtfertigung des Rastenburger kommunalen Berichteschreibers. Im Zeichen einer alles durchdringenden, vereisenden Korrektheit ist das Benehmen und Verhalten der sogenannten Bildung bis zu einem Grade mechanisiert worden, daß das persönlich leitende Gefühl, wo es selbsttätig einsetzen müßte, schon gar nicht mehr vorhanden ist. Und von der anderen Seite wirkt noch ein Einfluß des Zeitungswesens, wie es sich allgemein entwickelt hat, mit. Durch die gierige Unbesinnlichkeit, womit die Presse nach allem zu jagen sich gewöhnt hat, was häßlich, peinlich, abscheulich und grausig ist und die einen Menschen an den Unglücksfällen und dem Leid der anderen sich weiden läßt, hat notwendig eine Art Suggestion aufkommen müssen, als habe da, wo das Reportertum beginnt, das schonende Schweigen und der menschliche Anstand aufzuhören.

Es war gewiß keine böse Absicht in jener peinlich überflüssigen Preßnotiz, man hat ganz sicherlich sich nichts dabei gedacht. Und weiter soll hier auch gar nichts gesagt und hervorgehoben werden: nur das Allgemeine, wohin wir im Zeichen dieser neudeutschen Kultur, dieses Gebildes von brüchigem dünnen Firnis und von darunter selbstgefällig umsichgreifender Roheit, — im selben Zeitalter, das wie keines von Erziehung und Kinderstube faselt, — bereits im Rekord der Rücksichtenlosigkeit und der gedankenlosen, naiven Brutalität gekommen sind.

Ed. H.

*

Schöne Aussichten

Im Regensburger Klerikal-Seminar hat man Webers „Freischütz“ aufgeführt, aber ohne die beiden weiblichen Hauptrollen Agathe und Ännchen. Das ist der rechte Weg, auf dem man endlich die dramatische Litteratur sittlich einwandfrei macht. In den Männerschulen läßt man die Frauenrollen weg, sie können ja dann gleichzeitig in einem Mädchenpensionat ausgeführt werden. Da Wagner jetzt „frei“ wird, empfiehlt sich als nächstes Versuchsobjekt „Tristan und Isolde“.

St.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß · Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XV. Jahrg. Juni 1913 Heft 9

Pastorale

Klagend

Karl Eichhorn

PIANO

mp

1. 2.

rit.
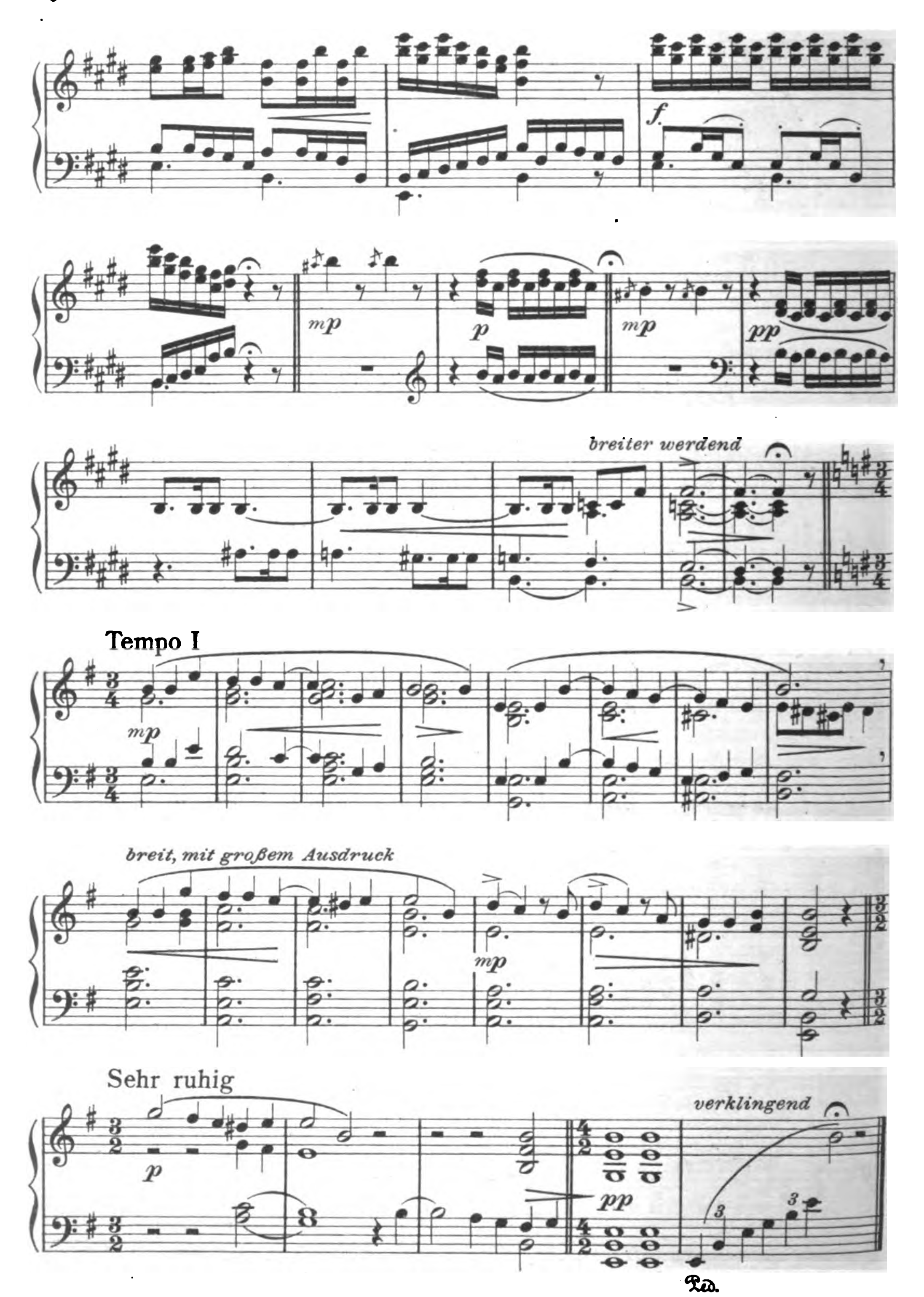
Munter

mf

f

mf

marc.


f
mp
p
mp
pp
breiter werdend
Tempo I
mp
breit, mit großem Ausdruck
mp
Sehr ruhig
p
verklingend
pp
3
3
Ped.

Die drei Lieder

Hans Wildensinn

Karl Eichhorn

Heroisch

GESANG

PIANO

f *rit.* *p*

a tempo *mf*

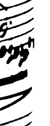
In schwe - ren Fie - bern lag der Held, von

sei - nes Geg - ners Schwert ge-fällt. An sei - nem La - ger die

Lieb - ste stand, sie hielt sei - ne Rech - te in ih - rer Hand.
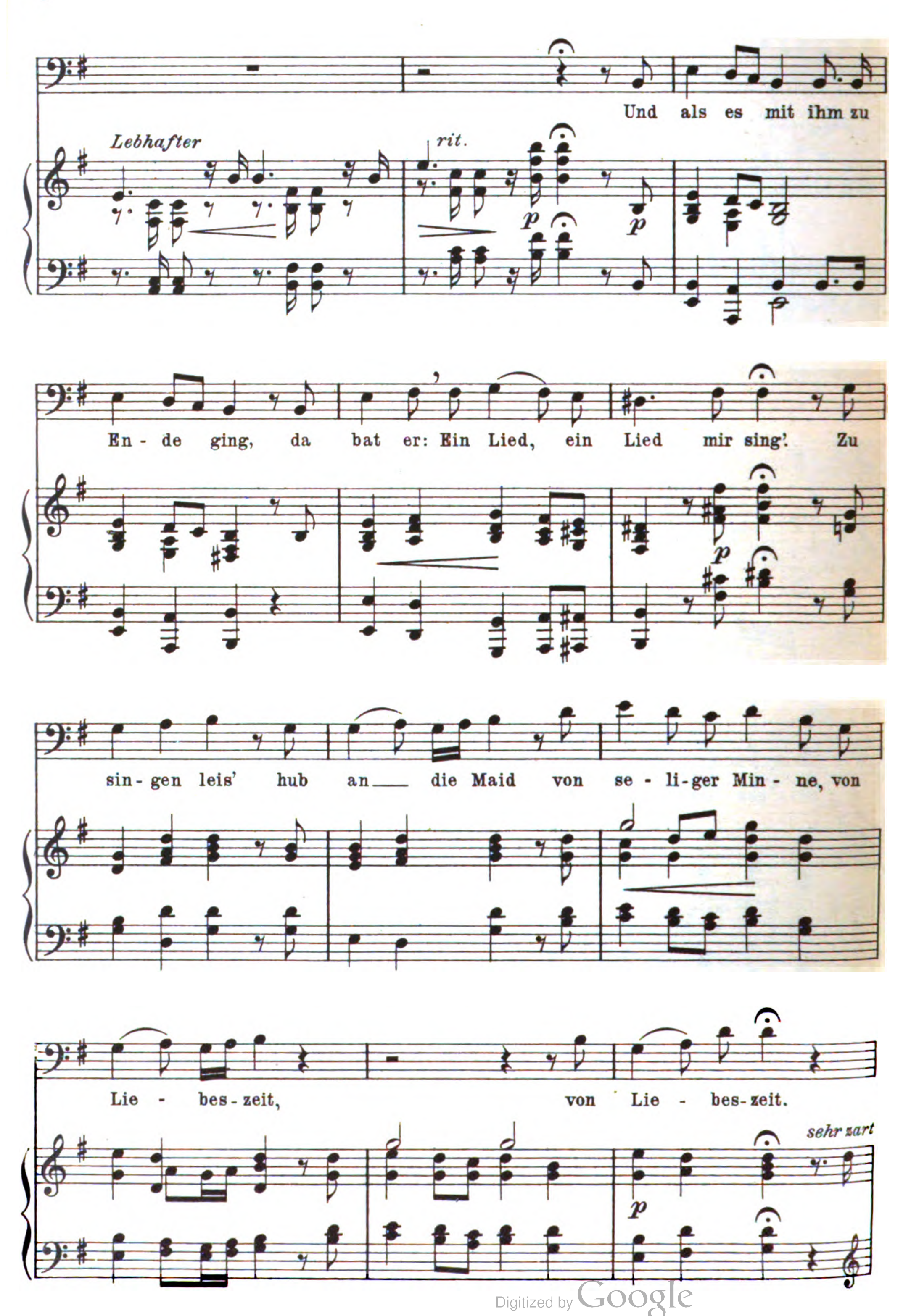
p *mf*



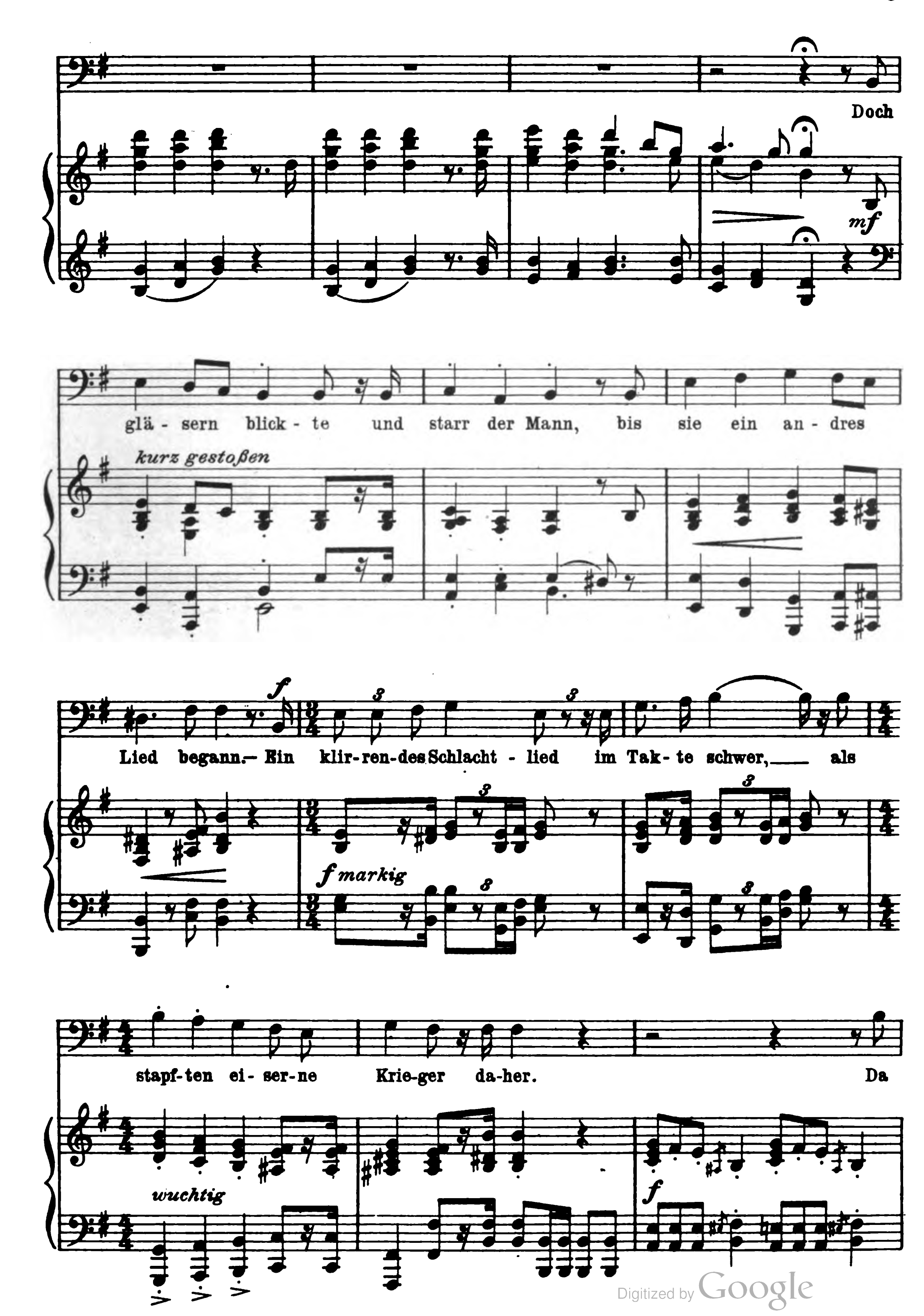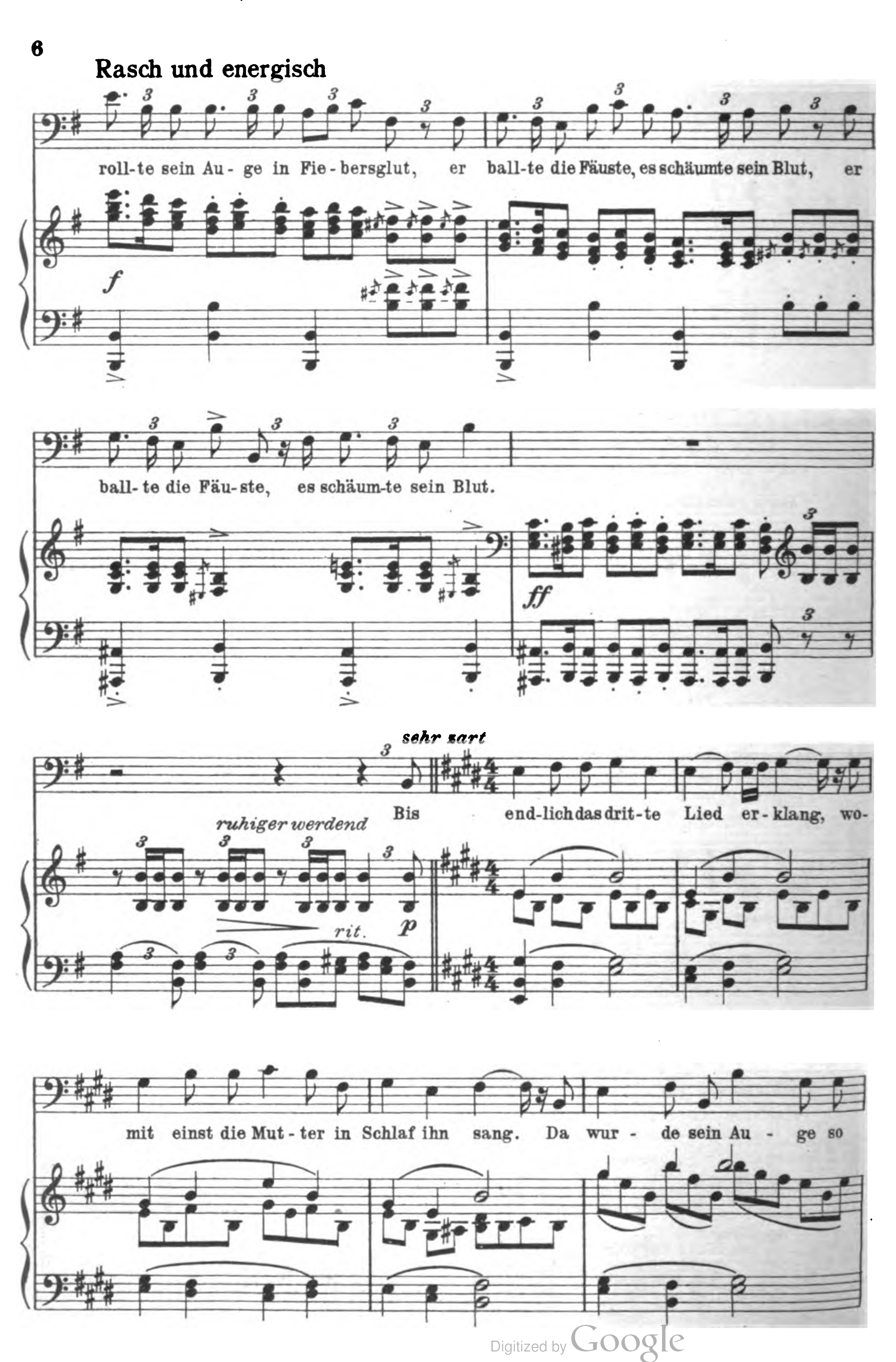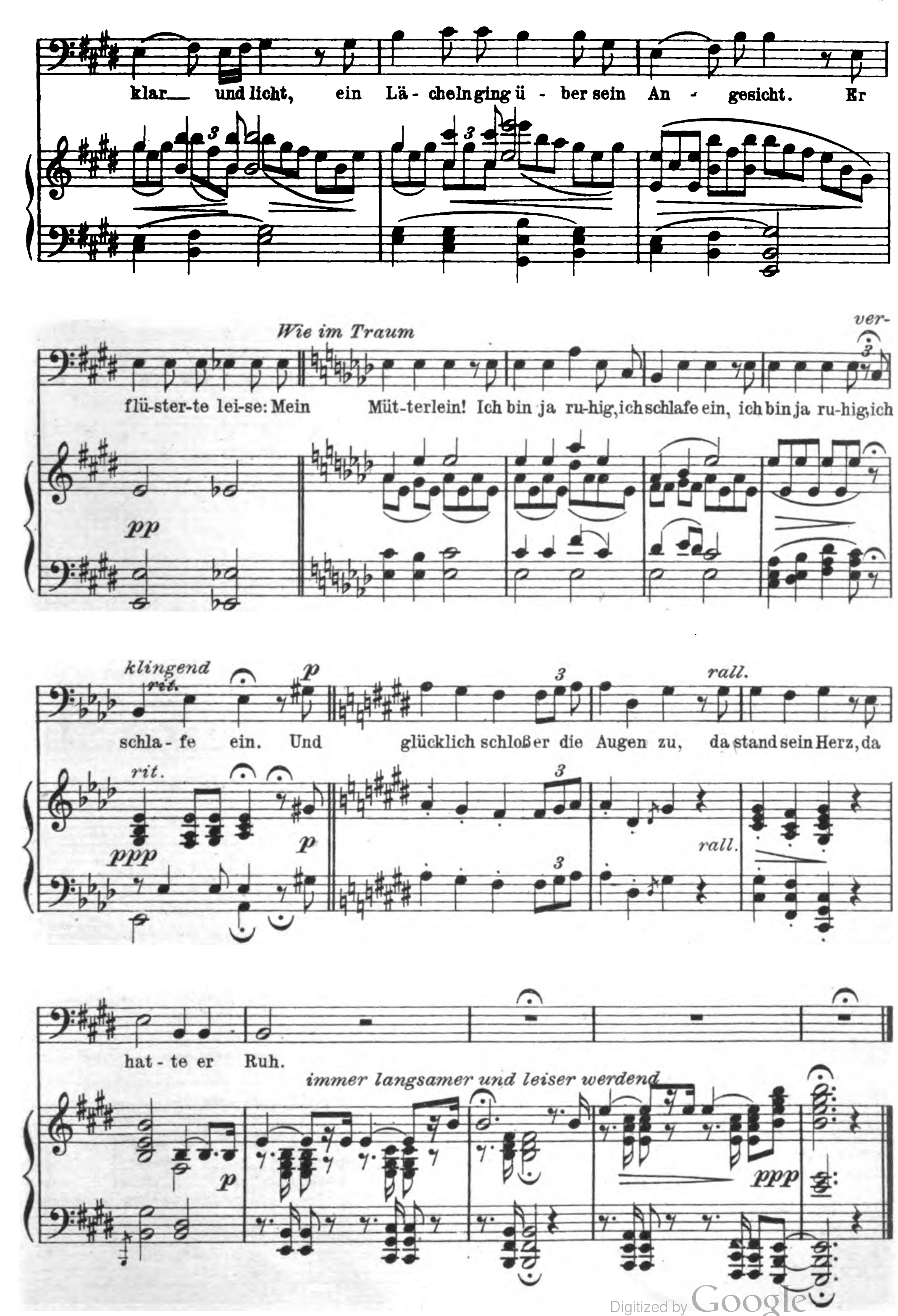








Lebhafter
rit.
p
Und als es mit ihm zu
En - de ging, da bat er: Ein Lied, ein Lied mir sing'! Zu
sin - gen leis' hub an die Maid von se - li - ger Min - ne, von
Lie - bes - zeit, von Lie - bes - zeit.
sehr zart


Doch
mf
glä - sern blick - te und starr der Mann, bis sie ein an - dres
kurz gestoßen
Lied begann. – Ein klir-ren-des Schlacht - lied im Tak - te schwer, als
f
3
f markig
stapf-ten ei - ser-ne Krie-ger da-her. Da
wuchtig
f
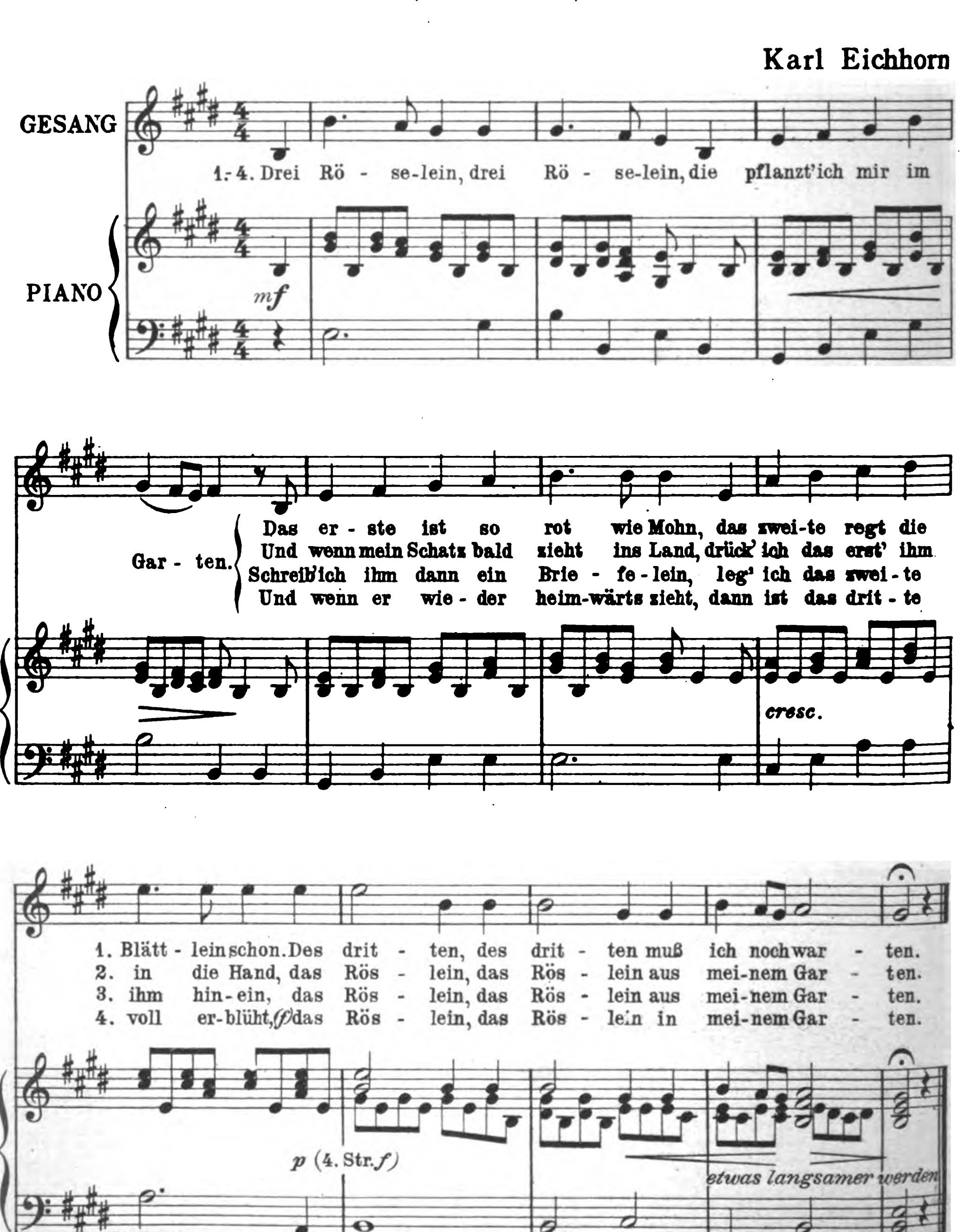
Rasch und energisch




klar und licht, ein Lä - chelnging ü - ber sein An - gesicht. Er
Wie im Traum
ver-
flü-ster-te lei-se: Mein Müt-terlein! Ich bin ja ru-hig, ich schlafe ein, ich bin ja ru-hig, ich
pp
klingend
rit.
p
schla - fe ein. Und glücklich schloß er die Augen zu, da stand sein Herz, da
rall.
ppp
hat - te er Ruh.
immer langsamer und leiser werdend
ppp

Im Volkston

(Karl Eichhorn)





Aus dem alten Brügge

C. Jacquet



XV. Jahrg. Juli 1913 Heft 10

Die Irrenärzte und ihre Gegner

Von Dr. Gg. Lomer

Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich in der praktischen Psychiatrie eine gründliche Wandlung vollzogen. Die bis in die fünfziger Jahre übliche Behandlungsweise der Geisteskranken, welche unter anderem in der Anwendung von Strahldouche, Drehbett, Zwangsweste und ähnlichen Gewaltmitteln sowie in der Bevorzugung von sogenannten Ableitungsverfahren in Gestalt von Brech-, Abführ- und Blutentziehungskuren oder auch in der reichlichen Applikation des glühenden Eisens bestand, also im ganzen eher auf eine M i ß handlung hinauslief, ist längst einmütig verlassen und hat einer weitgehenden Humanisierung des Irrenwesens Platz gemacht. Die einst so beliebten Disziplinarstrafen (man denke: gegen Kranke!) sind völlig abgeschafft, und es gibt heute weder Hungerkuren, noch braucht ein widerspenstiger Kranker, wie einst, die Peitsche zu fürchten. Jedes Schlagen, jedes Mißhandeln der Leidenden ist dem Personal bei Androhung sofortiger Entlassung, ja gerichtlicher Bestrafung, strengstens untersagt, und kommt doch einmal hier und da eine Roheit gegen wehrlose Kranke zur Kenntnis der Öffentlichkeit, so darf man sicher sein, daß es sich hier um eine Ausnahme handelt, der die Sühne sofort folgte, — nicht um die Regel.

Wer je eine moderne Anstalt gesehen hat — es gibt auch alte Kästen, da die Umwandlung und Ersetzung durch Neubauten eben nur allmählich erfolgen kann! —, der wird bestätigen müssen, daß mit dem alten Zwangssystem heute in der Tat

ernstlich gebrochen ist. Verschwunden sind die verwahrlosten, von Verbrechern und Irren gleichmäßig bewohnten „Narren"häuser einer barbarischen Zeit, verschwunden die schmutzigen Gelasse, in denen man die Unglücklichen angekettet hielt. Statt ihrer haben wir helle und freundliche Krankenhäuser, in denen das moderne „Offen-Tür-System", die zwang- und arzneilose Behandlung mehr und mehr Raum gewinnt. Weitaus die meisten Irrenpavillons zeigen heute die früher ganz allgemeine Fenstervergitterung nicht mehr, — in einzelnen Häusern ist sie allerdings aus Sicherheitsgründen auch heute noch unentbehrlich; — die hohen Mauern, welche einst die Kranken von der Außenwelt hermetisch abtrennten, fallen nach und nach überall, das Institut der Familienpflege gewinnt ständig an Ausdehnung, kurz, soweit irgend angängig nähert sich die Unterbringungsweise der Kranken ihrer einstigen bürgerlichen Freiheit. Wenn trotzdem die Freiheit des anstaltsbedürftigen Geisteskranken nicht entfernt der Freiheit des Gesunden gleichkommt, so liegt das eben im Wesen der zu überwachenden Geisteskrankheit selbst begründet und in der relativen Gemeingefährlichkeit vieler Kranker, für deren Ausschaltung ja der Irrenarzt die Verantwortung trägt.

Eines ist jedenfalls sicher: nach Maßgabe der vorhandenen, nicht immer sehr reichlichen Mittel und nach bestem Wissen und Gewissen der Anstaltsärzte geschieht heute das Menschenmögliche, um einem kürzeren oder längeren Anstaltsaufenthalt die bittere Schärfe zu nehmen, die ihm noch immer in den Augen der Volksmehrheit anhaftet. Wenn also trotzdem die klagenden und anklagenden Stimmen in der Öffentlichkeit nicht verstummen wollen, so gibt das gewiß — auch der Fachmann leugnet es nicht — zu denken. Ist wirklich allein die unbewußte Erinnerung der Massen an die Zustände von einst für die Klagen von heute verantwortlich zu machen, oder sind wirklich greifbare Mängel vorhanden, welche dieser Volksstimmung Gewicht verleihen? Ich will im folgenden die am häufigsten geäußerten Beschwerden einer Kritik unterziehen (Ausführlicheres hierüber siehe in meiner kleinen Schrift „Die Wahrheit über die Irrenanstalten", J. F. Bergmann, Wiesbaden 1909) und sodann versuchen, auf dieser Basis ein ungefähres Bild von dem wirklich Notwendigen zu geben.

Vor mir liegen 20 Broschüren, zahlreiche Zeitungsausschnitte und 2 Petitionen an den Reichstag. Von diesen 20 Broschüren sind nicht weniger als 10 von Personen verfaßt, die sich einmal oder mehrfach als Kranke in Irrenanstalten befunden haben, die übrigen stammen aus den Federn anderer Interessenten. Ein Unterschied übrigens, der sich schon im Ton bemerkbar macht, indem diese fast durchweg bei ruhiger Sachlichkeit zu bleiben suchen, während jene oft ganz und gar aus dem Rahmen wohlanständiger Form fallen. Das mag zum Teil daran liegen, daß die Krankheit den Erstgenannten eine gewisse Urteils- und Intelligenzschwäche — also einen Defekt — hinterlassen hat, zum Teil aber darin, daß alle diese Autoren für ihr gutes Recht zu kämpfen glauben, indem sie der Öffentlichkeit die Geschichte ihrer Anstaltsunterbringung erzählen, deren Notwendigkeit selbstverständlich in jedem Falle glatt abgestritten wird. Es ist ja Tatsache, daß fast kein Geisteskranker in bezug auf sein Leiden Einsicht besitzt und demgemäß die Berechtigung seiner Anstaltsbehandlung zugeben wird.

Was an diesen Broschüren ferner besonders auffällt, ist zweierlei. Zunächst die Einseitigkeit der Darstellung, die häufige Übergehung der ärztlichen Gutachten, die dem Kranken ja allerdings nicht immer zu Gesicht kommen. Sodann die unflätige Weise, in der nicht nur psychiatrische Fachleute von anerkanntem Ruf vielfach mit Kot beworfen werden, sondern der ganze Stand der Irrenärzte für behauptete Ungerechtigkeiten verantwortlich gemacht wird.

Ein erschöpfendes Urteil über all diese Fälle wäre nun selbstverständlich nur möglich, wenn ich in der Lage wäre, die in den Anstalten über die erwähnten Fälle geführten Krankengeschichten zu veröffentlichen, was leider nicht der Fall ist. Indessen geht auch ohne dies der wahrscheinliche Tat- oder Krankheitsbestand aus den Broschüren selbst klar genug hervor. Aus dem vorliegenden Material, das natürlich nicht entfernt auf Vollständigkeit Anspruch erheben kann, aber doch immerhin einen bezeichnenden Einblick gewährt, will ich nun ein paar Beispiele herausgreifen. Sehr charakteristisch ist schon

Nr. I, Fall Schäfer. Das Material besteht in einer Petition Schäfer an den Reichstag (vom 2. XII. 97), einem Zeitungsartikel des „Patriot", Luxemburg (Nr. 36, 1900), betitelt: „Ein badisch-schweizerischer Dreyfusskandal. Ein polizeiliches, psychiatrisches und juristisches Panama!!" und schließlich einer Broschüre mit dem vielversprechenden Titel: „Ein Beitrag zu der neuen deutschen Staatsinquisition von Franz Schäfer, Schriftsteller, Luxemburg 1898."

In der Petition bittet Sch. um Schutz wegen angeblicher schweizerischer Übergriffe gegen seine Person, die — bei Licht besehen — nur darin bestanden, daß die Schweizer Behörden den sich überall, wo er ging und stand, von Dieben und Verbrechern verfolgt wähnenden Mann schließlich als geisteskrank einer Anstalt überwiesen. Daß tatsächlich Verfolgungswahn bestand, geht recht klar schon aus folgendem Abschnitt seiner Petition hervor, der ausführlich hergesetzt sei. — „In dem modernen Abderitenland der Schweiz, in der Hauptstadt der deutschen Schweiz, dem edlen Zürich, griff man mich zum Gaudium der Gauner, vielleicht gar auf deren Anstiften oder im Einverständnis mit ihnen, auf der Straße auf und steckte mich gewaltsam ‚auf Beobachtung' ins Irrenhaus, weil ich behauptete, die Gauner und deren Spione folgten mir auf Schritt und Tritt nach, was leider nur zu sehr Tatsache war. An allen Billettschaltern standen z. B. auf meiner Reise Spione der Gauner, um zu hören, wohin ich reise. In Namur hatte ich z. B. drei Stunden Aufenthalt. Nun stand ein englisches Diebsgeschöpf drei Stunden am dortigen Schalter, bis es gehört hatte, wohin ich das Billett nehme. Dann verlangte es auch sofort ein solches in gleicher Richtung. Es war nicht einmal der französischen Sprache kundig und sprach ‚thiket' statt ‚billet'. Nun sagte ich ihm in englischer Sprache, daß es mir nun genug sei, wie er mir seit Greenwich auf dem Fuße sei. Ich lasse ihn sofort über der französischen Grenze verhaften. Daraufhin verschwand wenigstens das Diebsgeschöpf sofort. In Basel stellte sich ein solches Geschöpf ebenfalls ganz in der Nähe auf, als ich mit dem Polizeikommissar am Zentralbahnhof sprach" usw. usw.

Im selben Ton wie die Petition halten sich Zeitungsartikel und Broschüre. Am schlechtesten kommen selbstverständlich die Psychiater weg, die sich des Unglück-

lichen pflichtgemäß annahmen, vor allem der sonst rühmlichst bekannte Professor Forel. Er muß es sich gefallen lassen, von Sch. als „Lump", „unfehlbarer Held", als „Leuchte der Schwindel- und Verbrecherwissenschaft der Psychiatrie" bezeichnet zu werden.

Nr. II. Der Dr. phil. und Realschuldirektor i. R. Rudolf Heine gibt seiner Broschüre den Titel: „Kaum glaublich, aber wahr. Ein Beitrag zur Kennzeichnung von Mißständen auf dem Gebiete der praktischen Psychiatrie, unter sorgfältiger Verwendung zuverlässigen Aktenmaterials." Selbstverlag.

Der Vorzug dieser Darstellung ist in der Tat das reichliche Aktenmaterial, aus dem, da auch das ausschlaggebende ärztliche Gutachten nicht fehlt, klar genug hervorgeht, daß es sich hier um die zwangsmäßige Pensionierung eines im übrigen ausgezeichnet bewährten Schulmannes handelt, nachdem er an Verfolgungsvorstellungen mit Gehörstäuschungen erkrankt ist. Die ganze Selbstschilderung ist so erschöpfend und für die paranoische Erkrankung so bezeichnend, daß der Verfasser von seiner Absicht, dem Leser als Gesunder zu gelten, das Gegenteil erreicht. Freilich muß es ein unvoreingenommener Leser sein, der nicht auf die unverkennbaren, wenn auch mit Anschaulichkeit vorgetragenen Wahngebilde hineinfällt.

Im Fall Pfeiffer (Nr. III) dürfte das von vornherein unmöglich sein. Das ganze Heft, das sich „Sendschreiben von Julius Pfeiffer (Flüchtling der Irrenanstalt Zwiefalten) an den Präsidenten der Württemb. Kammer der Abgeordneten, Herrn Rechtsanwalt Fr. Payer" betitelt, ist lediglich eine Aneinanderreihung selbstbewußt-witzelnder Sätze, die zum mindesten eine abgelaufene Psychose wahrscheinlich machen. Man lese z. B. Seite 18 als Anrede an den Adressaten: „Geehrter, im neuen gutgemauerten legislativen Backofen neugebackener schwäbischer Halbmondsaal-Präsident!"

Positive Vorschläge werden in der ganzen Schrift nicht gemacht, wohl aber die Anstalten, in denen Verfasser sich jahrzehntelang befunden, als „Irrenbastille" und „Pönitentiarbastille" beschimpft.

Auch Nr. IV, der Fall Hien, bedarf nur kurzer Erwähnung. Die kurze Broschüre, „Ein Irrenhauserlebnis in der Zwangsanstalt Klingenmünster" (12 S.), hat weder Hand noch Fuß und ist von einer Unklarheit, die schon an sich geistige Abnormität nahelegt.

In Fall V handelt es sich um die „Wahrheitsgetreue Lebensbeschreibung eines Mannes, den man wegen Erbauung einer großartigen astronomischen Kalenderuhr amtlich närrisch erklärt, seiner bürgerlichen Ehrenrechte entkleidet und 159 Tage ins Irrenhaus gesperrt hat". Es ist die „Selbstbiographie des Uhrmachers Karl Julius Späth, in Steinmauern bei Rastatt, Erbauer einer großartigen, astronomisch-chronologischen Kunst- und Prachtuhr". In Wirklichkeit ist Späth, wie auch aus dem Inhalt hervorgeht, natürlich keineswegs „wegen" Erbauung der Uhr „närrisch erklärt", sondern erkrankte anscheinend grade um diese Zeit geistig. Auch hat er zweifellos, wie seine eigene Broschüre (z. B. S. 61, 64) nachweist, Halluzinationen gehabt und unter deren Einfluß gestanden.

In Nr. VI ist der Fall des Fräulein Emilie Thisqueu behandelt, die gelegentlich einer Erbteilung sich von ihrer Schwester benachteiligt, verleumdet und

verfolgt glaubte, ihr Vermögen verprozessierte und schließlich, um einer Anstaltsinternierung zu entgehen, ins Ausland flüchtete. Ein Schriftsteller J. C. J. Ommerborn, Cörne bei Dortmund, nahm sich ihres Falles an und sucht nun in einer sehr lückenhaften Broschüre, die keines der maßgebenden deutschen Gutachten enthält, ihre Ansprüche glaubhaft zu machen. Die Schrift trägt den hochtrabenden Titel: „Sensationell. Die Leiden einer hochachtbaren Dame unter der Bürokrati [sic!] preußischer Gerichtsbarkeit — weil sie ihr Recht suchte. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte unserer Zeit. Ein Kampf um Ehre. Geistige Gesundheit. Eigentum. Recht. Motto: Tue Recht und scheue niemand." Von der Kranken selber liegt mir ein „Offener Brief an Seine Majestät den Deutschen Kaiser" vor und eine Eingabe „an die verehrliche 50. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Köln", die von wenig feinen Anwürfen des deutschen Irrenwesens geradezu strotzt. Die Anstalten werden „Femen, Bastillen, Torturhöhlen" genannt. Dann folgen direkte Lügen wie diese: „Niemand wird in diesen Verliesen zu ihm [dem Kranken] gelassen, er ist lebendig begraben, das verrohte Personal der Anstalt kann nach Willkür sein Opfer verhöhnen, peinigen, geistig und körperlich zu Tode quälen, ohne gestraft zu werden. Die Schmerzensrufe dieser Opfer werden mit neuen Torturen gerächt."

Solche Dinge und andere mehr darf Fräulein Th. der deutschen Psychiatrie ungestraft vorwerfen, und das alles, ohne auch nur ein einziges Mal — wenigstens soweit das aus den Veröffentlichungen hervorgeht — persönlich eine unserer Anstalten kennen gelernt zu haben.

Ganz anders und eigenartig liegen die Verhältnisse bei Nr. VII. Unter dem Titel: „17 Tage Irrenhaus. Selbsterlebtes" (Berlin 1904, Herm. Walther G. m. b. H.) beschert uns Gertrud Hirschberg eine Broschüre, aus der sich folgender Tatbestand ergibt.

Fräulein H., eine damals sehr nervöse Dame, machte in Begleitung einer ihr als Pflegerin warm empfohlenen früheren Anstaltsoberin eine Erholungsreise. Unterwegs kommt die Pflegerin auf den — allerdings sehr mangelhaft begründeten — Verdacht, daß Fräulein H. selbstmordverdächtig sei, teilt ihre vermeintliche Wahrnehmung den Ärzten mit und weiß es schließlich — ob aus unlauteren Motiven, ist nicht ganz klar — zu erreichen, daß Frl. H. in eine Privatanstalt überführt wird. Von da wird sie nach 2½ Wochen durch herbeigeeilte Verwandte erlöst. Die Pflegerin, eine nachweislich abnorme Person (sie nahm z. B. starke Reizmittel, wie Eau de Cologne, innerlich!), hat später durch Selbstmord geendet.

Nun frage ich jeden: Welcher Vorwurf trifft hier die Ärzte!? Doch höchstens der, daß sie den Aussagen der unzuverlässigen Pflegerin allzuviel Glaubwürdigkeit beigemessen. Aber Selbstmordverdacht ist eine gar schlimme Sache. Hätte Frl. H. nun wirklich solche Absichten gehabt, wäre von den Ärzten nicht ernst genommen und hätte ihre Absicht ausgeführt, — nun, so würde doch gerade die Ärzte die Schuld treffen. Die Nichtaufnahme in eine Anstalt wäre eine ärztliche Gewissenlosigkeit gewesen. Im übrigen darf man ruhig annehmen, daß, sobald das Fehlen jeder Selbstmordtendenz festgestellt worden wäre, auch ohne das Einschreiten der Verwandten die Entlassung erfolgt sein würde, — allerdings erst um Wochen später.

Gemäß diesem ganzen Sachverhalt fällt die Anklage des Fräulein H. glatt in sich zusammen, und mit Recht wurden in dem anhängig gemachten Prozeß die beteiligten Ärzte freigesprochen. —

Es kann nicht geleugnet werden, daß gerade die richtige Erkennung des Querulantenwahns ihre großen Schwierigkeiten haben kann, denen oft nur ein gewiegter Praktiker gewachsen ist. Wo in solchen Fällen die objektive Wahrheit aufhört und wo der subjektive Wahn beginnt, das ist häufig um so schwerer zu entscheiden, als von dieser Entscheidung, sobald sie einmal festgelegt ist, Dasein und Zukunft des Menschen abhängen kann. So ist es selbstverständlich auf das schärfste zu verurteilen, wenn von Behörden etwa einmal der Versuch gemacht wird, sich unbequemer Untergebener dadurch zu entledigen, daß sie als vermutliche Querulanten hingestellt und vielleicht gar, mit Hilfe eines kreis- oder bezirksärztlichen Gefälligkeitsattestes, in einer Anstalt untergebracht werden. Solche Fälle kommen, das muß leider zur Unehre unserer Behörden gesagt sein, gelegentlich vor; und wenn sie auch viel seltener sind, als das Publikum gemeinhin annimmt, so sind doch diese Versuche an sich ein böses Armutszeugnis für manche offiziellen Kreise, und der beamtete Arzt, der hierzu seine Hand leiht, macht sich zum mindesten einer schweren Fahrlässigkeit schuldig.

Im Fall Nr. VIII scheint es sich um einen solchen Vorgang zu handeln. Er betrifft den sächsischen Stadtrat Petzoldt, welcher wegen seiner energischen Agitation gegen einen der Unterschlagung verdächtigen Bürgermeister bei den vorgesetzten Behörden in den Verdacht der Geistesgestörtheit geriet, auch von einem sächsischen Bezirksarzt in diesem Sinne begutachtet wurde, schließlich aber von einer Autorität wie Professor Flechsig-Leipzig nach sechswöchiger Beobachtung für vollkommen gesund erklärt wurde. (Vgl. Gomolka, Der Kampf der städtischen Kollegien usw. gegen die früheren Mißstände im städtischen Verwaltungswesen und die Amtsführung des Bürgermeisters .... Auerbach i. V., Verlag Rich. Keilig, 1901.)

Anders ist die Sachlage in den folgenden Fällen IX bis XII, welche sämtlich Querulantenfälle betreffen und am zweckmäßigsten einem gemeinsamen Gesichtspunkte untergeordnet werden, sintemal sie alle vier eine gewisse Familienähnlichkeit aufweisen. Es ist dem Irrenarzt bekannt, daß der so charakteristische Querulantenwahn (eine Sonderart der Paranoia, Verrücktheit) fast immer an einen Fall, eine Gelegenheit anzuknüpfen pflegt, bei der dem Kranken wirklich einmal so oder so unrecht geschehen ist. Aus diesem Gefühl berechtigter Gekränktheit und dem Streben nach Remedur entwickelt sich dann in langsamem Anstieg die Krankheit, indem der Geschädigte seine Sache weiter und weiter, über alle Grenzen der Berechtigung hinaus, verficht. Eine oft ganz maßlose Überschätzung seines Rechts und, damit Hand in Hand gehend, eine Unterschätzung fremder Rechte greift Platz, aus dem Einzelfall wird ein System, und es kommt schließlich dahin, daß der Kranke durch die Heftigkeit seiner Angriffe, durch die Belästigung hoher und höchster Instanzen und durch die Verhetzung der Öffentlichkeit, die besonders allen nach oben gerichteten Angriffen nur zu gern ihr Ohr leiht, alle Grade der Gemeingefährlichkeit durchläuft, bis irgendeine Behörde ihr Veto einlegt und für die Unterbringung des Kranken in einer Anstalt sorgt.

Nr. IX betrifft den Fall des Lehrers Maleszka, der mit allerlei Behörden dauernde Konflikte hatte, schließlich als Querulant seines Amtes entsetzt wurde und nun in einer Broschüre „Wie man Geisteskranke fabriziert“ eine stark subjektiv gefärbte Schilderung der Vorgänge gibt.

In Nr. X ergreift Kaufmann Ewald Krüner das Wort. Seine Publikation nennt sich „Moderne Folterkammern. Ein Volksbuch zur Aufklärung über preußisch-deutsche Justiz und neue empörende Enthüllungen zur Irrenfrage, von dem acht Jahre unschuldig geistig verurteilten und in Irrenanstalten eingekerkert gewesenen Kaufmann E. K.“ Zürich 1897.

So viel Worte — so viel Beleidigungen des irrenärztlichen Standes. (Wohlweislich erscheinen die meisten dieser Broschüren denn auch im Auslande!) Wer diese Broschüre gutgläubig liest, der wird nicht aufgeklärt, sondern — verhetzt. So geschickt ist die Mache.

In Nr. XI nimmt sich Fr. Kretzschmar des bäuerischen Querulanten Bergstadt an („Der Fall B. oder die Abschaffung des Querulantenwahnes“) und plädiert, wie der Titel zeigt, eifrig für „Abschaffung des Querulantenwahnes“. Eine jeden Sachkenner recht naiv anmutende Forderung.

In Nr. XII handelt es sich um den auch weiteren Kreisen bekannten Fall Kuhnle, dessen sich der Verleger Robert Lutz-Stuttgart in zwei Broschüren annimmt (a. Kuhnle-Dreyfus. Ein Triumph der Lüge, der Fälschung und des Meineides. b. Noch einmal der Fall Kuhnle. Ein Appell an die Gewissen. 1899).

Auch hier ist, wie in den andern drei Fällen, der für das Leiden typische Beginn nicht zu verkennen: eine Läsion der Seele durch die Chockwirkung wirklich erlittener Beeinträchtigung und auf dem so vorbereiteten Boden die Entwickelung der mehr oder weniger chronischen Geistesstörung. —

Die nun folgenden Veröffentlichungen gehören nur teilweise in diese spezielle Besprechung. Da spricht ein Artikel der „Neuen Heilkunst“ von den „Scheußlichkeiten“, den „unmenschlichen Grausamkeiten in den Irrenbastillen“. Da wird in der Beilage zur „Zürcher Zeitung“ (vom 6. XII. 1902) der bekannte Irrenarzt Schüle „die Verkörperung der Selbstsucht, des Hochmutes und der Eitelkeit“ genannt, und im Anschluß daran fährt der freundliche Autor fort: „Aber so sind sie alle, die Helden der Psychiatrie und Irrenhausdirektoren in Deutschland und auch anderwärts. Nur muß man statt Hochmut und maßlose Eitelkeit das Wort Größenwahn setzen, denn nur maßlose, dünkelhafteste Selbstüberschätzung dieser mit dem Größenwahn der sog. Wissenschaft behafteten Orakelhelden ist es, die sie zu diesen Kerkermeistersrollen und Henkersdiensten geschickt und fähig macht.“

In einer andern Veröffentlichung wird jeder Psychiater für einen Anhänger der Vivisektion erklärt, vor dem ernstlich gewarnt werden müsse.

Erwähnenswert ist wohl auch noch die skrupellose Art und Weise, in der Prof. Lehmann-Hohenberg (jetzt in Weimar) die Psychiatrie bekämpft, deren Gegenstand er selbst einmal gewesen. Dieser mir persönlich ganz unbekannte Herr sandte mir kürzlich mit ironischer Aufschrift seinen Aufsatz „Paranoia psychiatrica oder Wahnsinn und Gewissenlosigkeit bei Psychiatern“, der eine Zusammenstellung einiger Fälle bringt, ähnlich oder gleich denen, die ich oben behandelt habe.

Das ist so der Ton, mit dem gegen den moralisch und bis vor kurzem auch finanziell so schwer ringenden irrenärztlichen Stand agitiert wird. Wer will da noch den Mut haben, zu behaupten, daß solche Leute ernst zu nehmen seien!? — Trotzdem werden derartige Schriften von der Menge um so eifriger verschlungen, je schärfer sie sich gegen die Psychiater wenden. Wie hätten sonst von dem L. Fliegelschen Buch „Dunkle Punkte im Irrenwesen“ (Zürich 1898), das im wesentlichen die Zusammenstellung aktueller „Fälle“ ohne Wiedergabe der über sie ergangenen psychiatrischen Gutachten sowie die tendenziös ausgewählten kritischen Äußerungen von wenig sachverständigen Ärzten enthält, wie hätten sonst von diesem Buche in 6 Jahren 12000 Exemplare verkauft werden können! —

Wie denn aber? Ist unser heutiges Irrenwesen und sind die darauf bezüglichen rechtlichen Bestimmungen wirklich so vollkommen, daß sie keiner Verbesserung bedürfen? Nun, das ist durchaus nicht der Fall, und die Irrenärzte sind die letzten, die Reformbedürftigkeit vieler Punkte zu leugnen.

Seit in der „Kreuzzeitung“, am 9. Juli 1892, jener von etwa hundert angesehenen Männern verschiedener Parteien unterzeichnete Aufruf zur Reform des Irrenwesens erschien, seit in der Reichstagssitzung vom 1. Februar 1898 die Irrenfrage eine lebhafte Diskussion „für“ und „wider“ hervorrief, und schließlich seit Graf Posadowsky vor wenigen Jahren zur Verteidigung der angegriffenen Irrenärzte das Wort ergriff, — seitdem ist diese Frage in der öffentlichen Meinung lebendig geblieben. Laien wie Ärzte wetteifern in der Formulierung von Reformvorschlägen, nur daß die ersteren dabei, was bei ihrer geringen Fachkenntnis begreiflich erscheint, gerne übers Ziel hinausschießen.

Eine viel erhobene Grundforderung ist die endliche Schaffung eines Reichs-Irren-Gesetzes, welches alle einschlägigen Fragen für das ganze Reich einheitlich regelt, statt sie — wie bisher — den Einzelstaaten oder, wie in Preußen, den Provinzialverwaltungen zu überlassen.

„Irrengesetze“, sagt eine recht gediegene anonyme Broschüre („Entspricht das Irrenwesen der deutschen Bundesstaaten dem Kultur- und Rechtszustand des Deutschen Reiches und warum ist ein Reichs-Irren-Gesetz dringendes Bedürfnis? Ein Wort zur Irrenfrage an Laien, Ärzte und Juristen.“ Leipzig, Rud. Uhlig, 1899), „sollten wie aus Stahl gegossen sein, die unsrigen sind dehnbar wie eine Gummischnur. Art und Grad der Geisteskrankheit, welche Internierung fordert, sind ebensowenig präzisiert wie die Ausdrücke ‚gemeingefährlich‘ und ‚der Anstaltspflege bedürfen‘. Sehr wichtig ist daher die gesetzliche Neuregelumg der Internierung und Entlassung von Geisteskranken.“ „Bei der Internierung eines Irren“, heißt es weiter, „handelt es sich ... keineswegs nur um die Erledigung medizinischer Doktorfragen, sondern auch um Feststellung behaupteter angeblicher Tatsachen. Erst wenn die Vorgeschichte der angeblichen Krankheit und die angeblichen strafbaren oder auffälligen Handlungen des sog. Kranken tatsächlich festgestellt sind, kann von Rechts wegen die Internierung in einer geschlossenen Anstalt erfolgen.“

Heute ist die Sachlage tatsächlich die, daß der die Aufnahmenotwendigkeit attestierende Arzt in wesentlichen Punkten auf die Angaben von Verwandten, Be-

kannten usw. des Aufzunehmenden, eventuell von Polizeiorganen angewiesen und somit der Fall denkbar ist, daß diese Angaben so oder so falsch sind. Liegen solche falsche Angaben aber erst einmal aktenmäßig fest, so beeinflussen sie notgedrungen alle späteren Entschließungen gegenüber dem Internierten.

Dazu kam noch bis vor kurzem, daß die psychiatrische Vorbildung sehr vieler — auch beamteter — Ärzte ganz unzureichend war, wodurch die innere Abhängigkeit des attestierenden Arztes von dem ihm Berichtenden noch erhöht wurde. Erst seit Ostern 1904 ist die Psychiatrie vollberechtigtes Prüfungsfach im Staatsexamen und es ist anzunehmen, daß der Zwang, sich mit diesem Fach ernstlich zu beschäftigen, die Qualität der Atteste praktischer Ärzte nur günstig beeinflussen wird. Im übrigen kann tröstlicherweise darauf hingewiesen werden, daß heute vielleicht einmal — irren ist menschlich! —eine ungerechtfertigte Aufnahme denkbar ist, daß aber keine Anstalt, wenn sie den Internierten nach gewisser Frist als gesund erkannt hat, auch nur den leisesten Versuch machen wird, ihn zurückzuhalten. Dafür sorgt schon die fast stete Überfüllung unserer im übrigen von beamteten Ärzten geleiteten Staatsanstalten!

„Das oben Geschilderte", sagt Anonymus weiter, „führt uns ganz von selbst auf die Heranziehung der Gerichte bei der Internierung von angeblich Irren. Die vorläufige Einschließung wird dadurch im wesentlichen formell nicht modifiziert werden können. Aber nachdem der angeblich Kranke eingesperrt ist, muß ihm die Möglichkeit gegeben sein, durch ein gerichtliches Verfahren die Feststellung des Tatbestandes zu erwirken und die von ihm vorzuschlagenden Gegensachverständigen und auch Laien (Freunde, Verwandte, Arbeitgeber, Arbeitsgenossen) über seinen tatsächlichen Zustand am Tage der Internierung, vorher und später vernehmen zu lassen. Wenn dies geschieht, so ist es ausgeschlossen, daß ein geistesgesunder Mensch Jahr und Tag im Irrenhaus gefangen gehalten werden kann."

Auch Fr. Kretzschmar fordert in seiner Broschüre („Die Unvollkommenheit der heutigen Psychiatrie und die Mangelhaftigkeit der deutschen Irrengesetzgebung." Leipzig, Rud. Uhlig, 1891), „daß in jedem Verfahren wegen einer angeblichen Geisteskrankheit neben dem über die psychische Funktionierung [Ausdruck! Verf.] urteilenden Psychiater von allem Anfang an und fortgesetzt noch eine andere Untersuchungsinstanz existieren muß, die auf Requisition des Psychiaters objektive Tatbestände feststellt und wohl zu unterscheiden ist von der das Endurteil sprechenden richterlichen Instanz." Sind im Vorverfahren wissentlich falsche Angaben gemacht, so sind die Urheber natürlich streng zu bestrafen.

Es sind das meines Erachtens ganz brauchbare und wohl diskutierbare Vorschläge, deren Verwirklichung im Hauptpunkte uns einen großen Schritt vorwärts brächte. Vielleicht auch ließe sich die Befugnis jener Tatbestandsfeststellung zweckmäßig der psychiatrischen Instanz übertragen, wie es ja an einigen modernen gutgeleiteten Anstalten schon heute üblich geworden ist, bei allen irgendwie zweifelhaften Attestangaben eine Nachprüfung des Tatbestandes durch entsprechende Nachfragen vorzunehmen. Auf alle Fälle ist es ein unerträglicher Zustand, daß die Entscheidung über Freiheit und Zurechnungsfähigkeit deutscher Staatsbürger heute noch unter Umständen den Händen eines Kreis- oder Bezirksarztes über-

antwortet ist, dessen wirkliche psychiatrische Erfahrung — ein paar Kollegs zählen da nicht — sich mehr oder weniger dem Nullpunkt nähert. Mit vollem Recht wird über diese Gefährdung des Allgemeininteresses in der Öffentlichkeit immer wieder Klage geführt, und wenn auch über allem Zweifel feststeht, daß ungerechtfertigte Internierungen im ganzen doch äußerst selten, jedenfalls nicht entfernt so häufig sind, wie die meisten annehmen, so ist doch der herrschende Zustand der Unsicherheit Grund genug, allen Ernstes gegen eine Praxis Front zu machen, welche gegen die — wenn auch nur zeitweilige — Internierung Geistesgesunder sicher nicht genügende Garantien bietet. Eine Fortdauer dieses Zustandes wäre mit der Stabilierung einer Rechtsbeschränkung der Staatsbürger zugunsten einer kleinen Clique ärztlicher und anderer Beamter gleichbedeutend.

Wie dem abzuhelfen sei, darüber liegen bereits aus Ärztekreisen Vorschläge vor, deren einleuchtendster vielleicht folgender ist: Wenn es sich als unmöglich erweisen sollte, den Kreisärzten selbst eine bessere psychiatrische Ausbildung zu geben, so ordne man Anstaltspsychiater ab, welche ihnen mit beratender Stimme zur Seite stehen und in jedem speziellen Fall heranzuziehen sind. Dem Odium der Anstaltsaufnahme läßt sich vielleicht in zweifelhaften Fällen damit begegnen, daß man sie zunächst allgemeinen Krankenhäusern zuführt, wo alsdann natürlich für eine kleine, doch genügend ausgestattete Unterkunftsabteilung zu sorgen wäre. Von hier aus müßte nach einer gewissen kürzeren Beobachtungsfrist die Überführung in die eigentliche Anstalt stattfinden.

Daß sich auf diese Weise gelegentliche Irrtümer und Mißgriffe g a n z würden vermeiden lassen, glaube ich allerdings n i c h t. Das liegt in der Schwierigkeit der Materie und — z. B. in den sogenannten Grenzfällen — auch der Diagnosenstellung begründet. Der Arzt befindet sich in der Tat oft in einer schwierigen Lage. Einerseits muß er, im Interesse der öffentlichen Sicherheit, die größte Vorsicht beim Zurückweisen von Aufnahmeanträgen walten lassen: jeder Selbstmordverdächtige verdient sein Augenmerk, jede Drohung eines Alkoholikers gegen Angehörige kann sich im Handumdrehen in Taten umsetzen. Die m ö g l i c h s t s c h l e u n i g e Überführung eines Kranken in die Anstalt ist also in dessen eigenem Interesse wie in dem der Familie ein Gebot der Humanität und sozialen Fürsorge. Andererseits aber hat er mit dem tiefwurzelnden Mißtrauen des Publikums zu rechnen, das geneigt ist, jeden ihm nicht gleich verständlichen Schritt als Eingriff in seine Rechtssicherheit zu betrachten. Gegensätzlichkeiten zwischen Publikum und Arzt sind also niemals v ö l l i g zu vermeiden, indem die höhere fachmännische Einsicht des letzteren sich keineswegs immer mit der Ansicht des ersteren deckt.

Alle Maßnahmen können also nur dann ihren Zweck erfüllen, wenn auf beiden Seiten der gute Wille zur Verständigung vorhanden ist. Die große Menge darf im Irrenarzte nicht länger ihren Feind sehen; und der Arzt darf sich nicht zu vornehm dünken, das Publikum über geistige Erkrankungen und ihre oft verzwickten, schwer verständlichen Erscheinungsformen nach bestem Wissen aufzuklären. Und hier mangelt es sehr! —

Auch das heutige Entmündigungsverfahren hat manche Mängel. Ganz zu geschweigen von dem heute noch herrschenden Grundsatz, daß der „Angeklagte“

seine Unschuld nachweisen muß, statt daß ihm auffällige Handlungen nachgewiesen werden, gibt es auch Fälle, wo der einmal entmündigte Kranke seinen doch ihm zum Schutze bestellten Vormund nie zu Gesichte bekommt. Hier wären ganz bestimmte Vorschriften am Platze, die den Vormund zwängen, sich regelmäßig persönlich von dem Zustande seines Mündels zu überzeugen.

Für die Entlassung von Geheilten oder Gebesserten bedarf es vielerorts verbesserter Gesetzesvorschriften. Manche von der Anstalt beabsichtigte Entlassung scheitert ganz einfach an der Renitenz der Verwandten, welche um die Wette bemüht sind, die unwillkommene Last eines vielleicht nur halb Arbeitsfähigen von sich abzuwälzen. Da wäre ein Gesetz am Platze, das die Verwandtschaft zwänge, dem nicht mehr Anstaltsbedürftigen nach besten Kräften Aufnahme zu gewähren, statt ihn, was freilich bequemer ist, der sowieso meist überfüllten Anstalt zur Last fallen zu lassen. Sehr zu unterstützen ist allerseits die Gründung von Vereinen „zum Schutze entlassener Geisteskranker", womit in einigen Gegenden bereits ein vielversprechender Anfang gemacht ist.

Nun muß noch eine Frage angeschnitten werden, die von vielen Kritikern immer wieder in den Vordergrund gerückt wird. Das ist die Frage, ob bei der Internierung, Entmündigung und Entlassung Geisteskranker, sowie bei der Beaufsichtigung der Anstalten auch dem Laienelement Sitz und Stimme gewährt werden soll. Man weist dabei auf die Schöffen- und Schwurgerichte hin und setzt sie mit dem Gerichtsverfahren in Parallele, das über obengenannte Punkte einzuleiten wäre. Sehr scharf sagt z. B. Max Burckhard („Zur Reform des Irrenrechtes", Wien 1904) hierüber: „Man zitiert oft spöttisch den Witz von der durch keine Fachkenntnis getrübten Unbefangenheit des Laien. Nun, zum Urteilen ist Unbefangenheit wichtiger als diese die Fachkenntnis. Der Fachmann soll Berater und Helfer sein, der Laie aber soll das Recht finden. Und ob jemand seiner natürlichen Freiheitsrechte verlustig werden soll, das ist eine Rechtsfrage."

Es geht meines Erachtens nicht wohl an, hier irgendwie Vergleiche ziehen zu wollen. Das Gefühl für Recht und Unrecht ist in den Volksmassen durch jahrhundertelange Pflege bis zu einer bemerkenswerten Höhe gediehen. Das rechte Gefühl für geistige Gesundheit und Krankheit aber steckt sozusagen heute noch in den Kinderschuhen. Man braucht da nur an die noch immer ungeheure Verbreitung abergläubischer Vorstellungen und an das Kurpfuschertum zu denken! Im übrigen spreche ich — jeder Fachmann hat Gleiches erlebt — aus jahrelanger Erfahrung und habe oft genug Gelegenheit gehabt, staunend das geringe Verständnis zu konstatieren, das auch gebildete Leute selbst schweren Krankheitszeichen ihrer Angehörigen gegenüber an den Tag legten. Wollte man also heute das Laienelement zur Urteilsabgabe über geistige Krankheitszustände, über eventuelle Gemeingefährlichkeit verbrecherischer Kranker usw. heranziehen, so würde die Allgemeinheit das voraussichtlich mit einem Mehropfer an Blut und Lebenssicherheit zu bezahlen haben.

Nicht anders muß ich auch die Beaufsichtigung der Anstalten durch Laien beurteilen. Laien gehören nun einmal so wenig in die Anstalten wie

in die Gefängnisse, Schulen usw. Will man die Aufsicht staatlicherseits verschärfen, so gebe man dem Staatsanwalt auf, sich etwas eingehender um die entmündigten Kranken und ihre Entlassungsfähigkeit zu kümmern, als das heute geschieht. Auch sorge man vor allem für eine eingehendere Kontrolle der Privatanstalten, deren Beaufsichtigung im ganzen vorläufig recht illusorisch ist. Es genügt nicht, daß zweimal im Jahre der Kreisarzt, einmal im Jahre eine Besuchskommission revidieren kommt. Die Privatanstalten sind ja bekanntlich in erster Linie Geschäftsunternehmen und werden von Privatleuten geleitet. Die Leiter der Staatsanstalten dagegen sind, wie die Mehrzahl ihrer Ärzte, schon seit langem Beamte, und es ziemt sich nicht, vorzugsweise gerade sie, die außer mäßigem Gehalt von ihrer Stellung keinerlei persönlichen Gewinn haben und oft genug in aufreibender Tätigkeit und Hingebung an die gute Sache ihre Nerven zu Markte tragen, unredlicher Absichten zu zeihen.

Bliebe zum Schluß noch die Frage zu beantworten, wie es denn kommt, daß jahraus, jahrein Brandnotizen über die Vergewaltigung ganz harmloser Mitbürger durch rechthaberische Irrenärzte, über Mißhandlungen seitens eines verrohten Personals und dergleichen mehr durch die Presse laufen, ohne daß alledem von ärztlicher Seite widersprochen wird. Hier liegt in der Tat ein arger Mißstand vor. Nicht weil „etwas dran ist“, nicht weil sie ein böses Gewissen haben, schweigen die Psychiater in solchen Fällen. Sondern einerseits, weil sie die Tragweite solcher Notizen unterschätzen; andrerseits, weil sie sich vielfach — die meisten sind Beamte — für zu vornehm halten, in die Kampfesarena der Tagespresse überhaupt hinabzusteigen. Ein Standpunkt, der heute weniger denn je angebracht ist. Ihm ist es zu verdanken, daß nicht nur sensationshungrige, politisch scharf links stehende Blätter jenen Notizen nur allzu bereitwillig ihre Spalten öffnen, sondern auch zuweilen solche Blätter sie anstandslos und — aus mangelnder Orientierung — ohne berichtigenden Zusatz aufnehmen, denen sonst eine loyale Tendenz nicht abgesprochen werden kann. Der Mangel an Initiative, an Abwehrkraft, der wie ein Bann noch immer auf der Hauptmasse des irrenärztlichen Standes lastet, muß sich schwer rächen, wenn seine leitenden Männer sich nicht endlich der Riesenaufgabe bewußt werden, die ihrer hier noch harrt: der Aufgabe einer systematischen Aufklärung der Massen auf breitester Basis. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß auch noch ein anderes Moment bei dem von der Psychiatrie geübten Stillschweigen seine Rolle spielt: das ist die berufliche Schweigepflicht des Arztes. Wenn ein bewährter Psychiater von einem entlassenen Kranken oder dessen Angehörigen öffentlich in der gehässigsten Weise beschimpft wird — ein heute leider fast alltäglicher Vorgang —, so gäbe es meist kein besseres Verteidigungsmittel als die Veröffentlichung der entsprechenden Krankengeschichte. Aus ihr würde oft auch der Laie erkennen, wie notwendig die Aufnahme seinerzeit gewesen und daß es sich wirklich um einen Kranken handelt. Aber der Arzt fühlt sich durch seine gesetzliche Schweigepflicht gebunden und nimmt die Beschimpfung auf sich. Ob mit Recht?

Eines ist nach allem hier Vorgetragenen ja sicher: zu reformieren ist auf dem Gesamtgebiete der Psychiatrie gar vielerlei, darunter manches Unaufschiebbare.

Aber ehe man die bessernde Hand anlegt, lasse man auch diejenigen zu Worte kommen, welche dieses ungemein schwierige Fach zu ihrem Lebensstudium gemacht haben und doch schon darum nicht ganz ohne Erfahrung sind. Kommt tatsächlich einmal etwas vor, was sich als Unrecht qualifiziert, so hat der irrenärztliche Stand ja selber das größte Interesse daran, daß der Verstoß geahndet und der Schuldige zur Rechenschaft gezogen wird.

Freilich können wir die Mitarbeit von Publikum und Presse nicht entbehren. Aber beide müssen ihren etwaigen prinzipiell voreingenommenen Standpunkt modifizieren, ehe es zu wirklich fruchtbarer Mitarbeiterschaft kommen kann.

Will uns das Publikum bei unserer großen und langwierigen Reformarbeit helfen, wirklich helfen, so prüfe es erst jeden einzelnen „sensationellen" Irrenfall genau und unter Anhörung der beschuldigten Psychiater, womöglich vor Gericht, ehe es sich ein Urteil erlaubt. Reformvorschläge können nur dann fruchtbar, Kritiken nur dann berechtigt sein, wenn der Kritiker das zu reformierende Gebiet ganz übersieht. Nicht mit Schmähschriften und Sensationsartikeln (sie gehen, wie erwiesen ist, hauptsächlich von denselben Kreisen aus, welche die „Schulmedizin" aus kurpfuscherischem Geschäftsinteresse bitterlich befehden. Vgl. über alle diese Dinge das jüngst erschienene Buch von Beyer, „Die Bestrebungen zur Reform des Irrenwesens. Material zu einem Reichs-Irrengesetz." Halle a. S., C. Marhold, 1912. Hier erhebt die psychiatrische Wissenschaft zum erstenmal in extenso ihre Stimmen zur Abwehr.) die meist nur hetzerischen Zwecken dienen wollen, ist uns geholfen, sondern nur mit ernster Arbeit, die sich ihrer Verantwortlichkeit nach jeder Seite voll bewußt ist.



Sommertag · Von Hildegard Meschenmoser

Ein schwüler, wolkenschwerer Himmel,
Die Bäume stehen laß und müd,
Im Garten sind des Frühlings Blumen,
Narziß und Tulpen sind verblüht.

So stille ist's. — Kein Finkenschlagen,
Kein schmelzend Amselflötenlied.
— Es ist, als ob ein Rückerinnern,
Ein liebes, durch die Fluren zieht.

Wie Blüten, die von Früchten träumen,
So voll und weich die Stunden sind.
— Durch all die Stille geht ein Plaudern,
Wie Schwalbenzwitschern süß — mein Kind.





Elisabeth Diakonoff

Das Tagebuch einer russischen Studentin

(Schluß)

21. Dezember. Vor anderthalb Wochen erhielt ich die Aufforderung, an der Kommission, die zum Januar einen russischen Studentenball vorbereitet, teilzunehmen. Die erste Sitzung machte ich nicht mit und erhielt heute die zweite Aufforderung.

Jetzt entschloß ich mich, hinzugehen. Ich konnte nicht allein bleiben mit mir und den Büchern. Die Sitzung dauerte drei Stunden; ich ereiferte mich und sprach sehr viel, obgleich mir alles im Grunde gleichgültig war.

Ich wurde beauftragt, Billette zu verkaufen; ein Verzeichnis der Adressen wurde mir eingehändigt — es waren ihrer recht viele, dreißig — ich werde viel Mühe haben. Während der Sitzung erschienen verschiedene Studenten und erzählten von der Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen für den Kartenverkauf — einer hatte nichts verkauft, ein anderer für 30 Franken, wieder ein anderer nur für 20.

„Meine Herren! Im vorigen Jahre eröffneten wir unseren Abend mit 300 Franken in der Kasse. Jetzt haben wir nicht einmal hundert. Womit sollen wir die Ausgaben bestreiten?" rief der Präsident verzweifelt.

„Wo ist das Verzeichnis der Adressen?"

„Hier, Fräulein Diakonoff hat es übernommen."

Ich versprach, alles zu tun, was in meinen Kräften steht.

„Bitte, bemühen Sie sich — Sie sind unsere letzte Hoffnung."

Gut. Ich werde mich bemühen. Wenn ich zu sonst nichts tauge, so werde ich eben Billette verkaufen. Und die Treppen, Stockwerke, Entfernungen machen mir nichts mehr aus.

23. Dezember. Ich bin todmüde. Von neun Uhr morgens bis neun Uhr abends bin ich umhergelaufen.

24. Dezember. Immer dasselbe. Ich stieg herauf und herab von einer Wohnung in die andere. Ich besuchte Wohnungen in den Champs Élysées und die einfachen Zimmer im Quartier Latin. Ausgesuchte Eleganz in den einen — versteckte Armut in den anderen! Was für ein weites Feld der Beobachtung! Wieviel Stoff für einen Roman! Ich — kann ihn leider nicht benutzen.

Je reicher das Quartal, je reicher die Wohnung, je schwerer der Zugang. Der reiche jüdische Bankier Carau-Denvière, der eine Russin zur Frau hat, emp-

fing mich nicht, er schickte mir das Billett zurück unter dem Vorwande, daß seine Frau verreist sei.

Dafür waren die anderen Russen um so freundlicher. Als ich sie in ihren bescheidenen Wohnungen aufsuchte, wußte ich, daß sie mich herzlich empfangen würden. Zwar forderten sie mich nicht in elegante Salons auf, doch gaben sie mir den Betrag für die Billette gleich ab, ohne mich aufzuhalten.

25. Dez. Clarence hatte schon längst gesagt, daß sie mich zum ersten Weihnachtsfeiertage einladen werde.

Ich suche immer mehr ihre Freundschaft, um alles andere zu vergessen.

Jetzt habe ich auch die berühmte „Kupferblume" kennen gelernt. Eine merkwürdige Frau, die sofort aller Aufmerksamkeit auf sich zu lenken weiß. Die schlanke, biegsame Gestalt war ganz in Schwarz; ihre rötlichen Haare leuchten wie Kupfer — daher ihr Name. Ihre Toilette war ausgesucht fein. Mit ihren geschminkten, zart rosa Wangen, der gepuderten Nase, den himbeerfarbenen Lippen erregte sie den Eindruck von etwas Vergiftetem, als gehörte sie in den Roman von Mirbeau „Jardin des supplices".

„Solch eine Frau wird das Herz eines Mannes wie eine Schlange umringeln und dann ihren Giftzahn hineinstoßen", dachte ich unwillkürlich.

Sie trat bescheiden auf, fast mit Würde, sie lärmte nicht wie Clarence, drehte sich nicht nach allen Seiten, sondern saß gerade da und neigte ihren Oberkörper graziös, wenn sie sprach. Kurz vor ihrem Kommen war von ihrem Bräutigam die Rede. Ich sah sie mit Interesse an. Die Fröhlichkeit wurde immer lauter. Jemand begann einen Walzer zu spielen. Alle forderten sie auf zu tanzen. Sie willigte sofort ein. Die Teppiche wurden weggeräumt, die Stühle beiseite geschoben. Die „Kupferblume" ergriff Clarences Schal. Ich saß in der Ecke, müde, zerschlagen nach den vielen Gängen der letzten Tage.

Ein fröhliches Lachen erscholl um mich herum, und die „Kupferblume", die ihren Bräutigam ins Grab getrieben hatte, wand sich in graziösen Bewegungen. Der Bildhauer saß zu meinen Füßen und gestand mir zum hundertstenmal seine Liebe.

26. Dezember. Noch ein Tag der Unruhe — dann gebe ich Rechenschaft ab, zehn Adressen sind mir noch geblieben. In diesen Tagen hatte ich kaum Zeit für den Bildhauer. Nadja schickte mir unerwartet 40 Rubel; so kann ich mir ein russisches Kostüm nähen, Seide kostet hier wenig! Es wird ein hellblauseidener Sarafan sein, den Kokoschnik nähe ich in einer Nacht, eine Vorlage zu demselben habe ich aus dem Rumjanzoffschen Museum.

27. Dezember. Ich habe gegen 150 Franken eingenommen, so läßt sich der Abend veranstalten.

28. Dezember. Ich erhielt heute 10 Franken für Billette; ich muß sie dem Sekretär abgeben. Im russischen Restaurant könnte man ihn bis zwölf Uhr treffen, sagte er. Als ich eintrat, berauschte mich die russische Sprache, es war wie in Rußland. Zum Frühstück saß ein Magistrand der Dorpater Universität neben mir, ein schlanker, blonder Herr mit langer Nase und blauen Augen. Er sprach lange über den höheren Wert des Mannes gegenüber der Frau und suchte seine Vorzüge darzulegen.



„Ja ... die Frauen sind untauglich für Philosophie, überhaupt für wissenschaftliche Studien; sie erfassen alles rascher, fühlen feiner und leisten doch nichts. Zeigen Sie mir eine Frau, die innerhalb der Philosophie neue Perspektiven gewiesen hätte!"

Hm — ob du wohl etwas Neues erdenken könntest! dachte ich, wagte es jedoch nicht auszusprechen, um sein männliches Selbstbewußtsein nicht zu kränken, und so sagte ich nur: „Die Frau, wie sie jetzt ist, kann nicht beurteilt werden; wir, die zweite Hälfte der Menschheit, haben Jahrtausende unter Bedingungen gelebt, die nur das Primitivste in uns großzuziehen suchten. Unser Verstand ist trotz aller Kultur, die einigen von uns mitgeteilt ist, doch eine Art Produkt eines Atavismus. Es ist daher nicht erstaunlich, wenn gelehrte Frauen in der Kunst und Wissenschaft nichts geleistet haben. Unter den bestehenden Bedingungen der Geburt, der Erziehung, des Lebens ist es anzuerkennen, daß die Frau noch so viel geleistet hat — sie hat teilgenommen an der Kunst und Wissenschaft, und das alles trotz der Schmähungen von seiten der Männer, trotz aller Anstrengungen durch Geburten, Erziehung der Kinder, trotz heiliger Erfüllung der ihr von Natur auferlegten Pflichten."

Der Gelehrte hörte schweigend zu.

„Und die großen Geisteserzeugnisse sind auch selten unter Ihnen; und wenn man in Betracht zieht, wessen Prozentsatz größer, derjenige der studierenden Männer oder Frauen — so sind Sie im Vorteil."

Er versuchte es nicht, mir zu entgegnen, und sprang rasch auf ein anderes Thema über. Er begann von der Nation zu sprechen.

„Meiner Ansicht nach ist der Staat und die Religion unbedingt notwendig; das russische Volk hat sehr viel Sinn für Religion, hier finde ich nichts ähnliches. Wie Nexly gesagt hat: Die Menschen, die da sagen: ‚Liebe deinen Nächsten als dich selbst', schneiden im Leben dem Nächsten mit Vergnügen die Kehle durch; die Menschen dagegen, die ihren Ursprung auf den Affen zurückführen, die Materialisten, folgen dem Prinzip: ‚Gib deine Seele den anderen.'"

„Meinen Sie, daß die auch Sinn fürs Christentum haben?"

„Ich bin davon überzeugt."

„Nun, wie vereinigen Sie denn damit die eben ausgesprochenen Gedanken: Sie sind dagegen, daß den Frauen Rechte eingeräumt werden. Und doch steht im Evangelium: Liebe deinen Nächsten als dich selbst. Ohne Unterschied des Geschlechtes. Und sehen Sie, diesem Prinzip entsprechend muß jedes Wesen dasselbe Recht auf das Leben, die Existenz haben — während die Frau bei den jetzigen Verhältnissen nicht dieselben Rechte wie der Mann hat. Und wenn Sie dieses Gesetz anerkennen, es natürlich finden, sich gegen die Befreiung der Frau auflehnen — wo bleibt der christliche Sinn? Worin liegt die Liebe zum Nächsten?"

Er wurde sichtlich verlegen und wußte nichts zu antworten. Nach einem peinlichen Schweigen begann er von sich zu reden.

„Ich muß aus Paris wegreisen. Es ist hier zu schwer zu arbeiten. Die nationale Bibliothek ist nur bis vier Uhr geöffnet. Ich muß die meisten Bücher kaufen ... Und dann der französische Charakter — dieses höfliche Äußere — und innerlich: homo homini lupus. Die Deutschen sind offener und herzlicher; ich warte mit Ungeduld darauf, mich in einem kleinen deutschen Städtchen niederzulassen."

„Ach du Bücherwurm!“ dachte ich.

„Ich bin sehr schüchtern,“ fuhr der Magistrand fort, „sehen Sie, mir fehlt das Architektonische.“

„Wo, im Stile?“ fragte ich.

„Nein, was den Stil anbetrifft, so kann man sich dazu zwingen; schwerer ist die Architektonik eines Planes, einer Idee. — Das will mir nicht gelingen.“

„Du hast eben nichts Schöpferisches!“ dachte ich und sah auf sein beschränktes Gesicht. Ein Buch läßt sich eben nicht ausbrüten.

Nach dem Frühstück trat der Dichter Samuilow auf ihn zu; es entstand ein Streit zwischen ihnen, der mein Interesse nicht erregte. Und trotz der beschränkten Ansichten des Gelehrten wirkte er unvergleichlich sympathischer als jener freche, selbstbewußte Schriftsteller, der so glühend über Politik zu reden verstand.

„Ach, gebrauchen Sie nicht immer dieses Wort ‚régime‘!“ unterbrach ich ihn, indem ich mein Gesicht verzog. „Man sieht es ja gleich, daß Sie kein Russe sind. Bei uns sagt man ‚Regierung‘.“

„Nun noch was!“ sagte er verächtlich.

Ich fuhr auf.

„Ich trete als Russin für die Reinheit meiner Sprache ein, die russischen Juden führen mit unglaublicher Leichtigkeit Fremdworte in sie ein. Sie haben nicht das Gefühl dafür. Unser Ohr beleidigt das.“

„Ich bin auch nicht russischer Schriftsteller, sondern jüdischer.“

„Nun, dann schreiben Sie auch hebräisch! Zu welchem Zweck dann die fremde Sprache?“

„Erlauben Sie, wer kann es mir verbieten, russisch zu schreiben, wenn ich will? Ich kenne die russische Sprache so weit, daß ich vielleicht noch glänzender Stilist sein werde.“

Neulich erst sagte er, Maxim Gorki wird durch die vielen lobenden Kritiken verdorben — und selbst rühmt er sich, bevor noch irgendein Kritiker die Veranlassung zu dieser ‚Verderbnis‘ geboten hat, dachte ich.

Alle meine Sympathien waren auf seiten des beschränkten, schüchternen, friedlichen Gelehrten.

Am Abend besuchte ich Clarence. Sie war allein. Ich bat sie, Lencelets Handschrift zu beurteilen.

„Es ist ein intelligenter Mensch, aber es sind doch etliche Lücken vorhanden. Er hat viel gelitten und sich einen künstlichen Charakter geschaffen; er ist zurückhaltend und verschlossen.“

„Finden Sie nicht, daß die gedrängten Zeilen auf Liebe zum Gelde schließen lassen?“ fragte ich.

„O ja. Das wollte ich Ihnen eben sagen. Aber er läßt sich leiten, wenn Sie seine schwachen Seiten kennen. Viel Ordnungssinn. Im allgemeinen — ein guter Charakter.“

So hat man ihn ungerechterweise einen Jesuiten genannt; er ist nicht so schlecht! freute ich mich. Und doch — ist solch eine Analyse ausreichend?

31. Dezember. Ich blätterte heute in der Enzyklopädie. Plötzlich stieß

ich unerwartet auf den Namen Lencelet. Wie viele sind ihrer! Und lauter intelligente Menschen. — Gelehrte, Schriftsteller, Richter.

Und plötzlich schien es mir, als ob er vor mir stand ...

1. Januar 1902. Wir zählen ein neues Jahr. Man schickt hier Karten zum 1. Januar. Von ihm erhalt' ich sicher keinen Gruß, er rechnet mich ja nicht einmal zu seinen Bekannten.

2. Januar. Ich war wieder bei Clarence. Wir sprachen über Männer. „Hören Sie, meine Liebe, ich bin erfahrener als Sie. Sie werden keinen Mann finden, der Ihrer würdig ist. Deshalb fasse ich sie als Spielzeug auf, das ich wegwerfe, wenn ich ihrer überdrüssig bin. Im Grunde aber verachte ich alle, denn sie sind verächtlich ... Wissen Sie, wie die Männer über die Frau denken? Sie ist ihnen nie mehr als ein Spielzeug. Und dabei haben sie eine verrückte Eigenliebe und sind doch selbst so erschrecklich mittelmäßig."

Bald danach trat ihr Freund, der Literat D., ein, und es entwickelte sich ein interessantes literarisches Gespräch ... Wie zufällig fragte er mich:

„Haben Sie etwas geschrieben?"

Ich sagte errötend: „Ja ... früher."

„Nun, warum sind Sie verlegen? Was haben Sie geschrieben? Setzen Sie es doch fort!"

Ach, wenn er wüßte, was für Leiden er damit in mir erregte! Meine Krankheit raubt mir jegliche geistige Kraft ... Manchmal fühle ich, wie meine Phantasie rege ist — die Finger umkrampfen dann die Feder. Und dabei höre ich ständig die Worte neben mir: Es wird nichts aus mir werden ...

Werde ich Unwürdige je dieses Heiligtum betreten können — werde ich träumen können, laut träumen ...?

Das Wort „Literatur" rief einen Sturm in mir wach. Und meine kranke Seele litt ... Warum sagt er mir das?

Die Literaten sind meist Journalisten. Sie sehen so leichtsinnig auf alles Schreiben. Anders ist es bei mir. Ich kann nur dann schreiben, wenn ich muß, wenn ich mich dieser treibenden Kraft in mir fügen muß. Die Menschen schreiben viel zu viel. Man muß aus einer Notwendigkeit heraus schreiben, wenn das Gefühl des Leidens, der Freude alle Grenzen überschritten hat. Und dieses konzentrierte Leid- und Freudgefühl zwingt dann die Menschen zu Freuden, Leiden — in Wirklichkeit.

Deswegen schreib' ich dieses Tagebuch ... Es macht mich ruhiger. Ich schreibe alles, was ich denke, was ich leide. Dann ist es mir leichter ...

Mir fehlt das Gleichgewicht, um leben zu können ... ich muß untergehen, untergehen ... es gibt keine Rettung. Es scheint mir, als ob mein Herz mitten durchreißt, wenn es noch mehr zu ertragen hat ... Wie ist das Leben schrecklich — wieviel Schmerz bereitet es seinen eigenen Geschöpfen.

Er allein hätte mich vor mir selbst retten können.

4. Januar. Zufällig erfuhr ich, daß in den nächsten Tagen von Dilettanten „Onkel Wanja" in russischer Sprache aufgeführt werden soll. Ich habe so wenig Beziehungen zur russischen Kolonie, daß ich gar nicht weiß, was in ihr vorgeht. „Onkel Wanja" habe ich noch nicht gesehen.



Was ist das für ein Stück! Was für Eindrücke!

Man sagt, daß uns dieses Stück langweilen müsse: in der Provinz ist das Leben wirklich so; auf der Bühne wirke es aber unerträglich. Hier vom Hintergrund des bunten Pariser Lebens, hob sich dieses russische Bild stark heraus und machte tiefen Eindruck. Es schien, als ob der ganze Saal, alle Zuschauer dieselbe Stimmung erlebten.

Und mir war, als ob ich in dieser Pariser Fröhlichkeit, in diesem Lärm einen Ton hörte, der mitten ins Herz traf — die Stimme der Heimat — ein Ruf heimatlichen Lebens. Ob wir gleich in Paris sind, wir Russen,

„Doch unsrer Heimat Trauernacht
Und Gram haben wir mitgebracht.“ —

Was tu' ich, was tu' ich?! — Wohin führt mein Weg? ... Während des Schauspiels und nachher hörte ich Unterhaltungen, leidenschaftliche Äußerungen über die Heimat. Ich allein hatte nichts zu sagen, ich saß wie eine Fremde unter den Landsleuten ... ich konnte zu niemand gehen und die Interessen des Vaterlandes mit niemand teilen ...

Ich kam nach Hause zerschlagen, erdrückt von Gewissensbissen.

Diese Zeit über — hatte ich alles vergessen: Rußland, alle die Aufgaben, die ein jeder sich für die Heimat setzen muß; daß ich während des Aufenthalts im Auslande jede Minute hätte auskosten müssen, um alles, alles meiner Heimat später darzubringen ... ja es hätte eine moralische Rechenschaft sein müssen, die ich der russischen Gesellschaft gegenüber ablege.

Was tu' ich?

Und ich fühlte: ich falle, ich versinke in einer Tiefe ... rettungslos ... und kann mich nicht überwinden.

7. Januar. Als ich den hellblauseidenen Sarafan anzog und den Kokoschnik aufsetzte, sah ich in den Spiegel.

Wenn ich zu ihm käme in diesem Kostüm, mich auf die Knie niederließe — könnte er meinen Bitten widerstehen? Würde sein Herz nicht gerührt sein?

Und eine Stimme flüstert mir zu: Versuch es, geh hin, vielleicht wird dein Äußeres auf ihn wirken. Als man mir heute den Sarafan brachte, bat Clarence, mich ihr zu zeigen. Ich wußte, daß die Gesellschaft dort sein würde. Sie gibt mir Vergessenheit, dorthin fliehe ich vor mir selbst. Wie ein Magnet zieht mich diese Welt von Künstlern, Literaten, Schauspielern an, wo alle ihren Hoffnungen, ihrer Liebe leben, es ist eine Atmosphäre ungetrübter Freude. Ich habe mich an sie alle gewöhnt, ich lache, kokettiere und habe gelernt, die Unterhaltung durch zweideutige Worte zu würzen. Ich errege dadurch große Heiterkeit — wie ein trinkendes Kind in der Gesellschaft von Trinkern. Sie brauchen etwas Pikantes, diese übersättigten Menschen, in mir sehen sie etwas Junges, noch von ihrer Atmosphäre Unberührtes; sie spielen mit mir wie mit einem niedlichen Spielzeug, und ich ... suche Vergessenheit.

Laute Ausrufe der Freude begrüßten mich, als ich eintrat. Gleich fahre ich auf den Ball — das wird mich zerstreuen.

8. Januar. Halb neun. Eben bin ich vom Ball zurückgekehrt. Wir hatten einen vollen Erfolg. Ich erntete zahllose Komplimente, Herren umringten mich. Nichts macht mir Freude. Es ist kalt, obgleich der Kamin heizt; ich habe mich erkältet, wahrscheinlich im Korridor, wo es zog.

9. Januar. Ich fühle mich schlechter ... Ich werde ihm nicht mehr schreiben.

14. Januar. Drei Tage lag ich im Bett, jetzt geht es mir besser. Ich erhielt von Pauline Decoursel eine Aufforderung, ein Referat über die studierenden Frauen in Rußland zu lesen. Einige Frauenrechtlerinnen werden sich bei ihr versammeln. Das erregt mich; ich bin so müde, daß ich wohl werde absagen müssen. Ein Eisenring umspannt meine Schläfen; ich werde ihm ein Telegramm schicken und fragen, ob ich valeriane d'ammoniaque einnehmen soll. Aus Stolz hatte ich ihm nicht schreiben wollen. Und als meine Hand dann den Eilbrief schrieb, zitterte sie bedenklich.

15. Januar. Ich habe keine Antwort erhalten, was bedeutet das?

Vor Aufregung schmerzte mir mein Kopf so, daß ich Pauline schrieb, mich nicht zu erwarten.

16. Januar. Heute um zwei Uhr erblickte ich ein graues Kuvert mit der bekannten Handschrift. Auf der eleganten Korrespondenzkarte las ich:

„Verehrtes Fräulein!

Ich habe Ihren Eilbrief nicht entziffern können. Übrigens habe ich ihn erst heute früh erhalten, da ich die letzten beiden Tage nicht in Boucicaut gewesen bin. Wenn Sie mir etwas sehr Eiliges mitzuteilen haben, kommen Sie am morgigen Donnerstag zwischen fünf und sechs in meine Wohnung. Mit den verbindlichsten Empfehlungen Ihr E. Lencelet,

Mittwoch, 15. Januar. 5, rue Brézin.

Soll ich gehen oder nicht? Aber der Gedanke, daß ich ihn wiedersehen, daß ich dieses Haus betreten werde, an dem ich so vielemal vorbeigegangen, entscheidet alles. Ich erhielt den Brief erst, als ich aus dem Spital zurückkam. Dort hatte mich Angèle gefragt: „Ist es schon lange her, seit Sie Herrn Lencelet gesehen haben?"

„Ja, ich erinnere mich kaum mehr", antwortete ich gleichgültig.

„Im Mai kommt er zu uns zurück zu Dr. Droc. Er wird Leiter des Laboratoriums und wird Herrn Duchel ersetzen, der die Kinder-Abteilung übernimmt."

Ich eilte nach Hause und kleidete mich rasch im Zimmer der Wirtin um; sie half mir dabei und bewunderte mein schwarzes Kostüm.

„Sie sind eine ganze Pariserin geworden!"

„Reizend sehen Sie aus, mein Kind!" murmelte ihr alter Mann, der am Kamin stand. Es gibt nichts Rührenderes, als wenn das Alter die Jugend lobt. Es ist nicht leicht, aus diesem Leben zu gehen, ganz ohne Verbitterung, völlig ausgesöhnt mit dem unvermeidlichen Schicksal, und bei Sonnenuntergang noch liebevoll auf die Jugend zu sehen, der die Zukunft gehört.

Ich ging in mein Zimmer. Es war noch früh. Ich setzte mich der Uhr gegenüber und wartete ... Wie langsam bewegt sich der Zeiger. Ich nehme ein Buch

und lese mit Ungeduld einige Seiten ... Es ist fünf! Ich werfe einen Mantel über und gehe rasch hinaus.

Endlich rue Brézin Nr. 5 ... Er wohnt in der höchsten Etage im Arbeiterviertel. Anscheinend ist er der Sohn einer kleinen Beamtenfamilie, deren Jahresbudget bis auf den letzten Pfennig bestimmt ist. Solche Eltern haben noch den Grundsatz, für die Erziehung ihrer Kinder die schwersten Opfer zu bringen. Vielleicht ist er jetzt die Stütze dieser Eltern. Und ich fühlte mich eigentümlich beglückt, daß er nicht mit äußerem Glanz umgeben war. So ist es besser, natürlicher. Der reiche Mensch fühlt sich dem Armen gegenüber immer bevorzugt.

Es wäre noch poetischer, wenn er ganz arm leben würde, wie unsere russischen Studenten. Aber so etwas gibt es in Paris nicht.

Seltsam bewegt stieg ich die Treppe hinauf. Jede Stufe brachte mich ihm näher. Täglich geht er diese Treppe hinauf.

Ich klingelte. Ich fühlte die harten Herzschläge. Eine kleine verwachsene Frau mit schiefer Nase öffnete mir die Tür. Ich erschrak. Sollten das die nächsten Menschen seiner Umgebung sein? Mit zitternder Stimme fragte ich: „Herr Lencelet?" — „Dort, die Türe links." Der Hausmeister hatte dumm „Die Türe geradezu" gesagt.

Vor seiner Türe standen drei leere Milchflaschen. Ich klingelte. Er öffnete selbst.

„Guten Tag, gnädiges Fräulein. Treten Sie, bitte, ein!"

In dem Zimmer brannte ein Ofen. Auf dem runden Tisch vor dem Fenster waren Bücher, eine Flasche mit Klebstoff, Korrekturbogen.

„Setzen Sie sich. Verzeihen Sie, aber ich konnte Ihr Telegramm unmöglich verstehen. Es war nicht zu entziffern. Sie haben sich anscheinend keine Rechenschaft gegeben von dem, was Sie schrieben."

Vor Erregung konnte ich nichts sagen. Ich fühlte mich unendlich verletzt. Er erriet es nicht einmal, daß ich unnütz ins Hospital gegangen war. Und warum fordert meine Liebe diese Erniedrigung? Wo ist mein Stolz, mein Selbstbewußtsein?

„Ich bat Sie, mir zu antworten, ob ich wieder valeriane d'ammoniaque einnehmen solle."

„Diese Medizin wirkt nicht auf einmal, beunruhigen Sie sich deswegen nicht. Sie dürfen nicht so aufgeregt sein. Ich weiß es ja, ihr Slawen seid immer gleich erregt. Aber Sie müssen darüber Herr werden ... Also, wie ist's Ihnen denn ergangen, seitdem wir uns nicht mehr gesehen haben?"

Endlich ward ich meiner Erregung Herr und sagte kaum vernehmbar: „Verzeihen Sie, daß ich hierher gekommen bin; ich wollte mich nicht an Sie wenden, weil es für mich zu erniedrigend ist. Jedesmal, wenn ich zu Ihnen komme, sagen Sie mir, ich solle Sie aufsuchen, wenn ich Ihrer bedarf. Ich bin so vertrauensselig, so naiv, ich glaube Ihren Worten, ich wende mich an Sie, und Sie ... Sie —? Glauben Sie denn, daß ich kein Selbstbewußtsein habe, verstehen Sie es doch, daß ich entsetzlich leide. Und wenn ich noch selbst die Tage angesetzt hätte, an denen ich Sie treffen sollte. Ich habe ja nie, nie darum gebeten. Sie verstehen sich selber nicht, mein Herr, in Ihrer Eigenliebe."

Vor Erregung konnte ich nicht sprechen, und meine Stimme brach ab.

„Verzeihen Sie, ich habe Sie vernachlässigt. Oh, nicht nur Sie, auch viele für mich selbst sehr wichtige Dinge habe ich vernachlässigen müssen. Ich wurde damals zu einem Freunde gerufen, der aus der Provinz zugereist war, weil er sich einer Operation unterziehen mußte.“ Seine Rede lief glatt und gleichgültig.

Ich sah ihn scharf an.

„Also ich bitte Sie noch einmal um Entschuldigung, — und nun erzählen Sie mir, wie es Ihnen die letzte Zeit ergangen ist.“

„Sie sind nicht aufrichtig“, sagte ich, indem ich seine Frage überhörte.

„Wieso? Warum?“

Mein Herz stockte.

„Ich habe zufällig ein Gespräch gehört; ich schwöre Ihnen, daß ich es nicht hören wollte. Es war in einem Gespräch zwischen Herrn und Damen, die Namen werde ich nicht nennen — und eine sagte: ‚Er war mit Lencelet, Sie wissen doch, der Jesuit.‘ Der andere bestätigte. Ich verließ rasch den Ort, um nicht noch mehr zu hören.“ Meine Stimme zitterte, und Tränen flossen mir die Wangen herab. „Als ich einige Zeit später die Dame wieder traf, fragte ich, warum man Sie einen Jesuiten nenne. ‚Weil er ein falscher Mensch ist, dem man kein Wort glauben kann.‘ ... Da fiel es mir erst ein, daß Sie Ihre Versprechen nicht erfüllen ... und deswegen konnte ich mit Ihnen nicht sprechen.“

Ich sah ihm ins Gesicht.

„Mein Fräulein ... das werden Leute gewesen sein, die sich irgendwie durch mich benachteiligt fühlen. Was die von mir denken, ist mir ganz gleichgültig. Sie hätten auch Freunde von mir treffen können und dann das Gegenteil gehört ... Übrigens ... Sie können sich doch sicher nicht über Mangel an Aufrichtigkeit bei mir beklagen. Wir haben uns hinreichend unterhalten, daß Sie das bezeugen müssen; habe ich Ihnen doch sogar Unannehmlichkeiten sagen müssen. Und alles das ist ohne jeden Hintergedanken geschehen. Mein Verhalten gegen Sie ...“

„War tadellos“, fiel ich ihm in die Rede. „Oh gewiß, weil mein Verhalten Ihnen gegenüber so war. Ich weiß nicht, ob Ihr Verhalten nicht anders gewesen wäre, wenn ich gepudert und mit auffälligen Dessous zu Ihnen gekommen wäre ...“

„Warum glauben Sie, daß mein Benehmen Ihnen gegenüber dann ein anderes gewsen wäre?“ sagte er rasch.

„Weil ... weil Sie alle Ihrem Amüsement nachgehen.“

„Wer hat Ihnen gesagt, daß ich mich amüsiere?“

„Niemand, mein Herr ... aber Sie, die Männer ... Sie sind alle die gleichen.“

„Oh, die Frauen auch. Sie sind nicht besser als wir. Im Gegenteil ... sie sind viel verdorbener als die Männer. Sie sind viel listiger. Und da sie im allgemeinen viel weniger Intelligenz haben als die Männer, stehen sie diesen weit nach.“

Alles das sagte er rasch, als beeile er sich, seinen Gedanken zu Ende auszusprechen. Seine Augen blitzten auf. Einen Augenblick sahen wir einander wie zwei Feinde an. Eine schreckliche Müdigkeit ergriff mich.

„Nun, ich werde Ihnen nicht widersprechen, denken Sie, was Sie wollen“, sagte ich mechanisch, und dabei kam mir der Gedanke, daß ihm wahrscheinlich Frauen viel zu tragen gegeben haben. Daher diese Meinung, aber es war mir un-

erträglich, daß gerade er wie alle Franzosen diese Auffassung von der Frau hatte ... Und wie heftig er ist, wie rasch erwachten in ihm Zorn und Bosheit, als eine Frau es wagte, ihm die Wahrheit zu sagen!

Er beruhigte sich und nahm ein Blatt Papier. „Ich werde Ihnen eine Medizin verschreiben." Und er bedeckte das Papier mit seiner feinen Handschrift.

Ich saß schweigend dabei und sah auf diesen schönen Kopf mit dem regelmäßigen Profil.

„Das nehmen Sie im Verlauf von zehn Tagen, dann kommen Sie wieder zu mir."

„O nein, nein, mein Herr, ich komme nicht mehr", unterbrach ich ihn rasch.

Es war mir unmöglich, seine heuchlerische Art länger zu ertragen.

„Ich werde nicht mehr kommen. Wozu auch? Sie haben ja keine Zeit; Sie haben sich im Mai einer Prüfung zu unterziehen und schwere wissenschaftliche Arbeiten abzuliefern."

„Examen!? Das ist in meinem Fall eine leere Formsache. Hier —" er nahm ein dickes Buch vom Tisch und zeigte mir seinen Namen: ‚Dermatologie' las ich — „und dann noch dieses", fügte er hinzu und nahm eine Korrektur vom Tisch.

Ich reichte ihm die Hand und verabschiedete mich. Er begleitete mich zur Türe. Und als ich wegging, fühlte ich, daß ich ihn nie wiedersehen werde, nie ... nie.

Langsam stieg ich die Treppe hinunter, ging längs der avenue d'Orléans und sog mit Genuß die frische Abendluft ein.

Wenn er wüßte, wie viele Mal ich in stiller Sommernacht an seinem Hause vorübergegangen war — wenn er wüßte, wenn er wüßte!

17. Januar. Mein Leiden hat seinen Höhepunkt erreicht — es kann nicht größer werden.

Ich liebe einen Menschen mit fremden Anschauungen, dem unsere tiefsten, heiligsten russischen Gedanken fremd sind ... Ich liebe einen Franzosen, der auf die Frau verächtlich herabsieht.

18. Januar. Als es ein Uhr war, machte ich mich ins Hospital Brock auf. Ich mußte mich überwinden, um mit Madame Delavigne ruhig sprechen zu können. Dann ging ich zu Angèle. Sie sprach von allerlei Neuheiten und sagte dann nebenbei:

„Übrigens, wissen Sie? Herr Lencelet heiratet eine Verwandte von Dr. D., die Nichte seiner Frau. Sie ist sehr hübsch; sie ist im Kloster Sacré Cœur erzogen worden. Sie liebt ihn über alles und ist sehr eifersüchtig. Jetzt schon hat sie ihn ganz in ihren Händen ... Jetzt wird er Karriere machen."

Ich saß bis zum Schluß der Empfangsstunde! Und ging dann nach Hause.

In meiner Seele wurde es plötzlich ruhig.

Irgend etwas ist in mir gestorben ...

Ich lebe nicht mehr ...

Ich habe auf Erden ein Vierteljahrhundert und noch zwei Jahre darüber gelebt — genug für eine so zwecklose Existenz.

Wieviel Fehler habe ich in meinem Leben begangen! Ja mein ganzes Leben ist ein unausgesetzter Fehler gewesen — ein sinnloses Rätsel. Es ist Zeit, daß ich es löse.

Und ich löse es ... für immer.

Wer wird mich bemitleiden?

Die wenigen, die ich kannte. Doch sie sind immer mit prinzipiellen Fragen beschäftigt oder mit ihrem eigenen Dasein ... sie haben nie Teilnahme für meine Seele, für meine Welt gehabt ... Sie werden mich nicht verstehen und also verurteilen mit dem unbarmherzigen Gericht des Theoretikers, der alles in einen bestimmten Rahmen preßt.

Die Familie? Ja, habe ich eine? Von der Mutter kann ja keine Rede sein ... Die Brüder — gesund, lebensfroh, von denen ich nie verstanden war. Walja — sie hat zwei Kinder, — da liegt ihr ganzes Glück.

Um mich trauern werden die Großmutter und die arme, eingeschüchterte Nadja.

Nadja wird bitterlich weinen und es nicht verstehen, warum Lisa, der alles Glück zuteil wurde, die in Petersburg studierte, in Paris, die ein so selbständiges Leben führte, ihrem Leben ein Ende machte.

Arme liebe Schwester! Vielleicht heiratet sie — und dann vergißt sie mich in ihrem neuen Leben.

Und die Großmutter — diese liebe, naive alte Frau. Sie wird gemeinsam mit der Tante für das Heil meiner „sündigen Seele“ beten und das ganze Unglück auf das Studium zurückführen.

Vielleicht wird André noch einigen Schmerz empfinden. Es tut mir leid, ich habe ihn geliebt — vielleicht nicht genügend, aber seine Liebe hat meinem Leben glückliche Augenblicke gewährt. Ich danke ihm!

Und Clarence! Sie wird ihren Freunden mitteilen, daß ich in anderer Form in die Welt zurückkehre — vielleicht sieht sie mich auf dem Hofe ... O sancta simplicitas!

Alles ist fertig. Die Briefe sind geschrieben.

Ich öffne das Fenster. Es ist kalte Winternacht. Wie still ist es ringsumher! Es ist ein schrecklicher Gedanke: Morgen bin ich nicht mehr.

Schrecklich ...

Wovor fürchte ich mich?? ... Ich fürchte mich, die Schwelle zu überschreiten, die die Welt der Lebenden von dem Unbekannten trennt.

Wenn er mein geworden wäre, meine Seele wäre zu neuem Leben erstanden. Es konnte nicht sein. Es lohnt sich nicht zu leben.

Wenn ich die Wahl hätte zwischen diesem Leben, das für mich zu einer schrecklichen, unausgesetzten, dunklen Nacht geworden ist — und jenem Unbekannten? Soll ich das Leben wählen?

Nein, nein, tausendmal nein! Ich brauche Ruhe, Vergessen.

Und meine Aufgaben? Meine Verpflichtungen der Welt gegenüber? — Es sind leere Worte, wenn man nicht mehr nützlich sein kann.

Heimat, geliebte — vergib mir ...

Und du, meine Liebe — leb wohl!

Mein letzter Gedanke gilt ihm — in seiner Sprache: Soyez heureux autant que j'ai été malheureuse!



Vom Banausen

Von Dr. Karl Nötzel

I.

Wir glauben in den Himmel hineinzuwachsen und grenzen uns doch bloß ab gegen Menschen. Eine grenzenlose Angst muß wohl in uns leben vor unbegrenzten Horizonten: flugs stellen wir einen Menschen vor sie, denken uns ihm überlegen und glauben nunmehr dem Endlosen gewachsen zu sein. Wer von uns lebt nicht auf dem Hintergrunde seiner Mitmenschen, die er sich klein vorstellt, um sich selber groß zu erscheinen? Leiten wir nicht alle irgendwie unsere Sicherheit vor Weltall und Menschheit her aus dem Hinblick auf solche, die wir für dümmer halten als uns?

Als Hintergrundstatist par excellence für den modernen Mitteleuropäer lebt der Banause in der Vorstellung dessen, der ihn braucht, um sich selber als Nichtbanause vorzukommen. Der Banause ist eine Fiktion des anspruchsvolleren Zeitgenossen. Ein Gedicht des Mitteleuropäers ist der Banause, entsprungen seiner Angst, ins Grenzenlose zu schauen, und seiner Gier, seinesgleichen zu mißachten.

II.

Vielleicht, wir wissen das nicht, vielleicht gibt es wirklich einen Banausen an sich, einen objektiven Banausen. Vielleicht führt der Banause noch ein anderes Dasein als im Bewußtsein des Zeitgenossen, der ihn nicht entbehren mag, weil er ihn verachten muß, um sich selber achten zu können. Vielleicht lebt der Banause auch in der wirklichen Welt, „in dieser wunderbaren Welt", wie Ibsen sagt. Wie würde er da aussehen, der Banause? Er wäre ein Mensch, der nicht Schritt zu halten vermochte mit dem Tempo unseres technisch-wissenschaftlichen Emporringens, ein Nichtmitgekommener also. Banausentum würde vorzeitigen Friedensschluß bedeuten mit dem, was man nicht begreift. Die Banausen (wenn es solche gibt, und sie könnten ja sehr wohl nur ein Durchgangsstadium bedeuten für den Mitteleuropäer und etwa auf dem Wege liegen vom simplen Spießbürger zum aufgeblasenen Snob) — die Banausen wären die Opfer ihrer Zeit und unbewußte Tröster ihren Zeitgenossen. Zweifache Opfer also und außerhalb stehend allen Mitleids!

Einen Banausen nennt man vor allem den, der bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit den „Fortschritt unserer Zeit“ im Munde führt, der sich ein persönliches Verdienst aus ihm macht und das, ohne ihn im einzelnen weder begriffen zu haben, noch auch die Neigung kundzugeben, in sein Wesen einzudringen. (Es handelt sich beim Banausen vorwiegend um technisch-wissenschaftlichen Fortschritt. Der ist am einleuchtendsten und auch der einzige Fortschritt, den wir tatsächlich konstatieren können.)

Der Stolz des Banausen liegt eben einfach darin, Zeitgenosse zu sein. Banause ist in künstlerischen Dingen der Anspruchslose, in geistigen Dingen der Ahnungslose, in politischen Dingen der Mitläufer.

Als besonders charakteristisch für ihn wird dem Banausen vorgeworfen, er leiste gehässigen Widerstand gegen alles Neue, alles Überraschende und Verblüffende. Das wäre aber gar keine Abgrenzung für den Banausen, denn das ist dem Mitteleuropäer an sich eigen. Und auch die, die den Banausen erdichteten, um sich selber auf der Höhe ihrer Zeit zu schauen, die haben ihrerseits den gehässigen Widerstand nur aufgegeben vor den Neuheiten, die bereits anerkannt werden von solchen Zeitgenossen, die gerade sie für urteilsfähig halten, oder aber sie sind aus lauter Angst davor, für neuerungsfürchtend zu gelten, zu kritiklosen Anbetern alles Neuen geworden, zu Snobs. Gerade der Snob ist es ja, der den Banausen nicht entbehren kann. Wird jemals der Snob von der Bildfläche verschwinden, so wird der Banause ausgestorben sein. Denn es ist, wie gesagt, noch sehr die Frage, ob der Banause überhaupt irgendwoanders lebt als im Gehirn des Snobs, ob er überhaupt etwas anderes ist als die Dichtung des Snobs, vielleicht sein einziges Gedicht, jedenfalls das Gedicht, auf das er sich am meisten einbildet.

III.

Nehmen wir aber einmal an, es gäbe einen realen, einen lebendigen Banausen, grenzen wir ihn einen Augenblick gar nicht ab vom Mitteleuropäer und rechnen wir uns selber ganz getrost zu diesem. (Man könnte uns ja sonst nicht mit Unrecht den Snobs zuzählen.) Wenn nun wir Zeitgenossen Neuerungen in der Regel mit einer gewissen Unlust begegnen, so mag das sehr wohl begründet sein in unserer Angst davor, umlernen zu müssen. Denn das ist mühevoll und auch nicht ohne Gefahren: denn wir werden vielleicht mit Vorurteilen aufräumen müssen, in deren Schatten wir uns bereits häuslich niedergelassen hatten, uns selber mit alle dem, was unserer Seele schmeichelt. Erklären wir daher ruhig den Widerstand gegen Neuerungen für mitteleuropäisch, ja vielleicht für an sich menschlich, und nehmen wir nur an, daß bei dem Banausen, wenn er lebt, die Neuerungsfurcht eine größere ist, und daß sein Widerstand gegen das Ungewohnte eine gewisse gehässige Färbung zeigt. Es wird aber auch dann nie zu erfahren sein, ob der Banause die Anstrengung des Sich-ins-Neue-Hineindenkens nicht bloß deshalb meidet, weil er sich ihr nicht gewachsen weiß, und ob darum sein Ausweichen nicht weise genannt werden muß. Wir dürfen überhaupt nie vergessen, daß der Banause, wo wir ihm immer im Leben zu begegnen glauben, sehr wohl ein Irrtum unsererseits sein kann, eine Art optischer Täuschung, entspringend



irgend einem Sehmangel unsererseits: das Weltenbild, mit dem ein jeder von uns sich abfinden muß, ist ja so übergroß, daß, wenn wir uns irgendwo klüger vorkommen als der Banause, wir sehr wohl an tausend anderen Stellen dümmer sein können als er. Wir müssen natürlich aufhören, menschliche Klugheit nach Volksschulkenntnissen zu beurteilen. Die eigentliche Klugheit des Menschen beruht vielleicht gerade in dem, was er verschweigt, und vielleicht mehr noch darin, wie er den Verpflichtungen seines Nichtwissens gerecht wird (und die sind Rücksicht auf den Menschen und Ehrfurcht vor Gott). Wer hat sich denn jemals gefragt, welches überhaupt die Lebensanreize des Banausen sind, an dem wir meist weder besondere Interessen noch besondere Laster wahrnehmen können? Augenscheinlich beruhen des Banausen Lebensanreize in seiner unbewußten Zwiesprache mit dem Unendlichen. Und manch einer von ihnen mag in seiner scheinbaren Dumpfheit das stumm verehren, was wir alle verehren sollten, weil keiner von uns es kennt.

IV.

Bleiben wir dabei, daß es einen objektiven, einen lebenden Banausen gibt. Was wäre dann aber die normale Gefühlsreaktion auf ihn? (Und darunter verstehen wir die Empfindungen, die der Mensch im Menschen auslöst, wenn der nichts von ihm will, wenn er sich nicht einmal bestätigen lassen will von ihm in seinem Fürchten und in seinem Begehren, wenn mit einem Worte der Mensch bereit ist, dem Menschen gerecht zu werden.)

Wir könnten den Banausen nur bemitleiden, wenn er lebte. Er wäre einer, der in seiner ersten Tiefe lebt, ein zur Oberflächlichkeit Verurteilter. Vielleicht ein zu lebenslänglicher Oberflächlichkeit Verurteilter, ein Unheilbarer? Vielleicht aber unheilbar nur deshalb, weil nicht nur niemand Interesse nimmt an seiner Erleuchtung, weil er vielmehr den meisten gerade nötig ist in seinem Unerleuchtetsein: denn sie wollen sich selber erleuchtet vorkommen, wenn sie auf ihn hinblicken, und nur dazu brauchen sie ihn. (Sie brauchen ihn zur Kontrastwirkung zu sich selber und vergessen dabei, daß er, der Banause, geboren ward aus ihrem Wunsche, anders zu sein, als sie sind!) Wieviel heimliche Könige mögen aber unter denen leben, die wir als Banausen abtun. Es hat sie nur niemand an der Hand genommen und sie hinabgeführt zu ihrer dritten Tiefe.

Der Banause ist, wenn er ist, eine falsche Einstellung des Menschen auf den Menschen: ein Verhöhnen dessen, dem Mitleid gebührt. Der Banause ist kompromittierend für den, der ihn ausspricht. Ein undankbarer Sohn ist er, der stets seinen Vater blamiert. Man kann ihn nicht nennen, ohne Selbstverrat zu üben. Ihn zu übersehen, wenn man ihn zu sehen glaubt, wäre Weisheit: denn vielleicht hat ihn noch niemand gesehen, vielleicht ist er Halluzination: und wir möchten doch sonst nicht unseren Mitmenschen grotesk erscheinen, indem wir ihnen verraten, daß wir Gespenster sehen. Der Banause ist, wenn er ist, einer von denen, in denen der Snob eingesteht, daß er Spießbürger geblieben ist im Grunde seiner Seele, daß die Menschen ihm lediglich dazu dienen, sich besser vorzukommen als sie.

V.

Der Banause wäre eine Verführung zum Hochmut, wenn er wäre. Und damit wäre er schuldig wider Willen, wenn er nicht verdienstvoll wäre wider Willen, indem nur er diejenigen, die aus ihm ihr Selbstbewußtsein herleiten, und die ja sonst ganz tüchtige Menschen sein können, vor der Verzweiflung bewahrte, die unausbleiblich wäre für sie, wenn sie sich selber einmal sehen müßten so wie sie sind, ohne den Hintergrund eines, den sie für dümmer halten als sich, und mit dem Hintergrund des ganz Großen, Unbegrenzten, dem sie niemals ins Auge zu schauen wagten.

Der Anblick des Banausen stimmt traurig. Nicht in Hinblick auf ihn selber, denn er ist, wenn er ist, vielleicht nur eine Maske der Unschuld, ein schwebendes Gewand von Ahnungslosigkeit, ein Übergangsstadium zur banalen Schuld. Wohl aber stimmt uns der Anblick des Banausen traurig in Hinsicht auf die, die ihn denken müssen, um sich nicht selber zu verachten.

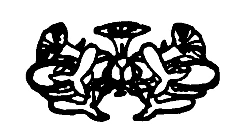
Jämmerlich ist es anzusehen — und das verleidet uns heute auch mehr und mehr das geschriebene Wort — wie die Menschen sich immer an ihresgleichen reiben, statt kühn dem Unendlichen ins Auge zu schauen, wie sie ihr Mütchen kühlen am Menschen, statt mutig zu sein vor Gott. Der Mensch sollte dem Menschen ein Umweg zu Gott sein und ein Ausweg aus der Endlichkeit. Er ist ihm aber nur allzuoft ein Vorwand, um dem Unendlichen zu entschlüpfen, und ein Hemmschuh, um zu sich selber zu gelangen.



Abendlied · Von Karl Bröger

Die Sonne geht zur Rüste,
Nimmt nach der goldnen Küste
Des Abends Ziel und Lauf.
Nun steigen mit den Sternen
Aus unbekannten Fernen
Gefühle, fremd und wunderlich, herauf.

Des Tages Vollgesichte
Verblassen mit dem Lichte
Und gleiten aus dem Raum.
Ich stehe und empfinde,
Wie ich mir selbst entschwinde
Und tastend wandle zwischen Tag und Traum.





Marie Hagedorn

Von Eva Gräfin von Baudissin

(Schluß)

Und allmählich schwand die Fröhlichkeit aus ihrem Hause. Die neue Wohnung war kalt und feucht, hatte wenig Sonne und ließ sich schwer heizen. Alle Hagedornschen Kinder, die ohne Sonne von innen und außen nicht leben konnten, froren. Oskars gleichmäßige gute Laune, Eugens etwas spöttische Art fehlten ihnen zudem, und der Kummer um die Veränderung im Wesen der Mutter nagte an ihnen.

Marie fühlte den Unterschied zwischen einst und jetzt. Lag es an ihr, nahm sie alles so schwer — oder wurde das Leben wirklich ernster?

Eugen schrieb unzufriedene Briefe. Er lebte ganz beim Kommerzienrat, aber die Hausfrau betrachtete ihn mit feindlichen, kühlen Blicken, mißtraute ihm und mahnte ihn oft nicht gerade rücksichtsvoll an seine Abhängigkeit. Auch der „alte Herr“ litte unter diesen Verhältnissen, klagte er; seine Vermittlungsversuche wurden von seiner Frau voll Hohn abgewiesen, und nach jeder Szene wüchse noch ihre Unduldsamkeit:

„Wenn ich nur wüßte, was sie reizt, Mutter! Fast scheint es meine Anwesenheit allein zu sein. Ob ich gegen ihren Willen ins Haus gekommen bin? Eifersüchtig bewacht sie jedes Wort, das der Kommerzienrat an mich richtet.“

Marie wollte ihr schreiben, sie bitten, sich mütterlich ihres Sohnes anzunehmen. Eine Scham hielt sie davon zurück; sie hätte vorher, noch ehe alles definitiv abgemacht war, anfragen müssen, ob Eugen der Kommerzienrätin als Familienmitglied willkommen sei. Nun war es zu spät, die Frau hätte daraus schließen können, daß Eugen schon über sie geklagt habe. Ach — weshalb sie nur immer das Nächstliegende übersah — weshalb sie stets andere für sich handeln ließ, statt selbst einzugreifen?!

Die Fürsorge des Kommerzienrats hatte sie noch unselbständiger gemacht, als sie es ihrer Natur nach schon war — — aber witterte die Frau nicht vielleicht instinktiv eine Rivalin, war sie am Ende gar nicht in die Teilnahme ihres Mannes an ihrer aller Schicksal eingeweiht?

Marie gestand sich, daß sie sich nie um die Empfindungen dieser Frau ge-

kümmert habe. Nur einmal waren sie sich begegnet, in den ersten Jahren ihrer Ehe. Aber Paul Hagedorn hatte die nüchterne, abweisende Art der Frau Blentheim abstoßend gefunden, und sie selbst war viel zu sehr von ihren jungen Mutterfreuden erfüllt gewesen, um für andere Zeit und Sympathie übrig zu haben. Die Gleichgültigkeit gegeneinander bestand auch wohl auf beiden Seiten: der Kommerzienrat machte wenigstens nie wieder den Versuch einer Annäherung zwischen den Familien.

Jetzt, zum erstenmal, versetzte sich Marie in die Seele jener Frau. Sie hatte sie beraubt, einst um die Liebe ihres Mannes, jetzt um ein gut Stück seiner Teilnahme, die doch eigentlich nur jener allein gehörte. Daß er den Aufenthalt bei ihr, im Kreise ihrer Kinder, bevorzugte, das verbarg er vor niemandem; war es also ein Wunder, daß die Frau von Neid und Mißgunst erfüllt war?

Wie unverantwortlich leichtsinnig war sie doch auch in diesem Punkte gewesen! Wie weit von sich hatte sie alle Bedenken geschoben und sich blind und taub gegen die Ansprüche der rechtmäßigen Gattin gestellt! Bitter bestrafte sich auch dieser Egoismus: ihr Sohn litt, und dem Freund trug sie Unfrieden ins Haus!

Sie ermahnte Eugen zur Rücksicht, zur Geduld; scherzend fügte sie hinzu, der kleine Zwang, auch in freudloser Umgebung heiter zu bleiben, könne ihm nur förderlich sein. Aber sie überzeugte den Sohn nicht: die Abneigung der Kommerzienrätin gegen ihn mußte tiefer begründet sein, es ließ sich keine Brücke zu ihr hinüber schlagen, und er, der gewohnt war, einen Widerhall für seine Liebenswürdigkeit in seiner Umgebung zu finden, verzagte nur zu bald an der Aufgabe, die frostige Atmosphäre um sich her aufzutauen. Er begann, sich außerhalb der ungemütlichen vier Wände zu zerstreuen, als Protégé, ja vielleicht als einstiger Erbe des reichen Blentheim fand er leicht Aufnahme und Anknüpfungen. Fast an jedem Abend folgte er einer Einladung oder einer Verabredung.

„Du treibst ihn aus dem Hause“, warf der Kommerzienrat seiner Frau vor.

„Mag sein,“ versetzte sie gleichmütig, „ein Vorwand für den Leichtsinn läßt sich ja immer finden! Und du wirst sehen — —“

Aber er wollte nichts sehen, er trug die Verantwortung für Eugen, er durfte ihn nicht sich selbst überlassen. Er versuchte, ihn mit Liebe, dann mit Strenge zu sich zurückzuführen — nichts half!

Seiner Frau bereitete es einen Triumph, daß er seine Nachsicht an einen Undankbaren und Unwürdigen verschwendete, die Disharmonie an seinem Tisch wurde immer größer.

Da beschloß er, den unerquicklichen und doch nutzlosen Kämpfen ein Ende zu machen. Er mietete für Eugen eine kleine Wohnung und sah ihn höchstens noch des Sonntags bei sich. Nun war der alte Friede einigermaßen wieder hergestellt, aber auch eine seiner liebsten Hoffnungen gescheitert. Den Vorschlag, ihn zu adoptieren, wagte er gar nicht mehr auszusprechen, das hätte die Erbitterung seiner Frau gegen den harmlosen, wenn ja auch leichtsinnigen jungen Menschen nur noch gesteigert. Warum widerstand sie dem Lächeln seiner Augen — und doch war es das Lächeln seiner Mutter, das die Macht besaß, das Leben aller, die zu ihr in Berührung traten, zu erhellen — — —

Oft sehnte er sich so stark nach diesem Lächeln, besonders seit Eugen sein Haus verlassen hatte, daß es ihn zu Frau Marie trieb. Sie sah in seinem Besuch einen neuen Beweis seines Zartgefühls; er wollte ihr zeigen, daß auch durch die Trennung von Eugen sich nichts, nichts zwischen ihnen verändert habe! Das rührte sie. Und doch! Das Schicksal des Sohnes war ihr eine neue Quelle der Beunruhigung. Würde er stark genug sein, um allen Versuchungen auszuweichen — drängten sein Naturell und seine Genußsucht ihn nicht am Ende schon jetzt auf schlechte Wege? Und gerade ihn, den Unzuverlässigeren, hatte sie ohne Warnung gelassen!

Sie versuchte, wieder stärkere Fäden zwischen sich und dem Sohn zu weben. Sie ließ ihn häufiger kommen und warb förmlich um seine Liebe. Aber er langweilte sich in der Enge ihrer Häuslichkeit und sehnte sich von den bescheidenen, harmlosen Freuden, die sie ihm bereiten konnte, zu seinen wilden Vergnügungen zurück. Er war ihr innerlich fremd geworden, das fühlte sie jedesmal deutlicher.

Seltener und immer seltener fand der Kommerzienrat das alte Lächeln auf ihrem Gesicht. In selbstquälerischen Vorwürfen sagte sie sich, daß sie den Verlust des Sohnes verschuldet habe, da sie ihn in unklare Verhältnisse hineingehen ließ. Vielleicht empfand er das instinktiv, vielleicht hatte er deshalb die Wohltaten von sich abschütteln wollen — — Ihre armen, gehetzten Gedanken drehten sich nur noch um das Eine, und allmählich brachte sie alles zu dieser Idee in Beziehung: sich einst vor ihren Kindern rechtfertigen zu müssen; das W i e aber raubte ihr die letzte Kraft.

Sie war so müde — todmüde. Nur wenn Oskars Briefe kamen, lebte sie auf. Zwischen seinen Zeilen lag ein Jauchzen, eine unbewußte Glückseligkeit über seine Jugend, über die Arbeit, die er vollbringen wollte, und das Leben, das sich so lockend vor ihm ausbreitete — — Er sah es mit anderen Augen an als Eugen; ihm bot es reinere und bessere Freuden, er hatte sich das Land der Verheißung noch nicht mit dreister Hand erobert — scheu, mit klopfendem Herzen, stand er vor den zarten Schleiern, die ihm noch die Wirklichkeit verhüllten. Ihm war die Gegenwart golden — und in der Ferne harrte sein das Wiedersehen mit ihr, seiner Mutter!

Sie klammerte sich an diesen Sohn. Er, in seiner unbestechlichen Rechtlichkeit und Lauterkeit, sollte dereinst urteilen. Er würde verstehen, daß nur die Liebe zu ihren Kindern sie bezwungen habe — er mußte auch begreifen, weshalb sie so lange schwieg, und daß sie keinen Zweifel in die jungen Seelen tragen durfte. Manchmal wünschte sie die Stunde der Aussprache heiß herbei, ihr Geheimnis lag wie ein Alp auf ihr. Aber sie wollte ihm Aug' in Aug' gegenüberstehen, damit kein Schatten eines Irrtums oder Mißverständnisses zurückbliebe. Und dann, vielleicht, konnte sie wieder froh und glücklich werden!

Sie lebte weiter wie in einem Traumzustand. Kaum gewahrte sie die Stille um sich her, noch wurde ihr bewußt, daß sie durch ihre Verschlossenheit ein Unrecht an den jüngeren Kindern beging. Ihre Seele wurde ruhelos hin und her getrieben.

Wochen und Monate vergingen. Wieder einmal sagte der Kommerzienrat sich an; aber es wurde kein Fest mehr zu seiner Ankunft vorbereitet, die Kinder liefen scheu durch die Zimmer, die älteren sahen die jüngeren strafend an, wenn

sich einmal ein Lachen hervorwagte: sie sollten doch Rücksicht nehmen auf den leidenden Zustand der Mutter!

„Ich muß Sie allein sprechen“, sagte Kommerzienrat Blentheim zu Marie.

Henny trieb die etwas widerstrebenden Geschwister vor sich her: Ach, das Leben wurde immer trübseliger — nun durften sie nicht einmal mehr dabei bleiben, wenn ihr alter Freund kam! Und auch er hatte so niedergeschlagene Mienen gehabt!

Marie verstand zuerst gar nicht, was er ihr schonend mitteilte: Eugen unehrlich — betrügerisch — ein Dieb — das Vertrauen mißbrauchend — die Fürsorge mit schwärzestem Undank lohnend — und nun vielleicht gar gestraft werden — ins Gefängnis müssen —? Nein, nein, so weit hatte er es nicht kommen lassen; rechtzeitig hatten ihn Geschäftsfreunde gewarnt. Und wenn dem Sünder auch ein Denkzettel zu gönnen gewesen wäre, aus Rücksicht auf sie und die Kinder hatte er schnell gehandelt und jeden Skandal unterdrückt. Vor dem rächenden Arm der Gerechtigkeit war er zwar gerettet — aber während sie hier saßen, war er schon auf dem Wege nach drüben, in das Armsünderland! Ein Freund des Kommerzienrats wollte ihn bei sich aufnehmen, noch eine letzte Chance gab er ihm; es konnte doch sein, daß er eine Lehre aus dieser traurigen Affäre ziehen und noch ein anständiger Mensch werden würde.

Er war fort — vielleicht würde sie ihn nie wiedersehen. Und doch: im ersten Moment atmete sie auf, sie wäre nicht fähig gewesen, ihm jetzt gegenüberzutreten.

Der Kommerzienrat führte in beruhigender, tröstlicher Weise aus, wie er trotz allem das Beste für Eugen erhoffte — sie hörte kaum hin: Ihr Kind ein Dieb — ein Elender — wessen Schuld war das? —

„Ein Hang zum Wohlleben, diese unersättliche Vergnügungssucht haben ihn ruiniert! Er war nicht zu halten.“

Ihr Kartenhaus stürzte zusammen. Also war ihre Erziehung falsch gewesen; besser für ihn, er wäre unter der festen, rücksichtslosen Hand Fremder aufgewachsen, als in ihrem verweichlichenden Schutz. Besser am Ende, sie hätte sich dem Schicksal gebeugt und wäre den harten, einsamen Weg gegangen, den es ihr vorzeichnete. Mit einem Unrecht hatte sie die Möglichkeit erkauft, die Kinder bei sich zu behalten, ihr Gedeihen sollte ihre Entschuldigung sein — nun erlitt sie vollständig Schiffbruch.

„Das Schicksal rächt sich an mir, die Moral siegt“, sagte sie bitter. „An meinen Kindern werde ich bestraft für meine Schwäche! Sie sind unter falschen Voraussetzungen aufgewachsen, unser von jeder Not freies Leben mußte sie über ihre wahre Lage täuschen — sie haben sich eingebildet, daß auch sie Ansprüche machen dürfen —“

„Das ist alles keine Entschuldigung für Eugen“, unterbrach er sie ungeduldig.

„Nein, aber eine Anklage für mich!“ betonte sie wieder und wieder.

Er war ganz ratlos: wollte sie all die glücklichen Jahre mit ihren Kindern dieses einen dummen Streiches wegen hergeben — würde nicht auch über ihn wieder Gras wachsen?

Für die Welt — vielleicht. Andere konnten vergessen, sie nie — niemals! Die Schmach würde in ihrer Seele brennen und ihre Selbstvorwürfe nicht zum Schweigen kommen lassen.

„Nie hat es eine treuere, sorgsamere Mutter gegeben als Sie", widersprach er lebhaft.

Sie sah um sich: war das noch wahr? Wie hatte sie diese letzten Monate verbracht? In ewigen Selbstbetrachtungen und Grübeleien; wie wenig noch hatte sie sich um das Wohl der Kinder gekümmert! Eins war schon gestrauchelt, war gefallen — und sie verbrachte ihre Zeit in fruchtlosen Quälereien.

„Die Kinder", sagte sie angstvoll.

Er fand es begreiflich, daß sie in dieser Stunde bei ihnen Trost suchen wollte; er öffnete die Tür und rief sie zurück.

Als bestände ein geheimer Kontakt zwischen ihr und den Kindern, als ahnten sie, daß ihr ein Leid geschehen, so zärtlich drängten sie sich an sie; da erst fand sie heiße, leidenschaftliche Tränen.

Und dann raffte sie sich auf und versuchte wieder Teil an ihren Freuden zu nehmen und die Schranke niederzureißen, die sich unbemerkt zwischen ihnen erhoben hatte. Mit doppelter Liebe umfing sie alle — sie durfte dem alten Unrecht kein neues hinzufügen.

Für eine Weile stand sie wieder am ewigen Geburtstagstisch, die doppelte Guirlande blühender Blumen um sich. Niemand ahnte, welch Opfer sie mit ihrem Lächeln brachte.

* * *

Die Kommerzienrätin Blentheim war einem Schlaganfall erlegen, eine Depesche brachte Marie die Nachricht.

„Reise zu ihm," schlug Henny vor, „im Leid gehört man doch zusammen!"

Sie zögerte. Kaum je hatte sie sein Haus betreten, wie mochte er ihren Besuch auffassen, und was konnte sie ihm nützen?

Henny schüttelte den Kopf. Wie konnte sie noch überlegen — hatte sie nicht oft erzählt — auch sie besaß noch eine dunkle Erinnerung daran — daß er schon beim Begräbnis ihres Vaters für alles gesorgt hatte, der gute alte Herr?

„Du hast recht", antwortete die Mutter hastig.

Aber als Henny fortgegangen war, starrte sie vor sich hin. Ihr fehlte der Mu t, öffentlich zu bekennen, wie nahe sie ihm stand — die Tote hatte sie ignoriert, war ihr vielleicht sogar feindlich gesinnt gewesen — sollte sie sich nun in ihr Haus drängen? Es wäre ihr taktlos und undelikat vorgekommen.

Der Kommerzienrat war nicht enttäuscht über ihr Fernbleiben, ja, er hatte ihren Besuch kaum erwartet; einer impulsiven Regung zu folgen, sah ihr gar nicht ähnlich, und sicherlich fürchtete sie die forschenden, neugierigen Blicke der fremden Menschen.

Den Zeilen, die sie sich ihm zu senden entschloß, entnahm er, wie aufrichtig sie seinen Kummer mitempfand. Das rührte ihn und mahnte ihn zugleich daran, daß er auf der Welt nicht verlassen sei.

Eine Gefährtin verlor er nicht in seiner Frau. Sie hatten ihre Ehe einst in verständiger, kühler Überlegung geschlossen, jedes wärmere Gefühl füreinander war bald erkaltet. Ruhig und meistens auch verträglich lebten sie zusammen. Niemals hatte er ein Hehl aus seiner Teilnahme an den Hagedorns gemacht —

aber sie war zu klug oder auch zu — gleichgültig, um Eifersucht zu zeigen. Nur Eugens Gegenwart hatte sie fast als Beleidigung empfunden, und daß sie mit ihrem Mißtrauen gegen ihn recht gehabt hatte, war ihr eine Genugtuung gewesen. Da hatte sich der Kommerzienrat zum erstenmal seit Jahren wieder klar gemacht, welch ein Abgrund zwischen ihm und seiner Frau läge — jede Verständigung mit ihr war ausgeschlossen.

Nun war das Band, das sie wenigstens äußerlich noch verbunden hatte, zerrissen — nachdenklich schritt er durch die großen, stillen Räume. Heimisch hatte er sich hier nie gefühlt — zu Hause war er nur bei der andern mit dem warmen Herzen und dem sonnigen Lächeln. Vielleicht aber war seine halbe Doppelexistenz doch schuld daran, daß seine Ehe nicht glücklicher geworden war — er stand vor dem Katafalk still und blickte das bleiche Antlitz an: Nein, er hatte ihr nichts genommen, was ihr gehörte, keine Pflicht gegen sie verletzt. Sie genoß alle Vorteile seiner Stellung und begnügte sich damit — nach seinem Herzen hatte sie nie verlangt!

Wenn sich ihr nun alle Geheimnisse erschlossen, so mußte sie auch wissen, daß ihr kein Unrecht geschehen sei; aber auch, daß die Liebe, der einst seine Jugend gehört hatte, noch in ihm lebte und mit ihm alt geworden war. —

Ja, weshalb hatte er seine Ehe nicht gelöst? Der Toten dort würde es kein Herzblut gekostet haben! Eine falsche Rücksicht hatte ihn zurückgehalten, auch seiner Frau nahm er damit die Möglichkeit zu einem besseren Leben als dem gleichgültigen an seiner Seite. Er hatte korrekt handeln wollen; und gewissenhaft; und jetzt sagte er sich, daß er die beiden Frauen und sich selbst um das Glück betrogen habe.

* * *

Zum zweitenmal feierten sie das Weihnachtsfest ohne Eugen. Die Geschwister schienen ihn kaum noch zu vermissen, flüchtig gedachten sie seiner und ob wohl nun auch er drüben unterm brennenden Baum stände.

Marie entbehrte einen Gruß von ihm; er schrieb ihr regelmäßig und ausführlich, und wenn sie auch nicht immer von dem etwas leichten und übermütigen Ton seiner Briefe angenehm berührt war, so mußte sie doch vor allem zufrieden sein, daß er sie wenigstens von den äußeren Ereignissen seines Lebens in Kenntnis setzte. Er war fleißig und pflichtgetreu — der Kommerzienrat hörte nur Vorteilhaftes über ihn. „Sehen Sie, auch dies hat sich noch zum Guten gewendet", hatte er erst neulich gesagt. — Sie seufzte leise; vor der Welt war alles glatt und tadellos, die Geschwister erzählten sich untereinander von dem Bruder, der einst reich wie der berühmte Onkel aus den Geschichtenbüchern zurückkehren würde. Sie nur fühlte, daß ihr der Sohn innerlich verloren sei; nicht nur durch sein Unrecht, sondern durch seine Lebensauffassung, wie durch den Standpunkt, den er allmählich ihr gegenüber eingenommen hatte. Nichts mehr von Ehrerbietung klang aus seinen Zeilen, eher eine Herablassung und ein gutmütiger Spott. —

Oskar legte den Arm um sie, wie sie träumerisch in die brennenden Lichter sah.

„Woran denkst du, kleine Mutter?"

„An Eugen", antwortete sie leise. Sofort zog er den Arm zurück.

„Bist du so unerbittlich? Er ist dein Bruder, Oskar."

„Leider", stieß er hervor.

„Kannst du nicht vergeben? Es liegt schon so lange zurück und er hat sich gebessert —."

Er schüttelte nur den Kopf. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Mutter, süße Mutter!" rief er und zog sie an sich. „Andern — Fremden gegenüber wäre ich gewiß nachsichtiger! Aber gegen ihn, der neben dir aufwuchs, nicht! Wer in solcher Umgebung groß wird und von klein auf nichts sieht als reinste Ehrlichkeit und Klarheit, für den gibt es keine Entschuldigung, keinen Milderungsgrund! Deine große Liebe gehört dazu, ihn nicht zu verstoßen — von uns kannst du solche Großmut nicht verlangen!"

„Er ist mein Sohn, ganz mein Sohn," sagte sie stammelnd, „mit all seinen Fehlern und Schwächen! Ich habe kein Recht, ihn zu verurteilen."

Oskar lachte auf. Das brachte nur eine Mutter fertig, die Sünden der Kinder auf sich zu laden! Aber ihn konnte sie nicht überzeugen. —

Sie schwieg. Ihr war das Herz so schwer. Wenn sie ihm doch endlich, endlich die Wahrheit sagen könnte! Aber heute, am Weihnachtsabend, wollte sie ihn nicht aus dem Kinderparadies vertreiben; was lag daran, ob sie sich noch ein paar Tage länger quälte — wie viel innere Kämpfe hatte sie nicht in diesen letzten Jahren bestanden!

Aber während des ganzen Abends blieb sie gedrückt und traurig.

Am nächsten Morgen traf der erwartete Brief von Eugen ein. Marie hatte gerade das Kuvert aufgeschnitten, als das Mädchen hereinkam, um sie wegen einer wichtigen Bestimmung des Menus zu sprechen.

„Du siehst," sagte sie wehmütig lächelnd zu Oskar, „les absents ont toujours tort! Nun kann ich nicht einmal lesen, was mein Junge mir schreibt — und sollte das nicht wichtiger sein als alle Braten und süßen Speisen? — Der arme Junge," schloß sie und sah Oskar dabei an, „wie traurig er wohl wäre, wenn er wüßte, daß niemand für ihn Zeit hat."

Oskar zog finster die Brauen zusammen — der Brief blieb wie eine Anklage auf dem Tisch liegen. Natürlich hoffte sie, er würde ihn lesen — aber nein! Er war nicht imstande, ihm die Hand zu reichen. Ärgerlich ging er im Zimmer auf und ab: es wäre besser gewesen — viel besser — der Bruder hätte sich damals ein Leid angetan — aber jemand, der überhaupt ehrlos handelt, empfindet die Schmach nicht mehr! Und hätte er sich dennoch getötet, wäre sein Verbrechen ans Tageslicht gekommen, welch ein Makel wäre das für sie alle gewesen! Schließlich versuchte er ja, sich zu rehabilitieren, in ehrlicher Arbeit — und die Mutter würde sich freuen —

Rasch, um das Unangenehme bald hinter sich zu haben, griff er nach dem Brief; sein Verhältnis zum Bruder würde auch dadurch nicht geändert werden.

Liebenswürdig und flott der Stil; nicht ins Detail gehend und doch anschaulich; zufrieden mit sich und aller Welt — das Leben genießend, so gut es nur ging: „Der alte Herr sendet mir nach wie vor Berichte, korrekt und präzise; auch Geld. Eigentlich sollte mich seine Großmut beschämen; aber denke dir, kleine Mutter,

das tut sie nicht — auch nicht im geringsten! Denn — hör' und staune! — Ich weiß ja doch, wem sie gilt; wußte es schon, als ich noch die Ehre hatte, Gast des kommerzienrätlichen Hauses zu sein. Bei einer Auseinandersetzung mit meinem väterlichen Freund über meinen Egoismus, meine Verschwendungssucht und so weiter riß auch mir mal die Geduld, und ich sagte, Kaufleute blieben eben Kaufleute, und all seine Güte gegen uns würde doch dadurch, daß er unser Kapital eingesteckt habe, reichlich aufgewogen. — ‚Was denn für ein Kapital?' fragte er ganz verwundert. Ich erklärte mich deutlicher, ich wollte sehen, ob er etwa zu leugnen wagte — da holte er ganz still seine Bücher!

Du lieber Gott! Davon hätten wir leben sollen — was sich unser seliger Vater wohl dabei gedacht hat?! Ich finde, moderne Väter gehen höchst leichtsinnig aus der Welt! Und den guten alten Herrn, den ich beschuldigt hatte, uns zu bestehlen — es war zum Lachen!

Von dem Tage an wußte ich, kleine Mutter, daß Du ein Geheimnis vor uns hast. Ein großes, schweres, trotz Deiner klaren Augen und der ‚Echtheit' Deines Wesens! Heute sage ich es dir, denn wenn Kinder heranwachsen, dürfen sie die Freunde ihrer Eltern werden, die blinde, traditionelle Unterwerfung habe ich immer gehaßt!

Aber wie wird es nun? Bleibt alles beim alten — oder wirst Du am Ende doch noch ‚Frau Kommerzienrat'? Ich warte schon lange auf die Nachricht, wenn ich aufrichtig sein soll — nach der Auffassung aller moralisch Denkenden wäre das doch die beste und schönste Lösung: zwei in getreuer Liebe Ausharrende, die schließlich das gute Schicksal noch belohnt —."

Was war das? Wer wagte so schamlos, so frech an die Mutter zu schreiben? Was bedeutete das Ganze, der versteckte Untersinn — warum gab er sich solch ein weltmännisches Air, schlug einen so verstehenden, herablassenden Ton an? Herr des Himmels, wie kam dieser ehrlose Bube dazu, in dieser Weise an *sie* zu schreiben, an seine Mutter! — Und noch gestern hatte sie ihn *ihren* Sohn genannt — *ihren* Sohn! Hatte sie damit mehr sagen wollen, deutete sie damit an, sein Charakter, sein Wesen sei dem ihrigen ähnlicher als die übrigen Kinder — —

Nein, nein, er log wie immer! Die weite Entfernung, die ihn vor der züchtigenden Hand des Bruders rettete, gab diesem Feigen den Mut, Verleumdungen auszudenken und sie auf Papier zu setzen. Er sollte es büßen — das Weltmeer war nicht breit genug, um ihn vor der Rache zu schützen, der Rache, die er an diesem gefühllosen Scheusal nehmen wollte. —

Von draußen hörte er die weiche Stimme der Mutter, sie sprach und lachte mit den Kindern im Weihnachtszimmer. Gleich würde sie kommen und den Brief fordern.

Verwirrt und hilflos sah er um sich. Wenn er ihn zerrisse oder vernichtete, so würde sie aufs tiefste beunruhigt werden, und die Wahrheit wissen wollen — und niemals durfte sie auch nur ein Wort dieser niederträchtigen Behauptungen erfahren! Was sollte er machen — wohin sich mit dem Brief retten — er war so voll Scham und Schmerz, auf keinen Fall hätte er jetzt ihren klaren Blick ertragen können! — Mechanisch blickte er auf die alte Uhr überm Sofa: mit dem nächsten

Zuge konnte er noch reisen, der Kommerzienrat sollte um die neue Schandtat des Bruders wissen und die Hand von ihm abziehen, dem Unwürdigen, Elenden! Und ihm zugleich raten, wie er ihn am besten zur Rechenschaft ziehen könnte, ihn schlagen oder — töten —. Er war ganz wie von Sinnen — seine rasende Wut erstickte ihn fast, er mußte ihr jemand gegenüber Ausdruck verleihen. Hier im Hause ging es nicht — mit Henny, mit einem Mädchen — konnte er doch so etwas nicht besprechen, und einen Fremden durfte er nicht hineinmischen. Wer blieb da übrig als er, der alte treue Freund, der selbst mit angegriffen war und sicher auch heute wieder den richtigen Trost finden würde? Er raffte die Bogen zusammen und stürzte aus dem Zimmer. — Marie suchte nach ihm und nach Eugens Brief; bat er am Ende dem Bruder seine Hartherzigkeit ab, wollte er im ersten Impuls ein paar Zeilen an ihn schreiben? — Aber sie fand ihn nirgends. Eine leise Beunruhigung beschlich sie und wuchs und wuchs, als er auch zu dem Festmahl, zu dem es doch lauter Lieblingsgerichte gab, nicht kam. Was sollte sie beginnen? Jede Rücksichtslosigkeit lag ihm fern. Ob Eugen gar neue Dummheiten gemacht hatte!? Heiße Angst stieg in ihr auf; irgendwie hing Oskars Verschwinden mit dem Brief Eugens zusammen, das war sicher. Sie kam nicht darauf, daß er plötzlich das Siegel ihres Geheimnisses zu lösen begann.

* * *

Je länger Oskar in der Bahn saß, desto ruhiger wurde er: der Bruder hatte eben so schändlich wie dumm gehandelt. Nur um mit dem alten Freund zu beraten, was zu tun sei, ging er zu ihm. Einen Trost brauchte er nicht mehr!

Der Kommerzienrat war nicht zu Hause, er hätte es sich fast denken können. Nach guter Väter Weise nahm er an hohen Festtagen ein opulentes Frühstück in einem bekannten Restaurant mit Bekannten ein.

Der Diener schlug Oskar vor, ihn dort aufzusuchen; denn die Zeit seiner Rückkehr sei recht ungewiß; aber Oskar lehnte das ab.

Er setzte sich ins Privatkontor und zog sich ein Buch aus dem Regal. Ab und an erschien der Diener, um ihm eine Erfrischung anzubieten. Der junge Herr verharrte so merkwürdig still an seinem Platz, das ängstigte ihn.

Oskar hatte nun Muße zum Denken — eine Stunde folgte der andern. Wie war es möglich, daß auch reine Menschen wie seine Mutter der Verleumdung nicht entgingen! Wie traurig, daß nichts hell, nichts strahlend gelassen wurde! — Er übersann seine Kindheit, seine Jugend, die kleinen Ereignisse in der Familie: die Versetzungen, die Krankheiten, die vielen frohen Feste; im ganzen schmolzen die Jahre in ein leuchtendes Band zusammen: kein ernster Kummer, kein tieferer Schmerz — bis Eugen die Harmonie ihres Lebens auf ewig erschüttert hatte — dieser gewissenlose, schamlose Bube! Die Krone seiner Handlungen war dieser Brief, der ihm in der Tasche brannte — noch einmal zog er ihn hervor und wog Wort um Wort ab. Was hieß das: „Davon hätten wir leben sollen —", ja, hatten sie denn nicht davon gelebt — konnte es eine Frau geben, die gewissenhafter jeden Pfennig überlegte, die so lächerlich bescheiden und anspruchslos für sich selbst war und nur alles den Kindern gönnte? Nur den Kindern — fast jeden Wunsch hatte

sie ihnen zu erfüllen gesucht — — so gering war doch auch ihr Einkommen nicht, sie hatte ihm doch einmal das Vermögen genannt, von dessen Zinsen — und nach dem Verbleib dieses Vermögens hatte Eugen geforscht. —

Der Kopf wirbelte ihm. „Ich finde, moderne Väter gehen höchst leichtsinnig aus der Welt —". Ja, wie denn? Hatte er denn nicht für die Seinen ausreichend gesorgt? Zwar war er noch sehr jung gewesen, noch nicht einmal im Alter, da die Arbeitskraft am größten, Erfahrungen und Kenntnisse am reifsten sind: und hinter ihm stand die große Familie, an Zurücklegen hatte er wohl noch kaum denken können. Aber wovon lebten sie denn, noch heute, nach so langen Jahren? — Wer gab — wer nahm an — was bedeutete es: „da holte er still seine Bücher! Und den guten alten Herrn, den ich beschuldigt hatte, uns zu bestehlen — es war zum Lachen!" Ja — es war zum Lachen — langsam glitten ihm die Hände von den Knien herunter; vor ihm auf dem Teppich lag der Brief. Was war in diesen Zeilen Wahrheit — was erlogen — wo lag die Grenze zwischen Gut und Böse — was hatte er erfunden und verschlimmert — aber irgendwo — irgendwo mußte doch etwas nicht stimmen, etwas sein, das er nicht ahnte und nicht fassen konnte —. Mitten hinein in das Chaos seiner Gedanken kam der Kommerzienrat.

„Es ist doch nichts passiert, Oskar?" In Pelz und Zylinder stand er vor dem jungen Studenten, auf den Wangen eine leise Weinröte, um sich den Duft guter Speisen und feinen Tabaks; so selbstsicher und zufrieden in seiner eleganten Kleidung und dem Bewußtsein, zu den Ersten, Angesehensten seines Kreises zu gehören. — Wie ein Ohnmachtsgefühl überfiel es Oskar: was wollte er denn — eine Rechtfertigung fordern — eine Anklage gegen ihn schleudern, die sich plötzlich, plötzlich in ihm erhoben hatte —

Mechanisch reichte er Eugens Brief hin: „Hat er wieder Dummheiten gemacht?" fragte der Kommerzienrat sorgenvoll, sobald er die Handschrift erkannte.

Er ließ sich am Schreibtisch nieder, warf Hut und Stock zur Seite, schob den Pelz auseinander und begann zu lesen. Bald stutzte er — Oskar beobachtete es wohl — und dann wurde der Purpurton seiner Wangen tiefer und seine Stirn faltete sich.

Als er geendet hatte, schichtete er die Bogen vor sich aufeinander. Wollte er Zeit gewinnen, suchte er nach Worten — in Oskar erhob sich solch ein großer, unfaßbarer Schmerz, daß er kaum noch stehen konnte.

„Der Brief ist eine Niedertracht," sagte der Kommerzienrat langsam, „aber —"

Also doch ein Aber! Als er die Augen hob und Oskars verstörtem Blick begegnete, stand er auf.

„Nimm es nicht so tragisch, alter Junge", begann er von neuem, weniger feierlich. „Eines Tages hättest ja auch du es erfahren müssen — natürlich ist es mir peinlich, aber wenn es denn sein muß —". Er seufzte, suchte seine Schlüssel zusammen und ging an den Geldschrank.

Peinlich! Peinlich war es ihm! Du mein Gott, so niedrig stand er moralisch, daß er sich nicht totschämte vor dem Sohn, daß er sich nicht entblödete, offen zuzugeben — —

Der Kommerzienrat aber gedachte der Stunde, da auch Eugen, trotzig und mit dem schlechten Gewissen des überführten Sünders, der auch andre gern einer Schuld zeihen möchte, Rechenschaft von ihm gefordert hatte. Damals hatte sich alles in ihm empört, daß er sich diesem Frechen gegenüber verantworten sollte — vergeblich hatte er nach einem Ausweg gesucht. Aber es war und blieb ihr Sohn, dem er keine Antwort schuldig bleiben durfte; sein Schweigen hätte Eugen nur im Gedanken an ein Unrecht bestärkt.

Heute stand Oskar vor ihm; nicht keck und mißtrauisch wie der Bruder, mehr bittend, als hoffe er, von innerlichen Qualen erlöst zu werden; und gerade das tat dem Kommerzienrat weh. Am liebsten hätte er auch jetzt geschwiegen, aber Oskars traurige Augen folgten seinen Bewegungen. Immer wieder derselbe Zwiespalt — und keine andre Lösung!

Wieder, wie einst vor Eugen, breitete er seine Bücher aus und begann zu erklären; sachlich und ruhig und doch innerlich viel betroffener und erregter als damals: „nach der Auffassung moralisch Denkender" — sollte ihn dieser Brief dazu nötigen, hatte er nicht im stillen gehofft, allmählich würde es dahin kommen und Marie endlich seine stumme Werbung verstehen? Weshalb drängte das Leben sich brutal zwischen sie und wollte sie zu dem zwingen, was sie einst aus innerster Empfindung heraus vielleicht getan hätten? — Ja, er hatte für sie gesorgt, und es tat ihm nicht leid; wie er die langen Zahlenreihen übersah, fühlte er, wie es ihn befriedigt hatte, die Existenz dieser Frau an sich zu ketten und unzertrennlich von ihrem Schicksal zu sein.

„Das ist alles", sagte er abbrechend zu Oskar. „Ich hatte keine Kinder, tat also gegen niemand ein Unrecht — und ihr konntet beisammen bleiben!"

„Ich danke — danke", entgegnete er.

Der Kommerzienrat trug die Bücher wieder fort und verschloß umständlich den Schrank. Die kleine Pause war ihm ganz lieb; zu dem, was er jetzt sagen wollte, brauchte er Überlegung. Ihm war, als sei er wieder jung und sie so begehrenswert wie einst — aber es war doch schwer, mit ihrem eigenen Sohn darüber zu reden, noch ehe er auch ihre Meinung wußte.

Oskar schluckte an seinen Tränen: wem sollte er einen Vorwurf machen? Das Leben, die bittere Notwendigkeit, hatten seine Mutter, seine geliebte Mutter in die Abhängigkeit von diesem Manne gebracht. Jetzt, da auch er die Verhältnisse überschaute, mußte er ja zugeben, daß ihr nichts anderes übrig geblieben war, als das Almosen für sich und die Kinder anzunehmen. Aber um welchen Preis — weshalb hatte dieser Mann für sie gesorgt? Nein — er konnte nicht weiter denken — er wollte nicht, wollte nicht —. Im Schatten des dämmerigen Zimmers sagte der Kommerzienrat halblaut:

„Ich habe deine Mutter immer geliebt, Oskar — wenn sie gewillt wäre, noch jetzt meine Frau zu werden, so würde ich sehr, sehr glücklich sein —"

Ein Ekel erfaßte ihn gegen diesen Mann. Warum hatte er nicht vor Monaten gesprochen, weshalb ließ er sich erst jetzt durch Eugens Brief zu dieser ritterlichen Tat überzeugen? Ob er glücklich werden würde oder nicht — ob auch sie einverstanden war oder nicht — es mußte sein, und damit gut! Er konnte kein

Wort finden, das alles, was ihn an Trauer, Schmach und Verzweiflung bewegte, ausgedrückt hätte.

Der Kommerzienrat trat neben ihn und legte ihm die Rechte auf die Schulter. Und er schüttelte sie nicht ab! Er fühlte, wie dieses Mannes Hand für ihn gesorgt, ihn geschützt, ihm alle Freuden ins Leben gestreut hatte; und daß er nicht imstande war, das zu vergessen und die mit ihm groß gewordene Dankbarkeit in einer Stunde aus seinem Herzen zu reißen. Andere hätten vielleicht die Kraft gehabt, den Schänder ihrer Ehre zu morden oder ihm ihre Verachtung ins Gesicht zu schreien — er brach zusammen im Konflikt seines Schicksals, er legte die Arme auf den Tisch und weinte.

* * *

Bei der Mutter brannte noch Licht, als er heimkam. Aber er schritt an ihrem Zimmer vorüber. Nach wenig Minuten klopfte es an seine Tür: er hätte es sich ja denken können, dieser Tag der Qual würde nie enden.

„Oskar," fragte sie angstvoll, „wo warst du? Noch niemals hast du mich so erschreckt! Und Eugens Brief —"

„Den brauchst du nicht zu lesen", entgegnete er rauh. Sie drückte die Hände gegen die Brust: „Um Gott, Oskar, was ist geschehen? So sprich doch!"

Er schüttelte nur den Kopf.

„Mein lieber Sohn," bat sie mit zitternder Stimme, „sieh meine Furcht! Erlöse mich — quäle mich nicht länger!"

„Ich war beim Kommerzienrat," begann er unsicher, ohne sie anzusehen. „Ich weiß jetzt alles — hörst du, a l l e s!"

Die Stunde war da: sein Stolz war gedemütigt, sein Selbstbewußtsein aufs tiefste getroffen — Bettler, Almosenempfänger waren sie gewesen, verschämte Arme — und ihn und seine Geschwister hatte sie gegen ihren Willen und ihr Wissen dazu erniedrigt!

„Oskar," sagte sie stammelnd, „ich konnte nicht anders, ich mußte es annehmen! Ich bin mir meiner feigen Schwäche wohl bewußt — aber verdamme mich nicht deswegen — es ist doch nur für euch geschehen — nur für euch!"

Daß sie sich verkauft hatte?! Und sie forderte, das sollte er begreifen — entschuldigen! Welch eine Welt — und um ihn her: was für Menschen! Wie eine Bettlerin stand sie jetzt vor ihm. Wenn er ihr diesen Moment hätte ersparen können, in dem sie sich vor ihm schämen mußte — seine Seele, sein Leben würde er darum gegeben haben!

Der qualvolle Blick seiner Augen vernichtete sie. Und dann umfing er sie mit beiden Armen und sank vor ihr nieder. Sie gedachte der Stunde, da er den Kopf in ihren Schoß gelegt und ihr versprochen hatte, rein zurückzukehren — —

War die Rache jetzt da? Bewegungslos stand sie und wartete. Wenn sie jetzt ihr Kind verlor — auch dieses Kind! — mit nichts konnte sie es zurückhalten.

Sie sah ihre Sünde in vollem Umfange, alle Beschönigungen fielen fort. Die Vergangenheit, das Einst, rächte sich — ihre Kinder verdammten sie.

Leblos lagen ihre Hände auf seinem Haar: ein jammervolles Bild! Ein Sohn, der um die Mutter weint und sich doch instinktiv an die klammert, die ihn

tröſten ſollte — und nichts, nichts konnte ſie für ihn tun. Und doch: waren ſie ſich je ſo nahe geweſen, wie in dieſer Stunde? Bis in ihre tiefſten Tiefen fühlten ſie ihre Zuſammengehörigkeit.

Endlich ſtand er auf und trat an den Tiſch. Leiſe ging ſie hinaus: was ſollten Worte zwiſchen ihnen?

Er ſaß da und grübelte. Sein ganzes Leben kam ihm beſchmutzt und vernichtet vor, und was war nun ſeine Pflicht? Was ſchrieb der Ehrenkodex vor — was ſein Herz? Ach, es blutete aus tauſend Wunden, die frivolen Worte des Bruders hatten es zerriſſen. Sie ſollte gutmachen, ſie ſollte den heiraten, den ſie einſt geliebt hatte — und auch e r, der ſo lange ſchon die Rechte eines Vaters für ſich in Anſpruch nahm, erklärte ſich großmütig zu dieſer Rehabilitierung bereit. Und doch — wäre es nach ſeinem Empfinden gegangen, ſo hätte er jenen von der Schwelle gewieſen und ihm nie, nie wieder geſtattet, ſie zu betreten. Aber was ſollte dann werden? Wie konnte er ſein Studium beenden — wie vor allen Dingen wollte er dann für die Mutter und die Geſchwiſter ſorgen? Bis er etwas anderes lernte — bis er auch nur das Geringſte verdiente, konnten ſie alle verhungern. Nein, es mußte alles ſo bleiben — nur er, er wollte heraus aus dem Schmutz, er wollte die Komödie nicht mitſpielen, nicht an der Wiederherſtellung ihrer Ehre helfen. Für ihn gab es kein Zurück mehr — die Türen, die ins Leben führten, waren ins Schloß gefallen.

Marie ſchlief nicht; ihre Gedanken waren bei ihrem Sohn. Wenn ſie ihm ſagte — ja, was nur, was? Rieſengroß ſtand der Jammer in ihr auf. Aber ihn allein laſſen in der ſtillen Nacht, in der doch ihre Herzen nacheinander riefen — ihn nicht wie ſonſt mit ſanftem Wort aus aller Trübſal herausleiten — nein, ſie mußte zu ihm! Und wenn auch tauſendmal ſ i e es war, um die er litt, ſie mußte ihm beiſtehen!

Unruhe und Angſt ergriffen ſie. Weshalb hatte ſie ihn verlaſſen? Welchen Ausweg mochte er ſich ſuchen?

Seine Tür war verſchloſſen, gegen ſeine Gewohnheit. Sie klopfte und rief ſeinen Namen, zuerſt vorſichtig, um die anderen Kinder nicht zu wecken, dann immer lauter und lauter.

Er antwortete nicht. Ließ er ſie draußen ſtehen — ſeine eigene Mutter? Hörte er nicht ihr Flehen, ihre Bitten? Sie rüttelte am Griff, ſie verſuchte die Tür mit Gewalt zu öffnen — mein Gott, ſchlief er ſo feſt — vielleicht — vielleicht um nie mehr zu erwachen? — Sie unterdrückte einen Schrei, dann ſtürzte ſie fort und holte ſich Werkzeug. Das ganze Schloß mußte ſie löſen, der Schlüſſel ſteckte von innen. Mit zitternden Fingern verwundete ſie ſich ſelbſt, all ihre Kraft, ihren ganzen Willen ſetzte ſie ein. Diesmal — diesmal wollte ſie ſtärker ſein als das Schickſal, ſie wollte ihm trotzen und mit ihm um den Sohn kämpfen — ihren ſchönen, ſtolzen Sohn, ſie gab ihn nicht her, er ſollte leben, leben — ſeinen Tod nahm ſie nicht hin, ſtill und reſigniert wie die übrigen Strafen, die ſie für ihre Sünde tragen mußte. — Konnte ſie nicht durchs Fenſter zu ihm? Die Wohnung lag oben im dritten Stock, ehe ſie Leute weckte und eine Leiter bekam, konnte alles vorüber ſein — verloren! Und wer war ſchuld an ſeinem Tode?!

Nur sie — sie allein!

Gott konnte das nicht wollen — dann wäre sie die schlechteste Mutter auf Erden, sie, die ihr Herzblut für diesen Sohn gegeben hätte — —

Ihre Hände bluteten, die Fingernägel zersplitterten am Holz und an den Schrauben — sie arbeitete und riß und schrie dazwischen seinen Namen — jetzt entstand eine Fuge, und eine häßliche, fremde Luft strömte ihr betäubend entgegen. In bitterster Verzweiflung rief sie ihn wieder an — vielleicht würde er instinktiv aufstehen und sich zu retten versuchen. — Aber es blieb still. Und all das für ihre Schwäche, für ihre Feigheit! Endlich, endlich — sie wußte nicht wie — sprang die Tür auf.

Sie tappte vorwärts — kaum zu atmen vermochte sie in der von Gas verpesteten Luft — rannte zum Fenster und schlug mit der Faust die Scheiben ein, stieg auf einen Stuhl und schloß den weitgeöffneten Gashahn.

Zurück zum Bett! Sie betastete seinen Körper — Licht wagte sie noch nicht zu machen — er lag angekleidet auf den Decken, sein Gesicht, seine Hände waren kalt und leblos. Aber wie sie ihre Lippen auf die seinen drückte, fühlte sie einen schwachen Hauch. Sie richtete seinen Kopf empor und küßte ihn wieder und wieder, als wollte sie ihm ihren gesunden Atem einflößen, sie rieb seine Brust und hob seine Arme, um die Lungen in Tätigkeit zu setzen. Sie hatte einmal gelesen — sie sann nach — was man bei Gasvergiftungen tun müsse, aber es fiel ihr nicht ein — nur instinktiv versuchte sie alles, um den leblosen Körper und die fast schon erstarrten Organe in Bewegung zu bringen. Sie löste seine Kleider, legte ihm ein nasses Tuch auf die Stirn, und wie nun, kalt und befreiend, die Nachtluft ins Zimmer drang, zog sie die Decken unter ihm fort und hüllte ihn ein.

Er atmete zwar schwach, aber es schien ihr, als würden seine Glieder kühler und kühler. Da warf sie ihr Kleid ab, legte sich zu ihm ins Bett und umschlang seine Gestalt fest mit beiden Armen. Seinen Kopf zog sie an ihre Brust — wie einst als Kind ruhte er neben ihr, und noch einmal gab sie ihm die Wärme ihres Körpers. Er wurde heißer und begann schneller zu atmen, und sie drückte ihn an sich, bis ihm der Schweiß auf der Stirn lag.

So hielt sie ihn während langer Stunden an ihrem Herzen und fühlte das Leben neu durch seine Adern strömen. Er war ihr geschenkt, ihr wiedergegeben! — Er hatte vor ihr fliehen wollen in tiefstem Gram, in tödlich getroffenem Ehrgefühl — war ihr Unrecht noch so groß und überwältigend gewesen, so hatte sie es hundertfach gebüßt in dieser Nacht der Todesqualen.

Wie sie seinen ruhigen Atem bewachte, wurde ihre Seele immer freier: Sorgen und Vorwürfe fielen von ihr ab — was galten sie gegen diesen Kampf um das Leben ihres Sohnes! Klein und nichtig schien ihr der Betrug — jetzt erst hatte sie Not kennen gelernt und wahre Verzweiflung; was nun noch kommen mochte an Stürmen, sollte sie widerstandsfähig finden!

Als Oskar am Morgen die Augen aufschlug, saß sie neben seinem Bett. Ihm tat der Kopf entsetzlich weh — und übel war ihm zumut — was war geschehen?

Lächelnd und glückselig beugte sie sich zu ihm hinab. Ein Schatten ging über sein Gesicht, eine Erinnerung kam: Hatte er nicht gerade vor ihr fliehen wollen — und nun —

„Mutter,“ sagte er mit Anstrengung, „weißt du, was wir beschlossen haben? Du mußt ihn heiraten — um unsertwillen —“

Hatte sie ihr Lebenlang etwas anderes getan, als nur für die Kinder? Verlangten sie auch dies noch — —

Ihr Zögern machte ihn ungeduldig.

„Du mußt“, wiederholte er heftig. „Du bist es uns schuldig.“

Ruhig nahm sie seine Hand: „Ach nein, du,“ antwortete sie, „schuldig bin ich nur noch dem einen Menschen etwas, der so lange — besser und treuer als ein Vater — für euch und mich gesorgt hat! Gegen euch spricht mich mein Gewissen seit heute nacht frei.“

Er sann nach, er begriff sie nicht.

„Ich habe dich gerettet“, begann sie leise. „Wenn du mir verloren warst, nun bist du wieder mein! Was gestern durch deine Seele gegangen, laß es mich nie wissen — laß uns die Schrecken dieser Nacht von uns abschütteln!“

Er wollte sich emporrichten, aber sie litt es nicht. Sie nahm seinen Kopf in die Hände und sah ihm tief in die Augen. Drinnen, wie in einem hellen Kristall, sah er sein Bild. Und wie er sie so anblickte, lange und ernst, war ihm, als habe er sie erst jetzt voll erkannt: rein und klar wie ihre Augen war auch ihr Herz, und vom schattenlosen Grunde hoben sich die Gestalten ihrer Kinder ab. Was sie getan haben mochte, nie konnte es aus unedlen Motiven geschehen sein, denn leuchtend durchzog ihr ganzes Wesen ihre Mutterliebe.

„Mutter,“ sagte er endlich bewegt, „liebe Mutter! Verzeih mir, was ich dir antun wollte!“

Sie legte den Kopf an seine Schulter. Sie wußten beide, daß nichts auf Erden sie mehr zu trennen vermochte.



Falter und Rose · Von Carl Martin Schiller

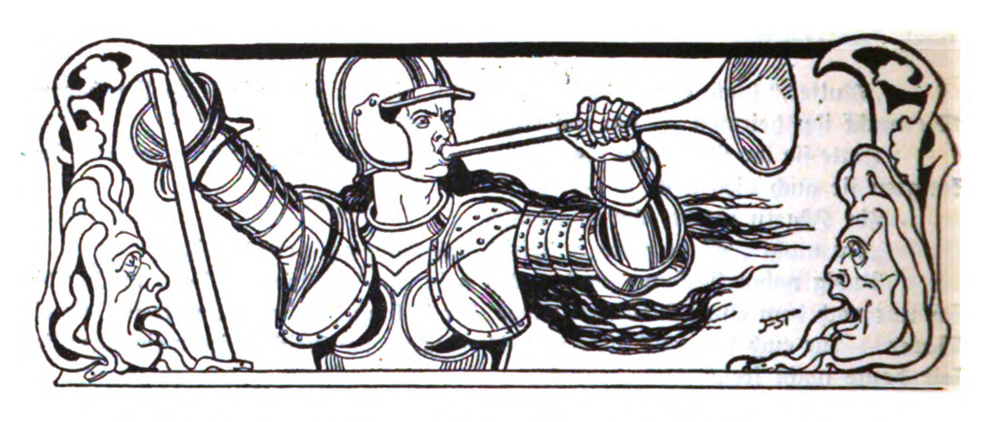
Blasse Nächte hatten sich gesenkt,
Aber nun ist aller Glanz geschenkt.

Nun erwachst du, wie die Rose, die
Endlich Sonne fühlt und Melodie.

Aber noch bist du von Nächten krank,
Weil auf dich der Tau der Sehnsucht sank.

Sieh, ich bin der Falter, der den Tau
Dir vom Auge küßt, geliebte Frau.





Diplomatie, Presse und Krieg

Von Otto Corbach

Es ist wiederholt durch Äußerungen hervorragender Staatsmänner verschiedener Staaten anerkannt worden, daß die Gefahr für den Frieden heute meist nicht mehr wie früher von den Regierungen und ihrer Diplomatie ausgeht, deren Tätigkeit vielmehr vorwiegend in den Dienst der Friedensbewahrung gestellt ist, sondern von unverantwortlichen Elementen, die aus den verschiedensten Motiven, aus nationalem Fanatismus, aus volkswirtschaftlichen Gründen, zum Teil aber auch aus gemeinster Gewinnsucht oder aus journalistischer Sensationslust die Völker und Staaten gegeneinander verhetzen und die Versuche friedlicher Beilegung internationaler Differenzen durch Entstellung von Nachrichten, durch Verbreiten erlogener Nachrichten stören."

So begründet die juristische Kommission des österreichischen Herrenhauses einen von der österreichischen Regierung selbst vorgeschlagenen Paragraphen im Entwurf zu einem neuen Strafgesetzbuch, der „von der Gefährdung des Friedens" handelt und besagt: „Wer durch eine Druckschrift eine unwahre oder entstellte Nachricht verbreitet, durch welche die Beziehungen der Monarchie zu einem fremden Staate gefährdet werden, wird mit Gefängnis oder Haft von einer Woche bis zu einem Jahr oder mit Geldstrafe von 50 bis zu 4000 Kronen bestraft."

Daß gerade die österreichische Regierung eine solche an und für sich lobenswerte strafgesetzliche Neuerung vorschlägt, und zwar unmittelbar nachdem sie mit Mühe von einem selbst von der österreichischen Presse für abenteuerlich erklärten Feldzuge zur Befriedung Albaniens abgehalten worden ist, wirkt wie ein Witz. Sind in den letzten Jahren nicht hohe österreichische Staatsbeamte in Gerichtsverhandlungen als gefährliche Kriegshetzer entlarvt worden? Man erinnere sich des Prozesses gegen den Professor A. Friedjung und den Redakteur der offiziösen „Reichspost", A. Funkel, bei dem sich 1909 in Agram herausstellte, daß die Dokumente, deren sich diese Herren bedient hatten, um gegen die Serben Stimmung zu machen, in der österreichischen Gesandtschaft in Belgrad angefertigte Fälschungen waren. Und woher stammten die falschen Zeitungsmeldungen über grausame Folterung und Ermordung römisch-katholischer Geistlicher in Albanien, die ihren

Glauben hätten abschwören sollen, aber nicht wollen, oder über maßlose Ausschreitungen der Serben gegen einen österreichischen Konsul? Doch aus amtlichen österreichischen Quellen.

Gewiß kann sich die juristische Kommission des österreichischen Herrenhauses auf „hervorragende Staatsmänner verschiedener Staaten“ berufen, die geäußert haben, heute gefährdeten nicht mehr die Regierungen und ihre Diplomatie den Frieden, sondern andere, „unverantwortliche“ Elemente mit Hilfe der Presse, durch die sich das „Volk“ leicht in eine kriegerische Stimmung hineinhetzen ließe. Es ist in der Tat ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit, daß unter den modernen Staatsmännern die Neigung zunimmt, in dieser Weise die Verantwortung für „gespannte Beziehungen“ zu fremden Mächten von sich abzuwälzen. Es kommt darin eine heimliche Furcht vor den letzten Folgen des Wettrüstens zum Ausdruck. Je mehr sich der Militarismus entfaltet, desto mehr breiten sich seine Wurzeln in dem ihn nährenden Boden, dem Volkstum, aus, desto begieriger suchen diese Wurzeln mit ihren Fasern Zugang zu jeder Krume dieses Bodens, desto abhängiger wird demnach der ganze Militarismus von der Volksgesamtheit. Das beginnen die europäischen Machthaber zu merken, und darum fangen sie an einzusehen, daß es nicht mehr angeht, den ihnen überkommenen veralteten Vorstellungen gemäß so auswärtige Politik zu treiben, als ob wir noch im Zeitalter der Kabinettskriege lebten. Da sie sich aber nicht schnell genug den Forderungen der modernen Zeit anzupassen vermögen, suchen sie ängstlich das Gebiet der internationalen Politik gegen volkstümliche Bestrebungen abzusperren. Das Gespenst der heiligen Allianz geht wieder um. Auf den Thronen und in ihrer Nähe wünscht man nach den internationalen Krisen der letzten Jahre um jeden Preis in Frieden zu leben, aber dafür sollen auch die Völker Ruhe halten. Im niederen Volk nun ist man mißtrauisch gegen einen Militarismus, der in der Vergangenheit von den ihn beherrschenden Mächten oft im ausschließlichen Interesse der oberen Schichten mißbraucht wurde. Darum vor allem tritt das Proletariat immer grundsätzlich für die Aufrechterhaltung des Friedens ein. Dieses Friedensinteresse wird gestärkt durch den sozialistischen Internationalismus, der insofern in tatsächlichen Verhältnissen begründet ist, als der Proletarier mehr wie alle andern Stände den **Bedingungen** der modernsten Formen des Wirtschaftslebens unterworfen und am vollständigsten von überlieferten Lebensformen emanzipiert ist. Soweit sich dennoch starke Gegensätze zwischen Proletariern verschiedener Länder oder Nationalität entwickeln, wie zwischen deutschen und slawischen, verhindert doch meist der gemeinsame Gegensatz zu den den international organisierten Kapitalismus beherrschenden Gesellschaftsgruppen die Proletarier daran, zuzugeben, daß sie **später** einmal aus solchen Gegensätzen entspringende Steitigkeitenr mit den Waffen ausfechten wollen könnten. Die Proletarier sind jedoch bei aller vorläufig grundsätzlichen Friedensliebe durchaus nicht geneigt, sich ruhig zu verhalten, wenn fremde Regierungen sich gegen ihre wirklichen oder vermeintlichen internationalen Kulturbestrebungen vergehen, selbst dann nicht, wenn dadurch der Friede gefährdet werden könnte, indem die Harmonie zwischen den Machthabern hüben und drüben gestört würde. Ebenso können jedoch auch in den „bürgerlichen“ Schichten eines

Volkes Bewegungen entstehen, die sich gegen fremde Regierungen richten und darum geeignet sind, die Regierenden und ihre Diplomatie aus ihrer selbstgefälligen Ruhe unsanft aufzuscheuchen. Man denke nur an den Eifer, womit die Handelskreise eines vorgeschrittenen Industriestaates eine „Politik der offenen Tür“ gegenüber Staaten zu unterstützen pflegen, die sich durch sehr hohe Zölle gegen die Konkurrenz des Auslandes verbarrikadieren.

Wie leicht könnten neue Gesetzesparagraphen wie der von der österreichischen Regierung vorgeschlagene gegen die Wortführer großer Volksteile, die nur deren berechtigte internationale Interessen wahrzunehmen suchten, mobil gemacht werden! Es läge nahe, für die „unverantwortlichen Elemente“, auf die es abgesehen ist, einen Schutz gegen mißbräuchliche Anwendung eines solchen Paragraphen zu fordern wie den, der in unserem esetz in den Bestimmungen über die „Wahrnehmung berechtigter Interessen“ vorgesehen ist. Als berechtigte Interessen dürften dann aber die der Rüstungsindustrie nicht anerkannt werden. In deren Kreisen hat man gerade die frivolsten Kriegshetzer zu suchen. Leider ist zu befürchten, daß der zunächst in Österreich vorgeschlagene Gesetzesparagraph über die „Gefährdung des Friedens“ auf sie am wenigsten gemünzt ist, noch fürs erste anderwärts gemünzt sein wird, wo er nachgeahmt werden sollte. Unsere Pazifisten pflegen jede solche papierne Maßnahme als neuen Erfolg der Friedensbewegung zu preisen. In Wirklichkeit bedarf es der schärfsten Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung, zu verhüten, daß mit Hilfe solcher Paragraphen in der Weise für den Frieden gearbeitet wird, wie die türkische Regierung lange Jahre mit Unterstützung der „Großmächte“ in ihren Gebieten für den Frieden arbeitete, ohne sich um jene übernationale Gerechtigkeit zu kümmern, deren Pflege allein einen gesunden und dauernden Frieden gewährleisten kann.



Antwort · Von Katharina Weise

In einer breiten Schale roten Mohns
Stand schon gesteift der Fahnen grelle Seide,
Kein Knisterfältchen mehr vom Knospendruck.
An einer blieb der rasche Blick nur hangen,
Wenn er mit Lust die Schale überfuhr;
Denn aus der düstern Menge hob sich eine,
Die Königin schon in der Knospe war.
Blond stand im Scharlachrot der Ring der Pollen,
Und goldnen Staub bot sie als Opfer dar.
In müß'ger Freude ihres Anschauns fragt' ich
Fast zärtlich: „Wozu wurdest du so hold?“
Und Antwort gab ihr plötzliches Zerflattern:
„Um, eben wie die andern, zu verblühn.“





Der alte Mann und die Gespenster

Ein japanisches Märchen

Von Dr. Junghans

Vor langer, langer Zeit lebte ein alter Holzhauer, der in seinem Gesichte auf der rechten Seite eine große Geschwulst hatte.

Eines Tages war der alte Mann in den Wald gegangen, Reisig und Beeren zu suchen, als ein heftiger Regen und ein solch furchtbarer Sturm sich einstellten, daß er sich nicht getraute, die Heimkehr anzutreten, sondern eiligst seine Zuflucht zu einem alten hohlen Baum nehmen mußte, der gerade in der Nähe stand. Hier saß nun der Holzhauer zusammengekauert, bis der Abend hereinbrach.

Die Sonne war gesunken, die Regenwolken hatte der Wind vertrieben, klar und glänzend stand der Vollmond am Himmel und warf die langen grauen Schatten der Bäume auf die kleine Waldwiese, die vor des alten Mannes Blicken lag. Dieser jedoch, als er sich so ganz einsam und verlassen im Wald sah, war so furchtsam geworden, daß er beschloß, während der Nacht an seinem Unterkunftsorte zu bleiben.

Er suchte es sich daher in der engen Höhlung so bequem als möglich zu machen, aber kein Schlaf wollte über ihn kommen.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als er plötzlich ein Geräusch vernahm. Er horchte auf, es schien ihm wie Stimmengewirr einer größeren Anzahl von Personen, die geraden Weges auf ihn herankamen.

„Wie merkwürdig," dachte er, „ich glaubte doch hier ganz allein im Walde zu sein!" Endlich faßte er sich ein Herz und lugte vorsichtig um die Ecke. Aber was er da erblickte, veranlaßte ihn, sich schleunigst in sein Versteck wieder zurückzuziehen!

Eine Reihe seltsamer Gestalten mit brennenden Fackeln in den Händen versammelte sich auf der Waldwiese. Einige sahen ganz rot aus und trugen grüne Gewänder, andere mit schwarzen Gesichtern waren dunkelrot bekleidet, manche hatten nur ein Auge, wieder andere besaßen keinen Mund, kurz, es ist unmöglich zu beschreiben, wie seltsam und wunderbar sie aussahen.

Die Gespenster ließen sich nieder, zündeten ein Feuer an, welches den Platz tageshell erleuchtete, und begannen, sich bei einem Trinkgelage zu belustigen, gerade so, als ob es menschliche Wesen seien. Der Becher kreiste in ihrer Runde so

oft, daß manche von ihnen sich einen Rausch holten. Schließlich erhob sich gar einer von ihnen, stimmte ein lustiges Lied an und begann mit seltsamen Gebärden zu tanzen, die andern schlossen sich ihm an, der eine besser, der andere schlechter, so gut es eben jeder vermochte.

„Wir sind heute recht vergnügt beisammen," meinte einer der Geister, „ich wünschte, daß wir noch etwas recht Lustiges erlebten!"

Der alte Mann, so entsetzt er auch anfangs gewesen war, hatte doch bereits jede Furcht verloren; gar zu gern hätte er auch mitgetanzt! „Laß da kommen, was will," sagte er zu sich selbst, „und wenn es mein Leben kostet, ich will mich am Tanze beteiligen!" Er kroch aus der Höhlung hervor, steckte sein Beil in den Gürtel, stülpte seine Mütze auf den Kopf und begann zu tanzen.

Jetzt war die Reihe an den Gespenstern, erstaunt zu werden!

„Wer ist der? — Was will der?" riefen sie durcheinander, aber der Holzhauer ließ sich nicht irremachen. Er tanzte vorwärts und rückwärts, verneigte sich nach allen Seiten, sprang hierhin und dorthin, bis der ganze Haufe in ein lautes Gelächter ausbrach. Ganz erfreut über den scherzhaften Einfall riefen sie: „Wie nett der alte Mann tanzen kann! Höre, du mußt öfters kommen und uns so schön unterhalten, und damit du das Wiederkommen nicht vergißt, mußt du uns ein Pfand zurücklassen!"

Die Gespenster hielten untereinander Rat und forderten schließlich einstimmig von ihm die Geschwulst in seinem Gesichte. Augenscheinlich galt diese in ihren Augen als etwas sehr Wertvolles. Der alte Mann war klug genug, sie bei diesem Glauben zu lassen. „Ich habe diese Geschwulst", sagte er, „nun schon so manches Jahr, und sie ist mir lieb und wert. Ohne besondere Veranlassung würde ich sie nicht als Pfand hergeben; hebt sie mir daher gut auf!"

Die Geister ergriffen die Geschwulst, und — wunderbar! — ohne daß der alte Mann etwas dabei fühlte, nahmen sie ihm die Geschwulst ab als Pfand, daß er ja sicher wiederkäme. —

Das Feuer war erloschen, der Mond war untergegangen, das erste fahle Grau des Morgens zeigte sich, die Vögel begannen in den Zweigen zu zwitschern, und die Gespenster waren verschwunden, wie Nebel vor der aufsteigenden Sonne zerrinnt.

Dem alten Manne schien es wie ein Traum! Er befühlte sein Gesicht: es war ganz glatt, keine Spur von Geschwulst mehr! Er vergaß Holzhauen und Beerensuchen und eilte nach Haus. Als seine Frau ihn erblickte, rief sie erstaunt aus: „Wie siehst du aus! Was ist mit dir vorgegangen!" Der alte Mann erzählte sein Abenteuer, und beide waren hocherfreut.

Nun lebte in der Nachbarschaft ein anderer alter Mann, welcher ebenfalls eine Geschwulst im Gesichte hatte, aber auf der linken Seite. Sobald dieser vernahm, wie leicht und schmerzlos der Holzhauer seine Geschwulst losgeworden war, beschloß er, ebenfalls sein Glück zu versuchen. Er ließ sich ganz genau den Weg beschreiben und machte sich alsbald auf. Im Walde angelangt, kroch er gleich in den hohlen Baum und erwartete dort die Nacht und das Erscheinen der Gespenster. Es war ihm nicht gerade leicht ums Herz, als er dort auf seinem Lauscherposten saß; der alte Holzhauer hatte die Gespenster auch gar zu schrecklich geschildert.

Pünktlich um Mitternacht stellten sich die geisterhaften Gestalten ein, setzten sich wieder und begannen ihr Trinkgelage. „Ist der Tänzer vom gestrigen Abend noch nicht da?“ fragten sie einander. „Es wäre doch zu bedauerlich, wenn er ausbliebe!“

„Jetzt ist der Augenblick gekommen“, dachte der alte Mann und kam zitternd vor Furcht aus seinem Verstecke hervor.

„Der alte Mann ist wieder da!“ riefen die Gespenster, „jetzt beginnt er zu tanzen!“ Aber der alte Mann benahm sich recht ungeschickt und stolperte mehr, als er tanzte. Und als gar einer der greulichen Geister ihm durch einen Rippenstoß eine kleine Aufmunterung zuteil werden ließ, war es ganz und gar mit seinem Mute zu Ende.

„Das ist ein erbärmlicher Tanz!“ riefen die Gespenster, „der wird immer schlechter und schlechter! Gebt ihm sein Pfand zurück und jagt ihn fort!“ Sie zogen die frühere Geschwulst hervor, und — klatsch! — ehe es sich der alte Mann versah, hatte er sie auf der andern Seite des Gesichtes hängen.

So kehrte der alte Mann heim, zum Gelächter seiner Nachbarn, auf jeder Seite des Gesichtes mit einer Geschwulst behaftet.



Süß ist die Luft von Lindenduft
Von Hans Schmidt

Schwarz rauscht der Strom;
Zum dunkelblauen Himmel
Reckt schwarz und schweigend sich der Dom.
Von drüben her,
Vom Turm vom heiligen Kreuz,
Hoch über schwarze Linden schwebt
Der letzte Ton verklingenden Geläuts.

Betäubend süß der Lindenduft;
So still, so weich, so heiß die Luft;
Es schläft der Weg, vom Busch umsäumt.
Hoch über allen Zweigen
Schläft schweres, schwarzes Schweigen . . .

Da, wo der Weg ins Dunkle geht,
Ein Mann bei einem Mädchen steht,
Spricht leis zu ihr und wünscht und wirbt . . .
Am Weg im roten Rosenbeet
Ein Röslein stirbt.
Streut in den Staub die Blätter leis —

Süß ist die Luft von Lindenduft
Und still und heiß.





Laß die Blumen stehen

Von Paul Weiß

Aus der Steinwüste einer Großstadt war ich just zurückgekehrt in die bergumschlossene Neckarstadt; bei meinem ersten Ausflug in den Wald überraschte mich etwas: An einem Baume hing eine schlichte tiefrote Holztafel in der bekannten „Marterl"form. Ich trat näher und schaute: Ein weißer Blütenkranz ins Dreieck gemalt, darunter der Spruch:

Laß die Blumen stehen
Und den Strauch;
Andere, die vorübergehen,
Erfreun sich auch.

Also eine Mahnung — nicht als ob sie neu wäre — gegen den Egoismus, gegen das „Alles-selbst-haben-Wollen und Andern-nichts-Gönnen", eine Mahnung, unserer lieben Nächsten zu gedenken.

In die Praxis übersetzt, wird es ja in den besten Fällen heißen: „Wenn du's schon gar nicht lassen kannst, so reiß' nur so viel ab, daß die ‚andern', die kommen, auch noch etwas zum Abreißen finden." Die Kinder, diese kleinen Plünderer, haben es entweder gar nicht beachtet oder nicht verstanden oder doch schon längst vergessen. Und die Erwachsenen, die auf Blumen erpicht sind, werden sich herzlich wenig um die „anderen" kümmern und nötigenfalls ihr Gewissen damit salvieren: „Es gibt ja noch genug davon."

Aber ich glaube, daß dem „Die-Blumen-stehen-Lassen" noch auf andere Weise beizukommen ist. Muß denn die Rücksicht auf unsere Mitmenschen nur die Triebfeder dazu sein?

Warum werden denn unzählige Blüten und Zweige gebrochen, und zu sogenannten Sträußen geordnet, um dann nach einer Gnadenfrist von einigen Tagen ins Kehrichtfaß zu wandern? Ist es die Freude an der stillen Schönheit dieser Geschöpfe, ein Entgelt für das Sichhinaussehnen in die Natur?

Ich lasse Ausnahmen gelten; doch gibt es auch wohl dafür bessere Wege. Fast immer aber ist es nichts als ein kindisches Habenwollen, die launenhafte Freude am augenblicklichen Besitz. Gerade bei den Kindern kann man es am besten beobachten: sie können von den zarten Schätzen nicht genug bekommen; aber eben so schnell sind sie ihrer Beute wieder überdrüssig.

Ich weiß es im voraus, welches Bild sich mir bietet, wenn ich in den kommenden Wochen an Sonntagen durch den Wald wandere: Auf dem Wege liegen die absichtlich und unabsichtlich verlorenen Blumen, am Rande stehen die geplünderten, zerrissenen Bäume — kein erquickendes Bild für Augen, die sich an der Fülle und Harmonie der Natur laben wollen. Es gibt eine Klasse Menschen, denen alles, was grünt und blüht, vogelfrei dünkt. Wehe der Blütenmatte, über die sie geraten, und wehe dem Obstbaum, der einen blühenden Zweig über den Zaun hängen läßt! Ob sie den Baum verunzieren oder schädigen, was fragen sie danach! Nur haben wollen, haben müssen!

Müssen wir überhaupt Pflanzen pflücken? Wer draußen eine schöne Blume findet und seine Freude an ihr hat, reiße sie einmal nicht gleich ab, sondern strecke sich neben sie ins Gras und betrachte sie lange und genau; da wird er sie besser und schöner kennen lernen, als wenn er eine Handvoll gedankenlos pflückt. Er wird aufstehen und sie unbehelligt lassen; sie wird ihm vielleicht „zu leid" tun. Und er hat ein wenig die schöne Kunst gelernt: Das Genießen, ohne zu besitzen.

Wer Blumen auf diese Art lieb gewonnen hat, wird bald dem „Strauß" die Fehde erklären und nur noch lebendige Blumen und Pflanzen um sich dulden. Denn er wird zugleich das Unbefriedigende dieses Besitzes empfinden; er genießt die vollendete Schönheit — ein unzulänglicher Ersatz für die Freude, eine Pflanze wachsen, sie Knospen treiben und ihre Blüten entfalten zu sehen; das mag manchen Strauß aufwiegen.

Ich weiß wohl, Blumen erfreuen sich des Vorzugs, das beliebteste und „sinnigste" Geschenk zu sein. Aber ein Blumenstrauß ist eine nichtswürdig anspruchslose, gedankenlose Gabe. Man sagt: „Oh, die schönen Blumen," und stellt sie ins Wasser und sagt: „Ach, die armen Blumen!" und wirft sie weg.

Darum: „Laß die Blumen stehen!"

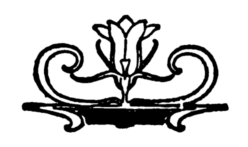


Glossen · Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor †

Kunst und Kultur sind Freundinnen, aber keine Geschwister. Jene ist das Kind der Phantasie, diese des Verstandes.

Die Religion ist so alt wie die Menschheit, daher unendlich viel älter als die Kirche. Die Kirche kann man verlieren, aber nie die Religion. Wer diese dennoch verlöre, der entmenschte sich und sänke zum Tiere hinab.

Die Unterhaltung mit einem hohen und edlen Geiste hinterläßt allemal einen Nachgeschmack, der oft köstlicher ist, als die Unterhaltung selbst.





Französischer Feminismus

In keinem anderen Lande der Welt verehrt man stockfleckige Gesetzbücher mit so frommer Scheu wie in der Heimat der Revolutionen; in keinem anderen Lande der Welt auch kann sich der die Politik beherrschende Spießbürger so schwer von modrigen Vorurteilen und durch Staub geheiligtem Gewohnheitsrecht losmachen wie in Frankreich. Zwei weitere Gründe kommen hinzu, um die Fortschritte der Frauenbewegung zu hemmen; ein politischer: die schlotternde Angst der regierenden Parteien vor Rom. Die Radikalen sind nicht von dem Aberglauben zu befreien, daß hinter den freigeistigen und sozialistischen Frauen doch die Herren in schwarzer Soutane und brauner Kutte sich wieder einschleichen könnten. Dann ein wirtschaftlicher Grund: in dem klassischen Lande der Kleinbetriebe, des ausgeglichenen Kapitalbesitzes, der Vernunftheirat und des Zweikindersystems ist die Frau erst verhältnismäßig spät in den Kampf ums Dasein gedrängt. Die alte Jungfer war früher eine Ausnahmeerscheinung in Frankreich; zum Teil verschwand sie in den Orden und Kongregationen. Nur in den Großstädten und Industriebezirken zeigte sich eine der englischen, deutschen, belgischen, amerikanischen ähnliche wirtschaftliche Entwicklung. In diesen Beziehungen hat sich seit etwa zwei Jahrzehnten eine tiefgreifende Umwälzung vollzogen. Aber immer noch sind nur wenige Frauen zu der Überzeugung gebracht, daß es sich bei dem Ringen ihrer Schwestern um ihre eigene Befreiung handelt, auch wenn sie als Gattinnen wohlhabender Bourgeois oder als Mitarbeiterinnen in den Kleinbetrieben ihrer Männer von den Sorgen der schutzlos ins Leben hinausgestoßenen Französinnen verschont bleiben. Die eigentlich feministische Bewegung ist hier nicht nur an sich verhältnismäßig schwach entfaltet, sie leidet fast noch mehr darunter, daß sich die verschiedenen Führerinnen und Gruppen untereinander bekämpfen. Würden die französischen Frauen wirklich mit Nachdruck gewisse Rechte fordern, die ihnen heute theoretisch kein noch so konservativer Mann versagt, würden sie auch in Frankreich ohne Schwierigkeit ihr Stück durchsetzen. Aber man glaubt hier gar nicht so recht an den Ernst einer Bewegung, die von der großen Mehrheit der Französinnen selbst, zumal in der Provinz, noch belächelt wird.

Wir stellen den Deutschen, die auf der Universität nicht zufällig cartesianische Philosophie studiert haben, einen ganz unbekannten Herrn vor, wenn wir ihnen Poulain de la Barre als ersten eigentlichen Feministen unter den Landsleuten der Jeanne d'Arc nennen. Dieser gelehrte Schüler des großen Descartes gab 1673 ein Buch heraus „sur l'Égalité des deux sexes“. Im folgenden Jahre erschien dann „de l'éducation des Dames“. Der übrigens auch von seinen Franzosen völlig vergessene Mann des 17. Jahrhunderts bekennt sich da zu Anschauungen, die an feministischem Radikalismus alles übertreffen, was bis zu Beginn der modernen Frauen-

bewegung geschrieben ist. Die großen Männer der Revolution hätten den armen Poulain wohl als eine Art Hebertisten unter das „Nationalrasiermesser“ geschickt, denn eine frauenfeindlichere Gesellschaft hat es wohl nie gegeben als die Jakobiner, die alle von den Gedanken des „Emile“ und „Contrat social“ durchdrungen waren. Condorcet war der einzige, der im Geist seiner edlen Gemahlin in verschiedenen Schriften, besonders aber in seiner berühmten Esquisse des Progrès de l'esprit humain entschieden feministische Ansichten vertrat. Alle Ungleichheit in der Behandlung von Mann und Weib beruht nach ihm auf Vorurteilen und auf Mißbrauch der Gewalt; vergeblich suche man diesen Mißbrauch hinterher mit Spitzfindigkeiten zu entschuldigen. Wie der vierte Stand, so wurden die Frauen, nachdem sie ihre Schuldigkeit in der Revolution getan hatten, von dem siegreichen Bürgertum fast mit Hohn in ihre alten Schranken zurückverwiesen. Von der Pétition des Femmes du Tiers État au Roy (1. Januar 1789) bis zur Motion de la pauvre Javotte und der „Déclaration des droits de la femme et de la citoyenne“ Olympe de Gougés blieben die Forderungen der begeisterten Frauen völlig unbeachtet. In dieser Erklärung der Frauenrechte Olympe de Gougés, die übrigens gar nicht einmal übermäßig radikal war, findet sich der berühmte Satz, den Madame de Staël später Napoleon entgegenschleuderte, als dieser unwirsch fragte, seit wann sich die Weiber das Recht anmaßten, in die Politik hineinzureden: „Die Frau hat das Recht, aufs Schafott zu steigen, sie muß auch das Recht haben, auf die Rednerbühne zu steigen.“ Die Ausartungen der Théroigne de Méricourt und besonders der wilden Frauenklubs mit ihrem wahnwitzigen Treiben bestärkten aber noch die Feindseligkeit der Konventsmänner. Ein Jakobinerblatt sprach ganz seelenruhig den Satz aus, daß die Frau von dem, was außerhalb des Hauses vorgeht, nur das zu wissen habe, was ihre Eltern oder ihr Ehemann für angemessen hielten, ihr mitzuteilen.

Wie in anderen Dingen, so war auch in der Frauenfeindschaft Bonaparte der Vollender des Revolutionswerks. „Rien n'est plus haïssable qu'une femme qui raisonne.“ Die Frau ist für ihn nur da zur Bedienung des Mannes und zum Kindergebären — vor allem natürlich zum Gebären von künftigen Soldaten. Noch auf Sankt Helena sprach er sich daher für Vielweiberei aus. In seinem Mémorial schreibt er auch: „Worüber beklagen Sie sich denn, meine Damen? Haben wir Ihnen nicht eine Seele zuerkannt? Sie wissen, daß es Männer gegeben hat, die in dieser Frage geschwankt haben. Sie beanspruchen Gleichheit. Aber das ist ja Wahnsinn! Die Frau ist unser Eigentum, wir sind nicht das ihrige, denn sie gibt uns die Kinder und nicht wir ihr. Sie ist also unser Eigentum wie der Fruchtbaum Eigentum des Gärtners ist.“ Von diesem Geist der Jakobiner und Napoleons ist auch der ganze Code civil erfüllt. Nie hat es seit der alten Römerzeit ein Gesetzbuch gegeben, das die Frau so zur Sklavin hinabdrückte. Das Verbot der Recherche de la paternité ist bekannt; die Frau kann in wichtigen Protokollen nicht Zeugin sein. In der Ehe ist sie dem Manne nahezu rechtlos ausgeliefert. Sie hat weder Vermögensrechte noch freies Erwerbsrecht. Sie schuldet dem Mann Gehorsam und muß eheliche Untreue dulden, solange der Gatte seine Maitresse nicht in sein Haus aufnimmt, während sie selbst für ein gleiches Vergehen mit äußerster Härte bestraft wird. Bei der Erziehung der Kinder ist ihr der entscheidende Einfluß genommen usw. Und dieser Code besteht zum größten Teil heute noch zu Recht!

Erst die Julirevolution ließ den Feminismus wieder aufleben. Aber auch in der Folgezeit blieben viele sonst revolutionäre Köpfe der Frauenbewegung feindselig, wie Prudhon, der die Frau nur zu zwei Berufen für geeignet hält, für den der Wirtschafterin und den der Buhlerin. Auch der Saint-Simonismus hat nichts Praktisches für die Frau geleistet. Der Stoß von 1848 brachte zwar große Begeisterung, aber sonst keine Fortschritte. Erst mit der Ausbreitung modern-sozialistischer Ideen beginnt die wahre Frauenbewegung in Frankreich, so wie wir sie heute an der Arbeit sehen. In unseren Tagen haben wir einen bürgerlichen Feminismus vor uns, der teils mit dem politischen Radikalismus, teils mit dem christlichen Sozialismus zusammengeht, und einen revolutionären Feminismus, der sich an die sozialistische, ge-

werkschaftliche oder anarchistische Proletarierbewegung anschließt. Im großen ganzen ist die französische Frauenbewegung frei geblieben von den Absonderlichkeiten, zu denen sie in den angelsächsischen Kulturgebieten geführt hat. Forderungen, wie die der weiblichen Militärdienstpflicht, sind von den ernsten Feministen niemals vertreten und sind Eigentümlichkeit einiger verschrobener Überweiber geblieben. Dagegen wendet sich auch in Frankreich mehr und mehr die Propaganda der Wahlrechtsfrage zu, während bisher mehr privatrechtliche, wirtschaftliche, erzieherische und sozialethische Ansprüche vertreten wurden. Man hat eben einsehen müssen, daß die Stimme der Frau ungehört verhallt, solange sie keine politische Macht darstellt. Kein anderer als der spätere Arbeitsminister Viviani hat auf dem internationalen Frauenrechtskongreß vor zehn Jahren darauf hingewiesen. „Die Frauen mögen mir die Bemerkung gestatten," rief er, „daß alle Gesetze, die wir hier vorschlagen können, nutzlos sind, wenn die Frauen zur Vertretung dieser Gesetze nicht mit dem Stimmzettel ausgerüstet sind. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß die Gesetzgeber die Gesetze für die machen, die die Gesetzgeber machen." Bisher hat aber die Stimmrechtsbewegung hier nur geringe Fortschritte gemacht, was vielleicht begreiflich ist auch deshalb, weil die Männer selbst mit wachsender Geringschätzung von Wahlrecht, Parlament und dem sonstigen Gesetzgebungsspielzeug sprechen. Unter den französischen Suffragettes finden sich auch auffallend viel Damen, die keinen französischen Namen haben. Dagegen sind die französischen Politiker, Gelehrten, Künstler überwiegend dem Frauenstimmrecht günstig gesinnt. Das geht aus den Umfragen hervor, die von der Union du suffrage des femmes veranstaltet sind. In der Praxis aber zögert man vor dem Sprung ins Dunkle, und sogar die Sozialisten zeigen wenig Eifer für die feministische Sache. Bei den letzten Wahlen hat man, um einen Anfang mit der politischen Erziehung der Frau zu machen, die Beteiligung der Bürgerinnen wenigstens an den Munizipal- und Generalratswahlen vorgeschlagen. Bei früheren Gelegenheiten haben schon manche Generalräte selbst die Zulassung der Frauen zur Wahl gewünscht. Es wird aber auch in Zukunft alles beim alten bleiben, wenn die Massen der Französinnen nicht aus ihrer Gleichgültigkeit erwachen. Man sieht schon einen großen Fortschritt darin, daß neuerdings Frauen in die gewerblichen Schiedskammern gewählt werden können. Eine weitere Forderung ist die Bildung weiblicher Geschworenengerichte. Damit kommen wir auf den privatrechtlichen Feminismus, der mit der Einführung der Ehescheidung begann, und der hier und da die Ehetrennung so erleichtern will, daß wir von der freien Liebe nicht mehr allzuweit entfernt sein werden. Praktischere Arbeit wollen diejenigen verrichten, die das ganze Eherecht des Code civil umgestalten wollen. Bezeichnend ist es aber, daß die Reformen sich zunächst nicht an das vorsintflutliche eheliche Güterrecht halten, sondern an die famosen Artikel 212 und 213. In der seit Jahr und Tag angeblich arbeitenden Kommission für die Reform des Code civil sitzt auch der bekannte Dramatiker Hervieu. Er will das Wort „amour„ in den Code einführen und Artikel 212 so fassen: „Die Gatten schulden sich gegenseitig Liebe, Treue, Hilfe und Unterstützung." Unsere Feministinnen in älteren Semestern sind von dieser Neuerung aber keineswegs erbaut und bemerken scharfsinnig und gestützt auf Erfahrung, daß man zur Liebe niemand zwingen kann, und daß Liebe mit Gesetz und Recht, wie schon Carmen singt, nichts zu tun hat. Dagegen sind männliche und weibliche Feministen darin einig, daß Artikel 213 zu streichen ist, nach dem die Frau dem Manne Gehorsam schuldet. Hervieu ist alter Junggeselle, sonst würde er sich nicht über die Gehorsamsverpflichtung der Frau so aufregen, sondern wissen, daß dieser Artikel von den Französinnen längst abgeschafft ist, und daß sie das legendäre „mon seigneur et maître" nur dann zu ihrem Eheuntertanen sagen, wenn sie den Armen auch noch sanft verhöhnen wollen. Wenigstens liegen die Dinge so in der guten Gesellschaft, wo der Mann von vornehmer Bildung sich mit einer gewissen Selbstverständlichkeit der Frau unterordnet. Viel wichtiger als diese Reformgedanken von akademischen Schöngeistern und Weltmännern wäre die endliche Einräumung zivilrechtlicher Selbständigkeit an die verheiratete Frau, deren bisherige Ver-

sagung zu unerhörten und empörenden Zuständen besonders in kleinbürgerlichen und proletarischen Schichten führt. Nur einen Sieg haben die Feministen auf diesem Gebiet zu verzeichnen: die Frau kann endlich die freie Verfügung über das beanspruchen, was sie mit ihrer Arbeit gewinnt. Freilich hören trotzdem die Klagen darüber nicht auf, daß rückständige Behörden diese Neuerung noch immer mit der Majestät des französischen Fonctionnarisme kaltlächelnd übersehen. Wer die Härten der heutigen französischen Rechte gegenüber der Frau studieren will, der braucht nur einmal einen Blick auf die tagtäglich zur Verhandlung kommenden Justizfälle zu werfen. Aber diese Zustände sind ja unhaltbar, ruft man da aus. Wie haltbar sie sind, zeigt das hohe Alter der französischen Rechtsbücher. Bei der stumpfen Gleichgültigkeit der französischen Gesetzgeber, die sich mit salbungsvollen Redensarten begnügen, werden schließlich auch die wärmsten Befürworter dieses „ein wenig mehr Gerechtigkeit" müde und skeptisch.

Während der Feminismus für sehr viele Damen nichts weiter ist als ein Zeitvertreib müßiger Stunden, für sehr viele andere ein Spielzeug der Eitelkeit, ist die Forderung der Justice sociale für Millionen von anderen Frauen eine Frage von Sein oder Nichtsein geworden. Der Satz, „die Frau gehört ins Haus, die Familie ist ihr Wirkungskreis", ist heute ein grausamer Hohn geworden, sogar im altmodischen Frankreich. Etwa 6½ von 14½ Millionen erwachsener Französinnen müssen gegenwärtig ihr Brot in irgend einer Berufsarbeit verdienen. Davon sind fast die Hälfte in landwirtschaftlichen Betrieben aller Art tätig. Zwei Millionen etwa finden wir in Spinnereien und Webereien, der Seidenmanufaktur und in allen den mannigfaltigen Zweigen der Bekleidungs- und Modeindustrie. In Handel, Banken und Finanz sind eine halbe Million Französinnen angestellt. 200 000 Frauen sind in Frankreich in „freien" Berufsarten zu finden, als Künstlerinnen, Lehrerinnen usw. In raschem Anwachsen sind schließlich die Zahlen der weiblichen Beamten bei fast allen Behörden. Für gleiche Arbeit gleicher Lohn, heißt sonst der volkswirtschaftliche Lehrsatz. Nur den Frauen gegenüber wird eine Ausnahme gemacht. Weil sie geduldiger und fleißiger und widerstandsunfähiger ist, muß sie mit geringerem Lohn vorlieb nehmen — auch dann, wenn sie nachweislich ebensoviel leistet als der Mann. Die Welt hat sich so an diese schreiende Ungerechtigkeit gewöhnt, daß Müller und Schulze es unerhört finden, wenn man etwas daran ändern will. In einem Teil der genannten Berufsarten können die Frauen gewiß zu guten, hier und da — wie Künstlerinnen — zu einem sehr hohen Einkommen gelangen. Oft freilich sind die Zahlen auch nur eine Täuschung. In gewissen Berufen werden solche Ansprüche an Kleidung und Lebenshaltung gestellt, daß auch hohe Gehälter nur ein glänzendes Elend verbergen. Von den eigentlichen Arbeiterinnen verdienen — nach der Statistik des französischen Arbeitsamts — die Edelstein-Schneiderinnen in Paris am meisten. Sie kommen auf etwas über 9 Franken am Tage. In manchen Departements erhalten die Näherinnen bei notdürftiger Verpflegung nur 25 Centimes am Tage. In der Höchstklasse der Fabrikarbeiterinnen schwankt der Lohn zwischen 2.50 und 3.20 Franken, in der niedrigsten Klasse zwischen 1 Franken und 1.85. Nach den Berechnungen desselben Arbeitsamtes braucht eine erwachsene Frau in Frankreich durchschnittlich mindestens 2 Franken täglich, um leben zu können, wenn sie in der Stadt wohnt, 1 Franken täglich, wenn sie auf dem Lande ist. Von den städtischen Arbeiterinnen verdient aber bei weitem nicht die Hälfte jene 2 Franken. Sie sterben also Hungers? Auch das kommt vor. Fragt nur die Polizeiberichte — und wenn ihr schon auf der Polizei seid, so seht einmal in die Amtszimmer der „Commission d'encartage". Bei diesem Elend der unglücklichen, von Staats wegen zum Vieh erniedrigten und zum Schutz der zahlungsfähigen Bourgeois polizeilich abgestempelten Geschöpfe werdet ihr finden, daß in Dantes Hölle noch ein Qualenkreis fehlt, denn der große Florentiner konnte die Errungenschaften der heutigen bürgerlichen Gesellschaft nicht ahnen. Ja, rufen wohlmeinende Leute den Arbeiterinnen zu, wenn ihr nicht bei 20 Sous Tagelohn und 14, 16stündiger Arbeitszeit verkommen wollt, bleibt doch auf dem

Lande! Auf dem Lande müssen die Arbeiterinnen sich in den meisten Departements mit noch weniger begnügen. Es gibt Departements, in denen das Jahreseinkommen in 65 bis 75 v. H. der Fälle unter 400, in 15 bis 25 v. H. der Fälle unter 200 Franken bleibt. In vielen von der benachbarten Industrie ausgebeuteten Landschaften ist der Stundenlohn auf 6 Centimes gesunken. Die Hemdennäherinnen kennen bei 115—150 Franken Jahreseinkommen den Genuß von Fleisch, Eiern, Milch nur vom Hörensagen. Die Seide macht viele Franzosen zu Millionären. Die Arbeiterinnen in den Seidenzüchtereien und Spinnereien Südfrankreichs siechen in Elend dahin. Bei der äußerst anstrengenden und höchst ungesunden Tätigkeit erhalten die Frauen 1.60 Franken für 10 Stunden Arbeitszeit. Die Männer erhalten für gleiche Tätigkeit das Fünffache. Im Durchschnitt erhalten die Männer in ganz Frankreich bei gleichem Beruf und gleicher Leistung 5.35 Franken, wo die Frau 2.10 Franken erhält. Das ist das Land der Égalité. Bisher sind die französischen Arbeiterinnen aber nur in verschwindend geringer Zahl zu bewegen gewesen, sich wie die männlichen Arbeitsgenossen zu organisieren.

Das intellektuelle Proletariat der französischen Frauenwelt wächst reißend. Nur ein Beispiel. Im Jahre 1854 machten in Paris 99 junge Mädchen das Elementarlehrerinexamen. Im Jahre 1908 war diese Zahl auf 3599 gestiegen. Die Zahl der Bewerberinnen auf 6886. In ganz Frankreich gab es 31 631 Kandidatinnen für Lehrstellen. Für das höhere Lehrfach zählte man 9027 Kandidatinnen und 4546 Zugelassene. Was wird aus allen diesen Mädchen? Ein vielsagendes Achselzucken antwortet uns. Sie bieten ihre Dienste schließlich für ein paar Sous an, um nicht zu verhungern. Mit den Malerinnen und Sängerinnen und Klavierspielerinnen steht es nicht besser. Für 50 Centimes auf die Musikstunde glaubt eine arme Lehrerin schon reich zu sein. Die Musikkurse für 5 Franken den ganzen Monat sind keine Seltenheit. Solfeggienstunden werden für 15 Centimes gegeben! Das Gehalt von Hauslehrerinnen ist rasch von 1200 auf 800, 600 und noch weniger Franken gesunken. Dabei nimmt der Andrang von Studentinnen bei der Universität, bei den Kunsthochschulen und allen anderen Lehranstalten unablässig zu. An Ärztinnen und Advokatinnen ohne Praxis haben wir auch schon genug, und während die Reichen mehr Legionskreuze und die Zulassung zur Akademie für Frauen verlangen, strecken die Armen die abgemagerte Hand nach einem Stück Brot aus, um nicht zu verhungern.

Die beiden düstersten von den vielen unheimlichen Gebäuden im alten Paris sind die Morgue und das Frauengefängnis Saint-Lazare. Aber Saint-Lazare ist uns noch immer grauenhafter erschienen als die Morgue, denn die in der Leichenhalle ausgestellten Opfer des Kampfes ums Dasein sind für immer allem Jammer entrückt, während die Frauen, die in Saint-Lazare geweilt haben, langsam körperlich und seelisch zu Tode gemartert werden. Wenn irgend etwas, so ist dies Haus ein „Dokument von unserer Zeiten Schande". Welch ein grimmiger Hohn auf die stolze Zivilisation der Tochter der Revolution, daß sie ohne eine solche behördlich eingerichtete und überwachte Schmach nicht glaubt auskommen zu können. Man hat gesagt, Saint-Lazare sei die Bastille der heutigen Gesellschaftsordnung. Wird es ebensoviel Kämpfe und ebensoviel Blut kosten, die neue Bastille zu stürzen, wie die alte? Hat Frankreich und Europa wirklich seit 1789 nichts gelernt?

Wir haben bei unserem flüchtigen Überblick gesehen, daß die Französin weder im Staat noch im Recht, weder im wirtschaftlichen noch im sozialen Leben besser gestellt ist, als ihre deutsche oder englische Schwester. Nun wird man uns sagen, daß die gesellschaftlichen Sitten der „douce France" und der galanten Franzosen diese Härten für die Frau längst ausgeglichen haben, und daß deshalb die Notwendigkeit einer „Emanzipation" der Frau und damit einer feministischen Bewegung überhaupt fortfällt. Paris und Frankreich sollen ja das Paradies der Frauen sein, und wenn die Französinnen selbst sich so wenig beklagen, weshalb sie da künstlich unzufrieden machen? Der richtigen Antwort auf diese Fragen kommen wir am nächsten, wenn wir uns immer wieder vergegenwärtigen, daß weder die Aristokratie der alten Zeit noch die

Bourgeoisie der neuen Ära bis in die letzten Jahrzehnte hinein die Frau in eine wirtschaftliche Kampfstellung kommen ließen. Die Französin der höheren Schichten fühlte sich in ihrer Hörigkeit und Unselbständigkeit wohl, da alle Sorgen von ihr genommen waren, und da ihr die Ketten so vergoldet wurden, daß sie noch einen Schmuck in ihnen sah. Kunst, Literatur, Theater wetteiferten diesem feinsten Erzeugnis der fanzösischen Zivilisation, der Frau zu huldigen, d. h. der Frau der herrschenden Stände und der Courtisane. Im geistigen Leben keines anderen Volkes spielt die Frau eine solche Rolle wie in dem Frankreichs. Die Diane von Poitiers und Gabrielle d'Estrées, die Maintenon und La Vallière, die Pompadour und Dubarry und wie die Königsgeliebten sonst noch alle heißen, die Ninon de l'Enclos und Marion Delorme, die Marquise de Lafayette und die Scudery und Madame de Sévigné, die Staël und George Sand bis zu den gelehrten Frauen der heutigen Zeit, wie Madame Curie, sie alle finden in der Literatur ihre Verherrlichung, in der die Frau stets im Mittelpunkt des Interesses steht. Das alles darf uns aber darüber nicht hinwegtäuschen, daß neunundneunzig Hundertstel der Französinnen außerhalb dieses bevorzugten Kreises bleiben, und je länger man in Frankreich lebt, desto mehr erkennt man die Hohlheit der Legende von der französischen Galanterie oder vielmehr, man lernt, daß diese oberflächliche Galanterie nichts, gar nichts mit der Höflichkeit des Herzens und der Ehrerbietung zu tun habe, die die männlichen Völker der germanischen Rassen der Frau entgegenbringen. Der Franzose kann sich in eine Frau verlieben, er kann sich für sie ruinieren und er wird doch nie etwas Gleichberechtigtes in ihr sehen, nie ein Wesen von freier Selbstbestimmung. Nichts ist in Frankreich so unmöglich — hat Napoleon einmal gesagt —, als daß eine Frau ihren eigenen Willen hat. Das erinnert an das Nietzsche-Wort: das Glück des Mannes heißt: ich will; das Glück der Frau: er will. Die Französin gefiel sich bisher in dieser Abhängigkeit vom Mann, und ihr lebhaftes Sexualempfinden wurde dabei befriedigt. Aber nun hat die Revolution in der Gedankenwelt der Französin eingesetzt und sie erkennt, wie viel Herabwürdigung, wie viel Roheit in dieser vielgepriesenen Galanterie in Wahrheit steckt. Gerade weil auch der französische Mann feminin denkt, gerade deshalb fehlt ihm die Ritterlichkeit in höherem Sinne. Er beutet die Frau und ihr Liebesbedürfnis mit weit rücksichtsloserem Egoismus aus als der Deutsche, der Engländer und gar der Nordamerikaner. Die auf sich selbst angewiesene Französin der heutigen Zeit hat angefangen, selbst zu sehen, zu prüfen, zu vergleichen, und sie hat den Glauben an das ihr vom Manne vorgeredete Märchen längst verloren, wonach sie in beneidenswerter Weise bevorzugt sein soll vor den Frauen aller anderen Nationen. Die Französin legt auch mehr und mehr ihre Furchtsamkeit ab, und sogar in den zurückgebliebensten ländlichen Gegenden ist die Sitte verschwunden, daß die Bäuerin sich erst dann zu Tisch setzen darf, wenn der Mann seine Mahlzeit beendet hat. Wer ein wenig ins französische Leben hineingesehen hat, weiß, daß das „l'homme s'agite, la femme le mène“ der Madame Tallien heute nur auf die sehr enge Welt Anwendung finden kann, in der man sich angeblich niemals langweilt, und in der allerdings die Damen von der Art der Cabarrus herrschen. Diese Welt ist aber nicht Frankreich, und die Millionen der arbeitenden und um ein wenig mehr soziale Gerechtigkeit kämpfenden Französinnen können beanspruchen, daß man sie neben den hirn- und herzlosen Modepuppen der Ehebruchs- und Demimondetheaterei nicht ganz übersieht. Vielleicht kommt man auch schließlich in Deutschland dahinter, daß die „echte Pariserin“ des alten Clichés ein Geschöpf ist, das in dem Moschusdunst aller Weltstädte gedeihen kann und auch wirklich gedeiht, und das mit der wahren Pariserin und der wahren Französin nicht das mindeste zu tun hat.

Dr. Franz Wugk.



Vom Nutzen der Bibelfestigkeit

Man kann ja die „Bibelfestigkeit“ in doppeltem Sinne auffassen. Zuerst denkt man an jenes zitatenfreudige, tüchtige Puritaner- und Luthertum, das für jede Stimmung und Lage durch ein kerniges Bibelwort die Lösung oder doch einen Ausweg fand. In diesem Sinne schlagen uns Deutsche die Landsleute Carlyles und Ruskins und neben diesen die puritanischen Brüder in Amerika um beträchtliche Längen. Aber nicht von dieser Seite wollen wir den Begriff fassen; wir denken an die in unmeßbarem Umfang betätigte Ausnützung der Bibel durch Literatur, Musik und bildende Künste und möchten an Beispielen zeigen, wie in sehr vielen Fällen nur Bibelsicherheit zum klaren Erkennen und Auffassen führt oder doch die Richtpunkte angibt.

Die Kunstgeschichte nennt unter den neuentdeckten großen Meistern der deutschen Frührenaissance den Rheinländer Konrad Witz und bezeichnet besonders sein in Genf stehendes Bild „Fischzug Petri“ als ein Meisterstück großzügiger und getreuer Auffassung des Landschaftlichen: Alt-Genfs Umgebung und Bergkulissen rahmen den biblischen Vorgang ein. Über diesen Vorgang selbst aber findet man teils verschwommene, teils vollkommen falsche Deutung. „Fischzug Petri“: so nennen es z. B. Burckhardt, Händke, Wörmann, schließlich auch der Lichtbilderkatalog. Ein Blick auf das Bild und in die bekannte, vom Fischzug Petri handelnde Bibelstelle, und der Mißgriff liegt vor Augen. Wie kommt denn Christus ans Ufer, wo sollen die Hörer sein, warum ringt Petrus mit den Wogen, weshalb schläft der eine Jünger im Kahn? Konrad Witz hat vielmehr das berühmte, vielangefochtene Schlußkapitel des Johannesevangeliums illustriert. Jesus erscheint nach seiner Auferstehung am See Tiberias Petrus und andern Jüngern, während diese fischen. Und nun hellen sich, abgesehen von der richtigen Deutung des Ganzen, eine Reihe von Einzelzügen auf und gewinnen unser besonderes Interesse. Man liest die feine Behandlung der Beleuchtung auf diesem Bild gerühmt — Konrad Witz malte eben Morgenstimmung und Dämmerung, dem Text folgend: „Da es aber jetzt Morgen war, stund Jesus am Ufer usw.“ Der eine Jünger schläft im Kahn: auszudrücken, wie sie sich bei dem nutzlosen nächtlichen Fischfang abgemüht hatten. Die im Kahn haben das Netz zur Rechten des Kahns geworfen, genau wie es ihnen der geheimnisvolle Mann am Ufer eben zugerufen hat. Und auch die merkwürdige Haltung und Bildung der einsamen Christusgestalt erklärt sich als fesselnder, wenn auch nicht recht geglückter Versuch, dem Auferstandenen einen überirdischen und zugleich den Jüngern, wie es im Text angedeutet, fremden Zug zu geben. Und so ist das Bild nicht, wie man liest, nur seiner Staffage halber reizvoll, sondern der Meister hat mit dem biblischen Text aufs getreueste und beste zu wuchern versucht: seine Art, die Bibel zu illustrieren, läßt sich schon an diesem Bild klar erkennen.

Ich reihe an den altdeutschen Meister ein Beispiel aus der holländischen Zone. Unter den Perlen der leihweise der Münchner Pinakothek übergebenen Castanianschen Sammlung fesselt ein vorher nicht bekanntes Bild des Jan Steen: „Verabschiedung der Geliebten“ genannt. Im modischen Gemach gibt ein im Bett sich lässig aufrichtender Jüngling seinem Burschen die Weisung, ein Mädchen aus dem Zimmer zu jagen. Die Roheit des Burschen, die Verzweiflung der vorher Geliebten und die Blasiertheit des hohen Herrn wirken in fesselndem Stimmungskontrast. Aber was soll die ausgesprochen jüdische Physiognomie des Liegenden? Warum ist die Geste der Jungfrau so rührend und zum Mitleid aufrufend, gar nicht so, wie man abgedankte Mätressen malt? Jan Steen hat keine anonyme „Verabschiedung“ gemalt; ihm gab zweifellos eine alttestamentliche Familientragödie den Stoff. Der Jüngling im Bett ist Amnon, der Sohn Davids (2 Sam. 13), der, in seine Halbschwester Thamar verliebt, sich krank stellte, die Jungfrau, die ihm Krankenkost bringen mußte, mit List hereinlockte und vergewaltigte. „Und alsdann“, sagt der Text, „ward er ihr überaus gram, daß der Haß größer war

denn vorher die Liebe. Er rief seinen Knaben, der sein Diener war, und sprach: ‚Treib diese hinaus usw.‘“ Wer des Kapitels Inhalt neben das Bild hält, erkennt, daß Jan Steen auch in der Geste der Verzweifelten, Betrogenen Klänge des Textes verwendet hat. Eine gewisse Vorliebe für solche mit schwüler sinnlicher Atmosphäre getränkte Bibelszenen ist ja den Niederländern, Meistern und Abnehmern, eigen gewesen.

So bildet in zahlreichen Fällen die Grundlage für die Erklärung, aber auch für das Verständnis und den rechten Genuß eben nur der biblische Grundtext, und von ihm aus erhebt sich, auch für den Laien voll Anziehung und Reiz, eine Reihe fesselnder Probleme und Lesarten. Das ist ja doch wohl auch der natürliche Weg: denn sollten sich nicht die Meister die Stelle, die sich ihnen zum Bilde verdichtete, erst gründlich und vielfach angesehen haben? Und dann ist es besonders bei alten Meistern von Reiz und Bedeutung, zu prüfen, wie weit der einzelne Künstler „illustriert“, ob er vielleicht getrennte Handlungen des Textes durchaus dem e i n e n Bild einverleiben und kein Titelchen übergehen will, oder ob er kluge Wahl, sichere Momente trifft, wie weit landläufiger Irrtum und falsche Anschauung ihn in den Bann schlugen. Das gilt von dem Jünger, „der an Jesu Brust lag“: jener Stelle aus dem Abendmahl, die vom frühen Mittelalter an mit rührender Naivität wörtlich genommen und durchgeführt, sicher zu der Durchsetzung des schwärmerisch hingebenden, weichen Johannestyps mit beigetragen hat. Wir sehen den formsicheren Andrea della Robbia in seinem Abendmahl-Relief (Florenz, S. Fiore) genau so kindlich und wörtlich interpretieren, wie es etwa Riemenschneider und andere deutsche Meister tun. —

Und dann die Frage: Was ändert der Künstler? Was sind seine Motive, persönliche oder von Zeitmode und Laune diktierte? Wie weit bevormundet ihn der Besteller, er sei Kleriker oder Laie? Die würdigen Ratsherren zu Würzburg, die bei der Bestellung des Adams und der Eva für das Südportal der Marienkapelle mit Majorität beschließen, daß Meister Riemenschneider den Adam „bartlos“ zu bilden habe, sind köstliche Modelle dazu. Wer Dürers Holzschnitte verstehen will, muß die Bibelstellen sorgfältig lesen: dann entsetzt er sich nicht mehr vor dem Schwert, das aus des Engels Mund geht, besonders wenn er bedenkt, daß Dürer seine wie seines „Grünhans“ Schnitte für Handwerker und Bauern vertrieb und gut wußte, wie sorglich diese Bilder und Schriftstellen verglichen. Wie merkwürdig andererseits, daß Dürer sich zur Offenbarung des St. Johannes hingezogen fühlte und dem spröden Text künstlerische Werte abgewinnen wollte, wo Luther das Buch als ihm unverständlich am liebsten abgelehnt hätte. —

Greifen wir hinüber ins Reich der Tonkunst, so ist auch hier das Verhältnis von Groß- und Kleinmeistern zu ihren Bibelmotiven oder doch mit ihr zusammenhängenden Themen, wie Messe oder Requiem, oft von biographischem, oft von kulturgeschichtlichem Wert und Interesse. Am urgewaltigsten spricht das zu uns, wenn wir etwa das Credo in J. S. Bachs H-Moll-Messe neben Beethovens Credo in der Missa solemnis halten. Mit dem landläufigen Gegensatz protestantisch und katholisch ist hier gar nichts gesagt und getan, eher eine Lächerlichkeit begangen; denn Bach schreibt die Messe für den katholischen August den Starken, und das Motiv, auf dem diese Urfuge sich aufbaut, ist der katholischen Liturgie entnommen, wie dies Mendelssohn auf seiner italienischen Reise mit Entzücken feststellte. Es handelt sich hier um den Gegensatz persönlicher Anschauung. Für Bach ist jede Silbe, jeder Gedanke des Bekenntnisses freudigste, klarste Gewißheit, ausgesprochen mit felsenfester Zuversicht, für Beethoven ist es ein unfaßbares Mysterium. Die Schwärmerei für Bach ist zurzeit in Deutschland, aber auch in romanischen Ländern verbreiteter als jemals: aber Bach ohne die Bibel verstehen wollen ist ein Unding; das gilt nicht nur für die Passionen, sondern fast mehr noch für die zahllosen Kantaten. Wie anziehend und merkwürdig ist seine gewaltige Achtung vor dem Wort, von dem er sich nichts abhandeln läßt, unbekümmert darum, ob nun eine Parenthese des Evangelisten dem musikalischen Sinn zuwider ist. Aber man halte nun neben die Texte bei Bach, wo das pietistische Ideal

zahllose Arabesken und poetische, sehr oft auch unpoetische Paraphrasen um den lapidaren Bibeltext schlingt, unseren G. F. Händel mit seinem sicheren Gefühl für die Größe des ungeschminkten Bibelworts, das keiner Auslegung und Umrankung bedarf. Aus solchem Erz ist sein „Israel in Ägypten“ gegossen, aus dem gleichen Stoff sein „Messias“. Wer in diesen aus alttestamentlichen Prophetenstimmen und jungevangelischen Apostelworten zusammengewobenen Text sich vertieft, dem wird andächtig zumute, als blickte er auf zu der Gestaltenwelt an der Decke der Sixtina. — Die sonderbare Unsicherheit gebildeter Leute gegenüber dem „Deutschen Requiem“ von Joh. Brahms, dessen Gedankenverbindung freilich keine alltägliche ist, aber, einmal in den Grundlagen aufgesucht, den Genuß und die Erkenntnis verdoppelt, ist eine von Brahmsfreunden immer wieder beobachtete betrübliche, aber aus der Bibelunsicherheit leicht zu erklärende Erscheinung. Schlimmeres noch beobachtet man vor Brahms' „Ernsten Gesängen“. Man sehe nur die indignierten Gesichter, wenn des alten Sirach herbe Weisheit erklingt: „Denn es geht dem Menschen wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch usw.“ Die Gedankenverbindungen, bei Sirach so wohl verständlich, erregen ästhetischen Anstoß, statt daß sich die guten Leute ihrer Unkenntnis schämen, die sie dann meist hindert, zu erkennen, daß der Meister mit seinen vier ganz unzusammenhängenden Bibelstellen einen Gedankenbau geschaffen hat, um den ihn der größte Theosoph beneiden darf.

Für die Literaturkunde, ob wir ihr als Gelehrte oder als Laien dienen, bedürfen wir der Bibelfestigkeit fast in noch höherem Maße. Man wird sich bei „Eilebeute“ und „Habebald“ im zweiten Teil des Faust an Dürersche Stiche gemahnt fühlen, aber vor allem heißt es die beiden Gestalten im Jesaiastext nachsuchen. Man wird nicht weiter die „goldenen Äpfel in silbernen Schalen“ als besonders glückliches Bild Goethes preisen, sondern auf Sprüche Sal. 25, 11 deuten. Auch dem Zerrbild des biblischen Zitats, der im Mittelalter viel und noch an der Schwelle unseres Jahrhunderts gelegentlich geübten Satire, nachzugehen, hat kulturhistorischen Wert.

Man fühlt deutlich, wie der Zeitgeschmack solchen Versuchen bald entgegentrat, bald entgegenkam. Albrecht Achilles fühlte sich gröblich beleidigt, als sein Versuch, den Klerus mit einer Steuer zu belegen, in einer Schrift: „Passio dominorum sacerdotum sub dominio Marchionis“ ironisiert wurde, und fahndete nach dem geistlichen Urheber der Spottschrift. Seinen Zeitgenossen aber, soweit sie dem Markgrafen nicht befreundet waren, dünkte diese Satire ein Leckerbissen, während wir heute, abgesehen von der banalen Setzung von „Klerus“ für Christus und anderen Geschmacklosigkeiten, die Benützung der Passionsszenen für satirische Zwecke durchaus verwerfen und peinlich empfinden. Ähnlich wirkt auf uns das seinerzeit beliebte Nürnberger Bildchen aus der Zeit um 1430, auf dem der kleine Johannes den Jesusknaben bei Mutter Elisabeth verklagt und zur Förderung des Verständnisses beigefügt ist: „Mutter, das Christuskind tut mir was!“ —

Das Wuchern mit markigen Bibelworten ist in unsern Tagen wieder gebräuchlich geworden: manchmal freilich berührt es fast komisch, wenn man die Grundbedeutung neben eine solche Anwendung hält. So glaubte Treitschke der Antike „Herzenshärtigkeit“ zuschreiben zu müssen. Christus hat dieses scharfe Wort nicht auf Griechen, die ihm so manches Mal nahetraten, sondern auf seine Jünger angewandt und ihre Herzen als hart gescholten. In jüngster Zeit ist die Plünderung biblischer Ideen und Schlagwörter besonders in der Kunstkritik verbreitet. Am schlimmsten wird der Begriff „Offenbarung“ verzerrt: ein Wort, das zu rechter Zeit sich einstellt, wenn ein begeisterter Kritiker ein neues Gemälde, Buch oder Tonstück eines lebenden oder toten Lieblings bespricht. Aber auch die Philologie bemächtigt sich des biblischen hohen Tons. Man liest im Vorwort einer Verdeutschung antiker Lyrik: „Unser Anfang sei bei dem heiligen Homer!“ Das ist hinsichtlich des Geschmacks nicht jedermanns Sache, aber es zeugt, mit ungezählten Beobachtungen ähnlicher Art zusammengerechnet, von der wieder anwachsenden Wertung biblischen Tons und Gehalts. Ist unsere Zeit nun auch gewiß nicht bibelscheu, so fehlt ihr doch zum Anspruch auf den Ehrennamen „bibelfest“ sehr vieles, sie muß

erst wieder erkennen lernen, daß der Bibelfreund, geht er mit offenem Auge durch die Welt, für viele Wege und Stücke der Kunst und der Kultur einen guten Schlüssel stets bei der Hand hat. Besucher der Museen und Galerien hört man nur zu oft es bedauern, daß ihnen die biblischen Stoffe, so oft von Meistern behandelt, nicht genügend bekannt oder gegenwärtig seien und damit der rechte Genuß genommen. Wem es ernst ist, der kann diesem Mangel an seinem Teil abhelfen. Die beste Vermittlerin der Bibelfestigkeit freilich bleibt die Schule, besonders ihre höheren Gattungen: hier bietet sich in unzählbaren Fällen Gelegenheit, das junge Deutschland zur Erkenntnis auch des Kulturrechtes und des Kulturwertes der Bibel zu erziehen.

Prof. Hartmann



Zeichen aus einer anderen Welt

Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß auch die exakte Wissenschaft sehr oft vor Erscheinungen steht, die der Laie mit „übernatürlich“ bezeichnet. Gemeint ist aber „übersinnlich“. Die Kräfte, welche mitwirken, um derartige übersinnliche Erscheinungen zu zeitigen, werden von erklärungslustigen Leuten in das Gebiet des Hypnotismus und Magnetismus verwiesen, und zu einem gewissen Teile ist dies zweifellos zutreffend. Der Psychiater geht weiter und behauptet, die Empfänglichkeit und Wahrnehmungsfähigkeit für übersinnliche Eindrücke liege im Nervensystem. Beides mag sich ergänzen, ohne daß man jedoch des Rätsels Lösung dadurch näher kommt. Sicher ist, daß man derartige Wechselwirkungen von äußeren und inneren Kräften nicht bloß beim Menschen, sondern auch beim Tier antreffen kann, wie aus Nachstehendem hervorgehen wird.

Vorausgeschickt sei noch, daß diese Zeilen keinenfalls als eine Art Propaganda für die Satzungen des Spiritualismus gelten sollen, denn unter diesem Deckbegriff verbirgt sich im wahrsten Sinne des Wortes so viel „Dunkeles“, daß der vernünftige Mensch nicht gern mit dieser blindlings überzeugten species homo paktiert. —

Auch die Hinzufügung einer „Erklärung“ erübrigt sich, und zwar aus dem logischen Grunde der Unmöglichkeit; es könnte sich nach Lage der Sache ja doch nur um Hypothesen handeln; diese selbst nach eigenem Geschmack zu finden bzw. aufzustellen, sei dem geschätzten Leser überlassen, der vielleicht nicht vor dem Versuche zurückschreckt, eine Nuß zu knacken, die andern bis dato zu hart gewesen ist.

Ein befreundeter Rheinländer erzählte mir: „An einem späten Winterabende saß ich auf einem einsam gelegenen Gutshofe am Sterbebette eines alten Freundes; draußen wütete ein toller Schneesturm, der Kranke lag in den letzten Zügen und wartete mit fiebernder Ungeduld auf das Eintreffen seines telegraphisch herbeigerufenen Sohnes. Dieser war Förster und wohnte etwa vier Stunden von dem väterlichen Gute entfernt; die Benützung der Kleinbahn war ihrer Abgelegenheit und geringen Fahrgelegenheit halber untunlich; der Förster mußte also wahrscheinlich per Roß oder Wagen eintreffen. Der alte Arzt sah immer unruhiger nach der Uhr und sagte dann, mich beiseite nehmend: ‚Wenn der Förster nicht bald kommt, findet er einen Toten. Nach wissenschaftlicher Berechnung hätte die Katastrophe überhaupt schon seit Stunden eintreten müssen; hier ringt der Wille zum Leben mit der Auflösung!‘ —

Der Kranke lag in einem Zustande halber Bewußtlosigkeit; plötzlich stöhnte er tief auf und rief angstvoll:

‚Das Pferd! — Pferd!‘

Wir meinten anfangs, es mit einer Phantasie des Sterbenden zu tun zu haben, jedoch fuhr dieser mit weitgeöffneten Augen mühsam fort: ‚Ein Wagen! — Schickt Peter fort! — Rasch! — —‘

Da fragte ich, die Hand des Freundes fassend und auf seine Idee eingehend: ‚Wohin soll denn Peter mit dem Wagen fahren?‘

‚Nach — dem Schlag — — Nummer neun! — Aber rasch — — sonst — — ist's — — zu spät für mich!‘

Der Arzt schüttelte den Kopf, aber ich weiß nicht, es lag etwas Zwingendes in den angstvoll hervorgestoßenen Worten meines Freundes, so daß ich ihm die Hand drückte und versprach, Peter sofort wegzuschicken. Der Knecht war eine treue Seele; trotz des Heidenwetters erklärte er sich sofort bereit, nach dem ‚Schlag Nummer neun‘, einer Stelle im Walde, zu fahren, denn er meinte, am Ende sei dem jungen Herrn dort ‚was passiert‘. — —

Wenige Minuten später hörten wir den leichten Jagdwagen zum Hoftore hinausrollen; der Kranke atmete tief und schwer und war in seinen teilnahmslosen Zustand zurückversunken. Der Arzt hatte für meine gegebene Anordnung ein mitleidiges Lächeln und brummte etwas von ‚hellem Blödsinn‘; ich nahm's ihm nicht übel, denn ich konnte mich selbst eines gewissen beschämenden Gefühls nicht erwehren, doch tröstete mich der Gedanke, den Wunsch eines Sterbenden erfüllt zu haben.

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, da rief mein Freund leise nach dem Arzt.

‚Er kommt!‘ — flüsterte er. ‚Richten Sie mich — — etwas auf.‘

Der Doktor tat's, und ich ging inzwischen ins Nebenzimmer, öffnete ein Fenster und lauschte in die stille, schneeige Nacht hinaus. Nicht das mindeste ließ sich hören. — Nach fünf Minuten aber konnte ich näher kommendes Schellengeläute vernehmen, und bald darauf jagte der Wagen in den Gutshof ein. Ich ging hinunter, den Sohn zu begrüßen; bei dem Schein der trüben Laterne, die den Hof erleuchtete, sah ich nur rasch, daß der Förster allein gekommen war, und daß an seiner linken Wange Blut herabfloß. Er schüttelte mir hastig die Hand und eilte in großen Sprüngen die Treppe hinauf ins Sterbezimmer seines Vaters. Während er dort weilte, hatten sich der Arzt und ich ins Nebenzimmer zurückgezogen, — schweigend saßen wir da — wir fühlten, jetzt ging drüben ein arbeitsvolles, vielbewegtes Leben zu Ende. — —

Nach einiger Zeit trat der Förster zu uns, er war tief ergriffen und bleich und suchte mit seinem Taschentuche die Blutspuren an Gesicht und Kleidung zu verwischen. Erschöpft ließ er sich nieder und erzählte dann:

‚Das war ein wahrer Höllenritt! Wäre mir Peter nicht entgegengekommen, säße ich wahrscheinlich jetzt noch hilflos irgendwo im Walde. Am Schlag neun brach plötzlich ein Hirsch quer vor mir über den Weg, mein Pferd scheute und stürzte, zur Seite springend, in den Graben. Ich wurde an einen Baumstamm geschleudert, und nachdem ich mich wieder aufgerafft, sehe ich, daß mein Brauner lahmt und kaum noch einen Schritt weiter kann. In ohnmächtigem, wildem Schmerz stehe ich nun ratlos in dem nächtlichen Schneegestöber, nehme schließlich mein Pferd am Zügel und trabe in entsetzlich langsamem Schneckengange vorwärts. Und dabei die nagende Angst im Herzen: Nun kommst du nicht mehr zurecht! — — Da, nach einer halben Stunde höre ich einen Wagen angejagt kommen — unser alter Peter ist's! — Der brave Junge ist bei meinem Braunen geblieben und kommt langsam nach. Ich steige auf und fahre wie das Donnerwetter her. — Gott sei Dank! Der Vater lebte noch! — — Nun ist er in Frieden zur Ruhe gegangen! — —‘

Nach einer Weile unterbrach der Arzt das Schweigen:

‚Sie sind verwundet!‘

‚Ja, ja, eine leichte Schramme, wie ich an den Baumstamm anprallte; es ist nichts von Bedeutung.‘

‚Ist es Ihnen denn nicht aufgefallen, daß Sie Peter im Walde trafen?‘ fragte ich dann.

‚Nun ja — aber ich dachte schließlich, man würde hier über mein Ausbleiben ungeduldig geworden sein und darum nach mir geschickt haben!‘ gab der Förster ruhig zur Antwort.

‚Und wissen Sie vielleicht die Zeit des Sturzes?‘

‚Ja, das kann ich genau sagen, denn meine Uhr ist bei dem Unfall zu Schaden gekommen und stehen geblieben.‘ — — Wir stellten daraufhin fest, daß der Sturz von dem scheuenden Pferde zeitlich genau mit dem Rufe des Sterbenden: ‚Das Pferd! — das Pferd!‘ zusammengefallen war.

‚Sonderbar!‘ — brummte der Arzt. — Gewiß; sogar höchst wunderbar. Ich werde ‚das Gesicht des Sterbenden‘ nie vergessen. — —“

Ein anderes Bild!

Ein Zollbeamter nahe der sächsisch-böhmischen Grenze hielt einen großen Hund, den er oftmals auf seinen Revisionsgängen mitzunehmen pflegte. Da das Tier aber leidenschaftlichen Nimrodsgelüsten frönte, bereitete es seinem Herrn manches Ärgernis, und dann wurde Sylva stets etliche Tage „zur Strafe“ nicht mitgenommen. Auch an einem regnerischen Sommerabend, als der Beamte nächtlichen Grenzdienst zu versehen hatte, war Sylva mit Hausarrest belegt worden; sein Herr ging ohne ihn fort. —

Mitten in der Nacht wurde die Familie plötzlich durch ein lautes Klagegeheul Sylvas aus dem Schlafe geweckt; man hörte den Hund erregt im Vorzimmer auf und nieder laufen und an der Stubentüre kratzen. Zuerst dachte man an einen Einbruch; die Frau und der älteste Sohn bewaffneten sich in Eile, zündeten Licht an und gingen sogleich mutig an eine Durchsuchung der Wohnung. Indessen zeigte sich bald, daß die Besorgnis grundlos gewesen; der Hund dagegen behielt sein auffällig erregtes Wesen bei und machte bemerkbar, daß er hinausgelassen sein wollte. Nachdem dies geschehen, setzte Sylva sein Bellen und Winseln auf der Straße fort; lief ein Stück weg, kam wieder zurück und suchte offenbar jemanden zum Mitgehen bewegen zu wollen.

Die Frau war ratlos, was sie tun solle; da war ein Hausgenosse, ein alter Waldarbeiter, durch den Lärm munter geworden und kam herbei, um zu fragen, was es denn gebe. Nachdem er den Bericht gehört, meinte er kopfschüttelnd, daß das Benehmen des Hundes sicher einen Grund habe, und er erbot sich, dem Hund zu folgen, falls der älteste Sohn des Beamten mitginge. Dieser erklärte sich bereit, und eiligst machten sich die beiden für die nächtliche Streife bereit. Als der Hund sah, daß man Anstalten traf, ihm zu folgen, sprang er freudig umher und drängte dann winselnd zur Eile.

Sylva führte die beiden Männer in den Wald, die sogenannte „Felsengasse“ entlang, immer weiter und weiter, so daß sie schon mehrmals die Lust verloren, noch weiter mitzugehen; dann aber stieß der Hund stets ein klägliches Geheul aus und bettelte so lange, bis man ihm wieder nachkam. Endlich machte Sylva an einem schlüpfrigen Felsenhange halt und bellte anhaltend und laut, als gelte es, einen Toten zu erwecken.

Da klang aus der Tiefe ein Stöhnen herauf, und eine erschöpfte Stimme rief: „Ist jemand hier? — Hilfe! Hilfe!“

Entsetzt erkannten die Männer die Stimme des Zollbeamten. — — Der Waldarbeiter leuchtete mit seiner Laterne das Terrain ab, so gut es gehen mochte, und schließlich zeigte der Hund durch jubelndes Gebell an, daß er eine Stelle zum Niedersteigen gefunden hatte. Einige Minuten später standen die Retter vor dem Verunglückten, der bereits infolge der Aufregung und der Schmerzen, die ihm ein Schenkelbruch verursachte, in starkem Fieber lag.

Unter großen Mühen brachte man ihn bis zu der nicht allzu fernen Landstraße; dort kam zum Glück ein verspätetes Bauernwäglein, und der Mann ließ sich bewegen, umzulenken und den Verunglückten heimzufahren, wo ihm alsbald ärztliche Hilfe zuteil ward.

Sylva war sein Retter gewesen. Besaß der Hund auch hellseherische Kräfte? — —

Ein ebenfalls wundersames Stücklein erzählte mir ein naher Verwandter:

„In der Nähe meines Heimatdorfes in Schlesien liegt ein größerer Forst; dort sollte es an einem Kreuzwege zur Nachtzeit ‚spuken‘. Man erzählte sich allgemein, daß dort ein kleiner schwarzer Hund mit glühenden Augen auf den Wanderer zuspringe und unter jämmer-

lichem Winseln nicht von seiner Seite weiche. Man hätte mir als Junge ein Vermögen versprechen können, ich wäre jene Stelle nicht passiert, während ich sonst durchaus kein Angsthase war und im übrigen auch nicht zugab, an die Sache zu ‚glauben'.

Als ich dann später zum Militär kam, hatte ich mich gelegentlich eines Heimats-Urlaubes in einem Nachbarorte beim Tanze bis nach Mitternacht aufgehalten, und es lag mir daran, nun auf dem nächsten Wege heim zu kommen. Dieser nächste Weg aber führte durch den Forst, an jenem unheimlichen Kreuzweg vorüber.

Meine Tanzgenossen rieten mir teils ernsthaft, teils lachend von diesem Wege ab und frischten die Erinnerung an die Spukgeschichte meiner Kinderzeit wieder auf.

‚Unsinn!' sagte ich. ‚Ihr werdet doch einem preußischen Soldaten nicht zumuten, solchen Ammenmärchen zu Gefallen einen Umweg von drei Viertelstunden zu machen?! — Ich gehe!'

Ein alter Freund meines Vaters, der behauptete, den Spuk selbst gesehen zu haben, beharrte indessen eindringlich darauf, wenigstens die starke Dogge des Gastwirtes an der Leine mitzuführen und sie dann andern Tags zurückzuschicken. Ich mußte schließlich nachgeben und zog mit der starken, bissigen Dogge ab. Die Nacht war mondhell, und selbst auf dem breiten Waldwege herrschte so klares Licht, daß man weithin jede Einzelheit deutlich unterscheiden konnte. So näherte ich mich dem Kreuzwege. Plötzlich begann die bisher munter neben mir hertrabende Dogge zurückzudrängen; sie zog den Schwanz ein, zitterte, winselte und ließ sich nur gewaltsam vorwärts bringen.

Ich spähte umsonst nach einem sichtbaren Zeichen ihrer offensichtlichen Furcht und schritt weiter. Kaum aber hatte ich den Kreuzweg selbst erreicht, als der Hund einen wahrhaft menschlichen Schrei ausstieß, und ehe ich's hindern konnte, hatte er sich mit einem mächtigen Ruck von mir befreit und eilte unter jämmerlichem Geheul in rasenden Sprüngen zurück. Ich will ehrlich sein — mich überlief bei diesem Vorkommnis ein Gruseln; ein nie gekanntes Gefühl der Beklemmung kam über mich, aber ich zog mein Seitengewehr und donnerte zur Selbstermutigung einen kernigen Soldatenfluch in die stille Nacht hinaus. Nichts rührte sich; lautlose Stille; nur aus der Ferne hörte ich noch das Heulen des fliehenden Hundes. So überschritt ich unangefochten den spukhaften Kreuzweg.

Den kleinen Hund mit den feurigen Augen habe ich nicht zu sehen bekommen, immerhin aber gab mir das Benehmen der starken, sonst ungemein mutigen Dogge Anlaß zum Denken.

Was in aller Welt konnte die Ursache der furchtbaren Angst des Tieres sein? Sprechen hier wirklich ‚unsichtbare' Einflüsse mit?

Als ich andern Tags mein Erlebnis erzählte, erfuhr ich, daß sich das Pferd eines Forstbeamten genau so zu verhalten pflegte wie der Hund; es soll zur Nachtzeit nie zu bewegen gewesen sein, den Kreuzweg zu überschreiten, und als sein Reiter dies einmal mit Gewalt zu erreichen strebte, hat er dies mit einer sehr unsanften Trennung von seinem im übrigen lammfrommen Rosse bezahlen müssen." — —

Sicher ruht in dem Verhalten jener Tiere ein Rätsel, das Menschenverstand nicht zu ergründen vermag! —

Derselbe Verwandte berichtet noch von einem anderen mysteriösen Ereignis, das während seiner Knabenzeit im Elternhause vorfiel. Er sagt:

„Über unserer Wohnstube wohnte der Großvater als Auszügler; er war seit Jahr und Tag durch die Gicht an Lehnstuhl und Bett gefesselt und wurde von der Mutter und uns Kindern gewissenhaft besucht und versorgt. Für den Fall, daß er während seines Alleinseins etwas wünschte, hatte er seinen Krückstock neben sich liegen, und mit diesem pflegte er dann etliche Male stark auf den Fußboden aufzustoßen; wir kannten dies Klopfsignal an unserer Zimmerdecke gar genau und verfehlten dann nie, allerschleunigst zu ihm zu eilen, denn der Großvater war ein ungeduldiger Herr, der auf gut schlesisch recht unangenehm grob zu werden verstand. —

Eines Abends — der Großvater war wie gewöhnlich schon sehr frühzeitig zu Bett gegangen — saßen wir Familienglieder noch plaudernd und lesend am Tisch, als mit einem Male das bekannte, energische Klopfen an der Decke erklang. Wir sahen uns überrascht an, denn nachdem der Großvater einmal zur Ruhe gegangen war, hatte er bislang noch niemals geklopft. Die Mutter schickte mich als Ältesten hinauf, um zu fragen, was der Großvater wünsche. Als ich eintrat, brannte wie immer das kleine, trübe Nachtlicht auf dem Tische neben dem Bett, die silberne Taschenuhr tickte laut und vernehmlich — sonst herrschte tiefe Stille.

‚Großvater, willst du etwas?' fragte ich halblaut. Keine Antwort. Ich trat näher und sah, wie der Großvater mit weitgeöffneten Augen und halboffenem Munde regungslos dalag. Ein seltsam banges Gefühl beschlich mich — ich ergriff die herabhängende Hand — — sie war eiskalt. — Ich hatte einen Toten berührt.

Voller Aufregung lief ich hinab und platzte mit meiner Nachricht höchst unvermittelt in den Kreis der nichts ahnenden Meinen. Man glaubte mir nicht.

‚Der Großvater hat ja vor kaum drei Minuten noch geklopft!'

Nun gingen wir alle hinauf; ich hatte recht gehabt. Der Großvater war tot und, wie der herbeigerufene Arzt bekundete, bereits seit mindestens einer Stunde am Herzschlag verschieden! —

Als wir ihm von dem Klopfen erzählten, lächelte er und sagte, das sei eine Sinnestäuschung gewesen. Daß damit aber keine Erklärung gegeben war, liegt auf der Hand, denn bei fünf Personen verschiedenen Alters und Geschlechts, die, von gleichgültigen Dingen plaudernd, beisammensitzen, kann man doch absolut nicht eine gleichzeitige und gleichartige Sinnestäuschung annehmen!

Dieser kleine Vorgang ist mir heute, nach zirka fünfzig Jahren, noch genau so frisch im Gedächtnis geblieben, als hätte er sich vor wenig Tagen zugetragen." — —

Und nun zum Schluß noch ein paar Worte über die eigene Erfahrung!

Im Hause einer mir nahestehenden Familie, deren häufiger Gast ich bin, hatten wir uns eben unter heiterem Geplauder vom Kaffeetisch erhoben, und die Tochter des Hauses forderte mich auf, ihr in das gegenüberliegende Zimmer zu folgen, um eine herrlich blühende Azalea zu bewundern. Voranschreitend öffnete sie die Zimmertür, prallte aber sogleich mit einem unterdrückten Schreckensschrei jählings zurück, und da ich ihr zunächst stand, sprang ich herbei, um nach der Ursache des Schreckens zu sehen. Mein erster Gedanke war, daß sich jemand in die von Gartenanlagen umgrenzte Parterre-Wohnung eingeschlichen habe, und die Wahrnehmung, die ich machte, schien dies zu bestätigen. Ich sah deutlich einen menschlichen Schatten den hellen Korridor entlanggleiten und in den am Ende des Korridors abzweigenden Seitengang, der zum Schlafzimmer des Hausherrn führte, einbiegen.

Mit ein paar Sätzen war ich hinterdrein — — die Erscheinung war verschwunden! Ich riß die Schlafzimmertür auf — — der Raum war leer! Die Fenster waren geschlossen. Wäre ein Mensch da gewesen, er hätte nicht Zeit gehabt, bis zur Mitte des Zimmers zu gelangen, so rasch war ich ihm gefolgt; einen anderen Ausweg, den er hätte suchen können, aber gab es nicht. — Ich gestehe, daß ich schließlich ziemlich verblüfft und beschämt zu den anderen zurückkehrte; ich mußte zugeben, etwas gesehen zu haben, was gar nicht vorhanden gewesen!

Also eine optische, beziehentlich eine Sinnestäuschung — wird man sagen. Eine andere Erklärung gab es ja für mich auch nicht, doch stand dem entgegen, daß nicht bloß ich, sondern auch die Tochter des Hauses dieselbe Wahrnehmung gemacht hatte; bald wurde das kleine Vorkommnis in lustiger Weise diskutiert, und schließlich ward die übermütige Behauptung aufgestellt: „Es hat eben ‚gescheecht'!"

Wider Erwarten nahm der bejahrte Hausherr, der sonst sehr gern fröhlich mit den Fröhlichen war, unser behaglich immer weiter ausgesponnenes Spukgeschichten-Thema jedoch sehr mißvergnügt auf und meinte verdrießlich, wir sollten endlich von etwas anderem sprechen. Das geschah denn auch, und ich hatte die Sache bald vergessen.

Eine Woche später erhielt ich Nachricht von der plötzlichen und ernsten Erkrankung des alten Herrn. Eine akute Lungenentzündung hatte sich ohne erkennbare äußere Veranlassung eingestellt, und ein paar Tage später trugen wir ihn zur ewigen Ruhe. — — —

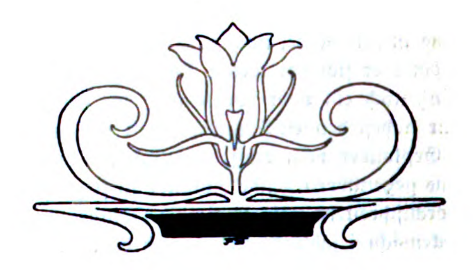
Längere Zeit danach teilte man mir mit, daß in der erwähnten Familie wiederholt tragische Ereignisse durch mystische Erscheinungen angekündigt worden seien, weshalb der alte Herr auch das Gespräch über den von mir und seiner Tochter gesehenen Schatten so wenig erbaulich gefunden hatte. —

Zu dieser Sache selbst sei nur noch bemerkt, daß sämtliche in Frage kommenden Personen auf dem Standpunkte moderner, freier Geistesbildung stehen und auch schon aus äußeren Gründen Halluzinationen hier nicht in Frage kommen können, da zwischen den räumlich, zeitlich und persönlich weit auseinanderliegenden Wahrnehmungen ein psychologischer Konnex unmöglich ist. —

Wir stehen also vor der Frage: Gibt es wirklich „Zeichen aus einer anderen Welt"?

Der Verstand wird und muß dies natürlich glattweg verneinen; dessenungeachtet dürfen jedoch die vorstehend behandelten „Einzelfälle" als ein Beweis dafür gelten, daß es für die exakte Wissenschaft eben zweifellos bis zum Weltende Mysterien geben wird, die nicht zu ergründen, aber auch nicht einfach abzustreiten sind! — —

F. Hornig





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Geburtenrückgang in Deutschland und Frankreich

In Heft 12, XIV. Jahrg., brachte der Türmer eine Abhandlung über den „Geburtenrückgang“ in Deutschland. Ein Leser des Türmers sandte diese Abhandlung an die in der internationalen Hilfssprache Ido (Reform-Esperanto) in Paris erscheinende Zeitschrift. Der französische Professor der Philosophie Couturat hat daraufhin eine in der Idosprache verfaßte Antwort veröffentlicht, die auch in Deutschland einiges Interesse beanspruchen dürfte. Wir geben sie daher in der Übersetzung wieder:

„Es ist eine amüsante Tatsache, daß die deutschen Wissenschaftler sofort den Geburtenrückschritt in Frankreich der ‚Dekadenz der Rasse‘ zuschrieben, als sich aber die gleiche Erscheinung in Preußen geltend machte, sie dafür andere und wahrere Ursachen suchten und fanden. Die wahren Ursachen sind nicht physiologische, sondern wirtschaftliche und soziale. Sie bestehen, mit einem Worte, in dem Streben nach Bequemlichkeit und Glücklichsein. Und deshalb behauptete man, daß die Geburtenabnahme eine Erscheinung der Zivilisation sei, welche fatalerweise in dem einzelnen Lande nach Maßgabe seines Reichwerdens sich geltend macht. Und in Wirklichkeit kommt sie davon, daß die Menschen immer mehr ihr Handeln und dessen Folgen überlegen und ‚berechnen‘.

Der Malthusianer sagt: ‚Wozu die Menschen vermehren, um sie noch elender zu machen?‘ Und bei der arbeitenden Klasse besonders versteht man, daß je mehr Arbeitnehmer, desto kleiner die Arbeitslöhne, wegen der natürlichen Konkurrenz der ‚Proletarier‘. Wie Professor von Pfaundler in seiner in der ‚Deutschen Revue‘ von 1902 erschienenen und heuer im ‚Progreso‘ in der Idosprache wiedergegebenen Abhandlung ‚Die Weltwirtschaft im Lichte der Physik‘ auseinandersetzt, ist die Erde als Wohnsitz der Menschen begrenzt, ebenso die Summe der verfügbaren Energie; und kann die Erde nur eine endliche Zahl von Menschen ernähren; und je mehr man sich diesem Maximum nähern wird, desto schwieriger und mühevoller wird das Leben werden. Übrigens, warum wünscht man, daß eine Nation an Zahl der Menschen zunimmt? Damit sie stärker werde, hauptsächlich im Kriege. Und selbst wenn man nicht ausdrücklich den Krieg im Auge behält, das Anwachsen der Bevölkerung selbst zwingt zur Auswanderung, zur Kolonisation, also zur Eroberung anderer Länder. Der Wunsch nach Zunahme der Bevölkerung ist verknüpft mit kriegerischer und eroberungslüsterner Auffassung. Umgekehrt ist der Wunsch, die Bevölkerungszahl einzuschränken, verknüpft mit friedlichen Tendenzen; man zieht es vor, das Leben zu genießen, als es andern streitig zu machen.

Friedlich leben von den Erzeugnissen seiner Arbeit, ist ein Ideal eines Zivilisierten. Den Besitz stets vermehren durch Krieg und Eroberung und den andern die Früchte ihrer

Arbeit rauben, ist ein Ideal eines Barbaren. Die Menschheit wird den Frieden nur dann erreichen, wenn alle Völker (auch die, welche sich als Kulturvölker bewerten) das Ideal der Barbarei zurückweisen werden, um das Ideal der Zivilisation anzunehmen. Übrigens hängt die Verwirklichung der Gerechtigkeit unter den Menschen strikte von der Gerechtigkeit unter den Nationen ab; denn die Arbeit aller Menschen würde bei weitem hinreichen, um jeden behaglich leben zu lassen, wenn die Erzeugnisse der Arbeit viel gerechter verteilt würden, und wenn die erzeugten Reichtümer nicht teilweise für kriegerische, d. h. destruktive Zwecke, verwendet würden. Es wäre viel nützlicher und humaner, die ungeheuren Summen, welche man jährlich für die Kriegsbereitschaft, d. i. für die Bedrohung des Glückes und des Lebens der Fremden ausgibt, für die Verbesserung des Lebens und Befindens der in Elend lebenden Mitbrüder zu opfern. Die zivilisierten Nationen täten viel besser, wenn sie, statt die barbarischen Völker durch Feuer und Schwert zu zivilisieren, sich selbst zuerst zivilisieren würden; und wenn, statt fremde Völker zu erobern und sie zum Elend und zur Sklaverei zurückzuführen, sie sich angelegen sein ließen, das Elend und die Sklaverei ... in sich selbst zu unterdrücken."



Aus der guten alten Zeit

Aus unserem Leserkreis wird uns geschrieben: „Der in der Zeitschrift ‚Licht und Schatten' veröffentlichte und in Heft 9, XV. Jahrg. des Türmers unter der Überschrift ‚Aus der guten alten Zeit' wiedergegebene Brief des Landgrafen Friedrich II. von Hessen an Baron Hohendorf ist eine aus amerikanischer Quelle stammende Fälschung. Bereits im Jahre 1875 bediente sich Dr. Hammacher des Pamphlets im preußischen Abgeordnetenhause, mußte aber an der Hand Friedrich Kapps, des Verfassers des ‚Soldatenhandels deutscher Fürsten' widerrufen, da dieser den Brief als eine Fälschung bezeichnete.

Hätte der Landgraf je einen solchen Brief geschrieben, so verdiente er allerdings, als ein unmenschlicher Tyrann und Seelenverkäufer gebrandmarkt zu werden; der Brief steht aber durchaus in Widerspruch mit authentischen Briefen des Landgrafen, woraus ersichtlich ist, daß er sehr für das Wohl seiner Truppen besorgt war. Der Brief wurde in Deutschland in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bekannt durch Franz von Löhers mehr patriotisches als kritisches Werk über die ‚Geschichte der Deutschen in Amerika'. Er befindet sich aber schon in einem 1783 in London erschienenen Werk ‚L'Espion dévalisé', dessen anonymer Verfasser in Form von Briefen und Anekdoten dem Leser allerlei Klatsch über die Tages-Berühmtheiten seiner Zeit auftischt.

Als Beweis, daß der Brief eine Fälschung sein muß, mögen folgende Aufklärungen dienen:

1. Landgraf Friedrich II. war allerdings zu jener Zeit in Italien, allein es war damals ganz unmöglich, daß ein am 27. Dezember (dem Tag nach der Katastrophe) von Trenton abgeschickter Brief schon am 8. Februar hätte in Rom eintreffen können; denn die Nachricht von dieser Niederlage kam erst Mitte Februar in London an, und eine direktere Verbindung gab es damals nicht.

2. Der Landgraf konnte weder an einen Baron Hohendorff noch an einen Major Mindorff schreiben, da beide Namen in seinem Heere nicht vorkamen.

3. Im oben erwähnten Werke ‚L'Espion dévalisé' wird der Brief als ein Scherz bezeichnet (‚Cette plaisanterie fût distribuée en même temps que le pamphlet précédent').

4. Statt 1650 Hessen, wie in dem gefälschten Brief steht, gab es in der Affäre von Trenton nur 17 Tote und 78 Verwundete, und ungefähr 1000 gerieten in Gefangenschaft.

5. Das Pamphlet steht mit dem Inhalt des mit Großbritannien abgeschlossenen Traktats oder Allianzvertrags in offenem Widerspruch, denn von einer Entschädigung für gefallene Soldaten ist darin keine Rede. Im Gegenteil hatte der Landgraf einen solchen Vorschlag von vornherein abgelehnt. (Siehe ‚Zeitschrift des Vereins für hessische Landeskunde', Bd. 24, Jahrg. 1901.)

In einem Artikel der ‚Vossischen Zeitung' ist kürzlich berechnet worden, daß der Landgraf unter diesem Subsidienvertrag sechs Millionen Pfund Sterling erhalten habe, für die damalige Zeit eine fabelhafte Summe. Wie die Sachen in Wirklichkeit lagen, mag sich aus Folgendem ergeben.

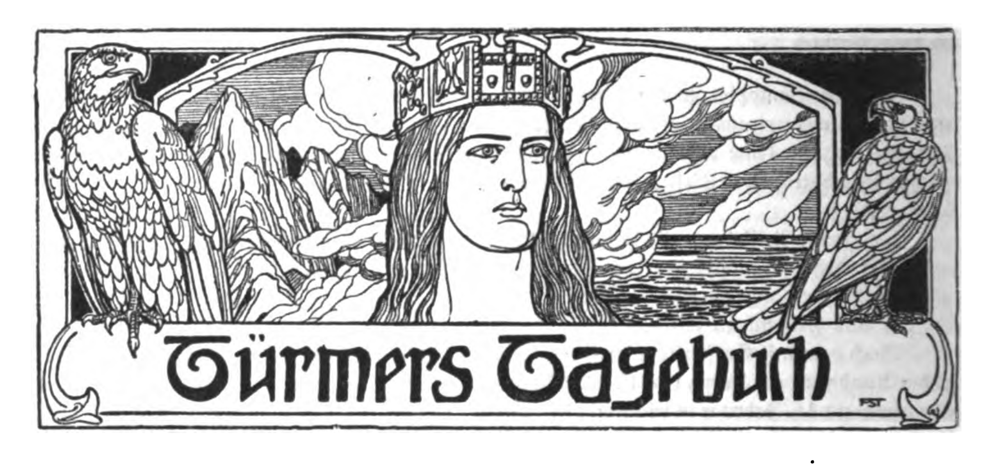
Nach dem mit Großbritannien am 15. Januar 1776 unterzeichneten Traktat verpflichtete sich der Landgraf, ein Korps von 12 000 Mann auszurüsten. Die erste Division von 6000 Mann sollte schon am 15. Februar marschfertig sein und die zweite von 6000 Mann vier Wochen später. Die kommandierenden Generäle hießen von Heyster und von Knyphausen. Hierfür zahlte Großbritannien eine jährliche Subsidie von 450 000 Taler Banko, den Taler Banko gerechnet zu 35 Sols holländisch oder 4 Schilling 9 Pence 3 Farthings englisch; und diese Subsidie sollte auf diesem Fuß die ganze Zeit dauern, in welcher sich dieses Korps im großbritannischen Solde befinden sollte.

Die hessischen Truppen kehrten endgültig im Jahre 1783 in die Heimat zurück. Berechnet man die Auszahlung der Subsidien auf acht Jahre, so macht das 8 × 450 000 = 3 360 000 Taler Banko; den Taler wie oben zu 4 Schilling 9 Pence 3 Farthings berechnet, annähernd 5 400 000 preußische Taler. Diese Subsidiengelder wurden aber in Hessen nicht etwa vergeudet oder vom Landgrafen in wüsten Orgien verpraßt, sondern zum Wohle des Landes sorgfältig verwaltet, so daß in der Sitzung der landständischen Kommission vom 29. Dezember 1830 der kurfürstliche Kommissar den Nachweis liefern konnte, daß dies Vermögen sich durch weise Fürsorge fort und fort vermehrt hatte. Das im Jahre 1830 bestehende Vermögen belief sich auf 28 507 434 Gulden 33½ Kreuzer und wurde in zwei Hälften geteilt. Die eine Hälfte wurde dem Hausschatz als Bestandteil des Familien-Fideikommisses des regierenden Hauses zugewiesen und die andere Hälfte dem Staatsschatz als Eigentum des Landes. Die erste Hälfte ging 1866 an die Krone Preußen über, und die andere Hälfte bildete das Stammkapital des Hessischen Kommunalfonds im Betrage von 22 645 084 Mark (Carl Preser, ‚Der Soldatenhandel in Hessen', Seite 88; Marburg 1900, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung).

Man muß doch diese Art von Subsidienverträgen nicht vom heutigen Standpunkt aus beurteilen. Im 17. und 18. Jahrhundert waren sie eine stehende Einrichtung, und man kennt Subsidienverträge, abgeschlossen zwischen Baden und Großbritannien (1793), Braunschweig und Großbritannien (1776), Bayern mit Frankreich 1750, mit Großbritannien 1746, mit den Niederlanden 1750; Darmstadt mit Großbritannien 1793; Mecklenburg-Schwerin mit den Niederlanden 1783; Württemberg mehrere Verträge mit Frankreich 1732, 1734, 1752, 1758.

Es ist deshalb nicht recht ersichtlich, warum in dieser Angelegenheit immer der Landgraf Friedrich II. als Unmensch und Tyrann dargestellt wird, als sei er der einzige Fürst gewesen, der die Truppen seines Staats an andere Staaten vermietet habe, nicht aber verkauft, wie es gewöhnlich, aber fälschlich heißt. E. H."





Das Opferjahr · Metallische Intimitäten · Unser Jahrhundertfestspiel

In der Begründung der Vorlage zur Deckung der Mehrausgaben für die Verstärkung unserer „schimmernden Wehr" heißt es u. a.: „Die Jahrhundertfeier der politischen Erhebung und Wiedergeburt Preußens und Deutschlands weckt die Erinnerung an die Betätigung selbstloser Vaterlandsliebe und beispiellosen Opfersinns. Wenn in einem solchen Augenblicke bedeutsamer vaterländischer Erinnerungen die verbündeten Regierungen dem Vorschlag der Erhebung eines einmaligen außerordentlichen Wehrbeitrags von dem Vermögensbesitz einmütig ihre Zustimmung geben, so geschieht dies in der festen Überzeugung, daß auch heute noch der Aufruf an die Opferwilligkeit der Besitzenden im deutschen Volke einen sehr lebhaften Widerhall findet. Eine starke Wehrmacht hat dem deutschen Volke eine jahrzehntelange Friedensarbeit ermöglicht und bleibt auch in Zukunft eine sichere Bürgschaft und Gewähr für die Erhaltung eines ehrenvollen Friedens und damit für den weiteren Fortschritt auf allen Gebieten des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens. Es erscheint deshalb keine unbillige Forderung an die Besitzenden, einen nach der Höhe ihres Vermögens bemessenen einmaligen Betrag an das Reich, das ihnen durch seinen starken Schutz den Vermögenserwerb ermöglicht hat und den ungestörten Besitz des Erworbenen gewährleistet, zur Verstärkung seiner Rüstung abzugeben. Daß die vorgeschlagene Abgabe vom Vermögen einen außerordentlichen Charakter hat und nicht wiederkehren soll, ist an sich etwas Selbstverständliches, wird zur Vermeidung jeder Mißdeutung aber auch noch in ihrer Bezeichnung als eines einmaligen außerordentlichen Beitrags zum Ausdruck gebracht."

Ganz im Gegensatz zu der neuen „Bayrischen Staatszeitung" und anderen offiziösen und nationalen Blättern, die diesen Gedanken für eine Tat von welthistorischer Bedeutung, seinen Urheber für mindestens ein Genie erklärten, bemerkt Paul Busching in den „Süddeutschen Monatsheften":

„Wenn in der amtlichen Begründung zu einer deutschen Steuervorlage Phrasen vorkommen wie: ‚beispielloser Opfersinn, bedeutsame vaterländische Erinnerungen, lebhafter Widerhall, jahrzehntelange Friedensarbeit, sichere Bürgschaft und Gewähr, politisches, wirtschaftliches und kulturelles Leben, ungestörten Besitz des Erworbenen gewährleistet' und so weiter, so ist stärkstes Mißtrauen gerechtfertigt. Wenn es ans Zahlen geht, wird sonst im allgemeinen nicht mit Phrasen gearbeitet, wo der Grundsatz: Zahlen und Maulhalten vor allem für die Beziehungen des Staatsbürgers zur Steuerbehörde noch gilt. Der Staatsbürger ist auf gute Behandlung nicht eingerichtet. Es muß also Gravierendes vorliegen.

In der Tat ist es nicht gut möglich, an dem Widerspruch zwischen dem mit klangvollen Redensarten Geforderten und der in Deutschland zurzeit herrschenden politischen Stimmung vorüberzugehen, und ebenso läßt es sich nicht vermeiden, grundsätzliche Bedenken gegen den einmaligen, außerordentlichen Wehrbeitrag auszusprechen ...

Der Bundesrat behauptet, der einmalige Bedarf könne ohne Bruch mit den Grundsätzen einer soliden Finanzgebarung nicht auf dem Wege der Anleihe aufgebracht werden. Mag sein, daß der Schatzsekretär deshalb gegen die Anleihe ist, weil, was zuzugeben wäre, ihre Unterbringung sehr große Schwierigkeiten bereiten und insbesondere den an und für sich schon hinreichend miserablen Kurs der Reichs- und Staatsanleihen früherer Emissionen aufs neue erheblich drücken würde. Aber vom Standpunkt einer vorsichtigen Finanzgebarung ist trotzdem die Anleihe immer noch sicherer, als der vollkommen neue Modus mit dem einmaligen außerordentlichen Wehrbeitrag. Dieser Wehrbeitrag soll rund eine Milliarde erbringen. Ob er diese Erwartung erfüllt, ist fraglich. Die zugrunde gelegten Berechnungen (preußische Vermögenssteuer und Bevölkerung) machen keinen überzeugenden Eindruck. Man braucht nur den Fall anzunehmen, der Wehrbeitrag würde nicht 1000 Millionen, sondern nur 800 Millionen bringen, oder von der Möglichkeit der Stundung würde ein allzu weitgehender Gebrauch gemacht werden: was ist dann mit den leitmotivischen Grundsätzen der vorsichtigen Finanzgebarung anzufangen? Dann müssen doch, wenn auch eventuell nur kurzfristige, Anleihen aufgenommen werden, deren Kurs ganz gewiß schlecht sein wird. Da ‚die Durchführung sämtlicher Maßnahmen bei den drei Hauptwaffen' für den Oktober 1913 geplant ist, bedarf das Reich sehr bald großer Mittel, deren Aufbringung außerordentlich schwer gelingen wird, wenn der Ertrag des Wehrbeitrags hinter dem Ansatz zurückbleiben oder erst sehr spät einlaufen sollte.

Wichtiger sind Bedenken gegen den ganzen Plan der einmaligen Abgabe vom Vermögen. So natürlich die entsprechend starke Heranziehung des Vermögens und der großen Einkommen zur Erfüllung vordringlicher militärischer Staatsaufgaben ist, so unnatürlich ist der vom Bundesrat beschrittene Weg. Unnatürlich deshalb, weil das sogenannte Opfer nicht in einer Zeit der feindlichen Invasion, kriegerischer Mißerfolge und dadurch herbeigeführten exzeptionellen augenblicklichen Geldbedarfs verlangt wird, sondern in einer Zeit, wo unsere Staatsmänner durch die Norddeutsche Allgemeine Zeitung mitteilen lassen, die

Aussichten für die Erhaltung des europäischen Friedens, das heißt des Friedens unter den Großmächten, seien günstig; in einer Zeit, wo unsere Staatsmänner den kleinen Leuten, welche ihr Bargeld bei den öffentlichen Sparkassen abheben wollen aus Furcht vor dem Kriege, ordentlich die angeblich dummen Köpfe waschen; in einer Zeit industrieller und kommerzieller Hochkonjunktur. Der schlichte Volksgenosse meint: Wenn ich schon in Friedenszeiten ein außerordentliches Opfer bringen muß, was werde ich erst in Kriegszeiten für einmalige außerordentliche Opfer bringen müssen? Der Volksgenosse überlegt weiter und fragt: Wenn schon die Verschiebung des europäischen Gleichgewichts auf dem Balkan militärische Leistungen erfordert, die nur durch das einmalige, außerordentliche Opfer aufgebracht werden können, was soll dann geschehen 1. im Falle eines Ausscheidens Italiens aus dem Dreibunde, 2. im Falle einer politischen Katastrophe in Österreich-Ungarn, 3. im Falle einer überraschend vergrößerten Flottenexpansion Englands, 4. im Falle der Konsolidierung einer von Rußland abhängigen allslawischen Mächtegruppierung im Südosten Europas? Jeder einzelne solcher Fälle muß doch mit Naturnotwendigkeit ein neues einmaliges, außerordentliches Opfer nach sich ziehen, nachdem uns schon beim Ausscheiden der Türkei aus Europa mehr als eine Milliarde allein für das Heer auferlegt worden ist. Die Begründung der Vorlage tut sich da sehr leicht. ‚Es erscheint deshalb keine unbillige Forderung an die Besitzenden, einen nach der Höhe ihres Vermögens bemessenen Beitrag an das Reich, das ihnen durch seinen starken Schutz den Vermögenserwerb ermöglicht hat und den ungestörten Besitz des Erworbenen gewährleistet, zur Verstärkung seiner Rüstung abzugeben.‘ Gewiß, die Besitzenden sind bereit. Aber, bitte, keinen Sand in die Augen! Wie kann eine auch nur halbwegs weise Regierung den Satz aufstellen, ein Wehrbeitrag ‚gewährleiste‘ den ungestörten Besitz des Erworbenen! Wie kann eine Regierung, die schon manche wohl realisierbare Staatsleistung auf die Vorsehung abgewälzt hat, den Besitzenden gegenüber den ungestörten Besitz des Erworbenen feierlich garantieren, damit die Vermögenden ein halbes Prozent des Vermögens bar auf den Tisch legen! Das wäre doch nicht Kleinmut, wenn gesagt würde: Wir müssen jetzt unsere Wehrmacht verstärken, aber darum gibt uns kein Mensch die Gewißheit, daß unsere Truppen siegen und unsere Siege den ungestörten Besitz des Erworbenen gewährleisten werden. Nein, die Vermögenden müssen und werden zahlen, weil die Milliarde ohne sie nicht wohl aufgebracht werden kann; aber sie werden den Bundesrat nicht haftbar machen, wenn das ihnen gezeigte Ziel aus diesem oder jenem Grunde nicht erreicht wird. Wie kann ein Bundesrat nur so daherreden?

Beinahe noch schlimmer ist die andere Behauptung desselben Bundesrats: ‚Daß die vorgeschlagene Abgabe vom Vermögen einen außerordentlichen Charakter hat und nicht wiederkehren soll, ist an sich etwas Selbstverständliches, wird zur Vermeidung jeder Mißdeutung aber auch noch in ihrer Bezeichnung als eines einmaligen außerordentlichen Beitrags zum Ausdruck gebracht.‘ Man hätte zu den verbündeten Regierungen eigentlich schon das Zutrauen haben sollen, daß sie mit dem häßlichen und oft genug verlogenen Wort ‚selbstverständlich‘ nicht um sich werfen. Geschieht das aber trotzdem, so sollte es nicht geschehen in einem

Augenblick, wo man erklärt, das einst feierlich gegebene Versprechen, die Zuckersteuer zu ermäßigen und den Grundstückstempel abzuschaffen, könne nicht eingehalten werden. Daß die verbündeten Regierungen nicht die Absicht haben, jedes Jahr ein halbes Prozent vom Vermögen zu erheben, ist ziemlich klar. Schon deshalb, weil Preußen sonst bald keine Vermögenssteuer mehr erheben könnte. Aber ganz unklar ist, ob das Reich nicht eines schlimmen Tages, etwa wenn wirklich Krieg ausgebrochen ist, zum zweiten und dritten Male die Vermögenden heranzieht. Ich habe oben die Eventualitäten internationaler Verwicklungen nur gestreift. Es sind das keine albernen Phantasien, und wenn eine von ihnen eintritt, müssen unsere Militärs von neuem viel fordern. Also, zum Teufel! wozu das Wort ‚selbstverständlich' und ‚gewährleisten', da doch die Leute, welche diese zwei Worte niedergeschrieben haben, keines von ihnen verantworten können!

Nun noch eins. Da es einen sehr heiklen Gegenstand betrifft, sei es in Kürze abgetan. Wer Gegner des Sozialismus und seiner wirtschaftlichen Theorien ist, muß gegen Dinge wie einmalige außerordentliche Vermögensabgaben grundsätzlich die Stimme erheben. So eine einmalige außerordentliche Abgabe ist, auch wenn sie als Opfer bezeichnet wird, immerhin eine kleine Expropriation. Es gibt Leute, die gegen Expropriationen einen Widerwillen haben. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß über die Begründung und Berechtigung solcher Vermögenskonfiskationen, sei es im kleinen oder im großen, zu verschiedenen Zeiten bei verschiedenen Regierungen recht verschiedene Anschauungen herrschen können. Nicht ganz ausgeschlossen wäre es, in der Theorie, daß einmal später, viel später, für bestimmte soziale Zwecke, für Zwecke der Gesundheitspflege, der Ansiedlung plötzlich und unerwartet große Ausgaben gemacht werden müssen, und daß man auch dann zu dem bis dahin jedenfalls schon gut bewährten Mittel des einmaligen außerordentlichen Opfers greifen wird. Wie gesagt, das ist eine sehr heikle Betrachtung, und sie soll nur dazu dienen, darauf hinzuweisen, wie die Staaten in Notlagen bereit sind, auch von dem inneren Feind zu lernen. Leute, die den Sozialismus für eine durchaus schändliche Einrichtung halten, werden trotzdem Bedenken tragen, die Vorlage anzunehmen; indessen gibt es ja nicht mehr allzuviel Leute der Art, und das ist auch gut.

Hoffentlich ist jetzt klar geworden, weshalb die Idee des einmaligen außerordentlichen Opfers so viele Bedenken hervorruft, weshalb wir die Idee schließlich nur aus Verlegenheit, als mangelhaften Ausweg aus einer Zwangslage hinzunehmen vermögen, und weshalb Menschen, denen patriotisches Pflichtgefühl ein Naturgefühl bedeutet, es ärgerlich ablehnen, daß ihnen mit wertlosen Phrasen ein Mittel versüßt werden soll, von dem sie wissen, daß sie es schlucken müssen, und das sie ganz ruhig hinnehmen würden, wenn nicht ...

Ja, wenn nicht die Inszenierung der ganzen Geschichte etwas von schlechtem Theater an sich hätte, und wenn sie nicht so ganz im Widerspruch stünde zu der politischen Stimmung im Reiche. Vierzig Jahre besteht das Reich, und die Generation, die jetzt an der Arbeit ist, weiß, was sie am Reich hat. Sie hat sich, meines Wissens, bisher noch nicht geweigert, Opfer für das Reich zu bringen. Sie wird das auch in Zukunft so halten, ob ihr nun von oben schön getan wird oder nicht.

Seltsam, wie rasch das ganze preußische Volk, ohne Unterschied der Klassen und Rassen, populär geworden ist in den Kreisen, die es regieren und veranlagen! Das sieht ja wie Aufdringlichkeit aus. Denn was nötig ist, geschieht ohne dies. Es tut uns nicht wohl, in der Begründung der Deckungsvorlagen zu lesen: ‚Die Jahrhundertfeier der politischen Erhebung und Wiedergeburt Preußens und Deutschlands weckt die Erinnerung an die Betätigung selbstloser Vaterlandsliebe und beispiellosen Opfersinns. Wenn in einem solchen Augenblicke bedeutsamer vaterländischer Erinnerungen die verbündeten Regierungen dem Vorschlag der Erhebung eines einmaligen außerordentlichen Wehrbeitrags von dem Vermögensbesitz einmütig ihre Zustimmung geben ...‘ Falls schon patriotische Erinnerungen im Zuge mitgehen sollen, so mögen die verbündeten Regierungen verhindern, daß Verwirrung entsteht, in der sich der Laie schließlich nicht mehr auskennt. Da der Bundesrat den Wehrbeitrag mit dem Jahr 1813 in Zusammenhang bringt, obschon das nicht veranlaßt ist, fordert er selbst einen Vergleich heraus zwischen seinem hohen Schwunge und der neuerdings wiederholt verlautbarten Geschichtsauffassung des Deutschen Kaisers, Königs von Preußen, der am 15. Juni ein Vierteljahrhundert Deutscher Kaiser ist und noch immer etwas Rätselhaftes für uns hat. Der Deutsche Kaiser hat als König von Preußen die nationale Bedeutung der Jahrhundertfeier der Befreiungskriege selbst herabgesetzt, indem er eine prachtvolle elementare Volksbewegung, die freilich nicht stillstehen wollte bei der Niederwerfung Napoleons I., damit erklärte, daß ein von Gott abgefallenes Volk den Weg zu Gott zurückgefunden habe. So einfach war die Sache nicht. Es ehrt den mächtigen Mann, wenn er so bescheiden ist, für eigene Taten dem lieben Gott die Ehre zu geben; wie schön und echt hat an Wilhelm I. diese Bescheidenheit gewirkt! Aber es ist nicht am Platze, daß der mächtige Mann die Bescheidenheit zu weit treibt und nun auch die Taten seines tapferen, hoffnungsvollen und bis in den Tod opferwilligen Volkes Gott zuschreibt. Weiter ist es merkwürdig, daß in der gleichen Zeit, da dem Volke der Wehrbeitrag unter Berufung auf 1813 plausibel gemacht wird, von den großen Führern der preußischen Erhebung amtlich nicht viel die Rede ist, während auf Silbermünzen der alte Irrwahn verewigt wird, als sei das preußische Volk erst gekommen, als sein schwacher, ewig unschlüssiger König Friedrich Wilhelm III. es gerufen hatte. Tatsache ist, daß es sehr nötig war, den König zu rufen, während anderwärts, so in Bayern, das Fürstenhaus viel mehr Verständnis für die Zeichen der Zeit hatte und kühn aufzeigte, was damals zu tun war. Halten es die Verfasser der Wehrbeitrags-Begründungs-Ansprache an das deutsche Volk für geboten, die auf Überzeugung beruhende Bereitschaft zu neuen Leistungen durch die Erinnerungen an gemeinsame Leistungen der Fürsten und Völker zu verstärken, so genügt es nicht, von Opfer und Opfersinn zu reden. Es genügt auch nicht, in die Motive hineinzuschreiben: ‚An dem vaterländischen Opfer werden auch die deutschen Bundesfürsten sich beteiligen ...‘; denn, um im Jargon der Begründung zu sprechen, diese Beteiligung ist ‚selbstverständlich‘. Nein, es sollte einiges geschehen, um die Freudigkeit am Reich zu erhöhen, und das kann kommen, wenn die bekannten, unaufhörlich wiederholten Nackenschläge für das Bürgerpublikum

aufhören. Das wäre nicht schlecht, wenn die momentan anscheinend sehr weiche Stimmung der Berliner Staatsmänner sie veranlassen würde, gewisse kleine, aber sehr wichtige Zugeständnisse zu gewähren, von denen im doppelten Jubiläumsjahr natürlich nicht allzu deutlich gesprochen werden soll. Ich meine, bei Gott, nicht die Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts in Preußen; ich meine nur eine gewisse vertrauensvolle Annäherung des Volkes an den Mann, der es führen wird in dem Kriege, welchem die großen und teuren Rüstungen jetzt dienen."

Der Verfasser erinnert dann an die Charakteristik Kaiser Wilhelms I. durch Bismarck:

„,Il était de relation sûre; eine von den fürstlichen Gestalten, in Seele und Körper, deren Eigenschaften mehr des Herzens als des Verstandes die im germanischen Charakter hin und wieder vorkommende Hingebung ihrer Diener und Anhänger auf Tod und Leben erklären. Für monarchische Gesinnung ist die Ausdehnung des Gebietes ihrer Ergebenheit nicht jedem Fürsten gegenüber dieselbe; sie unterscheidet sich, je nachdem politisches Verständnis oder Empfindung die Grenzen ziehen. Ein gewisses Maß von Hingebung wird durch die Gesetze bestimmt, ein größeres durch politische Überzeugung, wo es darüber hinausgeht, bedarf es eines persönlichen Gefühls der Gegenseitigkeit, die das bewirkt, daß treue Herrn treue Diener haben, deren Hingebung über das Maß staatlicher Erwägungen hinausreicht.'

Das einmalige außergewöhnliche Opfer des Wehrbeitrags! Das dem amtlichen Alltagsleben bei uns fremde Wort ‚Opfer' wird in der Begründung der Deckungsvorlagen so häufig angewendet, daß wir schon den Eindruck haben müssen: die von uns erwartete Leistung wird diesmal hoch gewertet. Betrachtet man nun die ganze Sache einmal so ernst, wie sie ist und wie sie sich infolge der groben Regiefehler noch nicht gezeigt hat, so müssen wir aus Eigenem weiter blicken, als die verbündeten Regierungen uns heute blicken lassen wollen. Sie sind optimistisch gestimmt; sie sagen: das Opfer lohnt sich; sie machen feste Zusicherungen. Seien wir dagegen Pessimisten. So felsenfest wir an die Vortrefflichkeit unserer Armee glauben: auch an die Möglichkeit eines Unglücks zu denken ist nicht unweise. Nehmen wir den Fall an, das einmalige, außerordentliche Opfer sei nicht ausreichend; noch mehr: in einem unglücklichen Kriege gehe das Geopferte in Trümmer. Die Nation wird den Bundesrat dann nicht an die Worte ‚selbstverständlich, einmalig und gewährleisten' erinnern, weil sie dann an andere Dinge wird denken müssen. In Tagen des Unglücks wird sie genau dasselbe tun, was sie 1813 getan hat; nicht aus staatsrechtlichen Erwägungen, sondern aus Pflichtgefühl. Dieses Pflichtgefühl zu stärken, weniger mit Phrasen als mit guten Taten und guter Gesinnung, ist die wichtige Aufgabe derjenigen, welchen das Reich, das innere Gefüge des Reichs, anvertraut ist.

Das Deutsche Reich ist begründet worden auf dem Schlachtfelde. Seit 1870/71 haben die Deutschen den Krieg nicht mehr gesehen und sind stärker und reicher geworden, als die kühnsten Träumer je gedacht haben. Auf seine Rüstung muß das Reich bedacht sein, es muß aber auch gerüstet sein für Tage, an denen

sich's erweist, daß wir zu viel auf uns genommen haben. Solche Tage können über jedes Volk kommen: sie bringen ihre großen Gefahren mit sich. Manches, was zuvor gefestigt schien, kann sich leicht lockern und rasch auflösen. Mit einem einmaligen außerordentlichen Opfer ist dann nichts mehr anzufangen. Dann wird sich zeigen, wie gut es ist, wenn in friedlichen Zeiten nicht allein für Roß und Reisige gesorgt wird, sondern auch dafür, daß im Unglück noch treue Diener bei treuen Herren stehen. Soll endlich dafür gesorgt werden?"

Wenn uns von hoher Stelle verheißen worden ist, das Jahr 1913 solle ein Opferjahr werden, wie es 1813 war, so waltet hier doch, meint Paul Harms im „Berl. Tagebl.", ein sehr merklicher Unterschied ob: „Die Männer, die 1813 das Volk zu unerhörten Leistungen anfeuerten, die spielten selbst das hohe Spiel um Kopf und Kragen mit. Nicht nur die Militärs, sondern auch die Staatsmänner. Was einen Stein erwartet hätte, wenn er auf seinen Kreuz- und Querfahrten in die Gewalt Napoleons gefallen wäre, darüber hat er sich selbst wohl keiner Täuschung hingegeben. Noch Hardenberg, als er es in den ersten Monaten des Jahres unternahm, die französischen Aufpasser seines Königs hinters Licht zu führen. Und wenn man ... Scharnhorst einen Vorwurf machen will, so kann es nur der sein, er habe auf sein persönliches Wohlbefinden zu wenig Rücksicht genommen und seinem kostbaren Leben daher vor der Zeit ein Ziel gesetzt. Aber auch die anderen, die, wie Blücher und Gneisenau, den Sturm überdauerten, haben unbedenklich ihre und der Ihrigen Zukunft als Einsatz ins Spiel geworfen. Daß der Krieg sie und ihre Familien an den Bettelstab bringen könne, hat sie keinen Augenblick abgehalten, zu tun, was sie dem Vaterlande schuldig zu sein glaubten. Und dieser selbstlose Opfermut, der sie ihrer eigenen Person gegenüber beseelte, gab ihnen die moralische Berechtigung, auch von anderen die höchsten Opfer zu fordern.

In diesem Punkte scheint das Jahr 1913 dem Jahre 1813 doch nicht völlig gleichkommen zu wollen. Man hat noch nichts davon gehört, daß die Erfinder der Opferstimmung mit freiwilligem Beispiel um Nachfolge geworben hätten. Man hört immer nur davon, daß sie freudig und hochgemut über die freiwilligen Opfer quittieren, die — andere gebracht haben. Auch die Bundesfürsten, die den — wie sagt man doch? — ‚hochherzigen' Entschluß faßten, sich am Wehrbeitrage zu beteiligen, beweisen damit doch viel vorausschauende Klugheit. Denn indem sie die Freiwilligkeit dieses Aktes so vernehmlich betonten, verwahrten sie sich stillschweigend, aber — im Tone Oertels zu reden — ‚mit machtvoller Entschiedenheit' gegen die plebejische Auffassung, wonach auch der Fürst von seinem Privatvermögen Steuern zahlen sollte wie jeder andere Bürger auch. Was beispielsweise der König von England tut. Und was in grauen Zeiten schon einmal ein preußischer König aus freien Stücken getan hat, um den Klagen hoher Herrschaften über drückende Abgaben das Maul zu stopfen. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Zweig altpreußischer Überlieferung stets kümmerlicher gepflegt worden ist als man hätte wünschen mögen.

Fast noch augenfälliger aber tritt ein anderer Unterschied zutage. Die treibenden Männer von 1813 wirkten vorbildlich nicht nur nach unten, sie

hatten ausnahmslos den Mut, eine deutliche Sprache auch nach oben zu sprechen. Daß der Freiherr vom Stein mit seiner Meinung nicht ängstlich hinterm Berge hielt, ist sattsam bekannt. Aber auch die aufrechten Militärs jener Tage standen ihrem obersten Kriegsherrn und der Clique von beati possidentes, in deren Anschauungen er zeitlebens befangen blieb, nicht gegenüber wie stumme Hunde, die gehorchen und nur auf Befehl zu denken wagen. Gneisenau, der würdige Erbe und Nachfolger Scharnhorsts, hat aus seiner Überzeugung kein Hehl gemacht, ein Volk, das seine Freiheit so mannhaft erkämpft habe wie das preußische, habe sich damit ein Recht auf Mitbestimmung erworben, und es sei ein himmelschreiendes Unrecht, ihm die verheißene Verfassung vorzuenthalten. Was wohl der Herr Großadmiral v. Koester sagen würde, wenn jemand ihm zumutete, seinen ewigen Klagen über die Mangelhaftigkeit deutscher Seerüstung auch einmal ein kräftig Wörtlein beizufügen über die Notwendigkeit der verheißenen, preußischen Wahlreform?

Und auch der andere ‚führende‘ Mann des Jahres 1913, der zurzeit den Vortritt hat und sich selbst öffentlich bezeugte, er allein habe eigentlich alles gemacht — hat er je gegen die Väter aller Hindernisse da oben ‚eine Lippe riskiert‘? Wo es sich um die eigentlichen Wehrfragen handelt, da machte der General Keim sich gar nichts daraus, die Regierung für dumm und eine Auswahl von Volksvertretern für boshaft zu erklären. Aber wenn es an die Frage der Kostendeckung geht, dann beugt sich auch das überragende Genie des Wehrvereinsvorsitzenden in Demut vor den kleinen Geistern, die in der Regierung und im Reichstag sitzen. Unter dem bequemen Vorwande: der Soldat treibt keine Politik! Jahraus jahrein unsere Hilflosigkeit zu Wasser und zu Lande bejammern, so daß unsere Diplomatie ihre Erfolglosigkeit schon als natürlichen Zustand empfindet; Rüstungen über Rüstungen zu fordern und auch unsere Nachbarn in Ost und West zu immer höheren Rüstungen zu treiben — das wäre Politik? Keine Spur! Aber die Frage, ob die Masse der Erwerbenden die Last der Rüstung auch noch tragen könne; die Frage, wie die Last zu verteilen sei, damit das Volk an seinen Begriffen von Recht und Gerechtigkeit nicht irre werde — das ist dann plötzlich Politik. Und darüber sich auch nur Gedanken zu machen, lehnt der Soldat, der seine Pflichten gegen Kaiser und Reich kennt, mannesmutig ab.

Die Männer von 1813, die dachten darin doch anders. Sie hielten es nicht nur für ihr Recht, von ihrem Volke die äußersten Opfer an Gut und Blut zu fordern; sie waren zugleich durchdrungen von der Pflicht, sich um die Bedürfnisse dieses Volkes zu kümmern und seine Ansprüche nach oben hin zu vertreten. Das ist ihnen in diesen hundert Jahren nicht vergessen worden. Weil sie ein Herz für ihr Volk hatten, trägt das Volk sie noch heute lebendig im Herzen. Denn der gemeine Mann weiß wohl, daß ein hoher moralischer Mut dazu gehört, denen ins Gewissen zu reden, die die Macht in Händen haben, die Väter zu befördern und die Söhne zu versorgen — oder umgekehrt —, und daß es weit weniger Unbequemlichkeiten verursacht, dem kleinen Mann Opfermut zu predigen als denen, die über einem oder gesellschaftlich auf der gleichen Stufe stehen. Die Männer von 1913 — sie würden im Ernst-

falle des Krieges gewiß ihre Pflicht tun, wie die von 1813, wer zweifelt daran? Sie würden in Zeiten der Not vielleicht auch den gleichen moralischen Mut nach oben und gegen ihre Standesgenossen entwickeln, der die Männer von 1813 auszeichnete. Wenn dem so sein sollte, dann bliebe nur zu bedauern, daß die von 1913 in Friedenszeiten — so gar keinen Gebrauch davon machen."

* * *

In der Tat bleibt zur Begründung dieser Nebeneinanderstellung der Jahre 1813 und 1913 nicht viel mehr übrig als die runde Ziffer, das arithmetische Spiel mit den 100 Jahren. Es ist ja eigentlich schon ein Unding, jenes bis auf das Mark der Knochen ausgesogene und dabei doch auch zu den letzten Opfern noch entschlossene Geschlecht in einem Atemzuge mit unserem heutigen Parvenü- und Protzentum zu nennen. In der „Welt a. M." knüpft Hans Leuß an den Fall des als Spion entlarvten österreichischen Obersten und Generalstabschef Redl an, der ja auch einen auffallenden Aufwand getrieben habe: „Hätte der Luxus des vermögenslosen Offiziers nicht stutzig machen müssen? Wie wäre es, wenn die Kommandeure und Chefs angewiesen würden, auffallenden Luxus eines Untergebenen immer auf seine Hilfsquellen zu kontrollieren?

Und wie wäre es, wenn Männer mit luxuriösen Neigungen nie in wichtige Stellungen berufen, vielmehr aus ihnen entfernt würden? Auch mancher Seigneur würde ja dann von der Bildfläche verschwinden, aber das wäre nicht nur kein Verlust, sondern sogar ein großer Gewinn. Fort mit Schaden!

Das Erdreich, in dem Luxus die üppigste Nahrung findet, sind die Riesengewinne der großen Erwerbsgesellschaften. Die innige Verbindung des Offizier- und Beamtenstandes mit diesen Gesellschaften ist ein Unheil. Sehr moralisch geht es da nicht immer zu. Man hört sehr wenig von der Untersuchungsaktion, die neulich im Reichstage so kräftig angeregt worden ist, als Liebknecht die Kruppgeschichte enthüllt hatte. Der Herausgeber der ‚Grenzboten', Herr Kleinow, ein Mann von konservativer Gesinnung, hat freimütig den Kruppschen Versuch zurechtgewiesen, das ‚Auskunftsbüro' in Berlin zu beschönigen. Aber wo sind die anderen Herren Staatserhalter?

Inzwischen hat das ‚Berliner Tageblatt' das Konto Krupp weiter belastet mit dem Nachweise, daß auf Herrn Thyssens Veranlassung in der deutschen Übersetzung des bekannten Buches von Huret über ‚Reiseerfahrungen in Deutschland' die Anklagen Thyssens über Krupps Monopol nachträglich ‚umgebogen' worden sind. In diesem Buche Hurets war auch der schwere Kampf Ehrhardts gegen die Begünstigung Krupps erwähnt. Ich kenne diesen Kampf sehr genau, und ich begehe keine Indiskretion, wenn ich von dem gerechten Zorne spreche, der in Ehrhardt kochte, als ihm im Kriegsministerium achselzuckend bedeutet wurde, daß er gegen Krupp nichts vermöge. Weil der Kaiser mit der Familie Krupp befreundet war, protegierten die Behörden die Firma Krupp. Die Freundschaft des Kaisers war für diese Firma ein lukratives Geschäft, das aber den deutschen Steuerzahlern sehr kostspielig wurde.

Ehrhardt hatte die größten Verdienste um die Wehrhaftigkeit des Reiches sich erworben, als er gegen den jahrelangen Widerstand Krupps das Rohrrücklaufgeschütz konstruierte und zum Siege führte. Krupp aber sollte die Früchte ernten. Die Anklagen, die Herr Thyssen wegen dieses Monopols der Firma Krupp zuerst Herrn Huret anvertraut, dann aber ‚umgebogen' hat, waren sehr verdienstlich und berechtigt. Das finanzielle und das militärische Interesse des Reiches machen es zur Pflicht der Minister, dafür zu sorgen, daß die Beziehungen des Kaisers zur Familie Krupp nicht einmal in das Licht kommen dürfen, daß sie auf die Geschäfte der Firma Krupp einen fördernden Einfluß haben.

Thyssens und Ehrhardts Klagen sind ein sehr dankbares Feld für den Reichstag, der es nicht zulassen darf, daß das Reich Monopole von Privaten züchtet auf Kosten des Volks und zum Schaden der Wehrhaftigkeit des Landes. Um welche Preisunterschiede es sich dabei handeln kann, zeigte sich besonders grell bei einer Munitionslieferung: Ehrhardt hat dem Reiche ein auch im Frieden in großen Mengen erforderliches Geschoß zu ungefähr einem Drittel des Preises geliefert, den vorher Krupp erhalten hatte.

Die Minister haben selbstverständlich die Pflicht, den Kaiser darüber aufzuklären, daß die Interessen des Reiches nicht nur gleiche Behandlung, sondern sogar die Begünstigung der Konkurrenz Krupps verlangen, damit das Monopol Krupps gebrochen wird.

Ich wiederhole auch den Ausdruck meiner Ansicht, daß es nicht geduldet werden darf, daß ein Admiral, der in Pension geht, Aufsichtsratsposten bei den Monopolfirmen annimmt, mit denen er jahrelang als Dezernent im Marineamt Geschäfte über riesige Summen für das Reich abgeschlossen hat.

Solche Vorgänge enthüllen einen Zustand, der sich aus dem Kontrast zwischen Beamtengehältern und Industrieprofiten ‚natürlich' entwickelt, aber deshalb noch nicht unbesehen forterxistieren darf, weil er ‚natürlich' ist. Im Jahre 1875 warf die ‚Kreuzzeitung' dem Fürsten Bismarck vor, seine Beziehungen zu Bleichröder dürften mindestens indirekt schon an die vorministerielle Zeit des Fürsten anknüpfen, als derselbe, um mit spärlichem Gesandtengehalte und ohne eigenes Vermögen seinen Souverän repräsentieren zu können, allerdings guten Rat in finanziellen Dingen haben mußte.' Als Bismarck darauf alle Leute öffentlich brandmarkte, die noch an der ‚Kreuzzeitung' festhielten, trat ihm der preußische Adel beinahe geschlossen mit einer öffentlichen Erklärung gegenüber. Wo sind diese Herren jetzt, da zwischen Behörden und großen Erwerbsgesellschaften Fäden hin und her laufen, die einen hohen Offizier, der in Pension geht, aus dem Dezernat für Artillerie in vier Aufsichtsratssinekuren bei Gesellschaften leiten, mit denen er für das Reich Riesengeschäfte geschlossen hat? Ich behaupte nicht, daß das Reich billiger gekauft hätte, wenn der Dezernent des Marineamts nicht nachher Aufsichtsrat geworden wäre, — die Gesellschaften können sich ja den Offizier gerade deshalb geholt haben, weil er ihnen vorher als energischer Preisdrücker imponiert hatte; — aber ich behaupte, daß auch in diesem Falle solche Verbindungen ausgemerzt werden müssen, und daß sie weit mehr Anlaß zum Unbehagen geben, als Bismarcks Verbindung mit Bleichröder.

Roosevelt war in Amerika erledigt, als sich herausstellte, daß für seine Wahl die großen Erwerbsgesellschaften Geld hergegeben hatten, die er als Präsident öffentlich bekämpft hatte. Das Verhältnis *unserer* kapitalistischen Großmächte zu den Behörden zeigt auch eine *Intimität, die eine sehr große Störung verdient.*

Der steigende Luxus und die Verwischung der richtigen Grenzen zwischen dem Erwerbsleben und den Staatsgeschäften — das sind die Quellen, die man abgraben muß, wenn man das Land rein halten und die Verderbnis hindern will.

Ein Dernburg mag ruhig aus dem Bankgeschäft ins Ministerium berufen werden, aber er verdiente öffentliche Kasteiung, wenn er bei seinem Scheiden aus dem Amte Aufsichtsrat bei den Gesellschaften geworden wäre, mit denen er Diamantengeschäfte für das Reich geschlossen hat.

Wenn es jetzt auch stille geworden ist von dem großen Reinemachen, das der Reichstag verlangt hat: *der Tag der Musterung muß doch kommen...*"

In dem hier erwähnten Aufsatz der „Grenzboten" hatte deren Herausgeber George Cleinow u. a. ausgeführt:

„Seit Monaten wurde in den politischen Salons geraunt, im Kriegsministerium seien Bestechungen vorgekommen. Im Januar dieses Jahres verdichteten sich die Gerüchte dahin, mehrere Direktoren der Firma Krupp stünden unter Anklage wegen Landesverrats, seien sogar verhaftet worden. Obwohl die Angelegenheit viele Monate anhängig gemacht war, erfuhr die breite Öffentlichkeit erst von ihr, als der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Liebknecht ein ihm zugegangenes Material, das die Firma Krupp schwer belastet, vortrug. Während der darauffolgenden Aussprache erfuhr man dann aus dem Munde des Herrn Kriegsministers, daß tatsächlich ‚*der untere Beamte der Firma Krupp an der Geschäftsstelle... in Berlin verschiedene Feldwebel und andere verleitet hat, ihm die Mitteilung zu machen, die gegen die Dienstpflicht war; auch Militärbeamte waren dabei beteiligt...*' Aber man erfuhr auch, daß Herr Dr. Liebknecht sich dem Herrn Kriegsminister gegenüber gebunden habe, die Angelegenheit im Parlament nicht vor Abschluß der gerichtlichen Untersuchung erörtern zu wollen. Ähnliche Abmachungen scheinen auch mit den Vertretern der bürgerlichen Parteien getroffen worden zu sein, die natürlich daran festhielten und sich als völlig unvorbereitet erwiesen, als der Sozialdemokrat den preußischen Kriegsminister überrumpelte. Daß es so und nicht anders kommen würde, war vorauszusehen: eine bessere Gelegenheit, gegen die den Sozialdemokraten verhaßte Firma Krupp zu Felde zu ziehen und zugleich die Armee zu diskreditieren, kehrte nicht so bald wieder!

Der Herr Kriegsminister zeigte sich so überrascht von dem Überfall Liebknechts, daß er, der Chef einer schwer beleidigten preußischen Behörde, sich begnügte, denjenigen zurückzuweisen, der die stattgehabte Beleidigung der *Öffentlichkeit* mitteilte. Für die Firma *Krupp selbst* hatte er lediglich Worte des *Dankes* und des *Lobes*.

Die staatserhaltenden Parteien haben dem Kriegsminister sekundiert, da es eine ‚prächtige Gelegenheit‘ war, die ‚Perfidie‘ der sozialdemokratischen Taktik und die ‚Gewissenlosigkeit‘ ihrer Abgeordneten zu brandmarken. Ich weiß nicht, ob diese Taktik sehr staatserhaltend gewirkt hat: in den gebildeten Kreisen des Landes hat sie manches Schütteln des Kopfes ausgelöst. In der Tat: man macht keinen Feind unschädlich, indem man ihn, nachdem sein Hieb gesessen, der Unmoral bezichtigt, sondern indem man selbst rechtzeitig den Hieb führt. Im vorliegenden Falle war das einmal angerichtete Unheil nicht mehr ungeschehen zu machen, sondern lediglich in seinen politischen Wirkungen zu verringern durch vertrauensvollste Anlehnung der Regierung an die Reichstagsfraktionen der bürgerlichen Parteien, nicht durch den Versuch, die ganze Angelegenheit als sozialdemokratische Hetze oder als ein Konkurrenzmanöver einer vom Zentrum begünstigten Firma hinzustellen...

Bei einer Stellungnahme, wie sie für Regierung und bürgerliche Parteien gekennzeichnet wurde, kann es kaum wundernehmen, wenn der verantwortliche Direktor der Aktiengesellschaft Friedrich Krupp jede Verantwortung für die Tätigkeit des Beamten seiner Firma ablehnt und sich auf den Standpunkt stellt, daß das Direktorium davon überhaupt nichts zu wissen brauche, wenn weiter derselbe Direktor vom Ehrgeiz an untergeordneten Stellen, Bedeutungslosigkeiten und ähnlichem spricht. Wenn es sich bei der Angelegenheit um eine Firma der Alteisenbranche handelte, die mit einem Heer von selbständigen, lediglich auf Provisionen angewiesenen Agenten, Zwischenhändlern und Sammlern zu arbeiten gezwungen ist, würden wir über die Angelegenheit kein Wort verlieren, würden wir uns stillschweigend der Ansicht Hugenbergs anschließen. Räudige Schafe gibt es überall, und wenn staatliche Lagerbeamte gelegentlich nicht genügend Charakterstärke erwiesen haben, so trifft dafür die Behörde, die bei der Auswahl der Beamten nicht sorgfältig genug vorgegangen ist, zumeist der größte Teil der Schuld. Die Werft- und Eisenbahnmaterialprozesse haben keinen verständigen Menschen aufgeregt, so bedauerlich sie an sich waren; sie deckten lokale Mißstände auf, die sich von Zeit zu Zeit wiederholen werden, solange wir Menschen bleiben.

Die Tätigkeit des ‚unteren‘ Privatbeamten Brand fällt unter ganz andere Gesichtspunkte. Herrn Hugenbergs Anschauung widerspricht nicht nur dem Generalregulativ, sie widerspricht auch der gesamten historischen Entwicklung der Firma, über die das von ihr selbst herausgegebene, bei Gustav Fischer in Jena erschienene Jubiläumswerk ‚Krupp 1812—1912‘ in glänzender Form unterrichtet.

Wer es nicht mit eigenen Augen beobachtet hat, dem wird es beim Studium des genannten Werkes recht klar, daß alle Angehörigen der Firma Krupp zusammengehalten werden durch ein besonders starkes Band; dem kommt es auch klar zum Bewußtsein, warum trotz schärfsten gegenseitigen Wettbewerbes zwischen ihnen eine äußerst weitgehende Solidarität besteht, eine Solidarität, wie sie sonst eigentlich nur in gutgeleiteten Staatsbehörden zu finden ist, und daß schließlich eine sehr fein ausgebildete Zentralinstanz die Tätigkeit jedes einzelnen Beamten bis ins kleinste regelt und überwacht, ihm freilich genügend großen Spielraum

lassend, seine Fähigkeiten, Kenntnisse und Beziehungen vollständig im Dienst der Firma zu verbrauchen. Nicht umsonst fühlen sich die Beamten der Firma als eine Elite unter den Industriebeamten, nicht umsonst und auch nicht unberechtigt wurde der Begriff eines Staates Krupp geprägt, eines Staates mit fest gesteckten Zielen, dessen Verfassung auf Krupps Generalregulativ von 1872 beruht.

Aber nicht nur die frühere Entwicklung der Firma berechtigt von einer Verantwortlichkeit der Direktion für das geschäftliche Treiben ihrer Beamten zu sprechen. Auch die Maßnahmen und organisatorischen Änderungen der jüngsten Zeit, die Besetzung der einzelnen Posten, alles weist direkt darauf hin, daß die Direktion planmäßig einen Teil der inneren Organisation der Firma ausgebaut hat.

Die Berliner Vertretung für Kriegsmaterial ist erst in den letzten zehn oder zwölf Jahren eingerichtet worden. Früher genügte ein Ingenieur, der die Abnehmer von Friedensmaterial besuchte und ihnen schnell gewünschte Auskunft gab. Die Beziehungen zu den Staatsbehörden wurden von der Essener Zentrale direkt gepflegt. Den Verkehr mit dem Kriegsministerium und dem Auswärtigen Amt besorgte der inzwischen verstorbene Direktor Menshausen entweder persönlich oder durch Vermittlung eines seiner Assistenten, die sowohl als frühere Staatsbeamte, wie auch durch persönliche und verwandtschaftliche Beziehungen ohne weiteres direkten Zutritt zu den höchsten Regierungsstellen hatten...

Nach Menshausens Fortfall hat man versucht, die hervorragende Persönlichkeit durch eine zweckmäßigere Organisation zu ersetzen. Jetzt gibt es in Berlin ein großes Bureau, über dem ein Direktor schwebt, dem mehrere Artillerieoffiziere, Kaufleute, Agenten usw. angehören, mit einem Wort, ein ganzer Stab von Beamten; schließlich ist auch noch eine besondere Filiale des Pressebureaus zum Verkehr mit der Berliner Journalistik eingerichtet.

Unter diesen Voraussetzungen kann die Firma die Verantwortung für die Tätigkeit Brands nicht ablehnen, selbst dann, wenn das Gesamtdirektorium überhaupt keine Kenntnis von ihr erhalten hat, weil es sich um einen Posten handelte, für den die Anstellungsbedingungen sehr wohl nur dem Ressortdirektor bekannt gegeben zu werden brauchten. Aber selbst in diesem Falle bleibt die Verantwortung bei der Firma bestehen, denn sie hat die Berliner Organisation genehmigt. An dieser Verantwortlichkeit könnte auch dann nicht gerüttelt werden, wenn es wahr sein sollte, daß die Organisation auf die Anregung eines früheren Kriegsministers hin geschaffen wurde...

Nun wird der Leser fragen: wozu das alles? Die Firma Krupp trägt eben modernen Anforderungen Rechnung; die alten Methoden reichen nicht mehr aus; das Geschäft ist breiter geworden, die Konkurrenz schärfer; was für Stahlfedern, Briefpapier und Konfektion recht, ist für Kanonen und Kriegsfahrzeuge billig; wer für den Markt produziert, muß den Markt mit allen seinen Eigenarten, Ansprüchen und auch seine denselben Markt aufsuchende Konkurrenz kennen... Dennoch! Jede Branche hat ihre Sitten und Gebräuche: Usancen, ihren ungeschriebenen Ehrenkodex, den niemand ungestraft verletzen darf. Der Verkäufer technischer Öle ist gezwungen, die Maschinenmeister für seine spezielle Schmierölsorte freundlich zu stimmen, weil es hundert gleichwertige Sorten gibt, und kein

Fabrikdirektor es wagen dürfte, Öl einzukaufen gegen ernste Bedenken des oder der Meister, denen die Beaufsichtigung der Maschinen obliegt. — Der Kanonenreisende, der fast ausschließlich mit staatlichen Behörden zu tun hat, ist, wenigstens im deutschen Inlande, ausschließlich an Qualität und Preis gebunden, er ist bei einer intakten Heeresverwaltung nicht abhängig vom guten Willen nachgeordneter oder gar subalterner Stellen, wenn diese auch gelegentliche Schwierigkeiten bereiten können. Ich meine: die Firma Krupp hat die durch ihre Branche gezogenen Grenzen nicht respektiert, wenn sie das, sagen wir ruhig, aristokratische Geschäft in die Hände von Subalternen legte und wenn sie der Auskundschaftung des deutschen inneren Marktes eine auf nachgeordnete Stellen des Kriegsministeriums eingerichtete Organisation gab. Brand, ein früherer Unteroffizier, erhielt ein Gehalt von siebentausend Mark und außerdem noch fünftausend Mark Repräsentationsgelder! Wohl gemerkt: ein Unteroffizier, der weder ein Erfindergenie noch ein großzügiger Verkäufer ist.

Die gegenwärtige Organisation des Kruppschen Nachrichtendienstes beruht auf falschen Grundsätzen. Sie entbehrt der Ethik, an die die Firma Krupp nun einmal gebunden ist: der Chef einer Privatfirma, der der Ehre teilhaftig wird, das Reichsoberhaupt freundschaftlich in seinem Hause zu bewirten, darf durch seine verantwortlichen Direktoren nicht in die Lage gebracht werden, Beamte besolden zu müssen, die Staatsdiener zum Bruch des Treueides gegen den Monarchen verleiten.

Was hätte dem Herrn Kriegsminister unter den obigen Verhältnissen, wenn er schon auf die Mitwirkung der bürgerlichen Parlamentsfraktionen verzichten wollte, besser angestanden: die Verteidigung der Firma Krupp oder die Verteidigung der Armee? Der Herr Kriegsminister sprach von Feldwebeln und unteren Beamten, die mit Brand in Verbindung getreten waren, so kühl, daß man zu dem Glauben kommen könnte, es handle sich hier um ganz alltägliche Vorgänge, die auch im Kriegsministerium seitens der Vorgesetzten als unabänderliche Schickung hingenommen werden. Ich meine, der Herr Kriegsminister hätte seine persönliche Stellung und, was wichtiger ist, das Ansehen des Kriegsministeriums und damit der Armee — und zu deren Anwalt ist er doch bestellt — besser gewahrt, wenn er ein Wort der Anerkennung für Krupp in diesem Augenblick vermieden und statt dessen mit unnachsichtlicher Verfolgung derjenigen gedroht hätte, die es schon gewagt oder jemals wagen würden, Ehre und Disziplin der Armee anzutasten. Wollte der Herr Kriegsminister den persönlichen Freund des Kaisers schonen? Galt es allgemeinstaatliche Interessen zu schützen? Diskutabel wäre das Bestreben, den durch die Angelegenheit gefährdeten Ruf einer Weltfirma nicht unter gar zu grelle Beleuchtung zu bringen, um das Vertrauen im Auslande nicht ins Wanken zu bringen. Krupp ist einer unserer bedeutendsten Exporteure; das Wohl und Wehe von mehr als zweihunderttausend Menschen ist heute mit der Firma verbunden. Gilt aber auch nicht hier der Spruch: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!? Gibt es für den Staatsmann, für den preußischen Kriegsminister nicht doch etwas Höheres, als den Export und den Ruf einer einzelnen Privatfirma?

Der Herr Kriegsminister hat schließlich an die Dankbarkeit der Nation appelliert, die sie der Firma schulde. In der schon zitierten Rede heißt es: ‚Die Firma Krupp hat ein Jahrhundert lang dem Heer treu zur Seite gestanden und zu den Erfolgen des deutschen Heeres beigetragen. Die deutsche Artillerie verdankt der Firma Krupp wesentliche Verbesserungen. Das muß dankbar anerkannt werden...‘

Ganz abgesehen von allem anderen halten diese Angaben des Herrn Kriegsministers vor einer ernsten Kritik nicht stand. Die Firma Krupp hat nicht ‚hundert Jahre dem Heere treu zur Seite gestanden‘, sondern kaum sechzig, nämlich seit 1855, wovon man sich in der ‚Jahrhundertschrift der preußischen Artillerie-Prüfungskommission‘ von 1909 überzeugen kann. Dort ist auch der Wirkungskreis der Firma als ‚einer treuen Mitarbeiterin‘ ziemlich genau umschrieben. Es heißt, die Verdienste anderer Industrien, die ihren Anteil an der Entwicklung der deutschen Artillerie haben, z. B. der chemischen, optischen, elektrischen usw. und vor allen Dingen die Verdienste der Artillerie selbst verdunkeln, wenn bei einem Anlaß wie dem letzten von besonderen Verdiensten einer einzelnen Firma gesprochen wird. Krupp hat die Kanonenfabrikation anfänglich lediglich als Reklame für seinen Gußstahl betrieben. Wenn er sie nach 1855 beibehalten hat und somit die Firma das werden konnte, was sie heute ist, braucht niemand in Deutschland dem damaligen Chef der Firma dankbar dafür zu sein. Dem weitblickenden und kühnen Entschluß des Prinzregenten von Preußen, der die Bestellung von dreihundert Rohrblöcken bei Krupp anordnete, obwohl nur zweiundsiebzig bewilligt worden waren, danken wir die Erhaltung der privaten Kanonenindustrie! Alfred Krupp, der in aller seiner Größe persönlich ein bescheidener Mann geblieben ist, teilt gelegentlich selbst mit, daß er damals, nachdem der Gußstahl sich die Welt erobert hatte, drauf und dran war, die Kanonenfabrikation als unrentabel aufzugeben. Als die Essener Firma 1874 während der großen allgemeinen Krise am Rande des finanziellen Zusammenbruchs stand, war es wieder ein Organ des Staates, die Königlich Preußische Seehandlung, die es übernahm, ein Bankkonsortium zusammenzubringen, um ihr die notwendigen 30 Millionen Mark zu beschaffen, ohne die sie damals nicht mehr existenzfähig war. — Natürlich nicht umsonst!

Auch die Verdienste der Firma Krupp — unser freudiger Stolz an ihren großen Leistungen wird darum nicht geringer — werden durch entsprechende Leistungen von Staat und Steuerzahler aufgewogen, sie hat keine besonderen Verdienste, die es rechtfertigten, daß der Herr Kriegsminister und die staaterhaltenden Parteien über ihnen vergessen durften, das Kriegsministerium gegen beleidigende und zersetzende Einflüsse in Schutz zu nehmen und der Regierung den Rücken gegen den ‚Imperialismus‘ des Großkapitals zu stärken. Die Firma Krupp hat ihre Pflicht getan, wie tausend andere Firmen, und ihre Pflichterfüllung zusammen mit den glücklichen Verhältnissen, die der Reichsgründung folgten, trägt ihren Inhabern eine gute Rente in Gold und Ansehen. Diese Feststellung durch den Herrn Kriegsminister wäre für die Ausbreitung staatserhaltender Gesinnung, staatsbürgerlicher Erziehung sicher wertvoller gewesen als manches dicke Buch, das darüber geschrieben wurde.

Es wird mir entgegengehalten werden können, Alfred Krupp habe seinerzeit darauf verzichtet, in Frankreich eine Geschützgießerei einzurichten, mit der ausdrücklichen Begründung, daß sich Frankreichs Kanonen einmal auf Preußen richten könnten. Das war vor 1860. Seitdem haben sich die Zeiten ganz erheblich geändert, und *Kruppsche Ingenieure haben sowohl in Rußland wie in Frankreich das Härteverfahren für Panzerplatten und Granaten sowie die dazugehörigen Anlagen eingeführt und eingerichtet.* Auch die Firma Krupp wird gegenwärtig von *rein kapitalistischen Gesichtspunkten geleitet.* Und es ist lediglich das wohlverstandene Interesse beider, des Staats sowohl wie der Privatfirma, das ein ‚treues' Zusammenwirken bedingt. Darum scheint es mir nicht nur unangebracht, sondern auch im höchsten Maße gefährlich, in die geschäftlichen Beziehungen zweier Faktoren romantische Begriffe hineintragen zu wollen, die mit *dem Geschäft selbst nichts zu tun haben*...

Wir leben in Zeiten politischer Gärung, das ist in Zeiten politischer Machtkämpfe. Der Kampf geht um die Macht im Staat, — Objekt des Kampfes ist bewußt und unbewußt der Staatsorganismus, die Bureaukratie. Die aber gegenwärtig um sie kämpfen, sind *nicht Aristokratie und Demokratie*, wie uns von Parteigängern und Gelehrten gesagt wird, *sondern Großkapital, Nation und — Monarchie*. Aristokratie und Demokratie sind Schlagworte geworden, jenes zur Befriedigung eines mehr persönlichen ästhetischen Bedürfnisses, dieses um die Massen zu gewinnen oder um ängstliche Gemüter zu schrecken. Vielleicht, daß beide auch politisch wieder einmal zu Ehren kommen; einstweilen steht die Verteilung der materiellen Güter noch so im Vordergrunde des Interesses, daß es nicht ästhetische, sondern rein materielle Gesichtspunkte sein müssen, nach denen die Kämpfe um die Macht ausgefochten werden.

Betrachten wir den Fall Krupp von dieser Seite, so werden wir das Geschäftsgebaren der Kanonenfirma mit der allgemeinen Entwicklungstendenz im Einklang finden. *Für sie ist die Welt in erster Linie Markt*, und seit sie in aller Welt Konkurrenz gefunden, auch die moderne Arena, auf der sich alle Kräfte, körperliche, geistige und moralische, frei tummeln können. Die Tendenz führt über die staatlichen und nationalen Grenzen hinaus; ihr einziger sichtbarer Maßstab ist ein *internationaler* Wert: das *Gold*. Die Menge des im Kampfe gewonnenen Goldes aber ist auch der einzige Wertmesser für den Grad der Leistungsfähigkeit, und es will mir, rein vom Standpunkt der kapitalistischen Entwicklung aufgefaßt, nichts natürlicher scheinen, als wenn in dem allgemeinen Wettstreit eine so gewaltige Organisation wie die von Krupp nun auch danach trachtet, sich den Staat, in dessen Schutz sie erstarkt ist, vollständig unterzuordnen: bewußt durch Einflußnahme auf die Politik des Staates, unbewußt durch Zersetzung der staatlichen Organe beim Kampf um den inneren Markt. *Man fühlt sich stärker und damit berechtigter als der Staat* und überschätzt die eigene Bedeutung für die Nation, die folgerichtig in erster Linie auch als Markt (Konsument) gewertet wird. Man geht aber in solcher Überhebung um so weiter, je mehr man die Abhängigkeit der Staaten vom Gelde kennt und je mehr man

gewahr wird, welche Anstrengungen von seiten aller Staaten gemacht werden, um das Privatkapital an sich zu ziehen und es bei sich festzuhalten."

* * *

Der Merkantilismus marschiert! Und man muß es ihm lassen: er macht ganze Arbeit. Er unterjocht sich nicht nur das Volk der Dichter, sondern auch die Dichter des Volks. So ist denn auch Gerhart Hauptmanns Jahrhundertfestspiel aus dem Merkantilismus geboren und nicht aus Begeisterung für — Napoleon. Und das ist bei so bewandten Dingen immer noch ein Trost. Denn sonst müßte man in der Tat annehmen, daß Napoleon dem Dichter zu sagen gab, was — wir leiden.

Man wird ein Blatt wie die „Welt am Montag" nicht im Verdacht haben, daß es aus lauter „Hurrapatriotismus" oder „Chauvinismus" platzt. Und doch hat kaum ein „alldeutsches" oder ein Organ der äußersten Rechten so klatschende und pfeifende Hiebe auf das Hauptmannsche „Festspiel" niedersausen lassen, wie dieses Blatt durch seinen Mitarbeiter Arthur Westphal:

„Noch niemals hat ein Dramatiker unter glücklicheren Bedingungen eine Schlacht schlagen dürfen, noch niemals offenere, freudigere, bereitwilligere Herzen vor sich gehabt, als Hauptmann in dieser Stunde.

Das muß man sich klarmachen, um den in seiner Peinlichkeit geradezu niederschmetternden Eindruck dieses Jahrhundert-Festspiels zu begreifen. Der Gegensatz zwischen dem Frühlings- und Feiertagsglanze des jubilierenden Breslau und dieser Leistung eines angeblich Berufenen war so ungeheuerlich, daß mir auch in der Erinnerung fast die Tränen der Wut ins Gesicht kommen. So weh es mir tut, einem Manne von Hauptmanns Vergangenheit das sagen zu müssen — ich kann mir nicht helfen: Dies ‚Festspiel in deutschen Reimen' ist ganz einfach eine bodenlose Frechheit. Ich habe mich in meine Seele hinein geschämt, daß man es wagt, diesen widerwärtigen, greisenhaften Hokuspokus als Erinnerungsfeier für das Jahr 1813 auszugeben. Ich habe mich geschämt als Deutscher, als Schriftsteller und als Kulturmensch.

So, das ist in kurzen Worten die ganze traurige Wahrheit. Ich sehe nicht ein, warum man sie verschweigen soll. Die allerprimitivsten Argumente genügen, um das kritische Urteil zu begründen. Lächerlich zu sagen, daß, wer die Erhebung von 1813 in Festspielform zu schildern unternimmt, doch mindestens eine Ahnung vom Geiste der Zeit geben, doch mindestens an die Dinge rühren muß, die auch für uns Nachgeborene den wertvollen und teueren Gehalt jener Zeit ausmachen. Man mag politisch zu den Befreiungskriegen stehen wie man Lust hat, aber selbst der rabiateste Sozialist wird doch nicht leugnen wollen, daß damals so etwas wie ein Frühlingssturm durchs deutsche Land zog, daß eine prachtvolle Flamme aufloderte und die Geister alarmierte, daß ein gesteigertes Lebensgefühl erwachte und ein gepeitschtes und halb erdrosseltes Volk zu Taten trieb, die in ihrer gläubigen Primitivität groß waren und rührend und erschütternd und aufrichtig. Die bedeutende Linie, die durch das Jahr 1813 geht, ist durch kosmopolitische Salbadereien nicht aus der Welt zu schaffen. Sie ist da, sie ist tausendfach verbürgt, und wir müssen nun schon glauben, daß die Zeit der Be-

freiungskriege wirklich und wahrhaftig eine Zeit des Schwunges, des großen Gefühls und des Hinauswachsens über egoistische Kleinheit und Indolenz gewesen ist.

Was tut nun Hauptmann, der erkorene Festspieldichter? Er äußert sich überhaupt nicht zu der Bewegung, die die Breslauer poetisch verherrlicht sehen wollten. Er ist sich zu schade dazu. Er steht, ein schlottrichter kosmopolitischer Jammerkerl, auf der sogenannten ‚überlegenen‘ Warte und deichselt ein paar ungebührlich dumme Allegorien, die den großen Napoleon beweihräuchern, und ab und zu, so ganz nebenher, auch dem deutschen Geiste ein paar kümmerliche, so ganz und gar nicht überzeugt klingende Komplimente hinwerfen. Er hat sich in grotesken und vollkommen farblosen Knüttelversen ein Marionettenspiel zusammengequält, in das auch nicht der leiseste Lebenshauch übergegangen ist. Man riecht ordentlich die verdrießliche Laune, in der die Arbeit entstanden ist. Da ist nirgends etwas von der Liebe eines Dichters zu seinen Geschöpfen zu spüren. Im Gegenteil: man kann geradezu sagen, daß überall eine ungeheure Wurschtigkeit durchschimmert. Weil das Stück nun einmal bestellt worden ist, wird's auch geliefert. So oder so. Das Publikum wird's schon fressen. Ich bin ja als erster Dichter offiziell abgestempelt. — Das ist so etwa der Eindruck, den man hat. Künstlerisch ist kein Wort darüber zu sagen. Alle bekannten Namen aus den Freiheitskriegen marschieren kontraktmäßig auf. Aber es sind wirklich nur Namen, die man ab und zu aussprechen hört. Kein Gesicht wird lebendig, keine Stimmung begriffen. Frierend und gelangweilt sitzt man dabei. Mit der französischen Revolution beginnt und mit einer mystisch verschnörkelten Apotheose des Friedens endet die zusammengeschwitzte Jammerkomödie. Dazwischen torkelt die entsetzlichste Ohnmacht und die Pose des sich geistreich Gebärdenden, dem nur eine Kleinigkeit fehlt: der Geist ... Reinhardt'sche Regiekünste retteten den tristen Abend vor dem offenen Skandal.“

„Der Fall,“ liest man in der „Kreuzzeitung“, „ist unsäglich traurig. Nicht weil das Jahrhundertfestspiel der Deutschen, das manche Optimisten von dem immerhin im Boden seiner schlesischen Heimat stark eingewurzelten Hauptmann trotz vielen andern Erfahrungen erhoffen zu dürfen glaubten, zu einem so grotesken Wechselbalg geboren wurde. Nicht weil wir hier etwa eine Verherrlichung der französischen Revolution und eine Glorifizierung Napoleons bekommen haben. Das erste trifft nicht zu, und das zweite ist freilich in einem Festspiel nicht sehr geschmackvoll, aber es sei jedermann unbenommen — der große Zug, der durch die drei großen Befreiungsjahre stürmte, läßt sich auch durch solche Liebhabereien ja nicht verkleinern. Nein, die abgründige Jämmerlichkeit tut sich einem erst auf, wenn man sich vor Augen rückt, wie ein Mann, den man als den größten Künstler unserer Zeit feiert, diesem gewaltigen Stoffe überhaupt fremd geblieben ist. Es ist sehr bezeichnend, wie Reinhardt dieses Stück spielen und sprechen ließ, was er aus den Volksszenen machte, wie er die stolzen Töne der alles zu sich herüberreißenden Begeisterung in ekstatische Schreie hysterischer Hofmannsthal-Weiber

verwandelte. Erst hundert Jahre sind über dieser großen Zeit hingegangen, und der, den man unsern Größten nennt, hat keine Fühlung mehr mit dem Geiste, der aus der Geschichte dieser Tage in Flammen loht! Ein quälendes Ringen auf Schritt und Tritt um seine Meinung über Dinge und Menschen, ein ängstliches Hinschielen zu jener ‚liberalen Weltanschauung', die keine Aufrichtung an jenem nationalen Schwunge duldet, der in unserem Volke noch heute, wenn auch unter Trümmern, pulst, und die freilich auch die hohen Abdruckshonorare für jeden mit dem Namen gezeichneten Roman zahlt. Es sagt alles, daß Hauptmann keinen Titel für sein Werk fand. ‚Festspiel in deutschen Reimen' — Deutscher, denke dir, was du willst darüber, von welchem Stande aus ich die Zeit gesehen habe. Es ist schon richtig, Hauptmann hätte weder einen patriotischen Titel wählen dürfen, wenn er es nicht mit ‚seinen Leuten' hätte verspielen wollen, noch überhaupt irgend einen Titel finden können, der sein Bild jener Zeit klipp und klar und unzweideutig beim Namen nennt. Wir wissen ja, wie schwer Hauptmann an dem Mangel einer persönlichen Weltanschauung leidet, und es ist ohne weiteres klar, daß dieser Fehler sich vor einem solchen Stoffe mit brutaler Deutlichkeit herauskehren mußte. Hic Rhodus — hier war Gelegenheit, ein scharfes und festes Weltbild mit sicherem historischen Gefühl aufzurollen, hier mußte sich's zeigen, hier galt's unwiderruflich, endgültig — wer aber auf schwachen Beinen steht, darf den Sprung nicht wagen. So ist denn auch die grandiose Steigerung der drei großen Befreiungen der historischen zwanzig Jahre, deren Entwicklung voneinander, zueinander allein die Berechtigung gab, ausgerechnet bei der französischen Revolution anzufangen, weder begriffen, noch angeschlagen: die Steigerung, die eine unvergleichliche Apotheose gerade der deutschen Erhebung sein mußte. Denn weder die von bestialischer Zerstörungswut inaugurierte französische Revolution noch die schon weit edlere, aber wie sich das in der Zerstörung des eigenen Besitzes zeigte, immerhin überaus primitive Form des russischen Freiheitskampfes kann sich mit der adligen Bewußtheit messen, in der das nationale Empfinden der Deutschen sich zu der grandiosesten Befreiungsbewegung zusammenraffte und in ihr die unvergänglichsten Wundertaten der Geschichte verrichtete.

Nichts von alledem — es ist ruhig gesagt, eine Schande, daß das große Gedenkjahr uns dieses Unglückswerk brachte, das von dem Geiste, den wir in diesen Monaten feiern, nicht den ärmsten Hauch verspürte. Hier kann die glänzendste Darstellung, und sie war glänzend, nichts retten oder nur beschönigen. Soll unser Geschlecht wirklich so klein sein, daß es über diese Zeit nicht anders als in allerhand zweideutigen, fahrigen Phrasen zu stammeln weiß? Nein, wir wollen die Hoffnung nicht fahren lassen, daß das nationale Erhobensein der Gedenkjahre sich doch noch einmal in einem Dichtwerke entlädt, aus dem es in Stürmen von dem Geiste der großen Kriege weht. Wir hoffen's nicht allein, und wir wollen nur verraten, daß man's auch in Breslau — stellenweise sogar im offiziellen — zu hoffen wagt."

Die ganze „Plattheit" dieses Festspiels glaubt Karl Strecker in der „Täglichen

Rundschau" nicht schneller aufdecken zu können, als indem er es „bei seinem Kopfe und Schopfe" faßt, eben dem Gipfelpunkt Napoleon: „Hauptmann läßt Napoleon zuerst als Kreisel spielenden Knaben auftreten, ‚in vollkommener Harmlosigkeit', zu der diese seine Worte nicht ganz stimmen:

... Ich bin ein Korse, du bist ein Schwein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

La France ist ein träger morastiger Teich!
Wir Korsen sind nur ein Fußbreit Land;
Knechtschaft indes ist nicht unsere Sache...

Wir wollen einem zwölfjährigen Jungen, selbst wenn er Napoleon Bonaparte heißt, diese Abgeschmacktheiten nicht übel nehmen. Aber daß bei diesem Geschwätz des Kindes die Menge in die Rufe L'Empereur! L'Empereur! Vive l'Empereur! ausbricht und ihn im Triumph auf den französischen Thron trägt, erhellt wie mit einem Blitzlicht die ganze Gedankenlosigkeit und geschichtliche Naivität dieses Festspiels. Was Napoleon auf den Thron hob, war eben alles andere, nur kein Knabengeschwätz; es heißt ihn und die Menschen seiner Zeit unbewußt erniedrigen, wenn man die sehr ernsten, sehr starken und männlichen Beweggründe seines Aufstiegs unterschlägt und an ihre Stelle ein Kinderspiel setzt.

Nun ist es ja ohne Frage interessant, die Wahrheit auch dann zu sehen, wenn sie auf dem Kopf steht. Aber da sie schließlich doch auf ihren zwei Beinen weiter kommt, darf es uns nicht verwundern, wenn der Kaiser Napoleon, den Hauptmann aus diesem Knaben erwachsen läßt, sich noch immer nicht von dem kindlichen Geschwätz trennen kann. Er stellt sich mit folgenden Worten vor:

Auch ich bin eine Art Körnerbeißer,
eine Art Grenzpfahl-Niederreißer,
nicht wie jene dort etwa nur Guanosch.....
aber jedenfalls auch ein Flügelspreiter,
ein Durch-Sonnenhöhn-Gleiter.
Allerdings dabei ein Praktiker
und vor allen Dingen ein Taktiker.

Durchaus ebenbürtig diesem durch edle Poesie verklärten Tiefsinn sind die Äußerungen Napoleons über das Schillsche Freikorps:

... Mit solchen Zettelungen und Putschen
soll mir Preußen den Buckel lang rutschen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wollen sie jetzt etwa aufbegehren,
und den spanischen Tritt vorkehren?
Eher wird ein Franzos' zum Herero,
Als ein deutscher Hammel zu einem Torero.
Als was erschien ich wohl diesem Majore,
Der sich erhob wider die Trikolore?
Ich bin Herr von Italien und Holland,
von Oldenburg und Ostfriesland,
der Hansastädte und freien Reichsstädte.
Auch das Preußisch-Blau sitzt auf meiner Palette.

Viermal schlug ich Österreich,
windelweich.
Überall diktiert ich der Welt meinen Willen,
und sollte mich aufhalten bei solchen Schillen?
— —
Was ist Europa: ein Ländlein!
Ein Gernegroß, sogenanntes Kontinentlein!
Ein Erdteil? — nun, ein Sandkorn ist auch einer! —
In meinen Augen ist es keiner.
— —
Ja, die chinesische Mauer werde ich einreißen
und das Reich der Mitte dem meinen anschweißen.
Das ist durchaus kein Cäsarenwahn,
alle diese Dinge sind leicht getan:
Der Weg ist viel kürzer bis dorthin,
als der, den ich bis hierher bereits gegangen bin.

... Man kann sich denken, wie die anderen Gestalten dieses wundersamen Festspiels sich geben, wenn schon sein eigentlicher Held, das Genie des Weltherrschers, als ein unerträglicher Prahlhans und Schwätzer erscheint, der unausgesetzt leeres Phrasenstroh drischt. Denn daß Napoleon wirklich sein eigentlicher Held ist, darüber läßt der Dichter so wenig einen Zweifel wie das Titelbild. Viermal erscheint dieser Heros. Am Schluß wird nebenbei auch einmal die Freiheitsbewegung in Deutschland angedeutet, aber sogleich abgebrochen, um einer langschweifigen Apotheose Napoleons Platz zu machen. Philistiades (der quasi Adjutant des „Weltendirektors“, der die handelnden Personen als Marionetten aus dem Kasten auf- und abtanzen läßt), berichtet wehleidig über das Ende Napoleons und rühmt an ihm, daß er ‚rang mit der riesigen Übermacht‘,

und gewann zum Beispiel die Lützener Schlacht;
warf Russen und Preußen, Yorck, Scharnhorst und Blücher.
Er schlug sie bei Bautzen noch fürchterlicher.
Er warf sie bei Dresden, bei La Rothière.
Aber bei Leipzig und Waterloo sank er.

Nachdem ihm so seine Siege vor dem Untergang mit Stolz bescheinigt worden sind, nimmt der Wehklagende ein Schiffsmodell, den ‚Bellerophon‘, aus seinem Rucksack. ‚Klopft man daran, gibt's einen Schmerzenston, es trägt den großen Napoleon‘.

Und was da pulst gegen seine Wanten,
das ist das Herz, das wir alle kannten.

Das große ‚Herz‘ Napoleons, ‚das wir alle kannten‘, pulst gegen die Wanten des Schiffes, jedesmal gibt's einen ‚Schmerzenston‘ (wenn man „an die Wanten klopft“. D. T.) ...

Das ist der Geist, in dem dies Festspiel zur Erinnerung an 1813 geschrieben ist. Und dabei befinden wir uns vorläufig noch auf seinen Höhepunkten. Bevor

wir zu seinen völlig ungereimten Plattheiten niedersteigen, wollen wir versuchen, dem Dichter in Betrachtung des Ganzen gerecht zu werden. Er wollte objektiv bleiben, wollte einen weltgeschichtlichen Standpunkt einnehmen. Sehr schön, wenn auch nicht gerade für ein Jahrhundert-Festspiel geeignet. Denn so wenig man in einer Rede am Grabe oder an einer Hochzeitstafel objektiv ist, so wenig wird man einem Volke zumuten, wenn es sich der schweren und stolzen Zeit erinnert, die ihm aus tiefster Not heraus den Glauben an sich selbst, an seine Daseinsberechtigung im Staatenleben schenkte, an die Zeit seines Ringens um Tod oder Sieg, seiner nationalen Wiedergeburt — — den beschaulichen Standpunkt eines ‚objektiv' schmunzelnden Zuschauers im Kasperletheater einnehmen. Als ob schließlich der deutsche Landwehrmann, der sich in Todesschmerzen auf dem Schlachtfelde wand, mit dem letzten Gedanken noch Weib und Kind grüßend, nicht ebenso bemitleidenswert wäre wie Napoleon, als er mit schmerzlichem Grimm in der Kajüte des ‚Bellerophon' seine Bordeauxflasche leerte...

Was ist billiger, als das Leben der Völker wie ein Puppenspiel zu betrachten? Die Dichter, die in ihrem Volk wurzelten, klar dachten und das Unsichtbare sahen, haben immer nach den inneren Beweggründen der geschichtlichen Vorgänge gefragt, und wenn Hauptmann in diesem Festspiel Pallas Athene und Heinrich von Kleist poetisch zu verklären sucht, so sollte er sich doch darüber zunächst klar werden, daß vom Hellenentum bis zu jenem Erinnerungsjahr der Deutschen, von den attischen Tragikern bis zum Sänger der Hermannsschlacht, die großen Dichter immer auf den Herzschlag ihres Volkes gelauscht haben, dessen Glück und Ehre ihnen höher stand, als ihr eigenes Schicksal. Das letzte Aufraffen ihres Volkes zum verzweifelten Entscheidungskampf wäre ihnen nimmermehr als ein leeres Puppenspiel erschienen.

Weiß der Dichter dieses ‚Festspiels' nichts davon, daß es bei großen geschichtlichen Vorgängen auf den Geist ankommt, der ein Volk beseelt? Von diesem Geist verspüren wir in dem ganzen Festspiel nur in einem einzigen Augenblick etwas, das ist zum Schluß, wo ein Männerchor das Lied ‚Der Gott, der Eisen wachsen ließ' anstimmt. Aber seltsam: diese Wirkung hat der Regisseur Reinhardt (Natürlich: der Regisseur! D. T.) selbständig hinzugefügt, bei Hauptmann ist nichts davon gesagt, ja er bekommt es fertig, Ernst Moritz Arndt in dem ganzen Festspiel nicht einmal zu erwähnen, so wenig wie ... die Königin Luise.

Sein ‚weltgeschichtlicher' Standpunkt wird sehr hübsch erläutert durch sein eigenes Urteil über sein Festspiel, von dem er sagt:

> Tatsächlich beruht das heutige Stück
> Auf Blutbädern und Schlachtenmusik
> grausigen Simmelsammelsurien.

Wenn Hauptmann in den Freiheitskriegen 1813 nur Simmelsammelsurien sieht, so muß man ihm zugeben, daß er von dieser seiner Anschauung etwas ausschweifenden Gebrauch macht. Anstatt auf irgend einen inneren Beweggrund bei Volk oder Mensch einzugehen, führt er Allegorien wie die Kriegsfurie, den

Trommler Mors usw. vor. Die Kriegsfurie erscheint mit einer Fackel und siehe: der Krieg ist da. Leichter kann sich's ein Dichter wirklich nicht machen. Nichts von der inneren Not und Notwendigkeit, die zu den Geschehnissen treibt, nur immer das vorüberziehende Bild aus der camera obscura, mitunter sehr obscura. Die Personen, die auftreten, sagen wie Schulknaben das auf, was etwa im Konversationslexikon über sie zu lesen ist und verschwinden wieder. Was dieser Dichter wohl von dem geistigen Leben, dem Denken und Empfinden dieser großen Männer jener Zeit in sich spüren muß, wenn er den Freiherrn vom Stein so zur Mutter Deutschland sprechen läßt:

Mutterchen, du hast recht.
Was du sagst, klingt nicht schlecht.
Wart' ein wenig, erinnere dich mein:
ich bin dein Sohn, bin der Freiherr vom Stein.
Deine Worte kommen mir aus dem Herzen.
Gewiß ist, wir müssen die Scharte ausmerzen.
Du warst allzu langmütig, allzu kühl,
nun entdeckst du dein heiliges Muttergefühl.
— — — — — — — — — — — — — — —
Dann scheuche die Ratten und die Mäuse,
die Maulwürfe, Heuschrecken, Fliegen und Läuse,
und stärke die deutschen Heraklese, Achilleuse, Odysseuse ...

Man glaube nicht, daß ich mich über den Dichter in einer Parodie lustig mache. Es steht wörtlich so Seite 101 des ‚Festspiels zur Erinnerung an den Geist der Freiheitskriege 1813', und der es spricht, ist der Freiherr vom Stein ...

Die elenden Hanswurstfiguren, die Hauptmann aus den großen Männern der Freiheitskriege macht, sind — es muß offen gesagt werden — eine Beleidigung des deutschen Volks. Sie erreicht ihren Gipfel in der Verhöhnung Blüchers am Schluß. Der ‚Direktor', der nach des Dichters Meinung alle Menschenpuppen mechanisch an seinem Draht zieht — und es ist schon möglich, daß er es mit dieser Stellung eines Theaterdirektors im Universum ehrlich meint — ist gerade im Begriff, sein Theater zu schließen, da kommt Blücher ‚säbelklirrend die Treppe herauf'. Der Direktor empfängt ihn mit der Freundlichkeit: ‚Du da! Was bist du für ein Eisenfresser?' Blücher antwortet: ‚Der Marschall Vorwärts'. Der Direktor:

Wer? Ich kenn' dich besser:
Marsch marsch in die Holzwolle, die Hobelspäne, das Seegras.
Du bist ein Püppchen meines Personals,
Der Schatten eines toten Generals.

Was leben bleiben soll von ihm, diesem ‚Schatten eines toten Generals', ist nach des Direktors Willen ‚Nicht deine Kriegslust, aber — dein Vorwärts!' ...

Die Franzosen werden beruhigt sein, daß die Kriegslust des alten Blücher ‚nicht mehr leben bleiben soll' bei uns. Leider können wir es nicht ableugnen, daß sie damals wirklich vorhanden war, wir können es nur bedauern und um Entschuldigung bitten unter dem Hinweis, daß der Schatten des toten Eisenfressers

ja nun endgültig ‚marsch marsch in Holzwolle, Hobelspäne und Seegras' übergesiedelt ist. Die Unfähigkeit des Dichters, einen ernsten und männlichen Stoff ernst und männlich zu behandeln, wirkt auf die Dauer so entwaffnend, daß man aufhört, sich über seine weltbürgerlichen Abgeschmacktheiten und seinen dürftigen Geschichtsunterricht zu ärgern und schließlich sogar die Ungeheuerlichkeit nur noch heiter nimmt, daß er John Bull mit einem Geldsack auftreten und sprechen läßt:

> Sehr viel englische Pound haben ich mitgebracht,
> Weil ich mir haben bei mir gedacht,
> Daß englische Pound deutschen Mut macht.

Der geschichtskundige Dichter und Denker Hauptmann bleibt nur im Sinn und Stil seines ganzen Festspiels, wenn er diese Verse just auf die Volkserhebung münzt, in der unsere Vorväter eiserne Ringe für goldene tauschten. Es ist und bleibt ein Rätsel, wo sie bei einem so wenig einträglichen Geschäft nur den Mut zum Kriege hernahmen?

Wir wollen uns nicht entrüsten. Der Dichter ist hiermit in seiner merkantilen und internationalen Stellung so scharf durch seine eigene Feder umrissen, daß wir uns bemühen müssen, zu seiner Entschuldigung alles beizubringen, was sich beibringen läßt. Es fehlt, das sei darum betont, dem Stück nicht an dichterischen Schönheiten. So ist die Schilderung der Revolution, Seite 19, 22 f., das erste Auftreten Steins und Scharnhorsts (59—61), vor allem aber die Klage der Mütter um ihre 1812 nach Rußland ziehenden Söhne von künstlerischem Wert, der nicht unterschätzt werden soll. Aber wenn Hauptmann dieser Klage die Hartherzigkeit der preußischen Beamten und Soldaten gegenüberstellt, so entstellt er die Geschichte. Er sollte wissen, daß Preußen damals einer Zwangslage gehorchte und daß gewiß kein Preuße mit Begeisterung über die russische Grenze marschiert ist. Auch ist diese Mütterklage gerade in einem Festspiel zum Andenken an 1813 verfehlt, sie kränkt die deutschen Heldenmütter, die vor hundert Jahren ihre Söhne und Männer segneten, als sie in den Kampf um Sein oder Nichtsein zogen.

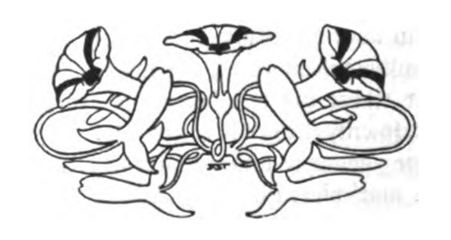
Wenn Hauptmann für diesen eigentlichen und tief sittlichen Kern der Freiheitskriege kein Gefühl und kein Verständnis hat, so wollen wir ihm das nicht vorwerfen; nur hätte er es dann ablehnen müssen, ein Festspiel zur Jahrhundertfeier 1913 zu schreiben. Denn ein solches Festspiel kann doch — man nehme in ähnlicher Beziehung jedes Volk der Erde als Beispiel — nur dann einen Sinn haben, wenn es den vaterländischen Gedanken befestigt und befeuernd auf die Jugend wirkt. Wenn aber Hauptmann ein Festspiel dichtet, das bei einer Aufführung in Frankreich des Beifalls sicherer sein darf, als bei uns in Deutschland, wenn er die führenden Männer jener sieghaften Volkserhebung mitleidig als Figuren eines Kasperletheaters hinstellt, dafür aber den Unterdrücker Napoleon ... verherrlicht, so entgeht er einer erheblich schärferen Ablehnung als dieser nur dadurch, daß er als Denker und Geschichtsphilosoph eben gar zu kindlich ist.

Mit dem Dichter Hauptmann fühlen wir gern, wenn er seine rührenden Alltagsgestalten in berückender Wirklichkeitstreue vor uns hinstellt, sobald er uns aber mit überlegen tuender Weltweisheit kommen will, so verbeißen wir höflich unser Lachen und wenden uns ernsthafteren Dingen zu ..."

Nun, ich meine, es wird sehr wenige Deutsche geben, die es nötig haben, sich bei einer solchen Verschandelung ihrer nationalen Heiligtümer gerade ein „Lachen zu verbeißen". Es handelt sich hier wohl um andere Werte, als etwa das literarische Können eines Gerhart Hauptmann. Jeder einzelne jener von ihm als Kasperlefiguren auf Draht (oder Blech?) gezogenen großen Männer der deutschen Erhebung hat für unsere Nation mehr getan, als ein volles Dutzend Hauptmänner mit ihren gesammelten Werken je vermöchten. Diese Männer hatten nicht nur ein Herz für ihr Volk, sie wußten auch zu opfern, und noch etwas mehr, als Rücksichten auf die „nationale" Einstellung und das unentwegte Wohlwollen ihrer Gönnerschaft. Ihre Werke bleiben groß ganz ohne alle Regie. Und wer weiß, von wem es nach weiteren hundert Jahren eher heißen wird:

> „Ich kenn' dich besser:
> Marsch marsch in die Holzwolle, die Hobelspäne, das Seegras" —?

Von den Helden der Freiheitskriege — oder — —?





Der „literarische" Film

Von Hermann Kienzl

In den Schachtelhalmen regt es sich. Die deutschen Verleger, die sich einst, bei Abschluß ihrer Verträge mit den Autoren, der kinematographischen Erfindung so wenig versehen konnten, wie ein Römerfeldherr des Schießpulvers, wollen ihren Happen von der Schüssel haben. Es ist erfreulich, daß sie, bevor sie mit der Juristerei ins Feld rücken, sich zunächst mit den Schriftstellern über die ideelle und wirtschaftliche Seite der Verfilmung ins Einvernehmen zu setzen suchen. Das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" richtet an eine Reihe von Autoren die öffentliche Frage, ob die ideellen und die wirtschaftlichen Interessen des Schriftstellers und des Buchhändlers von der Verfilmung von Romanen Nutzen oder Schaden haben werden?

In gebotener Kürze, mit einem klippen Ja oder Nein, läßt sich diese Frage aber nicht beantworten. Es müssen gewisse Unterscheidungen gemacht werden, die im wesentlichen auf den Unterschied von Büchermarkt und Literatur, von Geschäft und Kunst hinauslaufen. An Stelle einer Schlagwort-Antwort, die im Verdachte stünde, nur dem persönlichen Interessenstandpunkt zu entsprechen, sei hier eine grundsätzliche Erörterung versucht.

Unterschiede sind nicht unbedingt Gegensätze. Es besteht ein bedeutsamer Unterschied zwischen den ideellen und den wirtschaftlichen Interessen eines Schriftstellers, jedoch nicht notwendig ein Gegensatz. Denn es ist eine schändliche Überlieferung, daß der Dichter, der Künstler sich vorwiegend von seinen Idealen zu ernähren habe, während die Grossisten, die Lieferanten des schriftstellerischen Gewerbes verfetten. Freilich — die Mittel, mit denen der Dichter seinen wirtschaftlichen Kampf ums Dasein führt, sind vom Wesen der Kunst beschränkt; sobald er sich der Praktiken der Geschäftsschriftsteller bedient, hat der Unterschied zwischen ihm und einem Nichtkünstler zu bestehen aufgehört.

Die Förderung der ideellen und wirtschaftlichen Interessen künstlerischer Schriftsteller kann nur von dem vornehmeren Geschmack der Leserschaft ausgehen. Der etwaige gute Wille des Buchhändlers (Verlegers) ist an die Grenzen seiner

kaufmännischen Aufgaben gebunden. Ein Mittel, den künstlerischen Geschmack des Publikums zu läutern, ist die kinematographische Darstellung von Dramen und Romanen keineswegs. Ich unterschätze nicht die Werte, die von der Augenfreude am Lichtbilde für die wissenschaftliche Belehrung und, auf beschränktem Gebiete, auch für die ästhetische Bildung gewonnen werden könnten. Landschaften, Bilder aus dem Leben fremder Völker, aus dem Tierreiche, wechselnde Naturstimmungen, die Vermittlungen mikroskopischer Untersuchungen, die Einführung in gewerbliche und maschinelle Betriebe und hundert Dinge des Lebens, an denen wir, blind für die Wirklichkeit, vorübergehen oder zu denen unser an der Scholle haftender Fuß nicht gelangt, würden wir, wenn der Kinematograph seine kulturelle Aufgabe erfüllte, ihm zu danken haben. Doch entschiedener als irgendeine andere Unternehmung, die mit ideellen Ansprüchen geschäftlichen Gewinn verfolgt, weit unbedingter als Bühne und Buch hat sich der Kinematograph tatsächlich in den Dienst der wüstesten Sensationen gestellt.

Was die Abenteuer der Filmbühnen zur Verpöbelung des naiven, bildungsfähigen Publikums geleistet haben, ist in Worten gar nicht abzuschätzen! Als man aber anfing, in den Lichtbildtheatern den rohen und albernen Sketsch durch sogenannte Literatur zu ersetzen, hat man nur den Teufel durch Beelzebub vertrieben. Jetzt versündigte man sich nicht mehr bloß an den Zuschauern, in denen üble neben besseren Instinkten schlummern, jetzt verdarb man auch die Bücher, die Dichtungen! Von den Dramen gilt das allgemein und ausnahmslos, mit einigen Vorbehalten aber auch von solchen Romanen, die einen Kunstinhalt haben, d. h. Seelentiefen erschließen, ein Weltbild bieten.

Über das Filmdrama eingehend zu sprechen, sei mir für eine andere Gelegenheit vorbehalten. Doch sei erwähnt, daß selbst jene „gelungensten“ Verfilmungen dramatischer Werke, zu deren Vorführungen wir Kritiker als zu Offenbarungen einer neuen Kunst geladen wurden, die schrecklichste Verstümmelung alles dichterischen Wesens bloßstellten. „Zum Teufel ist der Spiritus“, das Seelendrama, der Geist, dessen letzter vollkommener Ausdruck nur das Wort sein kann; geblieben ist das saftlose Faserngewebe der äußeren Tatsachen, im besten Fall eine Reihe von Nervenwirkungen durch Spannung und Überraschung. Zurück zu den primitiven Anfängen, zu den Niederungen äußerlicher Dramatik führt das Filmdrama von der Höhe unserer differenzierten Probleme. Und die Schauspieler, die mit leisen, feinen Zügen Temperament, Charakter, innere Regung zu erschöpfen gelernt hatten, werden in die Armseligkeit der groben, dicken Grimassen zurückgeschleudert, zu denen sie sich für den Film bequemen müssen, um dem Zuschauer nicht den Zusammenhang der Handlung schuldig zu bleiben. Gewisse Filmenthusiasten schwätzen, indem sie die Verfilmung von Wortdramen als unkünstlerisch preisgeben, von einem Drama der Zukunft, das nicht eine Bearbeitung, sondern eine charakteristische Neuschöpfung sein werde und schon unter den Bedingnissen der Lichtbildbühne geboren werden soll. Gewiß! Unterschlagene Werte wird man bei den Originalfilmdramen nicht vermissen; ebensowenig aber die Geheimnisse der Seele finden, die nur das Wort enthüllt.

Im allgemeinen trifft all das auch auf den verfilmten Roman zu. Psyche, Ethos, Sophrosyne müssen sich trollen, wenn die Flimmerkiste zu arbeiten beginnt. Jedoch: in der weiten Flucht epischer Dichtungen — oder wenigstens bestimmter Romane und Erzählungen — können möglicherweise die Filmbilder sich einnisten, ohne die Dichtung im Innern zu zerstören. Der Vergleich mit den Buchillustrationen hinkt allerdings. Denn das Bild im Buche hält nur einen Augenblick, nur eine Situation des Romans fest, sucht den Eindruck einer einzelnen Stelle zu verstärken, während der Kinematograph, der einen Roman nacherzählt, den ganzen Zusammenhang der Begebenheiten darstellt. Als selbständiger Ersatz für den dichterischen Roman ist die Film-Erzählung geradeso abgeschmackt wie das Filmdrama. Doch wenn künstlerisch ausgeführte kinematographische Bilder, die sich keiner eigenmächtigen Veränderung der im Roman erzählten Vorgänge erdreisten, — wenn im Bewußtsein eines belesenen Zuschauers solche sinnliche Ergänzungen neben die Dichtung gehalten werden können, so mag in Ausnahmefällen die kinematographische Darstellung den Zweck von Buchillustrationen erfüllen. Dieser Zweck selbst ist problematisch. Man setzt Meisterwerke, zu denen Maler oder Zeichner von Dichtungen angeregt wurden, nicht herab, indem man sie von ihrer besonderen Aufgabe im Buche loslöst; und das geistige Auge des Lesers genießt unbefangener, wenn es nur mit dem geistigen Auge des Dichters sieht. Nur wenn einer von beiden, Dichter oder Leser, wenig hellsehend ist, mag die Hilfe des Illustrators willkommen sein. Was im günstigsten Falle vom Kinematographen erreicht werden kann, ist doch nur, daß seine für die Dichtung entbehrliche Darstellung nicht direkt den Geist des Buches kränkt.

Von einem ideellen Gewinn zu sprechen, den die Literatur dem Kinematographen zu danken hätte, das halte ich für einen schlechten Witz! Und auch die wirtschaftlichen Interessen des ernsten, des künstlerischen Schriftstellers können von Filmdrama und Filmroman wenig Nutzen haben. Zum stillen Buche, zur Vertiefung in künstlerische Welten wird die Menge vom Kinematographen wahrhaftig nicht getrieben. Er ist vielmehr ein Sammelpunkt derer, die sich nicht sammeln, und ist (er müßte es nicht sein, aber er ist es!) eine Reinkultur der Banalität und Oberflächlichkeit. Der Bildungshumbug bei flunkernden Tischgesprächen bedient sich gerne der Dichter- und Künstlernamen; man wird künftig über die Schriftsteller urteilen, nachdem man ihre entstellten Werke, sehr verkürzt, sehr bequem, im Kientopp kennen gelernt hat ... Mit der literarischen Mode, die wenig mit der Literatur zu tun hat, rechnen die spekulativen Filmunternehmungen, und sie sichern sich die Namen bekannter Schriftsteller. Der einzelne Autor bekommt seine Prozente von dem Geschäft des Unternehmers. Aber auch er wird in der Folge zu leiden haben unter der allgemeinen Verflachung der geistigen Interessen, die der Kinematograph mit großem Erfolg betreibt.

Für den Buchhandel ergeben sich hieraus die Konsequenzen von selbst. Der Verschleiß minderwertiger Belletristik wird naturgemäß durch die kinematographische Konkurrenz am wenigsten leiden. Zwischen Schauderfilm und Schauderroman mögen sogar wechselseitige Geschäftsbefruchtungen sich einstellen. Den Schaden hat die Literatur.

Sommer

(Berliner Theater-Rundschau)

München: das ist ja ein verwegener Gedanke! München, das schon im Winter eine Kunststadt ist, eine wagende und wollende, und im Sommer zum Olympia wird, hat seinen eigenen Kalender. Von den Alpen wälzen sich in der Juni-, Juli- und Augusthitze Hunderttausende von Touristen zur Isarstadt und kraxeln dort auf den Musenberg. Mit München, auf das Berlin einst im Glauben an sein Theaterzepter hochmütig herabsah, darf man die klein gewordene Vierthalbmillionenstadt nicht vergleichen. Doch vielleicht mit Stuttgart, mit Mannheim, mit Prag? Schwerlich. Auch in diesen Mittelgroßstädten arbeitet die Kunst rüstig und redlich. Maifestspiele, Uraufführungen bis tief hinein in den heißen Sommer. In Berlin schläft seit Anfang April das Theater wie tot. Mechanisch spulen die Bühnen ihren alten Zwirn weiter ab — zum hundertsten, zum zweihundertsten Male. Hier und dort regt noch eine im Traum die Glieder und bringt ein verspätetes, vergessenes Novitätchen. Es will nichts mehr flecken. Die meisten namhaften Schauspieler, ja ganze Ensembles ziehen in der Welt herum und spielen dort, wo man noch längst nicht an den Feierabend denkt. In Berlin gelangen indessen die Kryptobassermänner und -lehmänninnen zu Wort, die im Winter nach der Klumse spähten, durch die sie schlüpfen könnten.

Großes Fragezeichen: Warum? Woher kommt es, daß die eigentliche Saison der deutschen Theaterhauptstadt so kurz ist wie die von Leitomischl? Die Tatsache hat sozialen Belang. Sie bestätigt, daß sich die großen Theater Berlins nur nach einer kleinen, exklusiven Gesellschaftsschichte richten. Es sind kaum dreihunderttausend von den mehr als drei Millionen Einwohnern, die während des Sommers auf längere Zeit verreisen; und dieser Ausfall wird ziffernmäßig ziemlich ersetzt von dem verstärkten Fremdenzufluß. Dennoch ist die Spannkraft der Theater erschöpft, sobald der Abzug in die Bäder und Sommerfrischen begonnen hat. Die meisten spielen freilich noch monatelang weiter, was beweist, daß die Theaterkassen auf die misera plebs nicht verzichten. Doch der künstlerische Ehrgeiz der Direktoren verflüchtigt sich mit dem Nobelpublikum. Für die Sommerzuschauer ist das abgespielte Stück, ist die zweite Garnitur der Schauspieler gut genug! Und der Fremde, der nun mit Respekt gerühmte Hallen betritt, mag über die Anspruchslosigkeit der Berliner staunen.

Der Prügel liegt also beim Hund. Die führenden Berliner Theater werden von einer Oligarchie der seidene Strümpfe tragenden Herren und Damen geführt. Ich habe nichts gegen die seidenen Strümpfe (zumal an zierlichen Frauenfüßchen!), nichts gegen das kristallisierte Premierenpublikum, das sich in Berlin zu einer respektablen Feinhörigkeit schulen ließ. Aber diese verhältnismäßig kleine Schar, die der kritische Stammgast beinahe Kopf an Kopf kennt, hat sich allmählich ein Monopol erworben. Und das ist von Übel. Es würde der Literatur und dem Theater nicht schaden, sondern nützen, wenn an den Abenden der Entscheidung auch minder Geschulte, Unbefangenere den Eindruck eines neuen Werkes aufnehmen und wiedergeben könnten. Ich sage: könnten. Denn die Tiergartenpreise, die für die gesellschaftliche cause célèbre einer großen Premiere gefordert und gezahlt werden, sind Absperrungsschleusen. Wasser ohne Zufluß fault. Läßt man im Kunstbetrieb ein Privilegium gelten, so soll's ein Privileg des Geistes, nicht des Geldes sein.

* * *

Indessen tun sich rund um Berlin, wenn die Kirschen reifen, die Freilichtbühnen auf. Es ist schwierig geworden, einen harmlosen Spaziergang in die Umgebung zu unternehmen, ohne einem Thespiskarren in den Weg zu geraten. Vielerlei Triebe stecken hinter dieser neuen Massensuggestion: Die Sehnsucht treuer Freunde, das Theater durch die Natur zu läutern; der Natur, die kein Falsch kennt, Heilkräfte abzugewinnen gegen die komödiantische Krankheit der Kunst. Ferner eine ursprüngliche spielerische Freude, die jede Gelegenheit nutzt, so der

Zufall bietet. „Gebt mir zwei Fässer und ein Brett darüber, und ich mache euch die schönste Komödie" — sagte Goethe. Hinter den idealistischen Vorkämpfern wirken dann auch andere Kräfte: der doktrinäre Eifer und Eigensinn; die Sucht zurückgesetzter oder zurückgebliebener Mimen, wenn schon nicht in Berlin, so doch in den Dörfern nahe der Stadt Taten zu tun; das Geschäft; die Mode.

Alle Prinzipienkavallerie ist übel. Wer sich immer vom unbestochenen Gefühl belehren läßt, der kann nicht grundsätzlich für die Natur- und gegen die Illusionsbühne wüten — und auch nicht gegen das Naturtheater im allgemeinen.

Das Freilichttheater kennt keine wandelbaren Dekorationen, keine praktikablen Versatzstücke und außer Sonne, Mond und Sternen am Himmelszelt keine Beleuchtungskörper. Die Phantasie des Zuschauers wird also in allen Fällen, in denen der Dichter den Schauplatz wechselt und Wandlungen der Tageszeit, Stimmungen des Lichtes fordert — der himmlische Beleuchtungsmeister macht nicht mit —, ihrer unentbehrlichen Stützen beraubt. Man halte uns nicht das puritanische Theater alter Zeiten als Vorbild vor. Wir haben einen anderen Shakespeare, als Shakespeares Zeitgenossen ihn hatten, und was einst Notdurft war, soll nicht, mehrhundertjährige Entwicklung tilgend, jetzt Hochziel sein. Auf Shakespeares Bühne wurden ja auch noch die Frauenrollen von Männern gespielt. Will man etwa zu dieser unnatürlichen Einrichtung zurückkehren?! Das aber ist gewiß: deckt sich die natürliche Szenerie mit dem Phantasiebilde eines Dichters, dann kann die Natur Stimmungen schenken, hinter denen die Wunder der Theatermaschinen zurückbleiben. Ich kenne im Gebirge einen Lärchenwaldplatz. Sooft ich ihn in geheimnisvoller Mondnacht durchschritt, riefen mir Traum und Wunsch Oberon und Titania herbei und das holde Spiel des „Sommernachtstraums".

Kein Zweifel, ein großer freier Raum zwingt die Schauspieler zu lauterem Sprechen, zu einer pastosen, derben Mimik. Die besten Errungenschaften der schauspielerischen Entwicklung: das feine, zarte seelische Spiel, das leise, tieftönende Wort drohen dabei verloren zu gehen. Aber bedingt denn das Naturtheater durchaus immer ein Riesenmaß? Gibt es nicht auch lauschige Hecken, heimliche Gartenplätzchen und Waldwinkel, die dem trauten Spiel unendliche Reize verleihen? Und jene monumentale szenische Kunst, der man heute mit der Errichtung riesiger Theatergebäude zustrebt, die Reinhardtschen Massenwirkungen, könnten sie nicht auch — und sogar vollkommener — auf richtig gewähltem freien Plan zur Geltung kommen? Immer vorausgesetzt freilich, daß der reale Schauplatz dem idealen des Dichters unbedingt ähnlich ist und nicht störende Notbehelfe ärgerlich daran erinnern, wieviel Dank wir den Dekorationen und Maschinen für ihre schönen Täuschungen schulden.

Somit die Schlußfolgerung: Die Voraussetzungen, unter denen die Aufführung eines Bühnenwerkes im Freilichttheater künstlerisch gerechtfertigt ist, sind streng und nicht zu umgehen. Die Bühne, die nicht mehr täuscht, muß von der Natur so geschaffen sein, wie der Dichter sich das Bild für sein Drama dachte. Ein liebendes Auge, ein in die Dichtung eingelebter Sinn, der um *ihre* und *nicht* um des Freilichttheaters Bedürfnisse besorgt ist, muß Schauplatz und Stück wählen. Der Zwang, dem die Dichtung von einer undifferenzierten Weite unterworfen wird, ist schlimmer als ein Prokrustesbett.

Da durch Jahrhunderte die Dichter ihre Stücke für das gemauerte Theater gedichtet haben, gewährt die Literatur keine große Auswahl von Dramen, die unbeschädigt in das andere Reich übertragen werden können. Immerhin ist an Goethes „Iphigenie", an seine für die Gartenbühnen von Tiefurt und Belvedere geschriebenen Spiele und an solche Stücke überhaupt zu denken, von denen nicht notwendig ein Akt oder eine Szene im Zimmer spielt, und die den Schauplatz nicht verändern. Mit der Aufstellung einer Liste von freilichtmöglichen Theaterstücken ist übrigens dem *einzelnen* Naturtheater noch nicht gedient. Durchaus *nicht alle* Naturdramen schicken sich für *ein* Naturtheater, ja, mit künstlerischem Ernst bedacht, fordert fast jedes Stück seinen besonderen Schauplatz, seine eigenen Naturstimmungen.

Wie heute das Freilichttheater betrieben wird, haben wir in den meisten Fällen eine Vergewaltigung der alten Kunstwerke und ihrer Szenen zu beklagen. Da hat z. B. der verdienstvolle Rudolf Lorenz am Ufer des kleinen Wannsees ein Joseph Kainz-Theater eröffnet. Sein Streben, das Freilichttheater zu veredeln, es von der rohen Theatralik äußerlicher Aufzüge und Kavalkaden, die zumeist patriotisch verbrämt, dadurch aber keineswegs künstlerisch geadelt werden, abzulenken und den Aufgaben der Kunst zuzuführen, — verdient gewiß alle Hochachtung. Konnte man aber blinder sein für das Wesen der Freilichtbühne, konnte man die innere Harmonie zwischen Dichtung und Schauplatz schlimmer verletzen, als indem man mitten in einen lichten deutschen Laubwald Grillparzers düstere „Medea" stellte?! Golden schimmerte die Abendsonne auf beglänzten Bäumen, munterer Vogelsang und süßer Duft würzten den Frieden der Stunde, — in den, zu des Waldes und der Dichtung Schaden, die wilden Flüche der Kolcherin dröhnten. So geschmacklos, wie diese Wannsee-Medea, hat noch nie eine Mutter ihre Kinder gemordet! Ich spreche nicht von der kümmerlichen Staffage, die den Szenenwechsel überflüssig machen sollte, nicht von der unzulänglichen Schauspielerei — obwohl nur das Bessere ein Recht besitzt, das Gute zu ersetzen; beklagenswerter als alles war die Barbarei des Gegensatzes zwischen Stil und Natur.

Die Entwicklung des Freilichttheaters hängt von den Dichtern ab. Von den Dichtern, die für dieses Theater Stücke schreiben werden. Der Dichter wird auf einem Wald- oder Feldplatz sein Stück erleben, es dort entstehen lassen — oder er wird den Wanderstab zur Hand nehmen und irgendwo die Stelle suchen und finden, die seine Phantasie erfüllt.

Auf dem rechten Wege der Idee — der Naturtheater-Idee nämlich — sind die Heimatspiele, die auch in diesem Jahre wieder auf dem Pfingstberg bei Potsdam gegeben werden. Dort hat man ein hübsches, ziemlich intimes Plätzchen im Walde zubereitet, das immerhin einige szenische Veränderungen und auch mäßige Massenentfaltungen gestattet. Und nun schreiben die Potsdamer Dichter drauf los! Schreiben Stücke, die ausschließlich im Walde, vor einem Hause spielen. Der Zwang des Ortes mag ja die Inspiration lästig einengen; aber was will man tun, solange man nicht die Mittel hat, jedem Dichter einen Platz nach seiner freien Wahl zu schaffen! Immerhin hat sich Axel Delmar mit seinem „Marschall Vorwärts" recht gut in die Situation gefunden. Keine literarische Tat ist dieses Volksstück, aber auch nicht ohne die redlichen Werte des Humors und der Charakteristik. Eine Linie wenigstens scheint hier gezogen. Sie brauchte nicht parallel zu laufen mit dem Schulpatriotismus. Daß sie der Natur nicht entläuft, das sei anerkannt.

* * *

Vom Walde, selbst wenn sein Frieden von Jason und Medea gestört wurde, geht man nicht leichten Schrittes zu Schalom Asch in die Kammerspiele. Just zu Schalom Asch in seine ost-östliche Welt! Just zu seinem „Bund der Schwachen", einem Drama, das zu zwei Dritteln im Elendsnaturalismus und mit dem letzten Akt im Philisterium deutscher Schablonenlustspiele steckt. Schalom Asch hat mit dem „jiddischen" Schauspiel „Der Gott der Rache" ein unbestrittenes Sonderplätzchen in der modernen Dramatik erobert. Jenes Stück hat nicht bloß ethnographische Qualitäten. Auch im „Bund der Schwachen" sind einige wenige Momente, mit denen sich ein Dichter ankündigt; ein paar knappe, leise Worte im Dunkel eines traurigen Schicksals. In der Szene zumal, in der sich im „Hundeloch" des reichen Sündenhauses ein ausgestoßener Mann und ein ausgestoßenes Weib zusammenfinden, indes im abgesperrten Nebenraum ihre Gattin, ihr Gatte lachend und höhnend der lotterigen Lust frönen. Im finsteren, kahlen Gelaß beginnt das erloschene Leben zu knistern. Funken des Hasses stieben aus der Demut und Armut, Funken einer neuen Liebe.

Die Liebe übers Ehekreuz, die Entpaarung und Neupaarung von vier Gepaarten ist übrigens nicht erst in Russisch-Polen entdeckt worden. Schon die sehr westliche Königin von Navarra erzählte eine Geschichte, die diesen Grundriß hatte. Das internationale Thema pol-

nisch zu frisieren, dazu veranlaßte den Verfasser gewiß nur das Bewußtsein seiner begrenzten persönlichen Möglichkeiten. Er hätte getrost einen weiteren Schritt zur Heimat zurück tun und wieder das Ostjudentum aufsuchen sollen. Die Knieweichheit seiner Gestalten und eine rassenmäßige Wehmütigkeit der Atmosphäre kennzeichnen den Dichter und seine Welt. Das ist übrigens kein Anwurf gegen das Stück. Wenn es nur sonst mit Ehren bestünde! Aber „Der Bund der Schwachen" ist ein schwacher Bund von dramatischen Motiven, die psychologisch schlecht zueinander passen. Es geschieht nichts in dem Schauspiel, es wird nur immer Geschehenes zwischen die Akte geschoben. Was man nicht werden sieht, daran glaubt man nicht. Zwei Akte lang bereitet sich eine Tragödie vor, mit Beginn des dritten sind wir in einem Lustspiel, in einem neuen Stück, einem recht schlechten Stück. Die Guten haben sich über die Schranken der Gesetze hinweg ein häuslich Glück errafft, die Bösen sind bestraft. Aus dem bitteren Naturalisums sind wir ins Kinderfabelland geraten. Das ist Hokuspokus, nicht Dramatik.

* * *

Ganz ins Flachland hinab ging die Reinhardtbühne mit ihrer letzten Novität, dem Lustspiel „Kaiserliche Hoheit" des Rotterdamers J. A. Simons-Mees. Sollte man in Holland das Doppelgänger- und Verwechslungsschema noch für einen Lustspielstoff gelten lassen? Ja, aus dem Gedanken, daß die Maske des Menschen nicht bloß sein Kleid ist, daß er in fremdem Kleide auch das Wesen eines anderen sich und der Welt immaginieren mag, daraus kann ein Dichter Gewinn schlagen. Simons-Mees begnügte sich ziemlich mit dem alten Possenspaß, daß einer für einen anderen gehalten wird, und zwar, wie wir's auf dem Theater schon oft erlebten, ein Bürger für einen Fürsten. Nicht der Schatten einer höheren Absicht fiel auf die Gestalten der Doppelgänger: der eine, ein russischer Großfürst, ist ein brutaler Lebemann, der andere, ein „berühmter" Literat und Dichter, noch uninteressanter in seiner hohlen Eitelkeit. — Erinnert ihr euch an Adolf Pauls tragikomische „Doppelgängerkomödie"? Da werden geistige und weltliche Macht, Sänger und König gemessen ...

Die komischen Szenen des in Amsterdam bejubelten, in Berlin mit mäßigem Beifall aufgenommenen Schwankes brauchen lang, bis sie locker werden. In den ersten Akten retouchiert der Verfasser bloß die alte Photographie des streberhaften Gesellschaftsgötzen (des Modedichters). Dann übernimmt dieser Herr freiwillig — in einem Hotel zu Nizza — die Rolle des ausgebliebenen Großfürsten Boris. Damit die brünstig wartenden Gäste nicht abreisen und der Hoteldirektor aus der Verlegenheit kommt. Aber soll ich den Unsinn hier noch weiter buchen? Genug an dem: der Großfürst ist ein Wüstling, der Dichter ein Tugendbold. Dem Tugendbolde fallen gewisse Hinterlassenschaften (Lebend-Erbstücke) des Wüstlings zu. Außerdem drohen dem harmlosen Federhelden die Bomben der Nihilisten. Kurz: das Recipe der Pariser Boulevard-Dichter. Nur machen die Pariser derlei viel lustiger als die Holländer.

Hermann Kienzl



Kritik oder Bevormundung

Um diesen Angelpunkt dreht sich die Polemik, die der deutsche Buchhandel in seinen beiden Hauptorganen (im offiziösen „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel". Nr. 99, 105, 109, 111, 114 und in der „Allgem. Buchhändlerzeitung" Nr. 17 und 21) gegen den Dürerbund, genauer gegen dessen Obmann Ferdinand Avenarius, führt. Die Heftigkeit, mit der der Kampf geführt wird, zeigt, daß hier ein lang angehäufter Groll zum Durchbruch kommt, daß der Vorgang, gegen den sich jetzt der Kampf richtet, nur den längst überspannten Geduldsfaden zerrissen hat. Da es sich dabei nicht um eine rein persönliche Angelegenheit des Angegriffenen handelt, vielmehr eine im Kunstleben immer wiederkehrende

Erscheinung sich hier in besonders scharfer Beleuchtung zeigt, halten wir uns zur Stellungnahme verpflichtet, obwohl wir aus Erfahrung wissen, daß eine Polemik mit dem Herausgeber des „Kunstwarts“ für sachliche Leute keine erwünschte Aussicht ist.

Der Anlaß zum Ausbruch des Kampfes ist der Versuch des Dürerbundes, den Vertrieb von Volks- und Jugendschriften in seine Gewalt zu bekommen. Auf der Flagge steht der Kampf gegen die Schundliteratur, und die Marschmelodie singt von Gemeinnützigkeit und Volkskultur. Der Buchhandel aber, der bislang für die Unternehmungen von Avenarius fast immer lebhaft eingetreten ist, verschließt dieses Mal dem Lockliede das Ohr: einmal weil die Schulmeisterfuchtel gar zu hochmütig geschwungen wird, hauptsächlich aber weil der Vollakkord der Gemeinnützigkeit dieses Mal einen so scharf metallischen Beiklang von Geschäft hat, daß auch der Schwerhörige ihn deutlich vernimmt.

Der Dürerbund will nämlich eine Wertmarke für Volksschriften einführen. Die Schriften, die sein Prüfungsausschuß empfiehlt, sollen mit seiner Siegelmarke, umgeben von den Worten: „Empfohlen vom Dürerbunde“ bedruckt werden. Die so empfohlenen Bücher müssen von einer bestimmten (geschäftlichen) Mittelstelle bezogen und in den Buchhandlungen auf einer besonderen Staffelei aufgestellt werden. Weigert sich ein Sortimenter, so wird der Dürerbund andere Verkaufsgelegenheiten in Wirtschaften, Schulen, öffentlichen Gebäuden, Bahnhöfen usw. schaffen.

Unterm 16. Mai hat nun der Vorstand des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig in Nr. 111 seiner Zeitschrift folgende Bekanntmachung erlassen:

„Nach vorangegangenem schriftlichen Gedankenaustausch hat sich der Vorstand des Börsenvereins unter Teilnahme des Vorstehers des Deutschen Verlegervereins und Hinzuziehung anderer Sachverständigen in seiner heutigen Sitzung mit dem Dürerbund-Unternehmen (vgl. den Aufsatz von Avenarius: Mittelstelle für Volksschriften im Kunstwart XXVI, Heft 14) beschäftigt. Der Vorstand des Börsenvereins stellt im Anschluß an diese Beratung folgendes fest:

1. Der im Börsenverein vertretene deutsche Verlagsbuchhandel ist ebenso bestrebt, die Herstellung der Schundliteratur zu bekämpfen, wie es der deutsche Sortimentsbuchhandel ist, sie von seinen Auslagen und Vertriebsstellen fernzuhalten. Infolgedessen ist auch der Vorstand des Börsenvereins beim Kampfe gegen die Schundliteratur sogleich in die vordersten Reihen getreten und wirkt noch heute tatkräftig bei ihrer Beseitigung mit.

2. Das vom Dürerbund in Anspruch genommene, von unbekannten Personen ausgeübte Zensorenamt muß der Vorstand des Börsenvereins als eine unerträgliche Bevormundung des Verlagsbuchhandels und seiner Autoren, sowie als eine Gefährdung großer Kapitalien ansehen, die in Unternehmungen festgelegt sind, deren Verleger nicht willens sind, sich der Zensur des Dürerbunds zu unterwerfen, zumal diese in sachgemäßer Weise von einer bestimmten Stelle aus bei der großen Zahl der in Frage kommenden Bücher gar nicht ausgeübt werden kann.

3. Der Vorstand des Börsenvereins muß es auch als eine schwere Schädigung und als einen Eingriff in die Rechte des Buchhandels ansehen, daß die mit dem Dürerbund-Unternehmen verbundene Vermehrung sogenannter Auchbuchhändler (Bahnhofswirte, Restaurateure usw.) dem schwer um seine Existenz kämpfenden Sortimentsbuchhandel neue Schwierigkeiten schafft, ohne daß daraus dem Publikum irgendwelche Vorteile erwachsen.

4. Der Vorstand des Börsenvereins betrachtet es als eine Gefahr, daß das mit dem Dürerbund-Unternehmen angestrebte Monopol und die mit ihm verbundene Vermittlungsstelle den Preis der billigen Volksliteratur verteuern.

Zusammenfassend kann der Vorstand des Börsenvereins mithin in den Versuchen, dem Dürerbund-Unternehmen Eingang zu schaffen, nur eine Veranstaltung erblicken, die geeignet ist, den deutschen Gesamtbuchhandel sowohl materiell als auch in seinem Ansehen schwer zu



schädigen, ohne den Interessen des bücherkaufenden Publikums zu nützen, ganz abgesehen davon, daß er das Unternehmen praktisch nicht für durchführbar hält."

* * *

Auf die Begründung dieser Ansicht des Buchhändlervereins, der ich voll beistimme, will ich hier nicht eingehen. Man mag sie an den zu Eingang erwähnten Stellen nachlesen, wo man auch die Entgegnungen von Avenarius findet. Ich will nur noch einige Punkte vom Standpunkte des Kritikers, Schriftstellers und Redakteurs hervorheben, der nun auch schon eine Reihe von Jahren nach besten Kräften dem Guten in Literatur und Kunst dient.

Der Gedanke, durch eine Wertmarke den weitesten Kreisen bemerkbar zu machen, daß eine kritische Instanz das so gekennzeichnete Werk empfehle, hat etwas Bestechendes. Der Gedanke ist nicht neu. Wie das Buchhändler-Börsenblatt in Nr. 99 hervorhebt, ist er schon vom Musikpädagogischen Verband vorgeschlagen worden. Dieser übernahm ihn von mir. Ich hatte ihn beim musikpädagogischen Kongreß (1911) vorgetragen und im Juniheft 1911 im „Türmer" (S. 422) entwickelt. Ich verwies dabei auf den längst eingeführten Cäcilienvereins-Katalog für katholische Kirchenmusik.

Freilich, wir vom musikpädagogischen Verband sind nicht so geschäftstüchtig, wie der Obmann des Dürerbundes. Wir wollten nur die geistige Arbeit leisten, den ganzen Geschäftsbetrieb in der Hand der Verleger lassen. Darum berieten wir auch die Frage zuvor gemeinsam mit den Verlegern, denen diese Abstempelung zunächst auch empfehlenswert erschien. Ich mußte mich später aber auch den Bedenken fügen, die schon die eine Erwägung brachte, daß die Nichtabstempelung in jedem Falle eine Schädigung bedeute, mochte sie auch bloß aus Unkenntnis des Werkes unterblieben sein. Man kann sich denken, mit welcher Überraschung ich nun meinen guten Bekannten beim Dürerbund auftauchen sehe, wo diese geistige Wertmarke nun auch noch von einer „geschäftlichen Möglichkeit" abhängig gemacht wird.

Ist es nicht überhaupt seltsam, wie den Herausgeber des „Kunstwarts" die Feinfühligkeit, mit der er bei allen andern geschäftliche Unterströmungen herauswittert, im Stiche läßt, sobald es sich um seine eigenen Unternehmungen handelt? Mit den durchaus „ideellen" Schutzmarken des Kunstwarts und des Dürerbundes sind eine große Zahl von Verlagsunternehmungen versehen. Dagegen ist so lange nichts zu sagen, als hier ein klares Geschäft angestrebt wird. Aber die Art, wie das ideelle Ansehen, das sich der Kunstwart erworben hat, den geschäftlichen Unternehmungen des Verlags Vorspanndienste leisten muß, erregt schon lange den Unwillen jener, die nachzurechnen in der Lage sind, daß diese Unternehmungen verlegerisch so geschickt berechnet sind, daß sie ihren Gewinn abwerfen, ohne daß eine geheimnisvolle Stiftung von 100 000 Mark dafür bemüht werden muß. Durch die geschickte Drapierung mit dem Mantel des Idealismus hat man aber obendrein die Hilfe der Kritik in einem Maße, wie sie der Geschäftsmann-Verleger auch für das beste Unternehmen niemals gewinnen kann. Wohl verstanden, es soll in diesem Zusammenhang nichts gegen die Unternehmungen an sich gesagt, sondern nur auf diese zum Nachdenken reizende Verbindung von Geschäft und „idealer" Kritik hingewiesen werden.

Daß die beratende Kritik sich zu einer hochmütigen Bevormundung auswächst, ist eine oft beobachtete Krankheitserscheinung im Kunstleben. Die populär gewordenen Worte „Literaturpapst", „Kunstpapst" beweisen es. Die von der Krankheit Befallenen selbst sind wohl unheilbar; sie werden ihr Leiden auch nie zugeben. Die Allgemeinheit pflegt sich immer nach einiger Zeit von selbst der Ansteckungsgefahr durch die Flucht zu entziehen. Wäre die geübte Kritik wirklich fruchtbar gewesen, so bedürfte es freilich keiner Flucht. Sie sucht zur Selbständigkeit zu erziehen und haßt jede Bevormundung.

Karl Storck

Lese

Gerhart Hauptmanns Festspiel

Daß in vaterländischer Beziehung das sogenannte „Festspiel“ Gerhart Hauptmanns etwas lächerlich wirken müsse, war ja nach allem, was vorher darüber verbreitet wurde, klar. Um so unverfrorener mußte nach Lage der Dinge der Rüffel erscheinen, der mißliebigen Kritikern erteilt wurde. Man solle doch gefälligst erst abwarten und nicht ohne genaue Kenntnis absprechend urteilen. Hätte man ahnen können, wie auch künstlerisch hier ein letzter Tiefpunkt verzeichnet werden mußte, man wäre vielleicht von vornherein schärfer geworden. Das Recht zur schärfsten Schärfe hat jeder, der Gerhart Hauptmann noch heute wegen seiner Vergangenheit liebt. Dieser Tiefpunkt mußte in der deutschen Presse verzeichnet werden, wurde aber kaum deutlich genug verzeichnet. Es ist geradezu unerhört und vielleicht einzigartig in der Geschichte der deutschen Kritik, wie „um des lieben Friedens willen“ man sich fast allenthalben um das hier erforderliche deutliche Wort herumdrückte. Von dem Freudensang des sommerlichen Holzbock angefangen bis zu den Ausstrahlungen der erlesensten Geister. Hier eine ganz zufällige Probe:

„Eine Hauptmann-Premiere ist immer ein Ereignis. Die gestrige Uraufführung eines ad hoc gedichteten, keinen besonderen Namen, sondern die schlichte Bezeichnung Festspiel führenden Bühnenstücks des größten der lebenden deutschen Dramatiker, der auf Veranlassung des Breslauer Magistrats zur Jahrhundertausstellung eine Festgabe zu gewähren sich bereit erklärt hatte, bildete den Höhepunkt der Jahrhundertfeier. Im Festkleide bat die Ausstellungsleitung, das Publikum zu erscheinen. Welch eine Fülle kostbarer Damentoiletten war in diesem gewaltigen Raume, dessen 8000 Sitzplätze nicht eine einzige Lücke aufwiesen, wie eine große Revue der herrschenden Mode zusammengedrängt.“

Also hebt die Kritik in einem großen deutschen Blatte an. Na, wenn schon! Es ist aber viel Ekelhafteres geschrieben worden über dies impotente ad hoc-Geleier ohne Saft und Kraft.

Adolf Petrenz

*

Das Festspiel für die Jahrhundertfeier in Breslau reiht sich nach den übereinstimmenden Berichten der Presse den ruinösen künstlerischen Niederlagen an, die für das abwärts gehende Schaffen Gerhart Hauptmanns seit Jahren bezeichnend sind.

Man hat keinen Bericht lesen können, ohne daß diese Ohnmacht zugegeben war, aber fragt mich nur nicht wie. —

Der eine schwärmte von der großartigen Festspielhalle und der gewaltigen Zuschauermenge, um dann in einem unscheinbaren Nebensatz einfließen zu lassen, daß die aufgeführte Dichtung tot gewesen sei.

Der andere erzählte der aufhorchenden Welt, daß durch Hauptmann und Reinhardt jetzt erst eine ernsthafte Kunstgattung des Festspiels geschaffen worden sei. Von wegen der aufgewandten enormen äußeren Mittel. Irgendwo wurde dann ein verstecktes Sätzchen angebracht, in dem der künstlerische Unwert des Spiels eingeräumt wurde.

Der dritte endlich tauchte seine Schilderung der Vorstellung in strahlendes Licht, um gegen Schluß (bei den Schauspielerkritiken) anzumerken, daß über die „zahlreichen Längen“ des Stücks Reinhardt den „Schleier seiner glänzenden Regie“ gebreitet habe.

Der vierte meinte, Hauptmann habe in diesem Fall „Regiewirkungen für Reinhardt“ gedichtet, was selbstverständlich besagt, daß er gar nichts gedichtet hat. Usw. usw.

Sei es nun, daß wir es hier mit künstlerischem Snobismus zu tun haben; oder sei es, daß wir jenen dunklen Ehrenmännern gegenüberstehen, die alle Formen der künstlerischen

Fälschung kultivieren, also auch diese; oder sei es endlich, daß der Breslauer Lokalpatriotismus (was noch das Harmloseste wäre) sich das Geschäft nicht wollte verderben lassen: unter allen Umständen muß gegen eine derartige Berichterstattung, die einer sanft stilisierten Lüge gleichkommt, ein entschlossener Protest eingelegt werden. Erich Schlaikjer

* * *

„Der Rosenkavalier"

Alle großen Bühnen bringen ihn, schreibt Oberst von Diest in Wilhelm Schwaners „Volkserzieher", — Fürsten und Fürstinnen, Damen, Jungfrauen, Backfische strömen herzu. So durfte auch ich die Gelegenheit nicht versäumen, meine Bildung zu bereichern; ich bestellte die Karte — zum Studium des „Libretto" vorher war keine Zeit; aber nachher habe ich mir den Text gründlich angesehen.

Erster Aufzug. Zeit: zirka 1750; Ort: Wien, Palast der Gattin des auf Jagd abwesenden Feldmarschalls Fürst Werdenberg. Lendemain einer Liebesnacht zwischen der alternden Fürstin und einem nahe verwandten siebzehnjährigen Junker, Octavien Graf Rofrano. Er hat ein „Knabengesicht" (Texterläuterung Seite 58), singt Sopran und ist „in Zivil" ein Weib. Umgebung: Schlafzimmer der Herzogin, ausgestattet mit raffiniertestem Luxus, reich vergoldete Bettstelle — eine Kritik nennt sie die schönste „Stelle" des ganzen Stückes! Ursprünglich soll der Autor die Situation gewünscht haben, daß die zwei zusammen im Bett liegen, dann wurde sie dahin gemildert, daß „er" sie kniend umschlingt. Es beginnt das süßlich-widerlichste Liebesgetändel, was ich je auf einer Bühne sah; es dauert wohl eine Viertelstunde. Plötzlich entsteht Unruhe auf dem Hof des Palastes; es folgt Handgemenge der draußen die inneren Gemächer sperrenden Dienerschaft; die Fürstin glaubt, ihr Gemahl sei plötzlich heimgekehrt; der junge Liebhaber versteckt sich — aber es ist nur ein Vetter, der schließlich den Eintritt erzwingt. Dieser, Baron Ochs von Lerchenau, wird in der folgenden Szene mit der Fürstin und Octavien dargestellt als ältlicher Wüstling, der, mit der jungen Tochter eines steinreichen Armeelieferanten frisch verlobt, von seiner Base Rat erbittet betreffend Wahl eines „Aufführers", der seiner Braut die beim Adel damals übliche „Silberne Rose" als Brautgeschenk überbringen soll. Zwischendurch renommiert er in breiter Herzählung mit seinen Erfolgen als „Verführer", malt die Abenteuer auf seinem Landsitz mit Jungfern aller Art in sinnlich brutalen, urgemeinen, durchaus „eindeutigen" Bildern, und beginnt gleichzeitig mit dem wiedererschienenen, als Zofe verkleideten Oktavien seine neue Taktik, welche die Fürstin aufs höchste belustigt beobachtet.

Dann folgt Schilderung des beim Lever einer Weltdame jener Zeit üblichen Empfanges von Haarkünstler, Sänger, Papagei- und Hundeverkäufer, einer bettelnden Edeldame mit drei adligen Waisen usw. usw. in buntem Durcheinander mit dem ungeschlachten ländlichen Gefolge des Barons, das einer gewissen Komik nicht entbehrt, aber durch die gesucht plumpe, unablässig mit lüsternen Anspielungen durchsetzte Art des Spieles anekelt, alles im Dialekt des damaligen fehlerhaften Wiener Deutsch, das ebenso häßlich ist wie auf der Bühne schwer verständlich.

Zweiter Aufzug. Ort: das Prunkhaus des Parvenü Faninal, der seine hübsche, eben aus der Pension gekommene Tochter Sofie an den Baron von Lerchenau verkuppelt. Octavien erscheint als „Rosenkavalier" in Begleitung eines ganzen Hofstaates in ausgesuchtem Prunk. Zwischen ihm und Sofie zündet der Liebesfunke. Dann kommt der Bräutigam, der mit roher Gier in Worten und Griffen über das unschuldige Mädchen herfällt. Octavien tritt ihr als Ritter auf, verteidigt schließlich ihre Ehre mit dem Degen, verwundet den Baron leicht am Arm. Die folgende Lärmszene zwischen der beiderseitigen Dienerschaft endet aber in harmlosem Durcheinander. Die Grundlage der Handlung ist dramatisch nicht unwirksam: groteske Komik wechselt geschickt mit der Lyrik, aber das Ganze ist in Sprache und Gebärden

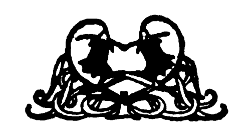
wieder so gesucht possenhaft ausgeführt, mit lüsternen Anspielungen versehen, die zarten Szenen der zwischen beiden jungen Menschen keimenden Liebe treten zurück vor den plumpen Rohheiten, mit denen zum Beispiel die Lerchenauschen Dienertölpel die Dienstmädchen attackieren, so daß von einem wahrhaften Kunstgenuß für einen feiner empfindenden Zuhörer nicht die Rede sein kann. Dabei wirkt meines Erachtens die ungewöhnliche Pracht der Ausstattung keineswegs verhüllend, sondern durch den Gegensatz eher abstoßend.

Dritter Aufzug. Um Sofie zu retten und für sich zu gewinnen, hat Octavian in seiner früheren Rolle als Kammerzofe dem Baron in einem zweifelhaften Gasthaus ein Stelldichein gegeben. Dabei ist Vorsorge getroffen, daß der alte Lüstling bei Ausübung seiner Verführungskunst dauernd gestört wird: zunächst durch Larven und Gespenster, die aus Versenkungen oder geheimen Luken des Zimmers auftauchen und verschwinden; dann durch markiertes Auftreten eines früheren Opfers seiner Lüste, einer verlassenen Frau mit vier unehelichen Kindern, die Papa, Papa durcheinander plärren; schließlich durch den mit seiner Tochter herbeigerufenen Faninal, welchem der Augenschein die Verderbtheit seines Eidams dartun soll. In den allgemeinen Skandal mischt sich dann die Polizei; es drohen ernstliche Folgen des Komödienspiels, Verhöre, Verhaftungen — da erscheint als „deus ex machina“ die Feldmarschallin, erkennt in dem Polizeikommissarius eine Ordonnanz ihres Gemahls, und dieser folgt ihren Weisungen, mit denen es ihr gelingt, die drohende Verwicklung als harmlose „Wienerische Maskerad“ zu lösen. Der Baron muß viel Geld zahlen, ist aber im übrigen froh, aus der heiklen Lage verschwinden zu können.

Und nun kommt der Schlußauftritt, in welchem, nachdem alle anderen sich entfernten, die Fürstin nach vielem Hin und Her von wechselndem Edelmutsgesang auf ihren siebzehnjährigen Galan heroisch „verzichtet“ zugunsten der kleinen Sofie, die denn auch beim Fallen des Vorhanges in Octaviens Armen liegt. Für die Sprache und dichterische Höhe der dabei gesungenen Verse möge ein Beispiel dienen, da der Rosenkavalier seiner Geliebten sagt:

„War ein Haus wo, da warst du drein,
Und die Leut schicken mich hinein,
Mich gradaus in die Seligkeit
Die waren gescheit — — — — —“

Über die Musik will ich nicht urteilen ... Aber gegen Text und Handlung muß ich im Namen des unmusikalischen wie des musikalischen Teiles unseres Volkes Einspruch erheben. War schon die „Salome“ an vielen Stellen — wie bei dem minutenlangen Kuß, mit dem das hysterische Weib auf dem Mund des geköpften Propheten liegt — eine starke Zumutung des Kunstempfindens, so bezeichnet der „Rosenkavalier“ die denkbar traurigste Abirrung von dem Wege, den Richard Wagner der deutschen Oper gewiesen hat. Daß der „Rosenkavalier“ volle Häuser findet, ist ein Zeugnis vom Tiefstand des Geschmackes, der nur noch von der Abgestumpfheit des heutigen Bühnenpublikums gegenüber Unsittlichkeit und Gemeinheit übertroffen wird. In Parlamenten, moralischen Versammlungen, mit Gesetzen und Polizeimaßregeln wird heute der Kampf geführt gegen den „Schmutz in Wort und Bild“; im vornehmen Gewande der salon- und hoffähigen Oper wird dieser ungescheut, ungehindert vorgeführt. Wie die hauptstädtischen Aufsichtsorgane sich ihrer Pflicht entziehen, hiergegen einzuschreiten, ist mir unfaßlich und nur damit zu erklären, daß hier eine Königliche Hofopernverwaltung einem musikalischen Genius gegenüber beide Augen zudrückt. Auf kleineren Bühnen würden Unzüchtigkeiten, wie sie der „Rosenkavalier“ darbietet, nicht geduldet...“





Das Kunsterbe des Volkes

Von Joseph August Lux

Sie ist ein Vergangenes. Vielleicht ein Niewiederkehrendes, aber eben darum Heiliges. Wir haben sehr geschärfte, empfängliche Sinne für den stillen Zauber, der die alten Stuben, die alten Gerätschaften, die alten, würdigen Häuser umfängt. Wir empfinden eine Zärtlichkeit für sie, die Verehrung des Enkels oder Urenkels, der sich mit diesem Genius loci plötzlich eins fühlt. Wir stehen auf alten Plätzen im Dorf und in der Kleinstadt, wir horchen auf das Rauschen der alten Linden, des alten Brunnens. Die alten Häuser stehen da, das Dach wie eine Haube weit über die Stirn vorgeschoben, erwartungsvoll. Auch sie horchen. Sie horchen, wie das Gras wächst unten am Marktplatz, sie horchen auf den Schritt, der in der Einsamkeit aufhallt, sie horchen, woher er kommt, wohin er geht. Sie stecken die Köpfe zusammen wie die Klatschbasen. Ein paar Dachluken reißen die Augen auf und spähen herab; sie wollen auch was sehen von den aufregenden Vorgängen unten. Der alte Regenkasten macht ein sehr wichtiges Gesicht, alles trägt vermenschlichte Züge. Überall sehen wir dieselben Motive, und dennoch ist jedes dieser Häuser eine Persönlichkeit. Die einen sehen freundlich, die andern griesgrämig und übellaunig drein, die einen sind in die Knie gesunken und schier auf Krücken gestützt, und andere wieder sind ein bißchen eisenfresserisch in die Höhe gereckt, mit einem dicken alten Turm, der wie ein Veteran mit erdichteten Kriegserlebnissen und Heldentaten zu imponieren versucht. Alles ist Ausdruck, Sprache. Wir vernehmen die Stimme der Jahrhunderte. Die Steine reden. Lebendige Baukunst!

Obwohl diese Dinge alt, gebrechlich und schon ein wenig unzulänglich sind, flößen sie uns Ehrfurcht und Liebe ein. Lebendige Baukunst! Vielleicht erklärt sich daraus unsere Zuneigung. Wir Heutigen sind ja mit so viel toter Architektur umgeben, daß wir das Gefühlsmäßige, Unwillkürliche, Organische, Lebendige einer, wenn auch vergangenen Bauweise, sofort mit einer Art von Traumsicherheit ergreifen. Es ist nicht dies. Das Alte kommt hinzu, die edle Patina, das magische Licht der Vergangenheit, ein ästhetisches Moment. Man nennt es den historischen

Sinn, nicht ganz zutreffend, weil es sich um nichts Akademisches, sondern um ein rein Gefühlsmäßiges handelt. Triebmäßiges. Ein drittes ist das Verwandtschaftliche, Rassenmäßige, Biologische, die Liebe zur Heimat, ebenfalls ein Naturtrieb. Das sind drei wichtige Elemente, die unsere Sehnsucht erklären.

Was sollen wir tun? Sollen wir nachahmen? Das hieße zurückgehen. Die Geschichte läuft nicht zurück. Wir kennen viele Versuche dieser Art, die aber nur beweisen, wie man aus alter, lebendiger Baukunst neue, tote Architektur machen kann. Wir gehorchen anderen Imperativen. Sie sind technisch, sozial, kulturell begründet; wir müssen auf diesen Grundlagen zur organischen Form gelangen. Wir können diese Form nicht fertig als ein Geschenk von unseren Ur-Ur-Urgroßeltern empfangen. Wir müssen uns selbst bemühen, es sei denn, daß die Kunst unserer Zeit nicht stark und zeugungsfähig wäre. Viele Gründe sind, warum wir nicht nachahmend verfahren können. Unsere Ansprüche in Komfort und Hygiene sind gesteigert, die alten Bauformen genügen nicht mehr den neuen Verhältnissen. Jede Generation hat ihre eigenen Lebensbedingungen und ihre eigenen Gesundheitsregeln. Dazu kommt, daß die Produkte unserer Zeit, und folglich auch die Baustoffe, den Stempel maschineller Herstellung tragen. Das gibt der Sache schon ein ganz anderes Gesicht. Damit hängt es auch zusammen, daß sich die Bauverfahren geändert haben. Schließlich hat die Erfindung neuer, vordem unbekannter, sehr wertvoller Baustoffe, wie Beton, eine neue Materialsprache mit sich gebracht. An Stelle des Bauholzes als konstruktiver Bestandteil ist vielfach das Eisen getreten, dessen Konstruktionsweise ganz anderen Gesetzen und natürlich auch ganz anderen Ausdrucksweisen unterworfen ist. Auch die wirtschaftlichen Grundlagen, ich meine die erhöhten Bodenwerte, die ökonomische Bauausnützung, und andere Einflüsse sozialer Natur haben die innere Struktur unserer Lebensformen, soweit sie baulich zum Ausdruck kommen, sehr verändert. Dies alles muß gesagt werden, wenn wir zu einem klaren Verhältnis gegenüber der alten Kunst der Heimat gelangen wollen.

Sollte also dieser alte, lang verschüttete Brunnen der volkstümlichen Kunst, dessen lebendiges Rauschen wir in der Tiefe vernehmen, in der Tiefe der Jahrhunderte, uns nichts zu geben haben? Sollen wir nicht schöpfen dürfen? Sollen uns die Schatzkammern, kaum daß wir sie entdeckt haben, verschlossen sein? Im Gegenteil. Wir sollen aus dem alten, heiligen Brunnen trinken. Wir sollen aus der Quelle schöpfen. Aber wir sollen die Quellen nicht verunreinigen. Wir sollen die Brunnen nicht aufs neue zuschütten. Es gibt einen rechten Gebrauch und es gibt einen Mißbrauch der Sache. Ich will erst, gleichsam um den Schutt wegzuräumen, von dem Mißbrauch reden. Ich sehe neue Werke, die angeblich im Geiste der Heimatkunst entstanden sind. Das berühmte hohe Dach, das Bauernhausdach, auf sechsstöckigen Warenhäusern, Fabriken mit Maschinen, Dampf- und Elektrizitätsbetrieb in Form von vergrößerten Rittergütern, andere im Landhaus- oder Villencharakter, grüne Holzläden an städtischen Mietskasernen, jedoch nicht zum Schließen eingerichtet, sondern an der Mauer festgenagelt: — so sinken an sich berechtigte, vom Leben erfüllte, altheimatliche Formen zur Dekoration herab, zu einem verkümmerten, lästigen Anhängsel, zur theatralischen Stimmungsmacherei, zur geist-

losen Schablone. So entsteht aus lebendiger Baukunst tote Architektur. Wir müssen uns hüten, in diese Sackgasse zu geraten. Anders ist es, wenn es sich um kleine Bauaufgaben auf dem Lande handelt, wo die Lebensgewohnheiten dieselben geblieben sind wie vor 100 oder 150 Jahren. Das Kleinstadthaus, das Bauernhaus, landwirtschaftliche Nutzbauten, Dorfkirchen, Landgasthäuser, kleine, bescheidene Landhäuser können ohne weiteres den Anschluß an die altheimatlichen Bauformen suchen, wofern nur auf solides Material und gute Ausführung Bedacht genommen wird, und nur Baustoffe genommen werden, die dem Lande und seiner Tradition eigentümlich sind. Aber die fabriksmäßigen, schlechten und halb großstädtischen Türen und Fenster, die auch von ländlichen und kleinstädtischen Ladenbesitzern bevorzugten fabrikmäßigen, unsäglich häßlichen Geschäftsportale mit großen Spiegelscheiben sind allein schon geeignet, solchen im Geiste des Heimatstils erbauten kleinen Häusern in der Provinz einen proletarischen Anstrich zu geben. Es genügt also nicht, den zufällig irgendwo entstandenen Erker eines alten Hauses, das hohe Dach, irgend eine reizende Zufälligkeit, billig zu verwerten, wenn es nur einer spielerischen, zwecklosen Absicht entspringt und der Sinn für die Harmonie des Ganzen fehlt. Gewöhnlich finden wir dann einen Erker, der nur der Dekoration wegen da ist und nicht dem Leben dient, wir finden das hohe Dach, gedeckt mit dem pappendeckelartigen, unsäglich häßlichen gelbgrauen Asbestschiefer, einem, wenn auch praktischen, aber von keiner Schönheitsregung geleiteten Produkt. Wir haben im Lande leider schon genug Beispiele, die die falsche Anwendung der Heimatkunst illustrieren. Der gewöhnliche Fall ist der, daß der Baumeister auf dem Lande, um möglichst sicher zu gehen und allen Geschmacksrichtungen zugleich Rechnung zu tragen (was wirklich kein anständiger Mensch zu tun imstande ist), ein Ragout von allen zusammengemausten altheimatlichen Motiven braut und dies die neue Heimatkunst nennt. So finden wir in vielen Landhäusern der letzten Jahre ein stilistisches Allerlei — raub: Tiroler Gotik, bauchige Rundtürme, das hohe Dach, im oberen Geschoß Fachwerk, obgleich auch dieses Fachwerk nur Dekoration ist und mit der Konstruktion nichts zu schaffen hat; ferner Loggien, auch in rauhen Gegenden, wo sie nicht benützbar sind, alle Fenstergrößen. Bogenfenster neben viereckigen Ausschnitten, Windfahne, Dachreiter mit Glöckchen, Wasserspeier, künstliches Kaminfeuer neben der Zentralheizung, und im ganzen ein schlechter Grundriß und eine verzettelte Gesamtheit; Wirkung: — eine Harlekinade.

Alle Faktoren, denen die Verschönerung des Landes am Herzen liegt, — sie würden durch einen freien Zusammenschluß schon eine ansehnliche Macht bilden — müßten einem solchen Tun Einhalt gebieten.

Wir haben noch sehr viel zu lernen von der alten, schlichten, volkstümlichen Überlieferung. Trotz der anscheinend großen Mannigfaltigkeit der Bauformen haben wir es nur mit einer beschränkten Anzahl von Motiven zu tun. Sie haben aber jedenfalls ein anderes Gesicht, weil sie in bezug auf die schönen Verhältnisse und auf die Zweckmäßigkeit immer organisch richtig sind. Das Geheimnis der schönen Proportion ist das wesentlichste Merkmal an diesen alten Bauformen. Diese verloren gegangene Schönheit auf Grund der Zweckmäßigkeitsforderung zu finden, ist das Problem in der heutigen Architektur. Wir wollen mit den neuen

Mitteln und den neuen Ansprüchen dasselbe Maß von proportionaler und sachlicher Schönheit wiederfinden, das die alte, bürgerliche Baukunst gehabt hat. Insoferne kann uns diese ein Vorbild sein. Nicht durch unzweckmäßige Nachahmung und Verwendung einzelner Motive in ungefühlten Verhältnissen, sondern durch die Beachtung der feinen Lehre, die in diesen Werken liegt und bedeutet, daß wir auf anderen Wegen zu ebenbürtigen Lösungen kommen müssen. Die künstlerische Verwandtschaft liegt lediglich in der Fähigkeit, ebensolche harmonisch und unseren veränderten Zeitverhältnissen angemessene Lösungen zu finden, wie die vergangene Baukunst sie für ihre Zeit zu finden verstanden hat.



Deutsche Kunstausstellungen

Allgemeines

Dieses Jahr ist besonders reich an großen Kunstausstellungen, so daß man sich sicher keiner Übertreibung schuldig macht, wenn man die Zahl der in diesem Sommer von öffentlichen Kunstausstellungen gezeigten Bildwerke auf zwanzigtausend veranschlagt. Nimmt man als Durchschnitt der Barauslagen (Farben, Leinwand, Rahmen, Versandspesen, bei den Bildhauern Ton, Gips und edlere Metalle, ferner Modellgelder) den sehr niedrig gegriffenen Betrag von zweihundert Mark an, so bedeutet das einen Kapitalaufwand der deutschen Künstlerschaft von vier Millionen Mark. Es ist nach den Erfahrungen der letzten Jahre so gut wie ausgeschlossen, daß das Gesamtergebnis der Verkäufe der Ausstellungen auch nur diese Summe erreicht. Es würden also nicht einmal die Materialauslagen wieder eingebracht werden, von irgendeinem auch noch so gering angesetzten Arbeitsstundenverdienst ist gar nicht die Rede.

Nun ist ja gewiß das Bild dadurch noch nicht um seine Verkaufsmöglichkeit gebracht, wenn es von den Ausstellungen unverkauft heimkommt. Aber andererseits entstehen doch auch immer wieder neue Bilder. Nimmt man nun hinzu, daß das zur Ausstellung Gelangende doch nur einen kleinen Bruchteil der gesamten Kunsterzeugung darstellt, daß für die übrigen, nicht zur Ausstellung kommenden Kunstwerke die Verkaufsaussichten noch viel geringer sind, so steht man vor einem Abgrund sozialer Not, an dessen Ausfüllung oder Überbrückung gar nicht zu denken ist. Man muß schon glücklich sein, wenn man sich noch eben am Rande vor dem Sturze zu erhalten vermag.

Die Not ist in der Tat furchtbar und findet ihren Ausdruck darin, daß die Künstler endlich sich zur Selbsthilfe aufgerafft haben. So recht klar darüber, wie und was man tun soll, ist man sich nicht. Aber man hat das Gefühl, daß auch hier nur der Zusammenschluß aller helfen kann. Es gibt wohl überhaupt keinen zweiten Beruf, den man in dem Maße als „wirtschaftlich schwach" bezeichnen muß, wie den Künstler. Denn einmal entspricht die Arbeitsleistung des Künstlerstandes keinen dringenden Lebensbedürfnissen. Man kann ohne sie auskommen, ohne deshalb sich im materiellen Dasein einschränken zu müssen; ja sogar das geistige und seelische Bedürfen der meisten Menschen kann ohne Teilnahme an der zeitgenössischen Kunst voll befriedigt werden. Ist so der Künstler auf den „Liebhaber" als Abnehmer angewiesen, so bedarf es selbst zur Erzeugung seiner Arbeit einer gewissen Kapitalkraft, etwa im gleichen Maße wie der selbständige Handwerker. Diese Gesamtverhältnisse haben es begünstigt, daß ein Unternehmertum zwischen Kunsterzeuger und Kunstliebhaber treten konnte, das kapitalkräftig und

geschäftskundig den größten Teil des Arbeitsertrages in seine tiefen Taschen fließen läßt: der Kunsthandel. Damit ist alles zur wirtschaftlichen Erdrosselung des Künstlers vorbereitet.

Wie kann sich der Künstler dagegen wehren?

Die Organisationen planen im wesentlichen Ersparnisse bei der Kapitalsanlage. Sicher wird sich durch den Gesamteinkauf das Material (Farben, Leinwand u. dgl.) verbilligen lassen. Dann suchen sie eine Vermehrung des Verdienstes (z. B. schärfere Ausnutzung der Reproduktionsrechte). Endlich wollen sie den Künstler gegen plötzliche Notfälle schützen durch Einrichtung eigener Darlehens- und Krankenkassen, was sehr wichtig ist, weil gerade solche Fälle den Künstler in die Fänge des unlauteren Kunsthandels stürzen. Am wichtigsten ist natürlich Vergrößerung des Absatzes, und dabei eine möglichst weitgehende Ausschaltung des Zwischenhandels.

So manche kleinere Mittel nun auch noch aufgefunden werden mögen, mit denen man die Kauflust des Publikums dem zeitgenössischen Kunstschaffen zuführen zu können hofft, das Hauptmittel werden nach wie vor die Kunstausstellungen bleiben. Das beruht nicht nur auf einer geschichtlich begründeten Gewohnheit, nach der diese Kunstausstellungen für weitaus den größten Teil des in Frage kommenden Publikums die einzige Gelegenheit zur eingehenderen Beschäftigung mit der zeitgenössischen Kunstproduktion darstellen, sondern diese Ausstellungen sind auch für die Künstler selbst der natürlichste Weg zur Öffentlichkeit, weil sie selbst persönlich dabei nicht hervorzutreten brauchen, also von der geschäftsmäßigen Praxis, von der sie meist nichts verstehen, verschont sind und doch sich nicht einem berufsmäßigen, nur auf seinen eigenen Vorteil bedachten Geschäftsmann auszuliefern brauchen.

Aus diesen Tatsachen erhellt die außerordentliche Wichtigkeit der öffentlichen Kunstausstellungen, die von der Künstlerschaft auch im stärksten Maße gefühlt wird, so daß man ohne Übertreibung sagen darf, daß Hunderte von Künstlerfamilien ihr ganzes Wohl und Wehe davon abhängig glauben, ob die Aufnahme in die Kunstausstellung erfolgt oder nicht. Ich will gleich hier sagen, daß diese Aufnahme in der Tat viel schwerere Folgen hat, als man vielfach annimmt. Es ist hundertfach geübte Praxis, daß z. B. Porträts gemalt werden, wobei der Porträtierte die Abnahme des Bildes verspricht für den Fall, daß es Aufnahme in die Ausstellung findet. Wie sehr für die Schätzung in Bekanntenkreisen, bei Unterrichtsuchenden diese Entscheidung ins Gewicht fällt, mag jeder in seiner Umgebung oder an sich selbst bereits erfahren haben. Man traut eben seinem eigenen Urteil nicht und sieht in der Aufnahme in die Ausstellung gewissermaßen die autoritative Anerkennung der Künstlerschaft.

Wir stehen hier an dem Punkte, wo sich die Gefährlichkeit unseres heutigen Ausstellungswesens offenbart; wo sich zeigt, wie hier geistige und materielle Fragen in einer Weise sich berühren, die nach beiden Richtungen hin gleich verhängnisvoll werden kann. Die geistigen Schäden — Unterdrückung des Bedeutenden, Unterstützung des schlechten Geschmackes des Publikums durch Ausstellung von Minderwertigem — scheinen mir dabei nicht so verhängnisvoll, wie die materiellen, zumal gerade materielle Gründe gewöhnlich auch ausschlaggebend für die Behandlung der geistigen Fragen sind. Also schmutzigster Brotneid, übelste Cliquenwirtschaft, die in diesem öffentlichen Kunstleben eine betrübend starke Rolle spielen, hängen mit dieser ganzen Art des Ausstellungswesens aufs engste zusammen.

Schon aus diesen Gründen erscheint es notwendig, daß eine möglichst saubere Trennung des Künstlerischen vom Geschäftlichen auch im Ausstellungswesen herbeigeführt wird. Ich halte sie aber auch für das beste Mittel zur Steigerung des Kunstabsatzes, also zur Besserung der gesamten sozialen Lage unserer Künstlerschaft.

Kunstausstellung und Kunstmarkthalle! Heute wird beides durcheinandergeworfen, d. h. man gibt vor, das erste zu sein, und zielt doch im Grunde auf das zweite. Natürlich wird man auf diese Weise das erste nie, aber auch das zweite wird nie verwirklicht, weil der Schein des ersten, den man wahren muß, dem zweiten hinderlich ist. Wir brauchen

dringend beide. Wir brauchen die Kunstausstellung und den öffentlichen Kunstmarkt. Die Kunstausstellung wäre gewissermaßen nur ein Museum der zeitgenössischen Kunst. Wie weit der Begriff „zeitgenössisch“ in der Hinsicht reicht, hat uns die Jahrhundertausstellung bewiesen. Whistler hat einmal das weise Wort gesprochen: „Es gibt keine Entwicklung der Kunst, sondern nur eine Metamorphose unseres Verhältnisses zur Kunst.“ Das heißt, wir wandeln uns immer, und je nach unserem jeweiligen Zustande sind es andere Kunstwerke, andere Künstler, die stärker zu uns sprechen. Unter Umständen vermag diese starke Sprache von einem technisch ganz primitiven Werke auszugehen, weil in der Tat das Urwesentliche der Kunst darin liegt, daß es einem Menschen gelungen ist, sein eigenes künstlerisches Erleben überzeugend mitzuteilen. Dieses persönliche künstlerische Erleben ist das Wesentliche, und die Stärke dieses künstlerischen Erlebens, also das Höchste der Kunst, ist eine ganz persönliche Angelegenheit. So werden in jeder Zeit die historisch veranlagten Gemüter die Ahnenreihe der jeweils zu uns am stärksten sprechenden Kunst aufsuchen, und so haben wir es denn im Zeitalter des Impressionismus erlebt, daß eine impressionistische Linie der Kunst bis in die Antike hinauf verfolgt worden ist. Man wird natürlich genau dasselbe für jede andere Kunstrichtung tun können, soweit eine solche überhaupt das Recht einer inneren Wahrheit für sich hat.

In dieser Wesenheit der Kunst liegt auch die Einseitigkeit jeder Ausstellung begründet. Künstlerische Persönlichkeit heißt Individualität. Diese Individualitäten sind natürlich immer viel zahlreicher, als die Richtungen. Nur solche Richtungen aber, Schulen werden es dahin bringen, eine öffentliche Ausstellung zu veranstalten oder doch eine solche Veranstaltung zu beherrschen. Immerhin, je mehr für solche Veranstaltungen der Verkaufscharakter ausgeschlossen ist, ja wenn, wie es bei der Jahrhundertausstellung der Fall war, eine solche Verkaufsmöglichkeit der ausgestellten Werke gar nicht vorgesehen ist, um so mehr wird es möglich sein, ein Gesamtbild des Kunstschaffens vorzuführen. Denn noch einmal: Nicht die innere Unfähigkeit, Kunst zu sehen, ist der Hauptfeind einer guten Kunstausstellung, sondern ganz gewöhnlicher Neid.

Der Charakter dieser Ausstellungen gebietet, daß unter ihren Veranstaltern die wissenschaftlichen Kunstkenner mindestens in gleicher Stärke, wie die Künstler, vertreten sind. Das sollte schon dort der Fall sein, wo die Ausstellung nur die hervorstechenden Werke des letzten Jahrzehnts zu vereinigen sucht. Es ist ja ganz natürlich, daß der lebende Künstler dann am liebsten immer ein neues Werk schickt. Der Kunstkritiker jedoch, der in dieser Zeit alle Ausstellungen besucht hat, erinnert sich ganz genau jener Werke, von denen er nachhaltige Eindrücke empfangen hat. Wenn also die Kunstkritiker verschiedener Richtungen bei einer solchen Auswahl mittätig sein können, so darf man auf eine ziemlich allseitige Auswahl rechnen. Natürlich müßten für solche Ausstellungen die gewöhnlichen Gegensätze, wie sie für die alljährlichen Ausstellungen maßgebend sind, verschwinden. Und wenn ich mir die Gesamtorganisation der Künstler, wie wir sie doch jetzt bekommen werden, als Patronin und Unternehmerin solcher Ausstellungen denke, so wird ja auch dieses Parteiwesen von vornherein ausgeschlossen sein. Ich bin fest überzeugt, daß solche Ausstellungen sich bezahlt machen werden.

Neben diesen reinen Kunstausstellungen brauchen wir dringend den öffentlichen Kunstmarkt. Je mächtiger der Kunsthandel wird, um so notwendiger wird die Einrichtung, daß die Künstlerschaft dem kaufenden Publikum ohne jede Zwischenstufe gegenübertreten kann. Auch hier liegt das Heil in einer möglichst straffen Organisation. Wie schon jetzt die meisten vornehmen Künstlervereine, müssen auch diese großen Organisationen die Aufnahme eines Mitgliedes von der künstlerischen Leistungsfähigkeit abhängig machen. Prüfbar ist allerdings nicht das eigentlich Künstlerische, wohl aber die technische Fähigkeit. Sie ist auch das wesentliche Scheidungsmittel vom Dilettanten. Kommt die Künstlerorganisation zur Überzeugung, das Können eines Bewerbers reiche zur künstlerischen Tätigkeit aus, vermag sie ihm also mit gutem Gewissen den Titel „Künstler“ zu geben, so hat er von diesem Augen-

blick ab Künstlerrechte. Das alles klingt uns etwas fremd, weil es ungewohnt ist. Aber wir haben es auf wissenschaftlichem Gebiete bereits überall. Wir vermögen das wirkliche Können eines Arztes in den Prüfungen, denen er unterzogen wird, nicht festzustellen. Wir können nur feststellen, daß sein Wissen ausreichend ist, daß er die Vorbedingungen erfüllt, die uns für den ärztlichen Beruf unerläßlich erscheinen. Auf Grund dieses Ausweises darf er sich Arzt nennen und den Beruf ausüben. Strenger brauchen wir auch dem Künstler gegenüber nicht zu sein.

Veranstaltet nun eine solche Künstlervereinigung ihre Kunstmarktausstellung, so haben die Mitglieder dieser Künstlervereinigung gleiche Rechte. Soundso viel Meter Ausstellungswand sind vorhanden, soundso viel Mitglieder. Auf jedes Mitglied kommen also soundso viel Quadratmeter Ausstellungsfläche. Natürlich ist es so, wie ich es hier sage, nur möglichst schroff als Grundsatz ausgedrückt. Es muß auch hier eine Oberleitung geben; es muß die Möglichkeit der Ablehnung vorhanden sein. Aber doch alles wie in einem konstitutionellen Staate. Wenn die Künstlerschaft sich ihre Ausstellungskommission als Parlament erwählt, so ist dieses gezwungen, öffentlich zu verhandeln und auch Rechenschaft abzulegen für seine Tätigkeit. Heute waltet eine Jury mit einem uneingeschränkten Absolutismus; sie macht, was sie will, und der Künstler ist ganz wehrlos.

Nun muß man ganz offen und ehrlich den Marktcharakter einer solchen Ausstellung bekennen. Viel offener, als es der Kunsthändler tut, denn wir wollen hier ein ganz ehrliches Geschäft machen. Heute muß der Besucher, wenn ihm irgendein Bild so gefällt, daß er es gern besitzen möchte, sich nach einem besonderen Bureau durchfragen, in dem ihm der Preis genannt wird. Dieser Preis ist ein Phantasiepreis. Es gibt auf keinem anderen Gebiete ein so unlauteres Geschäftsverfahren. Es hat sich allmählich herausgebildet, daß im Kunsthandel ein Feilschen Sitte ist, wie es im übelsten Ramschgeschäft nicht mehr denkbar ist. Infolgedessen sucht sich der Künstler dadurch zu sichern, daß er mindestens ein Drittel mehr verlangt, als er eigentlich haben will. Wer das nicht tut, wird bei Ausstellungskäufen schwer geschädigt, genauer: es kommt gar nicht zu diesen Verkäufen.

Diese ungesunde Grundlage muß natürlich vor allem beseitigt werden. Der Künstler muß sich daran gewöhnen, die von ihm erzeugten Werke als Ware zu behandeln, für die er seine festen Preise hat. Daß diese Preisberechnung beim Kunstwerk von vielen persönlichen Verhältnissen abhängig ist, ist ohne weiteres zuzugeben; trotzdem steht jeder einzelne Künstler für seine Preisberechnung vor einer Reihe ganz bestimmbarer Faktoren, aus denen er seinen Preis genau berechnen kann. Und zwar liegt auch für ihn hier der richtige Geschäftsgrundsatz im Mindestpreis; um so eher findet sich ein Käufer. Ich fände es richtig, wenn ein besonderer Abschnitt des Katalogs diese Preise genau verzeichnete. Das alles widerspricht sehr der heutigen Groß- und Geheimtuerei. Aber wenn die Künstler wüßten, wie sehr sie sich durch diese geschadet haben, in wie weiten Kreisen unseres Volkes dadurch die Vorstellung besteht, daß es dem minder Bemittelten überhaupt unmöglich sei, ein Originalwerk zu kaufen, so würden sie doch wohl einsehen, daß auch hier das ehrliche gerade Geschäft das beste ist. Man erspart sich dann auch die wirklich beschämende Art, mit der jetzt immer von Zeit zu Zeit in der Presse über die soziale Lage der Künstler gejammert wird.

Die beiden Arten von Ausstellungen brauchten nun keineswegs immer zeitlich schroff geschieden zu sein. Um die Anziehungskraft und die Rentabilität beider wechselseitig zu erhöhen, lassen sie sich vereinigen. Ein Beispiel für diese Möglichkeit, wenn auch ein unzulängliches, ist die diesmalige

Große Berliner Kunstausstellung.

Die diesmalige Große Berliner Kunstausstellung zerfällt in zwei Teile. Der eine ist wie gewöhnlich der sogenannten Jahresproduktion eingeräumt, in den anderen Sälen sind

zwei rückschauende Ausstellungen für Architektur und Malerei untergebracht, die grundsätzlich ein Bild des künstlerischen Schaffens während der fünfundzwanzigjährigen Regierungszeit unseres Kaisers vermitteln sollen. Wären die ausgesprochenen Absichten wirklich zur Durchführung gelangt, so hätten wir hier die Form einer Ausstellung, wie sie im vorangehenden charakterisiert worden ist, denn diese Rückschauausstellung sollte dann doch anstreben, gewissermaßen ein Museum der Kunst des letzten Vierteljahrhunderts zu sein, sollte eigentlich also auch aus Werken bestehen, die wenigstens in gewissem Sinne der Kunstgeschichte dieser fünfundzwanzig Jahre angehören. Während in diesen Sälen nicht eigentlich eine Verkaufsausstellung untergebracht sein sollte, sind dann die übrigen der Kunstmarkt des Jahres 1913.

Wie gesagt, die Absicht ist nicht in Erfüllung gegangen, aber die ganze Anlage der Ausstellung zeigt die Möglichkeit einer solchen Anordnung. Man darf sicher sein, daß bei der wirklichen Durchführung einer solchen Verbindung von einer unter rein künstlerischen Gesichtspunkten zusammengestellten Ausstellung mit einer geschickt gehängten Verkaufsabteilung ein gutes Ergebnis erzielt werden wird. Die Kunstausstellung lockt die große Zahl der Besucher an, sie bringt in die rechte Stimmung, und man darf sicher sein, daß kaum einer der Ausstellungsbesucher nicht auch die Marktkäufe besichtigen wird. —

Der Gedanke, zum Regierungsjubiläum unseres Kaisers ein Bild des deutschen Kunstschaffens aus diesem Vierteljahrhundert zu geben, lag nahe und hatte etwas Bestechendes. Trotzdem muß man sich mit Recht wundern, daß man seine Durchführung versucht hat. Die Persönlichkeit unseres Kaisers ist doch nach der einen Richtung hin jedermann bekannt, daß er nicht nur auf dem Recht seines persönlichen Geschmackes besteht, wozu er selbstverständlich das Recht hat, sondern daß er auch bei repräsentativen Gelegenheiten nicht gewillt ist, seine persönlichen Liebhabereien hintanzustellen. Unser Kaiser, dessen hohes Pflichtgefühl allgemein anerkannt wird, hat diese eine Verpflichtung nicht erkannt, daß er als Kaiser der Gesamtheit gehört und darum überall dort sein Persönliches hintanstellen muß, wo er dieser Gesamtheit gegenübertritt. Kaum auf einem anderen Gebiete hat unser Kaiser immer so schroff seinen persönlichen Geschmack bekundet, wie auf dem der bildenden Kunst. Es ist hier nicht zu untersuchen, welche Einflüsse hier mitgewirkt haben. Manche Erscheinungen zeigen, daß die Haltung des Kaisers durchaus nicht überall auf persönlicher Anlage beruht, sondern vielfach anerzogen ist. Jedenfalls ist diese schroffe Stellungnahme Tatsache.

Man mußte sich nun vorher sagen — und es ist den Veranstaltern der Ausstellung ja auch von der Presse gesagt worden —, daß eine Kunstausstellung, die dem Kaiser Freude machen sollte, einen sehr einseitigen Charakter tragen mußte, ja daß es eine Veranstaltung werden würde, die eigentlich mit der Gleichgültigkeit der weitesten Kreise rechnen mußte. Auf eine solche Ausstellung hatte aber der Kaiser ein Recht, wenn man ihm eine Jubiläumsfreude machen wollte. Der Kaiser hat denn auch sein Mißfallen über die Veranstaltung nicht verhehlt. Die Künstlerschaft ihrerseits hat durch allerlei Maßnahmen auf den höfischen Charakter der Ausstellung Rücksicht genommen und dadurch schier auf allen Seiten verletzt. Auch der Beruf des Zeremonienmeisters und Kammerherrn muß eben angeboren sein. Kann man schon nicht zweien Herren dienen, so erst recht nicht einem halben Dutzend.

So ist diese Veranstaltung eigentlich nach allen Seiten hin mißraten. Der charakteristischste Aussteller ist der Kaiser selbst. Auf seinen Befehl ist durch eine von ihm berufene Kommission eine „Sammlung von Modellen, Photographien und Plänen hervorragender profaner und kirchlicher Bauten veranstaltet worden, an deren Errichtung Seine Majestät der Kaiser und König besonderes Interesse genommen haben". Unmittelbar an diese Ausstellung schließt sich die Sonderausstellung des Architekten Bodo Ebhardt an. Und der Geist dieses Burgenrestaurators ist der herrschende in diesen Gesamträumen. Das aber ist ein Geist falscher Romantik und eines irreleitenden Geschichtsgefühls. Falsch ist diese Romantik, weil sie nicht erkennt, daß der Zauber des Vergangenen im Vergangensein beruht. Irregeleitet ist der geschichtliche

Sinn, weil er nicht erkennt, daß die von einer Vergangenheit groß geschaffenen Formen im Inhalt dieser Vergangenheit ihre Berechtigung haben, daß also ein mit dem Wandel der Zeit gewandelter Inhalt andere Formen gebietet.

Es ist viel gebaut worden in der Regierungszeit unseres Kaisers und es ist durchweg mit großen Mitteln gebaut worden. Es ist nicht zu leugnen, daß fast alles, was so nach der Versicherung des Kataloges das besondere Interesse des Kaisers gewonnen hat, für die Geschichte der Baukunst gleichgültig ist und bleiben wird. Das heißt, gleichgültig im geistigen Sinne. Es ist natürlich eine schwere Schädigung, daß diese riesigen Mittel nicht positiv fruchtbar geworden sind. Am besten sind bezeichnenderweise jene Leistungen, die durchaus modernen technischen Bedürfnissen dienen: Hafenanlagen, Brückenbauten, obwohl auch hier im Dekorativen vielfach ein dem Sachinhalt fremder Geist dreinredet. Aber wenn man z. B. die Bauanlagen der Kaiserlichen Gutsverwaltung zu Cadinen ansieht, empfindet man mit tiefem Schmerze doch auch die schweren sozialen Schädigungen, die ein derartiges Fremdgebliebensein gegen alle wirklich bedeutsamen Leistungen der Zeit nach sich zieht.

Für Bodo Ebhardt wird, dessen bin ich überzeugt, diese Sonderausstellung die Folge haben, daß sich die weitesten Kreise des Volkes über die innere Theatralik seiner Kunst klar werden. Man muß schon diesen Modellen und vor allem den ausgestellten Einzelheiten gegenüber empfinden, daß das alles willkürliche Mache und trotz aller geschichtlichen Gelehrttuerei gröbste Fälschung ist; daß alles das, was genaue Historie sein will, wurzellos in der Luft hängt.

Wenn ich oben sagte, daß die Anlage des Kaisers durchaus nicht die jetzt vorliegende Entwicklung seiner Kunstliebhaberei bedingte, so liegt ein Beweis dafür in der Tatsache, daß er sich jetzt noch in reiferen Mannesjahren mit der Baukunst Ludwig Hoffmanns befreundet. Der Berliner Stadtbaumeister gibt ihm in den drei Sälen einen leider fast nur aus Photographien bestehenden Überblick über sein Schaffen, in dem eine wahrhaftige Sachlichkeit mit ausgeprägtem Formsinn sich aufs gründlichste vereinigt. Freilich tragen die Aufgaben ja ein sehr gleichartiges Gepräge, und es fehlen allzusehr jene, bei denen die schöpferische Phantasie sich in höherer Freiheit hätte ergehen können.

Die übrige Architekturabteilung läßt uns einen Blick tun in das ungemein reiche Streben und die sehr vielfältigen, oft auch bedeutsamen Leistungen, die gerade diese Kunst nach jahrzehntelanger Stumpfheit während des letzten Vierteljahrhunderts auszeichnet. Leider ist der Katalog so unzureichend und auch die Anordnung so wenig übersichtlich, daß viel guter Wille, sehr viel Zeit und doch auch schon eine recht gute Sachkenntnis dazu gehört, um von dieser Sammlung den rechten Gewinn zu haben.

In der rückschauenden Abteilung ist die Plastik sehr dürftig. Die Vorrede des Katalogs verweist darauf, daß Material und fester Standort die Beweglichkeit solcher Werke beeinträchtigen. Immerhin hätte sich leicht mehr zusammenbringen lassen. Doch nicht das ist das Schlimme, sondern die schwächliche Art, mit der der an sich gute Gedanke in die Wirklichkeit umgesetzt worden ist. Auch hier sagt der Katalog, daß „die Sammlung nicht beansprucht, eine systematische Entwicklung zu zeigen, sondern nur gute Werke, wie sie zu haben waren nach dem Ort ihrer Entstehung, vorzuführen". Eigentlich will das doch jede Ausstellung tun, und man kann bloß zugeben, daß der Begriff „gute Werke" etwas höher gestellt ist, als gewöhnlich. Sonst aber haben sogar die Berliner, haben noch viel mehr die auswärtigen Städte das geschickt, was gerade ohne besondere Mühe zu haben war.

Es scheint hier wertvoller, den Gesamteindruck festzuhalten, als auf einzelne Bilder einzugehen. Dabei ist zu bemerken, daß außer der Berliner alle Sezessionen mitgewirkt haben. Berlins Stärke liegt in Bildnis und Landschaft. Eine gewisse Sachlichkeit, das Umgehen alles Pathetischen und Phantastischen ist kennzeichnend. Sonst hat man das Gefühl, daß diese Berliner Kunst weder einen beherrschenden Mittelpunkt hat noch irgendeinen gemeinsamen Zug. Das entspricht durchaus dem Berliner Leben, wo eigentlich auch jeder einzelne seine Wege

geht und gewissermaßen als Fremder in der Stadt lebt. Das alte Berlinertum, das für die Kunst ja seine guten Werte gehabt hat, scheint endgültig ausgestorben zu sein.

München hat den stärksten Hang und die beste Begabung für die Komposition. Auch die Landschaft (das stark gegliederte bayerische Voralpenland, wie die plastische Alpenwelt) trägt dazu bei, diese Neigung zu fördern und auszubilden. Es ist sehr bezeichnend, daß gerade in München der Plakatstil der „Scholle“ auch auf die Landschaft übergriff. Auch die höhere „Freiheit“ der Lebensstimmung spricht sich bei München immer aus im Vergleich zu Berlin. Man ist nicht so grundsätzlich, man ist auch fröhlicher, freudiger.

Wien hat seine feine alte Porträtkultur. Bei Dresden fehlt wieder jeder gemeinsame Zug. Es sind da einige bedeutende Künstler: Klinger, Kuehl, Lührig, Bantzer, Richard Müller. Es fehlt aber das einigende Band, wie ja auch die Künstler keine „Landsleute“ sind. Bei Karlsruhe hat man das Gefühl, daß der alte Thoma zusammenhaltend wirkt, ohne daß man von einer Thomaschule zu sprechen braucht. Aber es berührt sehr wohltuend, daß gerade er die Kreuzigung des unglücklichen Schmid-Reutte an die Kunsthalle geschenkt hat, ein Bild, das von Thomas Art weit entfernt ist. Aber das ist so echte, beste Künstlerart, Persönlichkeiten herauszufühlen und zu achten. Daß man hier die kostbare „Cäcilie“ von Wilhelm Volz wieder mit ausgestellt hat, ist echte, dankenswerte Pietät. — Stuttgart hat dank seinen beiden großen Toten Otto Reiniger und Hermann Pleuer und in dem noch immer rüstig schaffenden Friedrich von Keller einen echten Schwabencharakter. Die meisten anderen finden sich richtig hinein, selbst der stofflich so ganz abseits liegende Amandus Faure. Am zerfahrensten wirkt Weimar.

Dieser Rückschauausstellung schließen sich die Sonderausstellungen naturgemäß an. Von Franz Stuck sind mehr als ein halbes Hundert Werke ausgestellt, darunter manche der altberühmten Stücke: Der Krieg, Kreuzigung, Vertreibung aus dem Paradiese, Die Sünde. Ich glaube, diese große Gesamtausstellung wird die Schätzung Stucks sehr abschwächen. Dieser ganz außerordentliche Könner ist von Jahr zu Jahr weniger Künstler geworden. Temperament, erst recht, wenn es so durchaus auf Sexualität eingestellt ist, reicht nicht aus für ein Künstlerleben. Die tiefere seelische Anteilnahme aber ist Stuck versagt. So ist er immer flacher geworden im Gedanklichen, schwül statt sinnlich, sentimental statt leidenschaftlich. Schade ist es, daß Stuck sein dekoratives Talent niemals voll hat ausleben können. Die flächenhafte Raumgliederung durch Farbe, rein im farbigen Ton, ist diesem Künstler in einzigartiger Weise gegeben. Man erkennt es aus vielen der kleineren Bilder, die unvergeßlich sind, wenn man sie bloß von weitem ansieht. Es ist denn vollständig gleichgültig, was die Bilder darstellen; man nimmt den Farbenakkord mit, und zwar sowohl harmonisch durch den Zusammenklang der Farben, wie auch instrumental in der Abwägung der jedem Tone eingeräumten Fläche.

Wie unendlich tiefer, nachhaltiger und reicher wirkt die Kunst Gustav Schönlebers, der auch mit etwa fünfzig Bildern vertreten ist. Unseren Türmerlesern ist sie ja vertraut. — Die dritte Sonderausstellung gehört dem Wiener Radierer Ferdinand Schmutzer, der vor allem im radierten Bildnis Außerordentliches leistet, in der gemalten Architektur die Linie Alts glücklich fortsetzt.

Was soll man nun von der Jahresproduktion berichten? Man hat das Gefühl, man habe genau diese Bilder vor drei, vor vier Jahren oder auch in der letzten Ausstellung gesehen, und ist überzeugt, ihnen auch im nächsten Jahre wieder zu begegnen. Und leider immer und immer wieder diese Masse. Ja, wenn das alles als Verkaufsausstellung vor mich träte, gewissermaßen als Kunsthandlung des Vereins Berliner Künstler! Aber so mit hohen künstlerischen Ansprüchen?! Ich kenne zufällig einige in diesem Jahre zurückgewiesene Werke. Auf dem Gebiete der Plastik ist eines darunter, dem in der ganzen Ausstellung nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen ist. An Malereien sind ganz bösartige Stücke zu sehen, die sicher nur durch besondere Fürsprache hereingekommen sind. Da kaum Werke darunter sind,

die besonders schlagend wirken oder einem wohl für die Dauer nachgehen, möchte ich mich auch hier auf die paar allgemeinen Eindrücke beschränken. Man malt wieder mehr fürs Haus. Es sind viele kleine Formate da, und ganz auffallend ist die Zunahme der Interieurs und Stillleben. Auf dem Gebiete der ersteren zeigt A. von Brandis wieder einige Meisterstücke. Völlig versagt die religiöse Malerei. In der Landschaftskunst spürt man noch immer stark die Lehrtätigkeit Eugen Brachts. Von den Kompositionen ist keine einzige, die tiefer zu gehen vermöchte. Einige Repräsentationsbilder lehren einen nachträglich Anton von Werner schätzen.

Noch hebe ich rasch einige Namen hervor. Gute Landschaften von Hans Herrmann, Kayser-Eichberg, Kallmorgen, Kolbe, Hans Hartig, Alfred Liedtke, Rudolf Sieck, Edmund Steppes, Fritz Buchwald-Zinnwald, Gustav Kampmann, Fritz Wildhagen, Franz Kiedrich, Hermann Schnee, Hoffmann-Fallersleben Vater und Sohn, F. Kunz, Franz Türcke. Bildnisse von Karl Marr, Heinrich Hellhoff, Ernst Heinemann, Moritz Röbbecke, Fritz Burger. Unter den übrigen fällt besonders günstig Leonhard Sandrock mit drei Bildern aus der technischen Welt auf.

Sehr schlimm steht es um die Plastik. Mir sind als erwähnenswert nur einige Büsten im Gedächtnis haften geblieben von Cornelia Paczka, Ernst Müller-Braunschweig, Paul Reyßer und Neumann Torborg.

Diese Reihe ließe sich vermehren. Der Kauflustige fände hier manches Bild, das er gern in seine Wohnung nehmen möchte. Der Kunstforscher sieht dagegen nicht eine einzige Arbeit, die in der Gesamtentwicklung bedeutend hervorstäche, noch auch eine solche, in der sich die Persönlichkeit eines Künstlers von einer anderen Seite zeigte, als sie uns bereits bekannt ist.

Leipzig

Die unter dem Vorsitz Max Klingers zustande gekommene Ausstellung „Die Figurenmalerei und Bildnerei der letzten dreißig Jahre“ leidet zunächst unter der Tatsache, daß sie als Teil der Internationalen Baufach-Ausstellung auftritt. Es ist gar nicht möglich, in diese Kunstausstellung zu gelangen, ohne zuvor eine beträchtliche Zahl von Eindrücken aus der Baufach-Ausstellung zu empfangen, die für mein Gefühl einem aufs schärfste zum Bewußtsein bringen, was der Kunstausstellung fehlt. Denn die Gesamtanordnung der Baufach-Ausstellung, auch die Mehrzahl der Gebäude im einzelnen, ferner die Einstellung des Ganzen zum Völkerschlachtdenkmal besitzt jene Stärke des linearen Raumempfindens, das seinerseits die Voraussetzung der „Figurenmalerei“ sein müßte.

Freilich ist der Begriff „Figurenmalerei“ so weit gefaßt, daß mancher fragen mag: Was gehört nicht dazu? Trotzdem fühlt man beim Umherwandeln in diesen Räumen immer stärker den Unterton, daß im Grunde jene Kunst gemeint sei, die man im Atelier-Jargon als „Komposition“ bezeichnet. Ich habe schon des öfteren hervorgehoben, daß ein neues Streben zur Komposition unverkennbar ist. Auch die modernsten Bestrebungen des Kubismus, Futurismus usw. sind, mögen sie zunächst als wilde Farbenorgie wirken, nichts anderes als Versuche, durch die Aufstellung umgrenzter Werte ein Material zu gewinnen, mit dem sich aufbauen, d. i. komponieren läßt. Man muß von einem neuen Vorstoß des linearen gegen das malerische Sehen sprechen.

Ich darf mich zur Erklärung dieses Gegensatzes auf einen Aufsatz Heinrich Wölfflins „Über den Begriff des Malerischen“ beziehen, den das letzte Heft der philosophischen Zeitschrift „Logos“ (Tübingen, J. C. B. Mohr) brachte. Das Spezifische des malerischen Sehens, heißt es da, „wird man am sichersten fassen, wenn man von dem Gegenbegriff des Linearen ausgeht. Nicht alles, was mit Linien gemacht ist, ist dem Stil nach linear. Es gibt reine Strichzeichnungen, die doch vollkommen malerisch wirken und umgekehrt sind gewisse Gemälde, auch wenn man in Wirklichkeit keine Linien darin sieht, doch nicht anders denn als linear zu bezeichnen. Das Entscheidende ist, wie weit die Form auf bestimmte Grenzen hin gesehen

und wie weit diese Grenzen als das Wesentliche für das Auge zur Geltung gebracht sind. Nicht daß überhaupt Linien da sind, bedingt den Charakter des Linearen, sondern daß diese Linien Grenzlinien sind, in denen die Form sich ausspricht und die das Auge als gleichmäßig und sicher führende Blickbahn benützen kann. Niemand wird die Linie als etwas für sich auffassen, als einen schwarzen Faden; auch in einer reinen Umrißzeichnung gibt sie eben nur den Rand an, den die Phantasie willig mit Masse ausfüllt, aber es ist die Eigentümlichkeit linearer Darstellung, daß der Akzent auf der Silhouette liegt. Und auch Binnenformen haben ihre Silhouette.

Die modellierenden Elemente von Licht und Schatten sind noch kein Widerspruch zum linearen Stil. Sie können in starken Dosen vorkommen, ohne den Charakter des Linearen zu alterieren, sobald sie nur innerhalb fester und leicht faßbarer Grenzen sich halten. Der malerische Stil beginnt erst da, wo die Randlinien für die Aufmerksamkeit zurücktreten und die Massen von hell und dunkel, die ‚Töne', ohne Rücksicht auf ihre genauere Begrenzung, den Blick zunächst anziehen. Das Auge läuft dann nicht mehr dem Rand entlang, sondern springt von Licht zu Licht, von Dunkelheit zu Dunkelheit. Es bindet Ton mit Ton. Je weniger dem Beschauer die Möglichkeit gegeben ist, Konturen abzulesen, um so stärker wird das Element dieser Massen sprechen. Darum liegt es durchaus im Interesse des malerischen Stils, alle Begrenzung unscheinbar zu machen oder als zufällig erscheinen zu lassen." —

Man kann nicht verkennen, daß das so verstandene „Lineare" die unentbehrliche Grundlage alles Komponierens, ja alles „Bildens" ist. Es ist das Wesen des Gestaltens, Gestalt zu geben, nicht aber Gestalt zu nehmen. Das Malerische löst Stimmungen aus, reizt unsere Sinne, versetzt uns in das Fließen eines Stromes; zu gestalten, zu schöpfen in dem Sinne, daß ein selbständiges Lebewesen entsteht, vermag dieses Malerische nicht. Es vermittelt nur Vorstadien dieses Schöpfens und verschafft uns damit unter Umständen hohe Wonnen. Es ist sehr bezeichnend, wenn Wölfflin betont, daß der höchste Reiz der die Formen auflösenden Malerei nur dann eintrete, wenn man diese Formen noch durchfühle, wenn man sich also „des Widerspruchs zwischen den aufgewendeten Formeln und dem, was sie vorstellen, gewahr wird". Das setzt eine so hohe geistige, um nicht zu sagen verstandesmäßige Betrachtungsweise der Kunst voraus, daß wir uns nicht wundern können, wenn dieser ganzen Kunst alle Volkstümlichkeit abgeht.

Wo es dieser sogenannten „malerischen" Schaffensweise gelungen ist, zu bilden, besitzt sie irgendwelche Kräfte, die nur eine übertragene Form des Linearen sind. Das kann im wechselseitigen Abwägen von Farbflächen liegen (Velasquez, Correggio); es kann das völlig vom naturalistischen Eindruck losgelöste, ganz in die Herrschaft des Künstlers gerückte Licht (Rembrandt) oder ein anderes Mittel sein: es ist immer ein Gestaltungsprinzip, ein Wille zur Gestaltung, zur Formung, nicht zur Auflösung.

Ich finde, daß unsere neuere Malerei sich dieses Gestaltungselementes des Linearen wohl bewußt ist und schier krampfhaft nach einer solchen Formgebung strebt. Bald sehen wir die Gestalten scharf umrandet mit besonderen, das Auge lenkenden Linien; bald werden Farbenflächen ohne jede Mischung der Töne nebeneinandergerückt, bald sogar mit besonders umrandeten Farbenflächen gearbeitet wie mit Mauersteinen.

Woher kommt es nun, daß trotzdem so gut wie nie Monumentalität erreicht wird, daß allen Kompositionen die überzeugende Natürlichkeit abgeht? (Diese Natürlichkeit hat nichts zu tun mit Naturalismus, sondern beruht auf der Wahrheit, der Notwendigkeit der gewählten Haltung aus dem Geiste der Komposition heraus.)

Es fehlt unserer Malerei das höhere Geistige. Das ist uns als böses Erbteil des Kampfes gegen ein anekdotenhaftes Genre, eine literarische Historienmalerei geblieben, daß man das Geistige überhaupt fürchtet. Aber der Geist ist der Schöpfer, die Sinne sind nur seine Werkzeuge. Dabei tritt an die Stelle dieses von der tiefsten Empfindung beseelten Geistigen vielfach ein unheimlich kaltes Verstandesmäßiges. Denn vom kalten Verstand eingegeben sind alle

jene Vergewaltigungen der Natur zu einer willkürlichen Stilisierung, durch die unsere Modernen Monumentalität oder auch ein zwingendes Kompositionsgesetz finden zu können hoffen. Dieses Verstandesmäßige, Berechnete ist es, was uns befremdet, uns auch dort in der Ferne hält, wo wir gern mitgehen möchten. Daß vielfach das Wissen störend eingreift, ist nicht zu verkennen. Die Kenntnis der Kunst der Vergangenheit hat im heutigen Zeitalter der nach höchster Allseitigkeit strebenden Museen und des ungehemmten Verkehrs eine Ausdehnung erfahren, die für die schaffenden Künstler fast nur verhängnisvolle Folgen hat. Er sieht, anders als der Künstler früherer Zeiten, nicht nur unendlich viel, er sieht es auch ohne innere, meist auch ohne äußere Verbindung mit dem Ort des Entstehens, mit dem Boden, den Nahrungsbedingungen. So erniedrigt sich ihm die Kunstkenntnis zum Materialgewinn. Er verwertet in bewußter Berechnung, was jenen andern innere Notwendigkeit oder doch äußerer Zwang war. Für uns als Beschauer fällt nun auch dieser Zwang der natürlichen Vorbedingungen weg; so könnte uns diese Kunst nur durch die Persönlichkeit des Künstlers eine Notwendigkeit werden. Dieser Fall tritt um so schwerer ein, als jene befremdende Formgebung durchweg nicht als Persönlichkeitsausdruck des Künstlers, sondern als Stilelement vor uns hintritt. Stil aber ist von der Persönlichkeit losgelöst, liegt im Verhältnis zwischen Sache und Form oder Sache und Zeit. Wir bekommen zu dieser ganzen Kunst also kein Verhältnis der Liebe, sondern nur des geistigen Interessiertseins. Dabei kann man aber im Kunstleben vor Hunger sterben und vor Kälte erfrieren.

Auf einzelne Werke hier einzugehen, liegt kein Anlaß vor, zumal der noch verfügbare Raum kaum zureicht, die durch die

Große Kunstausstellung Stuttgart

aufgerufenen Gedanken unterzubringen. Dabei muß ich mir auch hier die Kritik im einzelnen fast ganz versagen zugunsten des mehr allgemein Gültigen.

Stuttgart weiht mit dieser Ausstellung das große Kunsthaus ein, das von Theodor Fischer erbaut worden ist. Die Art, wie hier der König einem Künstler freie Schaffensmöglichkeit erschloß, ist vorbildlich; die Lösung, die die Aufgabe gefunden hat, erweist die Berechtigung eines solchen Vorgehens. Denn mag man noch so viele Einwände gegen Fischers Bau vorbringen —, daß auf dem üblichen amtlichen Wege ein Gleichwertiges nicht zustande gekommen wäre, ist unleugbar. Im übrigen ist der Bau einer von jenen, die einem mit jedem Tage lieber werden und alle Aussicht haben, wirklich volkstümlich zu werden. Ein Grundfehler ist nicht zu verschweigen: das Werk zerfällt zu sehr in Stücke. Die Aufgaben, die diese Teile zu erfüllen haben, sind grundverschieden, und es ist dem Künstler nicht gelungen, dem zusammenfassenden Baugedanken so zur Vorherrschaft zu verhelfen, daß man im Genuß des Ganzen bleibt. Vor allem ist bedauerlich, daß der zentrale Kuppelbau einen so tiefen Dachansatz hat, daß in der Nähe dieser reizvolle Bau durch die Umbauten in übler Weise gedrückt wird. Man bedauert das doppelt, weil der Blick von ferne oder auch von der Rückseite etwas Fröhliches hat, das sonst unserer neuen Baukunst leider so ganz abgeht. Auch der dem Schloßplatz zugekehrte Hallengang wirkt auf unser durch die Massigkeit der modernen Bauweise beschwertes Auge zunächst etwas spielerig leicht. Ich glaube aber, daß gerade diese Halle bald zu einem beneideten Wahrzeichen der Stadt werden wird.

Das Innere bewährt in den Hofanlagen und Wirtschaftsräumen den gleichen frohbehaglichen Geist, und der große Kuppelraum wirkt in seiner Festlichkeit unbedingt überzeugend, trotz der neuartigen Konstruktionsanlage, wie sich die Wölbung erst von der Decke ablöst und nicht auf der Stützwand steht.

Mißlungen ist dagegen der Versuch, durch eine besonders tiefe Führung der die einzelnen Segmente der Kuppel trennenden Wände für den Ausstellungssaal ein gleichmäßiges Licht zu schaffen. Die Sonnenstrahlen fallen doch direkt ein und müssen durch Vorhänge abgeblendet

werden, die sehr umständlich zu handhaben sind und die architektonische Wirkung der Kuppel schwer beeinträchtigen. Aber alles in allem verdient dieser Bau Fischers hohe Anerkennung, und Stuttgart besitzt eine Kunsthalle, die in gleicher Weise ein edler Rahmen für frohe Feste wie ein vornehmes Heim für Kunst sein kann. Möge ein guter Geist in diesen Räumen walten.

Der Geist, der sich in der Eröffnungsausstellung kundgibt, ist dieser gute Geist nicht. Ich würde mich an dieser Stelle nicht zum Sprachrohr örtlicher Beschwerden machen, selbst wenn ich diese für berechtigt hielte, weil dafür die örtliche Presse da ist. Aber wir stehen hier vor einer kunstwirtschaftlichen Handlungsweise, die die Allgemeinheit angeht. Sehen wir von allen Gemütsgründen ab, so bleibt es ein ganz natürliches Gesetz, daß die für diese erste Veranstaltung vom Lande in ungewöhnlichem Maße aufgebrachten Kunstmittel auch den im Lande ansässigen Künstlern zugute kommen. Davon dürfte nur abgewichen werden, wenn es sich um den Gewinn eines ganz ungewöhnlich bedeutenden Werkes handeln würde. Dazu ist hier die Gelegenheit nicht vorhanden. Nun hat man aber in Stuttgart durch zahlreiche Einladungen nichtwürttembergischer und ausländischer Künstler eine solche Masse des Platzes besetzt, daß kaum ein Siebentel für die Einheimischen übrig blieb. Geradezu toll wirkt unter diesen Umständen, wie die Mitglieder der Jury für sich und ihre Schüler besorgt waren. Durchweg hängen zwei Bilder jedes Jurymitgliedes da, und während man alte, verdiente Württemberger Künstler (z. B. Kappis, Igler, Kornbeck) zurückwies, schuf man Platz für ausgesprochene Schülerarbeiten ohne irgendwelche Eigenart. Man scheute davor auch nicht zurück, wo diese Schülerhaftigkeit selbst dem Laien offensichtlich werden mußte, wie bei den Hölzel-Schülern Jos. Eberz und Heinr. Eberhard.

Auch bei den Ankäufen für die Staatsgalerie wird einem recht merkwürdig zumute. Daß ein Bild wie K. J. Becker-Gundahls „Kreuzigung" sich die allgemeine Aufmerksamkeit erzwingt, liegt nur an absichtlichen Absonderlichkeiten, nicht an wirklichen Werten. Christus am Kreuze lacht blöde wie ein Trunkener, Johannes ist ein Schuster mit Wasserkopf, Christi Mutter neben ihm eine alte, etwas trinkselige Waschfrau, Petrus (?) auf der anderen Seite ein etwas kümmerlicher Zollbeamter. Die dem frühen Mittelalter nachgeäffte Art, die Größe der Personen nach ihrem Rang zu ordnen, ist bei einem heutigen Künstler eben eine Afferei. Was soll nun dieses sehr große Bild in einer Staatsgalerie? Beweisen, daß unsere Zeit voll unbegrenzter Möglichkeiten des Spekulationsgeistes ist?!

Die Mißachtung vor geistigen Werten — meinetwegen sage man auch: vor dem Inhalt —, die sich in einem solchen Mißbrauch des Millionen heiligen folgenschwersten Vorganges der Weltgeschichte zu malerischen Experimenten kundgibt, ist auch sonst oft zu beobachten. Und seltsamerweise noch zweimal an Kreuzigungen. Dabei ist es das eine Mal ein so feiner Künstler wie Landenberger, der sich derart vergreift. Um solche Farbenkunststücke zu zeigen, ist ein Stilleben das rechte Objekt.

Doch ich darf nicht verweilen, zu hundert Bildern wäre vielerlei zu bemerken. Hoffentlich öffnet der Franzosensaal manchem kritiklosen Nachbeter der Verherrlicher unserer westlichen Nachbarn die Augen. Wenn Renoir noch öfter solche Aktmalerei zeigt, wenn man von van Gogh so ausgesprochene Irrsinnsarbeiten, wie das Zigeunerlager, vorführt, wenn man sieht, daß Picasso seine mit der Schulter schielende Plätterin gleich mehrfach herstellt, so muß es allmählich einem jeden klar werden, auf welch verhängnisvollem Wege wir mit dieser Art der Ausstellerei uns bewegen. Er führt zwar nicht zum Ruin der Kunst — sie wird das alles sieghaft überleben —, wohl aber zur völligen Verwilderung unseres öffentlichen Kunstlebens.

K. St.



Moderne Kunstbauten am Rhein und an der Pleiße

Endlich war ich oben. Ich hatte die Frau eingeholt, die vor mir ging. Sie hatte es schwerer als ich, trug sie doch in rheinländischer Weise ihre Kiepe auf dem Kopfe ... Auch sie blieb stehen wie ich und schaute sich um wie ich; schaute durch die dreieckige Waldlücke, schaute über die blühenden Wiesen und Felder weg, hinunter ins weite Tal.

Da wand er sich dahin, der gesegnete Strom, von ferne herkommend, hier und da einmal im Grün und Grau verschwindend und schließlich dann in voller Pracht glänzend und glitzernd dahinfließend — ein ewig schönes Bild.

„Eine schöne Aussicht", sagte die Frau, und eine ganze Weile blieben ihre Blicke daran haften. Dann setzte sie sich unter ihrer schweren Last wieder in Bewegung. Es war, als hätte sie äußerlich wie innerlich einmal kräftig Atem geholt ...

Man soll nur nicht sagen, daß die Leute keinen Sinn dafür hätten, was schön ist. —

Ich ging dann auf der Höhe weiter, immer den Strom zu meinen Füßen. Es war einsam hier oben, aber an Sonn- und Ferientagen mochte es hier um so lebendiger sein. Da zog es in Scharen herauf aus den Dörfern und Städten ringsum.

Da stoße ich rechter Hand auf eine Torfahrt. Dahinter erstreckt sich ein weitläufiger Park, und ganz hinten ragt ein Bau auf, wie ein Schloß, etwa in der Art der altfranzösischen Landsitze um Orleans herum. Die Torfahrt, das Gitterwerk, das Pförtnerhaus und erst recht das Schloß selbst sind im Geschmack edler Renaissance gehalten — Meisterwerke der Baukunst, mit edlem Bedacht gerade hierher gesetzt auf den Bergvorsprung, wo sie das weite Tal beherrschen.

Eine Wonne muß es sein, da zu wohnen, in der Einsamkeit und doch die Welt zu Füßen! Losgelöst von den Menschen und doch sich alles dessen freuend, was sie erschaffen, damit das Leben recht angenehm wird. Alle „Errungenschaften der Neuzeit" finden gut ihren Weg bis hier hinauf, wenn sie nur entsprechend bezahlt werden.

Weiter gehe ich die Straße, immer noch gefangen von all der Schönheit in Natur und Kunst. Da stoße ich auf einen seltsamen Bau. Dicht an der Straße steht er. Ein Wellblechschuppen ist es, aber nicht niedrig und langgestreckt, wie man sonst so Schuppen findet, sondern hoch in die Luft gereckt, eine Art Wasserturm. Die Wände sind von Wellblech, das Dach, das doppelt vorhanden ist, von Wellblech; nirgends ein Fenster. Drahtleitungen führen hinein. Was ist das für ein seltsames, häßliches Gebäude, das so gar nicht hierher paßt, die ganze schöne Landschaft totschlägt?

Eine Warnungstafel belehrt darüber:

„Achtung! Starkstromleitung! Nicht berühren! Lebensgefahr."

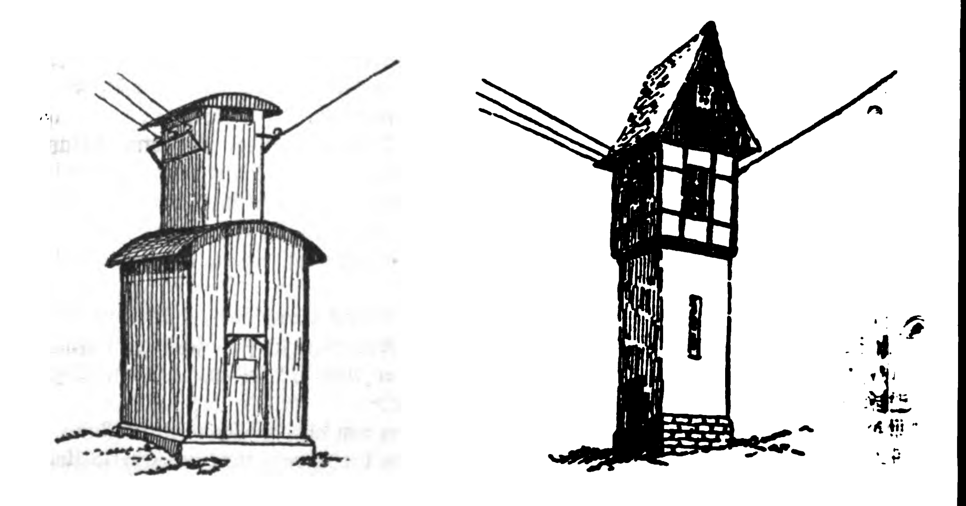
Also das! Der reiche Mann da in dem Schlosse bezieht elektrische Kraft aus der Stadt; in einer Starkstromleitung gelangt sie zu ihm, und hier, unmittelbar vor seinen Toren, wird der starke Strom in einen schwachen umgewandelt, weil es weit billiger kommt, starken Strom so weit zu leiten, als schwachen. Dazu steht dies Gebäude da. In dem Wellblechschuppen stehen die Apparate, die das Geschäft besorgen.

Die Sache ist erklärt, aber befremdend bleibt doch das eine: Mußte es wirklich ein so elender Wellblechschuppen sein? Millionen sind angelegt in dem Schlosse, und bei dem Schuppen wurde dann markweise gespart? Mir nähme der Schuppen da die Freude am ganzen Schlosse; aber er nimmt anderen auch die Freude an der ganzen schönen Landschaft.

Man sage nur nicht, solch Schuppen ist eben doch nur ein krasser Nutzbau; wo wird man ihn als „Schönbau" behandeln! Wo hört der Nutzbau auf und fängt der Schönbau an? Auch die Tempel der alten Griechen waren im Grunde — Nutzbauten, und unsere Kirchen, Moscheen,

Synagogen von heute sind Nutzbauten. Erst recht sind es Kaufhäuser, Warenhäuser, Bier- und Weinhäuser. Auch unsere Wohnhäuser sind in erster Linie Nutzbauten. Warum schlagen wir auch diese nicht einfach aus Wellblech zusammen? Warum gehen wir da über den bloßen Nutzzweck hinaus und gestalten sie dafür schön? Weil sie uns den tieferen Sinn, der in ihnen liegt, sonst nicht erfüllen würden. Die schöne Ausgestaltung eines Bauwerkes dient wesentlich mit zur Erfüllung seines eigentlichen Zweckes. Die Seele erhebt sich weit freudiger zum Himmel auf, wenn der Mensch in ein Gotteshaus eintritt, das von vornherein schon durch seine ganze schöne Erscheinung in besonderer Weise auf ihn wirkt, als wenn es ein bloßer — Wellblechschuppen wäre. Auch beim Wohnhaus steht es so. Unter seinem Dach der Arbeit nachzugehen, sich seiner Familie zu widmen, sich der Ruhe zu erfreuen — wie fördert all das die schöne Form des Hauses!

Und solch Umschalter-Häuschen? — Freilich, man könnte zweifelhaft sein. Die eigentliche Arbeit geht auch in den Wellblechwänden gewiß ungestört vor sich, — aber hier ist es doch die



Rücksicht auf die Umgebung, die Rücksicht auf den Zusammenhang mit der ganzen übrigen Bauanlage, die mitspricht.

Der reiche Mann wäre entsetzt, hätte ihm sein Architekt etwa das Torwärterhaus ähnlich behandelt; warum soll der Architekt vor dem Umschaltehäuschen tatenlos stehen bleiben?

Man wende nur nicht ein: Solche Bauwerke kann man nicht baukünstlerisch behandeln. — Das war einmal! Vor dreißig und vierzig Jahren freilich kümmerte sich der Architekt um die schöne Ausgestaltung bloßer Nutzbauten nicht. Da galt jede kleinste Zierat als unnütz, unangebracht, weggeworfen. Heute denkt man zum Glück darüber anders. Die Kaufhäuser, die vielgeschmähten, haben da die Bahn gebrochen. Heute würde man sich entrüsten, wollten die großen Eisenbahnverwaltungen es wagen, uns Empfangsgebäude hinzusetzen, die nicht auch den guten Geschmack der Reisenden befriedigen; und doch gibt es kaum einen Bau, der so kraß als Nutzbau auftritt wie ein Bahnhofsgebäude.

Wir kommen heute nicht mehr darum herum, wir müssen auch den reinen Nutzbauten die schöne Form geben. Die großen Kaufhäuser benutzen sie als Reklame, und wenn eine große Sektfabrik ihren Neubau von einem Architekten allerersten Ranges aufs künstlerischste ausgestalten läßt, so ist der Grund vornehmlich gewiß der, mit dem schönen Bilde des Kunstwerks hinterher dauernde Reklame zu treiben. Aber das allein kann es nicht sein; denn wie käme es

sonst, daß Hüttenwerke, Gießereien, Schuhfabriken, Ledergerbereien, die für weite Kreise gar keine Reklame treiben können, heute bei Neubauten gewiegte Baukünstler zuziehen, damit sie ihnen die Bauwerke schön ausgestalten? Diese Werke verstehen doch zu rechnen und wissen ganz genau, daß die gewollte schöne Form immerhin teurer zu stehen kommt, als wenn sie alles — in Wellblech aufschlagen lassen, was technisch sehr gut möglich ist.

Es widerspricht dem Zug der Zeit. Die Kunst ist für uns, nachdem wir so viel Geld gemacht haben, ein nicht minderes Bedürfnis geworden als das Geld selbst. Wir haben am Gelde und am Leben keine rechte Freude mehr, wenn nicht überall ein bißchen Kunst dabei ist. Diese Freude am Leben ist aber wieder nötig, wenn wir weiter in dieser kräftigen Art schaffen sollen, die von uns heute verlangt wird. So ist die Kunst ein Teil unseres Lebens geworden — und da sollen wir, wenn wir hinauswandern ins Freie, wenn wir auf die Berge steigen, um wieder einmal kräftig Atem zu holen zu weiterer Arbeit, uns Auge und Sinn stören, beleidigen, verletzen lassen durch Nutzbauten, die in aller Kraßheit wie boshafte Karikaturen dahingesetzt sind in die Zauberlandschaft? Neben Schlössern aus dem Märchenlande?

Nein, solche Bauwerke sind nicht mehr zeitgemäß und müssen allgemach verschwinden.

Daß es wohl angeht, daß wir auf dem besten Wege dazu sind — des zum Beweise habe ich einen anderen Bau hier dazu gesetzt, der genau denselben Zweck hat wie jener Wellblechkasten. Dieser wirklich schöne, eigenartige Bau, ein wahres Baukunstwerk, steht an der Pleiße; der Kasten aber steht an den Ufern des Rheines!

Franz Woas



Vermeer

Wenn man bedenkt, welche unübersehbare Fülle von Werken dem Büchermarkt alljährlich zufließt, so mutet es sonderbar an, daß erst jetzt die erste Buchpublikation in deutscher Sprache über Vermeer van Delft erschienen sein soll. Und doch ist die Monographie von Eduard Plietzsch (Vermeer van Delft, Leipzig 1911, Hiersemann; geb. 9 ℳ), die kürzlich erschien, ohne Vorgänger. Freilich Vermeer selbst und seine Kunst wurde erst 1866 überhaupt wieder „entdeckt“; bis dahin war er kaum den Historikern der Malerei bekannt, seine wenigen Werke zum größten Teil unter falscher Signatur verborgen. Inzwischen hat man beinahe vierzig Gemälde von der Hand Vermeers durch historische und stilkritische Untersuchungen wieder erkannt und damit dem Meister den Platz zurückerstattet, der ihm Jahrhunderte hindurch vorenthalten war.

Das Kapitel „Vermeer“ ist auch eines von jenen, bei deren Studium man fast daran zweifeln könnte, ob selbst die Geschichte eine Gerechtigkeit kennt, wenn man sich schon damit abgefunden hat, daß die Mitwelt an den größten Leistungen meist nichtachtend und verständnislos, wenn nicht gar höhnend und spottend vorübergeht. Vermeer war, wie aus den spärlichen Urkunden hervorgeht, nicht auf Rosen gebettet; Schulden, unbeglichene Rechnungen, Geldnöte und wieder Schulden, so bietet sich uns dieses Leben dar. Was will es dagegen besagen, wenn wir an einer und der anderen Stelle auch einmal von materiellem Besitz hören. Ein Mann, der, obwohl bereits verheiratet, bei seinem Eintritt in die Malergilde sechs Gulden nicht bezahlen kann, und dessen Nachlaß von den Erben nicht angetreten wird, weil offenbar das Soll das Haben bei weitem überschritt, wird kaum zwischeninne Reichtümer angehäuft haben.

Wie seine Zeitgenossen seine Werke schätzten, wissen wir nicht. Die wenigen Notizen, aus denen sich etwas schließen läßt, sind nach jeder Richtung auslegungsfähig. Zwar hat er einzelnen Sammlern viel gegolten, und seine Werke haben auf Auktionen gute Preise erzielt, aber alles dies reicht nicht hin, von einer besonderen Wertschätzung der Kunst Vermeers durch

seine Zeitgenossen zu sprechen. Und heute? Die Zahl derer, die Vermeer kennen, ist doch verhältnismäßig recht gering, und gerade seine besten und künstlerisch höchsten Leistungen sind den allerwenigsten bekannt.

Vielleicht trägt die Monographie von Plietzsch dazu bei, dem bescheidenen, doch liebenswerten Zeitgenossen Rembrandts neue Freunde zu werben. Wenn auch manches in diesem Buche vielleicht noch prägnanter hätte zum Ausdruck kommen können, so tritt doch das Charakteristische der Kunst Vermeers deutlich genug hervor. Vor allem aber geben die 35 Tafeln, die fast sämtliche Gemälde Vermeers, die heute bekannt sind, reproduzieren, für sich allein schon genug, um das Werk zu rechtfertigen und ihm einen großen Leserkreis zu wünschen. Vielleicht entschließt sich der Verlag bei einer zweiten Auflage, wenigstens eines der Gemälde Vermeers, der doch als Kolorist fast seine größte Bedeutung hat, farbig wiederzugeben; dadurch würde das Buch ungemein gewinnen.

Den schlichten, stillen, fast einfältigen Werken Vermeers aber wäre zu wünschen, daß sie überall dort Eingang fänden, wo der Sinn für Wahrheit und Innigkeit noch nicht erloschen ist. Solche Gemälde, wie das „Mädchen am Spinett“ in der Sammlung Beit in London, oder der Bildniskopf im Mauritshuis im Haag brauchen neben den Kunstwerken der bedeutendsten Meister nicht zurückzustehen. Die Aufrichtigkeit und Sicherheit im Ausdruck, die edle, vornehme Sprache und die versonnene Stille vereinen sich zu einer Wirkung von unsagbar intimem Reiz. „Die Spitzenklöpplerin“ im Louvre in Paris, die „Dienstmagd, die Milch ausgießt“ im Rijksmuseum in Amsterdam sind schlechthin einzig in ihrer Art. Man weiß nicht, was es ist, was diese im Grunde so nichtssagenden Bilder so anziehend macht. Nirgends finden wir fesselnde Handlung, nirgends ein über das Alltägliche hinausgehendes Sujet; ohne alle Auffälligkeit, ohne alle Pose sind mit feinem Behagen einfach die Dinge so gegeben, wie sie ihrem Wesen nach s i n d. Es spricht ein immenser Wirklichkeitssinn aus diesen Werken, und doch ist kaum eines so realistisch, daß es nur eine „Impression“ gäbe. Stets ist das Ganze straff zusammengefaßt. Man fühlt beim Vertiefen in die Bilder die Arbeit des Künstlers, sieht, wie er sparsam wählte und mit Bedacht jede Einzelheit hinsetzte, sich stets auf das Notwendigste beschränkte; und doch ist niemals die lebensvollste Lebendigkeit verloren gegangen; niemals unkünstlerische Konstruktion das Resultat gewesen. Zu dieser Kraft des Gestaltens — Vermeers Welt umspannt allerdings einen engen Kreis — tritt eine Beherrschung des Lichts und der Farbe, die allein schon genügen würde, Vermeer zu einem hervorragenden Künstler zu stempeln. Seine „Ansicht von Delft“ im Mauritshuis im Haag, mit ihrer bewundernswerten Farbenpracht, hat daher auf die Entwicklung der modernen Landschaftsmalerei einen nicht geringen Einfluß ausgeübt. Die schmiegsame Weichheit seines kühlen Lichts, das die Gegenstände einhüllt, ohne ihnen auch nur im geringsten ihre Bestimmtheit zu nehmen, die Kühnheit und Delikatesse seines Kolorits, das die entferntesten Töne zu wundervollster Harmonie zu vereinen weiß, der breite, kernige und zugleich zarte Pinselstrich — es ist fast unerklärlich, daß die Werke dieses Künstlers so lange unbeachtet und vergessen bleiben konnten.

C. F. Reinhold





Musikhunger

Von Dr. Karl Storck

Die Stadt Berlin hat den hundertsten Geburtstag Richard Wagners dadurch gefeiert, daß sie auf einigen öffentlichen Plätzen durch Militärkapellen Konzerte veranstalten ließ. Über den ganz verschiedenartigen Verlauf, den diese Veranstaltung in den einzelnen Stadtteilen nahm, berichtet der Lokalanzeiger folgendes:

Einen sehr voneinander abweichenden Verlauf nahmen gestern (Donnerstag) nachmittag die öffentlichen Konzerte, mit denen durch die Aufführung aus Werken Wagners die Stadt Berlin den hundertsten Geburtstag des Meisters feierte. So hatte das Wagner-Konzert im Lustgarten, das von der Kapelle des Alexander-Regiments bestritten wurde, kein größeres Auditorium angelockt, als es zu sein pflegt, wenn die Wachtparade dort spielt. Wiederholt blickten von den Fenstern des Schlosses Gäste des Kaiserhauses zum Denkmal hinüber. Gegen Ende des Konzertes erschien die schlanke Gestalt der Königin Mary von England, die eine violette Robe trug, am Mittelfenster über Portal IV; die hohe Frau schien sich vom General von Löwenfeld den Anlaß der Musikaufführung erklären zu lassen. Auch das Konzert auf dem Königplatz war nicht so zahlreich besucht, wie man es innerhalb des so überaus belebten Tiergartens erwarten durfte. Die Siegessäule, auf deren Plattform das aus den Kapellen des 3. Garde- und des Eisenbahn-Regiments gebildete Orchester spielte, umgab zwar ein andächtiger Zuhörerkreis, der sich aber in verhältnismäßig bescheidenen Grenzen hielt. Ein ganz anderes Bild boten die Plätze in den stärker bevölkerten Gegenden. Im Süden, wo am Fuß des Kreuzberg-Denkmals die Kapelle des Augusta-Regiments konzertierte, war der Viktoria-Park von Tausenden besetzt. Lebensgefährlich ging es auf den zum Monument emporführenden Stufen zu. Wer sich dort einen Sitz gesichert hatte, sah sich jeder Bewegungsmöglichkeit beraubt und mußte, ob Wagner-Enthusiast oder nicht, bis zum letzten Ton ausharren. Im Osten bildete der Spielplatz des

Friedrichshains das Ziel der musikfreudigen Menge. Auch hier lauschten Tausende dem Spiel der mit den Garde-Pionieren vereinigten Kapelle des 3. Garderegiments und kargten mit ihrem Beifall so wenig, wie es die Hörerschaft im Viktoria-Park getan. Am gewaltigsten war der Andrang jedoch im Norden. Hier sollte im Humboldthain den Manen Wagners durch die Kapelle des Kaiser-Franz-Regiments der schuldige Tribut gezollt werden. Aber der Zudrang war ein so ungeheurer, daß die Musiker, nachdem sie die ersten beiden Stücke mit Mühe zu Ende gebracht hatten, sich genötigt sahen, mit dem dritten Stück abzubrechen und Instrumente und Noten zusammenzupacken. Das Programm der Konzerte war aus der Fülle der Wagnerschen Schöpfungen so gewählt, daß auf jedem der fünf Plätze mit geringen Ausnahmen andere Stücke geboten wurden.

* * *

Die Witzblätter hatten schon vorher diese Wagnerkonzerte für das breiteste Volk zur Zielscheibe ihrer billigen Späße gemacht. Ich meine, der Verlauf sei außerordentlich ernst und eine so strenge Mahnung an alle jene, die überhaupt noch an die Kulturfähigkeit der Musik glauben, eine so dringende Mahnung zur Tat, daß nur der Taube und Blinde oder der verbrecherisch Gleichgültige sich der Lehre entziehen kann. Und mir scheint es das schönste Ereignis am Gedenktage Richard Wagners zu sein, daß am hundertsten Geburtstage dieses Mannes, dem immer das Volk in seiner Gesamtheit als Empfänger seines Werkes vorschwebte, der so heiß die Neugestaltung unserer Volkskultur durch die Kunst ersehnte und erstrebte, jener Teil des Volkes, der gemeinhin als Pöbel behandelt wird, seinen Hunger nach Kunst in einer so elementaren Weise offenbarte, wie wir es sonst nur vom Hunger nach Brot erlebt haben.

Man lasse sich hier nicht täuschen. Ein Militärkonzert ist in Berlin kein Schaustück. Truppen gibt es hier genug. Was die Leute lockte, war die Möglichkeit, ein Konzert zu hören. Sie haben nicht einmal an die Gelegenheit zum Flirten gedacht, um derentwillen sonst die regelmäßigen Konzerte so gut geschätzt sind. Sie konnten unentgeltlich eine Musikaufführung hören, wie sie diesen Armen für gewöhnlich unerschwinglich ist. Und noch eins: Durch die ganze Art der Veranstaltung, durch den Tag, auf den sie verlegt war, durch die Hinweise der Presse, hatte das Ereignis einen festlichen Charakter erhalten. Es war kein Bierkonzert, es war eine Feier. Und die Sehnsucht nach dem Feierlichen, nach der Feststunde, die in jeder einzelnen Brust schlummert, die aber die gewaltigste seelische Schwungkraft der Masse ist, hat dieses Ereignis vollbracht. Unsereiner, der seit Jahren dafür kämpft, daß die Kunst lebendig dem Volke zuwachse, und in diesem Kampfe tausend Enttäuschungen und Ablehnungen erfahren hat, empfindet die Tatsache, daß vor der andrängenden Zuhörermasse die Musiker nicht mehr Bewegungsfreiheit hatten, um spielen zu können, als ein wunderbar trostreiches Geschehnis, mehr noch: als die Verpflichtung, alle Kräfte einzusetzen, daß diesem vorhandenen Hunger nach dem Guten und Edlen die Gelegenheit werde, sich zu sättigen.

Es heißt an der Menschheit verzweifeln, wenn man nicht an dieses Verlangen nach dem Guten glaubt. Niemals ist das Volk schuld, wenn die ihm dargebotene Kunst schlecht ist. Immer trifft die Schuld jene, die diese Kunst anbieten.

Dabei gebe ich gern zu, daß diese schlechte Kunst üblen Instinkten schmeichelt, die im Volke vorhanden sind. Aber jeder hüte sich da vor Erhebung. In der Hinsicht hat der Begriff „Volk“ wirklich keine Grenzen, vor allen Dingen nicht nach oben. Die sogenannten gebildeten Kreise tragen weit höhere Schuld am Vorhandensein der Schundliteratur und der Schundmusik, als der sogenannte Pöbel. Die breite Masse des Volkes entscheidet nicht den Erfolg der Operette und der üblen Posse. Es sind die bürgerlichen und die gebildeten Kreise, die die Tausende von Aufführungen einer innerlich und äußerlich durchseuchten Posse wie des „Puppchens“ ermöglichen. Es sind die kaufkräftigen Kreise, die dafür sorgen, daß die Schlager dieser Operetten in hunderttausend und mehr Exemplaren verbreitet sind und den besten Handelsartikel der Musikverleger und Musikaliensortimenter bilden. Die Lustspiele und Schwänke, die in unseren Theatern wirklichen Kassenerfolg haben, sind nach Inhalt und innerer Gesinnung mindestens so schlecht, wie die Hintertreppenliteratur und unterscheiden sich davon bloß durch die äußere Aufmachung, noch nicht einmal durch die sprachliche Form.

Das deutsche Volk hat vor anderthalb Jahrhunderten die Melodien der Singspiele aufgenommen, hat sich in Mozarts „Zauberflöte“, in Webers „Freischütz“, in die vielen edlen Melodien der anderen Romantiker hineingefunden, hat diese Melodien bis auf den heutigen Tag in seinem Herzen behalten. Wenn es im letzten Vierteljahrhundert nur üble Gassenhauer aufnimmt, so liegt die Schuld nicht bei ihm, sondern an der Tatsache, daß ihm nichts anderes geboten wird. Auch die Sozialdemokratie wird hier die Schuld, die sie auf sich geladen hat und noch dauernd auf sich lädt, nie wieder voll wettmachen können. Aus ganz üblen Parteirücksichten, aus einer Nutzanwendung des Grundsatzes „der Zweck heiligt die Mittel“, deren verbrecherische Schwere man sich wohl nicht klarmacht, hat man in all diesen Jahrzehnten, in denen die Sozialdemokratie zur maßgebenden Erziehungsmacht weiter Volkskreise geworden ist, niemals die beglückenden und veredelnden Kräfte der Kunst ausgenutzt. Nicht einmal so vielfach hochverdiente Unternehmungen, wie die Freie Volksbühne, haben hier immer aus diesen höheren Gesichtspunkten heraus gearbeitet, auch hier war für die Wahl der Stücke vielfach ihre soziale Tendenz maßgebend, und die volkstümlichste aller Künste, die eigentliche Beglückerin und Verschönerin des Volkslebens, die Musik, hat man bis jetzt noch kaum in Dienst genommen. Es ist, als ob die leitenden Köpfe dieser Partei Angst davor hätten, die Menschen glücklicher und zufriedener zu machen, weil die Unzufriedenheit und Verärgerung den besten Nährboden für ihren Machtzuwachs darstellen.

Seit der Wende des Jahrhunderts hat die kunstpolitische Bewegung eingesetzt. So viele andere Gründe da mitgewirkt haben, der hauptsächlichste war doch Erkenntnis und Gefühl, daß die soziale Frage nicht bloß eine Magenfrage ist. Man darf doch wohl sagen, daß in dieser Bewegung die politische Parteiung ziemlich überwunden worden ist, und zwar waren es hier jedenfalls die politisch nicht der Sozialdemokratie Zugehörigen, die sich als die freieren Geister zeigten. Liebe zur Kunst und Liebe zum Volke schien ihnen über oder doch wenigstens neben jeder Parteirücksicht zu stehen. In den letzten Jahren mehren sich die Zeichen, daß auch die Sozialdemokraten bereit sind, hier gelegentlich mitzuwirken, ohne daß ein Vorteil

für die Partei ersichtlich wird. Aber unendlich viel mehr könnte geschehen, wenn da wirklich einmal lediglich der Grundsatz der Beglückung der Menschen ausschlaggebend wäre und zu diesem Zwecke alle vorhandenen Mittel benutzt würden, ohne Rücksicht darauf, von welcher Seite sie geboten werden.

Weil diese kunstpolitische Bewegung weniger aus dem Volke selbst herauswuchs, sondern von den (Kunst-) Besitzenden eingeleitet wurde, bald danach auch, wie heute ja alles, in die Hände des Journalismus geriet, hat man Literatur und vor allen Dingen bildende Kunst als Volksbeglückungsmittel aufgerufen. Es ist ganz merkwürdig, wie wenige Literaten eine Ahnung von den innersten Bedürfnissen der Volksseele haben, wie wenige darum auch die erzieherische Bedeutung der Musik ahnen. Längst hatte man es mit allen möglichen Mitteln zur Verbreitung von Werken der bildenden Kunst und der Literatur versucht, bis man auf den Gedanken kam, dem Volke auch gute Musik zugänglich zu machen, obwohl man überall der Anschauung zustimmte, daß gerade die Musik keine geistigen Vorbedingungen stellt, sondern unmittelbar an Herz und Gemüt sich wendet. Man kann sich darum auch nicht wundern, daß die Art, wie diese Musik angeboten wurde, doch vielfach wenig praktisch ist. Es wird aber jeder praktisch, d. h. in Mitteln erfinderisch, dem es wirklich um eine Herzenssache zu tun ist. Wir haben bis heute als musikalisches Mittel eigentlich nur die sogenannten Volkskonzerte. In der Regel sind das Orchesterkonzerte, daneben auch Oratorienaufführungen. Die letzteren erfüllen zuerst den Zweck, vor allen Dingen, wenn es sich um Werke handelt, deren Gehalt durch das religiöse Leben den Hörern vertraut ist, und um Oratorien wie Haydns „Jahreszeiten“ und „Schöpfung“, für die ein jeder die Vorbedingungen zum Erfassen des geistigen Inhalts und des von der Dichtung vermittelten Geschehens mitbringt. Die Volkssinfoniekonzerte sind im allgemeinen Sinfoniekonzerte wie alle, bloß zu billigen Preisen. An einigen Orten gibt man sich Mühe, die Programme etwas leichter zu gestalten, wobei man vielfach übersieht, daß für den heutigen Menschen nichts schwerer verständlich ist, als eine sogenannte leichte klassische Musik. Es ist viel schwieriger, zu einer Sinfonie Mozarts den Weg zu finden, als zu mancher sinfonischen Dichtung der Neuzeit. Denn bei diesen letzteren ist der verstandesmäßig zu erfassende und zu vermittelnde Inhalt viel deutlicher. Man braucht ja bloß daran zu denken, wie beliebt in den Bierkonzerten etwa programmatische Schlachtenmusiken sind. Ja zwischen diesen und der Mehrzahl aller Programmsinfonien — leider sind ja fast alle sinfonischen Dichtungen in Wirklichkeit bloß Programmusik — bestehen im Grunde nur Unterschiede der Mache und des äußeren Instrumentalaufgebots. Der geistige Gehaltsunterschied ist nicht wesentlich.

Aber selbst wenn diese Volkssinfoniekonzerte in den Programmen ganz ausgezeichnet sind, so sind sie doch nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Wie gering ist die Zahl dieser Konzerte! Schlimmer ist das Drumherum. Alle diese Konzerte kosten Geld; sie sind viel teurer, als man denkt, auch wenn sie noch so billig sind. Die volkstümlichen Konzerte, die jetzt die Philharmoniker als Entgelt für die städtische Unterstützung in den Sommermonaten in Berlin veranstalten, kosten dreißig Pfennig. So wie die Verhältnisse in Berlin liegen, muß man hin

und zurück fahren — macht für die Person wenigstens zwanzig Pfennig. Nimmt man hinzu, daß nur durchschnittlich für fünfzig Pfennig noch verzehrt wird, so sind es siebzig. Bei einer vierköpfigen Familie macht das etwa drei Mark, also ungefähr einen Tagesverdienst. Aber gerade beim Kunstgenuß sollte man möglichst an die Familie denken. Die Leute haben auch wirklich viel mehr davon, wenn sie zusammen hingehen können. Nun kommt aber noch hinzu, daß der Besuch dieser Konzerte mit Umständen verknüpft ist, die vielleicht ein noch größeres Hemmnis bilden als der Preis. Man muß sich nach überstandener Tagesarbeit umkleiden, muß weite Wege hin und her machen; es wird spät, trotzdem gebietet der nächste Morgen ein Frühaufstehen zur Arbeit. Auch muß man sich schon wochenlang vorher die Eintrittskarten sichern, wo man noch gar nicht wissen kann, ob man an dem für die Aufführung bestimmten Abend überhaupt in der inneren und äußeren Verfassung sein wird, die den Besuch des Konzerts allein fruchtbar machen kann.

Nein, diese Volkssinfoniekonzerte in allen Ehren, wir wollen sie nicht missen, wollen sie sogar nach Möglichkeit vermehren, — aber die wichtigste, die ausschlaggebende Form der Vermittlung von Musik ans Volk sind sie nicht. Damit die Kunst sich dem Leben verbinde, muß sie aus dem Leben herauswachsen oder muß doch so ins Leben hineingestellt werden, daß man ihr fast unwillkürlich begegnet, daß man sie jedenfalls trifft, wie man sich mit einem guten Freunde zusammenfindet, ohne Umstände, vielleicht nur in einem raschen Begegnen und kurzen Miteinandergehen. Erlaubt's die Zeit, gönnen's die Umstände, so bringt's dann schon eben diese Freundschaft mit sich, daß man möglichst lang zusammenbleibt. Ich will hier nicht alle die einzelnen Möglichkeiten aufzählen, die Wege weisen, auf denen die Kunst sich so zum Volke und ins Volksleben hineinfinden kann. Ich will mich heute nur auf das eine Gebiet beschränken, das bei den Wagnerkonzerten der Stadt Berlin die Aufmerksamkeit jedes wirklichen Lebensbeobachters auf sich gezogen hat.

Als Tatsache ergibt sich: Wenn gute Musikaufführungen auf öffentlichen Plätzen unentgeltlich veranstaltet werden, so bilden sie in jenen Stadtteilen, deren Bewohner am großen öffentlichen Musikleben teilzunehmen in der Lage sind, eine ziemlich gleichgültige Veranstaltung, um die man sich nur kümmert, wenn einen der Zufall gerade des Weges führt. Für jene Stadtteile dagegen, deren Bewohner von den geldkostenden Genüssen ausgeschlossen sind, werden derartige Veranstaltungen zu geradezu festlichen Ereignissen, zu denen man sich drängt. Nun ist es ja klar, daß wenn solche Veranstaltungen häufiger stattfinden würden, ihnen das Sensationelle genommen würde, und das ist ein Ziel, aufs dringendste zu wünschen. Wer aber daraus folgert, daß solche Veranstaltungen in diesen Gegenden bald großer Gleichgültigkeit begegnen würden, der hat keine Augen im Kopfe, der hat noch nie beobachtet, wie sich unter ungünstigsten Umständen Hunderte und Aberhunderte als Zaungäste herandrängen, wenn sie irgendwo von fern ein Konzert belauschen können.

Man sollte aus einer solchen Erfahrung die von ihr gebotenen Folgen ziehen. Für die zuerst gekennzeichneten Stadtteile wären solche Konzerte eine Verschwendung, für die anderen sind sie ein dringendes Bedürfnis. Ohne allzu große Kosten ließen sich an einem oder für die ganz großen Städte einigen Plätzen Musikpavillons

errichten, in denen zu ganz bestimmten Zeiten — die Abende sind vorzuziehen, aber auch ein Sonntagvormittag ist sehr geeignet — Konzerte veranstaltet werden.

Wer soll diese Konzerte geben?

Eine Stadt wie Berlin hat mindestens fünfzig Gesangvereine — weniger große Städte stehen im Verhältnis mindestens so günstig —, deren Leistungsfähigkeit gut genug ist, um ein Dutzend Chöre so auszuführen, daß der nicht allzu kritische Hörer einen wirklichen Genuß davon hat. Wenn jeder dieser fünfzig Gesangvereine sich entschließen könnte, in der Zeit von Mitte Mai bis Ende September zwei Konzerte auf den öffentlichen Plätzen zu veranstalten, so wären das hundert Konzerte. Rechnen wir in Berlin vier Plätze, auf denen sie stattfinden könnten, so hätten wir auch bei bloß vierzig sich beteiligenden Chören auf jedem der vier Plätze wöchentlich ein Chorkonzert. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Mitglieder dieser Gesangvereine in ihrem sozialen Empfinden und in ihrer Kunstliebe so beschränkt sein sollten, daß sie nicht freudig diese Verpflichtung — was sage ich, diese köstliche Gelegenheit, vor weitesten Volkskreisen zu singen, ergreifen sollten. Auch die Kirchenchöre sollten sich dabei beteiligen. Ich würde solche Chöre als Pfarrer oder Chordirigent auf der Freitreppe vor der Kirche singen lassen.

Welch riesige soziale Kunstarbeit würde auf diese Weise von unseren Chorvereinen geleistet werden, die jetzt eigentlich doch ein recht zweckarmes Dasein führen. Käme zu diesem wöchentlichen Chorkonzert noch ein wöchentliches Instrumentalkonzert, so hätten wir eine ganz prachtvolle volkstümliche Musikpflege. Es käme dafür zunächst darauf an, die nach ihrer sozialen Stellung den Chorvereinen entsprechenden Kräfte festzustellen, über die jede Stadt auf diesem Gebiete verfügt. Das ist nach den Gegenden sehr verschieden. In manchen, z. B. in Süddeutschland überall, hat schon jede kleinere Stadt eine Harmoniemusik, die einige nicht zu schwere Programme ganz gut bewältigen kann. Aber sehen wir einmal von diesen freiwilligen Leistungen ganz ab. Die Stadt Berlin braucht zu dem geschilderten Zweck eines wöchentlichen Sommerkonzertes auf vier verschiedenen Plätzen achtzig Konzerte. Mittlere Großstädte bedürfen bloß ihrer zwanzig. Es ist unbedingt überall mit einer leistungsfähigen Kapelle ein Vertrag abzuschließen, wonach jedes dieser Konzerte für ein Honorar von zweihundert Mark geliefert wird. Das würde den Haushalt der Stadt Berlin, der sich auf über dreihundertfünfzig Millionen Mark beläuft, mit sechzehntausend Mark belasten. Für diese sechzehntausend Mark könnte die Stadt — die Zuhörerschaft jedes Konzertes auf bloß fünftausend Personen veranschlagt — vierhunderttausend Menschen einen erlesenen Kunstgenuß vermitteln. Es gibt eine ganze Reihe von Städten, bei denen auf diesem Wege die würdige Erhaltung eines städtischen Orchesters oder doch wenigstens eines Orchesterstammes möglich wäre, wodurch das gesamte musikalische Leben in diesen Städten auf eine viel gesundere Grundlage gestellt würde, ganz abgesehen davon, daß dadurch die soziale Frage des großen Standes der Orchestermusiker eine weit über diese Summe hinausreichende Besserung erführe. Denn der soziale Notstand der Orchestermusiker beruht zu einem beträchtlichen Teil auf der großen Unsicherheit ihrer Existenz während der Sommermonate.

Nun ist im Grunde für diesen Zweck noch geeigneter, als das eigentliche

Sinfonieorchester, die Harmoniemusik. Daß die ihr gewidmete Musikliteratur zurzeit ziemlich tief steht, will nichts bedeuten. Sie hat früher viel höher gestanden und würde sich sofort heben, wenn ein ernster künstlerischer Wille vorhanden wäre. Hier haben wir nun die musikalische Kraft vollkommen ausgebildet daliegen, wir brauchen bloß zuzugreifen. Ich meine die Militärkapellen. Das Wort wirkt heute auf weite Kreise wie das rote Tuch auf ein Tier, mit dessen Eigenschaften ich diese weiten Kreise zunächst in keinerlei Beziehung bringen möchte. Vor allem weiß ich, daß viele Fachmusiker, die mir bis zu dieser Stelle vielleicht willig gefolgt sind, hier auffahren wie von der Tarantel gestochen. Der Deutsche Musikerverband, in dem außer den durchweg sehr leistungsfähigen Orchestermusikern eine Unmasse im Durchschnitt recht wenig leistungsfähiger Musikanten vereinigt sind, führt seit Jahren einen erbitterten Kampf gegen die Militärkapellen, und bei der Beratung des Militärhaushalts im Reichstage kommt es seit Jahren regelmäßig zu sehr erhitzten Debatten, bei denen bald niemand mehr so recht lebhaft für die Militärkapellen einzutreten wagt, so daß man glauben möchte, die Mehrzahl des Volkes halte sie für ein notwendiges Übel.

Das ist nun einfach unwahr. Man kann sogar ruhig sagen, daß der Haß des Musikerverbandes den Hauptgrund in der großen Beliebtheit der Militärkapellen hat, wobei es sich durchaus der Untersuchung entzieht, ob diese Beliebtheit nun wirklich lediglich auf der Zweifarbigkeit des Anzuges beruht und nicht doch auch ihre Gründe in der Leistungsfähigkeit der Kapellen hat. Denn es ist natürlich Spiegelfechterei, die Leistungen der Militärkapellen mit denen der großen städtischen und höfischen Orchester zu vergleichen. Die Volkskreise, die für die Militärkonzerte im wesentlichen in Betracht kommen, gelangen nicht zu den Konzerten jener erlesenen Körperschaften. Die Zivilmusikerverbände jedoch, die hier in Betracht kommen, stehen in ihrer Leistungsfähigkeit durchweg sehr weit hinter den Militärkapellen zurück. Ich habe mich zu jeder Zeit als Schriftsteller, aber auch oft genug in der Praxis bei Gutachten und vertraulichen Anfragen, so mit ganzen Kräften für die Besserung der Lage der Zivilmusiker eingesetzt, daß mich der Vorwurf einer ungerechten Parteinahme gegen diesen Stand nicht treffen kann. Aber davon abgesehen, über jedem Standesinteresse steht mir das Wohl des Volksganzen. Und ich sehe in der Einrichtung der Militärkapellen ein musikalisches Volkskulturmittel allerersten Ranges. Wir müssen es nur richtig benutzen. In dem Augenblick aber, wo sie richtig benutzt werden, hören die Militärkapellen auf, eine soziale Schädigung des Zivilmusikerstandes zu sein. Heute sind das die Militärkapellen, und sie sind es mit unwürdigen Mitteln. Die Anteilnahme der Militärkapellen an unserem Musikleben, vor allen Dingen am privaten Musikbetriebe, ist in zahllosen Fällen nicht nur eine soziale Ungerechtigkeit, sondern auch im höchsten Grade des Heeres unwürdig. Darüber ist ein Zweifel gar nicht möglich. Es wird sogar von allen militärischen Stellen zugegeben, wird von einer großen Zahl der besseren Militärkapellmeister schmerzlich empfunden und ist letzterdings der eigentliche Grund des erbitterten Kampfes der Zivilmusiker gegen die ganze Einrichtung.

Es würde mich hier viel zu weit abführen, diese Verhältnisse im einzelnen darzulegen und nachzuweisen, wie das alles so gekommen ist, wie sich diese Ver-

hältnisse entwickeln konnten und vielfach entwickeln mußten. Ich muß es mir auch für eine andere Gelegenheit aufsparen, nachzuweisen, daß diese Übelstände zu beseitigen sind, wenn nur der feste Wille dazu vorhanden ist. Hier nur soviel: Das ausschlaggebende Mittel für die Beseitigung der Übelstände in unserem Militärkapellenbetrieb, das Mittel also auch, die soziale Schädigung des Zivilmusikerstandes durch die Militärkapellen zu beseitigen, ist eine möglichst ausgiebige Indienststellung der Militärkapellen für ein öffentliches Musikleben, wie ich es im Vorangehenden gekennzeichnet habe. Auch im privaten Musikbetriebe gibt es heute in Deutschland eine große Zahl von Städten, in denen künstlerisch ernst zu nehmende Orchesterkonzerte nur dank dem Vorhandensein der Militärkapellen möglich sind, wo es nach gänzlicher Beseitigung der Militärkapellen überhaupt gar nicht möglich wäre, solche Konzerte größeren Stils zu veranstalten, weil für Zivilmusiker auch nach Beseitigung der Konkurrenz der Militärmusiker einfach die sozialen Lebensmöglichkeiten fehlen würden.

Die öffentliche Musikpflege aber, wie ich sie oben gekennzeichnet habe, zieht Volkskreise heran, die zu pekuniären Leistungen für musikalische Genüsse überhaupt nicht imstande sind. An einigen Orten würden, wie oben gesagt, die von der Öffentlichkeit für die Musikpflege in diesen Volkskreisen aufgebrachten Mittel die Möglichkeit bieten, die soziale Existenz vorhandener ziviler Musikerkörperschaften zu sichern. Das sind aber nur einige Orte. Unendlich zahlreicher sind die Orte, an denen an eine solche Musikpflege überhaupt nur unter Zuhilfenahme der Militärkapellen zu denken ist. Jede Aufwendung an öffentlichen Mitteln aber, die den Militärkapellen zugewendet wird, vermehrt das Recht der Öffentlichkeit, diesen Militärkapellen die private Musiktätigkeit, soweit sie eine Konkurrenz der Zivilmusiker bildet, zu untersagen. Nimmt man hinzu, daß die berufsmäßigen Zivilmusikerkörperschaften, die imstande sind, eine künstlerisch wertvolle Harmoniemusik zu treiben, nur gering an der Zahl sind, so sind wir auch aus künstlerischen Gründen auf die Militärkapellen angewiesen.

Es ist hier wie überall. Eine wirklich großzügige kunstsoziale Tätigkeit schädigt nicht die sozialen Interessen einzelner Berufsstände. Die Musiker dürfen auch sicher sein, daß die durch solche Volkskonzerte geweckte Musikliebe ihnen wieder zugute kommt. Denn wenn so erst in diesen Kreisen, die heute für jeden ernsten Musikgenuß gar nicht in Betracht kommen, die Liebe zur Musik geweckt ist, so werden Zahllose die Opfer nicht scheuen, um sich über das von der Öffentlichkeit unentgeltlich Gebotene hinaus noch weitere Musikgenüsse zu verschaffen. Die eigene Musiktätigkeit im Volke wird dadurch zunehmen. Und in der Ferne sehe ich den idealen Zustand aufdämmern, daß das Volk in die Lage versetzt wird, selber wieder sein Leben mit Musik zu erfüllen. Keiner glaube, daß diese Erweckung der musikalischen Fähigkeiten im Volke zur eigenen musikalischen Tätigkeit die Teilnahme an den vom berufsmäßig ausgebildeten Musiker gebotenen Darbietungen einschränken wird. Nein, vom Musikhunger gilt genau dasselbe, wie vom ganz materiellen Hunger: Der Appetit kommt und wächst beim Essen.



Die Richard Wagner-Ausstellung in Leipzig

Das Stadtgeschichtliche Museum zu Leipzig feiert den hundertsten Geburtstag Richard Wagners durch eine umfangreiche Ausstellung, die in bunter Mannigfaltigkeit Bildnisse von Wagner, Originalhandschriften der Bühnen- und literarischen Werke und Briefe, die Ausgaben der gedruckten Werke, Gelegenheitsschriften, in sehr reicher Zahl Abbildungen von Wagnerstätten, Bildnisse seiner Angehörigen, seiner Freunde, Anhänger und Gegner, Bilder von Wagnerdarstellern und endlich Entwürfe der Figurinen und Szenarien enthält. Die Ausstellung ist sehr reichhaltig beschickt, der Katalog verzeichnet fünfhundertvierzig Nummern.

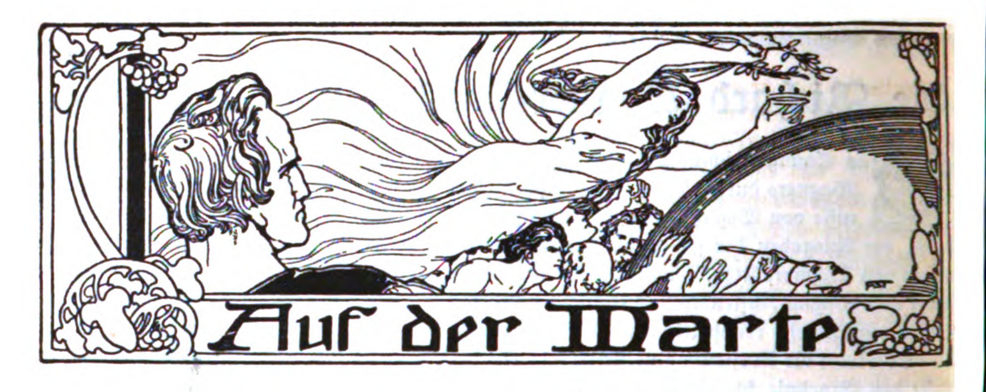
So bietet die Ausstellung natürlich sehr viel des Interessanten und Lehrreichen. Trotzdem dürfte das Ergebnis für ein stärkeres Verhältnis zu Richard Wagner nur gering sein. Man hat sich zu sehr lediglich von der Lust, zu sammeln, zu wenig von einer vertieften Auffassung des gesammelten Stoffes leiten lassen. So wäre z. B. hier die verlockende Aufgabe zu erfüllen gewesen, Richard Wagners menschliche Entwicklung in seinen Bildnissen vorzuführen. Von keinem zweiten Künstler haben wir so viele Bildnisse, die geradezu als Dokumente für die psychologische Auffassung des Dargestellten in seinen verschiedenen Lebenszuständen gelten können. Wagner war immer ein glänzendes Objekt für den Maler und für den Photographen. Das Schauspielerische in seiner Natur begünstigte die gute Photographie. Die Entwicklung vom jungen Stürmer über den Kämpfer, den von Leidenschaft verzehrten Ringer bis zum völlig ruhigen, abgeklärten Greis, hat etwas Erhebendes und Erschütterndes. Es werden nur wenige Besucher sein, die aus dieser Ausstellung einer Unzahl von Bildnissen diese Empfindung mitnehmen können, weil die Anordnung zu äußerlich und willkürlich ist.

Auch die Ausstellung für Figurinen und Szenarien hätte viel wertvoller gestaltet werden können, wenn man sich nicht darauf beschränkt hätte, das zufällig Vorhandene zu zeigen, sondern wenn man einerseits danach getrachtet hätte, einen Überblick über die maschinellen Bemühungen zu geben, die jetzt schon aufgewendet sind, um die schweren szenischen Forderungen Wagners zu erfüllen; wenn man andererseits auf die zum Teil hochbedeutsamen Anregungen zur Vereinfachung und Stilisierung der Wagnerbühne hingewiesen hätte, wie sie z. B. von Adolph Appia gegeben worden sind.

Für mich war jetzt das Wichtigste Max Klingers Entwurf für das Leipziger Wagnerdenkmal, zu dem soeben der Grundstein gelegt worden ist. Trotzdem meine Erwartungen auf den Plastiker Klinger immer gering eingestellt sind, wurde ich noch schwer enttäuscht gegen die Photographien, die ich gesehen hatte. Vielleicht zeigt sich gerade darin, wie schwach Klingers plastische Natur ist, wie zeichnerisch er denkt, daß die Photographie viel monumentaler wirkt, als das Modell zum Denkmal. Sehen wir von der Gesamtanlage ab, die am Ausstellungsort eine gute Raumwirkung haben dürfte, und beschränken wir uns hier auf die Gestalt Wagners selbst, so muß ich zu meinem Bedauern feststellen, daß diese Gestalt in jeder Hinsicht verunglückt ist. Steifer, unnatürlicher als dieser Hals auf den Schultern sitzt, kann man sich kaum etwas denken. Die geknitterten Falten des Ärmels des umgeworfenen Mantels bringen den Beschauer geradezu in Verlegenheit. Vor allem aber fehlt in dem Ausdruck des Gesichtes, der Haltung der ganzen Gestalt, nicht nur jede Monumentalität, sondern auch alles Temperament.

Mußte denn Wagner in ganzer Figur dargestellt werden? Es wird niemals gelingen, diese kleine, so ganz aufs Bewegliche gerichtete, nervös zuckende Gestalt ins Monumentale zu steigern. Stilisierungen können da nur noch schaden. Warum hat die Stadt Leipzig mit dem Kapital nicht einen Wagnertag gestiftet, an dem bei freiem Eintritt ins Theater eines der Werke des Meisters aufgeführt wird? Eine Büste hätte daneben vollauf genügt, auch die Erinnerung an die körperliche Erscheinung dieses Meisters wachzuhalten. R. St.





Festdelirien

Ein paar Proben aus der Jubelstimmung dieser festlichen Zeit. Das persönlich sehr sympathische, frische und liebenswürdige Kronprinzenpaar gibt der Breslauer Ausstellungseröffnung die nun einmal landesübliche „höhere Weihe“. Darob gerät ein Schweidnitzer Blatt also aus dem Häuschen:

„Eine mächtige innere Spannung in den Gemütern wird förmlich fühlbar.

Kronprinzens!

Des Kaisers Sohn an Kaisers Statt!

Unser Kronprinz heute bei uns!

Unsere Kronprinzessin Cecilie neben ihm.

Da drüben sitzen sie — jetzt mitten unter uns.

Wehe dem Geschlecht, dem nicht das Herz schlägt, wenn sein König oder seines Königs Kinder in seiner Mitte sind.

Wohl dem Volke, das in freudiger persönlicher liebender Treue festhält an seiner Fürsten Haus und Geblüt.

Unter dieser Stimmung stand die nächste Stunde. Das Lied vom Preußen und seinen Farben, in Wort und Melodie unweltbar und immer unverwüstlich in der Wirkung, wurde von einem aus drei Vereinen kombinierten Sängerchor gesungen.“

Ein paar Wochen später hat Ernst August von Braunschweig und Lüneburg die junge Kaiserstochter gefreit. Die Neuvermählten sind abgereist; die schwülstigen, süßlichen und, soweit sie bei dieser Gelegenheit von Politik handelten, unsagbar törichten Zeitungsartikel gottlob wieder vergessen. Nur im Berliner Kunstgewerbemuseum „tut“ sich noch etwas. Dort werden nämlich — zu welchem Ende ist nicht recht ersichtlich — Reliquien von der Hochzeit ausgestellt: Das Brautkleid, der Schleier, die Courschleppe, allerhöchste Unterwäsche, Geschenke. Und nun begibt sich, was man in diesem bildungsstolzen saeculum nicht für möglich halten sollte: unsere lieben Frauen wandeln sich in Hyänen. Umlagern — die „treusorgenden, züchtig waltenden“ so gut wie die in schlanken Gewändern mit lässiger Grazie nach „neuen Werten“ langenden — vom frühen Morgen das Museum, das derlei unausdenkbare Schätze birgt, bedrängen die Schutzleute, pressen ihre Mitschwestern, bis sie ohnmächtig werden, und stürmen so über die Leiber der Zusammensinkenden, bisweilen auch gewandt und mit Todesverachtung unter den Schutzmannspferden durchkriechend dem Eingang zu. Haare flattern im Winde, andere, weniger autochthonen Ursprungs, liegen in Bäuschchen am Boden, Nähte platzten, Hüte wurden zerbeult. Aber die Augen leuchten, wie nur Frauenaugen leuchten können: man ist am Ziel, an hehrer Sehnsucht Ziel ...

Ist es wirklich verwunderlich, wenn angesichts solcher gehäuften Würdelosigkeiten die Fürsten mitunter sich selbst verlieren? Wenn sie über Menschenmaß künstlich sich hinausrecken und alles, was unten lebt, ihnen nur noch Gehudel und Krapüle scheint? ...

R. B.

*

Nationale Raserei

Es hat sich in unserem öffentlichen politischen Leben ein Begriff des „Nationalen“ eingebürgert, der nachgerade zu einer

öffentlichen Gefahr wird. Wir werfen jenem Begriff nicht etwa vor, daß er das Wesen des deutschen Volkes mit besonderer Liebe umfaßt — das tun wir selber auch und bedauern jeden Deutschen, der in diesem Punkt kalten Herzens ist. Was wir ihm aber vorwerfen, ist, daß er seine besondere Auffassung nicht mit Gründen, sondern mit terroristischen Mitteln zur alleinherrschenden machen will. Wir würden ihn seinem sachlichen Inhalt nach gern bestehen lassen, wenn er nur den anderen Deutschen die Freiheit lassen würde, ihre nationale Meinung mit guten Gründen zu vertreten und den Gründen gemäß zu handeln, aber gerade das fällt ihm nicht ein. Er ist in der Form seines Auftretens insofern barbarisch, als er jede andere nationale Auffassung unterdrücken möchte.

Und was ist sein Inhalt?

Ein Evangelium der geballten Faust und der rücksichtslosen Unterdrückung.

National sein heißt gewalttätig sein — das ist der Satz, auf den er sich so ziemlich restlos zurückführen läßt.

Nun wollen wir über diese Auffassung gern mit ihm diskutieren, aber — und hier trifft ihn der vernichtende Vorwurf — eine Diskussion läßt er nicht zu. Wenn in der deutschen Intelligenz jemand nicht kuschen will, ist er antinational und ein Helfershelfer des Auslands. Auch wenn er zehnmal gerade aus nationalen Gründen zu seiner Auffassung gekommen ist.

Wer in Nordschleswig über die Behandlung der rein germanischen Dänen anderer Ansicht ist als die sogenannten Hakatisten und diese Ansicht entschieden zum Ausdruck bringt, ist ein nationaler Verräter. Er kann sein ganzes Leben in den Dienst des Deutschtums gestellt haben! Es nützt ihm nichts. Er bleibt ein Verräter.

Ebenso liegen die Dinge im Osten den Polen gegenüber; ebenso in Elsaß-Lothringen; ebenso im Inneren im Verhältnis zur Sozialdemokratie.

Die „bewußt Nationalen" gestatten gar nicht erst die Untersuchung, ob die Gewalttätigkeit in einem besonderen Fall nicht vielleicht dumm sei; sie strecken den Freunden wie den eigenen Landsleuten immer die geballte Faust entgegen.

Das ist aber nicht mehr nationale Gesinnung, sondern nationale Raserei.

Und jede Raserei ist schädlich.

*

„Das Leben für den Zar"

Die Anwesenheit des Zaren in Berlin entlockte einem leider anonym gebliebenen Sänger in der „Kreuz-Ztg." folgenden Dithyrambus:

„. . . Dreißig Minuten nach 12 Uhr. Wieder Hupensignale! Von fernher dröhnen jubelnde Hurrarufe. In offenem kaiserlichen Automobil kommt Se. Maj. der Zar Nikolaus II. Freundlich dankt der hohe Gast des Deutschen Kaisers für die stürmischen Ovationen, die das deutsche Volk ihm hier bringt. Dann verschwindet das gelbe Fahrzeug im weit geöffneten Tore der Botschaft. Andere folgen. Russische Generale in weißen Pelzmützen entsteigen ihnen, schneidige Gestalten. Dann folgen deutsche Offiziere vom Ehrendienst, Offiziere der Regimenter, die den Namen des Herrschers tragen, Kürassiere, Grenadiere, Ulanen.

‚So hatte ich mir den Zaren nicht vorgestellt', meint ein schäbig gekleideter Mann hinter uns. Ja, der hohe Herr sieht anders aus, als ihn eine undeutsche Presse so vielen unserer Volksgenossen zu schildern beliebt.

Wir verlassen die ‚Linden'. Vom Potsdamer Platze her klingen Trommeln und Pfeifen. Bald werden die hohen Grenadiermützen des Ersten Garderegiments zu Fuß sichtbar. Jetzt hebt die Musik an: die Zarenhymne! — Wie die wundervoll weichen Töne ihren Widerhall finden in den Herzen der Massen ‚Gott segne den Zaren!'"

Vor zwanzig Jahren hätten sie in Berlin dazu gesagt: da bleibt keen Ooge trocken! Der Mann, der diese Widerwärtigkeiten verübte, lebt wohl noch in der Erinnerung an jene Zeiten, da unter dem dritten und vierten Friedrich Wilhelm Preußen nicht viel anderes

als eine russische Satrapie war und Nikolaus I., ohne bei seinem königlichen Schwager anzufragen, dem kommandierenden General in Königsberg den Auftrag senden konnte, nach Berlin zu marschieren und den König von seinen liberalen Ministern zu befreien. Was bekanntlich anno 1848 geschehen ist.

R. B.

*

Warum?

Ein Kommando von drei belgischen Infanterieoffizieren wird am 1. Juli in Berlin eintreffen, um einen dreimonatlichen Studien- und Informationskursus bei verschiedenen deutschen Regimentern zu absolvieren.

Es tragen sich bei uns Dinge zu, die schlechterdings nicht mehr verständlich sind. Man plant eine Verschärfung des Spionagegesetzes, man warnt die einheimische Presse vor Veröffentlichungen über das Heerwesen, und dann lädt man sich fremde Offiziere ein und gibt ihnen Anschauungsunterricht. Warum nur? Sind andere Nationen uns gegenüber so höflich? Ja, wenn sie unsere Offiziere als Instrukteure gebrauchen, aber sonst?

Es bleibt als einzige Erklärung nur die liebe Eitelkeit übrig. Der Wunsch, zu zeigen, wie weit wir es gebracht haben? Eine Eitelkeit, die uns vielleicht noch einmal Kopf und Kragen kosten kann! L. H.

*

Zum Thema: Der Staat als Arbeitgeber

Wenn jemand unter „Ausbeutung der Notlage, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit eines andern mit Bezug auf ein Darlehen oder auf die Stundung einer Geldforderung oder auf ein anderes zweiseitiges Rechtsgeschäft, welches denselben wirtschaftlichen Zwecken dienen soll, sich oder einem Dritten Vermögensvorteile versprechen oder gewähren läßt, welche den üblichen Zinsfuß dergestalt überschreiten, daß nach den Umständen des Falles die Vermögensvorteile in auffälligem Mißverhältnis zu der Leistung stehen", so nennt unser Strafgesetz das „strafbaren Eigennutz" und ahndet solche Dinge wegen „Wuchers" mit Gefängnis bis zu sechs Monaten und zugleich mit Geldstrafe bis zu dreitausend Mark. „Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden." Das Bürgerliche Gesetzbuch dehnt im § 138 den Begriff des gesetzwidrigen Eigennutzes, Wuchers, etwas weiter aus: „Ein Rechtsgeschäft, das gegen die guten Sitten verstößt, ist nichtig. — Nichtig ist insbesondere ein Rechtsgeschäft, durch das jemand unter Ausbeutung der Notlage, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit eines andern sich oder einem Dritten für eine Leistung Vermögensvorteile versprechen oder gewähren läßt, welche den Wert der Leistung dergestalt übersteigen, daß den Umständen nach die Vermögensvorteile in auffälligem Mißverhältnis zu der Leistung stehen." Auf Grund dieses Paragraphen haben Gewerbe- und Kaufmannsgerichte in den letzten Jahren den Grundsatz ausgesprochen, daß auch wucherische Ausbeutung der Arbeitskraft eines Mitmenschen unter die unsittliche Ausnützung der Notlage fallen kann; sie setzten demgemäß an Stelle von offenbaren Schundgehältern eine angemessene Entlohnung. Das Reichsgericht hat ihnen recht gegeben. Wie wäre es nun, wenn bei der Reform des Strafgesetzbuches diese Rechtsauffassung des Reichsgerichts auch in einer entsprechenden Vervollständigung der Paragraphen über „strafbaren Eigennutz" zur Geltung gebracht würde? Die einfache Logik gebietet das doch! Wie aber erschiene dann der Staat selbst oft als Arbeitgeber in der Beleuchtung des Strafgesetzbuches? Zum Beispiel als Postverwaltung, wenn die Petition recht hat, die der Bund Deutscher Frauenvereine kürzlich an den Reichstag richtete, in der es u. a. heißt:

„Das Gehalt der Postgehilfinnen von 750 Mark jährlich kann, da es auch zu dem Bescheidensten nicht reicht, nicht anders als sozial verhängnisvoll wirken. Der Staat als Arbeitgeber dürfte überhaupt seinen Angestellten keine Gehälter zahlen, die bei voller Tagesbeschäftigung den Lebensunterhalt nicht decken. Es muß zu wirtschaftlich, sozial und

sittlich ungesunden Folgen führen, wenn ein **voller** Beruf nur so bezahlt wird, daß der Angestellte auf Nebeneinnahmen angewiesen ist ... Durch die unzulängliche Besoldung **wird** auch die körperliche Pflege ausgeschlossen, die Gesundheit der Frau nicht nur als **Beamtin** frühzeitig verbraucht, sondern auch **für künftige** Aufgaben in der Familie dauernd **geschwächt**." O. C.

*

Warum hat Frau Lamberjack ihren Mann totgeschossen?

Ein französisches Gesellschaftsspiel. Vorerst nur ein französisches. Aber es könnte leicht auch ein deutsches werden, wenn auch wir bei uns die Freispruchsepidemie so einreißen ließen, wie sie in Frankreich grassiert und vom „Berner Tageblatt" aus Anlaß eines besonders bezeichnenden Falles geschildert wird. Da ist wieder einmal eine Gattenmörderin freigesprochen worden:

Die Geschichte fängt allmählich an, ebenso gefährlich wie langweilig zu werden. Frau Lamberjack hat ihren Mann erschossen. Frau Lamberjack wird freigesprochen; seit kurzer Zeit vielleicht der zehnte Fall dieser Art! Seit mehreren Jahren ist keine Gattenmörderin mehr in Frankreich verurteilt worden. Die Ära der „Droits de l'Homme" existiert nicht mehr. Wir haben jetzt le droit de la femme, und zwar das Recht der Frau zum Morde. Wie gesagt, es wird gefährlich. Als vor einigen Wochen Frau Bloch freigesprochen wurde, die ihre Rivalin, die Geliebte ihres Mannes, vorsätzlich ermordet hatte, sagte der Staatsanwalt (!): „Warum haben Sie denn nicht Ihren Mann umgebracht, dann hätten wir uns nur zu verneigen brauchen!" Frau Lamberjack hat ihren Mann umgebracht. Man hat sich verneigt ... Warum man sich diesmal verneigt hat, ist noch weniger begreiflich als bisher. Frau Lamberjack hat ihren Mann getötet, nachdem sie schon geschieden war! Wenn selbst geschiedene Männer in Frankreich ihres Lebens nicht mehr sicher sind und nicht auf den Schutz der Gerichte Anspruch erheben können, ja, dann wird man überhaupt nicht mehr klug aus den geheimnisvollen Gesetzen, die die jüngsten Pariser Mordgeschichten beherrschen. Frau Lamberjack hatte weniger Ursache, als irgendeine andere Frau, ihren Mann totzuschießen ... Ist die Frau verrückt? Die Sachverständigen meinen, daß sie gesund sei, auf keinen Fall verrückter als alle die Pariser, die ein sehr intensives Gesellschaftsleben führen! Warum also dieser Mord? Die bissige, häßliche Frau auf der Angeklagtenbank bleibt die Antwort schuldig. Und so wird sie einfach freigesprochen. Und jetzt nimmt die Presse die Frage auf: „Warum hat Frau Lamberjack ihren Mann totgeschossen?" Es wird beinahe ein Gesellschaftsspiel, sich diese Frage zu stellen. Und doch ist nichts leichter, als die Antwort zu finden. Der unglückliche ermordete Gatte wußte sie. „Auf Wiedersehen!" sagte er immer, wenn er sich von Freunden verabschiedete. „Das heißt, wenn mich meine Frau nicht totschießt!" Manchmal fügte er hinzu: „Sicher wird sie mich bei ihrem Charakter einmal totschießen. Sie weiß ja, daß Henri-Robert, der berühmte Advokat, sie verteidigen und daß daraufhin das Geschworenengericht sie freisprechen wird!" Der arme Mann hat recht behalten. Henri-Robert, der alle mörderischen Ehegattinnen mit seiner rührenden, tränenweckenden Beredsamkeit verteidigt und freisprechen läßt, hat auch diesmal seines Amtes gewaltet, derselbe Henri-Robert, der sich nicht mehr damit begnügt, die lebenden Mörderinnen freizusprechen, und daher neulich in einem mondänen Vortrag unter dem jubelnden Beifall der eleganten jungen Mädchen der Pariser Gesellschaft für Lady Macbeth auf Freisprechung plädierte. Warum Frau Lamberjack mordete? Weil sie wußte, daß sie nichts riskierte, daß Henri-Robert reden, daß die Geschworenen weinen und der Saal applaudieren würde. Es ist eine Komödie, die lächerlichste Komödie, die sich das moderne Frankreich leistet. Eine Komödie traurigster Dekadenz!

*

Kein Platz für Kinder!

In dem Kommunalbericht der Stadt Solingen ist folgendes zu lesen: „Die Stadtverwaltung hat zum April-Umzugstermin 18 Familien, die anderweitig *keine Wohnung erhalten konnten*, eine solche verschaffen müssen. Es handelte sich hierbei *keineswegs um schlechte Mietezahler*; die Leute konnten vielmehr keine Wohnung bekommen, *weil sie eine größere Kinderzahl haben*. Eine größere Anzahl Wohnungen in Privathäusern ist noch nicht vermietet, die Vermieter lassen die Wohnungen aber *lieber leer stehen*, als daß sie kinderreiche Familien aufnehmen. Am Mittag des 1. April saßen noch zehn Familien mit ihren Sachen auf der Straße. Der Polizei blieb nichts anderes übrig, als die Leute in den alten städtischen Häusern unterzubringen, die ihres schlechten Zustandes wegen abgerissen werden sollten."

Die Abneigung gegen Kinder ist übrigens nicht nur den Solinger Hausbesitzern eigen. Sie findet sich — und das ist das Traurige — leider überall. Zu einer Zeit, wo das Schreckgespenst des Geburtenrückganges umgeht und sich die Regierungen den Kopf darüber zerbrechen, wie es zu verscheuchen sei, sollte man den kinderscheuen Hausbesitzern aufs nachdrücklichste zu Gemüte führen, daß sie auch einmal — geboren sind.

*

Das alte Lied

Aus einem Bericht über die Sitzungen des südwestafrikanischen Landesrats zu Windhuk — nur das, worauf es ankommt, das Zuständliche: „Bei der Erörterung des unerfreulichen Zwiespaltes zwischen den Beamten und der Bevölkerung des Landes ..."

Ja, unerfreulich ist es schon, nur leider nicht ungewöhnlich!

Und da gibt es alldeutsche Weltverteiler, die sich einbilden, unsere gewiß treu deutschen Landsleute in den Südstaaten von Brasilien würden mit Jubel koloniale Reichsdeutsche werden, wenn das nur nicht sonst leider ausgeschlossen und unmöglich wäre!

Doch wozu denn in der Ferne schweifen; was ist denn im Elsaß, im Reichsland, wo von den Einheimischen selber die Entfaltung des Landes unter der deutschen Herrschaft bewundert und mehr oder minder zugegeben wird, der eigentlichste Grund, daß trotz der gemeinsamen Abkunft, trotz allen Vernunftgründen und Objektivitäten, trotz dem ausgesprochenen Wunsch der Elsässer, daß Frankreich keinen Krieg führt, eben doch dieses einheimische Element über eine instinktive Abneigung gegen uns niemals hinwegkommt? Daß auch der Wechsel der Generationen nichts daran zu ändern vermag? Meint man denn wirklich, dieser Grund seien — Paragraphen?

Oder woran liegt es im Badnerland, wenn man beste Deutsche dort, Männer, die seit 1866 in allen Kämpfen für das Reich, in allen nationalen Bewegungen, Begeisterungen und Opfertaten voranstanden, heute die von Großherzog Friedrich 1870 gemachten Zugeständnisse in Hoheitssachen an Preußen und an das Reich offen aus Gründen des menschlichen Geschmacks bedauern hört!

-h-

*

Kasernentragödien

Die Soldatenmißhandlungsprozesse nehmen gerade in letzter Zeit wieder in bedenklicher Weise überhand. Alle paar Tage liest man von empörenden Brutalitäten, die in den Kasernen verübt worden sind. Sind die Fälle, die zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangen, schon sehr zahlreich, wie viele muß es geben, von denen die Außenwelt nichts erfährt, die sich ungehört und ungesehen hinter dichten Mauern abspielen?

Auffallend häufig sind es die eigenen Kameraden, die sogenannten „alten Leute", die sich zu mitunter geradezu abscheulichen Brutalitäten gegen den jüngeren Jahrgang hinreißen lassen. Man kann sich einen Begriff von der Tortur der unglücklichen Mißhandelten machen, wenn man von der Tragödie eines solchen jungen Menschenkindes erfährt, das schließlich keinen andern Weg des Entrinnens vor seinen Peinigern wußte, als den Selbstmord.

Natürlich ist die Mißhandlung durch Kameraden im Grunde nur eine Methode, durch die sich der vorgesetzte „Soldatenschinder" allen Unannehmlichkeiten entzieht. Er braucht sich nicht der Gefahr auszusetzen, wegen seiner Übergriffe doch einmal zur Rechenschaft gezogen zu werden, er überläßt die Ausübung der seinem Opfer zugedachten Mißhandlungen getrost den Kameraden und weiß, die werden es schon besorgen. Das System ist ebenso sinnreich wie einfach: Für den Fehler des einzelnen wird die ganze Mannschaft bestraft. Daß hinterher dann der Unglückselige, für dessen Bock auch die andern büßen müssen, von diesen grausam zur Rechenschaft gezogen wird, ist einleuchtend.

Diese Mißhandlungen auf indirektem Wege sind deshalb so gefährlich, weil sie den Geist der Kameradschaft im Heere ersticken müssen. Und die maßgebenden Behörden können nicht eindringlich genug veranlaßt werden, das immer mehr um sich fressende Übel mit Stumpf und Stiel auszurotten. L. H.

*

„Eine Woche Ferien!"

Im ersten Heft des XV. Jahrgangs des Türmers wird von einem fühlenden Menschen angelegentlich eine Woche Ferien für die Millionen Hände gefordert, die im Dienste des deutschen Großkapitals stehen. Kein denkender Mensch kann darüber im Zweifel sein, daß den Arbeitern diese kurze Frist der Befreiung von eintöniger, abstumpfender Tagesarbeit zusteht. Irgendwann müssen wir Erdgeborene Zeit und Gelegenheit haben, uns auf unser Menschentum zu besinnen, dem Körper Erholung, den Nerven, die der Arbeiter ebensogut wie der Beamte oder Kaufmann hat, Stärkung zu verschaffen. Aber nicht allein den Arbeitern gehört solche Woche Ferien auf Kosten ihrer Brotgeber, sondern in demselben Maße auch den Millionen Arbeiter *frauen*. Schon für die Durchschnittsfrau sind ja Ferien so gut wie gar nicht vorhanden. Und die Feiertage, für die männlichen Familienglieder Tage des Ausruhens und der Erholung, stellen den Hausfrauen dagegen erhöhte Anforderungen und verlangen vielfach das Äußerste ihrer Leistungsfähigkeit im Dienste *anderer*. Wie aber erst bei den Arbeiterfrauen! Es ist ja bekannt, wie gerade sie, oft geschwächt durch unverantwortlich rasch aufeinander folgende Geburten, von morgens früh bis abends spät die Hände zu regen haben, um den Haushalt und die Kinder in Ordnung zu halten, um daneben noch Brot zu erarbeiten. Kommt dann der Sonntag oder Feiertag, so wird er vielfach mit Waschen, Nähen, Stopfen, Flicken oder anderen nötigen Kleinarbeiten ausgefüllt. Solche Frauen haben, gelinde gesprochen, wenig von ihrem Leben. Und gerade sie, die doch die Seele der Familie und der Hort des Gemütvollen sein sollen, sie müssen unter der Last der Überbürdung verkümmern. Ihnen erst recht tut eine Woche Ferien not, ihnen erst recht sollte es möglich gemacht werden, zusammen mit Mann und Kindern fern der häuslichen Enge und der rauchgeschwängerten Fabrikstadtluft eine Woche stiller Erholung in der Natur zu genießen. Was da die Frauen gewinnen, das bleibt nicht ohne Einfluß auf die ganze Familie: eine Woche Ferien stärkt die Spannkraft der Frau, stimmt den Mann froher als sonst und schafft den Kindern inhaltsreiche Erinnerungen. Gewiß, es bedarf großer Menschenfreundlichkeit, um solch schönes Werk gelingen zu lassen. Was aber ist nicht nur edler, sondern am letzten Ende auch weiser: verdrossene Menschen ohne den Versuch einer Linderung ihrer inneren Nöte um sich schuften zu lassen, oder die Hand zu bieten, daß starke Menschen ihre Pflicht froh und freudig erfüllen? Dr. F. E. S.

*

Bedingter Chauvinismus

Der „Matin" hat plötzlich sein monatelanges Beschimpfen aller deutschen Fabrikate eingestellt. Das kommt daher, daß einige deutsche Firmen, denen das denn doch über die Hutschnur ging, die Folgerung zogen, lieber nicht weiter im Matin und statt dessen im Journal oder Petit Parisien zu inserieren, wo nicht die Wirkung der Geschäftsanzeige

durch den Redaktionsteil so augenfällig vereitelt wird.

Brav von diesen deutschen Kaufleuten, wenn es auch nur einfach vernünftig ist, und so liest man ihr Lob mit Zustimmung. Und amüsiert sich über den Matin, der nun um seine Inserate und dafür zu einer Einsicht gekommen ist. Bei alledem — da heute nicht mehr die Monarchen, sondern die Zeitungen die Haltung der Völker bestimmen, so regt sich denn doch nach der Belustigung eine desto bitterere Empfindung, durch was nun wieder die Zeitung bestimmt wird.

Wie sagte doch der erfahrene Oxenstjerna zu seinem Sohn, der Sorge hatte, ob er auch gescheit genug zum Dienst im Auswärtigen Amt sei: Nescisne, mi fili, quantula sapientia regitur mundus? Weißt du noch nicht, mein Sohn, von welchem bissel Einsicht die Welt regiert wird! Heute darf es heißen: Quantula pecunia, — von ein paar Groschen.

Ed. H.

*

Soldiers for women!

In Potsdam war Hochzeit, Prinzessin Viktoria Margarete aus Glienicke und ein Prinz Heinrich von Reuß. Als die fürstliche Braut zur Trauung ankam, wurde sie, so wie sie aus dem Wagen kam, mit Schleier und Myrte und den vier Jungfrauen, die die gestickte große Schleppe trugen, erst einmal in der kräftigen Mittagssonne an einer aufgestellten Grenadierkompanie entlang geführt. Oder vielmehr: die anmutige hohe Braut schritt die Front der Ehrenkompanie ab.

Man wird allerdings durch diese Galanterien auf kriegsherrlicher Grundlage heute nicht mehr so überrascht, und eine Idee ergibt sich aus der andern. Gönnen wir es also den strammen Bauernjungen in der Paradeuniform, sich auch einmal das Kunstwerk so eines ausgebreitet präsentierten prinzeßlichen Brautaufzuges auf zwei Schritt Entfernung anzusehen, denn wenn sie gescheit sind, werden sie durch die exakte Auskunft ihren Potsdamer Küchenschatz beseligen.

*

1532050 Mark!

1 532 050 Mark — diese Ziffer stellt den Totalisatorumsatz an den beiden Pfingstrenntagen (Montag und Dienstag) in Grunewald und Karlshorst bei Berlin dar! Aber damit ist etwa noch lange nicht die Summe aller für diese insgesamt 14 Rennen ge- oder auch besser: verwetteten Gelder gefunden. Denn das ist nur der an den offiziellen Totalisatorkassen auf den beiden Berliner Rennbahnen selbst erzielte Umsatz. Nun gibt es aber in Berlin und im ganzen Reiche noch zahlreiche andere Wettannahmestellen für diese Rennen, die ja auch nicht gerade vernachlässigt werden. Welche Unsummen aber werden nun erst gar an den nichtoffiziellen Wettannahmen, bei den zahllosen Buchmachern und — die Frau bemächtigt sich eben immer mehr aller „Berufe“! — Buchmacherinnen gesetzt! Dafür fehlt natürlich jeder Anhalt, jede Kontrolle. Aber man wird auch diese Wetten auf mehrere Hunderttausend veranschlagen können, und sicherlich steht der bei Buchmachern umgesetzte Betrag dem offiziellen „Totoumsatz“ nicht sehr viel nach!

„Panem et circenses!“ — Der Ruf ist alt. Aber dennoch wird man gelinde Zweifel hegen dürfen, ob wirklich der Rennsport als solcher ausschließlich es ist, der die Massen in Bewegung setzt und begeistert, so zwar, daß alle Reisestrapazen vergessen werden, denn von solchen muß man angesichts der stets gänzlich unzulänglichen Berliner Verkehrsmittel, namentlich auf der Eisenbahn, sprechen! — Es wird immer so viel vom „populären“ Rennsport gesprochen. Demgegenüber darf man ruhig bekennen, daß der großen Masse der Bevölkerung die Rennerei selbst höchst nebensächlich ist. Der stimulus ist einzig und allein, oder doch hauptsächlich, die Möglichkeit eines leichten Gelderwerbs. „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles ...“ Wenn man die Pferdewetten einmal abschaffen, das Totalisatorgesetz also aufheben wollte, so würde es sich ja zeigen, daß das heute angeblich so starke Interesse der Bevölkerung an Pferderennen sehr bald sich

verflüchtigen würde und schließlich nur noch die paar wirklichen Sportsleute an ihnen teilnähmen. Gewinnen könnte dadurch allerdings nur die öffentliche Moral, manches Elend, manche Not, manches Vergehen und Verbrechen verhindert werden!

Denn das muß gesagt werden, diese mehr als 1½ Millionen Mark Wettgelder allein an den offiziellen Kassen zweier Rennbahnen, vereinnahmt innerhalb von zusammen sechs bis sieben Stunden, stellen geradezu einen Rekord dar und lassen erschreckende Rückschlüsse auf die Spielleidenschaft unserer Bevölkerung zu. Leider aber erfährt man nie, welche Summen der Totalisator eigentlich an Gewinnen auszahlt! Und gerade das wäre recht interessant. Mancher würde dann einsehen, daß die weitaus überwiegende Zahl der Einsätze verloren geht. Es werden aber immer nur die Totoumsätze verkündet.

Wenn solche Rekordziffern wie die hier besprochenen, erzielt werden, so sind manche Kreise geneigt, in ihnen einen Beweis für den „Wohlstand" der Bevölkerung zu erblicken. Auch jetzt heißt es wieder, daß ein Totobetrieb, der an einem Tage innerhalb dreier Stunden fast 800 000 Mark zeitige, wahrlich „kein Zeichen dafür sei, daß kein Geld vorhanden ist". Daß das Geld vorhanden sein muß, wird niemand bestreiten, denn der Toto „pumpt" nicht. Es ist durchaus falsch, zu glauben, daß nur das „überflüssige" Geld zu Pferdewetten verwendet werde. Welche Summen werden gerade im Gegenteil auf diese Weise oft den dringendsten Bedürfnissen entzogen! Wie mancher muß seine Wettleidenschaft nachher mit Entbehrungen aller Art und Not büßen! Und haben denn nicht zahlreiche Kriminalprozesse gerade in den letzten Jahren gelehrt, daß jene Wettgelder gar oft auf unrechtmäßige, verbrecherische Art erlangt werden?! — Gerade die sogenannten „kleinen Leute", die kleinen Beamten usw. sind es, die ihre paar Mark, ihre Spargroschen zumal, dem Dämon „Toto" in den Rachen werfen, die ihre, ach! nur zu trügerischen Hoffnungen auf — vier Füße setzen und dann die schlimmsten Enttäuschungen erleben. Im Effekt gewonnen hat wohl kaum einer auf der Rennbahn, und reich ist doch wohl auch noch keiner geworden. Denn gerade hier gilt das alte Sprichwort: „Wie gewonnen, so zerronnen!"

Dr. W. F.

*

Der moderne Roman sans gêne

„Majestätisch glitt der weiße Schwanenleib der Königin Luise durch das flimmernde Naß."

Es handelt sich da natürlich nicht um die königliche Urgroßmutter unseres Kaisers, sondern um ein Schiff. Der Satz ist aus einem Reklameroman entnommen, den die zu Wasser und zu Lande nirgends rückständige Hapag zugunsten ihres neuen Turbinendampfers für Helgoland in die Blätter lanziert. Und das flimmernde Naß ist der Hamburger Hafen.

Es hat aber Wert, derartiges zu lesen. Dem Verfasser fehlt es an Begabung für den modernen „Familienroman aus vornehmen Kreisen" nicht, er hat nur nicht den Raum, den seine Kollegen füllen dürfen, die Sache muß auf die bezahlten zwei Seiten draufgehen und er muß also auch schonungslos draufgehen, auf das, was die Mädchen und das entsprechende Publikum so gerne hören, unnötige Redensarten lassen sich da nicht lange machen. Kurzum, man kann hier auf zwei Seiten genau so viele moderne Salon- und Lebenskenntnisse gewinnen, als wenn man ganze Bände der beliebtesten und gefeiertsten Autoren, auf diesem Gebiet sind ja bemerkenswerterweise die Männer den schriftstellernden Frauen noch über geblieben, verschlingt. (Beinahe glaube ich sogar, der Autor hat Galgenhumor.)

Ich gebe hier nur ein paar Proben aus dieser modernen Ehe des Geschäftsinserats mit der Geschäftsliteratur:

„Dem Leutnant Udo v. Braunfels war es nach vielem Bemühen endlich gelungen, den heiß ersehnten Urlaub zu erhalten, und nun befand er sich in einem Abteil zweiter Klasse des D-Zuges Berlin—Hamburg. Pfeilschnell raste das Vehikel dahin." (Vehikel —

ursprünglich war es natürlich ein Auto. Aber das bringt dann Umstände, wofür kein Platz ist.) „Bäume, Häuser und Telegraphenpfähle flogen in bunter Folge vorüber. Udo ging die Fahrt dennoch zu langsam, viel zu langsam ...

Irmgard, die vielumworbene Tochter des Kommerzienrats Holmström, war nicht allein schön, sie hatte auch die schätzenswerte Eigenschaft, reich zu sein. Udo redete sich zwar ein, daß ihn nur reine Herzensneigung an die Auserkorene fessele, und daß er sie mit den gleichen reinen und unvermischten Gefühlen angeäugt (!) habe, wie einst ein Dante die bezaubernde Beatrice angeäugt haben mochte. Wenn er sich aber ehrlich Rechenschaft über seinen Seelenzustand gegeben hätte, dann hätte er auch zugeben müssen, daß, während seine Augen begierig die rhythmisch wohlgeformten Konturen jener Junogestalt einsogen" — so also äugte Dante! —, „ganz verstohlen auch ein Blick die kommerzienrätliche Hauptkasse gestreift hatte.

Sorglos ruhte Udo in den Polstern seines Abteils ..."

Es versteht sich dann weiterhin von selbst, daß auch wieder einmal, selbst über dem mit Frahmschen Schlingertanks versehenen Schwanenleib der Königin Luise, ein alter Bekannter von uns nicht unerwähnt gelassen werden darf. „Bei Altenbruch endlich harrte der Reisegesellschaft dann noch eine besondere Überraschung. Der Riesendampfer ‚Imperator', bei dem alle Linien sich ins Gigantische steigern, lag dort vor Anker, um für kurze Zeit von seinen weltverbindenden Strapazen auszuruhen, und während Udo flüchtig das Äußere dieses Ozeanriesen maß, dämmerte ihm eine ungefähre Ahnung von den gewaltigen Raumverhältnissen seines Inneren auf."

Hoffentlich dämmert auch einmal in Deutschland eine Ahnung von den Verwüstungen im Lebenston und sonst im „Inneren" auf, zu denen uns diese vielgepriesenen vaterländischen Aktiengesellschaften führen, die sogar der Kaiser rühmen hilft. h.

*

Hochadel und Landesverwüstung

Über eine naturschänderische Vergewaltigung des durch Scheffels Ekkehard dem ganzen Deutschland lieb und poetisch gewordenen Hegau berichtet Dr. Ludwig Finckh in süddeutschen Blättern: „Wer kennt das Hegau, die Reihe der stolzen Berge Hohentwiel, Hohenstoffeln, Hohenkrähen, Mägdeberg und Hohenhöwen? Sie steigen im Angesicht des Bodensees aus der Ebene auf; sie sind ein natürlicher Bergkranz von milder Schönheit. Wer sie kennt, wird erschrecken, wenn er erfährt, daß an einem von ihnen, dem zweikuppigen Hohenstoffeln, ein schlimmer Streich verübt werden soll. Es wird ein Basaltwerk errichtet, an sich eine harmlos aussehende Anlage. In der Höhe werden die alten Felsen gebrochen, zerkleinert und auf einer Schwebebahn ins Tal befördert; über den schönsten Teil des Hegaus, zwischen Weiterdingen und Mühlhausen, führt diese Drahtseilbahn vom Hohenstoffeln herunter, mit vielen eisernen Masten bis zu 23 Meter hoch, mit Schwebewagen voll Basalt. Schon ist ein großes Stück Wald gefällt.

„Es ist keine gewöhnliche Unternehmergesellschaft, die hier anfängt, das Hegau anzubeißen. Der Eigentümer des einen Bergteils, Freiherr von Hornstein in München, geht mit fürstenbergischem Kapital dem Berg seiner Väter zu Leibe. Gewiß, auf dem Papier gehört der Berg den Freiherrn von Hornstein. In Wahrheit gehören sie dem Volk, dem Land, nicht dem Großherzogtum Baden, sondern Deutschland. Wir alle haben ein Recht, daß diese Berge in ihrer Gesamtheit unangetastet bleiben. Fragt die Maler, die Forscher, die Dichter, die Leute, die es wissen müssen; es würde leicht sein, in kurzem tausend Unterschriften von Männern, die Gewicht haben, in scharfem Einspruch vorzulegen, wenn es nötig wäre. Wem? Welche deutsche Behörde gibt heute noch die Erlaubnis zu solchen Dingen, die nicht etwa im öffentlichen Interesse geboten sind, sondern aus privatem Erwerbsgeist entspringen? Weiß sie sich nicht als Wahrerin und Hüterin ihrer Naturdenk-

male? Wenn der Anfang auch unbedeutend scheint, — was werden moderne Maschinen in zwanzig Jahren aufgefressen haben? Man macht aus Burg und Berg Hohenstoffeln keinen Straßenschotter, ohne daß die Lebenden, die ihre Augen wachzuhalten haben, ihr Recht geltend machen."

Weiter liest man in den Blättern in Bezugnahme auf L. Finckhs öffentliche Beschwerde: Die zuständige Behörde hat ihre Pflicht getan, sie hat „seit Jahresfrist die Frage geprüft" und es ist ihr „gelungen, eine Zone von hundert Fuß (!) rings um die Ruinen des Hohenstoffeln herum zu sichern, die durch den Basaltsteinbruch nicht berührt wird". Das verrät ja fast noch schlimmeres, als Finckhs Schilderung, zumal der Hohenstoffeln der überragende und zentrale Gipfel dieser ganzen wundersamen vulkanischen Gruppierung ist. Den Blättern nach scheint die riesige Schwebebahn, die über Berg und Tal durch den ganzen Hegau, an der Burg des Mägdeberg vorbei, bis an die Eisenbahn geht, wo sich das wolkenkratzerartige Schotterwerk mit allem Staub, den es ausbreiten wird, erhebt, von noch viel entstellenderer Wirkung als der örtliche Abbruch der Waldkuppe des Hohenstoffeln zu werden.

Das badische Bezirksamt hat seine Schuldigkeit getan und vielleicht mehr, als seine Paragraphen direkt erforderten. Machtworte von Amtmännern gibt es heutzutage nicht. Aber ob es dem Ministerium, dem Landesherrn nicht möglich gewesen wäre, den adligen Herren ein freundlich abmahnendes Wort zu sagen und eines der schönsten, poesieumklungensten Gebiete des schönen Großherzogtums in Schutz zu nehmen? Erfuhr der Kaiser nicht davon, der allerhöchste Freund des Fürstenbergers? Wo blieb Bodo Ebhardt, die Burgenautorität? G. M.

*

Das entstellte Antlitz des Kaisers

Daß das Regierungsjubiläum des Kaisers allerhand patriotische Geschäftsleute ans Licht locken würde, war zu erwarten, und daß es bei ihren beflissenen Huldigungen nicht ohne barbarische Geschmacklosigkeiten abgehen würde, stand ebenfalls fest. Der moderne Ästhetiker ist in dem Punkt so abgehärtet, daß er nicht leicht zu erschrecken ist. Nichtsdestoweniger bekennen wir, einen heftigen Schreck bekommen zu haben, als uns ein Erzeugnis der patriotischen Kunst vorgelegt wurde, das in der freien Republik Hamburg entstanden ist. —

Es handelt sich um eine Ansichtspostkarte, die der dynastischen Verehrung des Fabrikanten Ausdruck geben und nebenher durch „Originalität" ein Geschäft machen soll.

Und originell ist sie in der Tat. —

In das Gesicht des Kaisers, das die Karte darstellt, sind die historischen Ereignisse seiner Regierungszeit mit mikroskopischen Strichen hineingezeichnet. Man bekommt für zehn Pfennige sowohl den Herrscher wie eine ihm ins Gesicht geritzte biographische Übersicht seiner Regierungszeit. Daß der Kopf des Kaisers in widerwärtig banaler Weise gezeichnet ist, kann dagegen unmöglich etwas verschlagen.

In die Stirnhaare des Kaisers ist eine Parade hineingezeichnet, in die Haare der linken Kopfseite die Taufe des Ozeandampfers „Wilhelm der Große", in die Lippen- und Schnurrbartpartie die Übernahme von Helgoland; im Ohr trägt der Kaiser die Jacht „Hohenzollern" usw.

Daß das Gesicht des Herrschers auf diese Weise wie ein tätowiertes Wildengesicht aussieht, ist bereits schlimm genug. Schlimmer aber ist es noch, daß die hineingekritzelten Bildchen dem unbewaffneten Auge wie häßliche Krankheitssymptome erscheinen.

Das Haar des Kaisers sieht aus, als wenn es von irgendeiner unangenehmen Krankheit heimgesucht wäre; die Oberlippe scheint von kleinen Geschwüren zerfressen zu sein; im linken Unterkiefer vermutet man ein bösartiges Geschwür usw. Daß es sich um hineingezeichnete Bildchen handelt, sieht man natürlich erst, wenn man von der Lupe Gebrauch macht.

Da nun aber die Menschen nicht mit einer Lupe herumlaufen, präsentiert sich das Bild

des Kaisers in den Fenstern der „Kunstläden“ teils als ein tätowiertes und teils als ein krankes Gesicht.

Im Deutschland von 1913 nennt man das eine „Huldigung“.

*

Mangelnde Zurechnungsfähigkeit

Im März geschah der große Berliner Juwelenraub, den zwei dieser typischen „Kavaliere“ mit den schwindelhaften Adels- und Offizierstiteln im Verein mit entsprechender Weiblichkeit an einer mit unsinnig viel Schmucksachen reisenden russischen Dame, Frau v. S., begingen. Aus der Beute kaufte u. a. der mehrfach vorbestrafte Juwelenhändler Jakob Mendelsohn „nach längerem Hin und Her“ zwei Ohrringe im Wert von 30 000 Mark für ein Fünftel davon, für 6000 Mark.

Vor Gericht konnte sich einer der feinen Gauner, was man ja heute von ihnen erwartet, als „degenerierter Psychopath“ — klingt ordentlich vornehm! — ausweisen. Belege dafür waren sein periodischer planloser Reisetrieb und „die ganz besondere Rolle, die in seinem Leben die Frau gespielt hat“, gemeint sind die Kokotten. Soweit ist ja nichts hervorzuheben. Aber daß auch zur Begutachtung des Geisteszustandes, worin sich der strafenreiche Herr Mendelsohn befand, als er mit längerem Hin und Her die zwei kostbaren Ohrringe für ein billiges an sich brachte, ein Medizinalrat bestellt war, das wirkt noch bei der Verbrauchtheit des Motivs als tadellose Humoreske. Ed. H.

Rheinbaben und Goethe

Als Erich Schmidt gestorben war, wollten die Herren von der Goethegesellschaft sich nicht wieder einen Präsidenten „aus der Züchtung des inneren Dienstes“ küren. Also nicht wieder einen Germanisten, überhaupt keinen Gelehrten, sondern einen Staatsmann. Man dachte zunächst an den Fürsten Bülow, man dachte auch an den Grafen Posadowsky, und es ist kein Zweifel: beide hätten an diesem Platz Figur gemacht. Als aber der Tag der Wahl herangekommen war, wählte man den Oberpräsidenten bei Rheine, Kreuzwendedich von Rheinbaben. Wer diesen typischen Kriegervereinsredner einmal hat sprechen hören, weiß, daß von seiner selbstzufriedenen Diesseitigkeit, für die es Probleme niemals gab, keine Brücke zu Goethe herüberführt. Nur in einem — vom Standpunkt der Goethegesellschaft sollte man meinen: in einer Nebensächlichkeit — ist er den beiden anderen weit voraus: ihm strahlt noch voll die kaiserliche Gnadensonne. Charaktere, diese deutschen Goethefreunde. Helden.! R. B.

*

Man spricht Deutsch

Im Bayerischen Viertel in Berlin, das schon äußerlich die Talmikultur des Haberlandschen Baustils zum Ausdruck bringt, hat sich vor kurzem ein „Modesalon“ aufgetan — pardon — etabliert. „Modes de Paris“ steht am Schaufenster und darunter: „Man spricht Deutsch“.

Wie unfein das klingt. Ein Mensch von Geschmack sollte doch wissen, daß es heißen müßte: „On parle allemand“. L. H.

Zur gefl. Beachtung!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Türmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher **in ihrem eigenen Interesse** freundlich und bringend ersucht, sämtliche Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Türmers Bezug nehmen, entweder **„an den Herausgeber“** oder **„an die Redaktion des Türmers“** (beide **Berlin-Schöneberg, Bozener Straße** 8) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Dorfkirmess C. Jacquet

Mädchen, Milch eingiessend



Vermeer



Die Klöpplerin Vermeer

Mädchen am Spinett



Vermeer

Kunstgebäude in Stuttgart

Photogr. Schaller in Stuttgart

Kunstgebäude in Stuttgart

Photogr. Schaller in Stuttgart





XV. Jahrg. Juli 1913 Heft 10

Zwei Klavierstücke

von

Edmund Schröder

I
IM WALDE
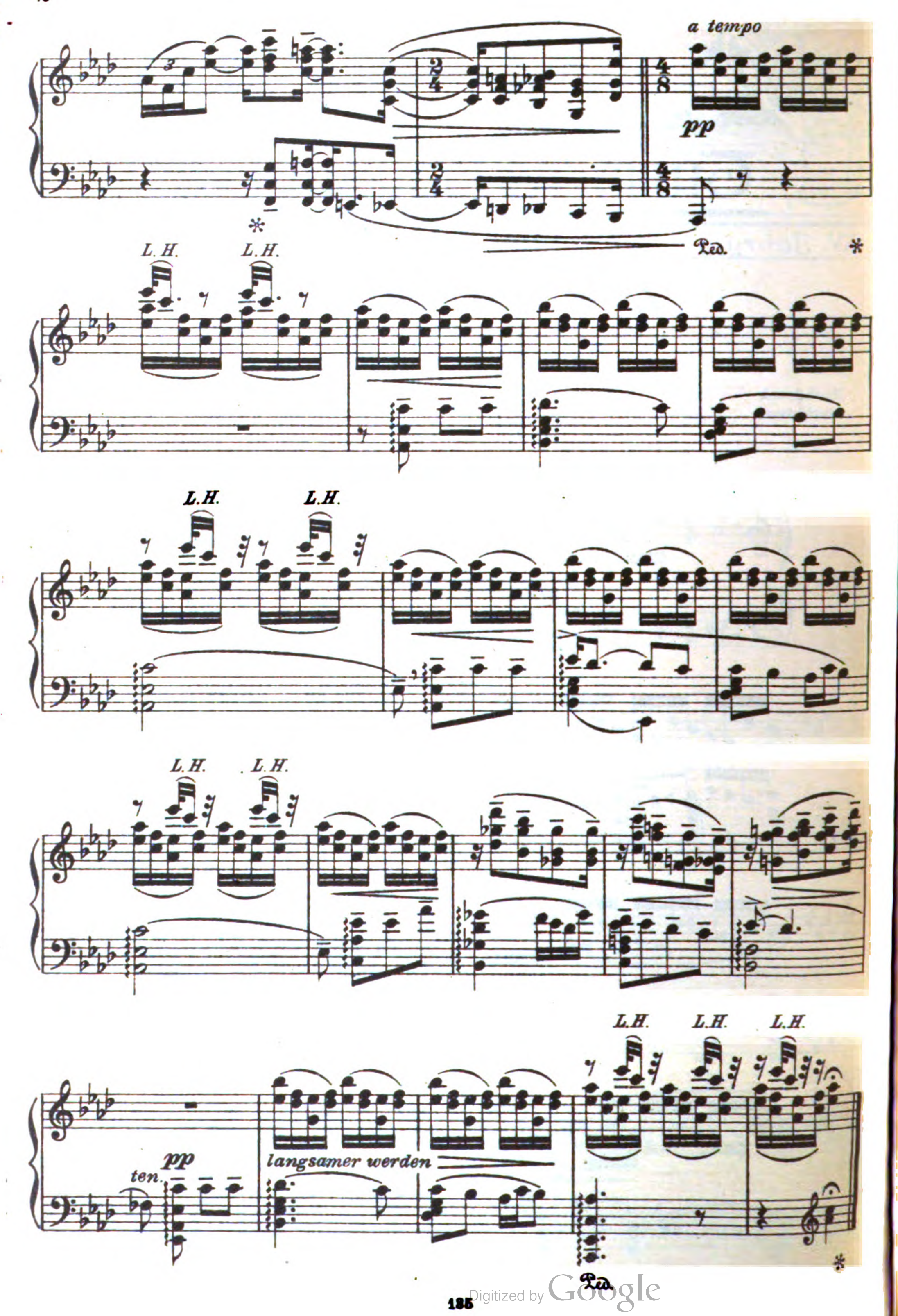
Äußerst ruhige Bewegung

PIANO

pp *p*

p *poco a poco rit.*
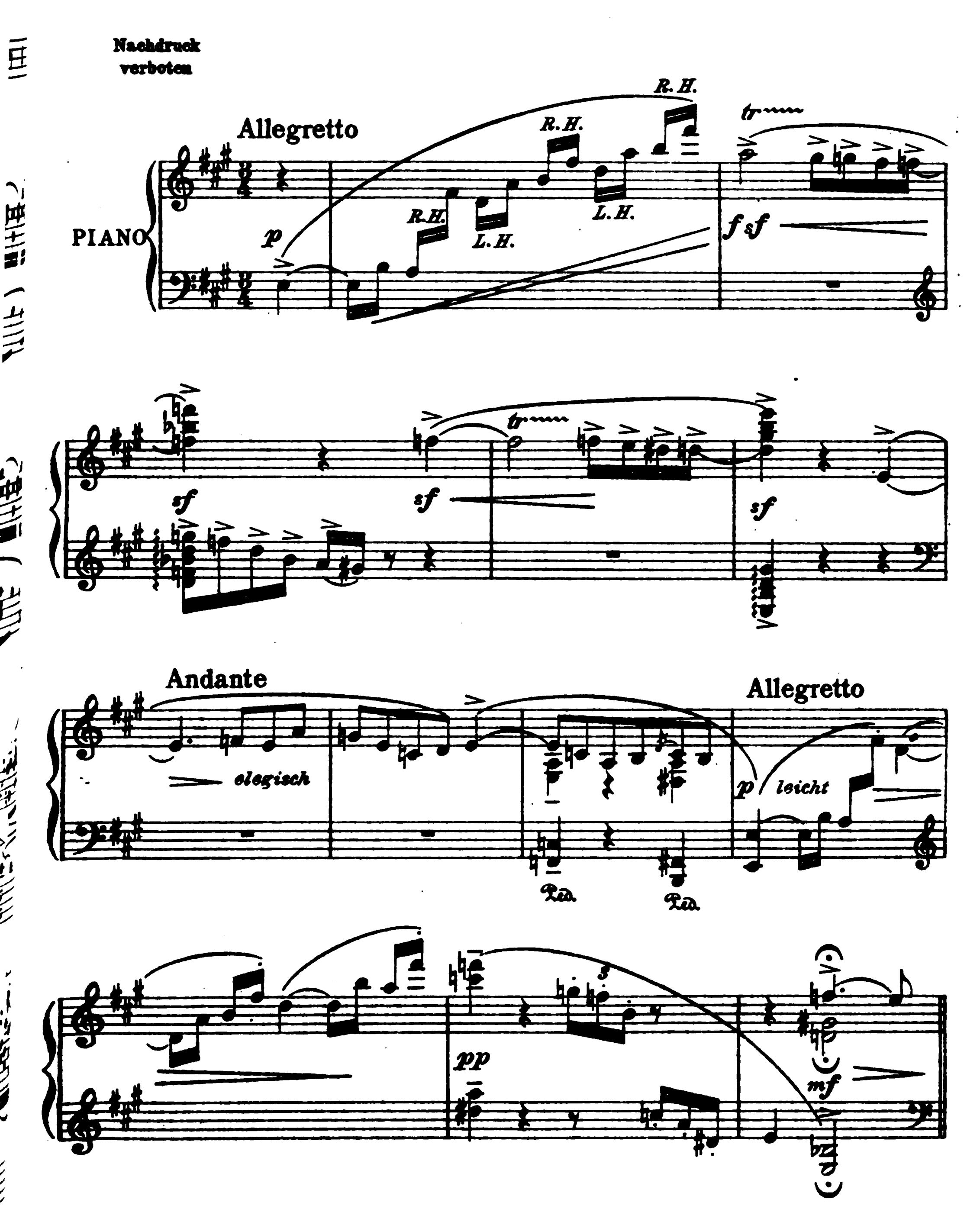
Ped.



a tempo
pp
Ped.
L.H.
L.H.
L.H.
L.H.
L.H.
L.H.
ten.
pp
langsamer werden
L.H.
L.H.
L.H.
Ped.

II.

SERENATA



Allegretto
R.H.
R.H.
R.H.
L.H.
L.H.
PIANO
p
tr
f sf
sf
sf
sf
Andante
elegisch
Allegretto
p
leicht
pp
mf

p

sempre Ped.

sehr gesanglich vorzutragen

mf

più rit.

a tempo



p

pp

Fine

Allegro moderato

f
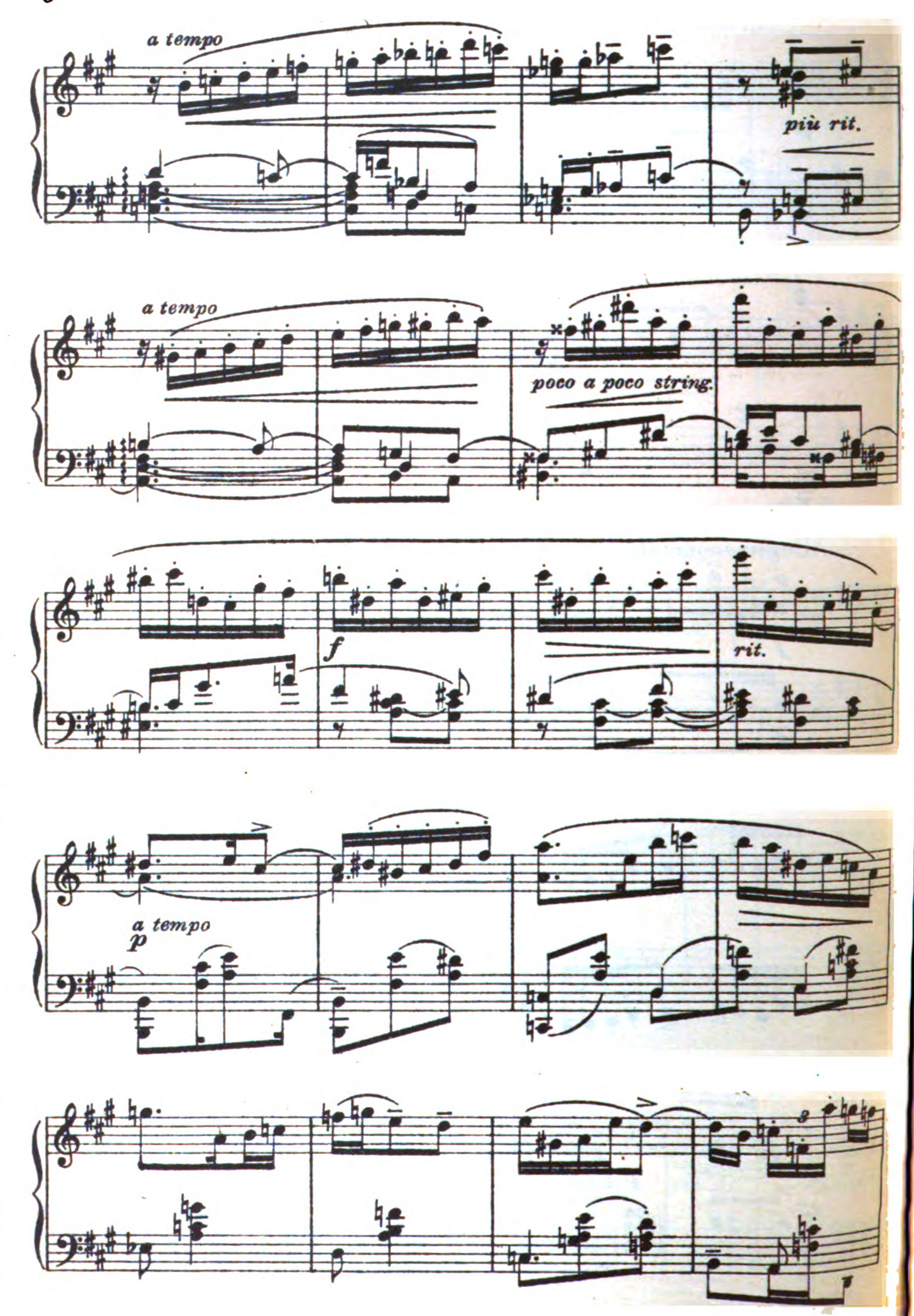
breiter werden

più rit.
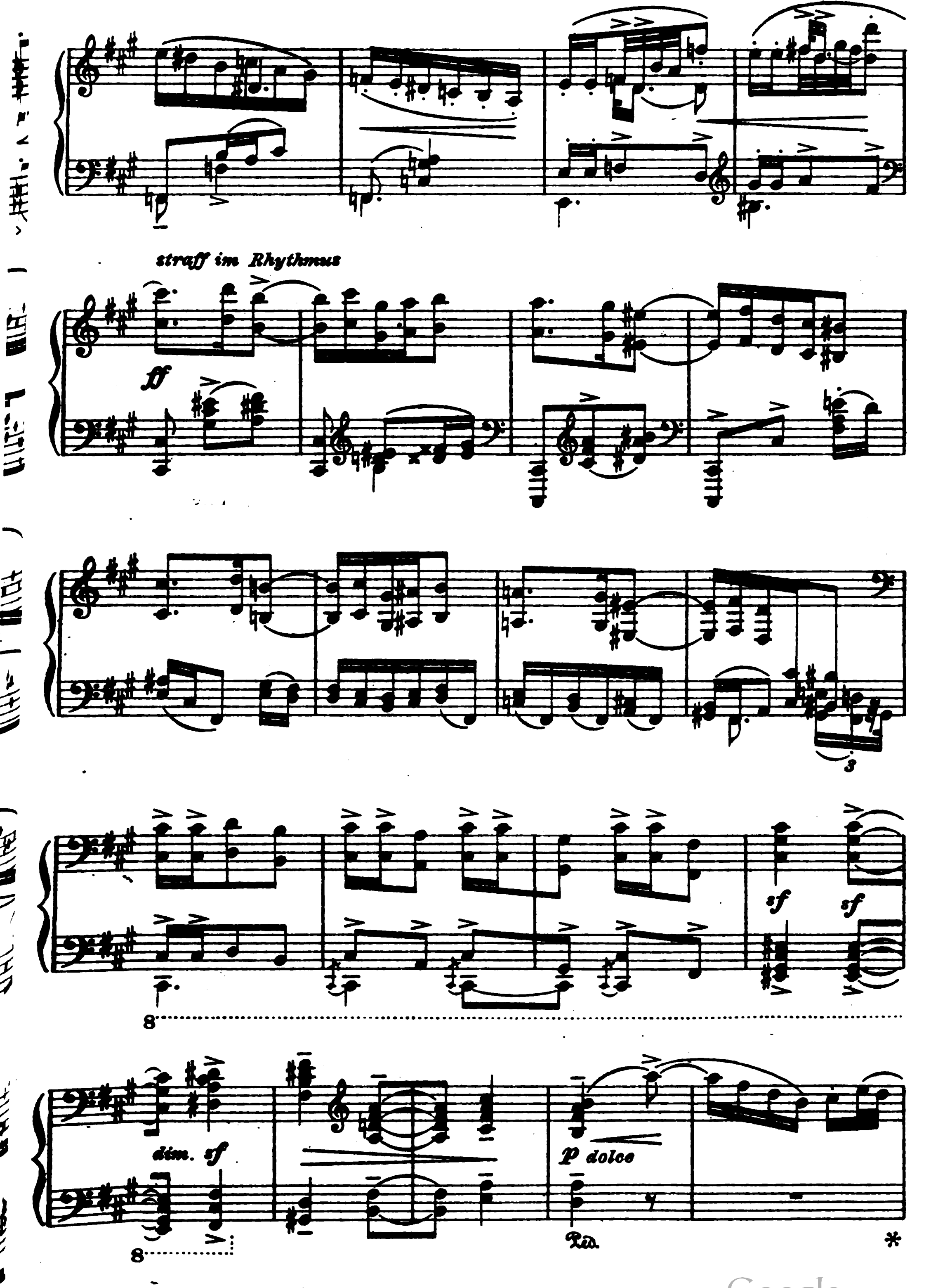
a tempo

p dolce

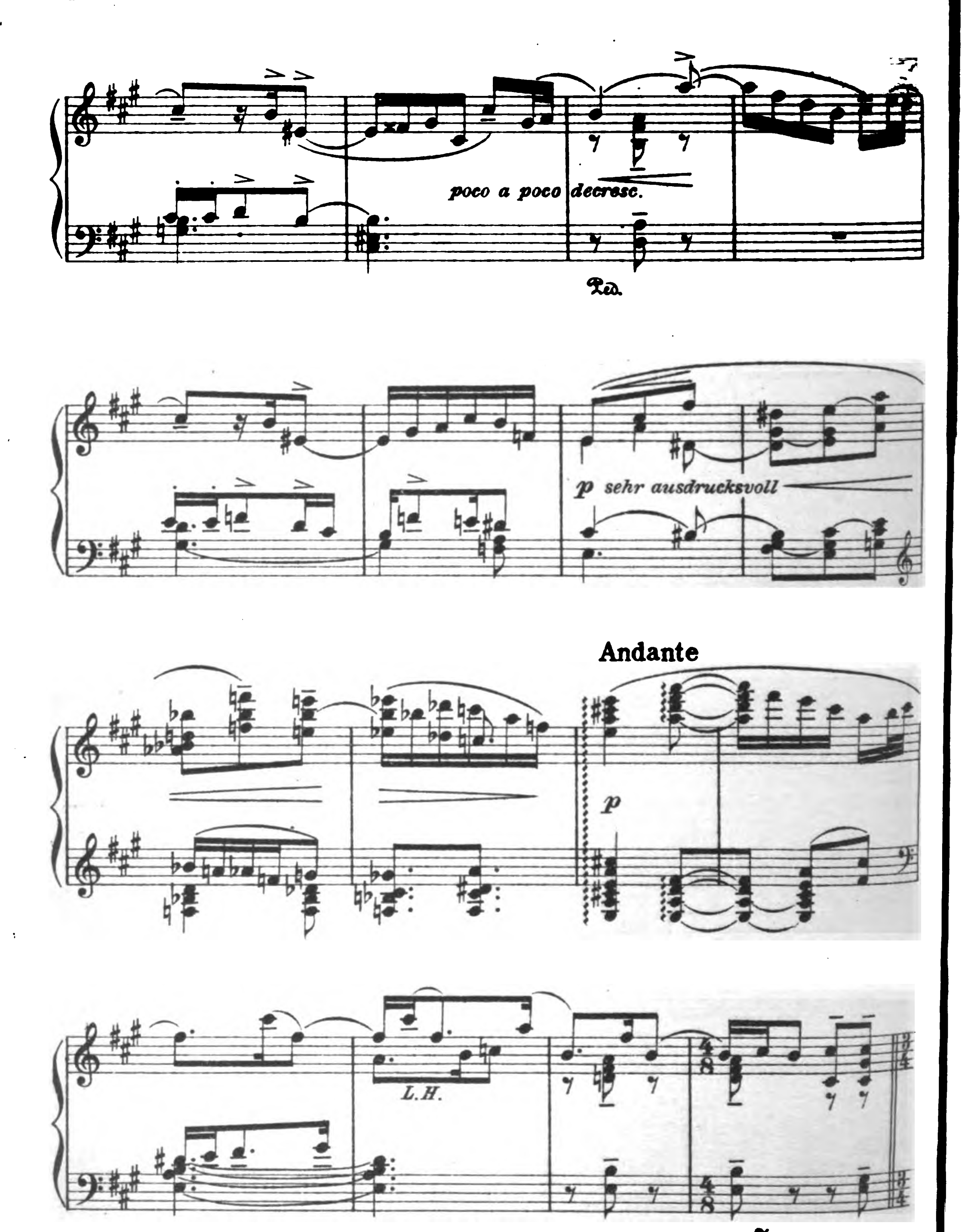
p più rit.



a tempo
più rit.
a tempo
poco a poco string.
f
rit.
a tempo
p



straff im Rhythmus
ff
sf
sf
dim. sf
p dolce


poco a poco decresc.
Ped.
p sehr ausdrucksvoll
Andante
p
L.H.
D.S. 𝄋 al Fine



Sommernachmittag  Rob. Haag



XV. Jahrg. | August 1913 | Heft 11

Das Schwinden der Romantik

Von Karl Wilhelm Schmidt

Nach einem unwandelbaren Naturgesetz erscheint uns das, was wir durch das Medium einer längeren Zwischenzeit anschauen, auch wenn es nicht immer bedeutend und köstlich war, in einem idealen Lichte. Nicht nur Selbsterlebtes wird durch die Erinnerung verklärt und gehoben, so daß es uns eine allerdings mit Wehmut verknüpfte Wiederholung des einstigen Genusses gewährt, sondern auch eine abseits unserer eigenen Erfahrungen liegende, bloß geistig aufgenommene bedeutungsvolle Vergangenheit kann, wenn wir uns liebevoll in sie versenken, für uns die Quelle eines reinen Genusses werden. Auf dieser Tatsache beruht das sogenannte Romantische.

Es gibt kaum ein wunderlicheres Wort. Undeutschen Ursprungs und ursprünglich gerade einen Gegensatz zu dem, was echt deutsch ist, bezeichnend, hat es sich in der deutschen Geschichte und Literatur sowie im deutschen Volksleben nicht nur das Bürgerrecht erworben, sondern ist gerade in Deutschland ein [illegible] mächtiges Schlagwort geworden. Man spricht von einer romantischen Zeit, von romantischer Poesie, man überträgt es auch auf die verschiedensten Dinge. Man schwelgt in romantischen Gefühlen, Stimmungen und Erinnerungen, man erzählt von romantischen Abenteuern, beim Anblick einer reizenden Landschaft ruft man entzückt aus: „Wie romantisch!“ Bisweilen gibt man den Worten auch einen spöttischen Beigeschmack. So nennt Carlos in Goethes „Clavigo“ den Beaumarchais einen „roman-

Sommernachmittag

Rob. Haag



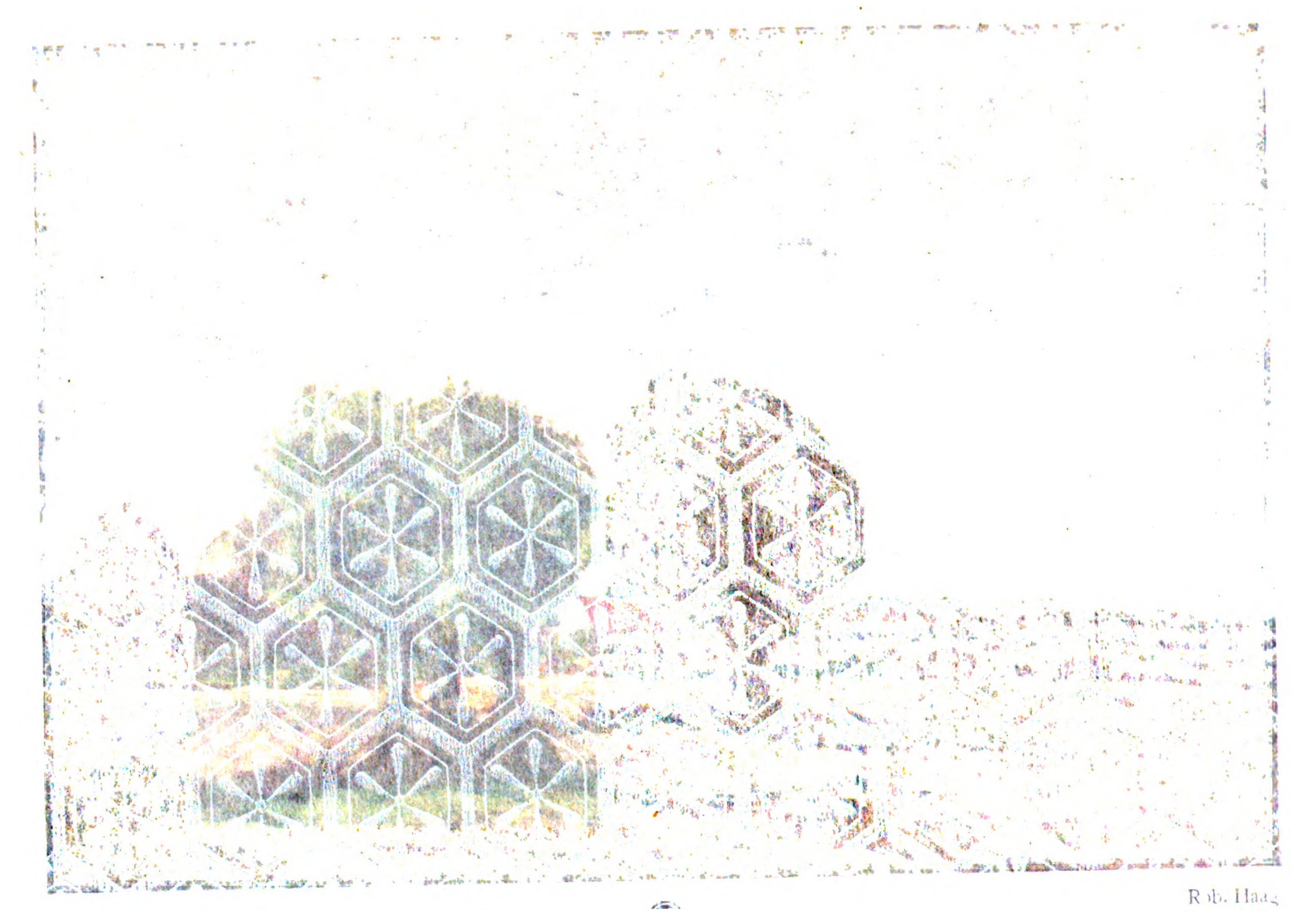
XV. Jahrg. August 1913 Heft 11

Das Schwinden der Romantik

Von Karl Wilhelm Schmidt

Nach einem unwandelbaren Naturgesetz erscheint uns das, was wir durch das Medium einer längeren Zwischenzeit anschauen, auch wenn es nicht immer bedeutend und köstlich war, in einem idealen Lichte. Nicht nur Selbsterlebtes wird durch die Erinnerung verklärt und gehoben, so daß es uns eine allerdings mit Wehmut verknüpfte Wiederholung des einstigen Genusses gewährt, sondern auch eine abseits unserer eigenen Erfahrungen liegende, bloß geistig aufgenommene bedeutungsvolle Vergangenheit kann, wenn wir uns liebevoll in sie versenken, für uns die Quelle eines reinen Genusses werden. Auf dieser Tatsache beruht das sogenannte Romantische.

Es gibt kaum ein wunderlicheres Wort. Undeutschen Ursprungs und ursprünglich gerade einen Gegensatz zu dem, was echt deutsch ist, bezeichnend, hat es sich in der deutschen Geschichte und Literatur sowie im deutschen Volksleben nicht nur das Bürgerrecht erworben, sondern ist gerade in Deutschland ein vielgebrauchtes Schlagwort geworden. Man spricht von einer romantischen Zeit, von romantischer Poesie, man überträgt es auch auf die verschiedensten Dinge. Man schwelgt in romantischen Gefühlen, Stimmungen und Erinnerungen, man erzählt von romantischen Abenteuren, beim Anblick einer reizenden Landschaft ruft man entzückt aus: „Wie romantisch!“ Bisweilen gibt man den Worten auch einen spöttischen Beigeschmack. So nennt Carlos in Goethes „Clavigo“ den Beaumarchais einen „roman-



Rob. Haag



XV. Jahrg. August 1913 Heft 11

Das Schwinden der Romantik

Von Karl Wilhelm Schmidt

Nach einem unwandelbaren Naturgesetz erscheint uns das, was wir durch das Medium einer längeren Zwischenzeit anschauen, auch wenn es nicht immer bedeutend und köstlich war, in einem idealen Lichte. Nicht nur Selbsterlebtes wird durch die Erinnerung verklärt und gehoben, so daß es uns eine allerdings mit Wehmut verknüpfte Wiederholung des einstigen Genusses gewährt, sondern auch eine abseits unserer eigenen Erfahrungen liegende, bloß geistig aufgenommene bedeutungsvolle Vergangenheit kann, wenn wir uns liebevoll in sie versenken, für uns die Quelle eines reinen Genusses werden. Auf dieser Tatsache beruht das sogenannte Romantische.

Es gibt kaum ein wunderlicheres Wort. Undeutschen Ursprungs und ursprünglich gerade einen Gegensatz zu dem, was echt deutsch ist, bezeichnend, hat es sich in der deutschen Geschichte und Literatur sowie im deutschen Volksleben nicht nur das Bürgerrecht erworben, sondern ist gerade in Deutschland ein vielgebrauchtes Schlagwort geworden. Man spricht von einer romantischen Zeit, von romantischer Poesie, man überträgt es auch auf die verschiedensten Dinge. Man schwelgt in romantischen Gefühlen, Stimmungen und Erinnerungen, man erzählt von romantischen Abenteuern, beim Anblick einer reizenden Landschaft ruft man entzückt aus: „Wie romantisch!“ Bisweilen gibt man den Worten auch einen spöttischen Beigeschmack. So nennt Carlos in Goethes „Clavigo“ den Beaumarchais einen „roman-

tischen Fratzen", und Uhland spricht sogar bildlich von „romantischen Menschenfressern". Im allgemeinen jedoch ist es ein Wort von gutem Klang; es liegt etwas Anheimelndes, Phantasie und Empfindung lebhaft Erregendes darin. Welche Rolle das Romantische in der Geschichte und Literatur gespielt hat, davon soll hier nicht die Rede sein; wir haben es hier nur mit der Frage zu tun, wie sich das Romantische zum Leben der Gegenwart verhält.

Goethe gibt in den „Wahlverwandtschaften" von dem vielfach mißverstandenen Worte die zweifellos richtige Erklärung, wenn er sagt: „Das sogenannte Romantische ist ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit oder, was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit." Das Romantische knüpft hiernach, wie auch schon oben angedeutet wurde, stets an ein Entschwundenes an, zum mindesten gehört zu seinem Begriff der Gegensatz zum Wirklichen. So wird man also eine malerische Gegend erst dann romantisch nennen dürfen, wenn ihr Anblick die Phantasie in eine als schön und groß gedachte und empfundene Vergangenheit versetzt und damit über das wirklich Angeschaute einen verklärenden Schimmer verbreitet, der die Seele mit einem unbestimmten Ahnen und Sehnen nach einem Vollkommenen, Unerreichbaren erfüllt und so in uns eine aus Freude und Wehmut sonderbar gemischte Stimmung hervorruft. Diese Stimmung, in der wir uns selbstvergessen über Zeit und Raum erheben und einem schmeichlerischen Traum überlassen, wird sich aber nur dann in voller Stärke und Reinheit einfinden, wenn keine äußeren Störungen und Ablenkungen den freien Aufflug der Seele hemmen. Im Gewühl der Welt kann der Mensch nicht romantisch fühlen. Nicht an großen verkehrsreichen Städten, nicht an modernen Prunkpalästen, auch nicht an nach den Regeln der Kunst geschmückten Ziergärten haftet die Romantik, sondern in halbverfallenen Häusern, in alten, einsam gelegenen Schlössern und Burgruinen, wo jeder Raum, jede Säule, jeder Stein uns geheimnisvoll anweht, sodann auch in Landschaften, wo uns die unverfälschte Natur in ihrer wilden Erhabenheit und Schönheit entgegentritt, kurz überall da, wo das Wohlgefallen, das das Auge empfindet, die innerste Seele andachtsvoll und ahnungsvoll mit ergreift, ist die wahre Heimat der Romantik.

Je mächtiger der Strom des heutigen lebhaft pulsierenden Lebens dahinbraust, desto mehr wird das Gefühl der Romantik von seinen Wellen verschlungen. Unsere nüchterne, dem Gemütsleben abgekehrte Zeit mit ihrer Ruhelosigkeit, ihrem Hasten und Jagen nach materiellen Gütern und Genüssen, mit ihren gesteigerten Anforderungen an angestrengte, rastlose, aufreibende Tätigkeit steht dem Romantischen fremd gegenüber. Jeder Fortschritt in der Technik und im Verkehrswesen ist ein Rückschritt in der Romantik. Der eherne Schritt der Zeit reißt den einzelnen mit fort und drängt zu festem Anklammern an die kalte Wirklichkeit. Der Schimmer der Romantik verblaßt vor dem hellen Licht des siegreich fortstürmenden Lebens, das überall seinen Anspruch an Alleinherrschaft geltend macht.

Schwindet nicht die Romantik selbst aus den Bergen, wo sie doch naturgemäß ein unbestrittenes Heimatsrecht hat? Kaum gibt es noch wenigstens bei uns in Deutschland ein Gebirge, das nicht in der guten Jahreszeit derartig von



einem Gewühl oft recht lärmender, rücksichtsloser Touristen überflutet wäre, daß für den anspruchslosen, gemütvollen Wanderer kaum noch ein Platz übrigbleibt, wo er sich dem ungestörten Naturgenuß überlassen kann. Der schrille Pfiff der Dampflokomotive dringt mißtönend in das fernste Bergtal, und der vollbesetzte Eisenbahnzug steigt rasselnd und schnaubend selbst in die Abgeschiedenheit gewaltiger Bergriesen empor. Wo bleibt da die vielgepriesene Romantik der Bergwanderung? Ist es doch kein Wunder, wenn auch für die Poesie der Fußreise das Verständnis mehr und mehr schwindet. Wozu soll man sich den mit dem Erklimmen steiler Berge verknüpften Anstrengungen unterziehen, wenn man durch das Dampfroß so mühelos und billig dem ersehnten Ziele zugeführt werden kann? Die Hauptsache ist ja doch, daß man oben gewesen ist und sich dessen rühmen kann. Früher war das anders; da rühmte man sich gerade der Kraftanstrengungen und Entbehrungen, die man freiwillig bei Gebirgswanderungen auf sich genommen hatte. (An solchen, die des Rühmens halber die schwersten Anstrengungen auf sich nehmen, fehlt es in unserer Zeit der Bergfexe ja auch nicht. Andererseits bewährt sich aber doch gerade im Hochgebirge noch heute ein eifriger und gesunder Wandertrieb. Dagegen hat der Verfasser zweifellos darin recht, daß das Wandern dort fast ganz aufgehört hat, wo keine starken Natur-„Sensationen" locken. D. Red.) Früher gab es noch Männer, die es sich zum Grundsatz gemacht hatten, die deutschen Gaue vom Rhein bis zum Memel unter Verzichtleistung auf jede, auch die ungesucht sich darbietende Fahrgelegenheit rüstig und frohgemut zu durchwandern. Sie wußten wohl, welche reinen Genüsse für Geist und Gemüt sie sich durch diese Manneskraft und Manneswürde kennzeichnende Art des Reisens sicherten. Das heutige verwöhnte und verzärtelte Geschlecht denkt darüber anders, und selbst bei unserer Jugend ist die Wanderlust stark in Abnahme gekommen. Auch der wandernde Handwerksbursche, an dem noch ein Stück Romantik haftete, ist in unseren Tagen eine seltene Erscheinung geworden.

Auf den Niedergang der Romantik hat aber ganz besonders der großartige Aufschwung des Verkehrswesens hingewirkt. Wer sich zu längerer Reise dem Schnellzug anvertraut, gewinnt von der Landschaft, durch die er in rasender Eile und bei betäubendem, nervenerschütterndem Geräusch geführt wird, nur flüchtige, allzu schnell wechselnde Eindrücke, die den Geist eher zerstreuen und abstumpfen als nachhaltig befriedigen, das Gemütsleben aber leer ausgehen lassen. Wie ganz anders war das sonst bei der Fahrt mit der guten alten Postkutsche! Ihre gemächliche Fortbewegung gestattete den Insassen eine ruhige, nachdenkliche Betrachtung der Umgebung, ließ der Phantasie freien Spielraum und gab Gelegenheit und Anreiz, auch dem Kleinen und Unbedeutenden gemütvoll einen gewissen Reiz abzugewinnen. Da war nichts Verschwommenes, Überhastetes; lauter klare, gerundete Bilder, die die Seele friedlich stimmten und für weiche Eindrücke empfänglich machten. Erreichte dann das Gefährt einen besonders schönen Punkt, vielleicht eine Anhöhe mit einem stillen See in der Tiefe und einer alten Burgruine an dessen gegenüberliegendem Ufer, dann pflegte wohl der wackere Rosselenker haltzumachen und zum Ergötzen der Reisenden seinem Horn helle, herzerquickende Töne zu entlocken, die in der Ferne ein weiches, süßes, langsam dahinschmelzendes Echo hervor-

riefen. Mit dieser vielgerühmten Postkutschenromantik, die uns unter anderen Lenau in seinem „Postillion“ in so lieblichen und elegischen Tönen vor Augen führt, ist es nun bei uns vorbei, nachdem auch im Oberpostdirektionsbezirk Berlin kürzlich die letzte fahrende Post ihre letzte Fahrt getan hat.

Man braucht nicht zu den blinden Bewunderern der sogenannten guten alten Zeit zu gehören, man kann sich aufrichtig der staunenswerten Errungenschaften freuen, die der rastlos fortschreitende Zeitgeist auf allen Gebieten des Lebens hervorgerufen hat, man kann aber trotzdem in dem allzu ungestüm vorwärts drängenden Treiben der Gegenwart einen Ruhepunkt suchen durch pietätvolles, gemütvolles Sichversenken in das, was aus der Vorzeit ehrwürdig und herzerquickend in die Gegenwart hineinragt. Neben der strengen objektiven Forschung, die die Vergangenheit auf ihren wahren Wert abzuschätzen sucht, hat auch die romantische Anschauung der Vorzeit, die sich mit einem freundlichen Schein begnügt, ihre Berechtigung. Insbesondere aber haben Vorstellungen von dem einstigen Glanze des Mittelalters, das ja im eigentlichen Sinne das romantische Zeitalter genannt wird, über unsere Seele eine bezaubernde Gewalt. So versetzt uns der Anblick einer malerisch gelegenen Burgruine in einen süßen Traum von einstiger Pracht und Herrlichkeit, von rauschenden Festen, von kühnen ritterlichen Taten, deren Schauplatz das alte Gemäuer einst gewesen sein mag. Wir vergessen dann, daß das Mittelalter auch seine großen Schattenseiten hatte. Hat man es doch oft fast gleichbedeutend mit finsterem Aberglauben, Geistesknechtung und Rechtlosigkeit angesehen. Welcher gute Deutsche würde wohl nicht erschrecken vor dem Gedanken an die Möglichkeit des Wiederauftretens jener mittelalterlich-romantischen Politik, nach welcher Papst und Kaiser die Welt gemeinsam regierten, aber der Papst das glänzendere Gestirn war und die Kaiserkrone als päpstliches Lehen galt? Die heutige Machtstellung der katholischen Kirche beruht zu nicht geringem Teile auf ihrem den Charakter mittelalterlicher Romantik streng wahrenden feierlichen, Phantasie und Sinne mächtig erregenden mystisch-symbolischen Gottesdienst, dessen berückendem Einfluß auch die Dichter der romantischen Schule unterlagen.

Wie sich mittelalterlich-romantische Einrichtungen bis heute erhalten konnten, davon liefert uns auch der Zweikampf als Mittel zur Austragung persönlicher Ehrenhändel ein bedeutsames Beispiel. Einst ein wesentliches, aus dem Fehderecht sich ergebendes, durchaus gesetzliches und selbst von der Kirche gebilligtes Vorrecht des Ritterstandes, indem der Aberglaube darin ein Gottesurteil und in seiner Entscheidung die Stimme des Rechtes erblickte, hat der Zweikampf in dem modernen Rechtsstaat seine gesetzliche und religiöse Basis verloren, und die Erfahrung beweist ja auch oft genug, daß bei diesen blutigen Händeln das Recht keineswegs triumphiert. Dennoch hat dieser überlebte Gebrauch, obwohl er unter Strafe gestellt ist und vom Standpunkt der Moral und Vernunft entschieden verurteilt wird, in der heutigen vornehmen Gesellschaft hartnäckig seinen Platz behauptet infolge des schwer zu bekämpfenden Vorurteils, daß dieses Mittel persönlicher Selbsthilfe ein unveräußerlicher Ausfluß vornehm-ritterlicher Gesinnung sei. Es ist ein Erbteil aus der

romantischen Vorzeit, das noch immer auf seinen einstigen, jetzt längst verlorenen Wert eingeschätzt wird.

Indessen liegt es uns fern, auf die Schattenseiten der mittelalterlichen Romantik oder deren schädliche, noch in einzelnen trüben Erscheinungen der Jetztzeit sichtbare Nachwirkungen näher einzugehen. Die romantische Weltanschauung haftet nur an den Lichtseiten mittelalterlich-romantischen Lebens und Geistes. War doch das Mittelalter zugleich die Zeit des Minnesanges und der zartsinnigsten Naturbetrachtung, wo schlichter, frommer Glaube sich mit echter, gesunder Lebensfreude paarte, wo das Rittertum in sonnenhellem Glanze strahlte und ritterliche Gesinnung sich in unentwegter Vasallentreue, in fleckenloser Wahrung ritterlicher Ehre und Tugend, in hingebender Verehrung für die Frauen bewährte, wo die Poesie tief in das Leben eindrang und allen seinen Erscheinungen und Betätigungen einen reizvollen Schimmer verlieh. Wo ist die Glaubensinnigkeit und schlichte Frömmigkeit geblieben, die damals alle Schichten der Bevölkerung lebendig durchdrang? An ihrer Stelle sehen wir heutzutage vielfach Indifferentismus, Pharisäertum, äußerliche Kirchlichkeit und einen unwürdigen Aberglauben, dessen Zerrbilder religiösen Empfindens der die Menschenbrust ahnungsvoll beherrschende Drang zum Übersinnlichen heraufbeschwört.

Allerdings ist mit dem Schwinden des Rittertums die ritterliche Gesinnung nicht aus der Welt geschieden. Ein großer Teil der Gebildeten bekennt sich noch heute aufrichtig zu ihr, und namentlich für unser wackeres Offizierkorps bildet sie einen kostbaren, unveräußerlichen Schmuck. Noch immer betätigt sie sich in treuer Anhänglichkeit an das Fürstenhaus, in fleckenloser Wahrung der Mannes- und Standesehre, in opferfreudiger Bewährung von Heldenmut und Todesverachtung während der Schlacht, in ehrerbietigem Verhalten gegen gesittete Frauen. In diesem Sinne hat man ja auch unsern Bismarck als ein Muster ritterlich-romantischer Denk- und Empfindungsweise gerühmt. Aber freilich erleidet jener echt ritterliche Zug hingebender Diensttreue gegen den Landesherrn, wie sie namentlich Offiziere, Adel und Beamtentum als eine natürliche Pflicht empfinden müssen, eine starke Entwertung, wenn sie nicht aus reiner Anerkennung des geschichtlich begründeten Autoritätsverhältnisses und persönlicher Hochschätzung, sondern der Rücksicht auf äußere Vorteile entspringt und mit unmännlicher Lobhudelei und unwürdiger Verzichtleistung auf alle Selbständigkeit gegenüber dem Willen und Machtwort des Fürsten sich verbindet, eine betrübende Erscheinung, die heutzutage sich in recht unerfreulicher Weise geltend macht.

Der gewaltige Umschwung, den das Kriegswesen namentlich durch die Vervollkommnung der Waffen erfahren hat, läßt auch aus der modernen Schlacht die Romantik mehr und mehr schwinden. Zur Zeit der Blüte des Ritterwesens löste sich die Schlacht großenteils in eine Reihe von Einzelkämpfen auf, wo Mann gegen Mann, Faust gegen Faust gestritten wurde, wo der Kämpfer seinen Gegner deutlich vor Augen sah und die Wunde, die er schlug oder empfing, nicht vom blinden Ungefähr abhing, wo in Bewährung von Mut, physischer Kraft, Besonnenheit und Geschicklichkeit in der Führung der Waffen an den einzelnen die höchsten

Anforderungen gestellt wurden und die Überlegenheit hierin allein den Sieg sicherte, während in der modernen Schlacht Masse gegen Masse steht, der Nahkampf fast vollständig dem Fernkampfe weicht und eine tückische Kugel auch den Tapfersten wehrlos dahinraffen kann. Was einst gleichsam ein frischer, fröhlicher, bunt durcheinanderwogender, auf einem verhältnismäßig kleinen Raum sich abspielender Waffentanz war, ist zu einem streng geregelten Ringen von intelligenten Kräften geleiteter, weit auseinandergezogener Truppenkörper geworden, bei welchem weniger die Tapferkeit der einzelnen Krieger als die strategische und taktische Überlegenheit der Führer den Ausschlag gibt. Die moderne Schlacht läßt für den einzelnen Streiter die Gelegenheit, sich in kühnen, ritterlichen Taten hervorzutun, zurücktreten, und das moderne Schlachtbild hat seinen malerischen Charakter verloren. Die Zukunftsschlacht vollends, wie wir sie uns vorzustellen haben, mit ihrem gewaltigen Aufgebot meilenweit verteilter Heermassen, ihren furchtbaren Blutopfern, ihrem sinnverwirrenden Getöse wird ein grausiges Schauspiel bieten, in welchem man Anklänge an die einstige Schlachtenromantik umsonst suchen würde.

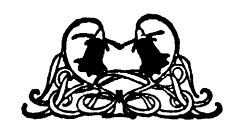
Auch der Frauenkultus, diese edelste Bewährung ritterlicher Gesinnung, hat von seinem einstigen romantischen Gepräge viel verloren. Die Zeit der Blüte des Minnesanges sah unter dem Einfluß der mystischen Marienverehrung und unter der Fortentwicklung altgermanischer Vorstellungen in der Frau ein ideales Wesen, dem eine aus religiöser Scheu und zartsinniger Verehrung seltsam gemischte Huldigung entgegengebracht wurde, und die Frauenliebe bewahrte längere Zeit hindurch wenigstens in der Poesie einen keuschen, zurückhaltenden, bei stillem Sehnen und Suchen sich bescheidenden Charakter. Ritterliche Ehre und Sitte forderten nicht nur den Schutz der Frau, sondern auch die höchste Achtung vor ihrer Würde und Reinheit. Obwohl nun diese letztere Forderung auch heutzutage als eine selbstverständliche Pflicht des gebildeten Mannes gegenüber der gesitteten Frau angesehen wird, so hat sich doch ein viel freierer Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern gebildet, und jene zarte, scheue, freilich oft auch ins Überschwengliche verstiegene Verehrung des schwachen Geschlechts ist mehr einer als gesellschaftliche Pflicht empfundenen höflichen Dienstbeflissenheit gewichen. Auch in der heutigen Poesie macht sich unter dem Einfluß ausländischer Vorbilder bei uns in Deutschland ein starkes Vorwiegen des erotischen Elements geltend, das dem zarten Liebeswerben des echten Minnesanges völlig fremd war.

Außerdem tritt in dem modernen Frauenleben eine Erscheinung zutage, die in ihren letzten Folgerungen zu einem völligen Umschwunge in dem Verhalten der Geschlechter zueinander führen müßte. Kein Vernünftiger wird die Berechtigung der Frau, ihre soziale Stellung namentlich durch Steigerung ihrer Erwerbsfähigkeit zu heben, in Abrede stellen, aber die maßlose Agitation der Frauenrechtlerei muß als eine schwere, widernatürliche Verirrung entschieden verurteilt werden. Gelänge es den Frauenrechtlerinnen wirklich, ihre überspannten Bestrebungen durchzusetzen, so würde die Frauenwelt, was sie auf der einen Seite gewönne, auf der anderen Seite doppelt und dreifach verlieren. Die Schwäche der Frau ist dem Manne gegenüber ihre Stärke. Die Frauen sollen, wie Schiller sagt, „als treue Töchter der frommen Natur das Zepter der Sitte füh-



ren". Überschreitet die Frau die ihr von der Natur gezogene Grenzlinie, so verliert sie mit dem zarten Duft, den Anmut und Würde, Gemütsreichtum und selbst die angeborene Hilfsbedürftigkeit über ihre Erscheinung verbreiten, auch die Anziehungskraft auf die Männerwelt. Die emanzipierte, männliche Eigenschaften und burschikoses Wesen affektierende, keck und streitbar in das dem Manne vorbehaltene Rechts- und Arbeitsgebiet sich eindrängende Frau kann keinen Anspruch mehr auf ritterliche Huldigung und bevorzugte Behandlung von seiten des starken Geschlechtes erheben, sie fühlt sich ja, sozusagen, Manns genug, sich selbst zu schützen und zu helfen, sie muß sich folgerichtigerweise gegen männliche Höflichkeit und Dienstfertigkeit geradezu abweisend verhalten. Mit dem völligen Siege der Frauenrechtlerei wäre es mit dem Prestige des Weibes vorbei und das Ende des ritterlichen Frauenkultus wäre gekommen. Zum Glück für unser Volksleben ist indessen diese Gefahr gering, da die häßlichen Ausschreitungen der Frauenrechtlerei von der Mehrheit der deutschen Frauenwelt entschieden verurteilt werden.

So ließe sich noch an mancher anderen Erscheinung der Gegenwart zeigen, daß unserer ruhelosen, in praktischen Aufgaben sich erschöpfenden Zeit die Romantik mehr und mehr entschwindet. Soll man diese Tatsache beklagen? Soll man nicht vielmehr die romantische Lebensanschauung als veraltet oder gar schädlich ansehen, insofern von dieser ein lähmender Einfluß auf die in unserer bewegten Zeit so dringend notwendige Tatkraft und Schaffensfreudigkeit zu befürchten ist? Versteht man freilich unter romantischer Auffassung nichts als einen aus gehaltlosen Träumen gewobenen Dämmerungszustand der Seele, ein zielloses, mit Überdruß an dem Bestehenden verknüpftes Sehnen, so ist sie vom Übel. Gilt sie uns aber als eine wirksame Reaktion gegen die Nüchternheit und Unrast des aktuellen Lebens, als die Fähigkeit, die Bilderschrift der unvergänglichen Natur zu lesen und aus dem zerfallenden Menschenwerk freundliche Grüße der Vorzeit entgegenzunehmen, als ein reizvolles Spiel der Phantasie, „das Vergängliche nur als Gleichnis" zu betrachten, als spontaner Drang der Seele, aus dem trüben Dunstkreis der harten Alltäglichkeit in die reine Atmosphäre eines ahnungsvoll erfaßten besseren Seins sich zu erheben, so wird man sich die Empfänglichkeit für romantische Stimmungen nicht rauben lassen, und je weniger Gelegenheit und Anreiz zu diesen die Zeitverhältnisse selbst bieten, desto weniger wird man zögern, wo sich einem ungesucht die Pforte zu dem Zaubergarten der Romantik öffnet, dessen Schwelle zu übertreten, um sich andachtsvoll in seine Märchenwelt zu vertiefen. Es ist nicht zu befürchten, daß man dadurch Schaden an seiner Seele leide. Man wird vielmehr, wenn die Feiertagsstimmung verflogen ist, desto frischer und gekräftigter den festen Boden der realen Welt zu tatkräftiger Mitarbeit an den Aufgaben der Zeit wieder betreten.





Der Einzige

Eine Erzählung von Richard Voß

I.

Im Mittelländischen Meere, nahe bei den wonnigen Gestaden Kampaniens, liegt ein Felseneiland, kaum größer als eine Klippe. Es besitzt eine einzige Bucht, in welcher Barken landen können; auch das nur bei ruhiger oder mäßig bewegter See. Der kleine Hafen liegt nach Süden offen, ist also gegen den Nordwind durch mächtige Felsenmauern geschützt. Weht ein heißer Süd, so schlagen die empörten Wogen hoch über den Strand hinauf und die Riffe empor. Zu solchen Zeiten kann keine Seele die Insel verlassen; kann keine Seele hingelangen, und solche Zeiten können durch Wochen dauern. Dann gleicht das Eiland einem Aufenthalt für von Gott und Menschen Verlassene.

Es hat nur wenige Bewohner, die in aufgemauerten Höhlen hausen. Diese „Häuser“ haben der wütenden Stürme wegen flache Dächer, auf denen die Leute die glühend heißen Sommernächte verbringen. Mann, Frau, Kind. Es gibt auf der Insel keine Quelle, das Wasser wird in Zisternen gesammelt, die antiken Ursprungs sind. Denn in alten Zeiten diente die Klippe dem gewaltigen Rom als Verbannungsort. Alles, was von jenen Geschlechtern übriggeblieben, sind die mächtigen Wasserbehälter und die in den lebendigen Felsen gehauenen, schon vor Jahrhunderten ausgeraubten Grüfte.

Kein Baum gedeiht auf dem Eiland, nur stachlichtes, immergrünes Buschwerk, Myrte und wilder Ölstrauch. Und Ginster. Ginster in Mengen! Die Wohnstätten umschließen baumhohe Opuntien, die mit ihrem grauen, grotesken Blattwerk und ihren starren, bizarren Formen etwas Unweltliches haben, wie Bäume einer Gespensterstadt. Nicht der wütendste Sturm macht sie auch nur sich regen. Aber ihre säuerlich schmeckenden, saftigen Früchte dienen dem Inselvolk im Sommer als hauptsächliche Nahrung.

Vom Festlande, dessen schimmernde Küste den Bewohnern der umfluteten Scholle wie ein verlorenes Paradies vor Augen liegt, haben die Ahnen des heutigen Geschlechts dunkles, fettes Erdreich auf ihr wüstes Gestein übergeführt und das kostbare Gut an geschützten Stellen aufgeschüttet, die sie zum Überfluß noch hoch ummauerten, damit ja kein Krümlein Ackerscholle fortgeweht oder verloren werde. Die winzigen Stücklein fruchtbaren Bodens bedeuten die Getreidefelder der Insel.

Sie nähren kümmerlich Kind und Kindeskind jener seit langem Gestorbenen, von den Enkeln als teures Vermächtnis der Toten liebend gehegt.

Naturgemäß sind die Inselleute seit Urzeiten Fischer. Da sie nun für ihren Fang keinen Absatz finden, so betreiben sie hauptsächlich — und auch das schon seit Generationen — die Korallenfischerei. Die Männer bilden eine Genossenschaft, die unter einem jedes Jahr neu gewählten „Capo“, einem Kapitän, steht. Dieser führt seine kleine Schar jeden Herbst auf den Beutezug in die afrikanischen Gewässer, und es bleibt dann kein kraftvoller Mann, kein blühender Jüngling zurück. Selbst die Knaben gehen mit auf die gefahrvolle Fahrt: gefahrvoll deshalb, weil sie auf einer kleinen Flotte zerbrechlicher Fahrzeuge unternommen wird. Auf der Insel weilen dann nur Frauen und Kinder, Kranke und Greise.

Die Zurückgebliebenen erwarten bangend den Frühling: jeder aufbrausende Sturm kann den kühnen Fischern den Untergang bringen! Bei jedem Unwetter laufen die Angstvollen am Ufer zusammen; starren hinaus auf das wütende Meer; erheben flehende Hände; schreien zum Himmel empor, der sie oft, oft nicht hört. Dann gibt es im Frühling Jammer und Tränen, Witwen und Waisen.

Trotzdem ziehen die Männer jeden Herbst auf kleinen, unsicheren Booten hinaus. Diejenigen aber, die wiederkehren, begrüßen mit Jubel die Heimat, die nur eine Klippe ist im ewigen Meer, und die sie heißer lieben als Weib und Kind, als Gott und Vaterland.

„Heißer als Gott —“

Sie haben kein Gotteshaus; haben also auch keinen Priester. Nur ein alter Einsiedler haust neben einem ruinenhaften Kapellchen, der süßen Mutter des Heilands geweiht. Der fromme Greis darf die Kranken trösten; darf bei den Sterbenden beten; darf die Toten begraben. Aber er darf nicht Kinder taufen und kein Hochzeitspaar zusammengeben. Auch wenn die Inselleute Gottes Wort hören und die Tröstungen ihres heiligen Glaubens empfangen wollen, müssen sie hinüber zur Küste, wo es — auch in einem armseligen Fischerdorfe — ein Gotteshaus gibt, einen Gottesdiener und Gottesdienst. Hier können die Mühseligen und Beladenen ihre Sünde und ihren Jammer zur Beichte tragen; können sie des göttlichen Leibes teilhaftig werden und getröstet heimkehren auf ihre einsame Scholle, die sie für keinen Garten Eden hergeben würden, obgleich sie ihnen im Schweiße ihres Angesichts nur ihr knappes tägliches Brot schenkt.

II.

Mattia Morgano war nicht nur der stattlichste und stärkste, sondern auch der glücklichste Inselbewohner; denn das schönste und tüchtigste Mädchen, Assunta Massa, wurde im Frühling, als die Korallenfischer von der Küste Algeriens heimgekehrt waren, sein Weib. An der Vermählung und dem Glück der beiden nahm das ganze Eiland teil, wie es auch für die schier überschwengliche Liebe der zwei jungen Menschen und das heiße Werben Mattias um die Geliebte leidenschaftliche Teilnahme gezeigt hatte: waren doch Glück und Unglück, Freude und Schmerz, Leiden, Krankheit und Sterben des einen der kleinen Gemeinde allgemeines Geschick ...

Als das Paar zur Trauung nach dem Festlande fuhr, gaben dem Brautschiff sämtliche Barken das Geleit. Da ein günstiger Wind wehte, konnte man die Segel

hissen. Vom Mast zum Bug und Heck eines jeden Fahrzeugs waren Gewinde blühenden Ginsters gezogen; dieser schöne Strauch des sonnigen Südens war so recht die Blume der Insel, die zur Blütezeit das trostlose Gestein mit duftenden Gluten überschüttete, so daß es dem Azur der Wogen wie ein märchenhaftes Goldgebirge entstieg. Da die Klippe keine Orangenbäume trug, hatte man der Braut einen Kranz aus glodgelbem Ginster geflochten. Er leuchtete auf dem jungen Haupt wie eine Königskrone: eine Krone königlicher Hoheit, jungfräulicher Herrlichkeit.

In den Barken befanden sich Mandolinenspieler und Sänger, so daß das Schiff der Glücklichen von Sang und Klang umtönt wurde. Dazu war der Tag strahlend, waren Himmel, Küste und Meer eitel Glanz, was alle als eine Vorbedeutung für ein glückliches Leben der Liebenden ansahen.

Eine Schar den Wohllaut liebender Delphine, dieser Bajazzi der Meere, schoß pfeilschnell neben den Barken her, mit hohen Sprüngen aus den Wellen sich hebend, und Möwenschwärme flatterten den Schiffen voraus.

Der Trauung folgte in der einzigen Osteria des Fischerdorfes das Hochzeitsmahl. Es bestand aus Makkaroni, dieser geliebten, von dem Inselvölklein nur selten genossenen Festspeise. Dazu trank man roten süßen Wein, ein Göttertrunk, wie man ihn auf dem Eiland nicht kannte. So war denn die Feier wahrhaft königlich, und erst gegen Abend gingen die Barken wieder in See. Da die Nacht dunkel war, brannte in jedem Nachen ein blutrotes Pechfeuer; und mit Fackeln, unter Spiel und Gesang, geleiteten die Gäste mitten in der Nacht die Neuvermählten zu der hochgelegenen Hütte des Gatten, auf deren mit Ginsterblüten bestreuter Schwelle die greise Mutter des Fischers die Ankommenden mit dem Segensspruch empfing, der seit länger als hundert Jahren eine jede junge Tochter des alten Hauses bei ihrem Eintritt begrüßt hatte:

„Wie Haus und Herd dein eigen sind,
Ist auch des Hauses Ehre dein;
Und wie das Haus bei Sturm und Wind
Fest steht auf seinem Felsengrund,
Steh' du zum Gatten jede Stund'
Und halt' des Hauses Ehre rein."

Der Muttersegen war ein Weihespruch und Mahnwort zugleich.

Auch einem uralten Brauch gemäß hob der junge Gatte sein geliebtes Eigentum zu seinem Herzen empor und trug es über die geschmückte Schwelle in sein Haus, dessen Türe sich hinter den beiden Glücklichen schloß. Assunta schritt zum Herde, darauf die Mutter glühende Kohlen gehäuft, nahm den Brautkranz ab und entzündete damit auf ihrem Herde das erste Feuer. Dabei sprach sie mit lauter, feierlicher Stimme der Segnenden nach:

„Und wie das Haus bei Sturm und Wind
Fest steht auf seinem Felsengrund,
Steh' ich zum Manne jede Stund'
Und halt' des Hauses Ehre rein."

Und sie setzte hinzu:

„So muß es sein, so wird es sein!"



Was im Munde der Mutter eine Mahnung gewesen, das lautete wie ein Schwur in dem Munde der jungen Frau — wie ein Gelöbnis bei der fleckenlosen Ehre des Hauses, dessen Herrin sie jetzt war.

III.

Und es drang die neue Zeit auch auf die einsame Klippe im Meer ...

Gleich an dem Tage nach seiner Hochzeit begann Mattia Morgano ein seit langem geplantes Werk auszuführen. Er hatte es mit den klugen Ältesten der Insel reiflich überlegt und auch mit den anderen Männern eifrig besprochen; hatte die Billigung jener Weisen erhalten und fand jetzt die Mithilfe aller.

Eine neue Barke wurde gebaut: eine große, geräumige, starke, die Wind und Wetter Widerstand leisten konnte, Widerstand auch dem wildesten Wetter, dem wütendsten Winde. Kein Korallenfischer von Italiens Küsten und Inseln war imstande, ein Schiff von solcher Größe und Stärke aufzuweisen. Seine Fahrten in den Meeren und nach Afrikas Küsten sollten das Gespräch der Schiffer bilden; sollten die Ehre und der Ruhm des armseligen Klippenvölkleins werden, ihm zum Gedeihen verhelfen, mit der begründeten Aussicht auf zukünftigen mäßigen Wohlstand.

Die glückverheißende Zukunft der Insel sollte der kühne Bau bedeuten, — kühn für die Männer, die ihn unternahmen, deren Väter und Ahnen nichts anderes kannten als auf schwankenden Nachen die Fahrten, die vielen von ihnen zur Todesfahrt wurden. Das sollte fortan nicht mehr sein ...

Wie Mattia Morgano der Erste gewesen, der gedacht, geplant und ins Werk gesetzt hatte, so war er jetzt der Erste bei der Ausführung des Werkes: der kräftigste, tüchtigste, unermüdlichste Arbeiter.

War es vollendet, so brauchten die Frauen nicht mehr vier lange Wintermonate zu durchbangen; brauchten sie nicht mehr bei jedem drohend aufsteigenden Gewölk flehende Hände und flehende Seelen zum Himmel zu erheben. Es würde dann auf dem kleinen Eilande keine angstvolle Gattin, Verlobte oder heimlich Geliebte, keine sorgende Mutter mehr geben; und die Kinder konnten in den wildesten Nächten ruhig schlafen, während ihre Mütter auf das Brausen des Sturms, das Branden der Wellen lauschten und dabei denken durften:

„Sie schiffen sicher! Die Barke ist zu groß und zu stark gebaut, um unterzugehen. Auf dem ganzen Meere gibt es keine so große und starke Fischerbarke. — Dank dem Mattia Morgano. Er ist uns und unsern Kindern zum Wohltäter geworden."

Mit dem ersten und unermüdlichsten Arbeiter arbeiteten alle. Auch die Frauen. Auch Greise und Kinder. Jeder tat, was er tun konnte, und jedem ward die Arbeit zum Fest. Sie sangen dabei ihre Lieder, die sämtlich todtraurig waren, und von denen keines je ein Ende zu nehmen schien.

Aber bei den todtraurigen Gesängen arbeiteten sie lustig; und wenn sie von der Arbeit ausruhten, so ruhten sie nicht vom Singen aus. Denn sie wollten ein Lied doch zu Ende bringen. Also mußten sie den ganzen Tag über singen bis spät in die Nacht hinein, und dann war das Lied — es hatte nämlich nur eine einzige Strophe! — noch immer nicht aus.

Wenn Mattia und Assunta Morgano spät abends nach der langen Arbeit in ihre, von allen Häusern am höchsten gelegene Hütte zurückkehrten — der Mann auch jetzt noch nicht müde — und die Frau die einzige ordentliche Mahlzeit des Tages bereitet hatte, setzten sie sich mit der alten Mutter Mattias vor die Tür, inmitten von wildem Thymian und Lavendel, und sprachen von dem Einen: von dem großen Werk; von dessen erster Ausfahrt und erster Wiederkehr; von der Aussicht auf ein besseres Gedeihen, auf eine glücklichere Zukunft. Dann rief der Mann aus: „Ein besseres Gedeihen und eine glücklichere Zukunft für unseren Knaben! Denn ich weiß: wenn ich im Frühling zurückkehre, wirst du mich mit einem Knaben auf dem Arm empfangen, mit meinem Sohn!"

Dann nickte die Frau dem vom Glück der Liebe und der Arbeit, vom Glanz der Jugend und der Kraft strahlenden Mann in ihrer ernsthaften Art zu und sprach leise und feierlich nach: „Mit deinem Sohn!"

* * *

Den ganzen Frühling, Sommer und Herbst arbeitete jung und alt an der geliebten Barke ihrer Hoffnung. Denn jung und alt liebte das Schiff, welches der Stolz aller war. Dann war das schwere Werk vollendet, sollte geweiht werden; sollte einen Namen empfangen, einen Kapitän erhalten.

Die Weihe des Schiffes sollte — mit seinem kraftvollen Willen wollte es so Mattia Morgano — nicht ein fremder Priester vom Festlande, sondern der greise Siedler von der Marienkapelle vollziehen; des Schiffes Namen sollte lauten: „Assunta" und sein Kapitän für die erste Ausfahrt sollte Mattia Morgano sein — so war es der Wille aller.

Als ein „Künstler" unter den Fischern den wohltuenden Namen mit gewaltigen Buchstaben in dem strahlendsten Blau, von Zweigen blühenden Ginsters umrankt, unter einem bunten Holzbildnis der Himmelskönigin — auch sie war eine Assunta: eine zum Himmel Auffahrende! — am Buge gemalt hatte, wanden die Frauen und Kinder aus Myrten Girlanden. Sie bekränzten die Assunta: das Schiff und Masten; hißten die heilige Flagge ihres Vaterlandes auf; kleideten sich in ihren besten Staat; bereiteten Festgerichte und holten aus seiner Zelle den frommen Mann. Dieser segnete, weihte, betete. Es beteten aller Lippen und Herzen. Und sie beteten für das Heil und Leben ihres Schiffes so inbrünstig, als gälte es dem ewigen Heil ihrer unsterblichen Seelen.

Nachdem sie genug gebetet hatten, feierten sie. Sie feierten und freuten sich bis tief in die Nacht hinein; führten Tänze auf, welche Urahn und Urahnin miteinander getanzt; sangen ihre uralten, endlosen, selbstgedichteten Lieder zu den uralten, selbsterfundenen Melodien; und je schwermütiger diese über Klippen und Wogen hinklangen, um so heller die Lust.

Hauptpersonen des größten Festes, welches auf der Insel jemals gefeiert worden, waren die süße Mutter des Herrn und der fromme Greis; waren Mattia Morgano und sein junges, schönes Weib, unter dessen Herzen neues Leben sich regte.

Also auch sie eine Geweihte!

IV.

Eines strahlenden Novembermorgens stach die „Assunta“ nach wohlgelungener Probefahrt in See. Die Zurückbleibenden standen am Ufer; hoben die Hände; riefen den Davonschiffenden nach; standen noch winkend und Tücher schwenkend, als die Barke mit ihren von einem leichten Nord geschwellten Segeln nur mehr als leuchtender Punkt auf den tiefblauen Wassern erschien.

Die Frau des jungen Kapitäns, deren Namen die dem Süden entgegenschiffende Hoffnung der Inselleute führte, war nicht mit den anderen Frauen am Strande gewesen, sondern war vor ihrem hohen Hause geblieben. Es lag auf dem steilsten Gipfel, der weit vorsprang ins Meer. Von hier aus hatte die Nachschauende einen unbegrenzten Blick, konnte die Barke am längsten sehen — von der Barke aus am längsten gesehen werden. Und ihres Mannes Blick sollte an der dunklen, einsamen Gestalt haften, solange dies möglich war. Sie wußte: in ihres Mannes Blick lag sein Herz. Er sandte es über das Meer hinüber, sein Weib grüßend und das heilige Leben, welches sie unter dem Herzen trug. Wenn er zurückkehrte, wollte sie wiederum dort oben stehen und ihm zum Willkommen in hoch erhobenen Armen seinen Sohn entgegenhalten, denn: „Ein Sohn mußte es sein!“

Der Winter kam mit seinem Nebelgewölk, seinen Regengüssen und Stürmen. Sie umheulten die Klippe gleich einer der Gruft entstiegenen Geisterschar und erschütterten den Fels. Assunta Morgana saß mit ihres Mannes Mutter am Herdfeuer, lauschte auf das Tosen der Winde und dachte, was alle Frauen der Insel dachten:

„Denen da draußen tut der Sturm nichts. Sie sind sicher auf ihrem Schiffe. Die ‚Assunta‘ hält aus bei Wetter und Wind. Wenn sie wiederkommen, sollen sie's gut bei uns haben; gut bei Frau und Kind, für die sie da draußen auf fremden Meeren schiffen und schaffen. Möge die Fahrt ihnen und uns gesegnet sein!“

Aber Assunta Morgano dachte, was die anderen Frauen nicht denken konnten:

„Es war dein Mann, der sie dazu brachte, das gute Schiff zu bauen. Deinem Manne danken die Weiber, die Kinder, die Mütter die sichere Fahrt ihrer Männer, Väter und Söhne. Deinem Manne werden sie's danken müssen, wenn unser tägliches Brot uns müheloser und reichlicher zukommt; hochhalten müssen sie den Mann, der deines Sohnes Vater ist!“

So sprachen ihre Gedanken zu dem Leben, das geheimnisvoll unter ihrem Herzen sich regte, damit ihr Kind schon unter ihrem Herzen von seinem Vater hören sollte, wie stolz sie war auf diesen Mann, der für seine Heimat so Großes vollbracht hatte. Ihr Stolz war noch größer als ihre Liebe, und diese war eine so übermächtige Empfindung, daß sie ihr Herz zu sprengen drohte.

Wie schön er war, wie stark und gut! Und wie auch er sie liebte! War sie nicht eine glückliche, eine gesegnete Frau?

In der größten Kammer des Hauses war ein Webstuhl aufgestellt. Assunta warf mit geschickten Händen die Spule und webte: webte in die Leinwand alle ihre Gedanken ein: ihre Liebe zu ihrem Manne, ihren Stolz auf ihn. Ihr Glück webte sie als schimmernden Faden in das Linnen, das den Säugling umhüllen und für den Fernen ein neues Gewand geben sollte.

Was sie webte, hatte mit welken Händen die Mutter gesponnen. Seit vielen, vielen Jahren spann sie an der Spindel den Flachs, der jedes Jahr auf dem Festlande eingekauft ward, des Jahres größtes Ereignis. Bereits als Mädchen hatte sie an der Haustür oder an irgendeiner Felswand gelehnt und an der Spindel gesponnen und gesponnen; und später als junge Frau hatte sie aus dem Gespinst das Gewebe gemacht: Linnen für Lebende und für Tote; Linnen für Kinderhemdlein und Linnen zu Brautgewändern — Linnen zu Leichentüchern ...

War Assuntas Tagewerk getan, und hatte der greise Einsiedler den englischen Gruß geläutet, so begab sie sich mit der Mutter nach der Marienkapelle. Dort waren auch die anderen Frauen, die anderen Mütter. Wer in dem winzigen Heiligtum nicht Platz fand, blieb draußen, kniete auf dem Felsenboden nieder und betete, über sich den Himmel, an dem die Sterne aufglänzten. In der Kapelle brannte das Lämplein, und Assunta sah das mattbeleuchtete Antlitz der Gottesgebärerin. Maria war nicht dargestellt als glückselige Mutter mit dem Knaben im Arm, sondern als Königin aller Schmerzen mit dem Schwert im Herzen, ein Anblick, der das glückliche Weib Mattia Morganos mit Schrecken erfüllte.

Auch Maria, das Weib des Zimmermanns von Nazareth, war eine stolze und glückselige Mutter gewesen, die ihrem Knaben voller Wonne zugelächelt hatte, und wurde dann —

Konnte das Antlitz einer Glücklichen so schrecklich sich wandeln? Das Antlitz einer Frau, die der Welt den Heiland geboren ...

Um die heilige Zeit, da dieses geschehen war, gebar Assunta Morgano ihrem Gatten einen Sohn.

Es war ein wonniger Knabe.

V.

Nun konnten die Zurückgebliebenen bald ihre Männer erwarten. Erwarten konnten die Mädchen den heimlich Geliebten, die Bräute den Bräutigam, mit dem sie gleich nach der Heimkehr Hochzeit halten sollten — wie vor einem Jahre das schönste Brautpaar der Insel: Mattia Morgano und Assunta Massa, die jetzt eine stolze Gattin, eine glückselige Mutter war. So wurde denn in den Häusern und Herzen für die Wiederkehr der Männer auf der „Assunta" alles bereitet und des frohen Tages geharrt.

Da kam vom Festlande herüber eine Nachricht, der zuerst keine Seele auf der Insel Glauben schenkte. Wer sollte das Undenkbare, das Unmögliche glauben? Die Nachricht lautete:

„An der Küste Afrikas, während eines Sturmes, ist die ‚Assunta' gescheitert."

Und sie lautete weiter:

„Von der ‚Assunta' ist kein Brett und kein Mast übriggeblieben.

Alle Mann auf dem gesunkenen Schiff sind ertrunken.

Nein — nicht alle Mann!

Ein Mann nicht.

Ein Mann wurde gerettet.

Von allen ein einziger!"

— —

Die „Assunta“ untergegangen? Das gute, starke Schiff? Die „Assunta“ gesunken? War das möglich? Alle Mann ertrunken? Das konnte nicht möglich sein! Das war auch nicht möglich! Ein Mann war gerettet:

Ein einziger!

Noch immer glaubten sie es nicht ... Als sie es endlich glauben mußten — Gott im Himmel — Gott im Himmel!

Doch Gott hatte das Unmögliche geschehen lassen. Um welcher Sünde willen? Die Sünden, um derentwillen Gott es geschehen lassen konnte, mußten zum Himmel schreien.

Jetzt schrien die Stimmen der Überlebenden zum Himmel. Sie schrien Tag und Nacht. Die Klippen gellten wieder von dem Geschrei der Unglücklichen, der Unseligen. Mütter hoben ihre Säuglinge empor, zeigten dem Himmel die Unschuldigen, schrien den Himmel an:

„Warum? Warum? Was haben wir dir getan? Was taten dir diese? Unsere unschuldigen Kinder! Wer soll sie ernähren? Du erschlugst ihre Ernährer! Warum? Warum?“

Gräßlich waren die Schreie, als wären die Klippen ein sinkendes Fahrzeug, und alle, alle müßten umkommen in dem Tosen der stürmenden Flut.

Da fiel einem ein:

„Das Schiff wurde nur von einem Bruder geweiht und nicht von einem Priester. Mattia Morgano meinte, wir brauchten den Priester nicht, und wir taten, was Mattia wollte. Hätten wir seinem Wort nicht gefolgt, hätten wir einen Priester gehabt, so wären sie nicht ertrunken!“

Eine der Frauen, die durch den Untergang der „Assunta“ Witwe geworden und nun vaterlose Waisen zu Kindern hatte, schrie auf:

„Mattia Morgano ist schuld!“

Andere schrien:

„Mattia Morgano ist schuld!“

Alle schrien:

„Mattia Morgano ist schuld!“

Sie rotteten sich zusammen, stürmten die Klippen empor, stürmten zu der Hütte auf dem höchsten Gipfel, schrien:

„Mattia Morgano ist schuld!“

Assunta trat den tosenden Weibern entgegen. Mattia Morganos Sohn an der Brust. Der Knabe trank von dem heiligen Quell, die rosigen Händchen geballt, das Köpfchen geschmiegt an das Herz, das zu brechen drohte vor Liebe und Jammer. Die Mutter deutete auf das Kind und sagte:

„Es ist Mattia Morganos Sohn. Ich kann eure Männer, Söhne und Väter nicht wieder lebendig machen. Nehmt Mattia Morganos Sohn und sein Weib und stürzt beide von jenen Klippen hinunter ins Meer. Es ist das nämliche, darin eure Söhne und Männer ertranken. Nehmt unser Leben für seine Schuld — wenn es seine Schuld ist.“

Da wurden die durch ihre Verzweiflung sinnlos Gewordenen still. Und still zogen sie wieder hinab.

— —

Aber nicht alle waren mit der „Assunta“ — der Name des Weibes von Mattia Morgano hatte das Schiff nicht geschützt — untergegangen: ein Mann war gerettet, ein einziger.

Wer? Wer? Wer?

Nun hoffte jedes Weib, jede Mutter, jede heimlich Liebende und Braut:

„Er wird der Eine sein, der Einzige. Er, mein Gatte, mein Sohn, mein Geliebter!“

Wie war er gerettet worden, er allein? Wo blieb er? Weshalb gab er nicht Nachricht? Weshalb kam er nicht?

Jeden Tag konnte der Gerettete kommen ... Da warteten denn jeden Tag Mütter, Frauen, Kinder auf des Einzigen Rückkehr.

Bereits im Morgengrauen versammelten sie sich im Hafen. Sie standen und spähten hinaus auf das Meer, das in Spiegelglätte glänzte und gleißte, als vermöchte kein Windhauch es jemals zu kräuseln. Sie standen, spähten hinaus, harrten und hofften Stunden auf Stunden. Jeden Tag Stunden auf Stunden. Sie wachten des Nachts. Harrten und hofften des Nachts, bis ihnen Erschöpfung die Augen schloß. Wenn sie nicht am Meere warteten, so beteten sie vor dem armseligen Heiligtum, schrien die Madonna an, entzündeten geweihte Kerzen, taten Gelübde, wenn — der Eine, der Einzige ihr Sohn, Gatte, Vater, Geliebter sein würde.

Alle harrten und hofften, ausgenommen eine einzige: das junge Weib des Kapitäns, der mit seinem Schiffe untergegangen ...

Dann kam vom Festland — noch immer nicht jener Einzige, sondern eine neue Nachricht über das Schiff und seinen Untergang:

Es sei kein gutes Schiff, sei ein schlechtes Schiff gewesen, von Unkundigen unvollkommen gebaut. Es mußte untergehen bei starkem Orkan.

Mattia Morgano hatte den Schiffsbau geleitet: Mattia Morgano trug die Schuld an dem Untergang, dem Tod aller bis auf den Einen, Einzigen.

Wer — wer war es? (Schluß folgt)



Einsamkeit · Von Hans Sturm

O traumversonnene Einsamkeit.
Wie ich dein seltsam Lied verstehe,
Wenn ich am Sommerabend weit
Durch goldne Ährenfelder gehe —

Du hockst am Wegrain müd' und spinnst
Die Abendnebel dir zum Kleid,
Und senkst das müde Haupt und sinnst
Märchen über die Heid' — — —





Wanderarmut und innere Kolonisation

Von Hans Ostwald

Im Juniheft dieser Zeitschrift habe ich einen Artikel vom Wandern und der Wanderarmut veröffentlicht, in dem ich darauf hinwies, daß sich unter den Landstreichern viele Menschen befinden, die nur aus Mangel an Arbeitsgelegenheit heruntergekommen sind. Es müßte für sie gesorgt werden, daß sie erst gar nicht durch erzwungene Arbeitslosigkeit ins Elend kommen können. Seit Jahren habe ich ernsthaft nach einem Wege gesucht, der wirklich Gelegenheit bietet, für Arbeitslose, die ernsthaft arbeiten wollen, gut bezahlte Arbeit zu schaffen, die sie kräftigt und ihnen dazu gleichzeitig die Möglichkeit gibt, zu ihrem früheren Berufe zurückzukehren. Ich glaube, diesen Weg mit der sozialen Kolonisation gefunden zu haben. Die Arbeitslosen, ganz gleich, ob sie Wanderarme oder großstädtische Arbeitslose sind, sollen mit der Urbarmachung von Ödland beschäftigt werden. Die Unterhaltung der Arbeitslosen kostet heute dem deutschen Volke solche großen Summen, daß es getrost anstatt Almosen einen ausreichenden Arbeitslohn geben kann. Städte, Gewerkschaften, der Staat, allerlei Wohltätigkeitsvereine und alle Privatpersonen müssen beitragen zur Unterhaltung der Arbeitslosen und ihrer Familien. Alle Verbände sollten zusammentreten zu einer großzügigen Organisation, die es endlich einmal verhindert, daß im Deutschen Reiche jemand, der gern arbeiten will, keine Arbeit findet, und schließlich ins Elend oder gar ins Gefängnis gerät. Nicht nur Fürsorge, sondern Vorbeugung ist nötig. Auch die beteiligten Behörden, besonders die Städte, müssen hier endlich eingreifen. Die Belastung der Städte durch die Armenpflege steigert sich seit einigen Jahren ins Uferlose und Erdrückende. Alles, was durch die Umwandlung der sozialen Verhältnisse hilfsbedürftig wird und noch nicht in bestimmte Fürsorge eingegliedert ist, fällt der Armenpflege anheim. So kann es kommen, daß Berlin jetzt jährlich 20 Millionen für seine Armen ausgeben muß. Zwanzig Millionen! Ja, wird denn das so weitergehen können? Dies Verschenken, dies unproduktive Ausgeben von solchen Riesensummen?

Berlin ist nicht die allein Schuldige.

In allen Städten und Gemeinden schwillt der Armenetat so erschreckend an. Und er wächst nicht nur mit der Kopfzahl der Bevölkerung. Er wächst auch

auf den einzelnen verrechnet. Fast allen Gemeinden geht es wie Zehlendorf, das vor 10 Jahren 60 Pfennige pro Kopfzahl an Armenlasten trug, das jetzt aber 190 Pfennige jedem Einwohner für die Armen abverlangen muß.

Solchen Verhältnissen muß auf den Grund gegangen, sie müssen beseitigt werden.

Es ist eben ein schwerer volkswirtschaftlicher Fehler, Leistung ohne Gegenleistung zu verlangen.

Ein ganz beträchtlicher Teil der in Armenpflege Befindlichen aber sind imstande, für eine Hilfe eine Gegenleistung zu bieten. Das sind alle, die den Gemeinden wegen ihrer Arbeitslosigkeit oder wegen der Arbeitslosigkeit der Ernährer zur Last fallen. Und das sind ganz beträchtliche Massen! In der Wirklichkeit spielt sich doch die Almosengeberei in folgender Form ab:

Mutter kommt zum Armenvorsteher und klagt, daß sie exmittiert werden sollen oder daß eben alles alle sei. Da muß Miete gezahlt werden, damit die Familie ihr Obdach behält. Oft müssen Sachen beim Pfandleiher ausgelöst oder neuangeschafft werden. Notwendige Betten und Kleidungsstücke fehlen. Milch- und Brotmarken werden verteilt. Barunterstützungen und vielfache Hilfe in jeder Form gegeben. Armenarzt, Armenrechtspflege, das Krankenhaus und viele andere Spezialfonds beansprucht. Da kommt denn wohl eine Familie der Gemeinde 80—100 ℳ monatlich, wenn all das gewissenhaft zusammengezogen wird.

Und was ist der Grund?

Mutter sagt: Vater ist arbeitslos....

In vielen Fällen kommt die Arbeitslosigkeit nicht direkt zum Vorschein. Aber sie ist von jedem ernsten Sozialforscher überall leicht aufzudecken. Ein beträchtlicher Teil der Armenpflege ist heute indirekte Arbeitslosenfürsorge.

Denn die Familie des Arbeitslosen muß von der Armenpflege unterhalten werden. Eine Schätzung aller in Betracht kommenden Summen ergibt, daß in Deutschland jährlich mindstens eine Milliarde zur Unterstützung an Arbeitslose und ihre Angehörige gezahlt wird.

Die Gewerkschaften zahlen jährlich ungefähr 20 Millionen Arbeitslosenunterstützung aus. Die Städte veranstalten Notstandsarbeiten, die gewaltige Zuschüsse erfordern. Kreis-, Provinz- und Staatsbehörden geben in vielfachen Formen. Tausende von Vereinen — und wir alle, wir Privatpersonen, entrichten jährlich eine ganz beträchtliche Steuer an Bettler, Arbeitslose und ihre Angehörigen. Insbesondere müssen die Verwandten die Arbeitslosen erhalten. In der Schrift: „Soziale Kolonisation. Ein Vorschlag zur Beschäftigung vorübergehend Arbeitsloser“ von Axel v. Kaphengst-Kohlow, M. d. R. habe ich es mit unwiderleglichen Ziffern belegt, daß Deutschland für seine Arbeitslosen jährlich eine Milliarde aufwendet. Eine riesige Summe, die volkswirtschaftlich durchaus unrichtig ausgegeben wird. Für eine Leistung wird keine Gegenleistung verlangt. Das aber muß das Ziel jeder guten Wirtschaft sein: große Mittel nicht nutzlos, nicht unproduktiv auszugeben. Die Folge ist sonst eine traurige und zweckwidrige. Siehe das betrübende Ende so vieler Arbeitsloser als Asylbrüder, Schnapssäufer, Verbrecher und Verzweifelte.

Für die Unterstützung sollte also Arbeit verlangt werden. Oder vielmehr: es sollte Arbeit geboten werden, die gut und ortsüblich entlohnt wird. Ist es nun möglich, so viel Arbeit, ja überhaupt Arbeit für die Arbeitslosen zu beschaffen, ohne anderen die Arbeit fortzunehmen?

Ja, der Verein für soziale innere Kolonisation Deutschlands, e. V., der auf Vorschläge des Herrn von Kaphengst-Kohlow und des Schriftstellers Hans Ostwald begründet worden ist, hat einen richtigen Weg zur Lösung des schwierigen Problems gefunden. Er beschäftigt die Arbeitslosen bei der Urbarmachung von Moor- und Ödland.

Leitsätze für die soziale innere Kolonisation

auf Grund der Vorschläge des Reichstagsabgeordneten A. v. Kaphengst-Kohlow und des Schriftstellers Hans Ostwald

1. Den vorübergehend Arbeitslosen der Großstädte und Industriebezirke soll gesunde und gut bezahlte Arbeit auf kulturfähigem Ödland verschafft werden.

2. Dem deutschen Volk und dem Deutschen Reich sollen neue Kulturflächen erschlossen werden.

3. Dem Lande sollen neue nationale Arbeitskräfte zugeführt werden.

4. Die Mittel, die bisher Behörden, Gemeinden, Gewerkschaften, Wohltätigkeitsvereine, Privatorganisationen und einzelne zur Unterstützung Arbeitsloser ausgegeben haben, sollen zur lohnenden Beschäftigung der Arbeitslosen und zur Urbarmachung von Ödland ausgegeben und also produktiv angelegt werden.

5. Jeder erzielte Gewinn wird der sozialen inneren Kolonisation wieder zugeführt.

6. Das kulturfähig gemachte Land soll der Bodenspekulation vorenthalten werden.

7. Nicht den schon heruntergekommenen, sondern den arbeitsfähigen, durch Saisonarbeit und Krisen arbeitslos gewordenen Arbeitern soll durch lohnende Beschäftigung Gelegenheit zu gesunder Lebenshaltung gegeben werden.

8. Der Industrie soll die notwendige Reservearmee arbeitsfähig erhalten werden.

9. Die Arbeiter sollen möglichst in kleinen Gruppen beschäftigt und bei Familien untergebracht werden. Für die Erledigung der wirtschaftlichen Bedürfnisse soll gesorgt werden durch einfache, aber modernen Anforderungen entsprechend Wohlfahrtseinrichtungen (Kantinen usw.). Die Kulturarbeitsstätten sollen jedoch möglichst fern von allem Anstaltsmäßigen gehalten werden, vielmehr freie Arbeit bieten und Gelegenheit zur Fortbildung in den Freistunden geben.

10. Den Arbeitern soll durch Ordner, die sie aus ihrer Mitte wählen, Gelegenheit geboten werden, sich an der Organisation und Verwaltung zu beteiligen, um Aufsichtspersonal möglichst zu sparen.

11. Gut organisierte Arbeitsnachweise und Kontrollstationen sollen die Verteilung der Arbeitslosen erleichtern und ihnen auch zugleich eine Rückkehr in den früheren Beruf so schnell wie möglich gestatten.



Im strengen Winter 1911/12 hat der Verein mit seiner Arbeit auf seinem Gelände in Reppen begonnen. Mit großen Mitteln ist er nicht in seine Arbeit hineingegangen. Er mußte mit mehr Mut und Zuversicht als mit barem Gelde anfangen. Aber angefangen mußte eben werden! Gute Reden und kluge Worte sind leicht gemacht. Aber die Tat war notwendiger.

Seit dem 2. Januar 1912 beschäftigen wir in Reppen 20—40 Großberliner Arbeitslose. Sie bauten eine große Unterkunfts- und Baubude, legten die von einer Berliner Firma auf längere Zeit unentgeltlich geliehene Feldbahn vom Bahnhof bis zum Gelände, holzten sechs Morgen Wald ab, fertigten mehrere tausend Baum- und Zaunpfähle an, ebenso auch allerlei Bureau- und andere Möbel und breiteten vor allem den von Berliner Fuhrunternehmern umsonst gelieferten Straßenkehricht und von der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft bewilligten Dung aus auf unserem Gelände und rigolten 40 Morgen. Außerdem wurden die Ansiedlungsgrundstücke, die wir auf dem Gelände anlegen wollen, mit Zäunen umgeben, Bäume gepflanzt, Spargelbeete angelegt, Kartoffeln gelegt, Straßen planiert und noch manche andere vorbereitende Arbeit getan.

Es ist das ja alles nicht viel. Es ist noch nichts Überwältigendes. Und doch trägt es seine Bedeutung in sich.

Es ist Sozialpflege und Wertgewinnung vereinigt!

Wir unternehmen hier einen Versuch. Wir geben hier ein Beispiel.

An Stelle der Unterstützung sollte eben Arbeit geboten werden, die gut und ortsüblich bezahlt wird. Ist es nun möglich, so viel Arbeit, ja überhaupt Arbeit zu schaffen, ohne anderen die Arbeit fortzunehmen?

Ja, unser Verein hat diese Arbeit gefunden.

So löst er mehrere Fragen der modernen Ethik und der heutigen Volkswirtschaft in einer Tätigkeit: er wandelt das wegfließende, ja oft schädigend wirkende Kapital der Armenetats und anderer Almosengeber in werbendes Kapital um. Anstatt des erniedrigenden Almosens gibt er gut bezahlte Arbeit. Den bisher ungenutzt daliegenden öden und wüsten Boden verwandelt er in Kulturland, das reiche Erträge abwirft. Er gewinnt dem Lande neue Arbeitskräfte, er entlastet eben den Arbeitsmarkt. Auch hält er die Reservearmee, die unsere Industrie braucht, stets voll leistungsfähig. Viele unserer Arbeiter kehrten nach Wochen wieder in ihren früheren Betrieb zurück, nicht geschwächt durch arbeitslose Wochen, sondern gestärkt durch die Tätigkeit in frischer, gesunder Luft. Andere, doppelt so viel, gingen auf dem Lande in Arbeit. Sie hatten wieder Arbeitsmut bekommen. Außerdem schafft der Verein für geeignete „Arbeitslose“ sowohl wie für ortsansässige Arbeiter, Landwirte und Gewerbetreibende neue Heimstätten und Erwerbsgelegenheiten. Auf dem Vereinsgelände werden Grundstücke angelegt, die 28 bis 60 Ar groß sind. Auf jedem stehen 30—40 Obstbäume, allerlei Beerenobst, ½ Morgen Spargelbeete, Kartoffeln und Gemüse. In jedem Hause sind 3—4 Zimmer, Küche, Keller, Boden und Nebengelasse; Waschküche und Stallung für Ziege, Schweine und Hühner gehören zu jedem Grundstück. Es kostet mit Umzäunung, Brunnen, Straßenanlage und Dungvorrat auf 3 Jahre je nach Größe 6—8000 ℳ, wird mit Hilfe der königlich preußischen Generalkommission in Renten-

güter umgewandelt und beansprucht also eine jährliche Verzinsung von 240—320 ℳ, die reichlich aus dem Erlös der Gartenfrüchte erzielt werden. Die Familie, die bisher in Berlin in einer Stube und Küche auf dunklem Hof hauste, kann nun in Licht und Luft aufatmen. Und da ein Achtel der Verzinsung als Amortisation gilt, gehört ihr in 60 Jahren das Grundstück mit allem, was darauf steht, gänzlich zu eigen!

Die Arbeiter des Vereins erhalten den ortsüblichen Tagelohn und werden reichlich und gut verpflegt, nicht in Asylmanier, sondern auf gut bürgerliche Weise. Sie haben Gelegenheit zur Fortbildung und zur Rückkehr in ihren früheren Beruf. Selbstverständlich waren in der Gruppe manche unbrauchbaren, schwachen und krankhaften Elemente. Aber sie zeigten fast ohne Ausnahme einen ernsthaften Arbeitstrieb und hielten vor allem in diesem schweren Winter die schneidenden Kältewinde bei der Heidearbeit aus. Ja, viele — und nicht die Schlechtesten — hielten von Anfang bis Ende aus und scheinen für immer dem Lande, der dauernden Arbeit gewonnen zu sein. Mehrere gingen auf umliegende Güter in Arbeit. Ein Vater, der sonst nie für seine Kinder sorgte, der sonst stets lieber wieder auf die Walze ging, schickt jetzt stets die Unterstützungsgelder an den Vormund seiner Kinder. Andere haben in ihren Feierstunden den Garten zurechtgemacht, der ihr Wohnhaus, ein ehemaliges Bauerngehöft, umgibt. Sie haben Lauben gebaut, Starkästen aufgestellt und freuen sich, unter dem freien Himmel in gesunder Luft abwarten zu können, bis sich ihnen wieder reguläre Arbeit bietet.

Damit hätten wir denn wohl die Durchführbarkeit unserer Pläne bewiesen. Geht wirklich ein Teil des aufgewandten Kapitals verloren, so ist der andere Teil, der sonst als Almosen in alle vier Winde geweht wäre und nur materiellen und sittlichen Schaden, gar keinen Nutzwert gebracht hätte, doch für die deutsche Kultur gewonnen worden. Eine kleine Gartenstadt ist vorbereitet auf sonst brachliegender Heide. Wo sonst dürres Gras stand, werden Früchte reifen, Spargelkulturen entstehen, Blumen blühen und frohe Heimstätten glückliche Familien bergen.

Hier ist also der Weg: Wenn jede Stadt nur ein Zehntel der für Armenpflege aufgewendeten Summen in dieser Kolonisation anlegen würde, könnte sie in einigen Jahrzehnten ein riesiges Vermögen gespart haben. Denken wir, Berlin gäbe alle Jahre vier Millionen für diese soziale Fürsorge aus. Es kauft Ödland, Heide oder schlecht tragenden Waldboden oder Äcker auf, bezahlt für den Morgen — eine Bahnstunde von Berlin — 100—200 ℳ, steckt für Dung, Arbeitslohn, Obstpflanzen, Verwaltung usw. noch 1200—1400 ℳ hinein, so hat es für den Morgen 1500 ℳ ausgegeben. Er bringt laut Sachverständigengutachten 150 ℳ und mehr jährlichen Reingewinn, stellt also ein Kapital von 3000 ℳ dar. Das sollte doch jede Stadt ermutigen, hier einen Versuch im größeren Stil zu machen und kleine Enttäuschungen nicht zu scheuen. Können doch in solchen Siedlungen auch Halbarbeitsfähige beschäftigt und versorgt werden. Auch können solche Kulturstätten zu Sommerfrischen für viele ärmere Städter werden, die jetzt nie hinaus können.

Von allen Seiten wird der Wert dieses Unternehmens anerkannt. Vier Ministerien unterstützen die Vereinsarbeit mit Anerkennung und baren Zuschüssen

Dem Verein und dem Komitee zur Durchführung der Pläne gehören Wissenschaftler, Verwaltungsbeamte, Parlamentarier und Praktiker aller Richtungen an. Es war uns eine Genugtuung, als im März 1912 sich der Konservative neben den Sozialdemokraten, der Zentrumsabgeordnete neben den Freisinnigen, der Nationalliberale neben das Mitglied der wirtschaftlichen Vereinigung stellte, als es hieß, einen größeren Zuschuß aus Reichsmitteln zu erhalten.

Hier ist eben ein Boden, der alle trägt: praktische Sozialpflege und Wertgewinnung, Arbeitsbeschaffung und Innenkolonisation. Hier ist das Wort am Platze: das Vaterland über der Partei. Und alle sind willkommen zur Mitarbeit.

Wenn die Arbeitslosen gegen einen ausreichenden Lohn bei Kulturarbeiten beschäftigt werden, haben ja auch alle Beteiligten den Vorteil: die Industrie hält ihre Reservearmee frisch, die Arbeiter werden die Lohndrücker los und die Behörden werden der Sorge um die Arbeitslosen und ihre Angehörigen ledig. Auch werden gewiß viele Arbeitslose wieder Geschmack an der Landarbeit finden und für die Innenkolonisation gewonnen werden können.

Wir könnten also innerhalb unserer Grenzen noch ein kleines Königreich erobern — wenn wir eine energische Innenkolonisation betreiben wollten. Achtzigtausend bäuerliche Familien könnten angesiedelt werden, Hunderttausende von Arbeiterfamilien könnten auf eigener Scholle ein freundliches gesundes Heim finden. Die Fleischnot könnte wesentlich gedämpft werden. Wieviel Rinder könnten auf den kultivierten Mooren weiden, wieviel Schweine könnten mit den Kartoffeln gemästet werden, die auf gedüngtem und bearbeitetem Heideboden gewachsen sind! Was auf dem gewonnenen Lande sonst noch an Hühnern, Geflügel, an Obst, Gemüse und anderen Früchten zu ernten ist, geht in die Millionen.

Daß die Mühe nicht vergeblich ist, beweist auch die Rede, die der Kaiser bei einer offiziellen Sitzung des Deutschen Landwirtschaftsrates über die Erfahrung der Moorkultur auf seinem Gute Cadinen vorgelesen hat. In Cadinen sind ungefähr 125 Hektar Moorboden entwässert, mit Sand beschüttet und mit Kunstdünger bestreut worden. Die Kosten betragen 74 000 *M.* Bald ergab sich ein Jahresgewinn von 12 000 *M.* Das ist ein so gutes Ergebnis, wie es vielleicht nicht überall erzielt werden kann. Aber gute Wiesen und Viehweiden lassen sich fast aus allen Moorböden erzielen und ertragreich machen.

Und die Heidekultur? Die Kolonisation auf dürrem Sandboden? Die müßte einen gärtnerischen Charakter tragen. Was haben die Obstbaukolonien Eden bei Oranienburg und die Arbeiterkolonie Hoffnungstal schon auf dem dürren Sandboden der Mark Brandenburg erreicht! Und der vom leider zu früh verstorbenen Abgeordneten v. Kaphengst und dem Verfasser gegründete Verein für soziale innere Kolonisation Deutschlands (e. V.) hat ja nun auch mit seinem ersten Versuch Glück und Erfolg gehabt. Die Ansiedlung gedeiht. Und es gelang auch, bei gutem Lohn Arbeitskräfte aus der Großstadt zu ziehen, den Arbeitsmarkt zu entlasten.

Falsch wäre es, zu glauben, daß die Arbeiterschaft der Großstädte nicht für solche Gartenarbeit geeignet wäre. Sie hat sich überall ihre Laubenstädte an den Großstadtgrenzen erbaut. Und einem verweichlichten Mechaniker, Maler oder

anderen Stubenarbeiter bekommt die Arbeit in frischer Luft sehr gut. Die amerikanischen Studenten gehen ja auch eine Zeitlang in die Erntearbeit aufs Land. Eine mehrmonatige Landarbeit wird manchen Großstadtarbeiter wieder auffrischen.

Unter den Arbeitern befanden sich ständig 5—8 Verheiratete, die stets einen beträchtlichen Teil ihres Verdienstes an ihre Familie schickten. In den kurzen Tagen erhielten die Ledigen 2 ℳ, die Verheirateten 2,50 ℳ Lohn, später stieg der Lohn nach und nach allgemein auf 2,75 ℳ, den Familien der Verheirateten wurde außerdem ein Arbeitszuschuß von 1 ℳ geschickt. Diese Entlohnung war nur möglich, weil Charlottenburg und Berlin für die Verheirateten einen Zuschuß von 1,50 ℳ, für die Ledigen von 1 ℳ pro Tag gewährten. Der Durchschnittslohn für die Woche war 16,50 ℳ, wovon 9,91 ℳ abgezogen wurden (7mal 1,35 ℳ für Verpflegung, 46 ₰ für Kassenbeiträge), dem Mann blieben also 6,95 ℳ für Wäsche, Kleider, Stiefel, Porti, Tabak usw., was normalen Verhältnissen entspricht. Die Leute sind zum Teil in einem gemieteten Bauernhaus untergebracht, zum Teil bei Bauern und Gewerbetreibenden. Die Einrichtung für den Mann (Schlafgelegenheit, Möbel, Speisegeschirr usw.) kostet nur 62 ℳ. Doch wurden auch mehrere in Bürgerquartieren untergebracht, was sich ebenfalls bewährt. Es ist also möglich, in Krisenzeiten größere Massen von Arbeitslosen ohne erhebliche Kosten und Vorbereitungen in kleinere Orte zu verteilen und sie bei der Urbarmachung von Ödland oder bei der Anlage von Gärten zu beschäftigen. Allerdings muß die Arbeitsgelegenheit vorher geplant und vorbereitet sein. Zuerst wurden die Arbeiter bei einem Reppener Bürger beköstigt, sodann in der „Herberge zur Heimat", jetzt von unsern Ansiedlern. Sie haben also Anschluß an Familien. Aufseher waren nicht angestellt, sondern nur ein Gärtner, der die Arbeit verteilte. Seine Arbeit wurde unterstützt von Kolonnenführern, die zugleich als Ordner aus der Arbeiterschaft von den Arbeitern in Gemeinschaft mit dem Arbeitsleiter gewählt worden waren. Der Bahnhofswirt Spieß leitete die Arbeitsstätte ehrenamtlich. Der Verein glaubt also, die Durchführbarkeit seiner Pläne bisher in Reppen bewiesen zu haben, und hofft, daß alle die Stellen, die es angeht, nun die Arbeitslosenunterstützung in Arbeitslohn für geleistete Arbeit und damit das nutzlos gegebene Almosen der Armenetats und anderer Wohlfahrtseinrichtungen in werbendes Kapital umwandeln werden. Und wenn auch ein Teil des sonst verschenkten Geldes draufgeht — der andere ist zu einem guten Zweck gewonnen und nutzbar gemacht worden. Auch er wäre sonst weggeflossen in alle Windrichtungen. Jetzt aber hat er die Arbeitskraft der Arbeitslosen, die Stärke ihrer Muskeln lebendig gemacht. Und sie gewann uns Neuland. Wo sonst dürre Heide brachlag, werden jetzt Kartoffeln geerntet, Spargel- und Beerenobstbeete gedeihen, junge Obstbäume entwickeln sich und versprechen eine reiche Ernte in einigen Jahren. Und Kinder, die sonst in Großstadthäusern eingesperrt waren, rennen nun außer sich vor Freude um die kleinen Siedlungshäuser und schreien beglückt: „Unser Haus! Unser Haus!"

Der Drang zum Leben auf eigenem Grund und Boden, in einer eigenen Heimstätte, der so mächtig im deutschen Volke lebt, könnte gestillt werden, wenn

mit Hilfe der Arbeitslosen das deutsche Ödland kultiviert werden würde. Die Arbeit des Vereins für soziale innere Kolonisation Deutschlands E. V. (Geschäftsstelle Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 80. Auf Wunsch wird gern ausführlicheres Material allen Interessenten zugesandt.) sollte mit allen Kräften unterstützt werden. Vor allem sollten das Reich und die Staatsbehörden ihm reichliche Mittel zur Durchführung seines Versuchs und zu Propagandazwecken bewilligen. Die Städte sollten ebenfalls seine Versuche unterstützen und ihre Arbeitslosenfürsorge auf dem von ihm gewiesenen Wege der Arbeitsbeschaffung suchen. Berlin plant bereits mehrere „Kulturarbeitsstätten" auf seinen Ödländereien. Hoffentlich läßt es nicht den Verein im Stich, der mit großen Opfern an Geld und Mühe den Versuch unternommen und erst alles ausprobiert, Lehrgeld bezahlt hat.

Das Wichtigste wäre natürlich, daß bei der geplanten reichsgesetzlichen Lösung der Wanderarmenfrage überhaupt die Frage der richtigen Fürsorge für mittellose Arbeitslose, mögen sie nun auf der Wanderschaft oder seßhaft sein, gelöst würde. Allerdings nicht im Sinne der Unterstützung, sondern nur im Sinne der Arbeitsbeschaffung. Und da Vertreter aller Parteien sich für großzügige Arbeitsbeschaffung auf Grund der Pläne des Vereins für soziale Kolonisation Deutschlands E. V. ausgesprochen haben, dürfte diese Lösung die aussichtsreichste und wünschenswerteste sein.



Sommerluft · Von Otto Haendler

Was ist süßer wohl, als im Gras zu liegen,
wenn die Sense sirrt, und, berauscht vom Kuß der
Sonne, weithinaus über goldner Ähren
Woge zu blinzeln.

Aus der blauen Luft, die das Auge blendet,
tropft der Lerche Lied, wie das Singen sel'ger
Engel, die, entrückt von der Welt, im Licht des
Ewigen wohnen.

Um des Träumers Haupt in den grünen Rispen
taumelt, liebetoll, ein Zitronenfalter
seinem Weibchen nach, das entflattert — gelbe
fliegende Blumen.

Kaum daß er's erhascht, — muß er sterben: so ist
kurz auch Menschenglück, wie ein Traum, doch drum nicht
minder Wirklichkeit als die ganze Flucht der
Träume, das Leben!





Ein Erinnern an die Mutter

Von Peter Rosegger

Wenn ein Poet von seiner Mutter erzählt, wird das nicht ein Wiegenlied sein, das er sich selbst singt?

Vor vierzig Jahren, als ich ihren Todestag habe erleben müssen, sang ich ihr ein heißes, ein fast wildes Schmerzenslied. Seither ist jeder Erinnerungstag sanfter geworden und friedlicher und fröhlicher, und heute ist sie mir keine Gestorbene mehr; sie lebt wieder in jener Gestalt, wie sie mich als Knaben über die beblümten Felder hat geführt und liebliche Lieder gesungen, wie sie mich durch dämmernden Fichtenwald hat geleitet und viel heilige Mär hat erzählt von den Himmlischen und auch von den Irdischen, die vor uns gewesen sind im Waldlande.

Der Wald war meiner Mutter angestammte Heimat. Aus seinem Dunkel kam sie heraus mit ihren wundersamen Geheimnissen, mit denen sie mich hat erfüllt. Sie war die Tochter eines Kohlenbrenners, der in den Wildnissen des Kreßbaches und des Teufelssteingebirges die gefällten Hochwaldstämme zu kostbaren Kohlen glutete, wie sie die Hammerschmieden des Mürztales in jenen Zeiten benötigt haben. Und außer Kohlenbrenner ist ihr Vater — wie mir oft erzählt worden ist — auch Schulmeister gewesen, in dessen Hütte die Kinder der Holzknechte, Jäger und Kleingütler zusammenkamen, um das Lesen gedruckter Bücher und das Zeichnen der Rechnungsziffern zu lernen. Das Schreiben hat dieser Schulmeister den Kindern nicht gelehrt, weil er es selber nicht gekonnt hat. Aber die beiden „schwarzen Künste“, die der Mann trieb, setzten ihn nicht in die Macht, seine Familie zu ernähren. Sein Weib stand auf einem nachbarlichen Kleingütel als Dienstmagd; auch das Töchterlein hatte sie bei sich, die kleine Maria mit dem schwarzen Haar und den braunen Augen. Die Kleine wurde freilich nicht erzogen, wie man Kinder erzieht, nur die Bauernarbeit wurde ihr beigebracht, daß sie recht bald ihr Brot verdiene. Und als sie heuen und kornschneiden konnte, da konnte sie auch aus der Hauspostille lesen, wie es ihr ganz mühelos und nebenbei der Vater beigebracht. Dann kam die Maria auf den Allitschhof, der in Krieglach-Alpl noch heute als eines reichen Herrn Jagdhaus steht; dort diente sie etliche Jahre für Kost, Pflege und das allernotwendigste Gewand. Geldlohn gab es damals kaum in der Gegend; man brauchte auch kein Geld, weil jeder eine große Erbschaft bei sich trug — die Be-

dürfnislosigkeit. Von der freilich manchmal Übermenschliches verlangt worden sein mag.

Zu jener Zeit lebte in demselben Alpl ein junger Mensch, der nach des Vaters plötzlichem Tode mit seiner Mutter einen großen Bauernhof zu bewirtschaften hatte. Schon seit Jahrhunderten saßen seine Vorfahren auf demselben Hofe, insgemein genannt „beim Kluppenegger". Sie waren arbeitsam und strenge und hochgeachtet und haben zeitweise das Richteramt geführt in der entlegenen Waldgemeinde. Sie sollen in der großen Hausstube unter einer Diele des Fußbodens eine Bibel verborgen gehalten haben, von der Reformationszeit her. — Dieser junge Mensch nun war eines Tages vor seine Mutter hingetreten mit folgender Darlegung: „Mutter! Von der Kuhhaut ist Leder übriggeblieben. Jetzt kommt der Winter, und das jüngere Dienstdirndl im Allitschhof geht barfuß. Soll ich ihm nit ein Paar Schuhe machen lassen?"

Die Mutter aber war ein strammes Weib, die antwortete: „Uh mein! Wie viel Jungleut gehen nit barfuß! Was kümmerst du dich just um die Allitschhofer Dirn?"

„Sie müßt's ja nit wissen, von wem die Schuh kommen", sagte er.

Da schaute sie ihm prüfend ins Gesicht, das er abwendete. Er hatte sich verraten.

„Wenn Leder da ist — meinetwegen!" Das war endlich der Mutter Bescheid. Eine Woche später hat die junge Maria im Allitschhof von unbekannter Hand ein Päcklein erhalten, und war ein Paar derbgenähter Winterschuhe drin.

Diese Schuhe haben die Trägerin in den Kluppeneggerhof geführt. Die Maria ist Braut des Lorenz Roßegger. Der Bursche war schon früher mit einer Bauerntochter verlobt gewesen, die gar so gerne getanzt hat. Als sich aber bei einem Holzknechtball im Alpsteigwirtshaus herausstellte, daß der Lorenz nicht ungarisch und nicht welisch tanzen konnte, nur zur Not ein wenig steirisch, da hat sie ihm die Verlobung gekündigt. Der Maria hingegen war nichts ums „Herumbären" auf dem Tanzboden, sie tat lieber singen und wußte eine Menge manierlicher und lustiger „Gsanger", die sie — so schüchtern sie sonst war — mit heller Stimme hinjauchzte. — Also, diese zwei Leutchen haben im Jahr 1842 zusammengeheiratet — ein Jahr vor meiner Geburt. Ein Jahr nach derselben fand ich mich, und zwar als Knäblein auf einem Schemel stehend, um die Mutterbrust erreichen zu können. Und als ich satt war, wird sie mich in die Arme genommen und ein Liedel gesummt und wird das eingeschlummerte Kind in die Wiege gelegt haben. — O ferner Tag mit deinem dämmernden Waldhause, mit deiner sanft schaukelnden Wiege und mit dem weißen Mutterantlitz darüber! O heiliger, glückseliger Anfang des Menschenlebens! —

Und dann kamen die Jahre, da der Knabe, der Junge, der Bursche alles sieht, schaut, erlebt, nur die eigene Mutter nicht. Die ist da, so selbstverständlich wie Tag und Nacht; man kümmert sich nicht weiter um die Mutter, man zärtelt sie, man trutzt ihr in der gleichen Minute, man schreit sie an um Milchbrei, man stürmt ins Freie zu wilden Spielgenossen, man ist störrisch und unfolgsam, man vergißt ihrer bei ausgelassenen Kameraden, man flüchtet in ihren Schutz, alles ohne zu bitten,

ohne zu danken; man hängt mit ihr zusammen in grenzenloser Liebe — und weiß es nicht. — Und diese grenzenlose Liebe, wie eng ist sie begrenzt! Es kommt der Tag, da zeigt es sich, daß nur in dieses einzigen Wesens Lichtkreis die Liebe war, die Mutterliebe, die göttlich selbstlose, wie sie nirgends sonst auf Erden wiederzufinden ist und wie sie von allen Völkern der Erde gepriesen wird.

Ich weiß aus frühen Jahren kaum etwas anderes zu melden, als daß die Mutter in beblümten Tonschüsselchen mir wohl zehnmal des Tages die gekochte Kuhmilch in die Hände gibt. Die Blümlein an der Innenseite des Schüsselchens erinnern mich weit mehr als die Mutter, die wohl schmunzelnd zuschaute, wie mir der Trunk geschmeckt. Oft trinke ich die Milch gar nicht mehr aus Hunger oder aus Durst, sondern nur, damit im Geschirr die schönen Blümlein sichtbar werden. — Dann kamen die Zeiten der Waldgänge, der Kirchgänge.

Ich möchte es wohl beschreiben, wie an jenen hohen Festtagen die Mutter gekleidet war. Ihr Brautgewand noch, es soll dem Vater ein Paar junge Ochsen gekostet haben und war sie reichlich wert. Ein ziemlich faltiger Wollenrock, in dessen dunklen Grund hellrote Röslein gewoben waren. Eine schwarzseidene Schürze, die immer ein wenig knisterte, wenn ich mit krampfigen Fäustlein dran festhielt. Dann eine schwarze Seidenjoppe mit hochgebauschten Oberärmeln. Darüber um Nacken und Achseln gelegt ein großes, kirschrotes Seidentuch mit weißen Fransen, das rückwärts in einem breiten Dreieck herabhing und vorn über dem Busen so gelegt war, daß es ein großes, hellglühendes Herz bildete. Ach, das kann man nicht beschreiben, das wäre was für den Maler. — Und über dem glattgekämmten Haar, das an den Schläfen in zwei Strähnchen hervorlugte — die Goldhaube. Diese „Goldhaube“ bestand aus Pappe, Drahtgeflecht und Seide und hatte die Form eines alten römischen Kriegerhelms, nur daß rückwärts eine breite Seidenmasche war und daß Helmsattel und Ohrklappen mit vielen hundert runden, blitzenden Goldplättchen besetzt gewesen sind. Das war eine gar vornehme Bauernweiberfesttracht, damals. In ihr ist meine Mutter mir noch gegenwärtig aus jenen Tagen, ehe die schlimmen Zeiten kamen. Zwischen dem seidenen Busen und der unerhört schönen Goldhaube hat ihr weißes, gutes Rundgesicht auf mich herabgeschaut, wenn wir die Waldstraßen gingen nach dem fernen Gotteshause der heiligen Katharina oder nach dem noch ferneren des heiligen Jakobus oder gar nach dem eine lange Tagereise fernen Wallfahrtstempel Unserer lieben Frau in Maria-Zell. Unterwegs wunderbare Märchen, merkwürdige Sagen, deutsame Sprüche und heilige Lieder. Die Mutter hatte manchmal ein Bündel von Nahrungsmitteln auf den Rücken gebunden, und wenn ich sagte, ich sei müde oder mich wetze der Schuh, so nahm sie mich auf das Bündel und trug uns beide, und ob auch sie müde sei oder ihren Fuß der Schuh wetze, danach hat niemand gefragt. Kehrten wir in ein Wirtshaus ein, so schnitt sie erst mir die Semmel in die Suppe, und wenn ich versorgt war, aß auch sie in ihrer langsamen, bescheidenen Weise. Auch darum, ob sie Hunger habe und wohl satt werde, hat sie niemand gefragt.

Selten und seltener sang die Mutter ihre frohen Lieder, um so lieber die ernsten. Denn es war das Leben ernst geworden. Nach mir waren noch sechs Kinder gekommen, wovon zwei in der Wiege starben. Es waren Krankheiten ge-

kommen und wirtschaftliche Mißgeschicke. Trotzdem suchten die Nachbarsleute in ihren Anliegen Rat und Trost und auch Hilfe bei meiner Mutter. Sie gab, solange sie hatte. „Wo werden wir denn noch hinkommen bei deiner Freigebigkeit?“ rief einmal der sparsame Vater aus. „In den Himmel!“ antwortete sie. Das war dem Vater recht, der sich allmählich mehr von Werten der Welt abkehrte und sich religiösen Anbildern hingab. Auch in der Not ließ die Mutter ihr Singen nicht. Während sie uns Kinder wusch und kämmte oder im Stalle die Kühe molk oder am Herd die Suppe kochte, sang sie in ihrer schönen, leicht gedämpften Stimme Lieder vom Leiden Jesu oder von Unserer lieben Frau. Und an Winterabenden beim Garnspinnen sang sie gemeinsam mit einer Magd, und wir Kinder saßen bei dem Vater am Tisch oder auf der Ofenbank, und das Gesinde an den Wandbänken herum, und wir hörten zu und freuten uns allesamt auf Jesus und Maria, die wir im Himmel sehen würden.

„Wenn mer nur schon drüben wären!“ sagte da einmal der alte Knecht Markus, „über den tiefen Graben. Die schmal Brucken tu ich fürchten.“

„Lapperl!“ entgegnete die Mutter, „hast ja Glander (Handhaben) auf beid' Seiten.“

Sie meinten das Sterben, und die „Glander“, das waren Jesus und Maria.

Ein paar Elternworte aus jenen betrübten Zeiten habe ich mir gemerkt. So sagte mein Vater in seiner langsamen, sanften Weise: „Wenn dir wer was antut, Peterl, nix nachtragen, von Herzen verzeihen!“ — Oder: „Alleweil bei der Wahrheit bleiben, nachher kann dir nix geschehen.“ — Oder: „Nit verzagt sein, Leut', 's dauert ja nit lang auf der Welt.“ — Oder: „In Kreuz und Leid sich schön in den Willen Gottes ergeben.“ — Oder: „Man soll halt auch mit schlechten Leuten gut sein.“

Und meine Mutter sagte einmal anläßlich eines Nachbarpfarrers, der fromm predigte und unfromm lebte: „Den Geistlern soll man zuhören, aber nit zuschauen.“ — Ein anderes Mal tat sie den Ausspruch: „Essen und reden nit z' viel; trinken und strafen nit z' gach; schlafen und beten nit z' lang.“

Frömmlerisch war sie nicht. Doch deucht es mich, es ist ihr manchmal bange geworden, wenn schon damals im Waldland davon gesprochen wurde, es würde einmal eine Zeit kommen, da die Leute nicht mehr an Gott glauben. „O mein Gott!“ sagte sie einmal, „wenn sie ihren Glauben verloren haben, was wird das für eine Trauer sein auf der Welt!“ Gute Mutter! Wenn du sehen könntest, mit welch ausgelassenen Freudensprüngen sie heute ihre Gottlosigkeit feiern! — Ihr Christentum bestand vor allem darin: Fleißig arbeiten, den Leuten gut sein und auf unsern Herrgott vertrauen. So ganz weltabgekehrt, wie endlich mein Vater, ist sie nie geworden. Sie war es, die das Haus noch so weit aufrechthielt, daß wir nicht gerade darben mußten. Und immer wußte sie sich auch anderen Leuten nützlich zu machen. Wenn in der Gegend wer krank war, brachte sie ihm Hausmittel oder zukömmliche Bissen. Wenn wer starb und die Leute an der Bahre nächtlicherweile Wache hielten unter Beten und Singen, da ist immer meine Mutter gebeten worden um ein Totenlied oder um einen Gesang von Unserer lieben Frau, oder daß sie etwas vorlesen möchte aus dem Erbauungsbuch. Die meisten anderen

hatten ihr bißchen Lesen ja längst vergessen oder konnten es wenigstens nicht so gut wie meine Mutter. Sie las nicht trocken und eintönig, wie man „liest“, sondern lebendig und eindringlich, wie man spricht. Mein Vater, der keinen Buchstaben kannte, hat bei solchem Lesen die Mutter in Andacht und Freude betrachtet — voller Glück darüber, daß er auf seinem harten Wege zum Himmel gerade diesen Kameraden hat finden mögen.

Freilich, auch ich konnte lesen, sogar schreiben. Aber das war meinen Eltern nicht das Richtige, denn ich las zuviel, und so in mein zwölftes Jahr gekommen, wollte ich gar nichts mehr tun als lesen und schreiben. Ein mißlungener Bauer. Nun begann meine Mutter hausieren zu gehen zu den Pfarrhöfen weitum, mit ihrem Buben, der Geistlich werden wollte. Was da zu machen sei, ihn ohne Geld in die Studie zu bringen? Sie fand kein rechtes Entgegenkommen und hat den Buben allemal wieder mit heimgebracht. Endlich — ’s ist das ja schon zu oft erzählt worden —, als der Bub siebzehn Jahr alt war, hat ihn ihr ein Schneidermeister abgenommen. Das Schneidern wäre zwar auch nichts fürs Lesen und Schreiben, aber immerhin schon eine wesentlich geistigere Arbeit als das Pflügen und Dreschen. Das war meiner Mutter recht, da kam ich ja allsamstägig wieder nach Hause, und sie konnte mich in allem, wo es not tat, bemuttern. Aber als ich fünf Jahre später plötzlich in die Fremde ging, nicht als Handwerksbursche, sondern in die ferne große Stadt, um ein Student zu werden und doch nicht auf geistlich zu studieren — da ist ihr bange geworden. Sie war nicht mehr so gesund wie in junger Zeit, ist oft im Fiebern und Hitzen dahingelegen, dann doch immer wieder auf die Füße gekommen, mußte aber einen Stock haben zum Gehen; und die durch Arbeit und Gicht verkrüppelten Hände zitterten ein wenig, wenn sie sich auf den Stock stützten. Ihr Haar war noch glänzend schwarz und ihr Gesicht weiß und jugendlich. Sie soll tagelang bitterlich geweint haben, als sie ihren Ältesten so in die dunkle Ungewißheit hinein verlor, aber zur Stunde, als ich reisebepackt vor sie hintrat: „Nun, Mutter, behüt’ Euch Gott!“, da hat sie mir ein Papierbildchen der heiligen Jungfrau in den Sack gesteckt, hat mit dem Daumen über mein Gesicht ein Kreuz gemacht, und geweint hat sie keinen Tropfen. „’s Herz schwer machen,“ soll sie zu meiner Schwester gesagt haben, „das hat’s schon gar nit not; er geht er hart fort.“

Bald kamen für die Mutter aber tiefere Leiden. Etliche Leute waren, besonders ein Kaplan in Krieglach, die redeten herum: der Kluppenegger-Peterl zu Graz täte auf den Antichrist studieren und vom heiligen Glauben abfallen. Meine Mutter hat nichts darauf gesagt als: „Derlogen ist’s. So ist er nit!“ Weil jedoch das Gerede immer ärger wurde, so hat sie eines Tages von ihrer Dienstmagd die Sonntagsjoppe entlehnt (denn sie selber besaß keine ungeflickte mehr), hat ein Handkörbchen genommen, ein Stück Rauchfleisch und einen Schnitten Weißbrot und den Stecken, und hat sich auf den weiten Weg gemacht nach Graz. Dort hat sie im lichten Zimmerchen einen munteren Bettelstudenten gefunden, in schwarzem Tuchgewand, das Haar hübsch mit Wasser geglättet und nach rückwärts gekämmt, und um ihn Bücher, lauter Bücher. Die Wäsche in der Lade war in guter Ordnung, das Bett mit schneeweißem Linnen überzogen, und über dem Bette hing das

Bildchen Unserer lieben Frau, das sie ihm hatte mitgegeben. Nun sieht sie es: er ist bei guten Leuten und hat noch den Glauben. Aber als ich sie in der Stadt herumführe und zu meinen Bekannten und Gönnern, da ist sie auf der Straße ohnmächtig geworden und neben meiner zu Boden gesunken. Noch heute wundert es mich, wie gefaßt ich es ertragen konnte, als sie mehrere Tage lang im stockfremden Spitale lag, zwischen vielen Betten und Kranken, weil es mir nicht gestattet war, sie in meinem Zimmer zu behalten. Indessen hat sie sich bald erholt und ist damals — sowie noch ein zweites Mal, als sie mich in Graz besucht — glücklich und glückselig nach Hause gekommen. Sie hatte gesehen: unter schlechte Leute war ihr Bub nicht geraten, und von einem Antichrist war an ihm auch just nichts zu verspüren.

Der nächsten Jahre Sommerferien habe ich daheim zugebracht im Vaterhause. Wenn ich bei meinen Büchern und Schriften saß, waltete sie emsig und froh um mich herum und ließ es nicht merken, wie krank sie war. Leid tut mir heute noch jeder Waldgang, jede Bergwanderung, die ich in jenen Ferien machte. Ich versäumte damit ja die letzte Lebenszeit der Mutter. Einmal habe ich sie mitgenommen, zu Wagen, auf einen solchen Ausflug, aber er hat ihr nicht wohl bekommen. Es ging nämlich in Alpel der Ruf um von einem Bauerndoktor in Fischbach, der nahezu Wunderkuren vollbringe. So führte uns eines schönen Sommertages der Vetter Steffel mit seinen Pferden dahin durch die schönen hohen Wälder. Die Fahrt war lang und der Weg bergig und holperig und der Wunderdoktor — als wir endlich sein Haus erreichten — besoffen. Er untersuchte die Mutter wichtigtuerisch und sagte dann mit grölender Stimme: „Ja, mei liabe Kluppeneggerin, du muaßt sterbn!“

Unser Kutscher hörte das und schrie dem Mann schauderhaft grob ins Gesicht: „Muaßt nit du ah sterbn? Na, du wirst a so hin, alts Kamel, gottverfluachts!“

Meine Mutter hat krampfhaft aufgelacht, ist aber betrübter nach Hause gekommen, als sie ausgefahren war.

Sie lebte noch ein paar Jahre so weiter, manche Woche danieder im Bett, dann doch wieder mühsam im Hause herumschaffend, gemeinsam mit ihrem gottergebenen Mann und mit den heranwachsenden Kindern, die nicht in die Fremde gegangen waren. Dann erlebte sie noch, wie ein neues, gedrucktes Liederbüchlein ins Haus kam, das ganz in steirischer und gar deutlicher Weise verfaßt war, und das ihr Sohn in der fernen Stadt zusammengedichtet hatte. Und es kamen weltfremde Leute ins dunkle Waldhaus und lobten ihren Sohn über die Baumwipfel hinauf. Der Sohn aber strebte in der fernen Stadt seinem Lernen, seinen Arbeiten, seinem jungen Ruhme nach, bis er eines Tages im Winter 1872 die Nachricht erhielt, daß seine Mutter gestorben sei.





Furchtlosigkeit

Von Heinrich Scharrelmann

Wieder ist es Sonntag. Und überall hält man Sonntagsruhe. So viel heiliger ist das Leben als gestern. Nicht nur die Menschen feiern den Tag des Herrn, auch die Natur tut es. Der Wind schweigt. Lautlos und regungslos hängen die Blätter an den Bäumen und lassen sich von der warmen Sonne durchglühen. Die Wolken, die kleinen, niedlichen, weißen Wolken, stehen stundenlang an demselben Platze des Himmels. Der See liegt feierlich und spiegelglatt vor mir. Die vorlauten Spatzen sitzen in den Dachrinnen und blinzeln beschaulich auf die sauber gefegten Straßen hernieder. Selbst die Krähe, die über dem Hause dahinfliegt, schwebt mit sinnigen Flügelschlägen durch die blaue Luft. Die dicke Kreuzspinne hängt in ihrem Netze und arbeitet mit den Händen, als bete sie einen Rosenkranz ab. Eine unendliche, heitere Ruhe liegt über allem.

Und nun die Menschen erst! Der Nachbar steht in seinen frischen bunten Hembärmeln vor der Tür und blickt seelenvergnügt die Straße hinauf und hinab, als wollte er sagen: Endlich einmal ein Tag, an dem sich's zu leben verlohnt! Großmutter Müller, die an einem Stocke mit einem dicken Gummifuße geht, humpelt zum Weißbrotbäcker, aber bei jedem Tritt, den sie macht, lacht ihr Sonnenschein aus den Augen.

Freilich, an einem solchen Tage, da soll sich wohl Schwermütigkeit und böse Laune, Haß und Zank und Unfriede aller Art verkriechen! Ach, daß doch alle Tage Sonntag wäre! Ob es wohl anginge? Ob man wohl alle Tage in solch feierlich-fröhlicher Stimmung sein könnte? Sicherlich nicht!

Es ist doch immer wieder die alte Geschichte: Wer keine Sorgen hat, der macht sich Sorgen, und bekanntlich gehört eine Reihe von guten Tagen zu den Unerträglichkeiten des Lebens. Jeder verdirbt sich mehr oder weniger höchsteigenhändig und eigensinnig sein Leben durch das Grübeln über Dinge, die ihn eigentlich gar nicht kümmern, durch Angst um Sachen, deren Kommen doch nicht einmal sicher bevorsteht. Die Folterkammern des Mittelalters sind freilich aus der Außenwelt verschwunden, führen ihr Verderben spendendes Leben aber weiter in der Brust der meisten Menschen.

Unser Blut ist zu schwerflüssig, zu eingedickt durch die vielen vergiftenden Sorgen, die sich darin eingenistet haben. Wer hat heute noch ein gesundes, frisches und ungekünsteltes Empfinden? Wer vermag sich noch kindlich einem harmlosen Genusse hinzugeben? Die wenigsten, und selbst die noch unvollkommen.

Man muß es tausendmal eingesehen, das heißt erlebt haben, um zu wissen, daß neunundneunzig Hundertstel unserer Sorgen wirklich unnütz waren. Durch Lebenserfahrung lernt man das mit der Zeit erkennen. Daher auch die größere Ruhe und Selbstsicherheit, die alten Leuten eigentümlich ist. Ja, wenn wir alle diese Erfahrungen schon in der Jugend machen könnten! Wenn wir dann schon geschult würden, nur um das zu sorgen, was uns 1. allein angeht und 2. unabänderlich ist. Wenn wir etwa schon als Kinder oder doch im Jünglingsalter lernen könnten, dem Leben und seinen Schicksalsschlägen mit derselben Furchtlosigkeit entgegenzutreten, die wir in Gedanken und Worten manchmal in solch reichlichem Maße zu besitzen glauben, und die unseren Taten, ach, so oft! gänzlich mangelt.

Zur Furchtlosigkeit aber läßt sich nur erziehen, wem ein tiefes Verständnis für die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens aufgegangen ist.

Diese Einsicht aber basiert allein auf Vertrauen zum Leben und den ungezählten Auswegen, die es jedem einzelnen bietet, basiert auf Gottvertrauen, wenn man diesen Ausdruck lieber will.

Aber beruht nicht unsere ganze Kultur auf der Sorge um unser und anderer Wohl? Sind nicht die Erfindungen und Entdeckungen gemacht, weil sich solch ein Tor um Dinge sorgte, „die ihn eigentlich gar nichts angingen“? Freilich, das schon! Aber um solch menschenfreundliches Sorgen und Mühen handelt es sich auch gar nicht, sondern um unseren täglichen und stündlichen Kampf mit den grauen Gespenstern, die uns unsere Zukunft entgegenbringt. Der Kampf gegen diese Furcht vor kommendem Unheil und Mißgeschick ist notwendig und unerläßlich. Solche Furcht frißt am Lebensmarke.

Ich glaube die Erfahrung gemacht zu haben, daß unproduktive Menschen am meisten unter der Geißel dieses Gespenstes zu leiden haben. Wer nicht gewohnt ist, eigene Wege zu gehen, selbständig auf Auswege zu sinnen, wer seine schöpferischen Kräfte nicht in sich zur Blüte brachte, der wird um so eher art- und tatlos allem drohenden Ungemach gegenüberstehen.

Weckt die produktive Kraft im Kinde! Erhaltet den dichterischen, schöpferischen Funken in ihm und entfaltet ihn zur Flamme! Geistesgegenwart haben heißt blitzschnell da einen produktiven Gedanken denken und in die Tat umsetzen, wo andere ohnmächtig die Hände in den Schoß legen. Zur Geistesgegenwart aber, zum entschlossenen, richtigen Handeln aber bereitet man ein Kind nur vor durch — produktiven Unterricht.





Der weißgelbe Kakadu

oder Das Problem der Psychologie des Vogels

Tragikomödie aus dem Künstlerleben

Von John D. Warnken

„Sieh doch dieses herrliche Tier! M i r, gerade m i r muß es in die Arme fliegen! Gestern noch ein Enterbter, heute ein Günstling des Schicksals! Ist es nicht wie eine Legende? M u ß ich nicht wieder an das Leben glauben?“

Wie in Begeisterung hielt Alvar seiner kleinen Frau einen Kakadu entgegen; einen großen weißgelben Kakadu. Schwer fiel der schöne Kopf des Tieres mit der stolzen Haube ins Genick zurück.

Die kleine Frau, die durch das hohe Fenster des dürftigen Ateliers über die fast schneefreien Dächer hin geträumt hatte, wandte sich um und trat mit müdem Gesichte näher. Erstaunt sah sie auf den Vogel, der kein Lebenszeichen von sich gab.

„Der ist ja tot!“ rief sie erschrocken aus.

„Tot! Wie schnell du wieder urteilst!“ sagte Alvar verweisend. „Weil er den Kopf baumeln läßt, weil seine Beine erstarrt sind, muß er tot sein! Weiberlogik! Und sein Herzschlag, den ich in meiner Hand fühle? ... Glaube mir, es ist ein langer Weg vom Leben zum Tode. Man kann beides sein; aber man kann auch beides n i c h t sein. Das wirst d u nie begreifen.“

Die kleine Frau sah ihn verständnislos an. Aber wenn Alvar so sprach, durfte sie nichts sagen.

„Tot! Hältst du die Natur für eine Dilettantin? den Kreislauf aller Dinge für ein Ammenmärchen? Denkst du, es gebe Zufälligkeiten? Nein, nein! Alles hat seinen Grund! Alles! Wenn dieser Kakadu mir in die Arme flog, ausgerechnet mir, so ...“ Erregt unterbrach er sich. „Sieh doch! Die Augenlider zittern! Herrlich! dieses Farbenspiel in dem bläulichen Grau! Opale, könnte man sagen! Opale, die sich geheimnisvoll unter einem Schleier brechen. Sterbende Opale ... Er öffnet den Schnabel! Er streckt die Zunge heraus! Welch ein Farbeneffekt! Wie ein dunkler Rubin auf schwarzem Sammet!“

„Ich glaube, er lechzt nach Wasser“, sagte die kleine Frau ruhig.



„Natürlich! So hol doch schon Wasser! Er verdurstet ja!"

Sie brachte ein Schälchen Wasser. Alvar versuchte dem Vogel den Schnabel zu öffnen. Umsonst.

„Du!" sagte die kleine Frau, und in ihren Blick trat Entsetzen. „Wenn er gestorben wäre, als die Augenlider zitterten! ... Der Schnabel ist vielleicht so fest geschlossen wegen der ... Leichenstarre!"

„Leichenstarre!" Alvar schrie es förmlich. „Fluch über die Sensationssucht der Frau unserer Tage! Er lebt! sage ich dir. Verstehst du?! Er muß leben!! Ich will doch an diesem Kakadu die Tierseele ergründen. Gerade seine Seele hat etwas erschüttert. Alles darin muß erwacht sein. Sie hat furchtbare Stunden durchlebt und durchlebt sie noch: Angst, Entsetzen, Verzweiflung! Eine Fundgrube für den Psychologen!"

Die kleine Frau verstand ihn nur halb.

„Wer hat ihn dir geschenkt?" fragte sie zögernd.

„Geschenkt? Gefunden habe ich ihn. Im Englischen Park. Weil der Schnee so gut wie weggetaut ist, hoffte ich unter den alten Eichen noch ein paar Eicheln vom letzten Herbst zu finden. Es ist eine Plakatkonkurrenz für Eichelkaffee ausgeschrieben. Ich muß endlich einmal wieder ein solches Preisboxen mitmachen, um nicht ganz zu verblöden. Ausgeschlossen, auf eine gute Idee zu kommen, wenn man nicht der Natur direkt in die Augen sieht. Aber natürlich waren keine Eicheln da."

„Und wie willst du es jetzt machen?" fragte die kleine Frau enttäuscht.

„Aber das ist ja Nebensache", wies Alvar sie gereizt zurück. „Hör doch zu! Also, als ich noch suche, raschelt es plötzlich nicht weit von mir in den Bäumen, und gleich darauf fällt etwas zu Boden, das aussieht wie zusammengeballtes weißes Papier. Ein Junge hebt es auf, betastet es und legt es wieder hin. Die Sache interessiert mich. Ich trete näher. Was meinst du, daß es ist? Dieser Kakadu! Als ich ihn aufhebe, öffnet er für eine Sekunde die Augen und wirft einen Blick furchtbaren Entsetzens auf mich. Dann streckt er den einen Flügel halb von sich. Blendend reflektieren die weißen Federn das Sonnenlicht. Da überkommt es mich!! ‚Willst du ihn mitnehmen?' frage ich den Jungen. ‚Nee. Der is ja doch gleich dod', antwortet die entmenschte Kreatur. Entschlossen stecke ich den Kakadu unter meinen Havelock und mache mich davon. Ahnst du, was mich gepackt hatte?"

Die kleine Frau schüttelte den Kopf.

„Eine Plakatidee!" rief Alvar ihr triumphierend entgegen. „Höchste Zeit! denkst du natürlich. Sonst verhungern wir. Bitte, ich kenne deine Gedanken! Aber ich sage dir: Wir werden nicht verhungern. Diese Idee bedeutet einen Wendepunkt in unserem Leben. Sie ist grooosß—aartig!"

„Für Eichelkaffee?" unterbrach ihn die kleine Frau.

„Ach was!" stieß Alvar mit verzerrtem Gesicht hervor. „Doch nicht für Eichelkaffee! Überhaupt: Eichelkaffee! Ich danke! Die Kunst als Sklavin eines Proletariergesöffs! Nein, nein! Ein Zigarettenplakat! Havannazigaretten! Havanna!! Schon das Wort! Darin liegt Rausch, Geheimnis,

Traum! Das schreit nach künstlerischer Gestaltung. Dieser Kakadu sitzt auf einer Stange; ganz am äußersten Ende. Die Kette am Fuß, die ihn fesselt, ist straff gespannt; weiter kann er nicht flüchten; Entsetzen steht in seinen Augen. Jemand — eine glutäugige spanische Schönheit oder ein frecher Inselknabe; das ist ja ganz gleich — bläst ihm den Dampf einer Zigarette ins Gesicht. Den einen Flügel drückt er fest an den Körper; den anderen streckt er, wie zur Abwehr, in die Luft; in seiner ganzen Spannung ... Vielleicht denkst du: Kitsch! Aber stelle dir diese große weiße Fläche des Flügels vor; diese geschlossene Wirkung; diese ... Schon wieder die trockene Zunge! Schnell dein Augentropfglas!"

Die kleine Frau lief und war gleich wieder da.

„So!!" sagte Alvar befriedigt. „Damit kann man ihm das Wasser direkt bis vor die Gurgel bringen. Sieh doch, wie er schluckt! So ist's schön, so ist's schön, mein Tierchen! So, sooo ... Und weißt du was dann?"

Die kleine Frau sah ihn fragend an.

„Dann stecken wir ihn in die Ofenröhre. Der Kachelofen ist gerade das richtig temperierte Sanatorium für ihn. Die Hand der Vorsehung! Begreifst du? Darin wird er auftauen."

Alvar wickelte den Kakadu in alte Mallappen, so daß nur der Kopf frei blieb, und schob ihn vorsichtig in die Ofenröhre.

„So, sooo ... mein Kakaduchen. Nun wird dir bald anders werden." Sich seiner Frau zuwendend fuhr er fort: „Wir wollen ihn adoptieren. Und wenn er wieder gesund ist, soll er Modell stehen."

„Ich glaube, es ist Funddiebstahl", sagte die kleine Frau nachdenklich und warnend.

„Funddiebstahl?" fuhr Alvar auf und sah sie empört an.

„Er ist doch sicher jemandem weggeflogen. Oder meinst du, er wäre aus dem Nest gefallen?"

„Nest gefallen! Dummheit! Witze sind hier durchaus nicht angebracht! — — Aber Funddiebstahl? Möglich ist ja schließlich alles. Wir leben nicht im Elysium. Die Polizei scheut vor nichts zurück. Sie pfeift auf die Künstlerseele. Der Buchstabe des Gesetzes und ..."

„Und dann kommst du ins Gefängnis."

„Blödsinn! Sag doch lieber gleich ins Zuchthaus! Man bezahlt einfach die Strafe."

„Wenn man Geld hat", sagte die kleine Frau traurig.

„Ach so! ... Geld ... Aber es merkt ja niemand. Der Junge kannte mich nicht."

„Ich brächte ihn zum Fundbureau."

„Und meine Plakatidee? Die hast du natürlich längst vergessen. Für dich existiert der Kakadu nur als solcher. Du begreifst nicht, daß es sich hier um viel mehr handelt: um meine künstlerische Zukunft; um unsere Existenz. Ja, ja! Unsere Existenz. Fundbureau! Da hört deine Weisheit auf. Ein Kakadu ist doch keine englische Grammatik oder ein Pompadour oder ein Gummischuh! Auf deinem Fundbureau läßt man ihn einfach krepieren. Was ist er den Leuten

da? Ein gefundener Gegenstand. Nummer soundso viel; weiter nichts. Und überhaupt! Anstatt uns aufzuregen, wollen wir lieber erst einmal abwarten, ob er morgen in der Zeitung gesucht wird."

* * *

Während des Nachmittags nahmen Alvar und seine Frau den Kakadu ungezählte Male aus der Ofenröhre, um ihn zu betrachten.

„Großartig, so ein Kakadu!" sagte Alvar. „Oft dachte ich im Zoologischen Garten: man müßte einen malen. Aber die Leute da, die Leute! Immer bleiben sie stehen und glotzen einen mit blöden Augen an. Man ist für sie nur ein Tier mehr, auf das sie abonniert sind. Pictor vulgaris, der gemeine Maler. Und dann der Kakadu so hinter dem Gitter! Man kommt sich nicht näher. Es führt gar keine Brücke zu seinem Wesen. Man steht sich wie zwei Feinde gegenüber und kann nicht ineinander aufgehen in Liebe und Hingebung. Ja, unser Kakadu! Das ist etwas ganz anderes! Er wird mich lieben. Er wird sein Futter aus meiner Hand fressen; er wird mit seinem Schnabel zärtlich meine Wange streicheln und vor Wohlbehagen leise mit der Zunge schnalzen. So kann ich in meiner Arbeit ganz aufgehen; so kann ich schaffen, was unsere Zeit unmöglich nennt, was die Kunst unter titanenhaftem Ringen sucht!"

Alvar umfaßte den Vogel mit einem Blick. Langsam zog er den rechten Flügel in seiner ganzen Breite auseinander.

„Gelb und weiß! Wieviel Wucht ist doch in diesen beiden lichten Farben, wenn sie zu einem kraftvollen Akkord symphonisch gebunden sind! Weißt du, wie man die starken, symmetrischen Federn hier oben nennt? Schwungfedern. In ihnen liegt die Kraft des Vogels. Durch sie beherrscht er die Luft. Die unteren sind viel schwächer, siehst du? Und die Schwanzfedern ganz symmetrisch."

Alvar blies in die feinen Federchen, die wie Schuppen die Brust bedeckten. Wie eine leichte Wolke hoben sie sich. „Wie Daunen", sagte er. „Und die Schopffedern: wie graziös und majestätisch zugleich erheben sie sich auf dem Kopfe! Wie verschieden doch alle diese Federn sind! Wie grundverschieden in der Zeichnung und in der Schwere ... Ja, ganz besonders in der Schwere."

Alvar unterbrach sich. Seine Augen wurden plötzlich weit. Pathetisch fuhr er fort:

„Welch eine Aufgabe für den Künstler, gerade das festzuhalten! Darin liegt die ganze Psychologie dieses Kakadus, des Vogels überhaupt. Nicht in der Anatomie, nur im Verhältnis der verschiedenen Federn zueinander. In ihrer Schwere; in ihrem Gewicht. Das darzustellen!! ... Blasphemie, ein Plakat aus dem Kakadu machen zu wollen! Ein Kunstwerk will ich machen, ein freies Kunstwerk! Endlich einmal wieder eine Inspiration direkt aus der Natur! Ich ertrage es nicht mehr, dieses elende Leben ohne ungehemmten Flug der Seele. Immer denken müssen mit dem Hirn der Krämer, die bezahlen! Gerade so bezahlen, daß man zwischen Tod und Leben bleibt; den Kopf im Genick hängend, wie dieser Kakadu! Pfui Teufel!"

* * *

Die kleine Frau hatte währenddessen die Lampe angesteckt.

„Soll ich sie dir auf den Zeichentisch stellen?" unterbrach sie ihn.

„Wen?" fuhr er entrüstet auf.

„Die Lampe. Du mußt doch den Briefkopf fertig machen."

„Briefkopf! Gemeiner Frondienst für Kosmos G. m. b. H.!" lachte Alvar wild auf. „Dem Sklaven die Peitsche! Ja, ja! Du hast recht: das Hungertuch!"

Er schob den Kakadu wieder in die Ofenröhre und machte sich mit verbissenem Grimme über seine Arbeit her.

Nach zwei Stunden war er fertig. Seine Frau hatte den Tisch gedeckt. Er setzte sich zu ihr auf das alte, graue Sofa.

„Die Kunst im Dienste einer Margarinefabrik! Moderne Renaissance! Ich habe fünf Jahre die Königliche Kunstakademie besucht! Ich habe eine silberne Medaille! Der Hohn der Zeitgenossen!"

Sein Blick fiel auf den Kakadu in der Ofenröhre. Er kam nicht davon los und aß mechanisch. Nach Minuten des Schweigens sagte er: „Oh! über unsere Zeit der überreizten Sinne! Ihr ist es nicht beschieden, das Problem der Psychologie des Vogels zu lösen. Sie will nur das G a n z e. Ängstlich scheut sie davor zurück, sich zu vertiefen. Zeiten der Ruhe, der Abgeklärtheit sind nötig, ein solches Werk zu begreifen. Heute begegnen sich Wissenschaft und Kunst als Feinde. Ein Genie, wer sie zu versöhnen weiß. Ein Idiot, der moderne Maler, der da glaubt, dieser Lorbeer blühe ihm! Er ist nur Pionier einer neuen künstlerischen Zukunft. Der B e g r i f f der Kunst ist ihm alles. Der G e g e n s t a n d läßt ihn kalt. Der Gelehrte aber will gerade i h n. Und er will nicht eine halbe Meile zurücktreten und die Augen zukneifen wie ein betrunkenes Huhn. Nein, er will ihn unter die Lupe nehmen, unter das Mikroskop, bis sein Gehirn davon schwanger ist ..."

„Man müßte eine ganz genaue Miniatur daraus machen", sagte die kleine Frau. Alvar griff sich entsetzt mit beiden Händen an den Kopf.

„Um Gottes willen! O si tacuisses ...! Dieses Problem bedarf der G r ö ß e, der W u c h t! ... D a s wäre eine Lösung: P o r z e l l a n!! K o p e n h a g e n e r Porzellan. Herrlich! Die weiße weite Spannung des Flügels; das blasse Gelb des Schopfes; das matte Grau des Schnabels ... Aber auch n u r K o p e n h a g e n e r Porzellan. M e i ß e n würde einen ausgestopften Vogel daraus machen. Alles ist r i c h t i g bei Meißen: Wissenschaft. Kopenhagen aber gibt die S e e l e: Kunst. Aber das Gewicht der Federn? Daran wird auch Kopenhagen scheitern. Seine Stärke ist die Großzügigkeit der Fläche, die gewaltige Geste der Anatomie. Meißen u n d Kopenhagen! Beide zusammen. Ja, d a s wäre etwas. Aber sie würden aneinander verbluten."

Alvar hatte den Kopf sinnend auf die Brust sinken lassen. Lange saß er so. Plötzlich hob er den Blick. Alles an ihm leuchtete. Im Banne einer Idee, die ihn ganz erfüllte, sagte er in wachsender Erregung:

„Und es gibt d o c h eine Lösung. Ich werde den Kakadu z e i c h n e n. Detailliert. Die künstlerische Impression jedes einzelnen Details, nachdem ich es wissenschaftlich ganz durchdrungen habe. Und alles zusammengehalten zu einer einzigen gewaltigen Impression des Ganzen. In Bleistift! B l e i s t i f t gibt

Ahnungen wieder und Hauch und Duft: das ist Seele. Blei kann auch das Gewicht der Federn wiedergeben. Es kann alles. Es ist das seelenvollste Material, das es gibt. Jedes Stäubchen Graphit löst sich, vibriert, reflektiert eine Seelenschwingung."

So sprach Alvar noch lange weiter. Um Mitternacht erhoben sie sich, um zur Ruhe zu gehen.

Alvar trat in ein enges Nebenzimmer, in dem außer dem Bette gerade noch ein Waschtisch Platz hatte. Während er sich auskleidete, machte die kleine Frau sich ihr Lager auf dem Sofa zurecht.

Als sie sich niedergelegt hatte, kam Alvar zu ihr und setzte sich halbausgekleidet auf den Rand des Sofas. Ihre Hand nehmend sagte er:

„Das Wichtigste ist das Papier. Es muß bei der Berührung durch den Bleistift die feinsten Schwingungen der Hand zu reflektieren vermögen. Im „Kosmos" haben sie ein solches Papier. Neulich mußte ich den Katalogdeckel für die Vereinigten Seifenfabriken darauf zeichnen. Es war, als ob meine Empfindungen sich langsam auf dem Papier ausbreiteten. Zuerst wie ein Hauch, wie eine zage Ahnung; dann immer deutlicher; sichtbar, greifbar. Ja, greifbar! Es klingt unglaublich! Doch als ich um ein paar Bogen für eigene Versuche bat, verweigerte man sie mir. Es sei ein Geheimnis der Firma! Ein indisches Papier! Nirgend zu haben als bei ‚Kosmos' G. m. b. H.! Diese widerwärtigen Banausen! Hättest sehen müssen, wie sie sich dabei in die eckige Parvenubrust warfen. Aber ich bitte noch einmal darum. Fußfällig. Hier handelt es sich um das Höchste. Hier gibt es keine Erniedrigung vor Menschen. Auf dem Papier bringe ich es fertig, das Kunstwerk. Glaubst du wieder an mich?"

Die kleine Frau antwortete nicht; sie schlief.

* * *

Als Alvar am nächsten Morgen in das Atelier trat, stieß er einen Schrei aus. Der Kakadu lag im Kohlenkasten. In der Nacht war er langsam wieder zu sich gekommen und hatte einen Fluchtversuch gemacht. Dabei war er aus der Ofenröhre gefallen.

Mit angehaltenem Atem befreite Alvar sein Gefieder vom Kohlenstaub und betastete ihn. Das Tier bewegte den Kopf und machte einen schwachen Versuch, sich mit den Beinen zu wehren. Die Zehen krümmten sich, als ob sie etwas umkrallen wollten.

„Er ist aufgetaut! Er ist aufgetaut!" jubelte Alvar so laut, daß seine Frau erwachte.

Lange liebkosten sie zusammen den Kakadu.

Nach dem Frühstück ging die kleine Frau zur Hausmeisterin hinunter, um die Zeitung zu borgen.

In großer Spannung durchflogen sie die Blätter. Da kam es: Verloren! Da stand es: Ein Kakadu fortgeflogen. Dem Überbringer Belohnung. Abzugeben usw.

„Das kann auch ein anderer Kakadu sein", sagte Alvar. „Ich gebe ihn nicht her. Fällt mir gar nicht ein! Ich habe ihm das Leben gerettet; er gehört mir."

Doch die kleine Frau drang in ihn:

„Und wenn der Verwalter uns wegen der Miete auf die Straße setzt, dann sieht man den Kakadu und erinnert sich der Zeitungsannonce, und die Polizei ...“

„Hör auf!“ schrie Alvar sie an. „Ich gebe den Kakadu nicht her! Verstehst du?! Ich will ihn zeichnen. Ich bin Künstler. Oder vielmehr, ich will endlich wissen, ob ich noch einer bin. Vielleicht ist schon alles in mir gestorben, und ich gehöre längst zur Viehherde der aufgeblasenen Dilettanten. Seit Jahren arbeite ich nur mit dem Hirne von Kosmos G. m. b. H. Höchste Zeit, daß mich einer findet, wie ich den Kakadu gefunden habe; einer, der mich in die Ofenröhre schiebt, damit meine erfrorene Seele auftaut.“

* * *

Am nächsten Morgen machte der Kakadu seine ersten Gehversuche. Unermüdlich hackte er mit dem Schnabel in die Fugen zwischen den ausgetrockneten Brettern des Fußbodens und zog unter Anstrengung den Körper nach. Die Beine versagten; der Frost hatte ihnen zu stark zugesetzt.

„Wird schon kommen“, sagte Alvar hoffnungsvoll und streichelte dem Vogel die Flügel, die sich zur Abwehr erhoben. Kräftig hackte er in die nächste Fuge.

* * *

Als am dritten Tage der Kakadu bei seinen Gehversuchen gerade befriedigt vor sich hin brummelte, trat unerwartet die Hausmeisterin ein, um das Morgenblatt zu bringen. Erstaunt rief sie aus:

„Nanu! Wat hab'n Se denn da für 'n putzigen Vogel? Der jeht ja mit 'n Koppe!“

„Das ist ein Kakadu“, erklärte Alvar möglichst gleichmütig. „Ein australischer Vogel.“

„So? Nu weeß ick ooch, was 'n Kakadu is. Da in de Zeitung suchen se einen bei 'ne hohe Belohnung. Mein Mann meinte vorhin, es wäre wat für kleene Kinder. So 'n Quatschkopp! Als ob jemand für so wat fünfzig Mark Belohnung gäbe.“

Als sie endlich wieder draußen war, stürzten Alvar und seine Frau über die Zeitung her. Diesmal war „Verloren!“ sehr fett gedruckt. Wahrhaftig, da stand es: Fünfzig Mark Belohnung!

Die kleine Frau sah Alvar mit großen fragenden Augen an. Doch er zuckte die Achseln und sagte verächtlich:

„Lächerlich, diese Spekulation auf die Gewinnsucht der Menge!“

Weiter sprachen sie nicht darüber. Alvar sah zum Fenster hinaus. Die kleine Frau ging schleppend ihrer Arbeit nach. Nach einiger Zeit sagte sie, ohne von ihrer Beschäftigung aufzusehen:

„Vom Vorschuß von Kosmos sind noch sechzig Pfennig da.“

Alvar riß den Hut von der Wand und warf den Havelock über. In der Tür sagte er:

„Die Bande muß einfach neuen geben.“

Er war kaum zehn Minuten fort, da kam der Hausverwalter.

„Ich sehe mich zu meinem Bedauern gezwungen, Sie zu exmittieren, falls die rückständigen neunzig Mark Miete nicht innerhalb zwei Tagen bezahlt sind."

Die kleine Frau hörte kaum. Der Schreck saß ihr noch in allen Gliedern. Sie hatte den Verwalter kommen sehen, und es war ihr nur mit knapper Not gelungen, den Kakadu noch rechtzeitig unter dem Bette im Nebenzimmer zu verstecken.

Doch allmählich wurde es ihr klar, um was es sich handelte. Sie suchte den Verwalter umzustimmen. Umsonst. Als er gehen wollte, erschien gerade der Kakadu in der Tür und versuchte über die Schwelle zu klettern.

„Was ist denn das für ein eigenartiger Vogel?" fragte der Verwalter erstaunt.

„Ein Kakadu", antwortete die kleine Frau fast tonlos.

„Gehört der Ihnen?"

„Ja."

„Was kostet denn nun wohl so ein Tier?"

„Zehn Mark", preßte die kleine Frau hervor. Es war ihr ganz rot vor den Augen.

„Zehn Mark für einen Vogel! Ein Reicher würde sich das überlegen. Also vergessen Sie nicht: in zwei Tagen, oder ..."

Er ging. Gerade hatte der Kakadu die schwierige Schwelle überklettert und fiel im Atelier zu Boden. Doch gleich war er wieder auf den Beinen. Sie trugen ihn schon, wenn auch nur für kurze Zeit.

Eine halbe Stunde später kam Alvar sehr zerknirscht zurück. Die Chefs von Kosmos G. m. b. H. hatten sich nicht sprechen lassen. Er mußte sich bis morgen gedulden.

* * *

Am nächsten Tage verweigerte man ihm den Vorschuß. Als die kleine Frau ihn bei seiner Rückkehr fragend ansah, sagte er nur:

„Blutsauger! Aasgeier!"

Sie wagte nicht weiter zu fragen.

Mit einem Ruck riß er die Schublade der Kommode auf und durchwühlte sie. Dann reichte er ihr eine kleine runde Schachtel.

„Da! Verkauf die!"

Sie wußte, daß seine silberne Medaille darin war. Ihr Herz bebte, aber sie hielt sich tapfer. Jetzt hätte ihn alles gereizt. Von Qual fast verzehrt, flüsterte sie nur, auf den Tisch deutend:

„Da liegt die Zeitung."

Gleichmütig faltete Alvar die Blätter auseinander. Seine Frau sah ihm über die Schulter. Es war ihr, als ob die Annonce die ganze Seite bedeckte. Das Wort „Kakadu" stand da wie eine furchtbare Drohung. Um das Herz des Finders zu rühren, hatte man noch hinzugesetzt: „der Liebling seines Herrn". Aber was war das? Was stand da? „Hundert Mark Belohnung!!"

Die kleine Frau fühlte sich von einem Schwindel ergriffen. Hundert Mark! Mehr als die rückständige Miete betrug.

Als Alvar die Zeitung aus der Hand legte und sich umwandte, war sein Gesicht unergründlich. Lächelnd hob er den Kakadu vom Boden auf und setzte ihn auf eine runde Holzstange, die er am Abend vorher aus einem alten Besenstiel für sein zukünftiges Modell konstruiert hatte. Aber die Krallen versagten noch. Der Kakadu fiel vornüber herunter.

„Morgen wird es gehen", sagte Alvar geduldig.

„Morgen ...!" seufzte die kleine Frau, dem Weinen nahe.

„Ach so!" sagte Alvar ernüchtert.

Die kleine Frau nahm allen Mut zusammen und flüsterte mit einem scheuen Seitenblick:

„Die hundert Mark würden uns retten."

„Niemals!" fuhr Alvar auf. „Und wenn ich im Zuchthaus enden muß! Niemals! sage ich. Es wäre eine Verhöhnung des Schicksals, das mir endlich die Hand geboten hat. Begreifst du denn noch immer nicht, daß es mir den Kakadu gesandt hat, damit ich gerettet werde, ehe meine Seele ganz verschmachtet?"

Die kleine Frau zögerte einen Augenblick, dann sagte sie entschlossen:

„Aber das Schicksal kann ihn dir doch auch gesandt haben, damit ..."

„Was denn? Sag doch nicht immer alles halb! Das ist ja widerlich!"

„Nun, man kann doch nicht wissen ... Damit wir zu dem Gelde für die Miete kommen ..."

Alvar starrte sie an, wie vor den Kopf geschlagen. Endlich sagte er:

„Wahrhaftig! Das liegt ja viel näher! Wie ich nur ...? Natürlich! wegen der Miete! Das ist doch jetzt das Wichtigste! Und überhaupt: die Psychologie des Vogels durch das Gewicht der Federn darstellen zu wollen! Wahnsinn! Ein Problem für Phantasten! In Jahrtausenden! Ja, in Jahrtau—sen—den! Oder vielleicht auch nie! Das Gewicht — der — Fe—dern? Die Idee ist großartig! Unzweifelhaft! Ganz großartig! Warum Jahrtausende? Das kann nur einer im Weltenlauf. Wann? Was hat das mit der Zeit zu tun? Einer wird es können! Einer, der es ganz empfindet; der alles andere darüber vergißt ...! Warum sollte nicht ich ... Ich empfinde es doch ..."

Mit leicht zitternder Stimme unterbrach die kleine Frau ihn:

„Soll ich ihn forttragen zu den Leuten?"

„Wen? Ach so! Warte mal! ... Ja, ja! Trag ihn fort! Die Ehrlichkeit! Und dann: der Liebling seines Herrn. Man wäre ein Vieh ... Ein solches Problem und gerade ich ... Ich, der Sklave von Kosmos G. m. b. H., und das Gewicht der Federn! Die ganze Welt würde lachen! Wo war ich denn nur ...? Natürlich! der Kakadu soll mich davor retten, zum Gaudium der Nachbarschaft auf der Straße zu liegen. Für mich hat das arme Tier Frost und Hunger erleiden müssen, und ich will es zum Sklaven machen, wie ich selber einer bin! Ja, trag ihn fort! Schnell! Und wenn die Leute sich wundern, daß du erst jetzt damit kommst, sag, wir hätten ihn erst vom sicheren Tode retten wollen. Vielleicht, daß sie dann anstatt hundert Mark ... nein, nein! ... Gemein! ... Wickele ihn gut ein, damit er nicht wieder erfriert."

„Es ist ja Tauwetter“, sagte die kleine Frau und suchte zitternd in der Kommode nach einem wollenen Tuch.

„Ach so, ja. Aber wickele ihn trotzdem gut ein. Und halte ihn bei den Beinen fest, damit er nicht wegfliegt. Wegen der hundert ... Zu gemein!! Geh doch! Geh doch endlich!“

Die kleine Frau war schon auf der Treppe, da wollte Alvar ihr nach.

„Und wenn nun doch ...?! Wenn das Problem der Psychologie des Vogels gerade ich, ausgerechnet ich ...? Ach was! ... Paralyse!“

Er lachte hart auf und stürzte sich über den Plakatentwurf für Eichelkaffee.

„Ekelhaft! Ekelhaft! ... Ekel ...!“



Vom Reisen

Aphorismen von Fritz Müller-Zürich

Das Reisen ist weder ein Vergnügen, noch eine Last, sondern eine Fähigkeit.

*

Das Schönste an einer Reise sind die unwägbaren Dinge, sind die Dinge, die man nicht erzählen kann: Ein Windhusch über einen aufgerauhten See — ein Flimmern in der Luft — ein schweigendes Felsgesicht im Hochgebirg — ein Blick aus einem Frauenauge im Gewühle fremder Straßen ...

*

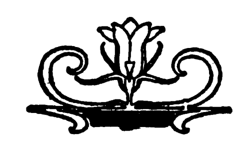
Es ist eine fatale Erkenntnis am Ende eines langen Reiselebens: Zu dem besten, was uns Reisen geben können, ist die Reise nicht unbedingt erforderlich: Schiller sang im Tell ein hohes Lied der Schweiz, ohne sie gesehn zu haben. Goethe hat im Mignonlied das Süßeste über Italien vor seiner italienischen Reise gesagt.

*

Zwei Höhepunkte hat das Reisen: den einen, wenn man fortgeht, und den zweiten, wenn man wieder den Fuß über die Heimatsschwelle setzt.

*

Könige des Reisens sind an den Fingern herzuzählen. Die meisten bleiben abgehetzte Sklaven Seiner Majestät des Reisens.





Napoleon der Große?

Es ist nachgerade angebracht, Napoleon I. auch einmal von *der* Seite zu betrachten, von der aus er ganz und gar nicht groß erscheint —: von der ethischen. Und sollte dieser Standpunkt nicht vielleicht der am letzten Ende maßgebende sein?

„Uns Deutschen“, schreibt Emil Weber im Hamburger „Allgemeinen Beobachter“, „kann man wahrlich nicht nachsagen, daß wir Vorzüge und Leistungen fremder Nationen nicht anerkennen, handelt sich's aber gar um einen genialen Könner, so verfallen wir leicht in kindische Vergötterung. Unser *Napoleonkult* ist ein Beweis dafür. Selbst in diesen Tagen, da wir der Taten gedenken, die seiner Überwindung galten, ist der Korse nicht zu kurz gekommen ... Ist doch z. B. rechtzeitig ein fürs Erinnerungsjahr geschaffener Napoleon-Kalender erschienen! Auch in den Schaufenstern der Kunsthandlungen dominiert der ‚Welteroberer‘, und eine englische Truppe zieht mit einem Sensationsstück ‚Napoleon und seine Frauen‘ in Deutschland umher.

Zu jeder Zeit ist Napoleons genialen Fähigkeiten staunende Bewunderung gezollt worden; ohne Zweifel war er ein ganz hervorragender Kopf, ein Mann mit fast übermenschlichen Kräften. Selbst Arndt, der grimmige Franzosenfeind, hat ihm seine Anerkennung nicht versagen können. ‚Er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menschen,‘ sagt er in seinem ‚Buche der Zeit‘, ‚eines erhabenen Ungeheuers, das noch ungeheurer scheint, weil es über und unter Menschen herrscht und wirkt, welchen es nicht angehört.‘ Uns Nachgeborene blenden die Kraft und der Erfolg dieses Mannes der Tat nicht weniger als seine Zeitgenossen, die seine Faust fühlen mußten. Aber — ‚*das Hohe der Menschheit hat er nie gedacht*‘, sagt Arndt ...

Fürwahr, wenn wir uns eingehender mit dieser weltgeschichtlichen Erscheinung beschäftigen, so kommen wir mehr und mehr zu der Einsicht, daß ihm *die wahre Größe ... abgeht*. Es drängt sich uns immer mehr auf, daß zwischen ihm und etwa Friedrich dem Großen oder Bismarck doch ein gewaltiger Unterschied ist. Sein kalter, rücksichtsloser Egoismus läßt die Begeisterung, die uns Bücher wie Kiellands ‚Rings um Napoleon‘ erwecken, nach und nach abkühlen; es bleibt die staunende Bewunderung, die er verdient. ‚Napoleon‘, sagt Emerson, ‚machte sich ein für allemal von Gefühlen und Neigungen unabhängig und arbeitete mit Kopf und Händen für sich und nur für sich ... Er war *ganz und völlig gewissenlos*. Er konnte *stehlen, verleumden, morden, ertränken und vergiften*, wenn sein Interesse es verlangte; er war perfid, er betrog beim Kartenspiel, er öffnete fremde Briefe; seine infame Polizei machte ihm die größte Freude; er rieb sich die Hände vor Behagen, wenn er über die Männer und Frauen seiner Umgebung aus aufgefangenen Briefen irgend etwas erfahren hatte, und rühmte sich dann, ‚daß er alles wisse‘ ... *Seine ganze Exi-*

stenz war ein unter den denkbar günstigsten Umständen angestelltes Experiment, was der Intellekt ohne Gewissen alles vermöge.' Napoleon war ein kalter Rechner, der sein Geschäft verstand; er sagt selbst: ‚Mein Ehrgeiz war groß, aber kühler Natur.'

Wahre Größe aber kennt Begeisterung. Nicht die schwärmerische der Jugend, an der sie sich freilich wohl entzünden muß, sondern die stete, stille, tatkräftige, die Hingabe an eine Sache, der zu dienen einem zur großen und schönen Aufgabe seines Lebens wird. So diente Friedrich der Große dem ihm anvertrauten Preußen, so sah Bismarck in der so lang ersehnten Einigung Deutschlands das, was zu verwirklichen seine Kraft berufen war. Napoleon — was war ihm Frankreich, dessen Wohl er so oft im Munde führte? Wohl arbeitet er, der ewig Unruhige, Tag und Nacht an der Verbesserung seiner Einrichtungen; aber es ist ihm doch nur das Instrument, dessen er zu einer seinen Kräften entsprechenden Betätigung bedarf. Er erkennt wohl, daß der Zug nach Rußland nicht im Interesse Frankreichs liegt; aber sein Dämon treibt ihn, ihn zu unternehmen. Daß die ganze glänzende Armee dabei zugrunde geht, ist zwar ärgerlich; aber was tut's, wenn er nur heil zurückkehrt? ‚Die Gesundheit Seiner Majestät ist besser denn je.' Seine Liebe zu Frankreich, sagt Taine sehr hübsch, war die des Reiters zu seinem Tiere: ‚Wenn er es zureitet, striegelt und putzt, wenn er es streichelt und anfeuert, tut er es nicht, um dem Pferde zu dienen, sondern um sich seiner als nützliches Tier zu bedienen, es bis zur Erschöpfung auszunutzen und es über immer breitere Gräben, über immer höhere Barrieren vorwärts zu treiben.'

Wahre Größe ist im Kerne wahr. In diesem Punkte sind dem genialen Korsen alle seine Gegner: die Stein, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, York, weit überlegen. Napoleon ist ein Lügner, war es schon als Kind (wo ein Oheim ihm auf Grund dieser Begabung die schönsten Erfolge in der Welt in Aussicht stellte) und war es noch auf St. Helena, wo er des Effekts wegen lächelnd Tatsachen und Daten fälschte.

Wahre Größe zeigt sich in der Not. Napoleon zeigt sich von dem Augenblick an, wo's nichts mehr zu retten gibt, nicht als Held. In solche Lagen ist er freilich erst in den letzten Jahren seiner Herrschaft geraten. In Rußland fing's an. Selbst Kielland, sein begeisterter Lobredner, muß zugeben, daß der Held des Rückzuges nicht Napoleon, sondern Ney war. Ähnlich ist's nach der Schlacht bei Leipzig. Napoleon kümmert sich zunächst um nichts als um seine Person. Das sauve qui peut gilt auch für ihn, für ihn zuerst. Macdonald, einer seiner getreuesten Marschälle, erzählt in seinen Memoiren mit aufrichtiger Entrüstung:

‚Es ist unbegreiflich, bleibt aber geschichtliche Tatsache, daß weder vor, während noch nach der Schlacht irgendwelche Maßnahmen getroffen wurden, die Elster an anderen Punkten als auf der Lindenauer Brücke überschreiten zu können, und doch wäre es ein leichtes gewesen, den schmalen Fluß nicht allein für die verschiedenen Waffen, sondern auch selbst für die einzelnen Korps in ausreichender Weise zu überbrücken. Ebensowenig war irgendeine Truppe auf dem linken Ufer aufgestellt, um den Rückzug über die einzig vorhandene Brücke zu schützen. Der Kaiser befand sich zur Zeit der Sprengung mit seinem gesamten Hauptquartier schon in Markranstädt. Ich weiß wirklich nicht, wie ich diese verbrecherische Gleichgültigkeit bezeichnen soll, die bar jedes Gefühls für das Wohl der Truppen, so viele Menschen auf einmal zu opfern vermochte.'

Bei Hanau habe Napoleon, heißt es immer, die Bayern zur Seite geworfen. Nicht er hat's getan, sondern der wackere Macdonald. Napoleon denkt nur an sich. Ja, er zeigt nicht einmal den gewöhnlichen Mut des Soldaten. ‚Bin ich hier sicher?' ist seine erste Frage an Macdonald, als er ungeduldig seiner Garde vorausgeeilt ist, und als es am Lamboiwalde vor Hanau mit den Bayern (die unter dem General Wrede den Franzosen den Weg versperren wollten) zum Gefechte kommt, fragt er Macdonald wieder: ‚Kann man ohne Gefahr die Stellung sehen?' ‚Ohne Gefahr nicht,' erwidert Mac-

donald verwundert, ‚man muß es eben riskieren!‘ Als gleich darauf eine Granate in der Nähe niedergeht, kehrt er augenblicklich in den schützenden Wald zurück und läßt sich bis zum Abend durch nichts bewegen, ihn zu verlassen. Erst nachdem Macdonald (nach dem Abzuge der Bayern) Hanau mit Sturm genommen hat, folgt ihm der Kaiser.

Drängt sich uns hier der Mangel an persönlichem Mut nicht geradezu auf, um so mehr, als es Napoleon doch in der siegreichen Schlacht nicht an kältester Unerschrockenheit fehlte? Im Siege ist es die Zuversicht in seine Überlegenheit, die ihn selbst persönlichen Gefahren trotzen läßt; nach der Niederlage hingegen bedarf es moralischer Qualitäten, bedarf es der Hingabe an eine Sache, um die persönliche Sicherheit hintansetzen zu können, um auch jetzt noch, wo es ‚keinen direkten Sinn mehr hat‘, etwas zu leisten. An diesen Voraussetzungen fehlte es bei Napoleon völlig. In dem Augenblick, wo die Sache endgültig verloren ist, hat nur eins für ihn noch positiven Wert: sein Leben. Das ist eben das Verhalten des Menschen, dessen Streben nur durch egoistische Zwecke bestimmt wird. Als dann auch der Feldzug von 1814 unglücklich für Napoleon ausging, obgleich er sein Können fast so glänzend entfaltete wie in seinen jungen Tagen, rettete er sein teures Leben nach Elba. ‚Wenn ich eingewilligt habe, mich zu überleben,‘ sagte er in der theatralischen Weise seiner Ansprachen beim Abschied von seiner Garde, ‚so geschieht es, um auch fernerhin euerm Ruhm zu dienen: ich will die großen Dinge schildern, die wir zusammen ausgeführt haben.‘

Des abgesetzten Imperators Verhalten auf der Fahrt von Fontainebleau nach Elba ist geradezu kläglich. Von den Schmähungen der Bevölkerung verfolgt, kauert er bleich und entstellt, ohne ein Wort hervorzubringen, in der Ecke seines Wagens, sobald es durch eine aufgeregte Ortschaft geht. Im Gasthof ‚zittert und erbleicht er beim geringsten Geräusch‘, fürchtet, vergiftet zu werden; die Kommissare der verbündeten Mächte, die ihn begleiten, finden ihn wiederholt in Tränen. Seine Angst treibt ihn zur Verkleidung. Er leiht die Uniform des österreichischen Feldmarschalleutnants Koller, den Mantel des russischen und die Mütze des preußischen Kommissars; der Adjutant des Grafen Schuwaloff (des russischen Kommissars) muß Napoleons Überrock und Hut nehmen, ‚um‘, wie Koller sagt, ‚nötigenfalls für den Kaiser angesehen, insultiert und — erschlagen zu werden.‘ Dennoch wird er die Furcht nicht eher los, als bis die Küste erreicht ist. Kaum in Sicherheit — hat er die klägliche Rolle, die er einige Tage lang gespielt, schon vergessen und schlägt wieder den Ton des Regenten an. — Kann man sich einen der preußischen Heerführer, einen York, einen Gneisenau, einen Blücher, an Napoleons Stelle denken? Oder Friedrich den Großen? Unmöglich. Selbst Ludwig XVI., der von ihm so verachtete Bourbone, beschämt ihn in diesem Punkte.

‚Der Tyrann hat geendigt wie ein Feigling‘, schreibt der Freiherr von Stein aus Paris an seine Frau; ‚solange es nur darauf ankam, das Blut der anderen zu vergießen, war er damit verschwenderisch; aber er wagt nicht zu sterben, um wenigstens mutig zu enden ... Die Gemeinheit, die sich in seiner Flucht von der Armee in Rußland, in seinem Umgang, in seinen Reden und gegenwärtig in seinem Betragen im Unglück zeigt, sie geht bis zur Niederträchtigkeit, zur Furcht für sein Leben — zur Feigheit.‘

Wäre dieser Soldatenkaiser es nicht seiner Ehre und seinem Ruhme schuldig gewesen, in der Schlacht zu fallen, minedstens nachdem er nach seiner Rückkehr von Elba 1815 Frankreich noch einmal in den Krieg gestürzt und der Ausgang der Schlacht bei Waterloo ihn abermals vom Throne gejagt hatte? ‚Für jeden Franzosen, der ein Herz hat, ist der Augenblick gekommen, zu siegen oder zu sterben‘, hatte er vor seiner letzten Schlacht zu seiner Armee gesagt, und — er rettete sich in toller Flucht. Ähnlich wie Napoleon hat York im März 1813 beim Aufbruch aus Berlin gesprochen: ‚Soldaten, jetzt geht's in den Kampf; ihr sollt mich an eurer Spitze sehen, tut eure Pflicht! Ich schwöre euch, mich sieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder!‘ Die großartige Weise, wie er im Feldzuge von 1815 den Tod seines Sohnes auf-

nahm, bürgt uns dafür, daß ‚der Eiserne‘ — er trug (gleich Friedrich dem Großen) von dem Tage an Gift bei sich — sein Wort gehalten hätte. Napoleon war nicht aus solchem Holze geschnitzt.

Nein, der geniale Korse ist weder ein Held noch ein großer Mensch. Nicht ein einziger hochherziger Zug läßt sich von ihm anführen; dagegen ist eine große Anzahl gemeiner Äußerungen und Handlungen verbürgt, die über die zu seinem Metier gehörende Rücksichtslosigkeit hinausgehen. Es wäre eine Verirrung, diesem Mann Verehrung zu zollen. Der alternde Goethe kann hier nicht unser Vorbild sein, der vor dem Genie des Mannes der Gewalt sein Knie beugte und im Hause von Theodor Körners Vater in Dresden diesen und seine Freunde, als sie 1813 ihre Hoffnung auf glücklichere Zeiten aussprachen, voll Zorn anfuhr: ‚Ja, rüttelt nur an euern Ketten, soviel ihr wollt! Der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nimmer zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!‘ Er sollte es erleben, was Opferwilligkeit und Begeisterung vermochten — nicht Heinrich von Kleist, der von Bewunderung nichts wissen wollte, solange ‚der Tyrann‘ nicht vernichtet war. . .“



Aus der Praxis der Jugendgerichte

Zahlen reden eine deutlichere Sprache, als die großartigsten Worte es zu tun vermögen. Sie sind unendlich beredt und enthüllen oft da Tragödien, wo Worte versagen. Es ist darum gar nicht so erstaunlich, wie es auf den ersten Blick erscheint, wenn die Statistik einen eigenartigen Reiz auf den ausübt, der in ihr zu lesen versteht.

Da sie keine Worte machen, haben sie selbst das letzte Wort, indem sie unwiderlegbar sind.

Zahlen beweisen die ziffernmäßige Zunahme der jugendlichen Verbrecher und enthüllen eine Unsumme von Not und Elend.

Im Jahre 1882 betrug die Gesamtzahl der jugendlichen Verurteilten 30 419. Davon entfielen 24 358 auf das männliche Geschlecht und 6361 auf das weibliche. Im Jahre 1907 war die Gesamtzahl auf 54 110 gestiegen und verteilte sich so, daß auf die männliche Jugend 45 906 kamen, während die weibliche Jugend mit 8204 Verurteilten beteiligt war. Unter Berücksichtigung der Annahme des entsprechenden Teiles der Bevölkerung betrug somit von 1882 bis 1907 von 29,2% gegen 38,1% eine Zunahme um 5,1%.

Gebieterisch verlangten die angeführten Zahlen nach Abhilfe. Ihr Werk ist es unverkennbar, daß sich endlich die Überzeugung Bahn gebrochen hat, daß es weniger auf die Quantität als auf die Qualität des Volkes ankommt, und sie setzt sich um in körperliche und geistige Fürsorgeerziehung.

Die Jugendgerichte sind eine Erscheinung dieser neuen Anschauung. Oft werden sie in aller Stille eingerichtet und arbeiten in segensreicher Weise. So kurz ihre Laufbahn ist, läßt sich bereits von einer vielseitigen Erfahrung sprechen, die ihre Mitarbeiter gemacht haben.

Besonders auf einen Punkt muß die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise gelenkt werden, der sehr bald den Mitgliedern solchen Jugendgerichtsausschusses in die Augen springt: Den wirklichen Straftaten stehen eine Unmenge geringfügiger Handlungen gegenüber, für die das Wort „Schelmenstreiche“ fast noch zu hart ist.

Kinder, die im Schutze des elterlichen Hauses aufwachsen, können sich mancherlei erlauben. Sie finden liebevolle Entschuldigung für all ihre großen und kleinen Sünden, und zwar mit Recht, denn sie sind sich in den seltensten Fällen der Tragweite ihrer Handlungen bewußt.

Der Fremde, besonders der Lehrherr, die Dienstherrschaft, urteilt erbarmungslos. Bei jeder kleinen Übertretung wird sofort auf der Polizei Meldung erstattet. Meist macht sich der Angeber nicht klar, wie grausam er handelt, und deshalb ist eine Hauptaufgabe der Gegenwart, das Gewissen aller derjenigen zu wecken, die in die Lage kommen können, jugendliche Missetäter zur Strafe heranzuziehen. Sie sollten sich die Sache nicht einmal, sie sollten sie sich hundertmal beschlafen, bis jede Spur von Gehässigkeit und ärgerlicher Laune verschwunden ist, wie sie nach einer kleinen Schandtat sich auch bei Menschen einstellt, die glauben, eine Lammesgeduld zu besitzen.

Nach hundert guten Nächten voll gesunden Schlafes sehen wir ein und dieselbe Sache ganz anders an und wundern uns nicht wenig, daß sie uns überhaupt einmal in Harnisch brachte. Vielleicht ist sie sogar in Vergessenheit geraten, abgelöst durch den ewigen Wechsel der Erscheinungen, was kein Schaden ist gegenüber dem Unheil einer Anzeige. Einige Beispiele mögen diesen Worten die nötige Unterlage geben. Gegen ihre Beweiskraft wird der Zweifel verstummen.

Ein kleines Ostermädchen — so genannt, weil sie Ostern aus der Schule kam und nun einen Dienst annahm, — ohne große Intelligenz, zerschnitt ihrer Herrschaft die Drähte der elektrischen Klingel, die in ihre Stube gehen, nicht etwa, um eine Sachbeschädigung vorzunehmen, sondern lediglich, um ihrem Schlafbedürfnis Rechnung zu tragen. Sie war des Morgens immer noch so schrecklich müde, wenn diese Klingel ertönte und sie unerbittlich weckte. Ungewohnte Arbeit und Blutarmut infolge von lebenslänglicher Unterernährung machen dieses Schlafbedürfnis glaubhaft.

Die Dienstherrschaft zeigte diesen empörenden Fall als Beweis gründlicher Verdorbenheit an, und das Gericht mußte Sachbeschädigung annehmen; trotzdem kam das kleine Mädchen mit dem sogenannten Verweis davon, da es einen milden Richter fand. Ein anderes Mal wurde ein Bübchen zur Rechenschaft gezogen, weil es seinem Lehrer, der es auf dem Strich hatte, seinen Namen „Kohlrübe" nachgerufen hatte. Der Lehrer sah darin eine Beleidigung, und das gerichtliche Verfahren nahm seinen Lauf.

Ein drittes Mal hatte ein Junge einer alten Frau die Brille gestohlen. Das Ding mit den blanken Gläsern hatte ihm zu sehr in die Augen gestochen, obgleich er selbst keinen Nutzen davon hatte. Trotzdem er rückfällig war und vorher schon mit acht Jahren eine Uhr stahl, die er aber später selbst, als ihm die Tat leid war, auf dem Fundbureau abgab, gelang es, die Berichte so abzufassen und auf eine Art von geistigem Schwindelgefühl hinzuweisen, daß das Verfahren eingestellt wurde. Der Knabe führt sich seitdem tadellos auf.

Unbestraft blieb auch ein Mädchen, das beim Betteln abgefaßt wurde, da sich herausstellte, daß tatsächlich eine Notlage vorlag und die achtköpfige Familie, die fremd am Ort war, hungerte. Und was sagt man dazu, wenn ein achtzehnjähriger Bursche vor das Schwurgericht kommt, weil er eine Birne abpflückte? Zum Glück für ihn sah das Gericht das Vergehen als Mundraub an. —

Was ist ein Verweis? Der Laie wird es nicht so schlimm finden, wenn ein Kind einen Verweis erhält, wo man mit ganz anderen Strafen bei der Hand ist. Ein gerichtlicher Verweis hängt dem Menschen auf Lebenszeit an. Er gilt als vorbestraft, und der Verweis zählt mit unter den anfangs angeführten Ziffern der bestraften Jugendlichen. Hier ist folgendes Geschichtchen am Platze:

Wegen eines Vergehens war ein Junge zu einem Verweis verurteilt, welcher ihm in aller Form Rechtens erteilt wurde. Unser Junge saß aber nach Erledigung der Formalitäten auf dem Korridor unentwegt. Richter, Rechtsanwälte, alles verläßt das Gebäude, unser Junge sitzt weiter. Auf die verwunderte Frage einiger Diener, was er denn noch wolle, kommt die verblüffende Antwort: „Ick sall noch'n Verwief' hebb'n!"

Überhaupt wird man geneigt sein, entgegenzuhalten, daß ein gerichtliches Verfahren nicht so schlimm ist. Dem Kinde wird der Kopf nicht abgerissen. Gewiß nicht; aber wer Zeuge war des Schreckens, der Angst und der Scham solcher Kinder, der wird die Flucht in die Öffentlichkeit verstehen und den Anruf an alle diejenigen, die verantwortliche Leiter der Jugend sind.

Als Beweis für das Gesagte gilt folgende Notiz aus Grünberg vom 3. Februar 1910: „Gestern früh wurde am Bahnkörper bei Kilometer 149,9 die Leiche des 16jährigen Bäckerlehrlings A. Rudolph aufgefunden, der sich aus Furcht vor Strafe am Dienstagabend von einem Zuge überfahren ließ. Er sollte sich vor dem Schöffengericht wegen Diebstahls verantworten. Der Kopf war vom Rumpfe getrennt und lag etwa vier Meter von der Unfallstelle entfernt."

Allein die Furcht vor Strafe, wie hier angenommen wird, hat den Knaben nicht in den Tod getrieben; das kann ein jeder bestätigen, der mit solchen jugendlichen Angeklagten zu tun gehabt hat. Die Angst vor dem ganzen gerichtlichen Verfahren ist die Todesursache des armen Burschen gewesen.

Streng denkende Personen werden aus ihrer theoretischen Anschauung heraus das erzieherische Moment ins Auge fassen, das diesem Bukett aus Furcht, Schreck, Scham und Strafe anhaftet; aber die Praxis gibt ihnen nicht recht, denn im Jahre 1889 kamen 5615 jugendliche Vorbestrafte zur Verurteilung und 1907 wurden deren 9571 gezählt, gegenüber 31 158 Jugendlichen ohne Vorstrafe 1889 und 44 589 im Jahre 1907.

Die Zunahme unter Berücksichtigung der Annahme des entsprechenden Teiles der Bevölkerung beträgt demnach 1889: 14,5%,
1907: 36,5%.

Für Vorbestrafte eine Zunahme von 24 Prozent. In demselben Zeitraum für Jugendliche ohne Vorstrafen betragen die Ziffern:

6,8% im Jahre 1889,
16,2% im Jahre 1907.

Die Zunahme stellt sich für die letzteren wesentlich günstiger, auf 10,6%.

Unsere Vorfahren fanden einst die Folterwerkzeuge, den Pranger, das Stockhaus mit seinen Begleiterscheinungen jedenfalls auch erzieherisch wirkend, und doch kann die Menschheit ganz gut ohne die Folter bestehen, fühlt sich anscheinend weit wohler ohne solche Erziehungsmittel. Dieser Griff in die Vergangenheit legt die Frage nahe: Wie werden unsere Nachkommen in einigen Jahrhunderten über unsere Rechtsverhältnisse urteilen? Werden sie auch eine Gänsehaut bekommen über die Behandlung, die jugendlichen Verbrechern heute zuteil wird?

Soviel ist sicher, daß jeder einzelne viel dazu tun kann, unser bestehendes Strafrecht zu mildern, indem er einen armen Schelm durchschlüpfen läßt. Meist hat er ja selbst Mittel, um einen angemessenen Denkzettel zu erteilen, der dem Übertreter das Verwerfliche seiner Handlung klar vor Augen führt. Ein jeder ist da der Wahrer der Ehre seiner Zeit und muß sich bemühen, sie im Spiegel der Zukunft zu sehen.

Anna von Gottberg



Talente der unteren Schichten

Wenn ich im folgenden für die Talente in den unteren Schichten des Volkes eine Lanze zu brechen unternehme, so geschieht es nicht ohne Erwartung eines gewissen feindseligen Spottes. Talente in den unteren Schichten, höre ich sagen, gibt es gewiß. Aber was sollen wir uns dafür interessieren, wenn wir den unteren Schichten gar nicht angehören? Wir haben mit den Talenten in unseren eigenen Reihen genug Sorgen und Mühen, ihnen die richtige Stellung im Leben zu verschaffen — wie sollen wir uns da für die Talente der unteren Schichten erwärmen? Schließlich ziehen wir uns doch nur Konkurren-

ten groß, und überdies leiden wir ja jetzt schon in gewissem Sinne an diesem Übel. Ärzte mit den besten Zeugnissen nagen wegen Patientenmangel am Hungertuch, während der aus den unteren Schichten aufgetauchte Kurpfuscher sich die Taschen füllt. Doktoren der Philosophie mit einem Dutzend selbstgeschriebener Werke unter dem Arm bekommen keine oder nur eine subalterne Stellung an einer Zeitung, während eine Menge gutbezahlter Redakteurstellungen in den Händen ehemaliger Schriftsetzer sind, die gerade vermöge ihrer geringeren Bildung und weil sie sich bei den Verlegern besser anzupassen verstehen, über den akademischen Bewerber den Sieg davontragen, selbst wenn dieser klarer, gediegener und fesselnder schreibt. Wir leben im Zeitalter der Masse; wer aus ihr stammt und sich auf ihre Psychologie versteht, hat damit schon einen doppelten Korkgürtel beim Schwimmen. Laß uns also in Ruh' mit den Talenten der unteren Schichten, die haben's vielleicht besser als die Talente der mittleren und oberen! Die da unten finden schon Unterschlupf in der sozialistischen Presse und Agitation, das ist heute gar kein so schlechtes Geschäft. Dagegen ist die Überfüllung der staatlichen und akademischen Berufe nicht nur, sondern auch der technischen beängstigend groß: embarras de richesse! Das Angebot von Romanen, Gedichten, wissenschaftlichen Arbeiten übersteigt unglaublich die Nachfrage, dagegen fehlt es an zuverlässigem Dienstpersonal und an Landarbeitern: wir kriegen die Polen auf den Hals und verlieren mit unserem übergebildeten Hirn buchstäblich den Boden unter den Füßen. Und da soll einer noch Lust haben, sich für die Talente der unteren Schichten zu begeistern?

Die Zustände, wie sie eben von dem feindseligen Spötter geschildert wurden, entbehren tatsächlich nicht des betrübenden Wirklichkeitsgehaltes. Aber woran liegt es? Ich meine, gerade daran, daß man bisher zu viele Talente in den niederen Schichten hat verkommen lassen — mindestens ist dies eine der Ursachen der heutigen Übelstände, wenn auch nicht die einzige. Oben der Hinweis, die mittellosen Talente würden schon in sozialistischer Agitation und Presse ein Unterkommen finden, besagt schon genug. Alle Agitationen, die auf mehr Lohn und weniger Arbeit hinauslaufen, seien es nun von Arbeiter-, Beamten- oder sonstigen Berufsgruppen, erhalten ein schiefes Gesicht, sobald die Hauptwortführer dieser Gruppen sich aus verkümmernden Talenten rekrutieren, aus Menschen, die geistig feiner ausgestattet sind als ihre Kollegen, daher ihre Lage drückender empfinden und Forderungen erheben, die für ihre Person wohl gerechtfertigt, für die Kollegen aber übertrieben sind. Einige wenige Menschen sprechen dann immer im Namen vieler, als ob diese Vielen ebenso gerecht Gesinnte, fein Empfindende und unglücklich Leidende wären. Wird ein materieller Vorteil wirklich erlangt, so machen die verkümmernden Talente vielleicht einen richtigen Gebrauch davon, die Masse gewöhnt sich dagegen neue Bedürfnisse an und ist bald wieder so unzufrieden trotz des erlangten Vorteils wie vor seiner Erlangung. Um all die Agitationen nach mehr Lohn bzw. Gehalt und weniger Arbeit stünde es gesünder, wenn man den Talenten der unteren Schichten den Weg nach oben freimachte und damit die Gelegenheit nähme, ihre Seelenqualen mit denen der Berufsgenossen, mit denen sie gar nicht identisch sind, zu identifizieren. Es ist aber ein Gebot der sozialpolitischen Klugheit überhaupt, und wir alle, die wir Familienväter sind oder werden wollen, haben das größte Interesse daran, daß alle Begabungen möglichst an die Stelle größter Wirksamkeit kommen, der Fähige nach oben, der Unfähige nach unten. Für die Männer, die hier hindern und fördern können, seien es Regierungsbeamte oder Gedankenverfechter (Ideenpropagatoren), wird die Lust zu helfen mit dem Glauben an die Zahl der Talente in den unteren Schichten wachsen. Wer diese Zahl für gering hält, wird meinen, es lohne sich nicht der Mühe, wer sie für groß hält, wird mehr wittern und aufspüren. Es kommt also darauf an, daß diejenigen, welche auf diesem Gebiet arbeiten wollen, eine möglichst starke und lebhafte Vorstellung von dem Reichtum der unteren Schichten an Talenten erhalten. Diesem Zwecke dienen die nachstehenden Darlegungen.

Wir leben im Zeitalter des Verkehrs und der Umwertung vieler Werte. Setzen wir



für die Umwertung der Werte den wohl gleichbedeutenden Ausdruck Verkehrung der moralischen Begriffe, dann leben wir also im Zeitalter des Verkehrs und der Verkehrung der Moralbegriffe. In dieser Formel besteht zwischen Verkehr und Verkehrung nicht nur ein sprachlich-etymologischer Zusammenhang, nein, auch eine innere Beziehung. Die ungeheuren Verkehrsumwälzungen im Gefolge der Erfindung neuer Verkehrsmittel und im Bunde mit andern Entdeckungen, die es ermöglichten, aus den wertlosesten Stoffen wertvolle Dinge zu schaffen, haben eben fast alle Dinge auf den Kopf gestellt, die Begriffe nah und fern, langsam und schnell, bequem und lästig, vornehm und gering, reich und arm, erlaubt und unerlaubt, gut und böse mehr oder weniger verändert. Dampf und Elektrizität sind zwischen alle Dinge gefahren und haben schließlich auch die Moral ins Examen genommen. Wer sind nun, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, Nietzsches Vorgänger? Der Mechaniker Watt als Schöpfer der Dampfmaschine, der Bergmannssohn Stephenson (der an den Bergmannssohn Luther erinnert) als erster Eisenbahningenieur, der ehemalige Buchbinderlehrling Faraday als der große Mehrer elektrischen Wissens, der Bäckersohn Reis als Erfinder des Telephons. Die Einwirkung der neuen Verkehrstechnik auf die geistige Kultur ist ein noch ungeschriebenes, aber hochinteressantes und stoffreiches Kapitel. Nehmen wir den revolutionierenden Einfluß der übrigen Technik hinzu, so begegnen uns auch da die Namen von Erfindern aus den unteren Schichten: Jacquard, Arkwright, Heargrave. Die Physik als Grundlage der Technik zählt zu ihren berühmtesten Namen die Mechaniker Nikol, Fraunhofer, Geißler, Männer, die sich von unten heraufarbeiten mußten. Der Mathematiker Gauß, die Philosophen Kant und Fichte, die Sprachforscher Bopp und Littré, der Bismarck der deutschen Volkswirtschaft Friedrich List, sie alle waren kleiner Leute Sprossen. Die Reihe dieser Namen ließe sich sicher noch um Dutzende verlängern, wenn man ein eingehendes Studium der verschiedensten wissenschaftlichen und technischen Gebiete vornähme. Die genannten Namen lassen es aber schon als unzweifelhaft erscheinen, daß viel Talent selbst in den unteren Schichten des Volkes steckt. Sehen wir von geschichtlichen Beispielen ab und geben wir das Wort der Gegenwart. Da hören wir von den so anschaulich geschriebenen Lebenserinnerungen des Arbeiters Karl Fischer, die Paul Göhre herausgegeben hat. Diese Lebenserinnerungen lassen auf das unzweideutigste erkennen, daß hier ein talentierter, aber allzu bescheidener Mensch, von dessen Begabung Lehrer und Eltern keine Ahnung hatten, zeitlebens in den untersten Schichten vegetierte. Um dieselbe Zeit lebte der philosophische Schuster Straub, der tagsüber die Stiefelsohlen und nachts wissenschaftliche Werke verfertigte, das Interesse gebildeter Kreise fand und von einer bedeutenden Persönlichkeit mit dem erhebenden Zuspruch geehrt wurde, seinem Namen sei die Unsterblichkeit gesichert. Österreich hat im 19. Jahrhundert einen „philosophischen Bauern" hervorgebracht, den Bergmannssohn Deubler, der sein Freidenkertum mit vier Jahren Zuchthaus büßen mußte. Dasselbe Österreich ließ den Uhrmacherlehrling Ratzenhofer zum Feldmarschalleutnant aufrücken, der sich als scharfsinniger Philosoph entpuppte. Ich habe eine Menge Gedichte von Eisenbahnern und Postbeamten gelesen, bei denen ich mir sagte: Was würden diese Leute, die trotz schweren Dienstes und geringer Vorbildung so treffliche Dichtungen schufen, erst geleistet haben, wenn sie ein bißchen mehr Glück gehabt hätten! Wir haben Gedichtsammlungen von Telegraphisten, Stationsassistenten (die allerdings schon nicht mehr den unteren Schichten angehören), Bergleuten, Zieglern, ferner Gedichte von Kellnern, Feuerwehrleuten, Gärtnern, die alle ein Maß von Begabung verraten, dessen sich bekannte Dichter der Gegenwart nicht zu schämen brauchten. Es ist leicht und billig, darüber zu spotten, aber man sollte nicht vergessen, daß auch von den kleinen dichtenden Leuten höchst verdienstliche Wirkungen ausgehen, für die sie keinen Pfennig Geld bekommen. Die edlere Sinnesart, die Vornehmheit der Gedanken und Gefühle hat in ihnen wenigstens zeitweilige Vertreter und Pfleger, die Moral des ganzen Volkes wird durch ihr dichterisches Wirken im kleinen Kreise gehoben oder gehalten, und man sollte bei jedem Spott über die Lokaldichter sich selbst und den andern auf den Mund klopfen.

Ja, aber wie nun helfen, daß die Talente in den unteren Schichten zur besseren Entfaltung kommen? Wäre es am Ende gar nicht besser, man tröstete sie mit dem Hinweis, daß sie ja vor ihren Standesgenossen eben durch ihre Begabung einen Vorsprung haben?

Nun, wäre das letztere zutreffend, dann könnte man es ja als einen Trost betrachten. Aber es trifft gar nicht zu. Wer tagsüber Ziegel formt oder im Bergwerk arbeitet oder sonstwie schweren Dienst versieht, in den abendlichen Freistunden aber einer Kunst oder Wissenschaft obliegt, hat gerade durch seine Ausnahmsnatur in den Vorgesetzten und Kameraden mißgünstige Feinde, ferner gehorcht auch er oft dem Grundsatz: „Noblesse oblige" und holt für andere die Kastanien aus dem Feuer. Es gibt da viel stilles Martyrium, und die besondere Begabung erweist sich nicht als Sprungbrett zu besseren Verhältnissen, vielmehr als Mühlstein, der in die Tiefe zieht.

Gesetzt aber, so läßt sich noch ein anderer Skeptiker vernehmen, man könnte sie alle studieren lassen: was dann? Schon jetzt gibt es Akademiker, die dank ihrer Begabung und der Unterstützung durch Stipendienstiftungen zwar studieren, wegen Geldmangels aber nicht warten konnten, bis sie im Staatsdienst eine Stellung fanden. Diese Leute waren gezwungen, sich zu Interessenvertretern zu machen, das heißt in den Dienst von Zeitungsverlegern oder Berufsorganisationen zu treten und gegen einen unsicheren Lohn Interessen zu verfechten, deren Berechtigung ihnen oft mehr als zweifelhaft erschien. Die Arbeiter haben wenigstens in der Regel Höhergebildete als sie selber zu Brotgebern; das geistige Proletariat aber, darunter Leute mit den glänzendsten Zeugnissen, schmachtet im Sklavendienst von Leuten mit geringerer Bildung als sie selber. Dies schon weitverbreitete, bittre weiße Sklaventum soll man noch vermehren?

Hierauf wäre zu erwidern, daß ja auch die obersten Staatsfunktionäre, ja selbst der König im Dienste von Mindergebildeten stehen, die Frage aber gar nicht auf das Gebiet dialektischen Hinüber- und Herüberredens gedrängt werden dürfe. Es handelt sich einfach um die Organisation der Arbeitsteilung innerhalb eines Volkskörpers, um die Gewinnung und Verwertung aller Fähigkeiten, um gesunde Bewirtschaftung des gesamten geistigen Kapitals. Daran haben wir alle das größte Interesse, denn wir müssen uns politisch und wirtschaftlich gegen immer zahlreicher werdende Konkurrenten behaupten, müssen mit der steigenden amerikanischen, russischen, japanischen und kommenden chinesischen Macht rechnen. Die jetzigen Mißstände der Berufsüberfüllungen und der wirtschaftlichen Ertragslosigkeit geistiger Arbeit sind Folgen mangelhafter Organisation. Nichts wäre verkehrter, als auf Gesundung dieser Zustände zu verzichten und an der Möglichkeit besserer Organisation zu verzweifeln. Zunächst handelt es sich freilich nur um Anregung des Willens; ist dieser geweckt, dann gräbt er sich schon einen Weg. Aber selbst solche Anregung vermag unmittelbar in die Praxis des Lebens hineinzuwirken. Je verbreiteter das mit Beispielen fundierte Bewußtsein von den brachliegenden Talenten ist, um so anerkennungswilliger werden die Vorgesetzten in Staats- und Fabrikbetrieben Anregungen, die von unten her kommen, Gehör leihen. Das Wissen von den Talenten in den unteren Schichten vermag vielen Giftstoff zwischen zusammenarbeitenden Vorgesetzten und Untergebenen zu entfernen. Hochnäsigkeit, die da unten immer nur Pack und Dämlichkeit sieht, läßt von vornherein die Untergebenen die vermeintliche Überlegenheit fühlen und schreckt jeden Verbesserungsvorschlag, der von unten kommen könnte, ab. Da haben die Amerikaner schon einen Vorsprung vor uns, denn ein Arbeiter oder Angestellter kann bei seinem Vorgesetzten oder Brotgeber auf Gehör und Beförderung rechnen, wenn er einen brauchbaren Verbesserungsvorschlag hat, während bei uns falscher sozialer Dünkel und mangelndes Wissen um die Talente der unteren Schichten gar zu rasch mit höhnisch-überlegenen Späßen zur Hand ist. Wir haben Fortschritte in der Achtung vor der Tierseele gemacht und erörtern bereits Fragen der Pferdepädagogik. Wir haben Fortschritte in der tieferen Auffassung vom Leben der Pflanzen gemacht und schreiben den Kindern der Flora bereits Sinnesorgane zur Wahrnehmung von mechani-



schen, optischen und Schwerkraftsreizungen zu. Zeit ist es, daß wir auch Fortschritte in der Achtung vor den geistigen Fähigkeiten einzelner Individuen der Masse sehen lassen.

Ein Gegenstück zu der Art, wie man bei uns zahlreiche Talente im Schmutz verkommen läßt, bildet die wahrhaft krankhafte Bekümmerung um das leibliche und geistige Wohl der Verbrecher. Diesen Feinden der Gesellschaft, um deretwillen wir so viel Gutes entbehren müssen, weil leicht mit dem neuen Guten Mißbrauch getrieben werden könnte, und deretwegen wir so oft mit verdächtigen Blicken angesehen, ferngehalten oder belästigt werden, weil man ja möglicherweise auch ein Verbrecher sein könnte, diese Feinde können sich jetzt die Hände reiben, wenn sie sehen, wie man aus fehlgeleitetem Humanitätsgefühl heraus ihnen Milderungen und Erleichterungen zu verschaffen, ja sie sogar der rächenden Justiz zu entreißen versucht. Welche Unsummen kosten uns diese Banditen, während wir für anständige, fleißige, begabte und charaktervolle Leute keinen Pfennig übrighaben!

Und noch ein zweites Gegenstück! Wenn tausend talentlose Leute ihren Geist zusammen anstrengen, kommt dennoch keine solche Schöpfung zustande, wie sie als Gedicht, als Erfindung, als Idee dem Kopfe des Talentes oder Genies entspringt. Geht man daher in der Differenzierung des Unterrichtes so weit, daß man besondere Klassen für Schwachsinnige errichtet, so ist das schön und gut, aber nur halbe Arbeit. Wertvoller als eine Million Schwachsinniger ist für uns als Volk ein einziger ideenreicher Kopf; unter Umständen enthebt er uns gänzlich der Sorge für die Schwachsinnigen. Ich will damit nichts weiter als zum Ausdruck bringen, daß wir mindestens ebenso wie für die Schwachsinnigen auch für die mittellosen Talente sorgen müßten. Die niedrigen Arbeiten werden uns zwar immer mehr von Maschinen abgenommen, aber es bleiben genug mechanische Verrichtungen, zu denen die Schwachsinnigen von Natur eher bestimmt sind als die unbemittelten Talente. Der Schwachsinn gebietet heute schon viel zu viel über die Intelligenzen, deshalb ist es verkehrt, heute die Talente in der Masse zu ersticken oder verwelken zu lassen, dagegen den Schwachsinnigen unter großem Aufwand von nationalen Mitteln hochzupäppeln. Das klingt vielleicht hart und grausam, ist aber gerade Mitleid mit allen Gutartigen und Intelligenten, die dadurch immer mehr heruntergedrückt werden. Diese liebevolle Sorge um Verbrecher und Schwachsinnige steht übrigens durchaus im Einklang mit einer deutschnationalen Untugend ersten Ranges: dem Neid und Haß gegen die eignen großen Männer. Symbolisch steht am Eingang der deutschen Geschichte die erbärmliche Ermordung des Arminius. Im 19. Jahrhundert hat Deutschland viele seiner besten Söhne nach Amerika getrieben und dadurch dem Ausland treffliche Kräfte zugeführt. Ebenso hat es eine Menge von Erfindungen, die auf deutscher Erde gemacht wurden, unbeachtet gelassen, so daß das Ausland Gelegenheit bekam, die Erfindungen zuerst zu verwerten und nach Deutschland zu importieren als fremdländisches Gut: die Geschichte der Telegraphie, Telephonie, der Zündholzfabrikation, desgleichen die Geschichte der Wissenschaft legt davon Zeugnis ab. In Friedrich Halms (d. i. Münch-Bellinghausens) Drama „Der Fechter von Ravenna" spricht Thusnelda:

> Weh über Deutschland! Wehe! — Schriest du nicht,
> Und betetest um einen großen Mann?
> Und sendet ihn der Götter Huld dir zu,
> Und riß er dich empor aus deinen Nöten,
> Dann weichst du scheu vor ihm zurück, dann wird
> Den kleinen Seelen bang vor seiner Größe,
> Und dann — Weh über Deutschland, dreimal wehe!
> Dann, wenn der Retter seinen Dienst getan,
> Dann nimmst du ihn, den gottgesandten Mann,
> Und wirfst ihn hin und schmetterst ihn in Stücke.

Dafür kennt das letzte Jahrhundert erschütternde Beispiele, freilich kennt die Mehrzahl der Deutschen diese Beispiele noch nicht, denn ebenso treffend läßt Halm die Thusnelda sagen:

Was lebt mit ihnen, achten sie gering,
Und zerren dran und treten es mit Füßen!
Was ist, gilt nichts, nur was da war ist, heilig;
Des Deutschen Größe wächst nur aus dem Grabe!

Wenn die Deutschen für ihre Verbrecher und die Schwachsinnigen so beflissen sind, könnten sie ja schließlich auch einmal sich der in ihrer Mitte befindlichen unbemittelten Talente annehmen. Amerika gibt da ein einzigartiges Beispiel, und in Deutschland beziehen so viele schwerreiche Leute arbeitsloses Einkommen, daß es bereits auffällt, wie wenig sie für gemeinnützige Zwecke übrighaben, deren einer eben die Förderung unbemittelter Talente wäre.

Dr. Georg Biedenkapp



Ferdinand von Bulgarien

Diese nächst Kaiser Wilhelm II. wohl interessanteste Fürstenpersönlichkeit der Gegenwart wird von J. R. de la Espriella in der von Ludwig Stein herausgegebenen Monatsschrift „Nord und Süd“ gewürdigt. Zum besseren Verständnis schickt der Verfasser einen kurzen Abriß der Geschichte Bulgariens voraus:

„Sie setzt im Jahre 679 durch einen Zweig der finnischen Völkerfamilie ein, der, von der Wolga kommend, sich mit den Slowenen als Mischvolk vereinend, im heutigen Bulgarien festsetzte und ein Volk unter dem Namen des herrschenden Stammes, der Bulgaren bildete. 864 empfing Khan Boris mit seinem Volke von griechischen Priestern die Taufe. — Sein Sohn, Symeon, unterwarf nach Belagerung Konstantinopel und den größten Teil der Halbinsel, nahm den Titel eines Zaren der Bulgaren an, den die Bulgarenherrscher bis zur Unterwerfung durch die Türkei fortan führten.

In einem vierzigjährigen Kriege gegen den byzantinischen Kaiser Basilius II. wurde Bulgarien völlig unterworfen und in byzantinische Provinzen geteilt. So blieb es im 11. und 12. Jahrhundert den Griechen untertan.

Um das Jahr 1186 erhoben sich die Bulgaren zum Befreiungskriege unter den Brüdern Paul und Asên, die den Zarentitel annahmen und in Trnowa residierten. — Wieder folgte unter den nachfolgenden Herrschern eine Glanzzeit für Bulgarien, so daß unter Zar Asên II. das Land fast die Größe der ruhmreichen Zeit des Zaren Symeon wieder einnahm.

Unfähige Herrscher zeitigten alsdann, unter unaufhörlichen Kriegen gegen die Byzantiner, Serben, Ungarn und Tataren Südrußlands, den Verfall des Reiches.

Dann kamen die Türken aus Asien, drangen siegreich vor und zwangen den letzten Zaren Iwan Sisman III., sich dem Sultan Murad 1366 zu unterwerfen; 1396 erfolgte dann die völlige Unterwerfung Bulgariens unter die Türkenherrschaft.

Bis ins 18. Jahrhundert blieb Bulgarien völlig unter der Herrschaft der Türkei und wurde von dieser verwaltet, die Bulgaren der Gegend von Rhodope, Plewen und Lowetsch gingen zum Islam über.

1762 beginnt alsdann wieder eine neue Zeitepoche für Bulgarien. Es erhielt gewisse selbständige Privilegien von der Türkei, bis dann weiterhin durch den Russisch-Türkischen Krieg 1876, der indirekt durch die Greuel der türkischen Truppen bei der Niederwerfung eines Aufstandes der Bulgaren hervorgerufen war, im Frieden von Santo-Stefano ein tributpflichtiges Fürstentum Bulgarien geschaffen und der bulgarische Staat nach 485 Jahren erneuert wurde. — Die Grenzen des Landes fanden durch den Berliner Kongreß eine bedeutende Einschränkung, Ostrumelien blieb eine türkische Provinz.

Die Nationalversammlung wählte am 29. April 1879 den Prinzen Alexander von Battenberg als Alexander I. zum regierenden Fürsten von Bulgarien, er leistete in der alten Königsstadt Trnowa den Eid auf die Verfassung und wählte Sofia als seine Residenz.

Radikale Agitationen beschränkten die Macht des Fürsten und gefährdeten den Frieden des Landes; durch einen Handstreich, 1881, beseitigte Alexander I. das Ministerium und regierte das Land sieben Jahre ohne verfassungsmäßige Beschränkung.

Den maßgebendsten Einfluß im Fürstentum Bulgarien hatte Rußland gewonnen, russische Offiziere organisierten die Armee, russische Minister waren der Regierung beigeordnet; als Fürst Alexander gegen den Willen der russischen Minister die Verfassung von Trnowa herstellte, sah Zar Alexander III. von Rußland hierin eine Auflehnung. Als dann Fürst Alexander ziemlich selbständig 1885 die Vereinigung von Bulgarien mit Ostrumelien herbeiführte, berief der Zar alle russischen Offiziere und Beamten ab.

Eifersüchtig durch die gesteigerte Macht Bulgariens, erklärte Serbien Bulgarien den Krieg, wurde aber von den Bulgaren gänzlich geschlagen, und nur die Intervention Österreichs rettete den Serben ihr Land.

All diese glänzenden Erfolge des Fürsten Alexander waren gegen den Willen des russischen Zaren zustande gekommen; die russischen Panslawisten zettelten eine Verschwörung zum Sturze des Fürsten an und zwangen ihn zur Abdankung; dann wieder zur Regierung gelangt, machte er sein Verbleiben, um den russischen Zaren auszusöhnen, von dessen Zustimmung abhängig, der diese aber ablehnte, worauf die völlige Thronentsagung des Fürsten erfolgte.

Durch die erzwungene Abdankung des allgemein beliebten Fürsten Alexander schwand der russische Einfluß immer mehr in Bulgarien; Stambulow trat nun an die Spitze einer Regentschaft, die von der Sobrani anerkannt wurde und sich auch gegen den russischen Versuch der Verhetzung durch General von Kaulbars behauptete, so daß 1886 Rußland jede Verbindung mit Bulgarien abbrach; der russische Zar bewirkte auch, daß Prinz Waldemar von Dänemark, der von der Sobrani zum Fürsten gewählt wurde, um eine Aussöhnung mit Rußland wieder herbeizuführen, die Wahl ablehnte.

Prinz Ferdinand Maximilian Karl Leopold Maria zu Sachsen-Koburg, jüngster Sohn des Prinzen August von der katholischen, in Ungarn begüterten Linie Koburg-Koáry und der Prinzessin Klementine von Orleans, Tochter des Königs Ludwig Philipp, stand um das Jahr 1886 in Österreich in einem Husarenregiment. Um diese Zeit befanden sich die bulgarischen Minister Stambulow, Grekow, Kaltschow und Stoilow in Wien, es galt einen Landesherrn für ihr Fürstentum zu suchen.

Durch den Erzherzog Johann Salvador wurden die Minister auf Ferdinand von Koburg aufmerksam gemacht.

Man sagt, daß die erste äußere Begegnung in der Wiener Oper erfolgte; zu den Passionen des damaligen jungen Prinzen, denen er auch weiterhin stets sein privates Interesse geschenkt, gehört in erster Linie die Musik; er soll auch ein ausgezeichneter Kenner der Geschichte und Weltliteratur sein, sich besonders mit Botanik und Ornithologie beschäftigen und die merkwürdige Vorliebe für Lokomotiven und mit diesen zu fahren besitzen.

Der erste Antrag der bulgarischen Minister, den Thron eines Landes zu besteigen, in der abhängigen Lage der Türkei, unter dem Einflusse von wer weiß wie vielen anderen Mächten, mag dem Prinzen manches Kopfzerbrechen verursacht haben. Keine einzige Großmacht billigte eine Thronbesteigung Ferdinands von Koburg, man riet ihm allgemein, den Antrag abzulehnen, prophezeite ihm, im besten Falle eine lächerliche Rolle als Herrscher der Bulgaren zu spielen, ganz abgesehen davon, daß eine Thronbesteigung damals dort unten in den Ländern ‚der Schafpelze und Pleiten' mit direkten Gefahren verbunden war.

Nur eine einzige Person soll ihm geraten haben, den Antrag anzunehmen, seine Mutter, und dieser Rat galt dem Sohne, der seine Mutter über alles schätzte und ihre

Klugheit bewunderte, mehr als die vielen anderen Ratschläge der politischen Größen der Mächte ...

Der junge Fürst ging nach Bulgarien aus eigenem Entschlusse und auf eigene Gefahr, ohne das Wohlwollen der Großmächte, selbst ohne eine Bestätigung der Türkei.

Von der Sobrani am 7. Juli 1887 gewählt, hielt der Prinz als Fürst Ferdinand I. von Bulgarien am 22. August seinen feierlichen Einzug in Sofia.

Fürst Ferdinand erwies gar bald seine angeborene Herrschernatur; Kühnheit des Entschlusses und diplomatisches Talent, erst Lernen, dann Handeln, und er lernte damals durch den schlauen Stambulow, den Bismarck des Balkans, die dortigen politischen und sonstigen Verhältnisse genau kennen. Stambulow mußte bald erkennen, daß er den richtigen Herrscher für Bulgarien gefunden hatte. ‚Fürst Alexander', sagte er, ‚war ein Mann von größtem persönlichen Mute, doch fehlte es ihm am Politischen, das hat sein Ende bedeutet; Fürst Ferdinand vereinigt beides.'

Stambulow, der ein Freund von skrupelloser Regierung war, sich überhaupt wegen seiner Mitregentschaft von einst zu viele Rechte anmaßte, erhielt bald seine Entlassung. Vielleicht hätte diese Entlassung weniger schroff, für diesen in seiner Art immerhin sehr verdienten Mann, erfolgen sollen; Ferdinand zeigte aber immerhin seine Entschlossenheit und der Welt, daß seine Regierungswege andere als die von Stambulow sein sollten.

Vor allem lag ihm daran, die freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland wieder anzuknüpfen, wovon Stambulow ein Gegner war. Man sieht, wie weitsehend dieser Schritt des Fürsten gewesen, denn wer weiß, was aus den verbündeten Balkanstaaten geworden wäre, wenn Rußland nicht sozusagen als still beteiligter Bundesgenosse auf ihrer Seite gestanden hätte. Eine Kriegsführung wäre überhaupt nicht möglich gewesen.

Der Fürst heiratete 1893 eine Prinzessin von Parma.

Schrittweise erkämpfte er den Mächten gegenüber seine Fürstenwürde. — Im Jahre 1895 wurde eine bulgarische Deputation in Petersburg vom Zaren empfangen und seiner Protektion versichert. — Die Dynastie erlangte durch die Geburt des Prinzen Boris ihre Befestigung, der Kronprinz ward griechisch-katholisch getauft, der Zar von Rußland nahm die Patenschaft an, anerkannte alsdann den Fürsten, worouf sämtliche Großmächte offiziell das gleiche taten. Späterhin ist dann der Fürst vom Zaren empfangen worden, und es entstand das innigste Einvernehmen zwischen den Höfen.

Aber auch mit der Türkei, die er mit gutem Humor als seine Schwiegermutter bezeichnete, verstand er es, sich durch seine hervorragende Geschicklichkeit in der Diplomatie auf den richtigen Fuß zu stellen, er wurde Kaiserlicher Gouverneur von Ostrumelien und erhielt den Marschallstab der türkischen Armee. Vielleicht bleibt es eine einzig in ihrer Art in der Weltgeschichte dastehende Ironie, daß durch den jetzigen Krieg der siegreiche General der türkischen Armee der König von Bulgarien ist ...

Es galt in erster Linie, die Türkei und die Mächte in völliger Unklarheit über seine Pläne zu lassen, bei den Höfen Europas vor allem den Glauben zu erwecken, als ob der Fürst und nachherige König keinerlei ehrgeizige Pläne verfolgte, sondern lediglich Bulgarien abendländischer Kultur zuführen wollte.

So verstand er es, die ganze Welt im unklaren über seine eigentlichen Vorhaben zu lassen. Auf inoffiziellen Reisen an die Höfe Europas, die er des öfteren unternahm, gab er den Mächten Rätsel auf. Stets war die Lösung, Vorteile für Bulgarien zu erlangen. Da es immer den Anschein hatte, als handele es sich nur um wirtschaftliche Vorteile für das so schwer geprüfte Land und um Ordnung der Dinge dort unten, an der jeder Großmacht zur Vermeidung internationaler Konflikte liegen mußte, glückte es ihm fast stets, sie zu erlangen. Seine schlaue Liebenswürdigkeit auf diesen Reisen ist zur Genüge bekannt, während er bei offiziellen Empfängen peinlich auf die ihm gebührenden Ehren hielt ...

Im Februar 1908 vermählte sich der seit 1899 verwitwete Fürst mit der Prinzessin Eleonore Reuß-Köstritz. Im Oktober des selben Jahres erfolgte dann die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens zum Königreich in der alten Hauptstadt Trnowa. Fürst Ferdinand nahm als Herrscher Bulgariens seit Jahrhunderten wieder den Zarentitel auf.

Obwohl von den Mächten als König nicht offiziell anerkannt, wurde er anläßlich der Beerdigung des Großfürsten Wladimir mit königlichen Ehren in Petersburg aufgenommen, und wieder durch die Kunst seiner Diplomatie verstand es Ferdinand, nach und nach bei den Mächten seine Anerkennung als unabhängiger König Bulgariens durchzusetzen, indem die Türkei mehr oder minder durch den Druck der russischen Regierung im April und Mai des Jahres 1909 zu einer Unabhängigkeitserklärung des neuen Königreiches gezwungen wurde.

Im Januar des Jahres 1912 fand unter größtem Pomp die Großjährigkeitserklärung des Kronprinzen Boris statt, die Kronprinzen der sämtlichen Balkanländer und ein russischer Großfürst fanden sich in Sofia ein. Was die Welt noch nicht ahnte, war damals wohl schon eine ausgemachte Sache. Obwohl doch sonst die Diplomatie das Gras wachsen hört oder hören soll, obwohl es doch überall direkt in Bulgariens Luft gelegen haben muß, — der Meister aller Diplomaten verstand es, die Welt ahnungslos eines schönen Tages ein halbes Jahr später vor die Tatsache zu setzen: — ein Balkanbund hatte sich gebildet, der Krieg gegen die mächtige Türkei war stündlich zu erwarten. Die kluge, sonst fast allwissende Börse, die bei den geringsten politischen Anzeichen sich nach unten regt, — nichts wußte sie vorher. Und dann der Welt zum kaum glaublichen Ereignes das siegreiche bulgarische Heer — Schlacht auf Schlacht — bis fast vor die Tore Konstantinopels ...

Wer weiß, welch weitere ehrgeizige Pläne noch hinter dem siegreichen König stehen. Er ist der Mann, sie durchzuführen, und zu klug, das Gewonnene wieder zu gefährden ..."



Dostojewski über den Panslavismus

Erstaunlich zeitgemäß ist, was der große russische Dichter kurz vor und während des Russisch-Türkischen Krieges 1877 über die Stellung Rußlands zur slawischen und orientalischen Frage geschrieben hat. In seinen „Politischen Schriften" (Gesammelte Werke bei R. Piper & Ko., München) zeichnet er unter anderem dieses Zukunftsbild:

Geben wir unserer Phantasie die Freiheit und stellen wir uns vor, daß Rußland durch sein Blut die Slawen befreit hat, daß das türkische Reich überhaupt nicht mehr existiert und die Balkanvölker ein neues Leben führen. Es ist natürlich schwer vorauszusagen, in welcher Form diese Freiheit der Slawen sich zum ersten Male äußern wird, ob es zu einer Föderation der befreiten kleineren Völker kommen wird, oder ob sich die einzelnen Ländchen zur Selbständigkeit, zu kleinen Reichen emporschwingen werden, mit Herrschern, die natürlich aus den verschiedenen regierenden Häusern Europas gewählt werden würden. Werden endlich alle diese Länder und Ländchen vollständig unabhängig sein oder werden sie unter dem Schutze und der Aufsicht eines „europäischen Konzertes der Mächte", zu dem auch Rußland gehören wird, stehen? Denn ich glaube, alle diese kleinen Völker werden sich auf jeden Fall ein „europäisches Konzert der Mächte" ausbitten, wenn auch Rußland in ihm einbegriffen sein wird. Denn was sollten sie sonst zum Schutze vor Rußlands Herrschsucht tun?

Es läßt sich das alles gewiß nicht schon jetzt zum voraus bestimmen, doch gibt es zwei Dinge, die man auch heute schon bestimmt wissen kann: erstens, daß früher oder später sich alle slawischen Stämme vom Türkenjoch befreien und ein neues



und vielleicht sogar unabhängiges Leben führen werden; und zweitens ... Doch gerade über diesen zweiten Punkt wollte ich schon seit langer Zeit meine persönliche Meinung sagen.

Es ist meine feste Überzeugung, daß Rußland noch nie solche Neider, Verleumder und sogar so bittere Feinde gehabt hat, als es alle diese Slawen sein werden, wenn Rußland sie befreit haben wird und Europa sie als Befreite wird anerkennen müssen. Man möge deswegen nicht glauben, daß ich die Slawen hasse! Im Gegenteil, ich liebe die Slawen sehr und werde mich nicht lange verteidigen; weiß ich doch, daß alles, was ich jetzt behaupte, in Erfüllung gehen wird, und daß diese Feindschaft nicht etwa speziell aus slawischer Charakterlosigkeit oder Undankbarkeit entspringen wird — in dieser Beziehung sind die Slawen wie alle anderen Völker —, sondern es wird geschehen, weil solche Dinge in der Welt keinen anderen Lauf nehmen können. Doch werde ich mich nicht weiter dabei aufhalten; ich will nur sagen, daß wir jetzt keine Dankbarkeit von den Slawen verlangen können und uns darauf gefaßt machen müssen, daß sie uns keine entgegenbringen werden. Nach der Befreiung werden sie ihr neues Leben sicherlich damit beginnen, daß sie Europa, wahrscheinlich England und Deutschland, um die Sicherstellung ihrer Freiheit bitten werden. Sie werden sich die größte Mühe geben, sich selbst zu überzeugen, daß sie Rußland nicht die geringste Dankbarkeit schuldig sind, sondern gezwungen seien, beim Friedensschluß Europas Schutz zu erflehen, auf das Rußland, nachdem es sie von den Türken befreit, sie nicht selbst verschlinge — „in Anbetracht der Erweiterung seiner Grenzen und zur Gründung des allslawischen Reiches, durch die Unterwerfung der Slawen unter den gierigen, schlauen, barbarischen Staat der Großrussen“ ... Sie werden es als politische und sogar noch wissenschaftliche Wahrheit aufstellen, daß, wenn nicht Rußland existiert haben würde, sie sich schon längst durch eigenen Heldenmut oder mit Hilfe Europas zu befreien verstanden hätten. Europa hätte, wenn wieder nicht Rußland auf der Welt gewesen wäre, nichts gegen ihre Freiheit gehabt, sondern sie womöglich noch selbst von den Türken befreit. Diese schlaue Lehre hat ja schon jetzt viele Anhänger unter ihnen und wird sich in der Folge noch zu einem wissenschaftlichen und politischen Axiom entwickeln. Sogar von den Türken werden sie mit größerer Ehrfurcht sprechen als von uns. Vielleicht werden sie ein ganzes Jahrhundert oder noch länger für ihre Freiheit vor der Herrschsucht Rußlands zittern; sie werden sich bei den europäischen Mächten einschmeicheln, werden Rußland verleumden und überall gegen uns intrigieren ...

Besonders angenehm wird es den befreiten Slawen sein, aller Welt zu verkünden, daß sie gebildete Völker sind, fähig zur höchsten europäischen Kultur, während Rußland ein barbarisches Land, ein dunkler nordischer Koloß, längst nicht vom reinsten slawischen Blute, ein Unterdrücker und Feind der europäischen Zivilisation sei und bleibe. Sie werden natürlich eine konstitutionelle Regierung haben, ein Parlament, verantwortliche Minister, Redner und Reden. Das wird sie außerordentlich beruhigen und entzücken. Es wird ihnen ungeheuer schmeicheln, in den Pariser und Londoner Blättern Telegramme, die die ganze Welt benachrichtigen, lesen zu können, z. B. daß nach langem Parlamentssturm endlich das bulgarische Ministerium gefallen sei und sich eine neue liberale Mehrheit gebildet habe, daß ein Bulgare namens Iwan Tschiftlik endlich eingewilligt, das Präsidentenportefeuille des Ministerrates zu übernehmen ... In Rußland muß man ernsthaft darauf vorbereiten, daß alle diese befreiten Slawen sich begeistert auf Europa stürzen, bis zum Verlust der eigenen Persönlichkeit europäische Formen, politische wie soziale, annehmen und auf diese Weise eine ganze lange Periode des Europaismus durchleben werden, ehe sie etwas von ihrer slawischen Bedeutung und ihrer eigenen Berufung unter den Völkern werden begreifen können. Sie werden sich untereinander ewig streiten, ewig sich gegenseitig beneiden und gegeneinander intrigieren. Sollte ihnen aber Gefahr drohen, so würden sie natürlich wieder alle Rußland um Hilfe bitten. Denn wie sie uns auch bei Europa verleumden, wie sie auch mit ihm liebäugeln mögen, sie werden es doch immer instinktiv fühlen;



wenigstens in den Augenblicken der Gefahr, daß Europa der einzige Feind ihrer Einheit ist, war und immer sein wird. Sie werden es begreifen, daß sie auf der Welt nur noch existieren, weil der große feststehende Magnet Rußland unwiderstehlich sie alle an sich zieht und so ihre Nationalität und Einheit erhält. Es wird auch solche Minuten geben, da sie imstande sein werden, beinahe bewußt einzugestehen, daß, wenn sie nicht Rußland, das größte östliche Zentrum der großen aufkommenden Idee hätten, ihre Einheit im Augenblick auseinanderfallen, ihre ganze Nationalität sich auflösen und im europäischen Ozean wie einzelne Tropfen Wasser im Meere verschwinden würden. Noch auf lange aber wird Rußland die Sorge verbleiben, sie zu versöhnen, ihnen Vernunft beizubringen und vielleicht sogar noch das Schwert für sie zu ziehen. Natürlich wirft sich dabei die Frage auf, welch einen Vorteil Rußland dafür erwartet, warum Rußland sich so oft für sie geschlagen, sein Blut, seine Kräfte, sein Geld für sie hingegeben? Doch nicht etwa, um so viel kleinlichen Haß und so häßliche Undankbarkeit zu ernten? Freilich hat Rußland immer gewußt, daß es das Zentrum der slawischen Einheit ist, daß, wenn die Slawen in Zukunft ein freies nationales Leben führen werden, Rußland es gewollt und durchgesetzt hat. Welchen Vorteil bringt uns nun dieses Bewußtsein, außer Arbeit, Ärger und Sorgen?

Die Antwort darauf ist schwer, und vielleicht werden sie nicht alle verstehen können. Wir wissen ja, daß Rußland niemals auch nur auf den Gedanken kommen wird, sein Territorium auf Kosten der Slawen erweitern, sie politisch an sich ketten oder gar ihre Länder zu russischen Gouvernements machen zu wollen. Alle Slawen verdächtigen jetzt Rußland dieser Absicht, und Europa wird uns noch weitere hundert Jahre lang verdächtigen. Möge Gott Rußland vor solchen Absichten bewahren! Denn je mehr es seine politische Uneigennützigkeit den Slawen gegenüber auferchterhält, desto sicherer wird es eine volle Einigung der Slawen untereinander erreichen, vielleicht im Verlauf von einem Jahrhundert. Wenn es den Slawen von Anfang an politische Freiheit gibt und sich jeder Vormundschaft enthält, doch zu jeder Zeit bereit ist, sein Schwert für die Freiheit des Glaubens und ihrer Nationalität zu ziehen, so würde Rußland zu seinem und zu ihrem Wohl mehr erreichen, als wenn es mit Gewalt seinen politischen Einfluß auf die Slawen aufrechtzuerhalten strebte. Ja, gerade wenn Rußland seine vollständige... Uneigennützigkeit ihnen gegenüber bewahrt, wird es sie besiegen und ihnen Vertrauen einflößen. Zuerst werden sie vielleicht nur im Notfalle zu uns kommen, dann aber werden sie sich mit dem vollen Vertrauen eines Kindes an uns schmiegen. Alle werden sie in das heimatliche Nest, zu Rußland zurückkehren. Oh, viele Russen, Gelehrte wie auch Dichter, setzen schon große Hoffnungen auf diese Vereinigung. Sie erwarten, daß die befreiten und auferstandenen slawischen Völkerschaften viele neue und noch nie dagewesene Elemente ins russische Leben bringen, das Slawentum Rußlands erweitern und auf die Seele Rußlands einen großen Einfluß ausüben werden; ja sogar die russische Literatur, das russische Schaffen überhaupt sollen sie geistig bereichern und ihm neue Horizonte eröffnen. Ich muß gestehen, daß mir diese Begeisterung immer etwas literarisch erschienen ist. In Wahrheit wird ja vielleicht auch einmal Ähnliches geschehen, doch wohl nicht früher, als in hundert Jahren; für dieses ganze Jahrhundert dagegen wird Rußland nichts von den Slawen zu nehmen brauchen, weder von ihren Ideen noch von ihrer Literatur, denn was könnten sie jetzt geben? Rußland wird dieses ganze Jahrhundert hindurch nur gegen ihre Beschränktheit und ihren Eigensinn zu kämpfen haben, desgleichen gegen ihre schlechten Angewohnheiten und den Verrat am Slawentum, Verrat um europäischer Formen willen in politischen wie in sozialen Dingen.



Rassenmischung und Klassenkampf

Recht nachdenkliche Betrachtungen liest man in einem Aufsatz von Dr. Albrecht Wirth im „Volkserzieher" über „Die politische Bedeutung der Rassenmischung":

„Die Zeit verwischt die gesellschaftlichen Unterschiede. Die Sklaven, die Hörigen, die Plebejer stiegen allmählich empor, wurden wohlhabend und machten sich gesellschaftlich und politisch geltend. Das kann rein durch äußere Entwicklung, durch Verbesserung der Erwerbsverhältnisse, durch Änderung des Zeitgeistes erfolgen. Die Freien verarmen, zunächst weil sie fortwährend die Kriegslast zu tragen haben, immer neue empfindliche Aufwendungen machen müssen, und außerdem, andauernd auswärts, sich nicht um ihre eigene Wirtschaft kümmern können, später aber, da die Kriege seltener werden, weil sie in den Künsten des Friedens mit den niederen Ständen nicht so gleichen Schritt halten können. Etwas tut auch der Zeitgeist. In der Spätzeit der römischen Republik und in der Kaiserzeit griff die Sitte immer mehr um sich, Sklaven freizulassen; heute werden Dienstboten fast wie Herrschaften behandelt. Die Freigelassenen eines Claudius und Nero wurden Millionäre und rissen die Zügel der Staatsregierung an sich. Entsprechend sinken die Vorrechte des Adels. Am Vorabend der französischen Revolution legte der für Menschenrechte begeisterte, das heißt vom Zeitgeist verwirrte Adel freiwillig seine Privilegien nieder. Genau so wie jetzt Besitzende von sich aus soziale Politik anempfehlen. Neben und vor diesen Umgestaltungen der Vermögensverhältnisse war jedoch die Blutmischung. Nach dem Kriegsrechte der Edlen durfte ein jeder ein gefangen genommenes Weib zwingen, ihm Kinder zu gebären. In der Tat war Vergewaltigung der Weiber durch siegreiche Truppen bis zum Dreißigjährigen Krieg üblich und wird heute noch von Kurden, Türken und Balkaniern geübt. Von den Ros, den Normannen, die in Rußland einfielen, erzählt ein arabischer Reisender, Ibn Fadhlan, wie der Verkehr mit einheimischen Weibern einen großen Teil ihrer Zeit ausfüllte, und wie offen sie diesen Verkehr betrieben. Auch das jus primae noctis (das Recht der ersten Nacht für Priester und Adlige) ist gewiß nicht ohne Folgen geblieben. Bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war es Sitte an russischen Edelhöfen, nach jedem brausenden Festgelage eine Anzahl von Dorfschönen in das Herrenhaus auf das Schloß zu befehlen, zur „Kurzweil" der Gäste. In Florenz nannten die Patrizier die Bürger spottend Schwager, weil sie mit deren Schwestern zu verkehren pflegten. Ohne sonderlichen Widerstand befürchten zu müssen, wählten sich die Offiziere bis zur Zeit Napoleons in den meisten Städten die Bürgermädchen und Frauen aus, die ihnen gefielen. „Schau einmal," sagte der häßliche kleine Herzog von Gevres beim Anblick eines trefflich gewachsenen Lakaien, „wie wir diese Kerle machen und wie sie uns machen." „Das will heißen," setzt Lanz-Liebenfels hinzu, der diese Anekdote aus Balzac hat, „die jungen Männer der vornehmsten Geschlechter hatten mit Mädchen aus niederem Stande Kinder gezeugt, — wofür die Natur sich grausam rächte, indem wieder die Männer der unteren Stände die Weiber des Adels schwängerten. Nach und neben den ungesetzlichen Verbindungen die legitimen. Nach langen, erbitterten Kämpfen setzten die Plebejer das jus connubii (Eherecht) mit den Patriziern durch. Seit ein bis zwei Jahrhunderten finden Heiraten in Deutschland zwischen Adel und Bürgerschaft statt; seit Friedrich Wilhelm I. ist die Leibeigenschaft in Preußen aufgehoben; seit 1848 sind die Arbeiter im Aufsteigen, und in zunehmendem Maße dringen Kinder von Arbeitern und Bauern in die höheren Stände ein. General York von Wartenburg, der Schicksalsmann von Tauroggen, war der Sohn einer Bäuerin, Bismarck der Sohn einer Bürgerlichen. Der Sohn eines Arbeiters, ja mitunter der Arbeiter selbst wird ein reicher Fabrikherr, dessen Tochter einen Gardeoffizier ehelicht und dessen Enkel vielleicht sich schon mit einer Prinzessin verbinden.

Die geschilderte Mischung erzeugt die Vorbedingung für eine Revolution: die durch edleres Blut gestärkten Volksschichten ringen zum Lichte empor: sie erstreben zunächst die Frei-



heit, dann die Herrschaft. Nichts ist falscher, als von Unterdrückung zu reden. Im Gegenteil! Den unzufriedenen Elementen wächst die Eßlust beim Essen. Um immer noch mehr zu wachsen und schließlich, um die anderen, namentlich die früheren Herren, zu unterdrücken, deshalb erhebt man sich. Die Mischung des Adels und der Bürger brachte die französische Revolution hervor, die Mischung zwischen Bürgertum und Bauerntum mit der Arbeiterschaft die Generalstreik-Gegenwart und den Wunsch einer sozialen Revolution. Wie der Abfall ganzer Länder durch abtrünnige Söhne des herrschenden Volkes, durch Renegaten ermöglicht oder beschleunigt wurde, so sind auch die Umwälzungen im Innern ganz regelmäßig durch Söhne der oberen Klassen in die Wege geleitet worden. ... Wie in Deutschland, so sind in Italien, Frankreich und Amerika so manche der klügsten Köpfe im Dienste der Arbeiter tätig. Eine besondere Stellung nehmen hierbei die Bauern ein. Sie wurden einst, gleich den Bürgern, durch die Einsprengung edlen Blutes gehoben. Jetzt aber sind sie ihrerseits am Werke, den Arbeitern auf die Beine zu helfen, denen gegenüber sie das bessere Blut darstellen. Der Bauer hat eine Überlieferung und ist daher meist konservativ; er ist verhältnismäßig rein gezüchtet, wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß von den Tagelöhnern und den einstigen Leibeigenen des preußischen Ostens bis zu dem knorrigen, auf seine Selbständigkeit stolzen Dithmarschen und westfälischen Bauern ein weiter Schritt ist. Nun ist doch eine ausgedehnte Landflucht im Gange. Zahlreiche Scharen von Bauernsöhnen streben nach der Stadt und tauchen dort in der Arbeiterschaft unter. Das überlieferungslose, von der Scholle losgelöste, lockere und oft fremdblütige Element der Arbeiter wird von der ausdauernden, zielstrebigen und eigensinnigen Art der Bauernrenegaten gestärkt.

Der Herabminderung der oberen Klassen steht demgemäß eine Verbesserung und Aufhöhung der unteren Schichten gegenüber, wodurch dann für den Nationalstaat der Gegenwart die Grundlage geschaffen ist. ...

Die Rüstungskosten Europas

Aus einer Broschüre des englischen Philanthropen Sir Max Wächter „England, Deutschland und der Friede Europas" teilt die „Frankf. Ztg." folgende dem Verfasser vom englischen Kriegsministerium und vom Marineministerium zur Verfügung gestellten Ziffern über die Wehrausgaben Europas mit:

Ausgaben Europas

a. für das Landheer		b. für die Marine	
Rußland	1060 Mill. Mark	England	900 Mill. Mark
Deutschland . .	940 „ „	Deutschland . .	460 „ „
Frankreich . . .	760 „ „	Frankreich . .	360 „ „
England	560 „ „	Rußland	360 „ „
Österreich-Ungarn	460 „ „	Italien	180 „ „
Italien	340 „ „	Österreich-Ungarn	120 „ „
Andere Mächte .	700 „ „	Andere Mächte .	120 „ „
zusammen	4820 Mill. Mark	zusammen	2500 Mill. Mark

Die Wehrlast Europas macht also im Jahr 7320 Millionen Mark aus. Sir Max Wächter stellt die Frage: Was bedeutet diese Summe? und er antwortet darauf:

Der Panamakanal wird, wenn vollendet, ungefähr 1600 Millionen Mark kosten. Europa gibt also für seine Kriegsrüstungen jährlich mehr als viermal soviel aus, wie die Kosten des gewaltigsten und teuersten Ingenieurunternehmens der Welt betragen. Wenn wir den Wert

von Handelsschiffen im Durchschnitt zu 300 M pro Tonne brutto ansetzen, so beträgt der Wert der ganzen englischen Handelsflotte von 10 000 Schiffen und von 19 Millionen Tonnen brutto 5700 Millionen Mark, während der Wert aller Handelsflotten der ganzen Welt, die 40 Millionen Brutto-Tonnen umfassen, 12 000 Millionen Mark beträgt. Die europäischen Staaten geben, wie wir gesehen haben, für ihre Land- und Seerüstung 7320 Millionen Mark pro Jahr oder über 600 Millionen Mark pro Monat aus. Mithin geben sie alle 10 Monate eine Summe aus, die dem Werte der ganzen Handelsmarine Englands gleichkommt, und alle 20 Monate einen Betrag, der ebenso groß ist wie der Wert aller Handelsschiffe der ganzen Welt. Europa verwendet jedes Jahr bedeutend mehr für Rüstungszwecke als für Erziehung, Hygiene und alle anderen sozialen Zwecke zusammen. Außerdem wachsen die militärischen Ausgaben der Völker von Jahr zu Jahr mit fortwährend gesteigerter Schnelligkeit.

Dabei sind die Geldverluste nicht die einzigen, die zu beklagen sind. Die gegenwärtige Organisation Europas führt nämlich nicht bloß zu einer enormen Geldverschwendung, sondern auch zu einer ebenso enormen Verschwendung von menschlicher Energie und von menschlicher Arbeit. Mehr als 4 Millionen der kräftigsten jungen Leute stehen in den Heeren und in den Marinen Europas unter Waffen, und mehr als eine Million Zivilisten sind fortwährend mit der Produktion von Kriegsschiffen, Waffen, Pulver und anderem Kriegsbedarf beschäftigt. In anderen Worten: mehr als 5 Millionen der tüchtigsten Arbeiter, die in Landwirtschaft und Industrie zum Wohle der Volksmassen tätig sein könnten, werden der Produktion entzogen. Durch diese Entziehung von 5 Millionen der besten Arbeiter und von 1 Million Armeepferden werden die Völker Europas jährlich um eine Summe geschädigt, die mehrere tausend Millionen Mark beträgt.

Max Wächter kommt gegenüber diesen Ziffern zu dem Vorschlag eines europäischen Staatenbundes nach Art des Schweizer Bundes. Eine solche Neuordnung hält allerdings auch er für unmöglich, so lange, als tiefgehende Gegensätze zwischen den leitenden Völkern bestehen.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zur Frage der Prophetie

Im Oktoberhefte 1912 des Türmers steht ein bemerkenswerter, allgemein zu überlegender Aufsatz über die Frage: „Gibt es Prophezeiungen?“ Da der Verfasser, Prof. Dr. Max Kemmerich, die Leser gewissermaßen dazu auffordert, ihre Ansichten und Erfahrungen darüber zu äußern, soll hier einiges zur Sache beigetragen werden.

Wer hat nicht schon beim Klavierspiele sich darüber geärgert, daß zwischenhinein irgend ein metallener oder gläserner Gegenstand ein ihm eigentümliches Geräusch mithören läßt? Man wird bald herausfinden, daß nur das Anschlagen eines bestimmten Tones einem bestimmten Gegenstande das Geräusch entlockt.

Aus der Naturgeschichte wissen wir, daß jeder Tonhöhe eine feststehende Schwingungszahl entspricht, daß die Schwingungen des tönenden Gegenstandes sich der umgebenden Luft mitteilen, diese, in gleiche Schwingungszahl geratend, den Ton in Wellenform weiterträgt. Wir wissen ferner, daß einer bestimmten Länge und Spannung einer Saite, eines Stabes, der Größe einer Glocke, der Form eines klingenden Gegenstandes, eine bestimmte Tonhöhe und demgemäß Schwingungszahl entspricht und der betreffende Gegenstand auch nur dann, wenn ihm die Möglichkeit gegeben ist, die ihm eigentümliche Tonhöhe zum Ausdruck zu bringen, seinen Klang ertönen läßt.

Nehmen wir nun in einem Raume in nicht zu großer Entfernung voneinander drei klangfähige Körper, z. B. Saiten von gleicher Tonhöhe, wovon eine zum Erklingen gebracht wurde, und eine dritte von höherem oder tieferem Tone an. Die von der klingenden Saite ausgehenden Luftwellen gleicher Schwingungszahl werden auch die beiden andern Saiten treffen, sie mechanisch in Bewegung setzen, und zwar in ihre eigene. Die Saite gleicher Tonhöhe wird selbst mit dem ihr eigentümlichen gleichen Klange wie die erste ertönen, während die zweite mit nicht übereinstimmender Schwingungszahl stumm bleibt. Wie bei Saiten, so auch bei andern Gegenständen, gleichgültig ob gleicher Art oder nicht.

Stellen wir auf ein Klavier einen Leuchter oder ein Glas mit der Klanghöhe „a“, so werden jedesmal, wenn wir den Ton „a“ (in gleicher Oktavhöhe mit gleicher Schwingungszahl, 435 in der Sekunde) anschlagen, diese Gegenstände — allerdings mit der ihnen eigentümlichen Klangfarbe, welche nicht von der Schwingungszahl, sondern Schwingungsform (Wellenform) abhängt — ertönen.

Die Übertragung des Tones (Schalles) geschieht für unsere Begriffe rein mechanisch. Es bedarf dazu der für uns körperlich erscheinenden Mittel, fester, flüssiger oder gasförmiger Körper. Der luft-, bzw. gasleere Raum überträgt den Ton nicht, weil es da der Vermittlung des schwingenden Körpers mangelt.

Bisher waren die Schwingungserscheinungen für uns unmittelbar greifbar. Wir wissen jetzt aber auch, daß die Fortpflanzung der Wärme, des Lichtes, der Elektrizität oder des Magnetismus durch Schwingungen geschieht, allerdings in einem uns nicht greifbar bemerklichen, sogar dem eigentlichen Wesen nach noch unbekannten Mittler. Nur die Erfahrungen und die aus diesen hergeleiteten Lehrsätze, Voraussetzungen und zum Teile Vermutungen ermöglichen die zweckfolgende Verwertung dieser Kräfte. Wir wissen genau, daß für die Fortpflanzung der letztgenannten auf Schwingungen beruhenden Kräfte die für unsere äußeren Sinne nicht wahrnehmbare Körperleere kein Hindernis ist, mit andern Worten, wir noch einen von uns bisher unerkannten Mittler — Schwingungen- (Wellen-) Überträger — anzunehmen haben. Also schon bei diesen recht kräftig und weitläufig verwertbaren Kräften fehlt uns die Erkenntnis deren Mittler für Übertragung und Fortpflanzung.

Vergleichen wir diese Kräfte mit dem Schalle, so finden wir in der Art ihrer Kundgebung große Ähnlichkeiten. Verbreitung, Rückstrahlung der Wellen, Beziehung zwischen ihrer Schwingungszahl und Form zu ihrer äußeren Wirkung u. dgl. m. deuten auf grundsätzlich gleiche Gesetze, und was wir oben in der Ton- bzw. Schallehre gründlicher in bezug auf das Mittönen gleichgestimmter Körper gesehen haben, finden wir z. B. in der drahtlosen Telegraphie wieder. Senden wir einen elektrischen Strom von bestimmter Wellenlänge bzw. Schwingungszahl aus, so wird dieser, getragen von dem uns unbekannten Mittler, beim Treffen auf einen Körper von gleicher elektrischer Eigenart wie der stromsendende, diesen in gleiche Schwingungen versetzend zum elektrischen Ertönen veranlassen. Der Empfänger wird gleiche Wirkungen kundgeben wie der Sender.

Gehen wir nun noch einen Schritt weiter und wir haben die Lebensäußerungen der Nerven, als deren Ursachen elektrische Ströme längst erkannt sind. Die Nerventätigkeit als Wirkung elektrischer Wellen und den Vermittler dieser Wellen könnte man mit dem angenommenen Namen Geistesäther bezeichnen.

Nach den oben gezogenen Vergleichen zwischen den Schall- und den Wärme-, Licht-, Elektrizitäts- oder magnetischen Wellen können wir weitere Vergleiche zwischen den beiden letzteren und den Geisteswellen ziehen und damit ungezwungen manches aus unserem Leben deuten, was sonst ganz unerklärlich erscheinen würde.

Wir müssen uns aber bei den Betrachtungen zuvor die Begriffe der verschiedenen Lehr- und Erkenntnisarten auseinanderhalten.

Wissenschaftlich muß man zunächst das Dogma ganz ausschalten, denn dieses stellt als Lehrsatz eine Behauptung auf ohne weitere Prüfung, ob sie der Erkenntnis oder den Gesetzen überhaupt entspricht, und baut darauf Folgerungen, welche erst recht jeglichen Beweises entbehren. Damit darf selbstverständlich dem Dogma die Notwendigkeit im werktäglichen Menschenleben nicht etwa abgesprochen werden. Sollte z. B. der Generalstab jedem einzelnen Soldaten erst erklären und begreiflich machen müssen, warum der Feldzug und dessen einzelne Teile so und nicht anders geleitet werden, so wäre man bald am Ende der Weisheit. Mit dem Dogma steht und fällt die Disziplin im Heere, die Lehre in der Schule und der sittliche Halt im Volke.

Halten wir im Glauben etwas für wahr, wozu wir keinen Beweis haben, so führt uns der Beweis zur Erkenntnis, und eine Reihe von gleichartigen Erkenntnissen, welche Gemeingut geworden sind, zum Gesetze, und schließlich dient uns als Hilfsmittel zur Erklärung tatsächlicher Erscheinungen die Hypothese, das heißt eine auf Wahrscheinlichkeit beruhende Annahme, für welche ausdrückliche Beweise noch nicht erbracht sind.

Die Hypothese in ihrer richtig vorsichtigen Anwendung, freigehalten von der persönlichen vorgefaßten Meinung, hat dem menschlichen Erkennen und Wissen schon die größten Dienste geleistet, und ohne sie wäre ein Vorwärtsschreiten in der Wissenschaft kaum denkbar. Philosophie und Naturgeschichte beweisen dies am besten, und manche Hypothese wurde

zur Wahrheit, wenn auch viele andere als nicht stichhaltig erwiesen wieder verlassen werden mußten.

Da sich nun der Mensch nicht vermessen kann, das höchste Wesen zu sein, dessen Geist das Weltall zu umspannen vermag, so muß er, der inneren Offenbarung folgend, sich der Überzeugung unterwerfen, daß es etwas über ihm Stehendes und Herrschendes gibt, will er nicht einfach seines „Ichs“ verlustig gehen und auf den Standpunkt des Geist- und Vernunftlosen zurücksinken, wo lediglich Instinkt und Erfahrung die Führung der Lebensweise übernehmen. Der reine Materialismus bringt uns ungefähr auf den Wert des Straßenstaubes, nimmt uns alle Ideale, läßt uns trostlos im Erklären des geistigen und seelischen Lebens sowie im Erstreben der Vollkommenheit.

Die Hypothese bzw. Vorstellung des Geisteslebens, dargestellt durch Schwingungen des Geistesäthers als Mittlers der Geisteswellen, erregt durch eigene oder Empfindungen anderer, läßt manches unschwer erklären.

Die Nervensysteme lassen sich vergleichen mit elektrischen bzw. magnetischen Elementen, deren jedes Wellen bestimmter Art und Schwingungszahl entsendet.

Willensstarken bzw. willensschwachen Menschen entsprechen kräftige bzw. schwächere Nervenelemente mit gleichartigen Wellenströmen. Der Einfluß willensstarker Menschen auf solche von geringer Willenskraft ist bekannt.

Die Ausströmung von Nervenwellen, welche Nervenelemente gleichartiger und annähernd auch gleichstarker Natur treffen, bewirken Zuneigung, das Gegenteil davon Abneigung.

Da unsere Nervenelemente nicht so starrer Natur sind, wie die mechanisch aus Metall oder dgl. hergestellten, so erweisen sie sich als bildungs- bzw. anpassungsfähig. Dauernde gleichartige Wirkung wird den Charakter — den Seelenzustand beeinflussend — ändern. Allmähliches Übereinstimmen lange zusammen lebender Menschen. Desgleichen wird scharfes, anhaltendes Denken an einen bestimmten Gegenstand klares Erkennen, Erleuchtung bis zu Wahnvorstellungen hervorrufen. Vielleicht hängt damit auch das Hellsehen zusammen.

So wie Magnetnadeln bei bevorstehender Gewitterbildung, Erdbeben oder andern magnetischen Erscheinungen, wie Nordlicht, Störungen zeigen, d. h. in Unruhe geraten, werden empfindliche Nerven Hysterischer oder stark mit Nerventätigkeit Angestrengter durch die geringsten äußeren Einflüsse erregt (Nervosität). — Übrigens zeigen Naturmenschen, wie auch viele Tiere, da ihre Nervensysteme anderweitig nicht so sehr in Anspruch genommen und daher feinfühlender sind, eine ausgesprochen größere Empfänglichkeit für die magnetischen Erscheinungen der Natur. (Vorgefühl für herankommende Gewitter, Gewitterangst usw.)

Dahin führt auch die Tatsache, daß einfache Menschen, deren Denken und Fühlen durch geistige Arbeit noch nicht so sehr beansprucht, beeinflußt und beeinträchtigt ist, wie man so sagt, ein klareres Naturutteil, die Gabe der besseren Voraussage besitzen und ursprünglicher (naiver) denken. Dazu gehört auch das weibliche Geschlecht als das zarter besaitete.

Willensstarke Menschen entsenden starke Ströme, schwächere Elemente werden dadurch umgestimmt und klingen mit. Vielleicht darf man dabei auch an das weiche Eisen denken, welches, vom umfließenden Strome beeinflußt, selbst zum Magnet wird. Sind Geber und Empfänger gleichartiger Natur, so dürfen die Entfernungen sogar groß sein, und soferne der Wille einerseits groß ist und andererseits auch die Empfänglichkeit, so kann der Einfluß sich bis zur Vision steigern.

Meine Mutter starb in Sarajevo und ich wohnte in Wien. Eines Morgens — noch lag ich schlummernd im Bette — sah ich die Türe sich öffnen, meine Mutter auf mich zugehen, mir einen Abschiedskuß geben und sich wieder durch die Türe entfernen. Gesprochen hat sie nichts dabei. Nach zwei Tagen erst erfuhr ich brieflich von dem Tode meiner Mutter. Sie starb unerwartet, genau zur Stunde und am Tage der Erscheinung. Auch soll sie in ihren letzten Augenblicken — wie mir meine Geschwister nachträglich mitteilten — lebhaft von mir

gesprochen haben. Hier ist die Erscheinung durch das lebhafte Denken der Sterbenden leicht erklärbar. Im Schlafe sind solche Beeinflussungen häufiger und auch durch die Ausschaltung eigener Empfindungen wirksamer, und treten bisweilen auch als Träume auf. (Traumgesicht.) Bei Tag und im Laufe der Arbeit kommt das volle Bewußtsein einer solchen Erregung außenseits kaum mehr als eine innerlich störende Beunruhigung zur Geltung und wird daher wohl auch meist gar nicht beachtet.

Mit Beeinflussung der Gefühle und Gedanken unter Ausschaltung der Eigenempfindung ließe sich der Zustand der Hypnose und Suggestion erklären.

Zur Sache der Vorhersage könnte man sich unter der Annahme und Vorstellung, daß ja alles, was geschieht, gewissermaßen in der Vorsehung feststeht und, wie man sich nicht selten ausdrückt, in der Luft liegt, von der Erwägung leiten lassen, daß der Wille der Vorsehung, in das Wollen der Gegenwart übertragen, auf die Nerven besonders zartfühlender und empfindlicher Seelen so weit einwirkt, daß sie das Kommende zu sehen und zu beschreiben vermögen.

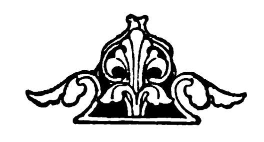
Zum Schlusse erscheint es mir wichtig, noch einen selbst erlebten, unzweifelhaft dem Geschehnisse nach feststehenden Fall zu erzählen, über den ich schon viel nachgedacht und versucht habe, eine wenigstens halbwegs stichhaltige Erklärung zu finden. Jedenfalls steht der Fall nicht vereinzelt da, nur wäre es von Wert, derartiger möglichst viele unter wahrheitsgetreuer Wiedergabe der Einzelheiten festzulegen.

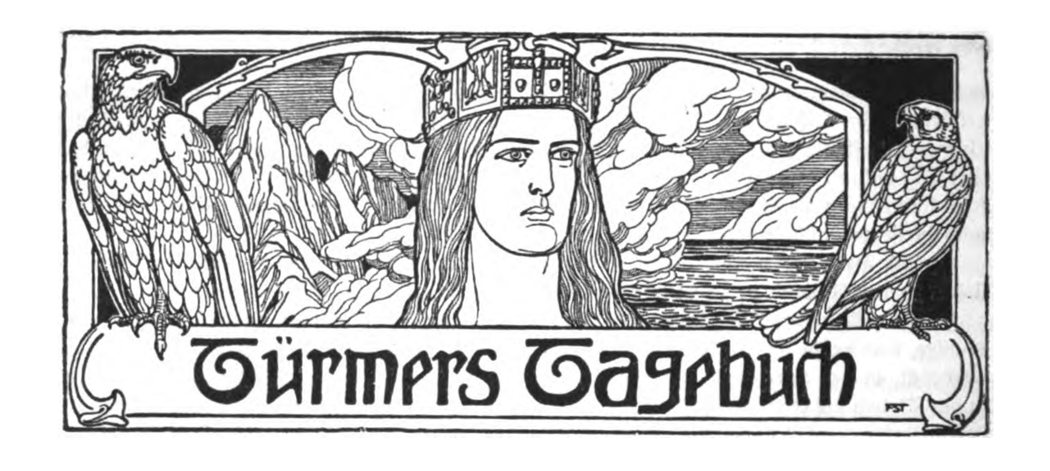
Eines Morgens erzählte mir ein Kollege — ein sonst äußerst einwandfreier und aufgeklärter Chemiker — daß, als er ganz allein beim Morgenkaffee saß, der Pendel des vor ihm an der Wand hängenden Regulators mit großem Gepolter aus seinem Gehänge gefallen sei. Er erzählte mir ferner, daß, da ihm das Werk sehr wertvoll sei, er allein den Schlüssel dazu habe, niemand anders daher dazu könne, das Aufziehen der Uhr er selbst besorge, das letzte Mal dies vor etwa 8—10 Tagen geschehen und somit eine äußerliche Störung ganz ausgeschlossen sei. Sonst im Leben sehr kaltblütig, trug er diese Erzählung in ungewöhnlich erregter Weise vor. Um 10 Uhr vormittags erhielt dieser Herr die Drahtnachricht von dem plötzlichen Ableben seines Vaters am Herzschlage. Die Todesstunde war genau die des Pendelfalles. Die Entfernung des Vaters vom Sohne die von Prag nach Frankfurt am Main.

Wer könnte hierzu die Erklärung bringen? An Zufall ist da schwer zu glauben, nur kommt hierbei noch die Schwierigkeit der Äußerung der Nervenwellen als mechanische Arbeit. Leider gelangt man da in ein Gebiet, wo gemeiner Schwindel Vertrauen und Lust, darüber ernsthaft nachzuforschen und zu denken, den meisten genommen hat.

Ein Glück, daß die unzweifelhaft sicht- und greifbaren Überraschungen der naturgeschichtlichen Neuzeit die oberflächlichen Menschengeister auch zum ernsteren und mehr philosophischen Denken zwingt.

Chemiker A. Cobenzl





25 Jahre Wilhelm II. · Puppentheater

„Der Sang ist verschollen, der Wein ist verraucht“ ... Das Fest der 25 Jahre liegt — hinter uns. Auch hinter — uns. Auch wir, die beim Regierungsantritte Kaiser Wilhelms II. schon im tätigen Leben standen, haben einen Gedenktag zu verzeichnen gehabt. Denn auch für uns begann vor 25 Jahren ein neues Regime, auf das wir uns mit unserer Arbeit einstellen mußten. Der „neue Kurs“ begann. Daß er immer „der rechte“ war, möchte kein Ehrlicher behaupten. Wenn wir uns aber auch nicht an den „Kurs“ gewöhnt haben — das ließ schon sein häufiger Wechsel nicht zu —, so haben wir uns doch an den Steuermann gewöhnt.

Und das ist das Schöne und Nachwirkende dieses Gedenktages, daß er uns zum Bewußtsein gebracht hat, wie sehr wir uns beide schon aneinander gewöhnt haben, wie sehr wir es gelernt haben, einander zu ertragen: das Volk den Kaiser und der Kaiser das Volk. Ja mehr als das: — zu begreifen gelernt haben. Wo aber Begreifen und Verstehen, da ist auch Sympathie, treten auch wärmere Gefühle hinzu.

Gestehen wir's nur: wir möchten ihn nicht missen, den Kaiser. Trotz aller seiner „Eigenarten“. Und vielleicht auch die nicht einmal. Denn wie der Kaiser einmal ist, so gehören sie zu ihm. Wir können ihn nicht wegdenken aus unserem öffentlichen Leben, ohne daß daraus viel Farbe und Glanz und Klang verschwänden. In diesen nüchternen Zeitläuften, wo wir ja selbst doch nur graue Geschäftshäuser bauen, da kann die Firma ruhig etwas Fassade und Aufmachung vertragen und schadet es nicht, wenn bunte Fahnen herausgesteckt oder etliche Fanfaren geblasen werden. Und vielleicht brauchen wir heute gerade einen Kaiser, der uns öfter zum Widerspruch reizt, uns auch mal ordentlich anärgert und aus dem Geschäftshäuschen bringt. Es bleibt ja doch in der Familie. Was wir gelegentlich mit unserem Familienvater in aller Ehrerbietung auszufechten haben, das sind häusliche Zwistigkeiten, die keinen Fremden was angehen. Nach außen sind wir seine braven Kinder. Dem Auslande gegenüber ist der Kaiser nur

unser Kaiser. Und das ist so unmißverständlich, daß ein Mißverständnis keinem zu raten wäre.

Nun ist ja, wie die „Frankf. Ztg." ausführt, „die Anbetung" in diesem Falle besonders ärgerlich. Gibt es doch „kaum einen Kreis von Deutschen, den der Kaiser nicht mal durch eine Handlung oder ein Wort zum Zweifel, zur Kritik oder zum Protest bewegt hätte, und es hat wenige Monarchen gegeben, bei denen es so klar gewesen wäre, daß ihre Natur Widerspruch finden mußte". Aber auch mit der bloßen Negation läßt sich diese Persönlichkeit nicht erfassen:

„Es ergeht einem mit ihr wie mit so manchem anderen im Leben. Man ist über etwas erstaunt, verblüfft, erzürnt; aber die Zeit vergeht, neue Erfahrungen kommen zu den alten, bestätigen sie, aber modifizieren sie auch, und rückschauend hat man ein Bild, das doch etwas anders wirkt, als es der Fall wäre, wenn es aus dem einzelnen, das man im Augenblick miterlebte, wie ein Mosaik zusammengesetzt wäre. Ein Staunen ging durch die Welt, bald nachdem der junge Kaiser den Thron bestiegen hatte. Was war das für ein merkwürdiger Mann, der sich da in überraschenden und sich häufenden Reden verkündete? Wie sonderbar und mystisch seine Auffassung der Stellung des Monarchen, diese immer wieder betonte Auffassung, daß der Herrscher sein Amt nur von Gottes Gnaden habe und daher niemandem in der ganzen Welt als Gott allein verantwortlich sei, daß nur der Herrscher der Träger der Geschichte sei, und somit der bescheidene alte Kaiser Wilhelm zu Wilhelm dem Großen wurde und seine Paladine zu Werkzeugen seines Willens herabsanken, zu Handlangern, zu ‚braven, tüchtigen Ratgebern, die die Ehre hatten, seine Gedanken ausführen zu dürfen' — diese Auffassung, die ihren marmornen Ausdruck in der Berliner Siegesallee erhalten hat, wo sich der kleinste Markgraf dem Auge aufdrängt und die größten Staatsmänner und Denker als Nebenfiguren verschwinden."

Wenn nun der Kaiser in seinem bekannten Briefe an Hollmann sich darauf berief, auch sein Großvater habe — wie oft — ausdrücklich betont, „er sei ein Instrument nur in des Herrn Hand", so habe Kaiser Wilhelm I. dieses Gottesgnadentum wohl kaum so gemeint wie der Enkel. In dem habe sich der Gedanke dahin zugespitzt, daß Gott Königen die Kraft gebe, ihre Völker herrlichen Zielen entgegenzuführen, und darum sie allein es seien, die das Schicksal der Völker leiten: „Aber die Nuance ist nebensächlich gegenüber der Tatsache, daß sich Wilhelm II. als ein Führer zu solchen Zielen deklarierte, von Gottes Gnaden; daß er dies tat in einer Zeit, in der die psychologischen Voraussetzungen für die Aufnahme dieses Gedankens in einem Maße fehlen, daß man ihn gar nicht mehr diskutiert. Eine merkwürdige Tatsache, die man ja nun damit erledigen könnte, daß der Kaiser eben eine romantische, der Mystik zugeneigte Persönlichkeit sei. Aber das ist ein Klischee, und der Maßstab liegt anderswo. In einer der kleinen Gesellschaften, die sich an manchen Abenden im Hause des geistreichsten und liebenswürdigsten aller Reichskanzler zu anregender Unterhaltung vereinigten, kam die Rede auch auf den Kaiser. Es waren da unter anderen ein bekannter Theologe, ein bekannter Philosoph, ein bekannter Journalist, und der Philosoph sagte, er schätze den Kaiser sehr, aber mit seiner mystischen Richtung könne er sich nicht abfinden. In dem Gespräch,

das sich nun über die Frage entwickelte, ob der Kaiser ein Mystiker sei, bemerkte der Journalist, er sei darüber im Zweifel gewesen, aber er müsse es wohl anders nehmen, seit er mit Staunen erfahren habe, daß der Kaiser eines Tages den versammelten Generälen in feierlichem Tone mitgeteilt hat: ‚Ich habe mich heute zum Generaladjutanten weiland Seiner Majestät Kaiser Wilhelms des Großen ernannt.‘ — ‚Gut, daß Sie das erwähnen,‘ sagte der Kanzler, ‚nun werde ich Ihnen zeigen, wie falsche Beurteilungen entstehen. Sehen Sie, ich kenne alle europäischen Monarchen und noch einige andere, und ich habe gefunden, daß sie alle auf einem Gebiet — nun, sagen wir: etwas sonderbar sind. Das ist das Gebiet des Gottesgnadentums, der Familiengeschichte, der Uniformen, der Titel, Orden und dergleichen. Da empfinden und denken sie ganz anders als wir gewöhnlicheren Sterblichen, und man muß das berücksichtigen, wenn man sie verstehen will. Auch diese Ernennung zum Generaladjutanten gehört in dieses Kapitel. Als der Kaiser einmal mit dem Zaren zusammentraf, bemerkte er an dessen Uniform eine Art von Fangschnüren, die ihm außerordentlich gefielen, und er fragte ihn, ob er ihm die nicht verleihen könne. Der Zar sagte, das sei leider nicht möglich, weil nach einer am russischen Hofe üblichen Sitte gewisse direkte Nachkommen des Regierenden diese Schnüre als Abzeichen seines Generaladjutanten tragen, die natürlich einem Fremden nicht verliehen werden können. Darauf hat sie der Kaiser, weil er eben auf diese Schnüre Wert legt, sich selber verliehen, indem er sich, nach dem russischen Beispiel, zum Generaladjutanten seines Großvaters ernannte.‘ — ‚Auf diese Aufklärung war ich allerdings nicht gefaßt‘, sagte der Journalist. ‚Ich sehe, daß man auch in diesen Dingen sozusagen den Komment kennen muß, um sie richtig zu verstehen.‘ — ‚Komment,‘ rief der Kanzler, ‚das ist das richtige Wort.‘ Und der Journalist fuhr fort: ‚Ich kann mir vorstellen, ein Amerikaner etwa kommt in eine Versammlung älterer und jüngerer Herren, die zum Teil in Uniform, zum Teil in Zivil sind, merkwürdige Kopfbedeckungen haben, sich die Hände reichen und einen choralartigen Kantus anstimmen und dann mit altertümlichen Waffen die Kopfbedeckung durchbohren. Der Amerikaner könnte leicht meinen, daß er da in eine Gesellschaft von Mystikern mit geheimnisvollem Ritual geraten sei, während doch nur — ein ‚Landesvater‘ gestochen wurde ...‘ — ‚Sehr gut!‘ lachte der Kanzler. ‚Was sagen Sie‘ (zu dem Theologen): ‚Ist der Kaiser ein Mystiker?‘ — Und der Theologe verneinte.

In der Tat, man muß den Fürstenkomment kennen, um diese Dinge nicht allzu tragisch zu nehmen. Wenn man sie schulgemäß kategorisiert, so fallen sie freilich zum Teil unter das, was man gewöhnlich unter Mystik versteht. Aber wenn man sie nicht bloß von außen, sondern mit psychologischem Auge ansieht, dann erhalten sie eine leichtere Bedeutung. So wie der Kaiser in diesen Dingen, denken alle Monarchen, mit seltenen Ausnahmen und natürlich auch mit kleinen Unterschieden des Grades. Daß der Kaiser als ein besonders prononcierter Vertreter des Gottesgnadentums dasteht, das liegt nur daran, daß die anderen Monarchen in der Öffentlichkeit ziemlich schweigsam sind, der Kaiser aber redet.

Es mögen wohl sechshundert Reden sein, die der Kaiser in den fünfundzwanzig Jahren gehalten hat, wozu noch telegraphische und andere öffentliche

Kundgebungen kommen. Friedrich Wilhelm IV. hatte eine ähnliche Art, aber in unserer Zeit ist das beispiellos, und man kennt die Bemerkungen, die darüber gemacht worden sind. Man würde aber dem Kaiser unrecht tun, wenn man meinte, daß in diesem Auftreten Pose liege. Es ist ihm Natur, und er gibt sich, wie er ist. Etwas Stilisiertes liegt nur in seiner Haltung, wenn es sich um eine Kundgebung handelt. Im alltäglichen Leben sind seine Bewegungen oft sehr lebhaft, man könnte meinen, nervös. Man sieht es im Berliner Tiergarten, wo des Morgens mit tadellos funktionierenden Adjutanten ein Herr spaziert, dessen Gestikulationen man den Kaiser nicht ansehen würde. Wenn er aber ex cathedra spricht, dann ist er in Haltung, Blick und allem ein König. Seine natürliche Lebhaftigkeit allein würde es aber nicht erklären, daß er das starke Bedürfnis hat, mit seinen Meinungen öffentlich hervorzutreten. Man kann lebhaft sein und die Lebhaftigkeit an seiner Umgebung erschöpfen. Wenn sich der Kaiser damit nicht begnügt, so liegt das vor allem daran, daß er tatsächlich eine nicht gewöhnliche Persönlichkeit ist. Alle, die mit ihm zu tun hatten, stimmen überein, daß er eine Begabung und eine Auffassung hat, die über das Mittel hinausgehen, und keiner bezweifelt, daß sich der Kaiser nach seinen Talenten als Bürgersmann im Leben durchgesetzt hätte. Miquel hat diese rasche Auffassung einmal einem Journalisten gegenüber charakterisiert. Es war im Jahre 1892, Miquel hatte die preußischen Steuergesetze fertig, hatte dem Kaiser darüber drei Vorträge gehalten und seine Zustimmung erhalten. Er teilte das dem Journalisten mit, und dieser fragte zweifelnd, ob denn der Kaiser in so kurzer Zeit die umfangreiche Sache verstanden habe. ‚Verstanden?‘ rief Miquel. ‚Wenn ich drei Dutzend Abgeordnete habe, die so schnell und gut verstehen, dann bin ich sehr zufrieden!‘ — Aus einer späteren Zeit, es ist nicht lange her, datiert der Fall, daß der Kaiser einen Physiker in Erstaunen brachte. Er besuchte ein physikalisches Institut, ließ sich alles zeigen und sprach über vieles. Darüber äußerte der Physiker: ‚Hören Sie, das ist aber ein merkwürdiger Mensch! Mich haben schon viele Potentaten besucht, und sie haben gefragt, wie lange ich da sei und woher ich gekommen sei, aber niemals ist es einem eingefallen, in die Physik hineinzusteigen. Aber der Kaiser versteht ja was davon!‘ — Dabei unterstützt ihn ein außerordentliches Gedächtnis, das sich aber auch auf kleine Dinge erstreckt. Da kam einmal ein Karlsbader Arzt nach Berlin, um sich beim Kaiser für einen Orden zu bedanken. Er wußte nicht, daß das, anders als in Wien, in Berlin nicht üblich sei, wurde aber empfangen, und nun fragte der Kaiser, ob in Karlsbad an der und der Stelle gebaut worden sei, und dergleichen Kleinigkeiten mehr, so daß der gute Geheimrat nachher sagte, er sei froh gewesen, als er wieder draußen war, denn der Kaiser wisse mehr von Karlsbad als ein Karlsbader.

Es läßt sich begreifen, daß ein lebhafter Mann von solcher Begabung und ansehnlichem Wissen die Möglichkeiten des Wirkens, die ihm seine Stellung gibt, gern benützt, und so finden die Anregungen, die ihm durch den Kopf gehen, und die Forderungen, die er für richtig hält, alsbald ihren Ausdruck. Dabei wirkt ein sehr starkes Verantwortungsgefühl mit, das man nicht deshalb übersehen kann, weil es oft nicht richtig angewandt wird. Der Kaiser fühlt sich wirklich für die Gesamtheit verantwortlich, und er glaubt, seinen Pflichten nicht zu genügen, wenn

er nicht zu allem, was ihn oder die Zeit bewegt, so Stellung nimmt, daß man seinen Standpunkt erkenne. Das ist nun freilich ein Irrtum. Auch bei respektablem Wissen kann heute kein Mensch alle Dinge beherrschen, und man verlangt es auch von niemandem, und man weiß, daß bei forcierter Universalität doch nur ein Universaldilettantismus herauskommen kann. Es ist schön, daß sich der Kaiser für so vieles interessiert, und doch ist diese Gabe für einen Monarchen von sehr zweifelhaftem Wert, wenn er seine Meinungen öffentlich verkündet. Von der Stelle aus und mit der Lebhaftigkeit vorgetragen, wie es geschieht, erscheinen sie wie Regierungshandlungen, und das sollten sie schon deshalb nicht sein, weil auch der Kaiser eben doch auf den meisten Gebieten nur Amateur sein kann. Fachmann ist er, das erklären Sachverständige, auf dem Gebiete des Schiffbaus, und dem ist auch sein Interesse dauernd erhalten geblieben, während es in so manchen anderen Dingen nicht nachhaltig war, wo dem anfänglichen Interesse nicht der Fleiß zur Seite stand, der nötig ist, um den Dingen auf den Grund zu dringen. Er hat auch gar keine Zeit dazu; man braucht sich nur ein Programm anzusehen, das er in einem Jahre erledigte, um zu erkennen, wie unmöglich es ist, daß er alle die Fragen beherrschte, denen er durch seine Worte Richtung geben wollte. So hat man denn manche Äußerung vernommen, der gegenüber man wie ratlos war. Sein Temperament verleitet ihn sogar in Geschmacksfragen, seine Meinung las Richtpunkt zu statuieren. Er interessiert sich wirklich für die Kunst. Natürlich für die Kunst, die ihm gefällt, und das ist sein gutes Recht. Weite Kreise würden ihm, wenn er nur gewisse Erscheinungen der Moderne mißbilligte, auch zustimmen, aber wenn er den Begas auf eine Stufe mit der Renaissance stellt, dann geht's nicht weiter, und es beginnt wieder das große Staunen. Dieses Auftreten des Kaisers hat aber noch einen Grund: in seiner Natur liegt etwas Lehrhaftes. Er hat das Bedürfnis zu dozieren; es fällt ihm schwer, etwas, das er weiß oder zu wissen glaubt, und das kein Staatsgeheimnis ist, für sich zu behalten, er muß es wiedergeben. Er befiehlt Offiziere zu sich und hält ihnen Vorträge an Karten über den Balkankrieg, er macht für die Abgeordneten Marinetafeln und er unterrichtet den Landwirtschaftsrat über wirkliche oder vermeintliche Fortschritte, die auf seinen Gütern erzielt worden sind. Seine Redefreudigkeit ist zum Teil diese Freude am Dozieren. Wenn er nicht als Prinz geboren worden wäre, so wäre er wahrscheinlich ein Professor der Technik geworden, um seine Neigung zur Technik mit dem Lehren verbinden zu können.

Daß der Kaiser auf vielen Gebieten, wenn auch keineswegs Fachmann, so doch ein gut unterrichteter Laie ist, liegt nicht nur daran, daß einem Monarchen, wenn er nur will, alle Mittel der Belehrung zufliegen, sondern insbesondere an der Art, wie er seinen persönlichen Verkehr gestaltet. Dieser Verkehr ist von einer Art, wie sie nie zuvor bei einem Potentaten dagewesen ist. Leute fast aller Stände sind in diesem Kreise, also neben den Militärs, Beamten und Adeligen, Vertreter der Industrie und Technik, Gelehrte, Künstler, Kunstsammler, Kaufleute, ja, man könnte sagen, es ist überhaupt gleichgültig, was einer ist — wenn er nur etwas weiß, so daß sich von ihm was lernen läßt, oder wenn er ein guter Gesellschafter ist, so ist er unter gewissen selbstverständlichen Voraussetzungen hoffähig. Denn

für Rang und Stand hat der Kaiser absolut keinen Sinn, so sehr er auch darauf hält, daß ihm gegenüber die Form gewahrt werde. Dieser ausgedehnte und vielseitige Verkehr ist ihm Bedürfnis, nicht etwa nur, weil seine lebhafte Natur das Alleinsein schwer verträgt, sondern weil er auf diese Weise l e r n t. Man darf annehmen, daß der Kaiser wenig liest, er fände auch schwer die Zeit dazu. Er kann es auch bequemer haben, denn wenn er z. B. auf die Nordlandreise hervorragende Gelehrte mitnimmt, so ist das für ihn bei seiner Gabe zu fragen und aus jedem das herauszuholen, was er wissen will, wie ein exquisiter Ferienkursus. Erstaunlich bleibt es freilich dennoch, daß er sich auf diese Weise ein Wissen erwirbt, das, wie gesagt, doch recht beträchtlich ist. Konservative Kreise haben ihm diesen freien Verkehr, besonders den mit Reedern, Industriellen und Kaufleuten, sehr verübelt. Sie haben auch behauptet, daß der Kaiser dabei p o l i t i s c h b e e i n f l u ß t werde, aber das ist n i c h t w a h r. Es läßt sich natürlich nicht abwägen, ob das, was der Kaiser von einem Reeder oder Kaufmann hört, einmal einen seiner Entschlüsse beeinflusse, aber der persönliche Verkehr ist nicht politisch. Da gilt keine Richtung, sondern nur der Mann. Natürlich steht der Kaiser einigen näher als anderen, das ist überall so im Leben. Am intimsten ist er mit dem Theologen Harnack. Man irrt, wenn man meint, der Kaiser sei ein Frömmler und Orthodoxer. Der Brief an Hollmann scheint damit nicht ganz zu stimmen, aber man muß, um ihn richtig zu verstehen, den Kommentar lesen, den Harnack damals in den ‚Preußischen Jahrbüchern‘ dazu geschrieben hat, und auch da ist wohl noch nicht das letzte Wort gesagt ...

Man begreift, daß ein Mann von der Art des Kaisers seine Person besonders auch in politischen Dingen oft, allzu oft, herausgestellt hat. Aber es kommt noch ein erklärendes Moment hinzu: er hat ganz absonderliche Vorstellungen von der Möglichkeit, politische Kräfte zu lenken. Es ist ein Schmerz für ihn, daß er nicht an Stelle seines Kanzlers im Reichstag erscheinen kann, denn er ist überzeugt, daß er den Reichstag, wenn er zu ihm so reden könnte, wie's ihm ums Herz ist, mit sich fortrisse. Das ist natürlich ein Irrtum, denn auch ein Kaiser, der gegen Parteien anrennte, würde zumeist auf Wollsäcke stoßen. Aus dem selben Gefühl heraus aber hat er zum Volke gesprochen. Er glaubte und glaubte immer wieder, es könne doch gar nicht anders sein, als daß das ganze Volk seiner Stimme folgte, ihm, der es doch so ehrlich meint und so gut. Der Stil seiner Reden war gutem Geschmack oft schwer erträglich, doch nicht gemacht; der Kaiser spricht eben so in diesem Kriegervereinston, wenn es ein Ruf ans Volk sein soll, ganz anders als sonst, wo er ein natürlicher und oft faszinierender Causeur ist. Aber hätte er auch mit der Zunge eines Propheten gesprochen, es hätte vergeblich sein müssen. Ein paar Reden reichen nicht aus, mit der Sozialdemokratie fertig zu werden, auch nicht gegen die Polen oder widerspenstige Elsässer, und wenn der Kaiser sagt, daß er den, der sich ihm entgegenstelle, zerschmettern werde, so weiß jedermann, daß ein konstitutioneller Monarch dazu gar nicht in der Lage ist. Er hat niemanden zerschmettert, aber viel Unruhe, Verstimmung und Verdrossenheit wäre erspart geblieben, wenn er einen Blick dafür gehabt hätte, daß politische Aufgaben wie die der Einordnung ganzer Bevölkerungsschichten in den Staat lange Arbeit erfordern

und nicht mit Worten gelöst werden. Aber es ist ja ganz seine Natur, daß ihm langwierige Methoden nicht liegen. Der Erfolg soll rasch kommen; bleibt er aus, so wendet sich der Kaiser ab. So ist aus dem sozialpolitischen Aufschwung, mit dem seine Regierungszeit begann, die Ära Stumm geworden, was sich inzwischen allerdings wieder zum Besseren gewendet hat.

Da der Kaiser in einzelnen Fragen stark hervortritt, ist der Glauben entstanden, daß er sich um alle politischen Gebiete kümmere. Das ist aber nicht richtig, und man braucht sich wiederum nur seine Zeiteinteilung anzusehen, um zu erkennen, daß er sich fortlaufend und gleichmäßig gar nicht für alles interessieren kann, und daß da, bei seinen Reisen, manchmal Gebiete zurückstehen müssen, für die er sich mehr interessieren sollte. Es ist auch nicht richtig, daß alle seine Handlungen, die Aufsehen in der Welt erregten, aus seiner Initiative hervorgegangen seien. So ist er nach Tanger nicht aus eigenem Entschluß, sondern auf Wunsch von Bülow und Holstein gegangen. Es ist auch nicht jedes Wort, das er gesagt haben soll, gesprochen worden ... Es ist überhaupt nicht zu glauben, was alles an Hofklatsch kolportiert wird. Im Anfang der neunziger Jahre hieß es plötzlich überall, der Kaiser sei an einem schweren Ohrenleiden erkrankt und nach Hubertusstock gebracht worden, um in aller Heimlichkeit operiert zu werden; es war nur so viel daran richtig, daß er in Hubertusstock auf der Jagd war. Bis vor wenigen Jahren galt es als ausgemacht, daß seine Tochter taubstumm sei, und wenn Personen, die wußten, daß das Unsinn ist, es bestritten, so glaubte man ihnen nicht. Es soll damit nur gesagt sein, daß sich an einen Monarchen überhaupt und besonders an einen, der so viel Anlaß gibt, sich mit ihm zu beschäftigen, wie Wilhelm II., auch viel Geschwätz anheftet, hinter dem nichts ist. Es bleibt freilich noch genug anderes übrig.

Manche Äußerungen und Handlungen des Kaisers hatten auch zur Folge, daß seine beste Absicht, seine Friedensliebe, verkannt worden ist ... Es kann aber aufs bestimmteste behauptet werden: alle Reichskanzler hatten mit diesem ungewöhnlichen, sich von anderen konstitutionellen Monarchen unterscheidenden, impulsiven Charakter Schwierigkeiten, aber niemals Schwierigkeiten kriegerischer Art. Die Aufrichtigkeit seiner Friedensliebe hat ihn auch schon unvorsichtig gemacht. Es war in einer gewissen Periode der Marokko-Affäre, wo die Franzosen wieder einmal den Krieg heraufziehen sahen, auf den sie nicht gerüstet waren, und den Wunsch hatten, sich mit Deutschland ohne Konferenz zu verständigen, wogegen sich Holstein in einer vielleicht schon krankhaften Verblendung sträubte. Damals war auch die Kieler Woche, französische Teilnehmer waren beim Kaiser zu Gast, und da sprach er vom Frieden. Frankreich wurde dann zurückhaltender...

Ein letzter Grund für die persönliche Aktivität des Kaisers ist dies: er ist ein Charmeur und er weiß, daß seine Liebenswürdigkeit besticht. Er irrt aber darin, daß er meint, damit auch Politik machen zu können. Er hebt der neben ihm stehenden Frau Geheimrat das Programm auf, das ihr entfallen ist, und mancher, der bei ihm zu Tische war, hat das Gefühl, sich selten so gut unterhalten zu haben. Diese gesellschaftliche Gabe wird aber überschätzt, wenn man sie, sei es an fremden



Höfen oder sonstwo, als Mittel zu politischen Zwecken übt. Da ist die trockenere Natur leicht im Vorteil, und auch das mußte der Kaiser erfahren. —

Zwanzig Jahre hat der Kaiser dieses Regiment geführt, dann kamen die bittersten Stunden seines Lebens — die Novemberkrise des Jahres 1908. Man muß es sagen, es ist ihm damals schwer ergangen, und es ist ein merkwürdiger Zufall, daß den unmittelbaren Anlaß dazu eine Angelegenheit gab, bei der er konstitutionell gehandelt hatte, denn er hatte den Bericht, der im ‚Daily Telegraph' erschien, dem Auswärtigen Amt zur Prüfung übergeben. Aber freilich, das war eben nur der Anstoß zum Ausbruch einer Erregung, die sich in zwanzig Jahren angesammelt hatte. Der Kaiser hatte keine Ahnung, daß so etwas über ihn hereinbrechen würde, und das läßt sich begreifen. Er hatte freilich in all den Jahren von mancher Stimme vernommen, die sich gegen seine Art erhob, und manchen Widerstand von seinen Kanzlern erfahren. Aber nach Bismarck, der ja deshalb ging, weil er sich diesem Regiment nicht fügen wollte, kam doch kein Kanzler mehr, der den Kaiser vor ein Entweder — Oder gestellt hätte, und an den Huldigungen, die jene Stimmen übertönten, hat es nie gefehlt ... Wie soll ein Monarch, der so umwedelt wird, auf den Gedanken kommen, der Widerspruch, den er fand, sei etwas anderes als Nörgelei? Der Kaiser war ahnungslos; das ist der einzige Grund dafür, daß er sich in derselben Zeit, wo die Krise schon begonnen hatte, beim Fürsten Fürstenberg auf der Jagd und an einem Kabarett vergnügte und den Fürstenkomment ergänzte, durch eine Verordnung über das ‚Hochnehmen' der Matrosenmützen beim Hurrarufen. Man hat wohl die Mitteilungen des ‚Daily Telegraph' nicht ganz richtig gewertet; guckt nicht aus dem Kriegsplan, den der Kaiser den Engländern gegen die Buren machte, der Dozent hervor, der in ihm steckt? Aber es kam nicht mehr darauf an, es war eine generale Auseinandersetzung, und der Kaiser stand allein, ihm gegenüber Volk, Reichstag, Bundesrat, Ministerium, Kanzler, und auch in der Familie fand das Widerhall. Die Wirkung auf den Kaiser war erschütternd; er erlitt einen Nervenchock, war mehrere Tage krank und hat schwere Entschlüsse erwogen ... Dann erschien im ‚Reichsanzeiger' die Erklärung, daß der Kaiser die öffentliche Kritik als übertrieben und ungerecht empfinde, die aber im übrigen dem Sinne nach besagte, daß sich der Kaiser künftig Zurückhaltung auferlegen werde.

War da nicht fast zu viel, mehr versprochen, als die Natur des Kaisers verträgt? ... Als er sich verlobte, war er erst einundzwanzig Jahre alt, und manche Mitglieder der Hofgesellschaft beunruhigte es, daß er so jung heiraten wolle; aber andere sagten, das schade nichts, denn er bleibe so, wie er ist. Das hat sich bestätigt. Die Jahre sind natürlich nicht ohne Einfluß gewesen, aber der Kaiser ist das eigentümliche Gefüge eines modernen, rationalistischen, romantischen, impulsiven Charakters geblieben. Es sind wahrlich nicht die Schlechtesten, die die Liebe zur blauen Blume im Herzen tragen. Sie unterscheiden sich von den andern wie die, die sich an einem Regenbogen erfreuen oder gar dabei dem lieben Gott in den Himmel schauen, von denen, die aus dem Regenbogen die Anregung zu einem neuen Krawattenmuster schöpfen ...

Der Kaiser selbst hat es auch, was besonders anerkannt sei, in einer Festrede abgelehnt, daß ihm allein die Vorwärtsentwicklung Deutschlands als Verdienst zugeschrieben und daß überhaupt als Verdienst für einzelne in Anspruch genommen werde, was Gesamtleistungen der Nation seien... Nur die Regsamkeit aller Kreise konnte den großen Aufschwung herbeiführen, den alle Staaten heute anerkennen müssen, und zwar nicht etwa bloß oder überragend sind es die Regierungen, denen das Verdienst hierfür zukommt, sondern die dem gesamten Volke innewohnende Kraft ist es, welche Deutschland auf seine jetzige Höhe gebracht hat, eine Kraft, die sich auch trotz mancher Fehler der Regierungen ... durchgesetzt hat.

Überblickt man das in den 25 Regierungsjahren Erreichte, sieht man, wie das vor hundert Jahren ersehnte deutsche Reich, nachdem es unter den Vorgängern des Kaisers geschaffen und gefestigt war, sich dann entwickelt und erweitert hat, so ist diese Entwicklung, rein äußerlich betrachtet, eine ganz gewaltige gewesen. Das Reichsgebiet hat sich durch den kolonialen Zuwachs außerordentlich vermehrt; in die Zeit Kaiser Wilhelms II. fallen davon die Erwerbungen in der Südsee, die Pachtung von Kiautschou, die Gewinnung von Neu-Kamerun. Von allen Kolonien aber läßt sich sagen, daß ihre intensivere Nutzbarmachung erst in den letzten Jahren begonnen hat. Freilich, die eigentlichen kolonialen Hoffnungen gehören auch jetzt noch der Zukunft an. Die Bevölkerung des Deutschen Reiches ist von 48 auf 66 Millionen gewachsen. Handel und Verkehr sowie die ganze Produktion haben noch weit größere Steigerungen erfahren. Der Außenhandel hat sich verdreifacht, er ist von 6½ auf über 19 Milliarden gewachsen; ebenso ist er in der gleichen Zeit von 60 auf 177 Millionen Tonnen gestiegen. Aber diesem Plus steht auch eine enorme Steigerung der Lasten gegenüber. Die Heeres- und Flottenlasten haben sich mehr als verdoppelt und erreichen jetzt eine Höhe, die man früher nie für möglich gehalten hätte, ebenso wie die persönlichen Leistungen für die Landesverteidigung durch die unausgesetzten Präsenzerhöhungen das frühere Maß weit überschritten haben. Und zieht man dabei die Stellung Deutschlands in der Welt in Betracht, so muß man bei kühler Beurteilung der Dinge doch sagen, daß wir von den herrlichen Tagen, denen der Kaiser nach seiner Ansprache an die Brandenburger uns entgegenführen wollte, noch etwas weit entfernt sind ...

Er wollte sein eigener Kanzler sein und sich nicht von anderen leiten lassen und hat sich deshalb sehr bald von Bismarck getrennt. Das hinderte aber nicht, daß die Politiker, die seine Eigenart zu benutzen und sein Mißtrauen gegen unbequeme Gegner wachzurufen wußten, gerade dadurch zeitweise einen überwiegenden Einfluß erhielten. Es sei nur an Stöckers Scheiterhaufenbrief, an Waldersee, an den Fürsten Eulenburg erinnert. Der Kaiser, durch seine vielfältige Begabung verführt und durch Höflinge darin bestärkt, die Erreichung dessen, was ihm vorschwebte, für weit leichter zu halten, als es war, hat ... eine große Zahl von Aktionen begonnen, die wegen der Nichtberücksichtigung der realen Faktoren und der natürlichen Hemmnisse scheitern mußten, und da er nicht der



Mann des geduldigen Abwartens und der zähen Weiterarbeit ist, so ist es zu den vielen Widersprüchen gekommen, zu dem Zickzackkurs, der die Stetigkeit vermissen ließ und zu einem übergroßen Verbrauch von Kraft und Zeit geführt hat. Und wenn der Kaiser sich bei verschiedenen Gelegenheiten beklagt hat, daß man ihm oft bitter weh getan habe, wenn er die persönliche Kritik schmerzlich empfunden hat, so ist das menschlich durchaus begreiflich; aber man muß auch dem gegenüberhalten, daß diese Kritik veranlaßt worden ist durch das persönliche Hervortreten des Kaisers in umstrittenen politischen Fragen, wie auch durch die persönlichen Wendungen gegen die seinen Absichten Widerstrebenden. Diese Ich-Politik ist es schließlich gewesen, die zu der Novemberkrisis von 1908 geführt hat, weil das Volk und das Parlament sich nicht wohl damit abfinden konnten, daß der Wille des Monarchen das oberste Gesetz sein solle ...

Die Capriviſche Wirtschaftspolitik ist durch eine rein agrarische abgelöst worden. Auf sozialem Gebiet, auf dem der Kaiser glaubte durch eine Arbeiterschutzgesetzgebung sehr bald mit der Sozialdemokratie fertig zu werden, haben sich die Dinge ebenfalls umgekehrt gestaltet; es kamen Zuchthausgesetz und Umsturzvorlage, die allerdings beide nicht durchdrangen. Preußen in Deutschland voran, Deutschland in der Welt voran, so lautete der Appell des Kaisers. Aber in Preußen sind wir leider viel zu wenig voran, und das Zeichen des Verkehrs ist dort sogar so wenig beachtet worden, daß eine großzügige Verkehrspolitik — es sei nur an die Verstümmelung der Kanalvorlage erinnert — verkümmerte. Hier war Gelegenheit, durch eine starke Politik, die sich an das Volk anlehnte, einem wirklichen Fortschritt die Bahn zu ebnen, indem man durch eine eingreifende Wahlreform für eine wirkliche Volksvertretung sorgte. Aber auch da ist es bei kümmerlichen Anfängen geblieben, die nirgends befriedigten. Volle Arbeit dagegen ist auf dem Gebiet der Landesverteidigung geschaffen worden: eine gewaltige Flottenvermehrung, die Deutschland zur zweitgrößten Flottenmacht erhoben hat, und eine Vermehrung des Landheeres, die ebenso stark ins Gewicht fällt. Diese Leistung, an der freilich das steuerzahlende Volk schwer zu tragen hat, ist die hervorstechendste in den letzten 25 Jahren. Sie soll die friedliche Arbeit schützen und fördern. Ob sie dafür größere Garantien als früher geschaffen hat, mag angesichts der Ereignisse der letzten Zeit, angesichts des überall gewachsenen Mißtrauens und des allgemein fortgesetzten Wettrüstens auch dem größten Optimisten zweifelhaft geworden sein ..."

Daß der Kaiser zuweilen sehr ernst, sehr bestimmt, sehr „ungemütlich" sein kann, wenn er seine Anschauungen mit entgegengesetzten zusammenstoßen fühlt, — das, erinnert die „Berl. Volksztg.", haben die Berliner Stadtvertreter erfahren, als sie ihm den Neptunsbrunnen schenkten. „Das haben in den letzten 25 Jahren Personen und Parteien erfahren, die ihm seine Pläne zu durchkreuzen schienen; das haben noch in der letzten Zeit die Künstler erfahren, die ihn durch die Große Berliner Kunstausstellung führten und nun aus seinem kaiserlichen Munde manch kräftig Wörtlein über die Kunstwerke hören mußten, die bei seinem persönlichen Geschmack vorbeitrafen. Wir halten diese Art Offenheit nicht für einen unangenehmen Charakterzug. Im Gegenteil: es liegt in dieser Art ein Zug offener Männ-

lichkeit, der in unserer Zeit der allgemeinen Verweiblichung unseres ganzen öffentlichen Lebens auf unsere volle Wertschätzung Anspruch macht ...

Eine Beurteilung für sich erfordert die Frage, inwieweit es sich von politischen Gesichtspunkten aus empfiehlt und ob es innerlich gerechtfertigt ist, mit Ausdrücken von äußerster Schroffheit gegen Politiker und Parteien vorzugehen, die, gleichfalls in ihrer Art, das Beste des Volkes oder zum mindesten der Teile des Volkes anstreben, für die sie die Erreichung politischer und wirtschaftlicher Ziele in erster Reihe für notwendig halten.

Bei der letzten Reichstagswahl, die dem Regierungsantritt des Kaisers voranging, im Jahre 1887, brachte es die Sozialdemokratie auf etwa ¾ Millionen Wähler. Im zweiten Jahre seiner Regierung erklärte der Kaiser: ‚Für mich ist jeder Sozialdemokrat gleichbedeutend mit Reichs- und Vaterlandsfeind.' Zwei Jahre später sprach der Kaiser im Hinblick auf die Sozialdemokratie von dem zunehmenden Unglauben und Mißmut, und es könne vorkommen, daß ‚ihr (die Soldaten) auf eure eigenen Verwandten oder Brüder schießen müßt'. Im nächsten Jahre empfahl er, gleichfalls auf die Sozialdemokraten hinweisend, den mißvergnügten Nörglern, den deutschen Staub von ihren Pantoffeln zu schütteln. Noch stärker war die Wendung aus dem Jahre 1895: ‚Eine Rotte von Menschen, nicht wert, den Namen Deutsche zu tragen.' Diese bitteren Worte haben sich tief in die Herzen der deutschen Sozialdemokraten eingegraben. Andere, später gefallene, haben den Eindruck nicht gemildert, sondern verschärft. Aus den ¾ Millionen sozialdemokratischen Stimmen, die im Jahre 1887 im Deutschen Reiche abgegeben wurden, sind, bei der letzten Wahl, 4 ¼ Million Stimmen geworden. Es liegt eine ingrimmige Ironie der Geschichte darin, daß der Kaiser einmal die Sozialdemokratie eine ‚vorübergehende Erscheinung' genannt hat, mit der er ‚schon allein fertig werden wird'. Und es ist mehr als eine bloße geschichtliche Ironie, es ist ... eine tief schmerzliche Tatsache, daß diese mehr als 4 Millionen Männer, der dritte Teil aller wahlfähigen Bürger, dem Jubiläum der 25jährigen Regierung des deutschen Kaisers innerlich fremd gegenüberstehen. Dem Kaiser ist es nicht gelungen, die Brücke vom Thron zu diesen Volksgenossen zu schlagen ...

Mit der Vermehrung der Sozialdemokratie ... hat die Vermehrung der Reichsschulden gleichen Schritt gehalten. Und obwohl sie den Betrag von fünf Milliarden Mark bereits überschritten haben, wird ... der Militarismus zu Wasser und zu Lande gerade im Jubiläumsjahr in das Ungemessenste gesteigert, wird die Steuerbelastung des deutschen Volkes in einer Weise erhöht, wie dies früher selbst nicht nach einem verlorenen Kriege für möglich gehalten wurde. Es wird dadurch der Beweis geliefert, daß die deutsche Diplomatie nach vielen Jahren eines vielbesprochenen Zickzackkurses sich längst in eine Periode regelmäßiger Mißerfolge hineingelebt hat, deren Folgen man für die Zukunft nur durch eine ungeheure, am Mark des Volkes zehrende, ins ungeahnt Maßlose gesteigerte Rüstung unschädlich machen zu können wähnt ..."

Was bei diesem Jubiläum zu befürchten, ja mit Sicherheit zu erwarten war,

was sich schon Monate vorher unheilschwanger ankündigte, das hat dann noch die Befürchtungen auch der hartgesottensten Pessimisten weit hinter sich gelassen: haushoch schlugen die Schlammwogen eines sich schon idiotenhaft gebärdenden Byzantinismus empor und über unsern Häuptern zusammen. „Wir haben's gewußt", stöhnt Wilhelm Herzog im „März": „in der Reihe der Erinnerungsfeste wird dieses allerhöchste Jubiläum der bekannte Markstein sein. Was sage ich: — Markstein? Vielmehr die Feier eines Wendepunktes in der (neueren) Weltgeschichte. Wenn man genau 25 Jahre rückwärts schaut, sieht man ihn, den Wendepunkt, ganz deutlich. Hier beginnt die moderne deutsche Kultur; hier wächst Deutschland zum Weltreich; hier beginnen Künste und Wissenschaften zu blühen; hier gipfelt die Tätigkeit des Monarchen als Friedensfürst wie als Kriegsherr; hier wurzelt die Sozialreform und die epochale Entwicklung unserer Schwerindustrie; hier wurde der Männergesang in ungeahntem Umfang gepflegt und Hammurabi darüber nicht vergessen. Kurz: von diesem Markstein aus überblickt man erst so recht die Superiorität der wilhelminischen Epoche über ähnliche Zeitalter, etwa der Mediceer oder des Augustus. Und alles dies: durch e i n e n Mann.

Gewiß, er hatte Paladine, Helfer, Berater. Aber nur Nörgler wollen verkennen, daß wir ihm die berauschende Synthese aller Gegensätze unseres modernen Lebens zu danken haben. Unser Kaiser ist nämlich ein Zusammenfasser: streng religiös und doch ganz modern; ein harter und strenger Realpolitiker und zugleich einer vornehmen Romantik nicht abgeneigt; ein Wirtschaftsgenie und vom Scheitel bis zur Sohle ein Künstler; er ist großzügig und doch sparsam; er rechnet wie nur irgendein Großindustrieller und ist zugleich ein idealistischer Poet; er empfindet weich und zart und ist doch ein Anbeter der starken Faust; die Tradition des Gottesgnadentums ist ihm heilig, aber sonst ist er vorurteilsfrei; er versteht mit Katholiken, Protestanten wie Juden vortrefflich umzugehen; er ist in der Gesellschaft der liebenswürdigste Kavalier und im Grunde ein Einsamer; kurz: er ist der vollkommene Ausdruck des modernen Kulturmenschen. Kraft seiner impulsiven Persönlichkeit ein Verbinder aller Extreme. Ein gottbegnadeter Monarch. Ein ganz großer Mensch und Künstler ...

Man konnte schon annehmen, daß am Jubiläumstage die landesüblichen Phrasen mit 100 potenziert in Umlauf gesetzt würden. Aber alle unsere Erwartungen waren Verkleinerungsgläser.

Zur Zeit Ludwigs XIV. trieben sie's nicht schlimmer, aufdringlicher, würdeloser. Und es wäre kein Wunder, wenn Wilhelm II. angesichts dieser Kreaturen zum Menschenverächter würde und ihm Hamlets ebenso banales wie tiefes Wort über die Lippen käme: ‚Diese Welt ist gemein.'"

Und doch liegt der rechte Maßstab nicht so fern. Vielleicht hat der Herausgeber der „Christlichen Welt" ihn gefunden, wenn er sein Urteil über diese 25 Jahre in die einfache Formel faßt: „Es war k e i n e g r o ß e Z e i t. Aber es war u n s e r e Zeit. Eine Ü b e r g a n g s z e i t.

Schelten wir sie nicht, schelten wir unsern Kaiser nicht. Viel Anläufe, große Einsätze, geringe Errungenschaften. Wie ging unser Kaiser nicht an die Arbeiterfrage heran: was nicht auf nationaler Basis zu lösen war, warum nicht auf inter-

nationaler? Aber der Wurf gelang nicht, und der Arm erlahmte. Harte Worte fielen, der Kaiser fühlte sich mit Undank gelohnt, verkannt. Er zog sich zurück, um dann doch wieder sich einzusetzen. Diesmal war es die Schulfrage. Eins wenigstens glückte: die Flotte. Aber ob auch das Schiff nach Tanger trug und gen Damaskus half: es sind nach außen hin keine glorreichen Jahre gewesen. Im Innern wuchsen Reichtum und Luxus, und zuweilen predigte uns unser Kaiser die Einfachheit: aber da war kein Aufhalten.

Wir kennen unsern Kaiser persönlich nicht. Wer kennt ihn? Ist das nicht etwas Furchtbares, daß Fürst und Volk sich nicht kennen? Daß unser Fürst unnahbar ist, und wenn man ihm naht, daß man dann nicht mehr sein darf, der man ist? Wer steht denn um ihn her? ‚Kein Fürst hat jemals einen Freund.‘ Welch ein Los, Kaiser zu sein! Umgeben von einer Fülle der Gelegenheiten, zu lernen und kennen zu lernen, wie sie nirgend sonst Sterblichen vergönnt ist, und dabei umhegt von dicken Hindernissen, daß er die Wirklichkeit nicht sehen darf, wie der geringste Sterbliche sie sieht. Vielleicht muß es Menschen geben, die ihrem Volke solche Opfer bringen. Aber vielleicht brauchten diese Opfer nicht so groß zu sein. Vielleicht würde der Fürst mit weniger Romantik, mit weniger Patriarchalismus ganz anders lebendig mitten unter seinem Volke stehn.

Dennoch, er lebt mit uns. Er ist der Kaiser unserer Generation. In Fehlern und Tugenden unser. Wir sind Menschen einer Übergangszeit. Nicht einer dekadenten. Davon kann trotz allem keine Rede sein. Weder in politischer, noch moralischer, noch kirchlich-religiöser Hinsicht. Es geschieht vieles, das wir beklagen, und wir zürnen unsrer Ohnmacht. Aber es fehlt nicht an Ideen, Zielen, Aufgaben. Und wir sammeln Kräfte. Wilhelm II. hat das Erbe Bismarcks angetreten. Das war nichts Leichtes. Gerade weil Bismarck so groß war. Es war das Erbe einer Übergangszeit: es wollte der Nachlaß verwaltet, das junge Neue angeeignet werden, ehe man von der Zukunft andre Gaben heischte. Wir waren nicht müßig. Wir sammelten nicht nur Geld, wir sammelten Kräfte. Manchmal haben wir das Gefühl: was können wir nicht? Es mag nur der Moment kommen, und wir wollen unsern Mann stehen wider die ganze Welt! ...“

Wir haben vielleicht schon zuviel „Ideen, Ziele, Aufgaben“ ...

* * *

Auch das durfte nicht überraschen, daß neben der allerhöchsten Feier die Jahrhundertfeier der Befreiung des deutschen Volkes vom Joch der Fremdherrschaft verblassen mußte. Jene hat die Reichshauptstadt wochenlang in ein prunkendes Riesentheater verwandelt, mit Massenaufzügen und Mummenschanz, Pauken und Trompeten durchtobt; von dieser — hat man dort überhaupt nichts gespürt. Dafür durften wir aber das offizielle „Jahrhundertfestspiel“ mit dem sich würdig anschließenden Säkularskandal genießen. Es gab ja auch, wie die „Tägl. Rundschau“ feststellen konnte, im ganzen Umkreis unseres Literatentums kaum einen zweiten Mann, dem seine ganze seelische Artung den Ton und Sinn für ein solches Festspiel so naturnotwendig versagen mußte, wie diesem: „Und gerade diesen mußte man darum angehen. Nun braucht ein Stadtrat in Breslau kein Literaturkenner zu sein. Ihn machen andere Qualitäten, und es ist allenfalls begreiflich, daß die

Breslauer sich sagten: Es ist wohl eine Ehrenpflicht, uns hier an unsern weltberühmten Landsmann zu wenden. Unbegreiflich aber ist es, daß dieser weltberühmte Landsmann so wenig sich selber kannte, daß er die Aufgabe, die hier zu lösen war, überhaupt auf sich nahm. Es gibt nur eine Erklärung dieses dunkelsten Punktes der ganzen Angelegenheit, und die ist leider so plump und unerquicklich in ihrer allzumenschlichen Erdschwere, daß man sie nicht aussprechen mag ...

Der Kronprinz soll dem Festspiel durch seine Kritik so verderblich geworden sein. Der Kaiser gar soll persönlich die Schuld tragen. Welcher Byzantinismus, es durchaus nicht ohne Kaiser und Kronprinz tun zu wollen. Genügt denn dies nicht: Man hat dem deutschen Volke, gerade dem Teil des deutschen Volkes, dem das Jahr 1813 heilig in der Seele lebt, als Weihespiel eine läppische Herabminderung dieses Heiligen geboten. Es hat sich dagegen gewendet im Einklang mit der historisch und künstlerisch objektiven Kritik; es hat den Fischtran, der ihm löffelweise durchaus eingetrichtert werden sollte, einfach verweigert, weil er ihm Übelkeiten verursachte, und die Breslauer haben deshalb, wie ein verständiger Doktor, still nachgegeben und auf die weitere Eintrichterung verzichtet ...

Deutschland soll sich durchaus vor den Dichter Hauptmann und sein Werk gegen das beleidigte Deutschland stellen. Wir gestehen, daß uns dieses Deutschland doch noch näher liegt als ein literarisches Mißgeburtchen. Es war etwas anderes, als vor zwanzig Jahren Jungdeutschland nach der Kündigung der Hofloge im Lessingtheater wegen der ‚Weber'-Aufführung für den Dichter Hauptmann eintrat. ‚Man möchte wieder so handeln,' schreibt ein freisinniges Mittagsblatt, das auch für das Hauptmannsche Jahrhundertfestspiel bis jetzt das möglichste getan hat, ‚man möchte wieder so handeln, ... aber die Situation ist heute leider anders als zur Zeit der Proteste gegen die ‚Weber'.'

Das ist der Witz der Sache! Diesmal gilt es nicht, einem Dichter beizuspringen, der mit reinster Absicht seine beste Kraft an ein Werk gewendet hat. Vielmehr wird von uns verlangt, daß wir eintreten sollen für einen, der sein besseres Selbst mit der Übernahme des Breslauer Festspielauftrages verleugnet hat. Das sei jetzt hart herausgesagt: Hauptmann hat gesündigt an dem Andenken des Erhebungsjahres, indem er als ein Fremder, des vaterländischen Priestertums barer Festredner, sich in das Heiligtum drängte ..."

„Jeder Stammtischphilister", schreibt Karl Strecker in dem selben Blatt, „würde sich heutzutage schämen, bei irgendeiner großen Begebenheit zu sagen: ‚Ja, ja, die Welt ist ein Puppenspiel.' Er würde ausgelacht werden, wenn er diese Gassenweisheit gar erweitern wollte und ausführen: ihm kämen die Männer der Geschichte wie Hampelmännchen vor, die von irgendeinem großen Theatermann an der Strippe gezogen würden und nachher ‚marsch, marsch in die Holzwolle, die Hobelspäne, das Seegras' gepackt würden. Gerhart Hauptmann aber hat den Mut, diesen Tiefsinn auf die beispiellose Selbstbefreiung des halberdrosselten deutschen Volks 1813 anzuwenden. Er macht sich nicht einmal die Mühe, jene Stimmung zu begreifen, die den einfachsten Mann damals zum Helden machte. Da, wo Opferbereitschaft, Todesmut, Vaterlandsliebe, die ewig menschlichen letzten Gründe, bestimmend auf die Schicksale eines großen Volks

einwirkten — noch dazu seines eigenen Volks —, sieht er nur Drähte und Bindfäden, an denen Marionetten gezogen werden.

Gezogen von einem alten Großpapa im sternbestickten Schlafrock, der für diesen tiefen Dichter — Gott bedeutet! Und doch ist diese Kindlichkeit noch keineswegs das Schlimmste. Nicht nur, daß die geschichtlichen Vorgänge unbegriffen, ohne das leiseste Verstehen ihrer wirklichen Triebfedern bleiben, die großen Männer von 1813 sind gezeichnet durchweg als so hohlköpfige Schwätzer, so elende Hanswurstfiguren, daß man einen chauvinistischen Pariser Dichter für den Verfasser dieses Bänkelsangs halten könnte, wenn er nicht — so gänzlich geistverlassen wäre. Diese Gestalten sind eine verkörperte Beleidigung des deutschen Volkes ...

Trotzdem die geistig uniformierten Ruhmeszinkenisten Hauptmanns mit ihren Fanfaren schon einsetzten, bevor das Spiel noch begonnen hatte, haben sie nicht das leiseste Echo im Lande gefunden. ‚Der Trompete versagte die Stimme. Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz ...‘

In diesem stumpfsinnigen Reimgeklingel, dessen sich ein begabter Primaner schämen müßte, überhaupt eine Weltanschauung zu entdecken, kann nur Leuten gelingen, die vielleicht ein Amt, aber keine Meinung haben, nur urteilslose Parteileidenschaft kann sich zu solcher Behauptung versteigen. Es gibt keine sinnlosere, kindlichere Auffassung der Weltbegebenheiten, als die dieses ‚Festspiels‘. Sagt es doch Hauptmann selber:

Tatsächlich beruht das heutige Stück
auf Blutbädern und Schlachtenmusik,
grausigen Simmelsammelsurien.

Noch eins. Der grausige Simmelsammelsurienpoet und seine tiefgebückten Schleppenträger sollten doch den Namen Kleist nicht so oft in ihrem Munde mißbrauchen. Für jeden, der ein wenig in Heinrich v. Kleist eingedrungen ist, steht es ohne weiteres fest, daß dieser Dichter sich von Hauptmanns Festspiel mit einer Verachtung, ja mit einem Ekel abwenden würde, die in der tiefsten Tiefe seines Wesens wurzelten. Das steht so fest wie die andere Tatsache: wenn Kleist heute lebte und dichtete, würden gerade diese Leute, ein Teil der Wortführer jener famosen ‚Kleiststiftung‘, ihn totmachen; für sie wäre er der ‚Hurrapatriot‘ im Prinzen von Homburg und in seinen Gedichten an den König und die Königin, der ‚Scharfmacher‘ in der Herrmannsschlacht und in seinen Kriegsgesängen, der ‚Junker‘ im Käthchen, in den Schroffensteinern usw. Also bitte, etwas Vorsicht mit dem Namen dieses Tapferen, ihr Herren, für ein Aushängeschild ist er zu gut.

Ob Gerhart Haptmann wohl Kleists Abhandlung ‚Was gilt's in diesem Kriege‘ einmal gelesen hat? Er wird es vermutlich bejahen. Dann kann man nur zu seiner Ehre als Dichter und Deutscher annehmen, daß er sie nicht verstanden hat (eine Annahme, die bei dem bekannten Versagen dieses Dichters in Verstandesfragen nicht von der Hand zu weisen ist), denn wenn er sie wirklich verstanden hätte, müßte er sich von Grund aus schämen über seine Banalitätensammlung, die ein ‚Festspiel zur Erinnerung an den Geist der Freiheitskriege‘ vorstellen soll. Schämen über die vielen Beleidigungen, die er dem deutschen Volke mit jenem Anschein der Über-

legenheit, der auch Bildungsparvenüs eigen ist, ins Gesicht schleudert, schämen über seinen ‚John Bull', den er kommen läßt, um mit ‚sehr vielen englischen Pound' ‚deutschen Mut zu machen'. Wer Hauptmann übel will, mag diese Selbstbezichtigung seiner krämerhaften Lebens- und Geschichtsauffassung mit einer gleichen Befriedigung buchen, wie das verschämte Bekenntnis, daß ihm Gott und Theaterdirektor in einer Person erscheinen. Wer ihn, wie wir, im Grunde trotz diesen kaum glaublichen Blößen noch immer für einen anständigen Menschen und empfindenden Dichter hält, kann ihn nur ernstlich auf die ungeheure Sinnlosigkeit aufmerksam machen, diese merkantilistischen Anschauungen gerade dem Geist der Freiheitskriege, dem Geist größten Opfermuts, freudigster Hingabe von Gut und Blut fürs Vaterland anzudichten. Gold für Eisen hingeben ist wirklich kein ‚gutes Geschäft', Herr Hauptmann.

Freilich meinen einige Breslauer Stadtväter, auch Gold für Blech hingeben sei kein gutes Geschäft. Wenigstens hörte ich am Tage nach der Erstaufführung in einer Breslauer Weinstube ernsthaft darüber debattieren, ob das keineswegs unbedeutende Honorar, das dem Dichter zu diesem Festspiel ‚Mut gemacht' hatte, nicht auf dem Klagewege zurückzufordern sei. Er habe ja nicht das Verlangte geliefert, sondern das Gegenteil davon. Wenn jemand, so führte ein Vertreter dieser Ansicht aus, etwa bei einem Gelegenheitsdichter ein Hochzeitsgedicht bestellt, so ist er nicht verpflichtet, dafür ein Begräbnislied zu nehmen. Will eine Stadt ein Festspiel aufführen, das in den Geist jenes Frühlingsbrausens von 1813 zurückversetzt, ihre Bürger, die Nachkommen jener Heldenkämpfer, vor allem aber die heutige Jugend mit jenem siegreichen Sturmgeist befeuern soll, — so muß sie sich schmählich betrogen fühlen, wenn ihr anstatt eines solchen Festspiels das Gegenteil gegeben wird: eine unverhüllte Geringschätzung, ja Verhöhnung dieses Geistes, ein blödes Gestammel weltbürgerlicher Abgeschmacktheiten.

So meinte jener alte Breslauer, der, nebenbei bemerkt, weder ‚Scharfmacher' noch ‚Hurrapatriot', weder ‚Mucker' noch ‚blauschwarz' war, wohl aber Mitglied — der Freisinnigen Vereinigung. Freilich waren sein Vater und dessen Brüder vor hundert Jahren als Freiwillige in die Schlacht gezogen. Und ich sah, während er sprach, hinter seinem weißen Backenbart das Rot der Scham und der Empörung ins alte Gesicht steigen."

Für so tief bedauerlich die „Kreuzztg." es nun auch erachtet, daß dieses beschämende Jahrhundertfestspiel jemals aufgeführt worden ist, so ganz unentschuldbar es bleiben werde, daß Hauptmann diese Verse überhaupt aus der Hand geben konnte, so aufrichtig sei auf der anderen Seite das Mitgefühl mit dem Dichter, den der Beschluß des Breslauer Magistrats als schwere öffentliche Bloßstellung treffen müsse: „Er hat's freilich verdient, aber man sagt sich hier mit tieferem Bedauern als sonst: es ist schade um ihn. Hauptmann ist nicht der große Dichter, als den ihn eine Partei ausruft. Wir wissen es ja, daß wir hinter seinen Werken noch immer vergebens die Persönlichkeit suchen müssen, deren geschlossenes Weltbild uns beschäftigen könnte. Aber vieles ist an diesem Mann doch, das auf reichere Quellen vertrauen läßt — wir wollen nicht in Einzelheiten schweifen, jeder wird sich dessen erinnern, wenn ihn da und dort in den Dramen der Silber-

blick eines echten, aus Tiefen ahnungsvoller Menschlichkeit kommenden Dichterworts getroffen hat. Und was den besonderen Fall seiner Vaterlandslosigkeit anbelangt, so wollen wir daran denken, daß Hauptmann Schlesier ist, Angehöriger eines Volkes, dem ein starkes und bewußtes Heimatgefühl in Herz und Blute sitzt. Aber das Traurige ist: Hauptmann ist ein zu schwacher Mensch. Er weiß nicht der Einflüsse Herr zu werden, die von außen an ihn dringen, und wem er seit seinen ‚Webern', dem Werk einer von ihm selbst überwundenen, oder sagen wir von dem Entwicklungslosen: beiseite gesetzten Sturm- und Drangzeit, in den Händen sitzt, das wissen wir. Bei dem schwachen Versuch in seinem ‚Gabriel Schillings', von diesem Klüngel loszukommen (das Stück hat bezeichnenderweise sich sechs Jahre lang nicht herausgetraut), ist es geblieben. Hauptmann wäre ‚literarisch' und vielleicht auch nach anderer Seite tot, wollte er sich seiner geschäftstüchtigen, ‚talentvollen' Schildträger entledigen. Das ist menschlich begreiflich, aber freilich nicht groß, und nur das Bedauern bleibt, daß ein im Grund nicht kleinwertiger Mensch auf diese betrübliche Art verloren geht."

„Feige, schleichende und scheinheilige Denunzianten" schmäht Hauptmann die Leute, die sich den Unfug verbeten haben, ein Erzeugnis, das alles andere ist, als vaterländisches Festspiel schlucken zu müssen. „Ist das nicht", fragt das Blatt, „eine Sprache, die schon an sich einiges Mißtrauen gegen die Urteilsfähigkeit Hauptmanns erregen muß? Unzählige deutsche Männer haben ihrem Unwillen über die Art, wie er der großen Taten unserer Ahnen vor hundert Jahren gedacht hat, offen vor aller Welt Ausdruck gegeben, sind mit ihren Namen für ihre Auffassung eingetreten, und da spricht dieser Mann von ‚feigen, scheinheiligen Denunzianten'! ... Wenn er sich aber gegen die ‚Verdächtigung' seiner ‚selbstverständlichen, erdgewachsenen Vaterlandsliebe' wendet, so möchten wir ihm doch sein eigenes Zeugnis entgegenhalten. Denn einem Mitarbeiter des ‚Berliner Tageblatts' hat er in Agnetendorf ausdrücklich gesagt, welche parteipolitischen Tendenzen ihn bei der Abfassung des Stückes geleitet haben. ‚Es sei seine ausdrückliche Absicht gewesen, auch für seinen Teil der Allgemeinheit die Augen darüber zu öffnen, welche Gefahr die herrschende Partei der Konservativen durch ihre allzu enge Fusion mit der ultramontanen Macht über den Preußenstaat heraufbeschwöre.' ... Also ein parteipolitisches Tendenzstück hat Hauptmann schreiben wollen ... Jeder Unbefangene wird zugeben, daß, wer mit solcher Absicht an die Abfassung eines Festspiels herantritt, das alle vaterländisch Gesinnten gleichmäßig begeistern soll, an dieser Aufgabe scheitern muß. Sein Haß gegen die ‚junkerlichen Kreise', die ‚in zornige Aufregung versetzt zu haben' er nicht bereut, hat ihn dahin gebracht, in diesem Festspiel zur Feier der preußischen Erhebung Napoleon als den eigentlichen und wahren Befreier Deutschlands zu feiern. Das ist denn doch eine Art von Jahrhundertfeier, die selbst heute in der Zeit des Junkerhasses auch Tausende, die mit ‚junkerlichen Kreisen' nichts zu tun haben, doch nicht mitmachen wollen."

„Du sollst dem Hut die Reverenz erweisen!" Es gibt zurzeit nur zwei Sorten Deutsche: 1. solche, die dem Hut („Festspiel") die Reverenz erweisen, — das sind die „Berufenen"; 2. solche, die dem Hut („Festspiel") nicht die Reverenz

erweisen, — das sind die „Unberufenen". In der Berliner Philharmonie haben die „Berufenen" über die „Unberufenen" zu Gericht gesessen. Thema des Abends: „Gerhart Hauptmann und die Unberufenen" —: es ist also kein Scherz. „Wir stehen unter der Schreckensherrschaft der hohlen Phrase", rief ein Redner in den Saal. Er ahnte nicht, wie recht er hatte! Eine kleine Blütenlese aus einem Feuilleton — leider! — der „Frankf. Ztg.": „Gerhart Hauptmann hat ein Festspiel geschrieben, das den Erwartungen der Leute nicht entsprochen hat, die jeden Satz mit hurra! und das Ganze mit einer Parade sämtlicher an den Freiheitskriegen getragenen Uniformen gekrönt sehen wollten ... Die Reaktion jubelt, und wenn eines ihre Freude trübt, so ist es das, daß Hauptmann kein Jude ist. Nicht wahr, son...! Aber Reinhardt ist einer, Gott sei's gedankt, und so ist in ihren Hymnen auch für diese Nuance gesorgt. Der Mann, der in einem gewissen Sinne weit mehr Repräsentant des deutschen Volkes ist, als Wilhelm II. ... wird von einem jungen Reiteroffizier aus der Jahrhunderthalle getrieben! ... Langfuhr locuta, causa infinita. Der Protest wird sich unabsehbar ausdehnen, er wird alle umfassen, die das Recht am eigenen, eigentümlichen Gedanken nicht für eine Staatsgefahr halten ..."

Der „Protest" hat sich in der Tat „unabsehbar" ausgedehnt: bis zum — „Monistenbund" und dem — „Komitee Konfessionslos"! In einer Ortsgruppe des erstern stellten die Anwesenden in einer „Resolution" die (zweifellos entscheidende) Tatsache fest, daß sie „von der dichterischen und patriotischen Kunst" des Festspiels „aufs tiefste ergriffen" seien. Der Redner des „Komitees Konfessionslos", der sozialdemokratische Abgeordnete Pëus, forderte zum Austritte aus der Landeskirche auf. Konnte ein Festspiel „zur Erinnerung an den Geist der Freiheitskriege" noch wunderbarere Wirkungen auslösen?

Nun hatte ja, wie auch die „Neue Zürcher Zeitung", also ein Organ der „freien Schweiz", allen Umkrempelungen der Wahrheit zum Trotz feststellt, niemand von Gerhart Hauptmann ein „patriotisches Hurrastück" erwartet: „Wohl aber, daß in solcher Festdichtung etwas vom fortreißenden Geiste der großen Erhebung lebendig werde. Gerhart Hauptmann hat ein Wurstelspiel daraus gemacht, ohne Handlung, mit hohlen Symbolfiguren, die er noch dazu entlehnt hat. Was sollen die kümmerliche Pythia, der Weltdirektor mit seinem kuriosen Faktotum Philistiades, die Athene-Deutschland und so weiter? Seine Puppen schwadronieren in holpernden, oft fürchterlichen Versen und verzapfen philosophisch-kosmopolitische Gemeinplätze billigster Art. Widersacher behaupten, er habe Napoleon über Gebühr verherrlicht; im Gegenteil: aus dem schweigsamen Großen hat er einen unerträglichen kleinen Prahlhans gemacht ... Als Schweizer fragt man sich staunend, ob es wirklich in Deutschland Kreise gibt, die aus mißverstandenem Weltbürgertum jedes Bekenntnis zum Vaterland als Zeichen von Rückständigkeit und Vergehen wider guten Geschmack betrachten können. Nun wird einem auch klar, daß ein Hodler,

ein Hegar, ein Ad. Frey herbeigeholt werden mußten, um der Erinnerung an Deutschlands Jahrhundertfeier die große künstlerische Form zu geben. Man versteht vollauf, daß all jene, in denen Empfinden für die Bedeutung des großen Befreiungsjahres lebendig ist, Hauptmanns Puppenspiel mit seiner kraftlosen Verschwommenheit den Rücken wandten, und wenn die Ablehnung jetzt auch in einer wenig glücklichen Weise äußerlich zum Ausdruck gekommen ist, so dient es des Dichters Interesse doch nicht, wenn seine falschen Freunde nun jene Enttäuschten als blauschwarze Hurrapatrioten in Bausch und Bogen bei ihrem Leserkreis in Verruf zu bringen und den Handel *politisch auszuschlachten* suchen."

Und ein anderes Organ der „freien Schweiz", das „Berner Tageblatt", wird noch deutlicher: „Gerhart Hauptmann hat aus dem Stoff ein oberflächliches, seichtes Zeug gemacht, das *in oft geradezu albernen Knittelversen die Person Napoleons besingt.* Gewiß durfte in einem Festspiel dieser Art die Person des Korsen nicht fehlen. Aber im Mittelpunkt durfte sie nicht stehen, und in Rede und Geste mußte der Unterdrücker Deutschlands die eherne Größe zeigen, die allein dem Bewußtsein des Volkes entspricht ... Als Kind kann er die Deutschen nicht interessieren, und besonders diese blutrünstige, freche Rede des dummen Jungen, diese prahlerische Prophezeiung ist eine Entgleisung sondergleichen ...

.. *Die wirklich dummen und brutalen Verse* des Dichters passen weder in den Mund des Schlachtenkaisers, noch viel weniger in ein Festspiel, das eben kein Kasperlspiel sein darf. Den Feldzug des Majors Schill begleitet Napoleon mit keifendem Zanken und Schmälen. Er redet wie ein altes böses Waschweib ...

Schon die Form des Knittelverses mußte dem deutsch empfindenden Volke das peinliche Gefühl geben, man mache aus dem Erinnerungstag an die großen Taten Preußens eine Komödie. Noch viel stoßender aber ist es, daß die Person Napoleons die Situation beherrscht und sogar als Zeus auf dem Throne, zu Füßen der Adler, dargestellt wird. Um ihn gruppiert sich alles, und nach seinem Sturze wird ihm noch eine geschwollene Verherrlichung zuteil. Es ist wahrlich auch nicht sehr geschickt, dem preußischen Volke im Festspiel zu sagen, daß Napoleon nur durch die Übermacht gefallen sei, und anzuführen, in welchen Gefechten und Schlachten er die Preußen geschlagen ...

Wir begreifen es, wenn sich das preußische Gefühl gegen ein derartiges Festspiel auflehnt. Es wäre *gerade so, wenn ein schweizerischer Festspieldichter* es wagen würde, *Geßler und Landenberg in einer Apotheose zu verherrlichen.* Hauptmann hat offenbar kein Gefühl für die Bedeutung der preußischen Freiheitskriege. Mit einem solchen Manko behaftet sollte man sich aber hüten, als Festdichter aufzutreten, selbst wenn man Hauptmann heißt.

Daß der Kronprinz sich ebenfalls gegen das Stück verwahrt hat, ist nach alledem wohl verständlich. ... Ein Dichter, der die nationale Wiedergeburt seines Volkes als Komödie im Kasperltheater besingt, darf sich nicht beklagen, wenn sich das patriotisch empfindende Volk von ihm abwendet."

„Wer dies nach den (an sinnvollen Gegensätzen doch wirklich nicht armen) Historien Shakespeares, nach Lessings Dramaturgie und Kleists ‚Hermannsschlacht‘, Schillers ‚Tell‘ und ‚Wallenstein‘, Hebbels ‚Herodes‘ und ‚Nibelungen‘ als möglich prophezeit hätte,“ schreibt „Julius“ in des Grafen Oppersdorf „Klarheit und Wahrheit“, — „wäre ins Narrenhaus gewiesen worden. Gestaltung? Nirgends; ihr könnt die Namen nach Gefallen vertauschen. Und nirgends auch nur der Versuch eines Versuchs, das wirklich Entscheidende im Gang der Ereignisse zu plastischem Ausdruck zu bringen. Ein irrlichtelierendes Schmarotzen an allen Kulturen, blinder Raubbau an allen Seelenbezirken alter und neuer Menschheit. Wozu? Um eine in kraftvoller Einheit das Joch ihres Bedrückers zerschmetternde Nation zu zeigen! Nichts von Charakteren (Stein, Gneisenau, Scharnhorst, Blücher, Clausewitz, Boyen, Yorck, Bülow, v. d. Marwitz, Hegel, Fichte, Kleist, Niebuhr, Schleiermacher, Arndt, die Gräfin Voß — die Gneisenau zu den Männern am Hofe zählte —, Prinzessin Wilhelm, die tapfere, von allen verehrte, alle Energischen unterstützende Luise Radziwill: wir hatten offenbar keine. Auch, um der historischen Treue gerecht zu werden, keine schwachen. Prinz Louis Ferdinand, Kleists Vorbild zum Prinzen von Homburg, Hardenberg, der Braunschweiger, Kalkreuth, Köckeritz, Müffling, Knesebeck, Ancillon, Haugwitz). Selbst Napoleon, der — nur wer das Stück aufmerksam nie gelesen, kann's leugnen — die Bewunderung des Direktors hat, wirkt wie Plautus' bramarbasierender Pyrgopolinices. Nichts von einem sinnvollen, in sich notwendigen und der Ethnogenesis doch gerecht werdenden Plan ... Und dazu Verse, die zum Teil spottschlecht, zum Teil Mitleid erregend, zum Teil in jedem nur Goetheschen Verstande dilettantisch sind. (Zu beweisen gibt's da nichts; zu beweisen wäre höchstens, daß Hauptmann auch ein paar erträglichere gelangen.) Doch: schon lese ich, nur ‚Ritter und Heilige‘ könnten gegen dieses Festspiel sich kehren. Ich bin weder Ritter noch ein (Herr Erzberger wird's nicht bestreiten) im Zentrumssinn Heiliger, finde das Ganze aber unerträglich. Ich bin überzeugt, daß man jedem Unbekannten, der mit diesem Stück vor eine Jury getreten wäre, die Tür gewiesen hätte.“

Der Humor von der Geschichte ist ja, daß die Dinge frech und froh auf den Kopf gestellt werden, das Hauptmannsche Stück geradezu als ein Palladium freiheitlichen und demokratischen Bekennermuts ausgeboten wird. Das ist das einfach Lächerliche, das absolut Lächerliche, das Lächerliche an sich. So gesehen, gewinnt die Sache allerdings einen erhabenen Humor, könnte man von einem grandiosen Witz der Kulturhistorie reden. — Vom demokratischen Standpunkte aus fragt Erich Schlaikjer, wo denn in dem Hauptmannschen Stück demokratische Werte gefährdet seien. Und er antwortet:

„Als Hauptmann sein jammervolles Festspiel schrieb, ließ er die fürstlichen Puppen aus dem Spiel — mit der offenherzigen, aber immerhin nicht gerade heroischen Motivierung, daß es seine Stellung leicht erschüttern könnte, wenn den erlauchten Herrschaften etwas Unangenehmes passierte. Er verzichtete damit einerseits auf die ohnehin nur noch von Kindern geglaubte byzantinische Lüge, als habe der brave preußische Landesvater sein Volk zur Begeisterung hin-

gerissen, er verzichtete aber andererseits auch auf die schneidende Tragik der Befreiungskriege, auf den schmachvollen Verrat der feudalen Fürsten, der der gewaltigen Erhebung folgte, auf die Mißhandlung der Demokraten durch den preußischen Büttel. In der durchaus richtigen Erkennung, daß das Fürstenkapitel eine brenzliche Sache sei, ließ er es unberührt liegen. Und weil er so die schwere Tragik der Befreiungskriege überging, sollen wir ihn als einen Blutzeugen der aufrechten Gesinnung betrachten? Wir sind bescheiden geworden, wie mich dünkt.

Hauptmann ist so tapfer gewesen, wie Schiller gewesen wäre, wenn er den Fürsten der Kleinstaaterei die blutigen Geißelhiebe geschenkt hätte, die er ihnen in ‚Kabale und Liebe' verabreicht hat, immerhin aber darauf verzichtet hätte, sie im Stil des Ifflandschen Rührdramas als aufopfernde, von Sorgen belastete Landesväter darzustellen.

Möge es indessen darum sein: wir wollen es als den Gradmesser einer verlumpten Zeit hinnehmen, daß man zu einer liberalen Sensation an demokratischer Tapferkeit wird, wenn man sich von den würdelosen Exzessen des Byzantinismus fernhält. Es bleibt dann immer noch die Frage: was hat Hauptmann positiv geboten, nachdem er in heroische Weise darauf verzichtete, den unfähigen preußischen Landesvater zu glorifizieren? —

Wenn den Fürsten unter dem Entzückungsgeschrei der liberalen Presse ihr schweres Schuldkonto gestrichen wurde, blieb als Akteur der großen Zeit nur noch das Volk übrig. Das preußische Volk, das wie ein wildes Meer aufschäumte und den Widerstand des Königs hinwegschwemmte. Das Volk, das mit religiöser Inbrunst zu den Waffen griff und einen Krieg entfesselte, der, vom Volk aus gesehen, allerdings ein heiliger Krieg war. Selbst die schlesischen Proletarier warfen ihre ausgemergelten Leiber dem Feind entgegen. ‚Wenn der König noch länger zaudert, so sehe ich die Revolution als unausbleiblich an, und das Heer würde das erste Signal zu ihr geben', schrieb der englische Agent Ompteda an seine Regierung. —

Was hat nun Hauptmann aus diesem Volk gemacht, das mit der Gefahr einer Revolution den Krieg erzwang und Äußerungen der Vaterlandsliebe gebar, die ewig ein Heiligtum der Geschichte bleiben werden?

Ein Volk von Trotteln, ein Volk von Nachtmützen; ein Volk von schlaffen Feiglingen, dem der Napoleon dieses festlichen Spiels mit Recht die freche Ohrfeige herunterknallen darf:

‚Eher wird ein Franzos zum Herero,
Als ein deutscher Hammel zu einem Torero.'

Man mag in der Niederlage Napoleons ruhig einen Sieg der europäischen Reaktion erblicken, man mag um die Stirn der gefallenen Helden von 1813 die bleichen Rosen der Tragik flechten; wenn man aber diesem Volk sein Heldentum nimmt, wenn man diesen wild aufbrausenden Ozean in einen faulen morastigen Sumpf verwandelt: dann begeht man, das soll ruhig ausgesprochen werden, eine schändliche Handlung. Eine Handlung, die um so schändlicher ist, als diesem



Volke später von seinen braven Fürsten geraubt wurde, was sich nur immer rauben ließ. Es müßte gerade einem Demokraten wie ein Schwert durch die Seele gehen, daß diesem Volk nun auch noch der Kranz des Ruhms geraubt werden soll, den es sich im klirrenden Krieg für Haus und Hof erstritten hat; daß ein ohnmächtiger Dichter in einer festlichen Stunde eben das Volk zu einer dumpfen Sklavenherde erniedrigen darf, das so tapfer stritt und so elend betrogen wurde.

Ziehen wir also die Summe!

Die fürstlichen Puppen bleiben im Kasten. Die Unfähigkeit des Preußenkönigs vor dem Krieg und die barbarische Reaktion nach dem Krieg werden umgangen. Das feudale Junkertum, das den Hintergrund des ganzen Jammers bildete, wird nicht gezeichnet. Von dem Ringen der preußischen Reformer mit dem feudalen Staat verlautet nichts. Das Volk aber, dessen Zorn wie ein heiliges Brausen durch die Lande ging, wird in eine Gesellschaft von Trotteln verwandelt, die kein Mensch zu einer Erhebung hätte veranlassen können.

Und dieser politisch-historische Tatbestand vermag die liberale Presse in eine Raserei des Entzückens zu versetzen und vermag selbst aufrichtige Demokraten zu betören?

Das ist ein so sonderbarer Vorfall, daß wir die Herren wohl noch öfter an ihn erinnern werden."

Eine „Volksjustiz" nennt die „Deutsche Montagszeitung" die Entfernung des „Festspiels", einen „Richterspruch gegen eine ganze Gruppe unseres heutigen Kulturlebens": „Gegen jene aus den geistigen oberen Zehntausend sezessionierte Literatenkaste, die wie ein Schreckenskonvent das geistige Leben der Zeit regieren möchte. Die, die Grenzen ihrer Minorität mißachtend, der gesamten übrigen Welt das Schema ihrer verdünnten Geistigkeit aufdrücken möchte. Hirne, deren Leichtigkeit erlaubt, der Zeit um Kilometer vorauszueilen, und die nun alles, was heute noch ist, höchst überlegen verneinen. Schädel, denen die Wasserstoffgasfüllung gestattet, über den Realitäten zu schweben. Deren Träger aber unverschämt werden, wenn sie die Verständnislosigkeit für die Gegenwart, für das heut Erreichbare und für das heute Praktische so weit treiben, ihre absoluten, abseits des festen Bodens geborenen Maximen zum Maß aller Dinge zu machen."

Es gibt wohl kein Blatt in Deutschland, das noch „linker" steht, als die ultraradikal-sozialdemokratische „Leipziger Volksztg". Und selbst von diesem Blatte muß sich Gerhart Hauptmann, müssen sich seine jungen Leute zu Gemüte führen lassen:

„Ruhig und nüchtern betrachtet handelt es sich darum: Gerhart Hauptmann hat eine beispiellose Dummheit begangen. Der gute Mann fühlt sich höllisch geschmeichelt, daß die Breslauer Spießer ihm die Aufgabe überwiesen, ein ‚patriotisches Festspiel' zu schreiben. Er nahm den Auftrag an, und die Arbeit ist ihm vorbeigelungen. Sein Werk ist ein kraft- und saftloses, literarisch ausgeklügeltes Puppenspiel, in dem von historischem Geist wenig und von dem Fühlen des Volkes keine Spur ist. Das große Drama des deutschen Volkes, das vor hundert Jahren in dem Kampf gegen die Fremdherrschaft furchtbare Opfer brachte, um dann von der Junkerkaste,

mit dem König an der Spitze, schmählich betrogen, in neue schimpfliche Ketten geschmiedet zu werden, das wäre freilich Stoff zu einem gewaltigen Kunstwerk. Gerhart Hauptmann, der, seit er unter dem Einfluß seiner sozialistisch angehauchten Jugendfreunde die ‚Weber' geschrieben, mehr und mehr in unfruchtbare literarische Künsteleien verfiel, der dem Leben des Volkes so fremd gegenübersteht, wie nur sonst irgendein Kaffeehaus-Ästhet, behandelte indessen diesen Stoff aus der Kinderstuben-Perspektive, mit Piepmatzbehaglichkeit und Spielerei. Damit glaubte er den Volkston zu treffen."

Zu guter Letzt — damit der Spaß vollkommen sei — muß nun noch ein Franzose kommen und sich gegen Deutsche für das deutsche Gefühl und gar für den deutschen Kronprinzen ins Zeug legen. In dem nationalistischen Blatte „La Presse" schreibt der Franzose:

„Ich werde vielleicht einige meiner Leser entrüsten, allein ich erkläre laut, daß der Kronprinz vollkommen recht hatte, als er in Breslau die Aufführung eines Stückes über Napoleon und 1813 verhindern ließ.

Verständigen wir uns. Er hat vollkommen recht gehabt ... von seinem Standpunkte als Deutscher, der keineswegs mein Gesichtspunkt als Franzose ist ...

Darüber erhebt die ganze Bande der Intellektuellen — es gibt deren dort wie in Frankreich — einen Lärm wie Meerwölfe; die radikalen Abgeordneten entrüsten sich und protestieren im Reichstag; der Dramatiker hofft, daß ‚die Wahrheit triumphieren wird'.

Als Franzose freue ich mich über alles, was unter unseren Feinden Zwiespalt schaffen und folglich ihre Aktion schwächen kann. Allein, offen gesprochen, glaubt man, daß ein deutscher Prinz nicht seine Pflicht getan hat, als er sich weigerte, an einem Werk mitzuhelfen, welches, selbst wenn es den Stempel des Genies trüge, sich in Opposition befindet zu dem Werk aller Werke für jeden Bürger und ganz besonders für den Thronerben: das Werk des Patriotismus? ...

Bei einer Jahrhundertfeier, welche eine Apotheose sein soll, gibt es Dinge, die man nicht sagt, nicht schreibt und nicht aufführt. Wenn ich also Deutscher wäre, würde ich zu der Haltung des Kronprinzen Beifall rufen, trotz aller literarischen Koterien, welche von ‚tiefem Ekel' und ‚unsagbarer Schande' reden. Das ist ein schmutziger Vogel, sagt ein altes Sprichwort, der sein eigenes Nest beschmutzt, und der Dramatiker Gerhart Hauptmann scheint uns, als Deutscher, zu dieser Art zu gehören.

Wenn ein ähnliches Mißgeschick sich in Frankreich ereignete, würden wir nicht zulassen, daß ein Schriftsteller, und wenn er alles Talent der Welt besäße, daherkäme, um bei einer Jahrhundertfeier sein Heimatland herabzusetzen."

Nun kann einem ja Gerhart Hauptmann wirklich schon leid tun. Aber das hat er seinen vermeintlichen Freunden und — doch wohl nicht zuletzt! — sich selber zu verdanken. Hatte er schon, wie die „Leipziger Volksztg." sich ausdrückte, die

„beispiellose Dummheit" begangen, dann war es mit der einen von solchem Kaliber wahrlich genug, dann durfte er nicht die vielleicht noch größere begehen und die gekränkte Gottheit spielen, die in Olympierpose — seiner „Heldenpuppe" Napoleon gleich — Blitze schleudert. Das heißt: was er wohl für Blitze hielt. Wir anderen haben davon weniger mit unseren Augen als mit unseren Geruchsnerven wahrgenommen.

Es handelt sich hier ja, das muß immer und immer wieder betont werden, um ganz andere Dinge, als die Einschätzung irgendeines literarisch-artistischen Wertes oder Unwertes. Es kann einem bei einem solchen schwälenden Ausschweifen aller natürlichen und gesunden Begriffe, einer solchen wurzellosen Bodenfremdheit, wie sie sich bei dieser Gelegenheit in einer geradezu unwahrscheinlichen Grellheit offenbart haben, geradezu bange werden. Bange für eine Zukunft, die — wer kann es wissen, wann? — von uns Proben eines andern Geistes verlangen wird. Des Geistes, der in den Helden der Freiheitskriege Wunder wirkte, von unserem „größten" Dichter aber in dem Festspiel „zur Erinnerung" an diesen „Geist" als wertloses Gerümpel in den Kasten geworfen wird: „Marsch marsch in die Holzwolle, die Hobelspäne, das Seegras!" Dafür aber ersteht vor uns als der wahre Befreier Deutschlands — Napoleon! Daß wir heute, ich sage heute, mit Paul Burg in der „Kreuzztg." aufstöhnen müssen: „Soll denn die Napoleonverhimmelung niemals aufhören? Daß Goethe diesen Dämon bewunderte, weil sein augusteisches Zeitalter keinen heldischen Kaiser kannte, begründet sich aus sich selbst. Daß Strategen heute seine Schlachten preisen, heischt die Vernunft und unparteiische Urteilskraft. Aber ein Volk, das nicht mehr hassen kann! Vor hundertundsieben Jahren hat sein Fuß uns fast zertreten. Völkergeißel! schrien wir ihm zornflammend nach und sangen heimlich haßheiße, grimmige Spottgedichte auf ihn. — Gott war uns gnädig, und wir wurden wieder frei.

Blücher, einer, der uns am meisten dazu half, das war noch einer! Heiß im Wettern und Wagen! Wir heute? Wie Sklaven, die Ketten zerbrachen, winselt das Napoleons so vergängliche Größe und seine fluchwürdigen Heldentaten an. Wie ein Spott uns selbst erscheint er auf Bierdeckeln und Tabakspfeifen wieder, der kleine Korporal. Hundert und hundert Bücher beweihräuchern ihn. Und selbst der oft so genannte größte (Größe?! D. T.) deutsche Dichter unserer Zeit scheut sich nicht, den deutschen Männern ein Festspiel vorzuführen, das — die Zeitungen beeilten sich, es auszuposaunen — den Korsen Napoleon mit himmlischer Gloriole umflicht: Da sitzt er auf einem goldenen Himmelsthrone und führt den zuckenden Blitzstrahl in seiner Hand! —

Anno 1913 in Breslau! Welch eine Farce für unpatriotische Phantasten! Lest nach, was Ernst Moritz Arndt 1813 von jenem Napoleon schrieb: Gott hat ihn verworfen! — Was Theodor Körner sang und die andern, als Deutschland erwachte. Ja, da galt es, ein kleinmütiges Volk aufzurütteln, aus Staub und Demut aufzuraffen.

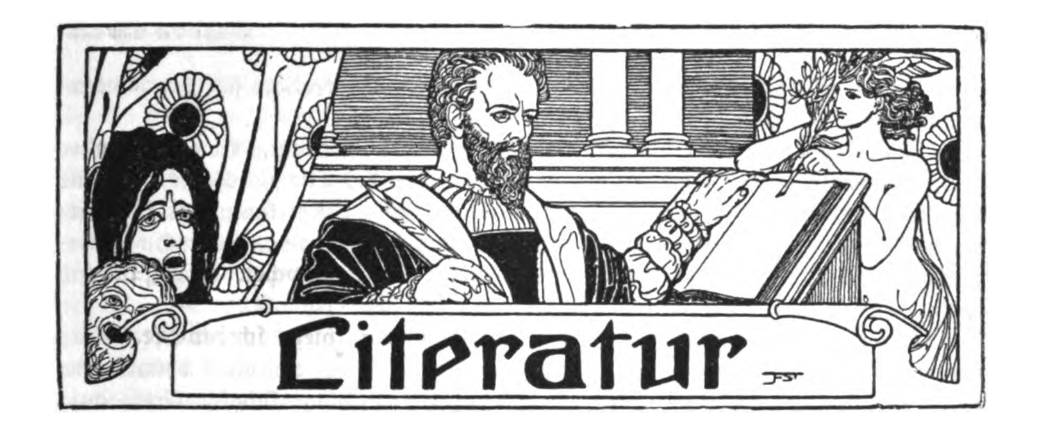
Wenn wir das heute wieder fürchten müßten! Wenn uns eine Löwentatze hinterrücks niederschlüge! Wer riefe uns?... Wir sind ein so hastiges, leichtherziges Volk geworden, ob wir auch unter Wasser und in der Luft uns Helden dünken.

Unsere Zeit hat ihren Maßstab noch nicht und verlor zu viel von den altererbten Begriffen ...

Was wird denn bleiben und dauern von uns und unsern Tagen? Die Schallplatte und der Film. Rosé fand den Schlüssel zu den Papyris aus der uralten Kultur unter ägyptischem Sande vergraben. Arme Marsmenschen, die ihr einst die Kultstätten unserer fernsten Dörfer durchforscht und die gefurchten Kautschukteller entziffert: ‚Puppchen, du bist mein Augenstern!‘ [„Puppchen“ hier, „Puppchen“ dort! D. T.]

Unsere sogenannte Kultur macht ihren Weg nicht mehr schrittweise. Mit Blitzzuggeschwindigkeit rast jede geringste unnatürliche Regung, die früher, ohne sich fortzubewegen, rasch verebbte, aus den Zentren bis ans äußerste Ziel, auf Flügeln der Morgenröte. Und wir armen Menschen lernten längst alles als Offenbarungen hinnehmen, was die hastige Zeit Wildes und Krauses ausspeit ...“





Der Alm-Peter

Zu Peter Roseggers 70. Geburtstag — 31. Juli 1913

Von Hermann Kienzl

Der Siebzigjährige sagt es selbst: „Meines Nachsommers Alpensommer sind köstlich über die Maßen. Sie haben mir Jugend aufbewahrt, selige Jugend."

Für unsereinen aus der Steiermark — und gar wenn er dem Dichter seit den Kindheitstagen persönlich nahestand — ist es undenkbar, die Wirkungen der irdischen Gesetze an Rosegger wahrzunehmen. Er ist uns unveränderlich wie die liebe Heimat. Wie sie ohne Rosegger aussehen sollte, das kann sich keiner vorstellen. Ähnlich wie den Landsleuten geht es den Lesern allerorten, die gewohnt sind, sich Jahr für Jahr auf den neuen Rosegger zu freuen, wie auf die Sommerreise ins Gebirge. Er hat seit vielen Jahrzehnten seine getreuen Touristen nie im Stich gelassen.

Mit jeder Wesensfaser, wie Fritz Reuter, ist Rosegger seinem Stamm verwachsen. In ihm sind die Eigenarten einer Gattung zur vollen Entfaltung gelangt.

„Ich sehe", schreibt er, „durch das steinbeschwerte Dach in des Älplers Haus, durch den roten Brustfleck in sein Herz." Ausgebreitet sind in seinen Schriften die Freuden und Schmerzen dieses Volks.

Ein junges Volk, eine junge Dichterseele — das ist der Quickborn in Roseggers Büchern. Und noch eins hat dem Dichter Unverwelkliches verliehen: sein besonderes Schicksal. — Sein Lebensweg hat durch zwei Welten geführt. In zweiundzwanzig in der Waldheimat verlebten Kindheits- und Jünglingsjahren füllte er den Speicher überreich mit Beobachtungen und Erinnerungen. Verhältnismäßig spät, mit schon reifem Gehirn, hat er die Welt des Bauernbuben, Ziegenhirten und wandernden Schneidergesellen mit der des Kulturmenschen vertauscht. Hinfür ist er zu der verlassenen Welt nur mehr mit gestaltender Phantasie, nicht aber als Einwohner zurückgekehrt. So blieb ihm das abgeschlossene Jugendland unwandelbar; es war für ihn nicht der Alltag, der stumpfe Sinne macht.

Wer die Lebensgeschichte des Dichters vernimmt, verliert sich dort wie in einem Gedichte. Sie ist wunderlich und wunderbar.

Auch der Derfflinger soll ein Schneiderlein gewesen sein. Von der Schere zum Schwert ist aber der Weg kaum so weit als von der Elle zur Feder. Bis ins reife Knabenalter die Ziegen und Schafe gehütet und dann, kaum mit kümmerlichen Kenntnissen des Lesens und Schreibens ausgerüstet, mit einem alten Schneidermeister von Hof zu Hof wandernd, den Bauern Röcke und Hosen verfertigt. Und heute — unter den deutschen Erzählern einer der gefeiertsten ...

Peter Rosegger wurde am 31. Juli 1843 hoch im Gebirge als der Sohn eines armen Gebirgsbauers geboren. Sein Geburtsort Alpl bei Krieglach bestand aus weit voneinander liegenden Alpenhütten, ohne Kirche, ohne Schule. Erst sechzig Jahre nach des Dichters Geburt hat der Dichter des „Waldschulmeisters“ dort auf dem Berge die Waldschule erbaut.

Roseggers Vater war ein schlichter, frommer Mann. Ich habe ihn selbst noch gekannt, als er, ein Achtzigjähriger, rüstig das kleine Bauerngut in der Niederung des Mürztals bewirtschaftete, das ihm der Sohn erworben hatte. Denn müßig gehen und sich in die Hausordnung des städtisch gewordenen Sohnes fügen, mochte der Alte nicht. Er hatte etwas Starres und Stilles. Unvermischt waren da die Eigenheiten, die auch im Gemüt unseres Volksdichters niemals fortzuwirken aufgehört haben. Den Dichter erfaßt oft ein heimliches Heimweh nach der Urväter Einfachheit und nach der Welt der naiven Beschränktheit. „Wäre ich Bauer geworden, wie mein Vater und meine Brüder,“ so schrieb er mir einmal, „ich lebte zufrieden und unangefochten und wäre gesund.“

Roseggers Mutter ist der stille Genius des Dichters gewesen. Wie eines der Madonnenbilder im Gebirge blickt uns diese Frau mit ihren gütigen und tiefen Augen aus dem Leben und Dichten des Sohnes entgegen. Wer war Roseggers Mutter? Eines Kohlenbrenners Tochter, dessen rußige Hütte in tiefster Einsamkeit des Hochgebirgs stand. Eine Frau aus den ärmsten Schichten des Volks. Aber horch! In dieser Einsamkeit, in dieser Armut — da klingt es wundersam von Märchen und Liedern. Dort blüht ein Reichtum der Phantasie, dort entsteht das Volkslied.

Die von des Lebens Mühsal bis zum letzten ihrer Tage bedrückte Frau, das mit der Last vieler Kinder gesegnete Weib wußte und wollte nichts von der Welt der Musen. Aber diese Welt war in ihr ... Wie die Frau Rat hat auch sie ihrem Sohne Märchen erzählt und Lieder gesungen. Sie tat's, wie es ihre eigene Mutter getan ...

Der bedeutungsvollste soziale Roman Roseggers: „Jakob der Letzte“, der den Zusammenbruch, die Ausschlachtung ganzer Bauerndörfer im Gebirge schildert, ist eine aus der Not seines Elternhauses geschöpfte Dichtung. Dort auf der lichten Berghöhe — heute das Wanderziel von ungezählten Fremden aus aller Herren Ländern, die Roseggers Waldheimat aufsuchen — dort saß die graue Frau Sorge am Herde ... Als der Dichter zum wohlhabenden Manne geworden war, konnte er seiner Mutter nicht mehr helfen ... Und sein früh aufblühender Ruhm? Roseggers Vater versöhnte sich nur schwer mit dem Beruf des Sohnes. Ein „pro-

faner" Schriftsteller — das lag außer seinem Sinn. Bauer oder, wenn Gott rechte Gnade gab, „geistlicher Herr" sollte er werden. Die Mutter freilich empfand es anders. Ihr Herz war voll von Verwunderung und heimlichem Stolz. Sie war eine gläubige Seele — ja; aber gläubig auch hing sie an ihrem „Buben". Der sei gut, der könne nichts Böses wollen und tun ... Es blieben ihr arge Prüfungen nicht erspart. In der Pfarrkirche zu Krieglach donnerte eines Tages der Hetzkaplan von der Kanzel herab über den verlorenen Sohn, der mit seinen freigeistigen Schriften sein Seelenheil für ewig verwirkt habe.

Auf dem Alpl (in den Fischbacher Alpen) hütete der kleine Peter die Ziegen und Schafe. „Kein Klang der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit."

Immerhin aber wehte der Sturm der Jahre 1848—49 einen von der Reaktion vertriebenen Schulmeister auf die Berge. Und so verdankte es der kleine Peter recht eigentlich der Revolution, daß er notdürftig lesen und schreiben lernte ...

Als er fünfzehn Jahre alt geworden, sollte er, für den Bauernstand zu schwächlich, durch die Hilfe des Dechanten von Birkfeld zu den Studien vorbereitet und dann Pfarrer werden. Peter wurde bei einem Bauer in Birkfeld untergebracht. Da packte ihn, schon nach drei Tagen, das Heimweh, und er floh zurück nach seinen Bergen, wo er wieder die Ziegen und Schafe hütete.

In den drei Tagen hatte der Junge immerhin in eine fremde Welt Einblick getan. Zu Krieglach kaufte er sich dann Sonntags sein erstes Buch: einen Kalender. Wunderbares Erwachen der Geister! Die einfältig harmlosen Geschichten jenes Jahrbuchs weckten in Rosegger den Dichter. Es kam ihm die Lust, selbst einen Kalender zu machen. Rasch kaufte er sich um seine wenigen Kreuzer Papier, Tinte und Feder und ging heim nach Alpl. Unterwegs fiel ihm ein, was er in das Buch schreiben sollte, und zu Hause nähte er sich die Blätter zusammen und begann zu dichten. Das wurde das erste der fünf geschriebenen Bücher, die er „Volkskalender" nannte. Leider ist der gute Ruf des Kalenders bei den Nachbarsleuten kläglich zuschanden geworden, als in einem Jahrgang unerhörterweise — Pfingsten vor Ostern stand.

Im Jahre 1860 kam der damals siebzehnjährige Rosegger zu einem Schneider bei Mürzzuschlag in die Lehre. Fast fünf Jahre blieb er bei dem biedern Meister, hantierte mit Zwirn und Elle und zog von Bauernhof zu Bauernhof. In der Gegend war er bald als ein wunderlicher Geselle bekannt, dem der Kopf voll Fabeleien steckte. Nach der Arbeit mußte er den Burschen und Dirnen seine dichterischen Einfälle zum besten geben, und der Lebzelter von Mürzzuschlag bestellte sogar die Sprüchlein für seine Lebkuchen bei ihm. Der gutmütige Schneidermeister schnitt mitunter ein bös Gesicht, wenn er seinen verträumten Gesellen dichten sah, aber er empfand doch auch einigen Stolz.

Der eigentümliche Entwicklungsgang Roseggers war für die Eigenart des Dichters von unschätzbarem Wert. Wäre er nicht mit seinem alten Schneidermeister durch ein halbes Jahrzehnt von Haus zu Haus gezogen, nie hätte sich ihm das Volksleben in seinen zahllosen Gestalten so vollkommen erschließen können. Seine Hochschule nennt Rosegger diese Lehrlingszeit.

Nicht etwa bloß die „Waldheimat“, nein, alle Roseggerschen Werke saugen mit starken Wurzeln aus dem Boden seiner Jugend. Im Vorwort zu den „Neuen Waldgeschichten“ sagt er: „Das war einmal ein fruchtbares Waldgeschichten-Jahr! Wie erging es sich so frisch und munter im Gebirge! Von den Baumrunen gleichsam und den bemoosten Steinen las ich sonnengoldige Jugend, und kleine Geschichten der Vergangenheit flatterten heran. Dann begegneten mir die bekannten Gestalten.“

Ein anderes Bekenntnis findet sich in seinem Buch „Die Älpler“: „Ich habe den Drang, mich in das Leben des Gebirgsvolks zu vertiefen, erst zur Zeit empfunden, als ich das durch Genuß und Überfeinerung abgestumpfte und flache Wesen der Städter und der sogenannten großen Welt kennen gelernt hatte.“

Und als der Dichter, damals schon ein Fünfzigjähriger, sein „Allerlei Menschliches“ herausgab, da ruhte er „unter demselben Apfelbaum im Gebirge, in dessen Schatten er als Kind gespielt, als Jüngling geliebt hat, und wo er ausgepilgert war in das Weltland, um sehnsüchtig heimzukehren in sein Waldland“.

Manches Talent ließ sich von des Lebens Not ersticken. Ein Genie niemals. Ihm bietet sich immer das ergänzende Moment seines Werdens, das dem Talent vielleicht ungenützt entschlüpft: die Gelegenheit. Der günstige Zufall kam auch zu Rosegger. Eines Tages wurde er „entdeckt“. Der Entdecker war der einstige Chefredakteur der Grazer „Tagespost“, Dr. Adalbert Swoboda. In seinem Blatte veröffentlichte er einen Aufsatz über den Naturdichter und weckte die Teilnahme der Gebildeten für das Dorfschneiderlein.

Ein Laibacher Buchhändler stellte darauf den Antrag, Rosegger in seiner Leihbibliothek beschäftigen zu wollen. Rosegger nahm, rasch entschlossen, Abschied von Handwerk und Heimat und ging in die Fremde. Aber in Laibach faßte ihn das unnennbare Heimweh des Älplers ... „Zu Straßburg auf der Schanz' ...“ Binnen drei Tagen war der angehende Buchhändler verschwunden.

In Graz ließ er sich halten. Hier fand er einen treuen Kreis von Förderern und Freunden. Sie verschafften ihm Aufnahme in die Grazer Handelsakademie. Der schon Zweiundzwanzigjährige sollte sich in möglichst kurzer Frist — und dazu war diese Lehranstalt geeignet — die Grundzüge allgemeiner Bildung aneignen. Nebenbei sei erwähnt, daß damals Rudolf Falb, der berühmte Meteorologe und Wetterprophet, Roseggers Religionslehrer wurde; kurze Zeit später trat Falb aus der katholischen Kirche aus. Aus dem Verhältnis von Lehrer und Schüler wurde eine treue Männerfreundschaft. In jener Zeit auch knüpften sich schon die tiefwurzelnden, bis zu Hamerlings Tode ununterbrochenen Beziehungen an, die Rosegger mit dem Dichter des „Ahasver“ und der „Aspasia“ verbanden. Noch als Schüler der Handelsakademie gab Rosegger sein erstes Buch heraus, dem Hamerling das Geleitwort schrieb.

Das Schulwissen, das sich der überjährige Bauernjunge an der Akademie aneignete, war nicht gerade wohlgeordnet. Doch sog er mit geistigem Durst gierig alles in sich ein, was seiner Natur willig entgegenkam. Anderes, was die Metho-

diker und Pädagogen für unerläßlich halten, ließ er links liegen. Da half kein Lehrer! Daß er nicht die Welt sozusagen in vorgekautem Zustande einlöffelte, sich die Dinge vielmehr selbst erschloß und eroberte — ein Autodidakt besonderer Art —, das schützte ihn vor der Schablone. Auch das objektiv Schiefe und Unrichtige mancher seiner Behauptungen ist absolute subjektive Wahrheit.

Nach der späten Schulzeit verliert der äußere Lebensgang Roseggers sein Absonderliches. Trotz manchen herben Schicksalsschlags blieb er ein Kind des Glücks, das ihm die Wege ebnete und ihn fast kampf- und widerspruchslos zu den Höhen des Ruhms geleitete. Das Glück blüht in seinem Hause, in seinen Kindern und Enkeln. Vor allem in der Harmonie seiner Weltanschauung. Er ist ein rastloser Streiter. Seine Feder hat was von der Hahnenfeder, die die steirischen Burschen auf die Hüte stecken, wenn sie „raufen" wollen. „Mich beunruhigt jede auftauchende Zeitfrage, bei jeder möchte ich mittun", sagt er in seinem Buch „Volksreden". Und er spricht, wo immer sich ihm Eindrücke aufdrängen, und er schlägt zu und trifft entweder — oder haut daneben. Aber immer spricht und kämpft er allein, nie als Parteimann ... Er ist einer von denen, die mit einer Einsiedlerliebe unablässig nach neuen Zielen streben.

Rosegger beschäftigt sich — auch mit einer Art Heimweh nach der bibelfrommen Zeit der Kindheit — viel mit religiösen Fragen. (Siehe seine „Bergpredigten" und seinen Jesusroman „I. N. R. I.") Den konfessionellen Bekennern ist Roseggers persönliches Christentum wenig willkommen. Der Steirer, in Auslegung und Lehre vielfach mit Tolstois Urchristentum übereinstimmend, widmete der protestantischen Kirche in Mürzzuschlag das Defreggersche Madonnenbild — das katholische Bild für die evangelische Kirche, die Roseggers Aufruf im steirischen Gebirgstal errichtet hatte ... Die katholische Bild-Klausel in Roseggers evangelischer Stiftungsurkunde ist geradezu symbolisch für die konfessionsfreie religiöse Seele des Dichters und für seine unbewußte Abhängigkeit von Überlieferungen, Erinnerungen und Stimmungen. Er ist Poet ... Poet auch als Stifter seiner persönlichen Religion.

In Gorkis „Nachtasyl" antwortet der Pilger Luka auf die Frage der sterbenden Schustersfrau, ob es einen Gott gibt: „Wenn du an ihn glaubst, gibt's einen; glaubst du nicht, dann gibt's keinen. Woran du glaubst, das gibt's eben." Ähnlich sagt Rosegger vom Jenseits: „Gott wird in seiner Liebe beide Teile richten und wird beiden geben, was sie wünschen: den Lebensfreudigen das ewige Leben, den Todesbedürftigen den ewigen Tod. Den einen leuchtet das ewige Licht, die anderen ruhen in Frieden ..."

Als Rosegger kaum gelernt hatte, Bücher mit Verständnis zu lesen, sprang er auch schon mit kühnem Ruck in die Literatur und — stand auf beiden Füßen. Sein erstes Buch, „Zither und Hackbrett" (1869), war eine Sammlung ernster und heiterer Dialektgedichte. Ein Jahr später erschien „Tannenharz und Fichtennadeln", Novellen, Naturbetrachtungen und Schwänke in steirischer Mundart. Er schuf sich in den beiden Büchern selbst eine Form, der gegenüber die Vergleiche mit Kobell, Stelzhamer und Stieler und mit dem plattdeutschen Fritz Reuter, dessen große Konzeption ihm völlig fernlag, müßig scheinen. Um das

ursprüngliche Gemüt und dessen edelste Blüte, den Humor, hatte der steirische Naturdichter jedenfalls keinen zu beneiden.

Es ist mit der Volksdichtung gerade umgekehrt wie mit der Naturschwärmerei: die Berge, Triften und Wälder — so heißt es — haben keine Stimmung, der Mensch legt die Stimmung in sie hinein. Der Dichter aber hat die Seele in der hart verschlossenen Schale des Volks zu finden; legt er hier und dort aus Eigenem bei, so erweist sich sein Erfinden immer schwächer als das Finden. Dem Volksdichter sind die Grenzen des Realismus enger gezogen als seinem Kollegen von der Salonnovelle. Sein Stoff sträubt sich gegen das Verzieren und Schönfärben. Roseggers Bauern, Burschen und Dirnen sind aus echtem Holz geschnitzt. Da ist gesunde Sinnlichkeit, die keines lüsternen Reizmittels bedarf und gerade deshalb auch das Feigenblatt verachtet, und unerbittliche Strenge in der dramatischen Verfolgung der elementaren Konflikte. Er schildert Menschen und liebt sie, wie immer sie auch sind.

Ich kann hier nicht auf alle einzelnen Bücher Roseggers eingehen, die über fünfzig starke Bände füllen. Von der „Waldheimat“ war die Rede. Sie und „Der Waldschulmeister“ werden von dem Dichter bleiben, wenn seine Novellen und großwürfigen Romane vom Wandel des Zeitgeschmacks in der Fürstengruft der Literaturgeschichte gebettet wurden. Denn in diesen Skizzen, die sich zu einer wundervollen Einheit reihen — zu einer Einheit der Menschen und der Natur, des Tragischen und Heitern, des Guten und Bösen: zur höchsten Einheit des Lebens also — in ihnen hat der Dichter grünes, wonniges Neuland entdeckt. Die Alpenwelt hat er erschlossen. Nicht bloß in den ewigen Herrlichkeiten und Reizen der Sinnenschau, nein — gleichsam aus dem Innern der Berge hat er die Edelsteine gehoben: eines Volkes ganzen inneren Reichtum breitet er in Hunderten von lebensechten Gestalten aus. Der kindliche Sinn im Lachen und im Weinen, eine rührende und erhabene Einfalt und die dämonische Kraft der Elemente paaren sich in diesen Dichtungen. Der „Waldschulmeister“, Roseggers berühmtestes Werk, ist auch nur eine lose Kette von Naturbildern. Ein schlichtes, warmherziges Menschenleben verfließt im heiligen Alltag der Landeinsamkeit. Diesen Duft des Waldes, diese Luft der Höhen hat auch Adalbert Stifter uns ins Herz gesenkt. Aber Rosegger hat die starke, die dramatische Gestaltungskraft; er hat den bajuvarischen Humor; hat die lächelnde Weisheit eines mit dem tiefen, religiösen Gemüt versöhnten blitzhellen Verstandes. Gibt es höhere Weisheit? Die kleinen Tagebuchsätze des Heimgärtners (Aphorismen möchte ich sie nicht nennen, das Wort riecht zu sehr nach intellektueller Akrobatik!) haben einen Wahrheits- und Persönlichkeitswert, der sich nur mit dem von Goethes Sprüchen und zahmen Reimen vergleichen läßt. In das liebliche Grün seiner Idyllen mischen sich die grellen Farben der Lebensnöte, in seine heiligen Einsamkeiten dringt der Schrei der ringenden Leidenschaft.

Von Roseggers dramatischer Gestaltungskraft zeugen in viel höherem Maße als seine wenigen Bühnenstücke die wuchtigen Romane seiner zweiten Periode, etwa angefangen vom „Gottsucher“, der im Jahre 1883 erschien. In dieser gewaltigen Dichtung, die mit dem Pinsel Höllenbreughels entworfen ist, ringt ein

philosophischer Wiedertäufer im Bauernkittel mit den Gesetzen der Welt, die ihn mit dem Kirchenbann niederschmettern. Ein geächtetes, von der Beulenpest heimgesuchtes Dorf geht in blutigen Krämpfen zugrunde. Mitten in die rote Lohe rinnt goldener Sonnenschein, quillt die süße Liebesidylle.

Der modernste von Roseggers Romanen ist „Jakob der Letzte". Er ist die Tragödie der Landflucht, die Tragödie der armen Bauern, die ihre Scholle um dreißig Silberlinge verraten und Fabrikarbeiter werden.

Nicht nur die Dorfgeschichte, der Roman und die Novelle ist Roseggers Gebiet. Er hat eine besondere Kunst der Anekdote. Seine Miszellen sind kleine Meisterwerke. Und wenn er auch keine spannende Geschichte erzählt, bloß so einen alten Bauer oder Knecht, einen Burschen, eine Dirn, ein krummes, mühseliges Weiblein malt, ist's fast immer ein Rembrandt-Bild. Und wie einer vor einem alten Mann des Rembrandt steht und im Innersten weiß: das da — das auf dem Bilde da hat wirklich und wahrhaftig gelebt! — so ergeht es den Land und Leute Fremden, die die Schriften Roseggers durchwandern.

Ich will nicht die literarische Körpermessung an unserm Dichter vornehmen. Es bleibe dies den Herren von der akademischen Aushebungs-Kommission überlassen. Ihnen räume ich ohne weiteres ein, daß der Künstler in Rosegger nicht immer so stark ist wie der Gestalter. Aber ein unerhörter Reichtum der Phantasie, ein unerhörtes Gedächtnis des Herzens und der Sinne sind sein eigen. „Dichten heißt schauen", sagt Ibsen. „Voir, pas savoir", sagt Zola. „Sobald ich wieder in mein Hochland komme," sagt Rosegger, „fällt mir ein, was ich dort früher einmal gesehen habe ..." Er ist Realist, denn er beobachtet Zug für Zug. Aber er hat ein liebendes Auge — das Auge des Romantikers.

In meinem Alpenheimatland ist heute Peter Rosegger so eine Art Schutzheiliger. Solang er unter den Heimatgenossen lebt, glauben sie, könne ihnen Übles nicht geschehen ...

Sie haben redlich Ursache zur Dankbarkeit, die Landsleute. Rosegger ist ihr Dichter und ihr Helfer. Vor einigen Jahren wieder hat er sein gewichtig Dichterwort für das deutsche Volk der Südmark in die Wagschale geworfen. Dort unten, wo der slawische Vorstoß an die Tore des uralt-deutschen Besitzes pocht; wo an den Sprachgrenzen den kleinen Kindern unseres Volkes droht, von der fremden Völkerwoge verschlungen zu werden: dort errichtet Rosegger deutsche Schutz-Schulen. Ja, er selbst! Sein Aufruf für die Zwei-Millionen-Kronen-Stiftung des Deutschen Schulvereins hat sein ursprüngliches Ziel weit überholt. Ferne künftige Geschlechter werden ihr Deutschtum dem Dichter danken, der das Wort wahr gemacht hat: „Lied wird Tat." ...

Trotzdem bleiben Roseggers Dichtungen, die ferne der politischen Wahlstatt entstanden sind und wirken, seine größte deutsche Tat. Sie sind es, die die Schönheit des steirischen Alpenlandes ausstrahlen in die weite Welt. Sie sind es, die ewiger, als eine weltliche Macht es vermöchte, die Steiermark und die Steirer mit allen deutschen Ländern und Volksgenossen in Liebe verbrüdern.

Gegen den Aufsatz „Kritik oder Bevormundung“

Die Ausführungen des Herrn Karl Storck im 15. Jahrg. 10. Heft des Türmers hinsichtlich der „Mittelstelle für Volksschriften“ sind wie folgt zu berichtigen.

1. Der Dürerbund hat nicht den „Versuch“ gemacht, „den Vertrieb von Volks- und Jugendschriften in seine Gewalt zu bekommen“, sondern er plant eine „Mittelstelle für Volksschriften“, die neben dem unbeschränkten Bücherverkaufe Staffeleien mit der Aufschrift „Empfohlen vom Dürerbunde“ errichten soll für Volks- und Jugendschriften, die mit dem gleichen Vermerke gestempelt sind. Daß für Unmündige und Unkundige zur Sicherung vor der Einschmuggelung des Schundes eine „Führung“ nötig sei, ist von der „Kreuzzeitung“ bis zum „Vorwärts“ anerkannt worden. Wir wollen dem unkundigen Leser solche Bücher auf den ersten Blick kenntlich machen, die ein geschäftlich unbeteiligter Ausschuß von Sachverständigen gelesen hat und, gleichviel welcher Richtung sie angehören, jedenfalls als keine Schundliteratur empfiehlt. Auch der kenntnisreichste Buchhändler kann unmöglich alles prüfen, was in dieser Art gedruckt wird, der Dürerbund nimmt ihm also eine Vorarbeit ab. Eine Vorarbeit, nicht die fertige Arbeit, denn aus den tausenden zugelassener Schriften hat auch für diese Staffelei der Buchhändler immer noch freie Wahl. Will er aber durchaus andre Bücher empfehlen, so steht ihm rundum sein ganzer Laden dafür frei.

2. Der Prüfungsausschuß, der aus der Jugend- und Volksliteratur dasjenige zu empfehlen hätte, was man im gewerblichen Leben „Qualitätsarbeit“ zu nennen pflegt, hat nicht aus unbekannten Personen zu bestehen, sondern selbstverständlich aus den besten Sachverständigen Deutschlands. Damit auch der entfernteste Eindruck einer Bevormundung ausgeschaltet werde, haben wir dem Buchhandel vorgeschlagen, er möge in diesen Ausschuß seinerseits mit gleichen Rechten und in gleicher Zahl Sachverständige entsenden, wie wir. Übrigens sind wir gern bereit, unser Wahlrecht für diesen Prüfungsausschuß andern uninteressierten Sachverständigen, etwa Lehrern, abzutreten. Inwiefern hier „die Schulmeisterfuchtel gar zu hochmütig geschwungen wird“, das erklärt vielleicht Herr Storck seinen Lesern.

3. Außerdem behauptet er, daß „der Vollakkord der Gemeinnützigkeit dieses mal einen so scharf metallischen Beiklang von Geschäft hat, daß auch der Schwerhörige ihn deutlich vernimmt“. Wieweit das unsere Gegner im Buchhandel trifft, weiß ich nicht, uns jedenfalls trifft es nicht, denn was der Dürerbund aus der Mittelstelle etwa einnimmt, wird nicht, wie bei sog. gemeinnützigen Unternehmungen üblich, zu einem kleinen Bruchteil, sondern es wird restlos gemeinnützigen Unternehmungen zur Verfügung gestellt.

4. Ferner beschäftigt sich Herr Dr. Storck mit den Dürerbund- und Kunstwart-Unternehmungen. „Ist es nicht seltsam, wie den Herausgeber des Kunstwarts die Feinfühligkeit, mit der er bei allen andern geschäftliche Unterströmungen herauswittert, im Stich läßt, sobald es sich um seine eigenen Unternehmungen handelt? Mit den durchaus ‚ideellen‘ Schutzmarken des Kunstwarts und Dürerbundes sind eine große Zahl von Verlagsunternehmungen versehen. Dagegen ist so lange nichts zu sagen, als hier ein klares Geschäft angestrebt wird. Aber die Art, wie das ideelle Ansehen, das sich der Kunstwart erworben hat, den geschäftlichen Unternehmungen des Verlags Vorspanndienste leisten muß, erregt schon lange den Unwillen“ usw. Dann wird von „geschickter Drapierung mit dem Deckmantel des Idealismus“ usw. gesprochen.

Was den Dürerbund anbelangt, so gilt das vorhin Gesagte: der Ertrag seiner Verlagsunternehmungen kommt weder einem einzelnen Geschäftsmann, noch einer Verbindung von mehreren zugute, sondern er wird restlos wieder seinen gemeinnützigen Arbeiten zur Verfügung gestellt. Er soll diese tragen helfen. Aber sie tragen sich noch lange nicht, wie jeder geschäftliche Jahresbericht beweist. Übrigens ist in die Satzungen auf meinen eigenen

Antrag die Bestimmung aufgenommen worden: daß ich für alle dem Dürerbund geleistete Arbeit keinerlei Entschädigung erhalten darf. Und wie der Geschäftsbericht ausweist, arbeiten auch die übrigen Herren gegen ein Minimum an Entschädigung ohne jede Beteiligung am Ertrage.

Was den Kunstwart betrifft, so wundert mich, daß Herr Dr. Storck nicht weiß, was im Kunstwart wiederholt eindringlich betont und was sowohl in dem Katalog „Kunstwart-Arbeit" wie in den kleineren Prospekten der Kunstwart-Unternehmungen stets an einleitender Stelle betont wird. „Die Kunstwart-Unternehmungen werden unter finanzieller Bürgschaft der Kunstwart-Stiftung herausgegeben vom Kunstwart, also von dessen Leiter Avenarius, um damit praktisch zu fördern, was der Kunstwart theoretisch zu fördern sucht. Die häufig wiederkehrende Bezeichnung in der Presse: ‚herausgegeben vom Kunstwart-Verlag' führt deshalb irre. Das Eigenartige der Kunstwart-Unternehmungen ist gerade, daß sie von einer Zeitschriften-Redaktion zur weiteren Förderung ihrer Ziele begründet, ausgewählt und gestaltet sind." Das „ideelle Ansehen, das sich der Kunstwart erworben hat", leistet also keineswegs „den geschäftlichen Unternehmungen des Verlags Vorspanndienste", sondern es wird für Unternehmungen der Redaktion des Kunstwarts durchaus zu Recht benutzt. Wenn Dr. Storck den Vertragspassus wissen will:

„Ferdinand Avenarius (nicht Georg D. W. Callwey) ist selbst oder durch den von ihm eingesetzten Vertreter Herausgeber dieser Unternehmungen, er hat ihre Auswahl, Redaktion und technische Herstellung zu bestimmen." Die Verlags-Unternehmungen der Firma Callwey (wie z. B. die Bartelssche „Weltliteratur") erscheinen ohne die Vermerke „herausgegeben vom Kunstwart" und „Kunstwart-Verlag" und ohne das Kunstwart-Signet.

Die Kunstwart-Stiftung ist ein Garantiefonds, ebenso wie die Dürerbund-Stiftung, um Kunstwart und Dürerbund auf alle Fälle unabhängig zu erhalten.

5. Im letzten Absatz wird dann das Thema „Literaturpapst" behandelt, was an dieser Stelle keinen Sinn hätte, wenn ich nicht damit gemeint wäre. Ist Herrn Dr. Storck unbekannt, daß ich zwar noch dann und wann gelegentlich eines Buchs eine literarische Glosse veröffentliche, wie neulich über „fortgeschrittene Lyrik", daß ich aber das Amt der Literaturkritik am Kunstwart seit rund sieben Jahren überhaupt nicht mehr verwalte? Ebensowenig bin ich bei irgend einem Dürerbund-Unternehmen Literaturkritiker. Beim Literarischen Ratgeber und beim Literarischen Jahresbericht bin ich nicht einmal Mitarbeiter. Ihr Herausgeber bin ich, ist aber Herrn Dr. Storck die Stelle im Vorwort des Ratgebers unbekannt, in der ich darüber spreche? Der Herausgeber „hat sich in keinem einzigen Falle für berechtigt gehalten, irgendein Einzel- oder Gesamturteil der Mitarbeiter umzustoßen oder zu verändern. Er ist für diese Urteile nicht verantwortlich." Eine eigentümliche Art „Literaturpapst", glaube ich. Wer „Kunstwart" und „Ratgeber" vergleicht, wird finden, daß sich die literarischen Urteile hier und dort nicht selten widersprechen, wem habe ich dann meine päpstliche Macht zugewendet? „Sie sucht zur Selbständigkeit zu erziehen und haßt jede Bevormundung" — sagt Storck sehr richtig von „fruchtbarer Kritik". Paßt das auf unsre Art oder auf die Klagen, Beschuldigungen, Verdächtigungen und Intrigen der durch die unabhängige Kunstwart- und Dürerbund-Kritik Gekränkten gegen sie?

„Die Allgemeinheit pflegt sich immer nach einiger Zeit der Ansteckungsgefahr durch die Flucht zu entziehen." Mir scheint wieder: die Bemerkung hat nur einen Sinn, wenn sie auf uns bezogen werden soll. Aber der Kunstwart besteht nun bald 26, der Dürerbund 11 Jahre, und man flieht bekanntlich sehr viel weniger von als zu uns.

Wenn Herr Storck diese Angaben nicht bezweifelt, so ersuche ich ihn, öffentlich wie seine Anspielungen waren, zu bestätigen, daß er sich infolge falscher Voraussetzungen geirrt hat und daß er seine Andeutungen, soweit sie auf „Drapierung mit dem Mantel des Idealis-

mus“ oder sonst auf irgend einen unlauteren Betrieb bei Kunstwart und Dürerbund zielen, in gebührender Weise zurücknimmt. Andernfalls werde ich für vollkommene Klärung der Sache sorgen.

Ferd. Avenarius

* * *

Herr Dr. Avenarius mutet mit seiner Erwiderung unsern Lesern und uns reichlich viel zu. Wenn wir seine Ausführungen trotzdem bringen, so geschieht es nicht in Befolgung des von ihm angezogenen § 11 des Preßgesetzes, der die ihm hier angetane Dehnung nicht verträgt, sondern weil es unsere Gewohnheit ist, einem von uns Angegriffenen ausgiebige Gelegenheit zur Widerlegung zu geben. Wir glauben freilich, daß Herr Dr. Avenarius unsere Ausführungen noch unterstützt.

Auf die Punkte 1 und 2 antworte ich Herrn Dr. Avenarius mit dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ (Nr. 125 vom 3. Juni), auf ein vom Arbeitsausschuß des Dürerbundes verbreitetes, dieselben Gedanken entwickelndes Rundschreiben:

„Der gute Wille der leitenden Männer des Dürerbundes soll nicht verkannt werden. Nur hätten sie im eigenen Interesse sowohl wie in dem der von ihnen vertretenen Sache besser daran getan, sich vorher mit dem Buchhandel zu verständigen, ehe sie ihre Eingaben an Ministerien und Behörden vorbereiteten und absandten. Denn so schätzenswert auch in allen Fragen des Lebens der gute Wille ist, den Philosophen mit Recht als das einzig Gute überhaupt bezeichnen, so wenig läßt sich doch in den Fällen von ihm Gebrauch machen, wo er mit dem Können nicht gleichen Schritt hält.

1. Wer aufmerksam die Auseinandersetzung zwischen dem Dürerbund und dem Buchhandel verfolgt hat, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß Herr Dr. Avenarius an der Hauptsache vorbeiredet. Diese Hauptsache ist und bleibt die Zensurierung von einer bestimmten Stelle aus und die damit im Zusammenhang stehende Abstempelung. Aus welchen Personen sich der Ausschuß zusammensetzt und welcher Anteil dem Buchhandel an der kritischen Auslese zufällt, ist vollständig belanglos, da wir nicht die zur Kritik berufenen Personen, sondern das System dieser Kritik bekämpfen.

2. Von einer gemeinsamen Arbeit kann deswegen nicht gesprochen werden, weil die Arbeit von Hunderten ernst zu nehmender Männer, die mit uns der Meinung sind, daß jeder einzelne für seine Tätigkeit einzustehen und dafür die Verantwortung zu tragen habe, einfach ausgeschaltet oder doch wesentlich beeinträchtigt würde, wenn der Buchhandel sich auf die Seite des Dürerbundes schlagen und dadurch zu erkennen geben würde, daß er in Zukunft gewillt sei, den Dürerbundstempel als alleinige ‚Wertmarke‘ für Volksschriften gelten zu lassen.

3. Auch die Mitarbeit des Buchhandels an der Organisation der geplanten ‚Mittelstelle‘ könnte einem Unternehmen keinen lebendigen Odem einblasen, das, statt ihn zu entlasten, belastet, statt zu organisieren, desorganisiert.“

Die weiteren drei Punkte der Entgegnung, die darin gipfelt, das ganze Beginnen „als eine Schädigung der Interessen des Publikums und des Buchhandels“ zu bezeichnen, können wir uns hier sparen. Schließlich müssen doch Verleger und Buchhändler am besten die Tragweite der Dürerbund-Unternehmung beurteilen können, wenigstens soweit sie selbst dabei in Betracht kommen. Fast noch schroffer als das amtliche Organ der deutschen Buchhändler spricht die „Allgemeine Buchhändlerzeitung“:

„Selten ist im Buchhandel ein Projekt mit größrer Einmütigkeit verurteilt und zurückgewiesen worden, wie das der Gründung einer Mittelstelle für Volksschriften seitens des Dürerbundes und seines Leiters Dr. Ferdinand Avenarius. Uns ist bisher nicht eine Stimme bekannt geworden, die sich sympathisch über das neue Unternehmen ausgesprochen hätte. Vielmehr liegen die begeisterten Zustimmungserklärungen (auf die sich Herr Dr. Avenarius berufen hatte. D. T.) bei Herrn Avenarius, und er wird wohl seine Gründe haben, wenn

er sie uns vorenthält". (Nr. 23 vom 5. Juni.) Ein scharfes Flugblatt, das die genannte Wochenschrift in dieser Angelegenheit versandte, hat ihr „nur Zustimmungserklärungen eingebracht. Wir haben keine einzige Stimme aus Buchhändlerkreisen vernommen, die sich mit der Mittelstelle des Dürerbunds einverstanden erklärt hätte. Aber Herr Dr. Avenarius behauptet, daß er mit seinem Projekte auch bei Buchhändlern freudige Aufnahme gefunden habe. Wir sind ja sonst nicht neugierig, aber jene Buchhändler kennen zu lernen, die der Mittelstelle die Wege ebnen wollen, sind wir doch neugierig geworden. Wir fürchten nur, daß wir vergeblich auf die Mitteilung jener Buchhandlungsfirmen warten werden, denn für Leute, die im Monde wohnen, existiert bei uns weder ein Handelsregister noch sonst ein sichrer Wohnungsnachweis." (Nr. 25 vom 19. Juni.)

Zu Punkt 3. Der „metallische Beiklang" liegt darin, daß der Dürerbund die Auszeichnung eines Buches mit seiner Wertmarke davon abhängig macht, daß es „geschäftlich eben möglich ist" (vgl. den Artikel „Mittelstelle für Volksschriften" von Avenarius im 2. Aprilheft des „Kunstwarts"). Das „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel" (Nr. 132 vom 11. Juni) hatte diese Gefahr sofort festgelegt: „... ‚soweit das geschäftlich eben möglich ist', kann nur dahin verstanden werden, daß alle Werke ausgeschlossen sind, bei denen es nicht möglich ist, der in Aussicht genommenen Mittelstelle einen angemessenen Rabatt zu bewilligen. Dieser ‚angemessene Rabatt' muß selbstverständlich den bisherigen Sortimenter-Rabatt erheblich übersteigen, da davon nicht nur der Rabatt des Sortiments, sondern auch die Kosten der Mittelstelle und die Abgabe an den Dürerbund zu bestreiten sind. Diese Gründe für den Ausschluß wegen ‚geschäftlicher Unmöglichkeit' werden gerade bei den besten Schriften vorliegen, nämlich bei allen denen, für die der Verleger so viel Aufwendungen in bezug auf Honorar, Ausstattung usw. gemacht hat, daß er gar nicht in der Lage ist, hohe Rabatte, wie sie die Mittelstelle für Volksschriften beanspruchen muß, bewilligen zu können, sondern verlangen kann, daß sich die Bücher selbst empfehlen."

Ich weiß nicht, ob der von Herrn Avenarius andern „gemeinnützigen Unternehmungen" gemachte Vorwurf, daß sie den Gewinn nur „zu einem kleinen Bruchteil" gemeinnützigen Unternehmungen zuwenden, zutrifft. Ich will mich jedenfalls ausdrücklich gegen diese Verdächtigung verwahren. Tatsache ist, daß der Dürerbund doch selbstherrlich diese „gemeinnützigen Unternehmungen" bestimmt, die er unterstützen will. („Auf diese Weise sollen die Verleger dem Dürerbund tributpflichtig gemacht werden und Unternehmungen unterstützen, die sich mit ihren eigenen zum Teil im schärfsten Konkurrenzkampfe befinden." Börsenblatt f. d. D. Buchh. Nr. 99.) Die Mittel dazu, soweit die „Mittelstelle" in Betracht kommt, müssen Autoren und Verleger der aufgenommenen Volksschriften aufbringen. Es ist ja sehr bequem, so aus anderer Leute Leder die Riemen für seine „gemeinnützigen" Unternehmungen zu schneiden. Aber wenn diese Riemen nun auch noch Fesseln für die werden sollen die sie geliefert haben, wird man sich wohl noch wehren dürfen.

Zu Absatz 4. Die Ausführungen des Herrn Dr. Avenarius sind die schärfste Bestätigung dessen, was ich gesagt habe. In ein, auch dem geschäftlich Nichtgewandten verständliches, Deutsch übertragen, besagen die Ausführungen: Herr Dr. Avenarius ist sowohl der geistige (ideelle) Leiter und Herausgeber des Kunstwarts und der Kunstwart-Unternehmungen, als auch ihr geschäftlicher Verleger. Die Kunstwart-Stiftung ist gewissermaßen sein Reservekapital für etwaige Verlustfälle oder solche Unternehmungen, die keine Aussicht haben, sich selber tragen zu können. Der etwaige Gewinn aus allen diesen Unternehmungen fließt aber doch wohl ihrem Unternehmer zu; jedenfalls wird hier von einer „Gemeinnützigkeit" nichts gesagt.

Dieser geschäftliche Unternehmer und der geistige Leiter des Kunstwarts sind eine und dieselbe Person. Die Erfolge, die der geistige Leiter des Kunstwarts durch seine

geistige Tätigkeit den Kunstwart-Unternehmungen erzielt, fließen dem Verleger desselben, also Herrn Dr. Avenarius zu. Ich hatte ganz bescheiden davon gesprochen, daß den Herausgeber des Kunstwarts die ihn sonst auszeichnende Feinfühligkeit im Herauswittern geschäftlicher Unterströmungen für seinen eigenen Fall im Stich läßt.

Was nun die „geschickte Drapierung mit dem Mantel des Idealismus“ betrifft, so braucht man ja nur die Ankündigungen der Kunstwart-Unternehmungen zu lesen. Ich weiß, auch andere Verleger rühmen ihre idealen Ziele. Wenn das aber jemand tut, der vor aller Welt berufsmäßig als Geschäftsmann dasteht, ist es etwas ganz anderes, als wenn es vom Herausgeber einer Zeitschrift geschieht, der zunächst niemandem als der geschäftliche Unternehmer derselben erscheint. Ja, die Nennung eines andern als Verleger auf dem Kunstwart verschleiert doch noch diese Tatsache für jeden, der den Vertrag nicht kennt. Die „Kunstwart-Stiftung“ aber ist bei der Ankündigung dieser Unternehmungen in einer Weise herangezogen worden, daß bei einem großen Teil der die geschäftlichen Vorbedingungen der Unternehmungen nicht überschauenden Kritik die Auffassung erzeugt wurde, daß ohne diese von ideal gesinnter Seite gestellte Beihilfe diese Unternehmungen nicht lebensfähig sein könnten. Die Kritik hat darum diese Unternehmungen in ganz anderer Weise unterstützt, als es bei Unternehmungen der Fall gewesen wäre, die von einem „richtigen“ Verleger unter den gewöhnlichen Bedingungen herausgebracht worden wären.

Der 5. Abschnitt beweist dann, daß Herr Dr. Avenarius auch „an der Hauptsache vorbeilesen“ kann. Die Worte „Literaturpapst“ und „Kunstpapst“ sind von uns zum Beweis dafür angeführt, daß es eine „oft beobachtete Erscheinung im Kunstleben ist, daß sich die beratende Kritik zu einer hochmütigen Bevormundung auswachse“. Herr Dr. Avenarius bemüht sich, den „Literaturpapst“ abzuschütteln; ich fasse es nur als Äußerlichkeit auf, daß der „Kunstpapst“ stehen bleibt, keineswegs als Anerkennung dieser Bezeichnung. Für die Art, wie andere sich die Hartnäckigkeit erklären, mit der Herr Dr. Avenarius allen Einwendungen derer gegenüber, die er mit seiner „Mittelstelle“ beglücken will, auf seiner Absicht beharrt, einige Zitate aus dem „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“:

„Selbst angenommen, daß die Zensoren des Dürerbundes den redlichsten Willen haben, mit ihrer Arbeit dem Allgemeinwohl zu dienen, so ist ihnen doch nicht ohne weiteres die Fähigkeit zuzusprechen, die Übersicht über das mehrere Tausende von Erscheinungen umfassende Gebiet zu erlangen und in jedem einzelnen Falle frei von jeder Unparteilichkeit oder Sonderrichtung ihr Urteil zu fällen. Vielmehr ist zu erwarten, daß über ihnen der Geist der Unternehmungen des Herrn Avenarius schweben wird, der die zu leistende Kulturarbeit in eine bestimmte Schablone preßt, wie es auch bisher der Kunstwart und der Dürerbund getan haben.“ (Nr. 99 vom 2. Mai.)

„Das Streben nach uneigennütziger Betätigung im Interesse der Allgemeinheit und unbestechlicher Überzeugungstreue wird man aber nicht deswegen als eine spezifische Eigenschaft derer um den Kunstwart ansehen dürfen, weil es aus diesem Kreise heraus am stärksten und lautesten bei jeder Gelegenheit betont wird.“ (Nr. 105, 9. Mai.)

„Es ist wahr: Herr Dr. Avenarius verlangt nicht, daß der Buchhandel sich ausschließlich für die Dürerbund-Schützlinge verwenden soll, obwohl ihm die Ausschließlichkeit, die nichts kennt und anerkennt, als was mit dem Stempel seines Geistes versehen ist, sonst durchaus nicht fremd ist.“ (Ebenda.)

Bezeichnend ist besonders, was Dr. Paul Eberhardt in Nr. 109 vom 15. Mai schreibt:

„Jahrelang mit den Bestrebungen des Dürerbundes und seines Organs, des Kunstwarts, vertraut, rückhaltlos seine großen Verdienste, nicht eben nach Art der Rede Mark Antons, anerkennend und bewundernd, habe ich nie eine geheime Furcht unterdrücken können, daß die steigende Macht ihm eines Tages zum Verhängnis werden könnte. Das ist meines Erachtens seit ungefähr einem Jahre der Fall, wenn auch die ersten Anzeichen schon länger zurück

liegen. Es ist die alte, aber immer wieder neue und fast tragische Erfahrung, daß beste und reinste Ideen von ihrer Hoheit verlieren, wenn sie allzu praktisch werden wollen.... Daß endlich das allgemeine Niveau, auf dem die Kritiken des Dürerbundes stehen, mit der Zeit ein unerträglich bevormundendes und anmaßendes geworden ist, ist wohl kein Geheimnis mehr für die Leute, die überhaupt in Betracht kommen..."

„Der Aufsatz, den Herr Dr. Avenarius zu seiner Verteidigung geschrieben hat, hat mich abgestoßen, was bei meiner Hochachtung für ihn etwas heißen will. Er wirkt, was sicher nicht beabsichtigt war, durchaus sophistisch, und wenn man das durchschaut, lächerlich; nur vergeht einem das Lachen, wenn man ziemlich deutlich an manchen Stellen die Faust durchblicken sieht."

„Man muß bescheidener werden und der eigenen Kraft des Lebens und wirklicher Kultur mehr vertrauen; man kaue ihnen nicht die Bissen vor; wenn sie nicht selber essen können, sind sie wert zu sterben. Sind wir schon so weit in Deutschland, daß man seinem Genius überall zur Seite stehen muß, damit er nicht falle?! Wem es mit seiner eigenen Kultur ernst ist, hat wenig Zeit und noch weniger den Mut, auch noch die Kultur von tausend anderen zu ‚warten'. Selbst ein Sokrates wollte nur Hebammendienste verrichten. Ich weiß, daß ich gar nicht allein stehe, wenn ich erkläre, daß wir nachgerade dieses Treibens etwas müde sind, das, um ein Wort Euckens zu gebrauchen, dieser ‚Kulturrummel' jetzt vollführt."

* * *

Nach alledem scheint mir die Sache klar. Wenn aber Herr Dr. Avenarius noch weiter für „vollkommene Klärung" sorgen will, kann es mir nur recht sein.

Karl Storck



Was ist Erotik?

Ein fließender Begriff, mit dem sich Martin Brusot im „Literarischen Echo" abzufinden sucht. „Für den einen wird dies alles einschließen, was mit dem Geschlechtlichen überhaupt irgendwie Zusammenhang hat. Andere werden nur das herausfordernde Hervorheben des Sinnlichen dafür ausgeben. Dazwischen wird man zahlreiche Auffassungen gelten lassen müssen, denn nirgends spielt so bald das subjektive Empfinden eine solche Rolle wie gerade in dieser Frage. Wesentliche Bedeutung für die Urteilsbildung wird der Standpunkt des Beurteilenden haben, gewissermaßen die moralische ‚Perspektive'. Es kommt dabei viel darauf an, welchem Milieu der Betreffende entwachsen ist, d. h. welche ethischen Voraussetzungen er schon in sich als vorhanden mitbringt. Wie verschieden sind doch gleich die Moralbegriffe von Stadt und Land; bei Plebs, Bürgerstand oder Adel! Frauen wird manches chokieren, wofür der Mann nur ein blasiertes Lächeln hat. Jüngere Personen wird vieles irritieren, worüber gereiftere Individuen sich kühl hinwegsetzen. Religiös empfindende Naturen urteilen anders als Freidenker. Auch die soziale Schichtung — bleiben wir bloß beim Mittelstand — wird sehr divergierende Auffassungen zeitigen! Eine Soubrette wird das vielleicht höchlich amüsieren, worüber eine zimperliche Haustochter hochrot werden dürfte. Und selbst das einzelne Individuum! Wie so anders ist doch seine Ethik bei verschiedenen Tages- bzw. Nachtzeiten, in verschiedenen Lebenslagen und Lebensaltern! Ein töchtergesegneter Familienvater wird andere Moralanschauungen hegen, als er sie etwa einst als Garçon verfocht. Nun gar erst Beurteiler aus oppositen Lebensberufen! Nehmen wir einen Verleger oder Bühnenleiter an. Wird er nicht völlig anderen Maßstab anlegen als etwa ein zensurierender Staatsanwalt? Was ist also Erotik nach alledem? Etwas Problematisches — und nichts anderes als das!

Immerhin wird man sich bei Erotikern mit Recht vorerst fragen müssen, wie sie ihre Probleme auffassen und welchen Endzweck sie mit deren Lösung eigentlich verknüpfen? Die Absichten und Zwecke nun, mit denen ein Autor an die Aufrollung bzw. Entwicklung derartiger Themata herantreten kann, werden sehr verschiedene sein. Die einen wird ausschließlich künstlerisches Interesse hierzu veranlassen, andere psycho-pathologische Momente, wieder andere werden der Ethik resp. Ästhetik in ihren Gründen und Abgründen nachforschen wollen. Viele wird die Erotik aus soziologischen Motiven interessieren, wieder andere um ihrer selbst willen, ohne daß sie dabei vulgäre Nebenabsichten hegen müßten, etwa als Ausdruck des Arterhaltungstriebes bzw. als Kulminationspunkt in den Beziehungen der Geschlechter. Endlich wird es freilich auch solche geben, deren Absicht es ist, das Erotische lediglich als Stimulans zu kultivieren, in verwerflicher Spekulation auf die niedrigen Instinkte der Menge.

Die Erotik kann in der Literatur als Episode, Problem oder Selbstzweck auftreten. Ihre Domäne ist damit unermeßlich! Drehen sich doch gut zwei Drittel aller schönen Literatur um das Adam-und-Eva-Motiv der Bibel, um die geschlechtliche Liebe und alles was drum und dran ist, in der ja auch die sogenannten platonischen Beziehungen der Geschlechter — und mögen sie durch die modernen Lebensverhältnisse nach außen hin auch noch so verwischt sein — ihre Wurzeln haben. Immer neue Variationen werden ersonnen, mit immer anderem Beiwerk, als da sind: Konflikte, Milieus, Szenerien, Typen, Charaktere, Temperamente, Hemmnisse usw., kurzum Problemstellungen wird operiert. Um auf den mannigfachsten Umwegen schließlich zu dem selben Punkte zu gelangen, wo die Menschen eben nur Menschen sind. Wäre dem nicht so, würden gar viele Romane und Dramen ungeschrieben geblieben sein, und auch die Zeitungen würden klaffende Lücken aufweisen, nicht nur im Feuilleton- und Theaterteil, auch in der Tageschronik, den Polizei- und Kriminalnachrichten. Erotik als Kunstmotiv — warum nicht? Keine falsche Prüderie, kein kleinliches Moralbedenken dürfen da obwalten, wo es sich um ernsthafte Kunstbetätigung handelt. Anders, wenn durch unkünstlerische, bedenkenlose Laszivität öffentliches Ärgernis provoziert wird. Da wird es berechtigte Sache aller berufenen Faktoren sein, gegen dergleichen Ausartungen ihr Veto einzulegen.

Natürlich wird man im Erotischen mannigfache Abstufungen zu unterscheiden haben. Da ist vor allem die Pikanterie, die gelindeste und besonders von der Mehrzahl der französischen Autoren bevorzugte Nuance. Sie bedingt einen gewissen Esprit, Grazie, Takt, denn sie gilt als die parfümierte, augenzwinkernde Erotik der ‚Gesellschaft', der geistig kultivierten, der ‚Elite'. Etwas bedenklicher ist schon die Frivolität, welche die erotischen Dinge, die sie stets von einem überlegenen Standpunkt betrachtet, mit prickelndem Reiz ironisiert, ihnen also einen boshaft-spöttischen Beigeschmack gibt, der weniger verletzen als vielmehr ‚animieren' wird. Bei der Laszivität steht der Autor bereits auf gleichem Niveau mit seinem Sujet, daran er sichtlich Behagen findet, ohne daß dessen Schlüpfrigkeiten deshalb schon ins Vulgäre ausarten müßten. Das ist jedoch bei der Lubrizität der Fall, wo zur starken Betonung des Sexuellen noch eine tüchtige Dosis Gemeinheit hinzutritt. Letztere kann verschiedene Abarten involvieren: erotisch schlechtweg, zotig, brutal sinnlich, pathologisch, endlich pervers sein. Für alle diese Spezies ließen sich Werke aus der Weltliteratur anführen.

In germanischen Kulturgebieten, Deutschland, Skandinavien oder England, treffen wir im Grunde auf ausgesprochene Erotiker nur äußerst selten. Das macht, weil unter den nördlicheren Himmelsstrichen das Blut minder rasch zirkuliert und die kühlere Vernunft die Stimme der Sinne zu beherrschen imstande ist. Anders in südlicheren Klimaten, in den von Romanen bewohnten Teilen Europas, wo das Leben in seinen Trieben weit früher sich entfaltet, Instinkte und Leidenschaften in einer verhältnismäßig knappen Zeitperiode mit Vehemenz zum Ausbruch kommen und in der turbulentesten Weise Befriedigung erheischen, kurz, ebenso eruptiv sich geltend machen als rasch verpuffen. So ist denn die Erotik nicht zuletzt ein Rassenproblem, und zwar hauptsächlich Angelegenheit der heißblütigen romani-

schen Völkerschaften. Daher ist es auch mehr als ein bloßer Zufall, wenn gerade ein Lateiner, Ovid, das raffinierteste Buch der Erotik: seine ‚Ars amandi‘ geschrieben.

Die Apenninenhalbinsel, nebst Spanien das südlichste von Romanen bewohnte Land, hatte nicht nur im Altertum, nein, auch im Mittelalter seine Panegyriker der Liebe. Boccaccio scheute sich nicht, in seinen unvergänglichen Novellen die frivolsten erotischen Probleme mit überlegenem Spott zu behandeln. Aretino leistete sich sogar die schamlosesten Laszivitäten, und so ließen sich noch andere aufzählen. Heute ist es d'Annunzio, der jenes Erbe angetreten, dem allerdings eine raffiniertere Technik und eine kultiviertere Sprache, wie auch, nicht zum geringsten, mehr künstlerischer Takt zu Gebote stehen. Frankreich, das eine Mittelstellung zwischen Süd und Nord einnimmt, bildet eine Art Übergang zur germanischen Geistigkeit. Daher auch die große Divergenz in der Problemerfassung. Welch himmelweite Kluft zwischen Crébillons ‚Sofa‘ und Henri Murgers ‚Bohême‘! Wie anders begreift doch Prévost d'Exiles in seiner ‚Manon Lescaut‘ das Weib und dessen Sinnenleben als etwa Flaubert in ‚Madame Bovary‘! Und welch ein Unterschied selbst zwischen zwei so erstklassigen, modernwissenschaftlich empfindenden Meisterschilderern der Frauenseele wie Maupassant und Marcel Prévost! Wie wußte Zola selbst die brutalsten Exzesse der Sinnlichkeit nüchtern-objektiv und im Grunde so gar nicht ‚sinnlich‘ auszumalen! Dagegen wird es sich bei Pierre Louys, gleichwie bei Crébillon fils, mehr um Erotik der Erotik willen handeln ...“



Lese

Der Kaiser und die Schriftsteller

Zu der Tatsache, daß der Kaiser aus Anlaß seines Regierungsjubiläums die Herren Ganghofer, Höcker und Lauff (und nicht — andere) ausgezeichnet hat, bemerkt Kurt Hiller in der Wochenschrift „Die Aktion“:

„Dieses totale Nicht-Wissen des Monarchen um das, was die Edelsten der Nation, will sagen: die geistig Feinsten und Freiesten, heftig bewegt, ist nämlich deshalb beklagenswert, weil eben die Edelsten infolge davon (!) ganz und gar ohne politischen Rückhalt sind. Der Künstler, zumal der literarische, ist von Hause aus alles eher als demophil; die bürgerliche Masse samt ihrem Organ, der Zeitung, ist seine geborene Feindin. Tritt ihm nun obendrein der Herrscher (und, mit psychologischer Notwendigkeit, daher von der Spitze unendlich abwärts die gesamte Pyramide der Administration — Universitätisches eingeschlossen —) ahnungslos oder feindlich entgegen, so steht er zwischen zwei Feuern und ist dazu verdammt, ein beengtes, gefahrvolles, unerquicklich-expansionsloses Dasein zu führen. Seine mächtigen Energien reiben sich in sekundären Kämpfen auf — oder schlagen, aller Möglichkeiten eines ädaquaten Funktionierens, einer wirklichen Aktivität beraubt, zerstörerisch nach innen ...

Wenn, umgekehrt wie in Frankreich, zwischen Maas und Memel die Geistigen heut sämtlich ein bißchen dazu neigen, mit der Plebs sich zu verbünden, so ist daran nicht zuletzt die Unweisheit einer Regierung schuld, die es verschmäht, cinquecentohaft (oder wie, vor vier Menschenaltern, Sachsen-Weimar es tat) die Geistigen an sich zu fesseln. Warum züchtet man sich Demagogen und Revolteure in uns heran und zwingt uns in den Republikanismus? .. “

Das heißt doch deutsch gesprochen nichts anderes als: weil wir für unsere literarischen Leistungen höheren und allerhöchsten Orts nicht Lohn noch Dank einheimsen,

lassen wir uns politisch zu Demagogen und Revolteuren „züchten", ja sogar in den Republikanismus „zwingen". Bisher glaubte man, das politische Bekenntnis und die politische Parteinahme werde durch die politische Überzeugung bestimmt, die man sich auf die eine oder andere Weise selbst gebildet hat, nicht aber von anderen „gezüchtet" oder „erzwungen". Da ist es denn bitter, aber nicht unverständlich, wenn die Redaktion des Blattes in der Darlegung ihres abweichenden Standpunktes von den „schlaflosen Nächten des nicht arrivierten Parvenüs" spricht und u. a. bemerkt:

„Kurt Hiller beweint, daß das Verständnis des Kaisers an der Kunst vorbeitrabt. Zu beklagen ist aber nur, daß S. M. seinen Privatgeschmack, zu dem wir ihn in nichts verpflichten, zur öffentlichen Angelegenheit macht. Verhielte sich Wilhelm II. Kunstdingen gegenüber neutral, wie sein österreichischer Kollege, so wäre darüber überhaupt nicht zu reden ... Kurt Hiller ängstigt es, aus einer Notlage heraus Revolteur zu werden. Seien Sie versichert, Herr Doktor, wir lehnen Karriere-Revolteure ab."

Und doch hat Herr Hiller nur offen ausgesprochen, was auch viele andere im Innern hegen und gegebenenfalls auch mit Begeisterung betätigen würden. Der „Männerstolz vor Königsthronen" ist eine schöne Sache, solange noch keine Gefahr besteht, daß der Thron sich aus seiner Wolkenhöhe zum „Männerstolz" herabsenkt. Kommt er aber in erreichbare Nähe, dann ist der „Männerstolz" — auch nicht immer unerbittlich. — Aber so geht's, wenn man aus der Schule schwatzt ... Gr.

* * *

Fortgeschrittene Lyrik

In einem von Herrn Kerr herausgegebenen Blättchen, das sich „Pan" nennt, sind einige Gedichte abgedruckt worden, die in ihrer besonderen Weise unser Interesse gefesselt haben. Obwohl uns im übrigen jede Neigung fehlt, der gleichgültigen Person des Herrn Kerr durch publizistische Diskussion einen wirksamen Hintergrund zu geben, muß in diesem Fall doch ein ernsthaftes Wort gesprochen werden. Nicht weil es sich um Herrn Kerr und die von ihm begönnerte Literatur, sondern weil es sich um ein Symptom des Berliner Kunstlebens handelt, das gerade wegen seiner vollendeten Widerlichkeit unsere Beachtung fordert. Wir wollen unsere Leser nicht mit all dem blöden Schund und all der menschlichen Gemeinheit behelligen, die in den „Gedichten" enthalten ist.

Herr Alfred Kerr, der nach dem Zeugnis eines seiner Jünger ein großer Lehrer in „diesen Dingen" ist, schreibt über diese Ergüsse von ungewöhnlich noblen Seelen die tiefsinnigen Worte: „Junge Menschen sind anständig. Indem sie so unanständig sind."

Herr Alfred Kerr, der „für Europa" schafft, aber glücklicherweise nur in Berlin W. gelesen wird, muß gütigst entschuldigen: Unanständigkeit der Gesinnung ist für junge Menschen ein noch viel schwererer Vorwurf als für ältere, die längst mit der Gemeinheit der Welt zu tun hatten. Von der Jugend erwartet man mit Recht, daß der angeborene jugendliche Idealismus den Egoismus im Zaum halte und die schale, platte Unanständigkeit der Gesinnung überhaupt ausschalte. Man kann der Jugend den sexuellen Überschwang, meinetwegen die sexuelle Frechheit verzeihen, sofern diese Dinge nur mit der brausenden Kraft der Jugend zusammenhängen. Wer sich aber an dem abgestandenen Lumpentum dieser (nicht wiederzugebenden) Gedichte zu freuen vermag, muß schon den Unterricht des Herrn Kerr genossen haben, der ein großer Lehrer „in diesen Dingen" ist. —

So peinlich nun aber auch der ganze Vorgang ist, da die beteiligten Herrschaften immerhin in deutscher Sprache schreiben, hätten wir doch von ihm keine Notiz genommen, wenn er nicht als Symptom des Berliner Kunstlebens eine sehr ernsthafte Bedeutung hätte. Daß die raffinierte erotische Gemeinheit im Berliner Kunstleben, im besondern auch im Berliner Theaterleben, immer stärker zur Geltung gekommen ist, ist jedem Einge-

weihten bekannt. Die erwähnten Gedichte bedeuten nun insofern einen erfreulichen Fortschritt, als sie die versteckte Gemeinheit durch die offene Gemeinheit ersetzen. In diesem Sinne halten wir auch die Bezeichnung „fortgeschrittene Lyrik“ für durchaus zutreffend. Das Berliner Kunstleben hat auf dem Weg der Fäulnis eine neue Station zurückgelegt. Und das ist allerdings ein Fortschritt. E. Schl.

* * *

Der Held des Festspiels

Wenn es nicht Napoleon war, den sich Gerhart Hauptmann in seinem vielberufenen „Festspiel“ als „Helden“ erkor, — wer sollte es sonst bei der Fülle der Gestalten sein: so hat man wohl zu seiner Entschuldigung gefragt. Da meint nun Sigismund Rauh im „Tag“: „Ist es nicht sonderbar, daß der Dichter der ‚Weber‘ davor gescheut hat, getrost ‚das Volk‘ als Held zu wählen? Ist es nicht sonderbar, daß der Bildner des ‚Fuhrmann Henschel‘ und ‚Emanuel Quint‘ sich mit einem Male an das Heroisch-Pathetische machte? Der Politiker, der Oppositionelle, der Programmatiker stampft in diesem Stück einher — zur Freude politischer Gesinnungsgenossen vielleicht — jedenfalls zum Schmerz derer, die in Hauptmann den Seelenkünder dessen verehrten, das arm und verachtet vor der Welt ist. Ach, hätte er uns doch das arme, zertretene Volk gemalt, wie er uns seiner Schlesier Leid so manches Mal hat durchzittern lassen; hätte er doch das Ganze auf den Jammer aus der Mütterszene abgetönt und in ein verzweifeltes Aufkreischen am Schlusse gelöst — es wäre ein ‚Festspiel‘ wohl auch nicht geworden, aber doch eine Dichtung aus Hauptmanns schmerzweicher Seele. Was soll uns der Kasperle-Napoleon, der leider Gottes auch unfreiwillig ein Kasperle, eine Holzpuppe ohne die Realität flutenden Lebens geworden ist? So ist der Festspieldichter über den Dichter und der Dichter über den Festspieldichter gestolpert . . .“

* * *

Hans Sachs und Hauptmann

Fritz Engel vom „Berl. Tagebl.“ hatte die bemerkenswerte Reimkunst des Hauptmannschen Festspiels u. a. mit der Behauptung zu retten versucht, daß Hauptmann Hans Sachssche Verse habe schreiben wollen. „Schreiben wollen“, bemerkt hierzu die „Kreuzztg.“: „Dem wackeren Schuster von Nürnberg sind die knorrigen Reime von den Lippen gerollt, wie er sie eben hatte: sie waren der naive Ausdruck seiner Gedanken und seines technischen Könnens. Sie waren seine Form. Er hatte keine andere. Und sie saß dem Inhalte an wie aufgeschmiedet oder angewachsen. Gerhart Hauptmann, dessen 20. Jahrhundert ja wohl auch im Technischen ein Stück über das 16. hinausgekommen ist, aber rief: Hallo, laßt uns einmal naiv sein! Und er schraubte sich und seine Form zur Naivetät zurück . . . Wir gestehen auch dem typisch unnaiven Dichter Gerhart Hauptmann diese Naivität des Schaffens zu bis zu dem Grade, in dem er Dichter bleibt — es gibt Stellen in seinen früheren Werken —, aber im Grunde ist bei ihm diese Naivität der Mitteilung auch dann nicht viel anderes als ein verblüffender Aufschluß über die Unnaivität seiner Gefühlsnatur. Man sehe sich die wundervoll klingenden Passagen in seiner ‚Versunkenen Glocke‘ an und schaue auch einmal den von seinem engelischen Knappen triumphierend angeführten Versen der Pythia auf den Boden: prachtvolle Worträusche, hochgespannte Gedanken, ein mystisch nebelndes, vielfach sogar parfümiertes Halbdunkel — aber entweder kalt oder überhitzt, fast immer aber fremd allen drängenden, nachhaltenden Gefühlsschwunges, vielmehr zerbröckelnd zu scharfem Glanzstaub bei der geringsten Berührung wie die Glastropfen von Bologna.

Das nur in Paranthese. Was wirklich Hans Sachsisch echt ist an den Versen des Festspiels, das soll uns Herr Engel beweisen. Diese krassen Gewolltheiten, die dem einigermaßen gesund fühlenden Hörer fortwährend das Ohr beleidigen, sind ja wohl nicht unter die ‚Flüchtigkeiten' zu rechnen, die Herr Engel selbst einräumt. Wie will er es verteidigen, wenn der französelnde Bürger seines Tuns verwiesen wird mit dem Rate, sich mit seinen französischen Unterhosen in die Federposen zu scheren? Warum in die Federposen? Ja so — wegen der Unterhosen! Aber warum Unterhosen? (Denn mit der Unterkleidung hat der Mann gar nicht geprunkt.) Nun, selbstverständlich wegen der Federposen! Es muß sich doch reimen. Eccoì! sagt in solchem Falle Alfred Kempner-Kerr, Gerhart Hauptmanns Getreuester.

Ein Wiesel
saß auf einem Kiesel
inmitten Bachgeriesel.

berichtet Christian Morgenstern.

Weshalb?
Das Mondkalb
verriet es mir im Stillen:
Das raffinier-
te Tier
tat's um des Reimes willen.

Man sieht, auch ein Wiesel kann an ‚dichterischem Zwange' nach der Fasson der Breslauer Festdichtung leiden.

Aber das oben angeführte Reimbeispiel ist bezeichnend noch nach anderer Richtung. Federposen — Unterhosen. Warum Unterhosen? Hätte nicht auch die äußere Beinkleidung ausgereicht? Nein, unbedingt nicht. Denn: Hans Sachsche Verse, meine Herrschaften! Und Hans Sachs hat die Dinge doch auch beim Namen genannt. Im Ernste nun, gibt es etwas Traurigeres als diese Verkennung des Tatbestandes? Der gute Meister von Nürenberg hat eben Dinge beim Namen genannt, Dinge, die waren, und nicht jämmerlich schlappe Konstruktionen, krampfhafte ‚Naivitäten' durch klapprige Reime womöglich ‚geadelt'. Wo ist hier die unausweichliche Notwendigkeit des dichterischen Schaffens? Und wo ist sie bei dem berühmt gewordenen Selbstporträt Napoleons mit dem dreispännigen Reim:

‚Auch ich bin eine Art Körnerbeißer,
Eine Art Grenzpfahlniederreißer
und nicht wie jene dort etwa nur ein darauf sich reimender Guanoproduzent.'

Werden die Verehrer der ‚Dichtung' nicht rot vor Scham und Verlegenheit bis an die Haarwurzeln, wenn ihnen das durchaus unsinnig herbeigeklaubte Wort ‚Körnerbeißer' bei ihrer Razzia nach dichterischen Worten in diesen ‚deutschen' Reimen (!) in den Weg fällt? Die alberne Geschmacklosigkeit in der dritten Reimzeile vollends ist ein weiterer Beleg für die (bei einem Fünfzigjährigen!!) greisenhafte Fremdheit, mit der er der Welt und seinem Volktum gegenübersteht. Denn, wie gesagt, es sollten deutsche Reime werden. Deutsch sein aber heißt (fort, Richard Wagner!) — heißt: derb, klobig, unter Umständen mit Frechheit und gleichwohl künstlerischer Prätension unanständig sein können. Nun wissen wir's! Man hat die Vision eines Berliner Alpenballes, wo schwarzaugete Dirndln und wollhaarete Buam aus Berlin WW. juchzen und schallend auf lederbekleidete Schenkel klopfen, denn — jodidldioh! — es ist Alpenball und also —!..."

* * *

Uraufführung

In den „Hamburger Nachrichten" findet sich dieser Satz: „Hans Heinz Ewers Schauspiel ‚Das Wundermädchen von Berlin' ist, wie wir kurz schon berichtet haben, am Stadttheater zu Freiburg i. Br. uraufgeführt worden."

Das bekannte Blatt führt damit einen neuen Brauch ein, der in den Kreisen hoffnungsvoller Journalisten vielleicht Anklang finden wird.

Es ist ja in der Tat auch langweilig, ein Hauptwort immer als Hauptwort zu gebrauchen. Es belebt den Stil und erfreut das Gemüt, wenn man es gelegentlich als Tätigkeitswort verwendet. Warum soll man immer sagen: „Der Urheber des Sozialistengesetzes war Bismarck"? Es klingt viel besser, wenn man etwa sagt: „Das Sozialistengesetz ist von Bismarck urgehoben worden." In der gleichen Weise ist es ledern, immer vom „Urbeginn der Welt" zu reden. Man sagt viel schöner: „Als die Welt urbegann."

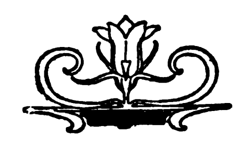
Wenn der Brauch sich einbürgern sollte, was bei dem geistigen Zustand unserer Presse durchaus möglich ist, werden wir auch nie sagen: „Der neue, verdienstvolle Brauch hat in dem Redaktionsgehirn der Hamburger Nachrichten seinen Ursprung genommen."

Als gelehrige Schüler werden wir uns gebildet also ausdrücken: „Der neue, verdienstvolle Brauch ist im Redaktionsgehirn der Hamburger Nachrichten urgesprungen."

* * *

Berliner Theaterkrach

Auf zwei Millionen Mark schätzt Max Epstein in einem Rückblick der „Schaubühne" den Verlust der Geldgeber bei den sechs großen Zusammenbrüchen, die die letzte Berliner Spielzeit zu verzeichnen hatte: Halm im Neuen Schauspielhaus, Lothar im Komödienhaus, Palfi in der Kurfürsten-Oper, Norden im Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhaus, Rosenfeld im Theater Groß-Berlin, Juppa im Apollo-Theater, James Klein im Walhalla-Theater. „Die Folge ist ein gewaltiges Anschwellen der Zinsen für Theaterdarlehne. Wo sind die harmlosen 45 Prozent geblieben, die man in der guten alten Zeit zahlte? Jetzt gelten 100 Prozent geradezu als kulant. Einer der genannten Direktoren hat es ja doch auf 4000 Prozent gebracht." Als erfolgreiche Theater führt Epstein demgegenüber nur die Bühnen von Meinhard und Bernauer an, die mit der Posse „Filmzauber" den größten Erfolg ihrer Direktionszeit hatten, ferner Max Reinhardts Deutsches Theater, bei dem an einen geschäftlichen Mißerfolg vorläufig nicht zu denken ist, da sein Name, sein Wesen und sein Repertoire ein feststehender Faktor im Berliner Theaterleben geworden sind, und das Thalia-Theater an. Auch die genossenschaftlich unterstützten Theater, die Schiller-Theater, das Neue Volkstheater und vor allem das Deutsche Opernhaus, sind ausnahmslos erfolgreich gewesen. Mit den übrigen Theatern ist es nicht besonders gut und nicht besonders schlecht gegangen. Nachdem nun die schwachen Elemente durch die letzten Krisen ausgeschieden worden sind, ist mit ziemlicher Sicherheit auf eine allgemeine Gesundung des Theatergeschäfts zu rechnen. Vor allem hofft man beim Deutschen Opernhaus auf große Erfolge, da der freiwerdende Wagner kaum einem Theater in der ganzen Welt so viel nützen wird wie diesem.





Eugen Delacroix

Von Dr. Karl Storck

Es kommt in der Kunst doch nur auf die Persönlichkeit an. Alles andere ist Nebensache. Man spürt das wohl am stärksten in der bildenden Kunst, weil hier im Verhältnis des vom Künstler Gestalteten zur sinnlichen Welt der Erscheinungen, zur Natur, alles in die Sinne Fallende ein Gegebenes, Nachzuprüfendes ist. Da jeder einzelne dem sinnlich Wahrnehmbaren eines Bildes genau so selbständig und unmittelbar gegenüberstehen kann, wie der Natur, liegt das für die Kunst Wesentliche nur in dem, was der Persönlichkeit des bildenden Künstlers allein gehört.

Es ist also ein Irrweg, allerdings ein mit Gründen äußerer Zweckmäßigkeit leicht zu begründender, wenn die kunstgeschichtliche Kritik die Gliederung des Stoffes viel mehr nach technischen Gesichtspunkten, oder gar ganz äußerlich nach der örtlichen Zusammengehörigkeit der betreffenden Künstler vornimmt, als nach diesen Wirkungen von Persönlichkeiten.

Im übrigen verfallen wir gerade hier sehr leicht einer Selbsttäuschung. Whistlers Wort, daß es eigentlich keine Entwicklung der Kunst, sondern nur eine solche unseres Verhältnisses zu ihr gebe, gilt natürlich auch für unsere Betrachtungsweise der Kunst der Vergangenheit. Wir neigen dann sehr leicht dazu, jeweils unsern doch so vergänglichen Standpunkt für den einzig richtigen zu halten.

Seit etwa einem Vierteljahrhundert hat sich die Ästhetik in steigendem Maße daran gewöhnt, die Malerei nach der Sehweise der Künstler in Richtungen einzuteilen. Ob dieser Künstler mehr die rein farbige Wirkung sieht, die ein Gegenstand mit der Luft seiner Umgebung oder zu anderen in dieser Luft stehenden Gegenständen auslöst, oder ob sein Auge mehr auf die umgrenzenden Linien eingestellt ist, die diesen einzelnen Gegenstand aus der Umgebung herauslösen; ob er mehr die steten Veränderungen beachtet, die das lebendige Licht mit Form und Farbe aller Gegenstände vornimmt, oder ob er mit den Mitteln seiner Kunst jenes Bild von den Gegenständen vor uns erstehen läßt, das wir durch unsere Erfahrung von diesen Gegenständen in unserem Geiste haben, — ich sage, je nach diesem Verhältnisse des Malers zur Natur werden verschiedene Richtungen in der Malerei unterschieden. Es ist nachher eine durch ihre Einfachheit allerdings begreifliche

Veräußerlichung, wenn nicht mehr dieses innere Verhältnis des Künstlers, sondern die Technik, durch die er seinem Idealbild beizukommen strebt, zum unterscheidenden Kriterium gemacht wird.

Schon die Tatsache, daß in einer raschlebigen Zeit diese Techniken außerordentlich schnell einander ablösen, daß gleichzeitig alle die eben gekennzeichneten Abarten des Verhältnisses zur Natur (der Sehweise) nebeneinander vertreten sind, mußte die Kunstästhetik davor bewahren, in einer bestimmten Art d i e Malerei zu sehen. Es ist ein Unding zu sagen, die eine Richtung sei berechtigter, richtiger, als die andere. Jede dieser Sehweisen ist berechtigt, weil das von ihr Gesehene „wahr" sein kann. Es kommt nur darauf an, daß der Künstler selbst „wahr" ist, daß er also wirklich sieht, daß er ein Verhältnis zur Natur hat, daß er, um des alten Lionardo Wort zu brauchen, ein Sohn der Natur, nicht ihr Enkel ist. Es ist natürlich lächerlich zu glauben, daß etwa unter den Impressionisten oder Freilichtmalern eine größere Zahl solcher Söhne der Natur sei, als unter irgendeiner früheren Richtung. Die Enkel sind immer in der Überzahl. Sie leben von der Kunst der anderen. Sie sind Nachahmer und Mitläufer; sie sind niemals Persönlichkeiten.

Gibt einem so die ruhige Betrachtung des Gesamtschaffens der eigenen und der früheren Zeit gleichzeitig eine Überlegenheit gegen das vordringlich bewertende Tagesurteil einer stets einseitigen Feuilletonkritik, wie es einen andererseits zur höchsten Bescheidenheit mahnt, so darf man doch auch nicht verkennen, daß immer für eine gewisse Zeit eine der möglichen Sehweisen besonders z e i t g e m ä ß werden kann. Das nennt man dann m o d e r n. Diese Entwicklung hat aber in der Regel viel weniger künstlerische Gründe, als solche der allgemeinen Zeitstimmung oder besonderer geistiger Strömungen. So geht die impressionistische Sehweise und in noch höherem Maße die pointillistische Malerei durchaus parallel sowohl der Naturwissenschaft unserer Zeit, wie auch ihrer Abneigung gegen die mehr ideale und ideelle Welt des Geistes und der Phantasie. Wir sehen heute schon überall wieder dieses Geistige sich emporrichten, dementsprechend in der Kunst ein Arbeiten mit Stilisierungsmitteln, die sich ganz bewußt von jenem realen Beobachtungsverhältnis zur Natur entfernen, das für den Impressionismus das Evangelium des Schaffens gewesen ist.

So leicht begreiflich es ist, daß die den Tag für den Tag schildernde J o u r n a l i s t i k in diesem Strome mitschwimmt, daß sie sich leidenschaftlich bemüht, um jeden Preis „modern" zu sein, und infolgedessen m o d i s c h ist, so üble Wirkungen ergeben sich, wenn aus dem gleichen Geiste K u n s t g e s c h i c h t e geschrieben wird. Es ist die wesentlichste Eigenschaft des Historikers, Abstand gewinnen zu können, und die vielgerühmte Objektivität des Geschichtschreibers kann nur in der Fähigkeit liegen, die verschiedenartigsten Einstellungen zu den jeweils die Welt bewegenden Fragen verstehen und in ihren Ursachen ergründen zu können. In dieser Psychologie der Zeitideen liegt das Große der Geschichtschreibung. Jener andere, journalistische Geist dagegen richtet in ihr furchtbare Verheerungen an: einseitig einer Bewegung des Tages verschrieben, sucht dieser journalistische Darsteller der Vergangenheit in dieser überall Stützpunkte für seine Ansichten. Statt die Weite des Gesichtsfeldes, zu der die Geschichte zwingt, durch einen möglichst hoch über dem Tage liegenden Standpunkt sich zu erobern, beäugelt der

„Historiker" dieser Art auch die entfernteste Vergangenheit aus der Froschperspektive seines im Tagesgewühl liegenden Standpunktes.

Da, wie ich zu Beginn ausführte, alle diese verschiedenen Richtungen auf ein in der Veranlagung unserer Sinne beruhendes Verhältnis zur Natur zurückgehen, hat es zu allen Zeiten alle diese verschiedenen Sehweisen gegeben, und so kann für jede derselben die Kunstgeschichte nach der Vergangenheit hin durchgeführt werden. Das kann als die Gesamtdarstellung bereicherndes Material sehr wertvoll sein, ist aber verwirrend und im höchsten Grade unsinnig, wenn damit eine Umwertung aller Verhältnisse verbunden wird. Denn das Verhängnisvolle ist, daß diese Leute, die so die ihnen verwandte Sehweise überall entdecken, bei dem einzelnen Künstler, bei dem sie sie gefunden haben, nur diesen einen Punkt wahrnehmen, daß sie über ihm alles andere aus dem Auge verlieren, wodurch erst die Gesamtpersönlichkeit zustande kommt, worin der Wert dieser Gesamtpersönlichkeit liegt.

Meier-Gräfes Schriften sind charakteristisch für diese Art einer sich als Geschichte ausgebenden journalistischen Kunstbetrachtung. Er hat vielfach Schule gemacht, und es liegt mir zum Beispiel ein Aufsatz über Eugen Delacroix von Otto Grautoff vor, in dem von Delacroix die engsten Beziehungen zu Manet, Monet, Rysselberghe, van Gogh und Gauguin behauptet werden, freilich ohne nähere Belege, während es sich doch dabei immer bloß um kleine Einzelheiten handelt, die sich bei Delacroix auch finden, wogegen die seine Persönlichkeit ausatmenden Kunstwerke als Ganzes himmelweit von den Schöpfungen der Genannten entfernt sind.

Aber — und damit komme ich zum Ausgangspunkt dieser Betrachtungen zurück, es offenbart sich in dieser Tatsache der wunderbare Zauber einer wirklich starken künstlerischen Persönlichkeit. Eine solche kann eigentlich keiner Zeit ganz verloren gehen. Die Gewalt des Persönlichen ist so außerordentlich stark, daß jede Zeit versucht, mit den ihr eigenen Mitteln an diese Persönlichkeit heranzukommen, und sei es eben auf dem weiten Wege irgendeiner untergeordneten technischen Erscheinung. Auf diesem Verhältnis beruht ja das, was wir als „Ewigkeit der Kunst" bezeichnen. Diese Ewigkeit kann nicht darin liegen, daß unser Verhältnis zu dieser Kunst ein für allemal als das gleiche feststeht, sondern nur eben darin, daß dieses echte Kunstwerk so durchaus mit Leben gesättigt ist, daß von jeder Seite aus ein Weg zu ihm hinführt.

Nun gibt es in der ganzen Kunstgeschichte nur eine geringe Zahl von Künstlern mit einer so hochgespannten Lebensenergie wie Eugen Delacroix, dessen ganzes Menschentum sich in Kunst entlud. Weil er so seinen ganzen Menschen in seinen Kunstwerken aussprach, ist auch dieses Kunstwerk voll universaler Kräfte. Die Neuartigkeit seiner Persönlichkeit, die rücksichtslose Kühnheit und Wahrheit, mit der er sich zum Ausdruck brachte, konnte wohl die Zeitgenossen abstoßen, so wie es alles Neue, noch nicht Gewonnene eigentlich naturgemäß muß; aber man kann sich nicht denken, daß noch einmal eine Zeit kommt, die Eugen Delacroix ganz gleichgültig gegenüberstände. Es wird sich immer etwas bei ihm finden, was zu dieser Zeit spricht. Für einen Zola war es das ungeheure Temperament, diese „Faust, die die Mauern von Paris mit Farbe bedeckt hätte, wenn man sie ihr ausgeliefert hätte", was ihm über die Tatsache weghalf, daß ihm die Bilder doch lauter „Phantasmagorie" waren. Die Impressionisten erkannten freudig den

Einfluß Constables, wiesen auf die lockere Malerei der späteren Tierstudien, und hatten so Delacroix für sich. Van Gogh schreibt dagegen einmal: „Es sollte mich gar nicht wundern, wenn die Impressionisten binnen kurzem an meiner Arbeit viel auszusetzen hätten, die ja auch mehr durch Delacroix' Einfluß, als durch den ihren bestimmt worden ist." Fiel den Zeitgenossen des Malers ein Bild wie das „Gemetzel auf Chios" als Komposition auseinander, weil an der Stelle, wo sie gewohnt waren den Höhepunkt des Geschehnisses dargestellt zu haben, der Blick in die Weite führte, so glaube ich, daß gerade aus diesem Bilde unsere Zeit lernen könnte, große Natur mit der „Komposition" eines Vorgangs zu vereinigen, woran unsere Jüngsten so sehr scheitern, daß sie für ihre Kompositionen am liebsten jeden Hintergrund ausschalten.

Eins muß man noch bedenken, was nicht nur für Delacroix, sondern für die meisten bedeutenden Maler gilt. Die Tatsache selbst ist schon oft beobachtet, aber nach meinem Dafürhalten noch nicht einfach genug erklärt worden. Ich verwies kürzlich (Juliheft) auf Heinrich Wölflins Aufsatz, in dem das Grundproblem der Entwicklungsgeschichte der Malerei auf die beiden Gegensätze des linearen und des malerischen Sehens zurückgeführt wurde. Der berühmte Kunsthistoriker wies dabei nach, daß bei einer großen Zahl von Malern, die man zunächst der linearen Richtung zuteilen möchte, in späteren Jahren eine Entwicklung zum Malerischen nachzuweisen sei. Er hätte bei einigen anderen auch den umgekehrten Weg feststellen können. Sowohl bei Menzel, wie bei Böcklin hat Meier-Gräfe daraus seine berühmten „Fälle" konstruiert. Ich meine, es sei ganz natürlich, daß beim Phantasiekünstler das Schöpferische, das Gestaltenwollen zur Formgebung dränge, die als des sichersten Gestaltungsmittels eben der Linie bedarf. Es ist die ganz „natürliche" Entwicklung, daß der Drang zu diesem Gestalten in späteren Jahren nachläßt. Wir machen ja auch bei sämtlichen Dichtern diese Beobachtung, daß ihre eigentliche Phantasieschöpfung, wenigstens die Idee dieser Schöpfung, in den jüngeren Jahren liegt. Wie jeder Mensch an sich die Beobachtung machen kann, daß ihm mit wachsenden Jahren die Fülle der Welt immer reicher wird, daß er mit reifendem Alter nicht mehr das sogenannte Große in der Natur braucht, um ihre Größe zu erkennen, sondern daß ihn jede Einzelheit, jede Erscheinung durch ihren Reichtum überrascht, so ergeht es natürlich in gesteigertem Maße dem zu diesem Sehen besonders begnadeten Künstler. Er erkennt die Schönheit des Alltäglichen, er wird gewahr, daß er bislang an den Wundern, die ihn dauernd umgeben, schier achtlos vorübergegangen ist, daß er in fernen Welten seiner Phantasie erdachte Vorgänge zu gestalten suchte, während rings um ihn her Wunder des Lichtes und der Farbe in Überfülle vorhanden sind.

Diesen Wundern beizukommen, muß den Reifenden um so mehr reizen, als er mit wachsendem Schmerze erkennen muß, welch enge Grenzen dem selbstschöpferischen Gestalten gezogen sind. Es ist darum sehr bezeichnend, daß bei der unendlich fruchtbaren Phantasie eines Lionardo da Vinci diese Entwicklung ins Malerische nicht festzustellen ist. Ebenso ist es ganz natürlich, daß bei Böcklin, der von Natur aus ein außerordentlich scharfer Beobachter der Einzelerscheinung in der Natur war und den dann in der italienischen Welt die Poesie des großen

Natureindruckes so überwältigte, daß er durch das große Naturerleben zur Mythe gelangte, die Entwicklung umgekehrt sich vollziehen mußte; während bei Menzel das für ihn bei seinem autodidaktischen Bildungsgang doppelt gewaltige Erleben der Geschichte der Grund dafür ist, daß ihn nun immer größere Vorwürfe der Komposition gefangennahmen, während die einfachen Vorwürfe der Malerei seiner Jugend (Interieurs, Landschaften) ihn für das rein Malerische frei gelassen hatten.

So groß die Phantasiekraft Delacroix' ist, so gehört er doch nicht zu den selbstschöpferischen Gestaltern, den Schauenden. Er läßt seine Phantasie erst befruchten durch Dichter, durch die Geschichte, und gestaltet die eigentlich von anderen gestalteten Vorgänge und Geschehnisse nun seinerseits mit den Mitteln seiner Kunst. Es ist leicht begreiflich, daß diese Tätigkeit für ihn im Laufe der Zeit an Reiz einbüßen mußte (genau so, wie etwa für einen Uhde die biblischen Stoffe), und daß er sich in steigendem Maße dem zuwandte, was ihm die Natur auf Schritt und Tritt darbot, an dem er nun die Wunder der Farbe und der Schönheit erlebte. Diese Entwicklung hat schon einer der frühesten Beurteiler Delacroix' beobachtet, der von van Gogh zitierte Théophile Silvestre, der seinen Lobeshymnus auf den Künstler mit den Worten beschließt: „So starb, beinahe lächelnd, Eugène Delacroix, der, ein Maler großen Namens, die Sonne im Kopf und Sturm im Herzen, von den Kriegern zu den Heiligen, von den Heiligen zu den Liebenden, von den Liebenden zu den Tigern und von den Tigern zu den Blumen überging."

* * *

Jene, die eine Reihe der bedeutsamsten Erscheinungen der französischen Kunst auf die Mischung mit germanischem Blut zurückführen, können auch Delacroix als Kronzeugen anführen. Die Mutter des Künstlers war Holländerin. Auch sonst war die Familie vielfach mit deutschem Blute durchtränkt; Leo Riesener, Delacroix' Vetter und inniger Freund, war deutschen Blutes. Der Vater, der Minister der Republik war, als ihm am 27. April 1798 sein Sohn geboren wurde, starb schon 1805. Im übrigen aber verlebte Eugène Delacroix, dessen vielseitiger Begabung man nach Möglichkeit entgegenkam, eine glückliche Jugend. Ihr Schauplatz wechselte zwischen Paris, wo er seine geistige Ausbildung erhielt, und einsamen romantischen Landaufenthalten, die seinen Hang zu phantastischer Träumerei und leidenschaftlicher Naturliebe verstärkten. Der häufige Besuch des Louvre-Museums gab dann seinen vielseitigen künstlerischen Neigungen die entscheidende Richtung zur Malerei. 1816 trat er in die Schule der schönen Künste ein, nachdem er schon zuvor ganz deutliche Proben einer starken malerischen Begabung abgelegt hatte.

Seinem leidenschaftlichen Studium gebot eine schwere Erkrankung zum erstenmal Halt, als Delacroix zwanzig Jahre alt war. Von da ab bis an sein Lebensende ist er wenigstens die halbe Zeit krank gewesen. Sicher hätte wohl seine Natur die Kraft zur Genesung gehabt, aber er ließ ihr keine Zeit dazu. Eine tolle Arbeitslust raste in diesem Manne, dessen Gesamtwerk mit den ungeheuren Zahlen von 823 Gemälden, 1525 Stiftzeichnungen und Aquarellen, 6629 Zeichnungen, 24 Holzschnitten, 109 Lithographien und über 60 Skizzenbüchern umschrieben wird. Auch die Art seines Arbeitens hatte etwas Rasendes. So soll er das riesige Bild vom „Christengemetzel auf Chios" in vier Tagen heruntergemalt haben. Seine Arbeitsweise war auch nach der Hinsicht sehr charakteristisch, daß er

für jedes Bild eine Unmasse von Studien und Vorentwürfen machte, nachher aber doch bei der Ausführung etwas Neues bildete.

Es besteht eine innere Verwandtschaft zwischen Eugène Delacroix und Peter Paul Rubens. Sie erklärt, daß es den Franzosen zum Flamen zog, der ja seinerseits rheinisches Blut in den Adern hatte. Der Zug zur Größe, die Leidenschaftlichkeit der Komposition, die Fähigkeit des Abwägens von Farbenmasse gegen Farbenmasse, die quellende Üppigkeit der Gestaltung und doch auch wieder die elementare Einfachheit und das sichere Gefühl dafür, daß ein Zuviel die Wirkung abschwächt, teilt Delacroix mit dem Flamen. Was beide scheidet, ist, daß die Fülle bei Rubens als Überschuß einer urgesunden Natur wirkt und darum immer den Eindruck des Freudigen, Jauchzenden macht, während bei Delacroix der Schaffensdrang wie eine feindliche Naturmacht raste und das Gefäß, in das sie hineingezwungen war, vernichtete. Rubens hat denn auch für ein blühendes Eheleben und eine glänzende Betätigung als Staatsbürger Muße gefunden; Delacroix hatte für alles das keine Zeit. Die von der Malerei freigelassenen Stunden, die er fiebernd im Bette durchwachte, sind von neuen künstlerischen Plänen ausgefüllt; oder der Unermüdliche griff zur Feder, schrieb die tiefschürfenden Bekenntnisse seines Tagebuches oder auch glänzende Studien über Kunstgenossen und künstlerische Probleme.

Die geistige Bruderschaft mit Rubens, der dem klassizistischen Frankreich fremd, wo nicht gar verhaßt geworden war, sprach gleich aus Delacroix' erstem großen Bilde, mit dem er 1822, fast noch ein Jüngling, als stärkste künstlerische Persönlichkeit Frankreichs die Öffentlichkeit erregte: „Dante und Virgil in der Bulge der Zornigen". „In die trübe, eisige Atmosphäre der zeitgenössischen Schule schlug das Werk ein wie ein Donnerschlag in die Dunkelheit der Nacht. Und die Bourgeois wurden grausam herausgerissen aus ihrer seligen Bewunderung für die friedlichen Tragödien der Davidschüler und für die liebenswürdigen korrekten Phantasien der Romantiker" (Zola). Man muß den achten Gesang der Höllenwanderung Dantes noch einmal durchlesen, um zu sehen, wie weit dieses Bild von aller Illustration entfernt ist. Es steht in dieser Freiheit würdig neben der Unstofflichkeit des Musikers Franz Liszt, der auch über eines seiner Werke schreiben konnte: „Après une lecture du Dante." In erschütternder Gewalt ist die Zornesqual der Wut hier ausgedrückt; in schauerndem Entsetzen steht der Dichter vor diesem furchtbaren Ausbruche menschlicher Leidenschaft, und selbst der aller Gefahr entrückte Virgil ist voll heimlicher Angst. Nur aus tiefstem Erfassen der Kunst eines Rubens konnte ein Vierundzwanzigjähriger zu der künstlerischen Reife kommen, so sparsam mit den Akten zu sein. Aber jedes Mehr würde eine Abschwächung bedeuten. — Auf die Zeitgenossen wirkte das Bild auch in der Farbe aufreizend. „Dieses Bild ist kein Bild, es ist eine Schweinerei", urteilte einer der angesehensten Kritiker. So reizten die scharfen Gegensätze der Töne, die Delacroix hier wahrte, trotzdem seine Palette noch weit entfernt ist von der Helligkeit und Leuchtkraft seiner späteren Bilder. Aber der Staat kaufte das Werk und rettete damit Delacroix, der nach dem im gleichen Jahre erfolgten Tode seiner Mutter erfahren mußte, daß er ein ganz armer Mann sei, fürs erste aus der Not des Tages.

Weit höhere Wogen schlug die Entrüstung, als der Künstler zwei Jahre später das „Christengemetzel auf Chios" ausstellte. Einmal schlug die Komposition des

Bildes allem Herkommen ins Gesicht. Es war Schulgesetz, und ihm hatte Delacroix noch bei „Dante und Virgil" gehorcht, daß die Komposition das Bild sich geradezu pyramidenförmig aufbaue, so daß der Schwerpunkt der Handlung in die Mitte kam. Delacroix dagegen riß hier gewissermaßen einen Vorhang auseinander. Zeigt der Vordergrund die Haufen getöteter und geschändeter Menschen und rechts den hoch zu Roß ein gefangenes Christenweib an den Haaren wegschleifenden triumphierenden Türken, so lenkt die leere Mitte den Blick weit, weit hinaus in ein Land, das von Feuersbrünsten durchleuchtet ist, deren Gluten auch von den Strömen unschuldig vergossenen Blutes nicht gelöscht werden können. Man spürt es, der geistige, der seelische Mittelpunkt des Bildes liegt in dieser von der Komposition leer gelassenen Mitte, und so gehorchte Delacroix dem Geiste jenes Schulgesetzes, das wie jedes dieser Gesetze einmal aus einer inneren geistigen Notwendigkeit herausgewachsen, für die Nachwelt aber zum toten Buchstaben erstarrt war.

Noch größer aber war die Entrüstung über die Farbigkeit dieses Bildes. Selbst der alte Gros, der für „Dante und Virgil" noch eingetreten war, erklärte den Schöpfer dieses Bildes für verrückt. Für den ans Gewohnte sich Haltenden war es ja auch ein toller Streich, wie Delacroix in den letzten Tagen vor der Eröffnung der Ausstellung sein fertiges Bild noch einmal übermalte. Er hatte die Landschaften zu sehen bekommen, die der Engländer John Constable zu dieser Ausstellung eingeschickt hatte, die ihm hier in Paris auch die große goldene Medaille eintrugen. Aber was den Franzosen an der englischen Landschaft gefiel, während es Constables Landsleute damals noch aufs gröbste verschmähten, entrüstete sie an der historischen Komposition. Dieses unmittelbare Nebeneinander ungebrochener Farbentöne, die lediglich durch die gemeinsame Luftbehandlung zur Einheit zusammengebunden werden, wurde hier entrüstet zurückgewiesen, weil ja die Natur nicht zum Beleg der Richtigkeit herangezogen werden konnte. Aber für Delacroix war eben auch eine Historie ein Stück Natur, und nicht umsonst räumte er in diesem Bilde der Landschaft einen so großen Raum und einen so schwerwiegenden Anteil am Inhalt ein.

Auch dieses Mal griff der Staat ein und kaufte das Bild. Der Eindruck, den Constable auf Delacroix gemacht hatte, war so gewaltig gewesen, daß er auf seinen Herzenswunsch, nach Italien zu gehen und dort seinen geliebten Veronese zu studieren, verzichtete und statt dessen nach England fuhr. Man verzieh ihm die Farbenkühnheit, die er sich aus dem Studium des englischen Landschafters in seine historische Komposition hinübergewann, nicht zum drittenmal. Sein „Ende Sardanapals" gab den Gegnern zunächst das Übergewicht. Delacroix hat nun Jahrzehnte mit einer heftigen Feindschaft der Kritik und einer für ihn sehr schwer zu ertragenden Zurückhaltung des Staates zu kämpfen gehabt. Er war aber nicht der Mann, sich anderen zu beugen; so blieb diesen schließlich nichts anderes übrig, als sich dem Genie zu unterwerfen. Er wurde von ganz Frankreich betrauert, in seiner Größe unumwunden anerkannt, als er am 13. August 1863 starb.

Seine Kunst ist hinsichtlich ihres Stoffgebietes unbeschränkt. Er blieb in seiner Aufnahmefähigkeit immer ein Junger, und noch als Sechziger schuf er jene lange Reihe von Aquarellen von der französischen Seeküste, die der Impressionismus für sich in Anspruch nimmt, wobei allzu leicht vergessen wird, daß es sich

ja hier in der Tat um „Impressionen" handelt, und daß diese auch in der Form solcher Augenblickseindrücke vom Künstler vor uns hingestellt werden. Wir haben aber von Goethe das Wort, daß das Werk eines großen Künstlers in jedem Augenblicke fertig sei. Jeder seiner Zustände ist an sich ein berechtigter Daseinszustand, wenn er eben als solcher vor uns hintritt. Nur wenn als geschlossenes fertiges Gemälde, als Bild uns hingestellt wird, was eine Skizze ist, und wenn gar behauptet wird, ein Bild dürfe nichts anderes sein, als eben eine Skizze, erhebt sich der berechtigte Widerspruch.

1830 liegt der entscheidende Einschnitt für Delacroix' malerische Arbeitsweise. Der Abschluß der ersten Periode zeigt in geistiger Hinsicht noch ein Neues. Das Bild „Der 28. Juli 1830" ist das einzige, in dem Delacroix Zeitgeschichte malt, in dem er auch äußerlich das Zeitkostüm verwertet. Sonst floh er für die stoffliche Gewandbehandlung in die Vergangenheit oder in die Phantasiewelt, und ließ auch späterhin die Gegenwart nur gelten, wenn sie sich in die farbigen Lumpen des Orients hüllte. In diesem gewaltigen Bilde der französischen Revolution aber hat er mit rücksichtsloser Kühnheit dem Geschehen des Tages dauernde Bildgestaltung verliehen. Die Gestalt der Freiheit selbst freilich, die den Bürgern die Fahne zum Kampfe voranträgt, ist aus der Phantasie heruntergestiegen. Aber welch zuckendes Leben erfüllt diesen Körper, in dem jedes Glied vorwärtsstürmende Bewegung ist, in dem die Haut den glühenden Blutstrom durchschimmern läßt. Auch hier, bei aller Fülle des Bildinhalts, welch weise Sparsamkeit! Sie ermöglicht es dem Künstler, in jedem der Köpfe eine vollendete Charakterstudie zu geben. Dabei erreicht er durch Andeutungen, die sich im Hintergrunde links verlieren, daß wir die Menschenmasse fühlen; rechts im Hintergrunde — auf den Verkleinerungen des Bildes kaum mehr erkenntlich — gewahren wir das Heranrasen von Reitermassen, und schauernd ahnen wir die blutige Tragödie.

Die große Umwandlung in Delacroix' Malweise wurde nun bewirkt durch eine Reise nach Marokko. Die stoffliche Gebietserweiterung, die er dadurch erfuhr — wir charakterisieren sie durch die Wiedergabe der „Judenhochzeit" —, will bei seiner Phantasiefülle wenig besagen, obwohl er von jetzt ab mit Vorliebe auch die Vorwürfe seiner historischen Bilder im Orient oder in der biblischen Vergangenheit sucht. Aber die südliche Sonne gewöhnte sein Auge an so leuchtende Farben, an so flimmerndes Licht, daß er von jetzt ab einerseits immer mehr einer weiteren Erhellung seiner Palette zustrebte, andererseits den eigenartigen Wandlungen nachging, die das Spielen des Lichtes mit der Farbe aller Gegenstände vornimmt. Ein Vergleich seiner Art, diese Wirkungen auszulösen, mit der mancher unserer Modernen, zeigt, daß der „gute Geschmack" eine jener Eigenschaften ist, die man gerade dem Künstler nicht erlassen dürfte. Wenn heute einer ein weißes Hemd auf menschlichem Körper in der grellen Sonne malt, so entsteht daraus ein Tuchfetzen von einem so tollen Farben- und Fleckengemisch, daß man sich eines gewissen Widerwillens nicht erwehren kann bei der Vorstellung, seine eigene Haut mit einem derartigen Stoffe in Verbindung bringen zu müssen. Nun ist aber die Buntheit des farbigen Spiels, das sich auf weißer Leinwand in dieser grellen Beleuchtung entwickelt, eine unbestreitbare Tatsache. Delacroix hat sie gesehen, und was er sah, das wagte er auch zu malen. Aber, um diese Wirkung zu gewinnen,

benutzt Delacroix einmal das ganze Bild, indem er Komplementärfarben gegeneinander stellte, die sich nun wechselseitig erhöhen. Dann aber „verdreckte“ er nicht die Leinwand des Hemdes, sondern schmückte sie mit kleinen grünen und roten Blümchen. Diese beginnen in der glühenden Beleuchtung für das Auge des Beschauers ein anmutiges Spiel: sie fangen an zu hüpfen und wachsen ineinander, so daß für das Auge jene bunte Farbigkeit, die unsere Modernen in breiten Strömen aufdringlich uns hinlegen, entsteht — aber als ein lebendig bewegtes Spiel, was es ja auch wirklich ist, nicht als ein dauernder Zustand.

Ganz gewiß, man kann von Delacroix in dieser Hinsicht viele Linien bis zur modernsten Kunst ziehen. Man möchte nur wünschen, diese Kunst hätte etwas von der inneren Vornehmheit, der unvermischten Lauterkeit dieses großen Meisters überkommen.



Paulus Cassirer Triumphator

Jawohl, er triumphiert! So merkwürdig es klingen mag, der Zusammenbruch der Berliner Sezession ist ein Triumph für Paul Cassirer, dessen Beruf im Berliner Telephonbuch als „Kunstausstellung und Kunsthandlung“ angegeben wird. Die der bisherigen Sezession angehörenden Künstler zerfleischen sich heute mit Beschuldigungen, mit üblem Klatsch, mit Anklagen vor Gericht — ja, man berichtet von allerlei Kartellträgerei. Mit einem lauten, man möchte fast sagen giftigen, Protest ist der größere Teil der bisherigen Mitglieder der Sezession ausgetreten. Scharf, herausfordernd, schallt ihnen der Ruf der Zurückbleibenden nach, die jene erbosten Zurückgewiesenen der diesjährigen Ausstellung sind. Herr Cassirer, „Kunstausstellung und Kunsthandlung“, aber triumphiert. Was können ihn die Beschuldigungen der Erzürnten angehen, wenn die meistgenannten Mitglieder der bisherigen Sezession ihm eine Ehrenerklärung geben, in der es heißt: „Nach den Angriffen auf die Person des Herrn Cassirer treten die gegen die Jury gerichteten Angriffe einstweilen vollständig zurück, und es handelt sich für uns Unterzeichnete heute allein darum, die Ehre des Herrn Cassirer mit äußerster Rücksichtslosigkeit zu schützen. Wir schämen uns, daß sich in unserem Verein Elemente finden konnten, die eine solche Taktik anzuwenden fähig waren. Wir wissen, daß Herr Cassirer seine Mittel zu eigennützigen Zwecken innerhalb der Sezession nicht gemißbraucht hat, und daß er nur aus künstlerischem Idealismus unter uns gewirkt hat. Wir bitten ihn, trotz des ihm gebotenen Schimpfes, der Sache treu zu bleiben und die große Aufgabe mit allen Kräften zu Ende zu führen.“

Wer ist nicht gerührt, so endlich den ganz dem künstlerischen Idealismus dienenden Kunsthändler als leibhaftig Vorhandenen zu erblicken? Jahrelang war Herr Paul Cassirer, „Kunstausstellung und Kunsthandlung“, damit zufrieden gewesen, der Agent und Zwischenhändler der Sezession zu sein. Der Gatte der Theaterkönigin Tilla Durieux aber strebt nach einem Königssitze. Die Zurückgewiesenen schelten ihn einen Tyrannen, die andern feiern ihn als idealen Heerführer. Er selber versteht jedenfalls trefflich die Inszenierung. Hat er es doch erreicht, daß seine Persönlichkeit so berückend wirkte, daß eine Kölner Künstlervereinigung ihn jetzt auch zum künstlerischen Leiter ihrer Ausstellungen erwählt hat. Wohl verstanden, zum künstlerischen Leiter. Ausdrücklich wurde betont, daß die geschäftliche Leitung in anderen Händen liege. „Kunstausstellung und Kunsthandlung“ ist lediglich noch Ideal.

Es ist, ganz offen gestanden, ein erbärmliches Schauspiel, dem wir da beiwohnen. Wer wagt noch, auf eine wirklich großzügige und weitsichtige Organisation der Künstlerschaft zu

hoffen, wenn es eine beträchtliche Zahl anerkannter Künstler, die zum Teil Weltruf haben, fertig bringt, einer „Kunstausstellung und Kunsthandlung“ die künstlerische Führung zu übertragen? Wer wagt, an eine weitsichtige Kunstpolitik bei Leuten zu glauben, die in dem Augenblick, wo sich dieser Schritt so bitter durch den Zusammenbruch ihrer bisherigen Organisation rächt, ihren schlimmen Fehler nicht einzusehen vermögen, sondern sich in ihm verrennen und sich nun eigentlich mit gebundenen Händen dem Machtwillen jener „Kunstausstellung und Kunsthandlung“ ausliefern? Dabei trägt diese einen so verzweifelt unidealen Namen, der allein schon nach der alten Erfahrung der Lateiner als schlimmes Vorzeichen hätte genügen müssen. St.



Eine Tragikomödie der deutschen Kunstkritik

Am 17. und 18. Juni ist in Paris die Sammlung Marzell von Nemes versteigert worden. Vor etwa zwei Jahren schrieb Hugo von Tschudi, der Direktor der Münchener Pinakothek, einen kurzen Aufsatz, der den ungarischen königlichen Rat von Nemes — andere Leute nannten ihn einen Kunsthändler Nehemia — als das Ideal des modernen Sammlers feierte. Ein Ideal von Gnaden des bekannten Kunstschriftstellers Meier-Gräfe, dessen Wiege auch in Ungarn gestanden hat. Die Sammlung war sehr schnell zusammengebracht. Wie, das bekundet wider Willen ein Verherrlichungsartikel, den die Frankfurter Zeitung anläßlich der Versteigerung der Galerie bringt, in dem das „Ressentiment“ des Kunsthandels bei dieser Versteigerung in folgende Zeilen gefaßt ist: „Dieses Bild hat uns gehört und jenes — warum sollen wir nicht in vier Wochen dieselbe Sammlung zusammenstellen, mit der ein Outliner hier den Markt schwächt.“

Es geschieht ein Ungewöhnliches. Diese private Sammlung wird in der Münchener Pinakothek ausgestellt. Als sich entrüstete Stimmen gegen die Reklame, die so für ein privates Unternehmen gemacht wird, erheben, wird feierlich versichert: es handle sich hier um eine unveräußerliche Privatsammlung, es sei geradezu ein Gnadengeschenk des Herrn von Nemes an die Welt, wenn er sie seine Schätze sehen lasse. Die Schätze wandern. Die Museen sind beglückt, sie zeigen zu können. Ein Rauschen hebt an im deutschen Blätterwalde, wie man es kaum jemals vernommen. Da, auf einmal wandelt sich der königliche Hofrat wieder in den Kunsthändler. Seit Monaten ist verkündet worden, daß die unveräußerliche Privatsammlung nun doch versteigert werde. Am 17. und 18. Juni ist es geschehen.

Es liegt mir fern, der deutschen Kunstkritik oder dem verstorbenen Tschudi den Vorwurf zu machen, mit Bewußtsein die Reklametrommel für einen geriebenen Kunsthändler gerührt zu haben. Man hat sich eben an der Nase führen lassen. Es genügt nicht, daß unsere Kunsthändler in steigendem Maße unsere Museen und damit das Volk um riesige Summen prellen, indem sie durch ihre geschickten Manöver künstliche Preissteigerungen in alten Werten erzielen. Unsere Kunstwissenschaft besorgt ihnen auch noch die Handlangerdienste des Reklamegeschäftes.

Freilich, ganz genau scheint diesmal die Rechnung doch nicht gestimmt zu haben. Die Frankfurter Zeitung stellt in einem „Die Vente Nemes“ überschriebenen Artikel mit merkwürdig berührender tragischer Gebärde fest, daß im Schlußakt ein Regiefehler gestört habe. „Man hätte diesen Akt in zwei Teile zerlegen, den ersten in Berlin spielen lassen sollen, den zweiten (ein Vierteljahr später) in Paris.“

Wir sind es ja in diesen Tagen des Hauptmannrummels gewohnt, die Dinge auf dem Kopf stehend zu sehen. So möge denn hier auch der Schlußabschnitt dieses Berichtes der Frankfurter Zeitung Platz finden: „Man darf vielleicht nach Aktschluß einiges sagen, was

sich vordem verbot. Wie jemand zum Sammler wird, ist belanglos. Die Sammlung Nemes ist ein merkwürdiges Beispiel, wie ein starker Wille von einer großen Sache ergriffen und in Bahnen gelenkt werden kann, die dem Intellekt rätselhaft scheinen. Wille zur Macht, dem die Kunst Objekt wird, Freude am eigenen Sein und zugleich ein stolzer Prophetenglaube, dem die Kunst Evangelium ist, das in Tempeln propagiert werden soll. Und schließlich wird das Werk Herr und der Mensch Sklave — die Sammlung wächst, immer gigantischer wird der Bau, und die Kraft, die finanzielle Kraft, die am Werke ist, muß versagen. Man hat Grund, den moralischen Mut zu bewundern, der hier zur reinlichen Liquidation den Entschluß fand. Ein Künstler, der selbst sein Werk zerstören muß. Aber das Werk wird bleiben, die Idee die Realität von Budapest, München und Düsseldorf überleben. Und nun, zum Schluß darf es gesagt sein: die Sammlung Nemes war keine Spekulation. Sie war ein Schicksal."

Ich stelle zerknirscht fest: daß Herr Nemes außer dem Willen zur Macht einen stolzen Prophetenglauben sein eigen nannte; daß er ein Evangelist der Kunst ist; daß sein moralischer Mut (die von ihm zusammengebrachte Galerie mit möglichst viel Gewinn wieder loszuschlagen) höchste Bewunderung verdient; daß er ein Künstler ist, der sein Werk selbst zerstören muß, — mit einem Wort, daß wir nicht etwa eine vielleicht nicht ganz geglückte Spekulation, sondern ein erschütterndes Schicksal erlebt haben. Seien wir erschüttert!! St.



Zu unseren Bildern

Theodor Körners hundertsten Todestag feiern wir mit der Wiedergabe seines Bildes. Wir entnehmen dieses mit der Erlaubnis des Verlages B. G. Teubner in Leipzig einer Sammlung „Charakterköpfe aus Deutschlands großer Zeit", sechzehn Federzeichnungen von Karl Bauer (in Mappe 3 M). Man wird aus diesem Bildnisse Körners aufs neue die oft bewunderte Fähigkeit Karl Bauers erkennen, im Bilde gewissermaßen eine Biographie der dargestellten Männer zu geben. Wie der Biograph alle Lebensberichte, so sammelt Bauer alles Erreichbare an Darstellungen der Körperlichkeit. Aus dieser Gesamtheit bildet er sich eine Vorstellung von der Gesamtpersönlichkeit des Mannes und zwingt diese Gesamtvorstellung in ein Bildnis zusammen. Diese Bildnisse bekommen dadurch etwas ungemein Überzeugendes. Sie entsprechen unserer geistigen Vorstellung, jenem Bilde, das wir innerlich von den Helden in uns tragen. Dabei ist die körperliche Ähnlichkeit tunlichst gewahrt, man möchte sagen, daß nur das Zufällige des Tages auch der äußeren Erscheinung übersehen ist, mit Absicht übersehen, aber gleichzeitig doch aus Notwendigkeit, weil eben der Blick auch des Betrachters dem Ganzen galt.

Die Sammlung enthält folgende sechzehn Federzeichnungen: König Friedrich Wilhelm III., Königin Luise, H. v. Kleist, Fichte, Schleiermacher, W. v. Humboldt, Stein, Hardenberg, Scharnhorst, York, Blücher, Gneisenau, Körner, Jahn, Arndt, Napoleon.

Über Theodor Körners Bedeutung gibt es heute wohl keinen Streit mehr. Nur die urteilslose Jugend wird heute noch in seinem „Zriny" mehr als eine Epigonenarbeit sehen. Immerhin sollte der ruhig abwägende Historiker doch nun auch Körner dafür nicht entgelten lassen, daß man einige Jahrzehnte lang ihn um seines frühen Todes willen allzu hoch einstellte. Gewiß hat er seine schönen Gaben zunächst mehr zu einer geschickten Mache benutzt. Aber das lag doch daran, daß ihm das Leben alles tiefer Aufwühlende erspart, für den Dichter müssen wir sagen, versagt hatte. Als das starke Leben um ihn herum erwachte, da war doch Körners Brust unter den ersten, in die der Funke einschlug und auch zündete. Man kann es verstehen, wenn der schwer ringende Hebbel in einem Briefe einmal grollend von Körner agt: „Dieser elende Strohwisch, über den ein Wort zu sagen zu viel sagen heißt, gilt noch



immer für ein Püppchen, aus welchem ein Herkules hätte werden können.“ (8. Mai 1836.) Ein Herkules ist er nicht geworden. Es fehlten wohl auch seiner gerade und unproblematisch eingestellten Natur Beruf und Kraft, tiefe Fragen des Lebens zu schürfen und ein mannigfaltiges Leben zu gestalten. Aber zum Manne, zum tatenfrohen Helden hat ihn doch der Aufschwung der Zeit schnell reifen lassen. Das Beste dieser Zeit hat er mit einer Kraft, die immer selten bleibt, mitzuerleben vermocht und in jener stürmischen Sicherheit, die nur die unbedingte Überzeugung und die Jugend zu verleihen vermag, ausgesprochen. Ernst Lissauer, der jetzt im Erinnerungsjahre in lyrischen Rhapsodien 1813 schwungvoll gefeiert hat, umschreibt mit sicheren Strichen diese Schönheit der Dichtererscheinung Körners:

„Kein Bildner, der die flüssig-dampfende Zeit
Großgriffig härtet zu kristallener Ewigkeit,
Allein ihm ward zuteil, den Drang der Tage auszusagen.

Ein Tropfen Volk, in jäher Helle
Vom Flutgang hoch emporgetragen,
Rasch verfunkelnd im Kronkamm der Welle.“

In Robert Haag stellen wir unseren Lesern einen jungen württembergischen Landschafter vor, den ein warmes Erfassen der Natur, schönes Raumgefühl und lebendiges Farbenempfinden auszeichnet. Wir werden bald mehr von ihm zu zeigen haben und dann die Gelegenheit zu einer eingehenderen Würdigung nutzen.

Die Bilder von Eugen Delacroix gehören zu dem ihm gewidmeten Gedenkartikel in diesem Hefte.





Das Tonkünstlerfest zu Jena

Von Dr. Karl Storck

Die problematische Natur dieser alljährlichen Musikfeste des Allgemeinen Deutschen Musikvereins kam in einer bei der Generalversammlung an den Vorstand gerichteten Anfrage zum Ausdruck, nach welchen Grundsätzen der Musikausschuß die Werke für die Programme ausgewählt habe. Der Musikausschuß verwies auf die Statuten, die die Pflege und Förderung des deutschen Musiklebens im Sinne einer fortschreitenden Entwicklung heischen, und in der Diskussion wurde mit Recht hervorgehoben, daß man von diesem Musikausschuß nichts anderes verlangen könne, als daß er nach seinem besten Empfinden die Werke auswähle.

Also eine subjektive Auswahl. Jener Anfrage aber liegt ein objektiver Gedanke zugrunde. Es ist bezeichnend, daß diese Art der Kritik der Programme in der Regel von den anwesenden Musikkritikern ausgeht. Die Musiker verhalten sich zustimmend oder ablehnend, schimpfen natürlich auch weidlich über den geplagten Musikausschuß, aber sie halten sich an das einzelne Werk. Die wissenschaftlich denkenden Musikkritiker dagegen sehen es als eine Pflicht des Vereines an, ein gewissermaßen objektives Bild der jeweils neuartigen Bestrebungen unseres Musiklebens vorzuführen. Der Musikkritiker ist naturgemäß auf die Probleme seiner Kunst eingestellt und erwartet vom Musikverein, daß er gerade jene Werke aufführe, jene Künstler vorstelle, die um der Problematik ihrer Schöpfungen willen in den allgemeinen Musikprogrammen nicht unterkommen können. Die pekuniäre Unabhängigkeit der Veranstaltungen des Allgemeinen Deutschen Musikvereins soll zugunsten jener Werke ausgenutzt werden, die sich die von der Zustimmung des musikliebenden Publikums abhängigen Musikeinrichtungen nicht leisten können, weil sie sonst einen gefährlichen Ausfall ihrer Einnahmen fürchten müßten.

Diese, sagen wir mal kritische Auffassung der Tonkünstlerfeste hat etwas ungemein Bestechendes. Weshalb ich sie nicht für durchführbar halte, habe ich schon letztes Jahr hier eingehend begründet. (Vgl. 1912, 2. Bd. S. 713 ff.) Dabei

scheint mir die Tatsache, daß doch auch diese Tonkünstlerfeste finanziell auf die Teilnahme weiterer Kreise angewiesen sind, ganz nebensächlich. Es ist einfach in der Natur eines lebendigen Verhältnisses zur Kunst begründet, daß die eigene Einstellung zur Kunst Liebe und Werturteil für andere Kunstwerke bestimmt. Die zur Auswahl Berufenen können beim besten Willen diese eigene Persönlichkeit nicht verleugnen. Man müßte den ganzen Musikausschuß wesentlich anders zusammensetzen, müßte darin vor allen Dingen die mehr wissenschaftlich kritischen Elemente bevorzugen, wenn man erwarten wollte, daß diese Versammlung mehr zu einer Diskussionssitzung über allerlei neue Werte entwickelt werden sollte.

Wir wollen uns aber doch auch die Gefahr nicht verhehlen, die in einer derartigen Auffassung des Berufes dieser Feste liegt. Sie geht nach zwei Seiten. In der durch die erwähnten Anfragen hervorgerufenen Diskussion wurde nur die eine betont, als man darauf hinwies, daß diese Feste doch nicht bloß „akademischen" Zwecken dienten, sondern daß sie auch an den Orten, an denen sie stattfinden, die Teilnahme für das moderne Musikschaffen wachrufen sollten. Man müsse sich also davor hüten, die Zuhörerschaft durch Häufung einseitig problematischer Werke geradezu abzuschrecken. Ich befürchte aber auch eine große Gefahr für das musikalische Schaffen, wenn hier eine Gelegenheit gegeben wäre, bei der die Problematik geradezu einen Freibrief für die Aufführung bilden würde. Wir dürfen doch nicht verkennen, daß in unserem gesamten Kunstschaffen die Bevorzugung einer problematischen Formgebung vielfach rein verstandesmäßige Gründe hat, daß diese Neuerungen der Form nicht erzwungen werden durch einen wirklich neuen Inhalt, noch durch eine neuartige Persönlichkeit, sondern durch die ganz nüchterne Berechnung, daß auf diese Weise zu allererst die Aufmerksamkeit der öffentlichen Kritik wachzurufen ist. Es ist überhaupt unverkennbar, daß die Ausdehnung der Kunstkritik diesen Hang zum Problematischen bei den Schaffenden vermehrt hat, wobei keineswegs immer die Freude an der Auseinandersetzung mit allerlei Meinungen, sondern vielfach die üble Berechnung mitspielt, daß ein häufiges Genanntwerden in der Öffentlichkeit eine eindringliche Beschäftigung der Presse, selbst wenn diese ablehnend ist, das beste Reklamemittel darstellt. Ich fürchte, daß wenn die Konzerte des Tonkünstlerfestes so einseitig aufs Problematische eingestellt werden würden, dieser Hang der Künstler unserer Zeit, die Aufmerksamkeit der öffentlichen Kritik sich zu erzwingen, noch eine unglückliche Verschärfung erfahren würde. Denn alle diese technischen Leistungen werden letzterdings die Kunst nur schädigen, wenn sie nicht eine notwendige Folge des Lebensausdruckes eigenartiger Persönlichkeiten sind. Auf diesen Persönlichkeitsgehalt allein kommt es an, und auch bei diesen Festen — das erleben wir immer wieder —, bilden den Gewinn eben jene Werke, in denen eine solche Persönlichkeit zu uns spricht, mag die Form der Aussprache dann auch nicht durch moderne harmonische und orchestrale Effekte besonders „interessant" gemacht sein. Dieser Gehalt an Persönlichkeit bleibt dann freilich das seltenste Gut, und auch in diesen Musiktagen zu Jena war es nur wenig anzutreffen.

Für die Gattung der sogenannten „sinfonischen Dichtung", in der sich fast alle Orchestermusik bewegt, die bei diesen Festen zur Aufführung kommt,

kann man als Kriterium des Persönlichkeitsgehalts die Erfassung des Gattungsbegriffes aufstellen. Der Unpersönliche, der nicht von innen heraus eingesammeltes Leben in die Welt zurückzustrahlen vermag, der vielmehr von außen her an die Dinge herantritt, sie also günstigenfalls bekommt und nur abschildernd weitergeben kann, schafft keine sinfonische Dichtung, sondern bleibt in der Programmmusik stecken. Es fehlt dann ganz selbstverständlich auch alle innere Anschauung. Man höre z. B. die Erläuterung, die Bodo Wolf seiner Tondichtung für Orchester mit Sopran und Violinsolo „Totenfahrt“ im Programmbuch beigibt: „Der Totenfährmann Charon geleitet den Schatten eines Helden über den Styx. Während das Ufer des Lebens mehr und mehr dem Auge entschwindet, erwacht bei dem Scheidenden in visionären Bildern die Erinnerung an sein Erdendasein: er träumt von des Lebens Sieg, von des Lebens Schmerz und von des Lebens Liebe. Das sehnsuchtsvolle Verlangen nach entschwundenem Glück steigert sich zur Ekstase, bis auf ihrem Höhepunkt die eherne Stimme des harten Schicksals erdröhnt und jeden Lebens- und Liebestaumel verstummen macht vor der gewaltigen Hoheit des Todes: In ernstem Dunkel grüßt den Nahenden das Ufer der Schatten, die unter der Sonne aber singen von den lichten Taten ihres Führers.“

Wo steht hier der Komponist? Anfang und Schluß sind nicht aus der Seele des Helden heraus gesehen, sondern sind Situation. Die Erinnerungsbilder dagegen sind lediglich Visionen des Helden. In der Musik ist diese Gegensätzlichkeit natürlich nicht zu merken, und der Komponist empfindet die Tatsache, daß er aus der Heldenseele heraus das Leben sieht, so wenig, daß er bei der Erinnerung an des Lebens Liebe plötzlich eine Sopranistin folgende ganz abstrakte Verse singen läßt: „Sterne, Augen der Nacht, Sendet Liebenden Licht, Daß sie in ihren Augen Sterne der Liebe sehn. Sommernacht! Liebesnacht!“ Wenn der Komponist am Schluß uns wieder zu den „Lebenden“ führt, hat es den ganz äußerlichen Grund, daß er eine Gelegenheit zu der beliebten Steigerung braucht, die er auch nur äußerlich in der möglichst lärmvollen Verwendung des ganzen Instrumentalkörpers versteht. Bezeichnenderweise ist auch die hier geschaffene Musik durchaus Kapellmeistermusik, sehr geschickt, fast beängstigend geschickt für einen jungen Menschen, aber in keiner Hinsicht mehr.

Karl Ehrenberg hat für seine sinfonische Dichtung „Jugend“ jenen Gehalt gewählt, den jeder junge Mensch erlebt: das große Wollen mit all den Schwankungen zwischen Mut und Zuversicht und Verzweiflung, der scheinbare Zusammenbruch, danach die Erweckung der daniederliegenden Kräfte, neuer Aufstieg, triumphierender Wille. Seit Beethoven ihn festgestellt, bleibt dieser Inhalt der häufigste der Sinfonien. Freilich ist Beethoven bereits von der dritten ab immer mehr ins allgemein Menschliche und Allweltliche hineingestiegen, aber das kann man von einem jungen Menschen nicht verlangen. Ich habe leider Ehrenbergs Werk nicht hören können, muß mich also auf das Urteil von Gewährsmännern verlassen, die es immerhin als Talentprobe, wenn auch ohne hervorstechende Eigenart, gelten ließen.

Seit Jahren bekannt und geschätzt ist Frederick Delius, von dem eine Tondichtung „In einem Sommergarten“ aufgeführt wurde. „Rosen, Lilien

und tausend duftende Blumen. Bunte Schmetterlinge flattern von Kelch zu Kelch und goldbraune Bienen summen in der warmen, zitternden Sommerluft. Unter schattigen alten Bäumen ein stiller Fluß mit weißen Wasserrosen. Im Kahn, fast verborgen, zwei Menschen. Eine Drossel singt — ein Unkenton in der Ferne." (A. M. Z. 796.) Delius ist ganz Maler und als solcher Pointillist. Er löst nur Stimmungen aus, versucht gar nicht, sie bis zur klaren Empfindung zu verdichten. So meidet er denn auch in der Musik die Verdichtung zur melodischen Linie. Groß ist der Farbenzauber seines Orchesters. In der Tatsache, daß sein neues Werk weniger warm aufgenommen wurde, als die früheren, spricht sich wohl jene Erfahrung aus, die der pointillistischen Malerei gegenüber bereits als abgeschlossenes Ergebnis feststeht: Derartige Werke verlieren mit der Überraschung; sie sind zu einer gewissen Gleichförmigkeit verurteilt, und da sie obendrein jedem tieferen Erleben ausweichen, da ihr Reiz geradezu im Unbestimmten, Schwankenden liegt, können sie auch für den empfangenden Kunstfreund keine tieferen Erlebnisse bilden.

Weitaus die stärkste sinfonische Leistung, die wir zu hören bekamen, war Rudi Stephans „Musik für Orchester" in einem Satz. Hier ist kein verstandesmäßig erfaßtes Programm, sondern ein klangfreudiges Ausleben im Orchester. Darin liegt die große Hoffnung auf den Komponisten. Das Orchester, die Farbigkeit des Klanges sowohl, wie eine möglichst ausgebreitete Vielstimmigkeit der motivischen Linienführung, wirkt hier als natürliche Sprache schöpferischer Lust, oft Lustigkeit. Daß diese gelegentlich launenhaft wirkt, dann wieder querköpfig, ist jugendlicher Übermut. Hier ist ein gärender Most, der sich wohl sicher bald zu edlem Wein abklären wird.

Sehr ausgiebig vertreten war diesmal, vielleicht weil beim letztjährigen Tonkünstlerfest in Danzig für diese Gattung die Aufführungsmöglichkeit sehr beschränkt war, die Chorliteratur. Schon das erste Konzert brachte Hölderlins prachtvolle Hyperiondichtung in einer Vertonung für Bariton, gemischten Chor und Orchester von Richard Wetz. Das Werk gefiel dem Publikum sehr gut, weniger der Kritik. Diese ist, wie schon gesagt, bei den Tonkünstlerfesten aufs Moderne eingestellt. Das Werk von Wetz bewegt sich in der ganzen Auffassung wie in der musikalischen Einkleidung durchaus in altbekannten Bahnen, ist aber für jeden Chorverein eine der Wirkung sichere Gabe.

Das kann man von den beiden großen neuen Chorwerken, die im Kirchenkonzert zu Gehör kamen, nicht behaupten. Weder Julius Weismanns „Neunzigster Psalm", noch Kurt von Wolfurts „Siegeslied", das den Durchzug der Israeliten durchs Rote Meer mit den Worten der Heiligen Schrift feiert, werden eine weitere Verbreitung erlangen. Dazu sind die Schwierigkeiten im Verhältnis zur Wirkung zu groß, die sieghaften musikalischen Werte andererseits zu gering. Ich glaube, Weismann sollte sich auf die kleineren Formen beschränken. Seine von Natur aufs Liebenswürdige und Sinnige eingestellte Art mußte sich Zwang antun bei dieser großen Aufgabe. Gewaltsamkeit der Rhythmik, eine zuweilen betrübend äußerliche Auffassung des Textes und z. B. in der großen Schlußfuge ein ganz leerer Formalismus, sind die üblen Folgen. — Eigenartiger

wirkt Wohlfurt in seinem „Siegeslied“. Aber auch hier bleibt es mehr Eigenwille, es fehlt der überzeugende innere Drang.

Wie unendlich weit wurden diese beiden mit den größten Mitteln arbeitenden Werke zurückgelassen von Liszts ganz einfacher Vertonung des 137. Psalms: „An den Wassern zu Babylon saßen wir und weinten“. Ein Bild edelster Klosterpoesie taucht hier vor uns auf. Von weltentrückten Farben wird das in einfachen Linien gehaltene Gemälde verklärt. Zauberhaft mischen sich Orgel, Harfe und Cello mit dem Frauenchor.

Auch das Schlußkonzert brachte noch eine große Chorkomposition, die mit Spannung erwartet wurde, zur Uraufführung: Max Regers „Römischen Triumphgesang“ für Männerchor und Orchester. Es dürfte wenige geben, die hier nicht eine schwere Enttäuschung eingestehen müssen, zumal wenn sie, wozu sie gerade durch manche Chorwerke Regers berechtigt sind, die Erwartungen hochgespannt hatten. Das war bei mir nicht der Fall. Wer mit so merkwürdigem Ungeschick aus dem ganzen reichen Dichterwerk Hermann Linggs diese unlebendige, durchaus rhetorische und äußerliche Dichtung herausgreift, dem fehlt jenes starke Erlebenkönnen, ohne das ein wirklich bedeutendes Gestalten auch beim höchsten Können unmöglich ist. Aber zum wenigsten hatte ich mir ein großartiges kontrapunktisches Kunststück erwartet und mich darauf gefreut, wie Reger die Männerstimmen zu reicher Polyphonie ausnutzen und dadurch vielleicht sogar dieser Kunstgattung neue Mittel erschließen würde. Aber siehe da, Reger, der in anderen Chorwerken aus der reichsten Polyphonie auch bei den einfachsten Textstellen nicht herauskommt, komponierte hier einen Text, der uns den lauten Jubel einer tausendstimmigen Volksmenge, das Gewühl dieses erregten Volkes vorführt, durchaus homophon. Da fehlt denn doch jede innere Schaukraft, alles das, was Phantasie bedeutet. Das ist äußerliches Musikantentum. Wohl aus der Stimmung dieser Jubiläumszeit heraus wollte Reger für große Chormassen ein möglichst einfach gehaltenes Chorwerk schreiben; das ist ihm natürlich auch gelungen. Freilich, warm wird man dabei nicht, und tiefer zu ergreifen vermag uns das Ganze nicht. Bei der Aufführung in Jena wirkte natürlich die Masse des Tons. Der Musiker stellte fest, daß Regers orchestrales Können sich vermehrt habe. Das ist unzweifelhaft. Aber ich glaube, Reger wird niemals ein Orchestermusiker werden. Hinter dieser entfesselten Tonmasse erklang zum Abschluß des Festes Richard Wagners Kaisermarsch, und die ersten breit hingelegten Akkorde deckten den ganzen Reger zu. Eine Flut von Klang schien entfesselt; man meinte, das Orchester müßte verdoppelt, die Orgel mit ihrer brausenden Stimme hinzugezogen sein. Es sprach eben einer, dem das Orchester Muttersprache ist. Erlernen läßt sich diese Sprache nie.

Das oben erwähnte Kirchenkonzert brachte sehr überflüssigerweise ein mühsam erklügeltes Orgelwerk von Sigfrid Karg-Elert und vier Choralvorspiele von Karl Hasse, wie sie ein tüchtiger Organist nach Belieben aus dem Ärmel schüttelt. Die Werke wurden von dem Leipziger Orgelmeister Karl Straube vorgetragen, über dessen außerordentliches Können ja nur eine Meinung herrscht. Mir kann er, offen gestanden, zuviel. Er läßt sich durch sein technisches Vermögen zu einer Übertreibung im Registerwechsel und dabei zu einer

Bevorzugung geradezu pikant wirkender Stimmenmischungen verleiten, die, wenigstens für mein Empfinden, die Orgel ihrer hehren Größe entkleidet. Überhaupt meine ich, man habe für die großen technischen Fortschritte im Orgelbau doch manche unvergeßliche Eigenart dieses Instrumentes preisgeben müssen.

Recht überflüssige Verlängerungen der Programme waren auch ein Violinkonzert von Désiré Thomassin, das nur durch das glänzende Spiel Felix Berbers erträglich wurde, und das zweite Klavierkonzert von Bernhard Stavenhagen. Hier hätte man wenigstens ein packendes Virtuosenstück erwartet, aber man erhielt nur einen verwässerten Aufguß aus Liszt mit sehr viel Klangspielereien im Scherzo und bei allen lyrischen Stellen recht üble Anklänge an Salonmusik. — Als vollgültige Talentproben wurden mir dagegen gerühmt die „Narrenlieder" von Oskar Ulmer, die auch in der ersten Hälfte des ersten Konzerts zu Gehör kamen, die ich hatte versäumen müssen.

Auch die beiden Kammerkonzerte hätten mit gutem Gewinn gekürzt werden können. Die Sonate für Klavier und Violoncello von Johanna Senfter ist eine Schülerarbeit; das Gute in ihr ist von Reger. Die Sonate für Klavier und Violine von Theo Kreiten ist noch weniger, weil sie sich als viel mehr geben möchte. Fünf Lieder von Siegfried Kallenberg waren schlimmster Dilettantismus mit ganz unglaublich äußerlicher Deklamation. — Weitaus die wertvollste Liedergabe brachte Hermann Zilchers Dehmel-Zyklus, eine Reihe von vierzehn Gedichten, die abwechselnd von Frau und Mann, zum Teil auch von beiden zusammen gesungen, mannigfache Stimmungen der Liebe, zum Teil in ergreifend schönen Versen, behandeln. Zilchers Art ist von der Dehmels weit entfernt. Überhaupt gab bereits die Physiognomik, wenn man des Komponisten klar und scharf gemeißeltes Gesicht mit dem zerknitterten und zerwühlten und doch wieder zur Einheit zusammengebundenen Kopfe Dehmels vergleicht, die Erklärung für das, was hier fehlen mußte. Nun kam da noch ein blondes Sängerpaar für diese schwarzblütige Poesie hinzu. Aber was Zilcher gibt, ist außerordentlich geistvoll und fesselt durch dieses scharf geistige Erleben so stark, daß man über eine gewisse seelische Leere hinweggetäuscht wird. Ein Prachtstück, vor allem im Verhältnis der Begleitung zum Gesang, ist „Helle Nacht", und in packend scharfem Schattenriß huscht das „Nächtliche Zwiegespräch" vorüber.

Sehr schwierig ist es, für Variationenwerke tiefere Teilnahme zu wecken. Keine andere musikalische Form bleibt so leicht im Technischen stecken. Die beiden Variationenwerke, die wir zu hören bekamen, Arthur Willners „Variationen über ein eigenes Thema" für zwei Klaviere und Heinrich Kaspar Schmids „Variationen für Klavier" über das Lied: Will mein Junge Äpfel haben von Ludwig Thuille, legten Zeugnis ab von einem beträchtlichen technischen Können ihrer Schöpfer, vermochten aber doch nach keiner Richtung hin die längst gewohnten Abarten dieser Abwandlungen eines Gegebenen zu erweitern. Durch diese Abwandlung des gegebenen Themas gar eine geistige Entwicklung herbeizuführen, schien gar nicht angestrebt zu sein.

Erfreulich war die Ausbeute für mehrstimmige Kammermusik. Wilhelm Bergers Klavierquartett in C moll wurde wohl nur als Gedächtnisfeier für

den Komponisten aufgeführt, der die letzten Jahre seines Lebens im benachbarten Meiningen gewirkt hatte. Wie alle Musik Bergers verrät auch dieses Werk den durchaus gewandten, warm empfindenden Tonsetzer, dem freilich jede tiefer packende schöpferische Kraft abging. Das Werk ist nicht schwierig und kann auch für häusliches Kammermusikspiel empfohlen werden. — Das Klavierquintett des jungen Manfred Gurlitt wage ich nicht so recht als gute Hoffnung für die Zukunft anzusprechen, trotz dem schönen Schwung, von dem es erfüllt ist, weil dieser Jugend das Tiefe, Schwere, nach dem Licht erst Durchringende abgeht. Ich fürchte, dieses Wasser hat keine tiefen Gründe. Ein reiches Werk ist Waldemar von Baußnerns „Streichsextett“. Es steckt eine Überfülle thematischen Materials in ihm, und man fühlt überall das Walten einer ringenden Künstlerseele. Ich hoffe, der Komponist wird sich nach dieser Aufführung zu einer Neubearbeitung entschließen, die auf eine starke Zusammendrängung des Stoffes abzielen wird. Es ist nicht nur die äußere Länge, die den Eindruck schwächt, sondern auch eine innere Breite, unter der die Tiefe leidet. — Ein vollgültiges Meisterwerk aber brachten uns diese Tage in Friedrich Kloses „Streichquartett in Es dur, ein Tribut in vier Raten entrichtet an Seine Gestrengen den deutschen Schulmeister“. Das Motto, das über dem letzten Satze steht und in einem Unisono-Rezitativ der vier Instrumente eindringlich ausgesprochen wird, gibt die Erklärung für das Werk. Es sind die Schillerschen Verse:

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang,
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.“

Das Rezitativ klingt an das Hauptthema des ersten Satzes an. Damit ist ohne jeden Zwang der Inhalt dieser Tondichtung gegeben: Auch den Künstler drängt es in die Welt, ja eigentlich empfindet keiner stärker den sozialen Drang der Mitteilung an die Welt, als er. Aber je stärker, je reiner sein Künstlertum in ihm entwickelt ist, um so spröder wird sich die Welt ihm gegenüber verhalten, um so mehr muß er sich stoßen an den Kanten des Lebens, um so fester wird auf ihm lasten der Zwang dieses Lebens. Ein Neues will er bringen, die äußeren Gesetze des Lebens aber können nur gewonnen werden aus dem Alten. Da gibt es eben nur eins: Du mußt verzichten auf die Welt! Hinein mußt du dich finden in deines eigenen Herzens Räume, dein eigen Reich dir bauen und nun in Freiheit singen, was dein Traum dir kündet. Dann gib das in Einsamkeit Geschaffene hinaus an die Welt, sie wird sich einmal zu ihm hinfinden, wenn es die Schöpfung eines reinen Herzens ist.

Diese Reinheit des Herzens strömt so beglückend aus diesem Werke auf den Hörer ein. In lebensprühenden Rhythmen und blühender Melodik enthüllt sich eine reiche Dichterseele, der ein gnädiges Geschick einen guten Humor verliehen hat und darüber hinaus eine gesunde Erdhaftigkeit. Ich habe noch niemals thematische Melodiebildung so als geradezu alemannisch empfunden, wie bei diesem Werke, das eine von Satz zu Satz wachsende Begeisterung auslöste. Glücklicherweise erfuhr dieses Werk durch das Stuttgarter Wendling-Quartett eine Aus-

führung, für die kein Wort des Lobes zu hoch gegriffen ist. Aus der prachtvollen Einheit möchte ich aber doch den vollen Ton des Bratschers und das von innerer seelischer Ergriffenheit bebende Geigenspiel Wendlings besonders hervorheben.

Hier ist der Ort, mit kurzen Worten auch der übrigen Ausführenden zu gedenken. Man hat doch Grund zum Stolze, wenn heute eine Stadt von wenig mehr als vierzigtausend Einwohnern imstande ist, ein derartiges Fest auszuführen. Das Orchester war freilich von der Weimarer Hofkapelle, die durch andere Musiker verstärkt war, gestellt. Um so mehr spricht es für die Leistungsfähigkeit und Opferwilligkeit einer so vielbeschäftigten Kapelle, daß sie gewissermaßen nebenher ein volles Dutzend zum Teil sehr schwieriger Werke einzustudieren vermag. Jena selbst stellte die Chöre und erreichte mit diesen bewundernswerte Leistungen. Universitätsmusikdirektor Professor Dr. Fritz Stein, der eigentliche Festdirigent, hat sich mit der Schulung dieser zum Teil aus musikalischen Laien bestehenden Sängerschar ein glänzendes Zeugnis ausgestellt. Auch als Orchesterdirigent stand er voll seinen Mann, und wenn ihm das breit Ausladende noch nicht so recht gegeben ist, so liegt das wohl an seiner Jugend, die auf der anderen Seite dem straffen Zusammenhalten der vielfach doch nur für diesen einen Zweck zusammengestellten Chöre um so mehr zugute kam.

Auch das Jenaer Streichquartett mit Alexander Schaichet an der Spitze, vermochte sich neben der vorzüglichen Wendlingschen Körperschaft, die für mein Empfinden die beste deutsche Vereinigung ist, mit Ehren zu behaupten. — Von den Gesangssolisten erwies sich Eva Bruhn als stimmbegabte musikalisch sichere Sängerin, deren Stimme allerdings der üppige Klang abgeht. Der Baritonist Dr. Wolfgang Rosenthal ist ein gut geschulter, einsichtsvoller Sänger. In Schatten gestellt wurden alle Gesangskräfte allerdings durch den alten unverwüstlichen Karl Scheidemantel. Die Klaviersoli vertrat neben den Komponisten das Ehepaar Kwast-Hodapp in seiner bekannten Meisterschaft des Zusammenspiels. Man muß bei der Bewertung der hier gebotenen Leistungen in Anschlag bringen, daß die Künstler hier doch sehr viel aus Eigenem zu geben haben, weil ihnen jedes Vorbild fehlt.

Außer diesen Konzerten bot das Weimarer Hoftheater den Festteilnehmern zwei Vorstellungen. Es mußten dazu neue Werke gewählt werden. So kam es, daß für diesen Zweck eine Oper herausgestellt wurde, die sich bereits ein halbes Jahr zuvor bei der Erstaufführung als nicht lebensfähig erwiesen hatte: „Lanval“, in zwei Akten und vier Bildern nach einem altfranzösischen Liede von Marie de France (13. Jahrhundert). Text von H. Maurice. Musik von P i e r r e M a u r i c e. Deutsch von Hanns von Gumppenberg. Die Art, wie Eduard Stucken in seinen Dramen den Artuskreis zu recht blutleeren, wortreichen und hauptsächlich aufs Bildmäßige eingestellten Gebilden verarbeitet, ist hier in die Oper übernommen. Für die Oper ist aber Wortreichtum, selbst wenn die Verse viel besser und sinnreicher sind, als es im vorliegenden Werke der Fall ist, immer eine verhängnisvolle Gefahr, da die Musik die rein sprachliche Wirkung des Wortes hemmt. Die Menschen vermögen keine Teilnahme zu erwecken, das Geschehen ist gleich Null, die Empfindungen werden im Wortschwall erstickt — so vermöchte auch

eine stärkere musikalische Kraft, als sie dem französischen Komponisten eignet, tiefere Wirkungen nicht zu wecken. Wie fast immer in diesem Artistentum, bricht durch alle Verstiegenheit plötzlich ganz rohe Effekthascherei. So stehen hier neben Tristanklängen unvermittelt böse Reminiszenzen an die veristische Oper (d'Alberts „Tiefland“).

Viel angenehmer berührte die zweite Oper, die erst wenige Tage zuvor ihre Uraufführung erlebt hatte: „Des Teufels Pergament“, komische Oper in zwei Aufzügen. Dichtung von Artur Ostermann, Musik von Alfred Schattmann. Beim letztjährigen Tonkünstlerfest in Danzig war die Schlußszene dieses Werkes konzertmäßig aufgeführt worden. Die hohen Erwartungen, die damals geweckt wurden, vermochte ja nun das Ganze nicht zu erfüllen. Die Schuld liegt da vor allem beim Textdichter, der kein Drama, sondern nur Szenen geschaffen hat. Alles wird sehr breit ausgesponnen und es fehlt jede innere Entwicklung, also das eigentlich Musikalische. Im übrigen aber enthält die Musik doch eine Fülle guter Einfälle und hübscher Arbeit. Es ist dem Weimarer Hoftheater als großes Verdienst anzurechnen, daß es auf diese Weise einem jungen Komponisten Gelegenheit gibt, zu lernen; denn nur im engsten Zusammenhang mit der Bühne vermag sich der dramatische Komponist zu entwickeln. Deshalb begrüße ich es auch mit großer Freude, daß der Allgemeine Musikverein jetzt endlich Ernst machen will mit der Förderung der Musikdramatik. Er hat den Grundstock gelegt zu einer Richard-Wagner-Stiftung, die hoffentlich bald eine solche Höhe erreichen wird, daß mit ihren Zinsen dramatische Komponisten unterstützt werden können, daß aber vor allem eine geistige Unterstützung möglich wird, indem der Musikverein auf eigene Rechnung ganze Werke oder doch größere Bruchstücke aufführen kann. Das war bislang unmöglich. Man war immer darauf angewiesen, was die Bühne der Feststadt oder die der Nachbarschaft aus ihrem eigenen Spielplan darbieten konnte. So wie die Verhältnisse heute liegen, wird der Allgemeine Musikverein auf musikdramatischem Gebiete eine viel wichtigere Aufgabe zu erfüllen haben, als auf sinfonischem.



Die Hellerauer Schulfeste

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Nur die Frucht gibt zuverlässige Auskunft über den Wert des Baumes. Nur die Frucht entscheidet auch im geistigen und künstlerischen Leben über den Wert der aufgewendeten Arbeit. Wohl hat die Arbeit an sich segensreiche Wirkungen für den, der sie leistet, selbst wenn ihr Ergebnis ein Fehlschlag ist. Für die Allgemeinheit dagegen, für die Dauer der Zeit, entscheidet nur die Frucht der Arbeit. Und auch das vielbenutzte Wort, wonach es genug ist, Großes gewollt zu haben, hat nur den moralischen Kräftigungswert für den einzelnen Wollenden, beeinflußt die Beurteilung seiner Persönlichkeit, ist aber ein leeres Trostwort für die Allgemeinheit. Ja, angesichts einer Zeit, in der jeder Tag neue große Programme bringt, in der auf allen Gebieten eine Masse theoretischer Entwicklungen vielversprechend und oft wirklich verheißungsvoll

unser Denken und auch unseren guten Willen in Anspruch nehmen, und wo nachher immer schwere Enttäuschungen, günstigenfalls halbe Ergebnisse am Ende stehen, ist es fraglich, ob nicht das große Wollen oft sogar schädlich ist, wenn nicht ein entsprechendes Können dahintersteht. Denn schließlich hat man dann doch Bäume gepflanzt, die keine Frucht bringen. Das hat nicht nur eine Fülle von Arbeit und Anlagekapital nutzlos verbraucht, die Enttäuschung kommt als neue Schädigung noch hinzu.

Gewiß wird es, vor allem für unser Kunstleben, wo sich diese neuen Pläne und Entwürfe, die neuen Methoden und Programmentwürfe drängen, allmählich zur gebieterischen Pflicht, daß wir Versprechungen und Lockungen gegenüber zurückhaltend werden und uns nicht daran genügen lassen, daß uns bloß von der Aussaat, vom Anpflanzen, der Beackerung des Bodens gesprochen wird, sondern klar und fest verlangen: Zeigt uns die Früchte! Umgekehrt aber muß dann auch das Vorweisen einer Frucht von zwingender Beweiskraft sein. Wenn einer vor mich hintreten kann und sagen: „Diese volle, reife, schöne, kräftige Frucht ist auf meinem Felde durch meine Arbeit gereift," so muß ich ihm zugestehen: „Dein Feld und deine Bearbeitung des Feldes müssen gut sein, weil es die Frucht ist." Und wenn ich zuvor Zweifel an der Güte des Bodens hegte, wenn ich an der Arbeitsweise zu tadeln hatte, wenn mir der Wuchs des Baumes, ja auch noch die Blüte nicht gefiel —: die reife Frucht ist ein zwingender Beweis. Danach bin ich verpflichtet, den Weg zurückzugehen, nun noch einmal die Vorstufen zu prüfen, auf denen man zu dieser Frucht gelangt ist. Es mag ja dann auch noch dabei bleiben, daß mir einzelnes nicht zusagt, aber ich werde doch als wahrheitsfreudiger Mann bekennen müssen: der Weg ist der meine nicht, die Arbeitsweise befremdet mich, aber da die Frucht von köstlicher Süße ist, liegt es offenbar an mir, an meiner Sonderart, wohl auch an meiner Unfähigkeit, daß ich die Vorstufen nicht mitzuschreiten vermag, und so will ich mich bescheiden. —

Die Krönung der diesjährigen Hellerauer Schulfeste war die Aufführung von Glucks „Orpheus". Mochte auch da der scharf eingestellte Kritiker das eine oder andere zu tadeln finden, mochten vor allem an der Qualität der rein gesangstechnischen Leistung auch berechtigte Wünsche nicht erfüllt werden, mochte man hinsichtlich mancher Tempi anderer Meinung sein, das alles konnte der Tatsache nichts anhaben, daß heute auf keiner Bühne Deutschlands oder des Auslandes eine Aufführung zu sehen ist, die als Ganzes in der Reinheit und Schönheit des Stiles, in der Klarheit des absolut künstlerischen Wollens und Vollbringens, in der durchaus sachlichen Ausdeutung eines Kunstwerkes, in der Vermeidung alles Willkürlichen seitens eines der Beteiligten, — mit einem Worte: die an Schönheit mit dieser Leistung sich vergleichen läßt. Das wurde erreicht mit einem Schülermaterial, ohne Auswahl der Besten, wurde ermöglicht innerhalb der Arbeit einer Schule, die von Lehrern und Schülern eine außerordentliche Arbeitsleistung verlangt.

Das Eingangswort der Anstalt lautet: „Wir bieten Glucks ‚Orpheus' als Schulfestspiel. Unsere Absicht konnte nicht darauf gehen, etwas wie eine ‚Musteraufführung' des Meisterwerkes vorzubereiten. Künstler von Ruf unterstützen uns. Doch das, was das Wesentliche unserer Darstellung ausmacht, ist die Arbeit der Schüler, die wir als eine Art von zusammenfassendem Ergebnis dessen, was unsere Bildungsanstalt bisher zu leisten versuchte, angesehen wissen möchten." Diese Orpheus-Aufführung ist also die Frucht der bisherigen Arbeitsleistungen von Hellerau. — „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

Zwei Jahre besteht die Schule. Nach zwei Jahren ist eine derartige Darbietung möglich. Ich frage jeden ehrlichen Beurteiler: Wo ist jemals von einer Schule, überhaupt von einem doch gewissermaßen aus dem Boden herausgestampften neuen Unternehmen etwas Ähnliches, auch nur annähernd Gleichwertiges nach zweijähriger Arbeit geleistet worden? Soll man sich ärgern oder soll man die Menschen bemitleiden, daß sie sich nicht mehr freuen können, daß sie nicht zu jubeln vermögen? Ich fühle mich so beglückt durch diese Stunden, durch diese

Schönheit, die ich da erlebt habe, daß es mir ein schweres Opfer ist, neben diesen Empfindungen freudiger Dankbarkeit noch andere Erwägungen aufkommen zu lassen, die mir durch Beobachtungen und Meinungsaustausch mit hochgeschätzten Männern und Frauen aufgezwungen sind. Ich fühle mich zu ihnen verpflichtet als Freund des Schöpfers dieser Anstalt, als leidenschaftlicher Anhänger der hier gelehrten Methode. (Ich betone diese meine persönliche Stellung zu Hellerau mit Absicht, einmal für jene, die der Meinung sind, daß ein solches persönliches Verhältnis einen der Urteilskraft beraubt, dann aber auch in dem Bewußtsein, daß ich die hier gelehrte Methode und Arbeitsweise aus eindringlichem Studium und dauernder Beobachtung viel genauer kenne, als fast alle jene, die zur Kritik dieser Festspiele berufen oder gezwungen sind.)

Ich gebe ohne weiteres zu, daß die Vorführungen in diesen sogenannten Schulfesttagen nicht ausreichen, ein klares Bild von der Methode zu vermitteln, ja daß sie vielfach irreführen können. Das sind Mängel in der Einrichtung dieser Festspielaufführungen, die sich beseitigen lassen, die sicher auch mit der wachsenden Erfahrung behoben werden. Aber es kann mich doch nichts von der Überzeugung abbringen, daß eine Leistung, wie sie im „Orpheus“ vorliegt, für die Kritik eine schwere Verpflichtung in sich schließt, nämlich die der genauen Überprüfung der ersten Eindrücke und der klugen Abwägung jedes tadelnden Wortes. Jeder Kritiker muß vor allem Kunstpolitiker sein. Seine Aufgabe ist eine andere, ob er in einem nur Fachgenossen zugänglichen Fachorgan spricht, oder in der von aller Welt gelesenen Tageszeitung. Wenn er in einer solchen durch an sich vielleicht völlig berechtigte Bedenken die Freude an einer so schönen Sache schädigt, wenn er die Teilnahme, die Hingabe an diese Sache auf diese Weise beeinträchtigt, wenn er unter Umständen so ganz wider Willen die Daseinsmöglichkeit, die Weiterentwicklung eines derartigen Unternehmens untergraben hilft, so lädt er damit unserem ganzen Kunstleben gegenüber eine Schuld auf sich, deren Verantwortung ihm auch dann nicht leicht fällt, wenn er die beste Absicht und die lauterste Gesinnung für sich in Anspruch nehmen darf.

Soweit mir Besprechungen der diesjährigen Hellerauer Schulfeste zu Gesicht gekommen sind, finde ich die scharfe Betonung kleiner Enttäuschungen, finde ich ein Hängenbleiben an Einzelheiten so vielfach vertreten, daß sich nur die eine Erklärung dafür bietet, daß man nicht naiv den Darbietungen gegenübertrat, daß man ganz bestimmte persönliche Auffassungen von der Aufgabe dieser Schule hegt und deren Nichterfüllung ihr als Schuld bucht. Und noch eins: man sieht so sehr das hier Dargebotene in Stücken. Gerade weil es sich um die Vorführung einer Methode handelt, weil der (vielleicht unrichtige und unmögliche) Versuch gemacht wird, das Bild einer Methode vorzuführen, darf man nur das Ganze sehen. Noch einmal: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Von dieser Frucht, vom „Orpheus“, mußte man ausgehen, um zu einer gerechten Beurteilung des von der Schule Geleisteten zu gelangen. —

Ich glaube, man wird den Charakter dieser Schulfeste noch mehr nach der festlichen Seite entwickeln müssen. Der Versuch, in zwei bis drei Stunden einen Überblick über die Methode selbst zu geben, hat nur üble Folgen. Er verleitet zu vorschnellem Urteil und zu falschen Schlüssen. Die breite Öffentlichkeit hat nur Teilnahme für die E r g e b n i s s e der Arbeit; wer Einblick in die Methode gewinnen will, der muß eben die dafür notwendige Zeit aufbringen, um den Schulbetrieb zu studieren. Man führe in systematischer Reihenfolge die Übungen für die rhythmische Zerlegung der Zeit und des Raumes vor. Daraus ergibt sich als k ü n s t l e r i s c h e Folge der Gewinn von Kunstformen einer gleichmäßigen oder auch vielfältigen Zerlegung: die der Polyphonie entsprechende Polyrhythmie. Die B e s e e l u n g des Formalen erfolgt durch die Kunst der Phrasierung. — Eine Gruppe für sich besteht aus den Übungen zur Gehörsbildung.

Eine scharf zugespitzte Erläuterungsschrift gebe die F ü h r u n g durch dieses Programm. Der Vortrag, die mündliche Erläuterung, falle weg. Es drängen sich jedem Kenner der Methode

so viele Gedanken auf, daß er es beim freien Vortrag kaum vermeiden kann, diesen und jenen Gesichtspunkt aufzustellen, der so ohne eingehende Begründung verblüffen, wenn nicht ganz irre machen muß. Bei der springenden Lebhaftigkeit von Jaques-Dalcroze einerseits, seiner für diese schwierigen ästhetischen Probleme nicht zureichenden Beherrschung der deutschen Sprache andererseits, sind solche Mißverständnisse nicht zu vermeiden. Aber auch davon abgesehen: Alle Methodik gehört vor Fachleute und bedarf eines gründlichen Studiums, läßt sich nicht so im Fluge erfassen.

Die Art dieser rhythmischen Übungen ist jetzt allmählich bekannt, läßt sich im übrigen ja auch so wenig beschreiben, daß, wer sie nie gesehen hat, durch das schildernde Wort doch nur eine unzulängliche Vorstellung erhält.

Ich habe gehört und gelesen, wie tadelnd hervorgehoben wurde, diese Übungen hätten Neues nicht gezeigt. Fast wünschte ich, die Tadler hätten recht. Weshalb soll denn eine Methode jedes Jahr Neues zeigen? Es kommt darauf an, daß das Geschaffene gründlich durchgearbeitet und in ein System gebracht wird. Diese gründliche Arbeit zeigte sich in allen rhythmischen Übungen, die an Genauigkeit, Schärfe und Bestimmtheit gewonnen haben. Vielleicht sollte man unserem turnerisch-militärischen Empfinden darin entgegenkommen, daß für das Gehen die Einheitlichkeit von rechts und links angestrebt würde. Vielleicht! — Es ist nämlich entschieden einer der größten Vorzüge dieser Erziehung, daß sie neben dem strengen Zwang der rhythmischen Raum- und Zeitteilung die Freiheit in der Art der Ausführung jedem einzelnen beläßt. Das vollständige Fehlen des Begriffes „Drill" ist der höchste Wert. Der Zwang liegt nur in mir selbst.

Aber ich muß im Gegensatz zu jenen Beurteilern sagen, daß mir beinahe bang wird vor der Fülle des Neuen, das immer wieder zu sehen ist. Bang deshalb, weil sich eine so ungeahnte Fülle der Möglichkeiten öffnet, weil die Fortsetzung des eingeschlagenen Weges in so unbekanntes Land führt. Nur das herrliche Verantwortlichkeitsgefühl des Pädagogen Jaques-Dalcroze ist uns hier eine Gewähr dafür, daß der lockenden Versuchung zu kühnen Experimenten nicht allzu leicht nachgegeben wird.

Zuweilen tut sich einem bei einer ganz einfachen Übung ein Blick in die Urwelt des Rhythmus auf, bei dem sich dem Glück über die neugewonnene Schönheit ein Grauen vor dieser Elementarmacht beimischt. Zu ganz gleichmäßigen, dumpfen Beckenschlägen, die aus einer geheimnisvollen Ferne herüberzukommen schienen, schritt ein Zug einzelner Frauen in langsamen Schritten vorüber. Es war nicht Trauer, noch weniger Freude — es war eben reine Feierlichkeit, die mich bis ins tiefste erschütterte. Ich verstehe jetzt die Berichte von Reisenden, die in den Tönen tiefster Ergriffenheit von der Trommelmusik beim Gottesdienste mancher Negerstämme berichten. Auch Billroth hat diese geradezu hypnotisierende Wirkung festgestellt.

Außerordentlich fesselnd war auch eine „polyrhythmische Turnübung". Auf dem gleichen Grundthema arbeiten verschiedene Gruppen einer großen Gesamtheit derart, daß entweder dieselben Bewegungen in verschiedenen Schnelligkeitsgraden gleichzeitig vorgeführt werden, oder daß die Ausführung kanonisch erfolgt, indem mit der gleichen Bewegung auf verschiedenen Taktteilen nacheinander eingesetzt wird. Es ergibt sich so eine unendliche Fülle von Verbindungen, die in ihrer Buntheit auch in die einfachsten Aufführungen eine stets anregende Abwechslung bringen und von hoher Schönheit sind.

Eine besondere Wirkung dieser Polyrhythmie ist die der Fülle, der Masse. Man hat gegenüber der vielgerühmten Massenregiekunst Reinhardts mit Recht betont, daß es schließlich keine große Kunst sei, mit Hilfe von zweitausend Menschen den Eindruck von zweitausend Menschen hervorzurufen. In Wirklichkeit wird aber auch dieser Eindruck kaum erreicht, d. h. die in uns bei dem Worte zweitausend Menschen erwachende Vorstellung einer reichen Masse wird nachher immer schmerzlich enttäuscht. Durch die Polyrhythmie gleichzeitiger Bewegungen

dagegen wird dieser Eindruck des Vielen mit rein künstlerischen Mitteln ungemein gesteigert: wir bekommen geradezu einen Stil der Mannigfaltigkeit. In dieser aber liegt der Begriff der Fülle.

Das erlebte man sehr stark einmal bei den Furienchören des zweiten Orpheusaktes, wo man einen Blick tat in das Gemenge im Höllenschlunde. Fast bezeichnender aber noch war der Eindruck der unendlichen Weite, der ruhigen Fülle, den die Gefilde der Seligen im dritten Akte auslösten, einfach dadurch, daß mehrere Gruppen schreitender Frauen abwechselnd oder auch gleichzeitig verschiedene Bewegungen ausführten. Die wonnige Ruhe, die in sich geschlossene Schönheit, mit der das geschah, atmete wirklich den Charakter einer paradiesischen Wunschlosigkeit.

Freilich durfte man dabei nicht mit dem Opernglas die einzelnen Gestalten und Gruppen absuchen, sondern mußte das Ganze als Ganzes in sich aufnehmen. Das Opernglas, dieser Feind eines künstlerischen Theatergenusses, wird hier überhaupt außer Dienst gestellt, dank der gleichmäßigen Lichtverteilung über die ganze Bühne. Das Licht arbeitet als eine natürliche Kraftquelle. Es ist viel folgenreicher, als man zunächst denkt, wenn so nicht mehr in der heute üblichen Weise das Gesicht der Spieler besonders scharf erhellt, sondern ihr ganzer Körper gleichmäßig beleuchtet wird. Die Mimik des Gesichtsausdruckes wird in ihrer Bedeutung abgeschwächt, dafür werden Haltung und Bewegung des Körpers um so beredter. Für das Musikdrama ist das entschieden schon deshalb ein Vorteil, weil einem singenden Gesichte der mimische Ausdruck sehr beschränkt, oft ganz unmöglich ist. Aber überhaupt scheint hier ein Zwang zum großen Stil der Bewegung, und man erkennt, daß es nicht belanglos war, wenn die Antike, die diese große Bewegung besaß, dem Schauspieler eine Maske vorband.

Alles Dekorative war von erhabener und erhebender Einfachheit, dem Geiste der Tragödie entsprechend, als die man Glucks Meisterwerk aus den Zutaten des Zeitgeschmacks herausgeschält hatte. Emmy Leisner als Orpheus stand würdig in diesem großen Rahmen. Das Publikum war tief ergriffen und sichtlich festlich gestimmt. —

Was nun? fragen die Ungeduldigen. Wozu dient das? Was nützt das? — So, wie sie es wünschen, ist eine Antwort nicht möglich. Je mehr man sich mit dieser Tat beschäftigt, um so reicher, aber auch um so neuartiger werden einem ihre Wirkungen. Ich glaube, es öffnen sich hier Wege zu ganz neuen künstlerischen Schöpfungen. Wir müssen auf ihre Schöpfer warten. In den Grenzen natürlich, in denen der Rhythmus Urelement *jeder* Kunst ist, werden diese Künste aus der rhythmischen Schulung Gewinn schöpfen können. Man sehe z. B. die Lithographien an, die der Prager Hugo Böttinger zeigte. Wie viel hat dieser Mann von den Hellerauer Spielen bekommen. — Musiker werden vor allem nach der Angliederung einer Chorschule verlangen. Pädagogen werden versuchen, das Spiel der Kinder so für Seele und Körper nutzbar zu machen. Ich — ich bin nur ein ganz einfacher Genießer. Ich habe an diesen zwei Festtagen eine Fülle von Schönheit überkommen. Mein Gefühl ist Dank für diese Beglückung. R. St.



Berliner Musikfeste

An keinem Orte sind Musikfeste an sich so überflüssig, wie in Berlin. Nirgendwo herrscht ein derartiges Überangebot an musikalischen Veranstaltungen, nirgendwo stehen auch unter gewohnten Verhältnissen so große Mittel zur Verfügung, wie hier. Freilich regelt sich ja das Angebot der Musik nicht mehr nach der Nachfrage. Weitaus der größte Teil aller musikalischen Unternehmungen trägt kapitalistischen Charakter, und so ist es denn auch hier das Unternehmerkapital, das seine Geschäfte zu machen sucht. Es liegt etwas

Tragisches darin, daß ein Opfer der Gesamtheit nun auch wieder diesem Kapital zugute kommt. Dadurch daß die Stadt Berlin durch einen erheblichen Zuschuß dem Philharmonischen Orchester die Möglichkeit geschaffen hat, auch die Sommermonate hindurch in Berlin zu bleiben, haben die Konzertdirektionen das Orchester zur Verfügung, dessen sie zur Veranstaltung von Musikfesten benötigen.

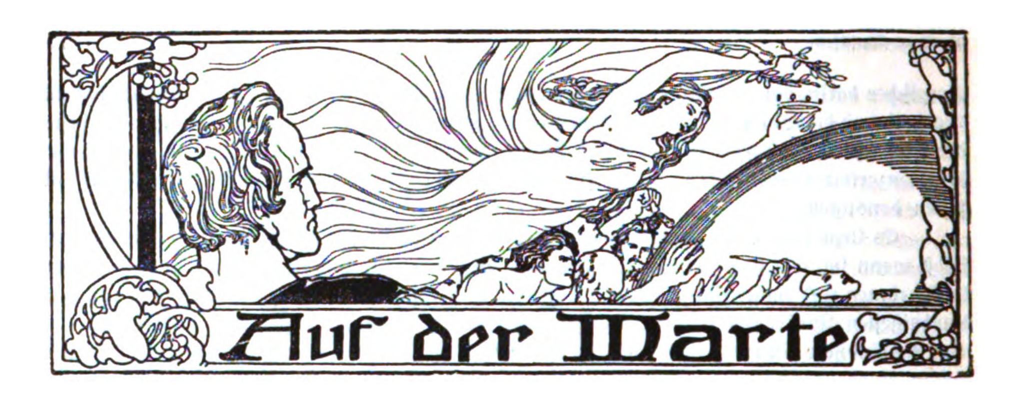
Es liegt weiter kein Grund vor, auf derartige Unternehmungen hier näher einzugehen, selbst wenn sie, wie das Bach-Beethoven- und Brahms-Fest, äußerlich einen glänzenden Verlauf nehmen und künstlerisch wertvolle Aufführungen bringen. Das letztere kann man von dem im heißesten Juni veranstalteten Beethovenfest unter Leitung Mengelbergs nicht behaupten. Der holländische Dirigent ist gewiß ein tüchtiger Kapellmeister, aber keinesfalls ein Künstler, dessen Ausdeutung Beethovenscher Werke irgendwie über eine Durchschnittsleistung hinausgeht. Dagegen verdient ein drittes Musikfest aus kunstpolitischen Gründen Erwähnung.

Der Allgemeine Deutsche Musikerverband, der heute sechzehntausend Orchestermitglieder um seine Fahnen schart, veranstaltete unter Bezugnahme auf das Kaiserjubiläum in der letzten Juniwoche sieben Konzerte, zu deren Leitung er ein Dutzend der bedeutendsten deutschen Dirigenten berufen hatte. Ein Riesenprogramm wurde abgewickelt, anderthalbtausend Orchestermusiker wirkten jeweils in der Stärke von etwa zweihundert Mann in diesen Konzerten mit. Auf die künstlerische Seite soll hier näher nicht eingegangen werden. Bewundernswert bleibt die deutsche Orchesterdisziplin, die es ermöglichte, in wenig Proben eine so große Musikerzahl derart zu schulen, daß die vielfach sehr schwierigen Werke eine durchweg einwandfreie Wiedergabe erfuhren.

Bedeutsam ist die ganze Veranstaltung als soziale Kundgebung. Die deutschen Orchestermusiker haben sich längst organisiert. Das fiel ihnen viel leichter als etwa den Solisten und Kapellmeistern, weil sie durch ihre Zahl viel stärker sind und von vornherein in größeren Verbänden arbeiten. Was sie mit dem jetzigen Massenaufzug in Berlin bezwecken, ist wohl einmal: sinnlich wahrnehmbar zu machen, welche Fülle von künstlerischem Können, welche Masse hingebender Arbeit und doch auch welche starke Lebenszucht von einem Stande geleistet wird, der durchweg unter sehr ungünstigen materiellen Lebensbedingungen zu leiden hat. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Publikum an diese schlimme soziale Lage des Musikers nicht denkt. Kommt es doch mit dem Orchestermusiker eigentlich nur zu seinem Vergnügen oder gar in gehobener Weihestimmung zusammen. Ich glaube aber, die Orchestermusiker dürfen versichert sein, daß die große Öffentlichkeit so lange mit ihren Bestrebungen zur Besserung ihrer sozialen Lage mitgehen wird, als diese Bestrebungen nicht zu einer Schädigung der Kunst führen. Das kann man bis heute unseren deutschen Orchestermusikern im Gegensatz zu ihren amerikanischen Berufsgenossen nachrühmen.

Auch die Veranstaltung dieses Berliner Festes ist ein Zeugnis des idealen Opferwillens für die gesamte Organisation, wie für die einzelnen bei diesem Unternehmen Beteiligten. Hoffen wir, daß dieser gute Geist der Organisation weiterhin erhalten bleibt, daß sie niemals vergißt, daß gerade im Kunstleben sich die Gewohnheiten des sonstigen Gewerkschaftslebens nicht durchführen lassen. Vor allem aber ist es die Aufgabe des Orchesterbundes, dafür zu sorgen, daß die geistige und künstlerische Vorbildung der Orchestermitglieder gehoben wird. Man darf überzeugt sein: wenn die gesellschaftliche Geringschätzung des Orchestermusikers wirklich eine so weitverbreitete Tatsache sein sollte, als wie es von Sachverständigen beklagt wird, so liegt das niemals an einer Geringschätzung der Tätigkeit des Orchestermusikers, sondern hat den Grund in seinem allgemeinen Bildungsstand.





Völker und Heere

In einer Rede zur Wehrvorlage hat Reichskanzler v. Bethmann Hollweg am 12. Juni im Reichstage geäußert: „Das Volk weiß, daß wir kein einiges Deutschland hätten, wenn wir nicht eine starke und gesunde und gute Armee gehabt hätten.“ Das ist falsch, und richtig gerade das Umgekehrte: „Das Volk weiß, daß wir keine starke und gesunde und gute Armee hätten, wenn wir nicht ein einiges Deutschland gehabt hätten.“ Ein „einig Volk von Brüdern“ kann immer nur die Ursache, nie die Folge eines starken Heerwesens sein, das beweist schon die tausendfältig durch die Geschichte bestätigte Tatsache, daß stets nur volkstümliche Heerführer in volkstümlichen Kriegen dauerhafte Erfolge erringen können. Der Reichskanzler fuhr fort: „Das Volk weiß, daß mit unserer Wehrmacht, mit unserer Wehrstärke der Wohlstand und die Macht Deutschlands steht und fällt.“ Wieder verwechselte er Ursache und Wirkung; wieder ist gerade das Umgekehrte richtig: Das Volk weiß, daß mit dem Wohlstand und der Macht Deutschlands unsere Wehrmacht, unsere Wehrstärke steht und fällt. Heere können keine Kräfte erzeugen, sie können nur Kräfte schützen oder vorhandenen Kräften als Mittel zu ihrer ungestörten Entfaltung dienen. Ein Heer kann ein nützliches Instrument für die Macht eines Volkes bedeuten, aber diese Macht selbst entsteht und wächst unabhängig vom Heerwesen. Darum erweisen sich auch militärisch schwache aber von Natur starke Völker gegen militärische und überhaupt politische Kampfmittel gefeit. Die Juden, die seit Jahrtausenden nicht mehr zu den staatenbildenden Völkern gehören, haben schon viele gewaltige Staaten überdauert, die sie ausrotten wollten. Die Chinesen sind oft von feindlichen Nomadenstämmen unterworfen worden, die über ihnen einen Ausbeutungsstaat errichteten; sie haben doch schließlich immer wieder jede Fremdherrschaft abzuschütteln vermocht und bilden heute der vierten Teil der Menschheit. Es gibt kein polnisches Reich mehr, aber heute mehr als doppelt so viel Polen, wie zur Zeit den Teilung Polens, und die heutigen Polen breiten sich rasch gerade auf Kosten der Völker aus, deren Staaten einst das polnische Reich unter sich teilten. Rußland ist von Japan besiegt worden, nicht weil es militärisch schwach war, sondern weil die russischen Machthaber die Fühlung mit dem Volke und damit die Verbindung mit den wirklichen Quellen der Macht eines Staates verloren hatten. Die Japaner haben nicht das russische Volk besiegt, sondern seine Unterdrücker, und indem diese geschwächt wurden, erhielt das russische Volk mehr Spielraum für die Entfaltung seiner Kräfte: Daher der rasche Aufschwung des Wirtschaftslebens in Rußland seit dem Kriege. Die Buren in Südafrika sind von den Engländern besiegt worden, aber mit welcher Kraftvergeudung! Und heute gedeiht das Burentum in der südafrikanischen Union nicht nur wirtschaftlich viel besser als das Engländertum; es gibt auch in der Politik schon den Ton an. Volkskraft und nicht Heeresübermacht gibt also im Wettbewerb der Völker immer den Ausschlag. Wehe dem Volke, dessen Militarismus die

Volkswirtschaft derart überwuchert hat, daß er als drückende Last empfunden wird! Frankreichs Ehrgeiz, den Ruhm aufrecht zu erhalten, den es unter Napoleon als unbewußtem Erwecker schlummernder Energien in östlichen, physisch stärkeren Völkern erworben hatte, ist die Grundursache, warum seine Erneuerungskraft zurückgeht. Dieser Ehrgeiz läßt die französische Nation sich in der Produktion von künstlichen Sicherheiten erschöpfen.

Reichskanzler v. Bethmann Hollweg fuhr fort: „Das deutsche Volk erkennt in der Ehre der Armee seine eigene Ehre." Wiederum suchte er gleichsam einen Sohn zum Vater seines Vaters zu stempeln. Er hätte sagen müssen: „Das Volk erkennt in seiner eigenen Ehre die Ehre seiner Armee." Wenn dem Heere eine andere Ehre angezüchtet wird als die Ehre des Volkes, so wird es dem Volke entfremdet, und das Volk würde sich dann selbst entehren, wenn es in der Ehre der Armee seine eigene Ehre sehen wollte.

O. C.

*

Ein Nörgler

An den Veranstaltungen zur Kaiser-Jubiläumsfeier in Berlin hat Ulrich Rauscher in der „Frankf. Ztg." wenig Freude gehabt. Er hätte es anders gemacht. Zunächst das Fest dezentralisiert: „In all den neugeschaffenen Stadtparks, im Tiergarten, am ‚Waldgürtel', im Grunewald, hätt' ich Militärkapellen spielen lassen, von Morgens bis Abends, mitten im Grünen, neben einem Tanzboden und einem Bierfaß. Ich hätte dies aus seiner grauen Alltäglichkeit lechzende Volk zum Festefeiern gezwungen, es aus seiner Passivität herausgelockt, seinen Betätigungsdrang (in den gebotenen Schranken des Berliner Zentrums aufs Hurraschreien angewiesen) zum Ausdruck eigener Lust ermuntert, ich hätte, statt dem gierigen Beschauen höfischer Dinge, all diese Menschen, die sich nach Festen sehnen, für die Feier eigener Feste gewonnen, damit sie wissen, wie es ist, wenn andere festen. Und einmal hätte der Kaiser eine Rundfahrt durch all diese Festplätze machen müssen. Das Kaiserjubiläum war, wie die Jahrhundertfeier, wie die Prinzessenhochzeit, ein großes Schaustück, von dem das Volk keinen Bissen abbekam ...

Es war kolossal viel los, aber das war es nicht, was es hätte werden sollen und können: ein Volksfest. Laßt einen gänzlich gleichgültigen Fürsten Unter den Linden einziehen und Ihr habt die Feststraße voll. Die Fülle ist bei einer Stadt, die so viel Menschenmaterial zu vergeben hat, kein Argument. Die Begeisterung noch weniger. Mengen sind immer begeistert. Aber liegt nicht vielleicht etwas von einem Beweis für oft und unwillig erörterte Dinge darin, daß man bei diesem Jubiläum die besten der Gelehrten (von einigen, deren Stellung an der Berliner Universität das mit sich bringt, abgesehen), die besten der Dichter, der Künstler, der Männer des öffentlichen Lebens, wie es von der Volksseite herströmt, nicht zum Berliner Schloß ziehen sah? Daß der Kaiser, der selbst in diesen Tagen Zeit hat, wie jährlich dutzende Male, in einem Offizierskasino zu Gast zu sein, nicht einmal bei den Vertretern des Volkes am Tisch sitzen mochte? Daß bei einem Jubiläum, das Kaiser und Volk weit mehr angeht, als Kaiser und Hof, dennoch der Hof, nicht dominiert, sondern einzig und allein in Betracht kommt?

Man müßte, um denen, die von der überquellenden Begeisterung der Berliner Massen reden, den tiefsten Grund dieser nicht zu leugnenden Begeisterung aufzudecken, nachweisen, daß Wilhelm II. so ziemlich alles hat, was den Massen seit je gefallen hat. Und die Wenigen seit je kritisch stimmte. Aber solche Untersuchung kommt nie zu spät, auch wenn man sie nicht in Stunden vornimmt, wo der Lärm der erregten Stadt über die wundervollen Bäume des Leipziger Platzes heraufdröhnt. Eine Welt ist auf den Beinen, um ja jedem Schaustück nachzulaufen, und an den Feststraßen stehen die Menschen, von morgen bis abend, wie Mauern. Sie schreien ‚Hoch' und machen nachher eiskalte, böse Witze. Wer Ohren hat, zu hören, der hört eines: es ist Zeit, daß diesem Schauspiel vom feiernden Monarchen und dem mitfeiernden Volk ein festerer, innerlicher, auf

gegenseitiger Schätzung auferbauter Inhalt gegeben werde, den beide als kostbarstes Gut an solchen Festtagen segnen und miteinander dankend verehren können."

*

Noske der Große und die hundertzehn Aufrechten

Nur ein Redner aus dem Hause hat am „Dienstag gesprochen, ein Sozialdemokrat. In viereinhalbstündiger Rede vertrat Gen. Noske den Standpunkt der Sozialdemokratie gegen das stehende Heer, gegen die ungeheuerlichste aller Militärvorlagen, gegen die faulen Gründe der Militärschwärmer, Chauvinisten und Rüstungsinteressenten. Zuerst ahnten die Regierung und die bürgerlichen Parteien nicht, was ihnen bevorstand. Als Noske aber nach einer Stunde erkennen ließ, daß er jetzt ungefähr mit der Einleitung seiner Rede zu Ende sei, begannen sie dunkel zu ahnen. Als Noske nach zwei Stunden in unverminderter Frische weiterredete und von ungefähr zu verstehen gab, daß er nunmehr erst recht eigentlich ausholen wolle, wurde ihnen ihre Ahnung zur fürchterlichen Gewißheit. Und als Noske nach drei Stunden vergnügten Gesichts und guten Mutes zu einem weiteren Packen seines umfangreichen Manuskripts griff, ergaben sie sich stöhnend in das Unvermeidliche ihres Geschicks. Als sie aber in der fünften Stunde, als Noske mit glänzendem Elan zu seinen Hauptschlägen ausholte, als er mit niederschmetternder Wucht der neuen Milliardenbelastung des deutschen Volkes die Schande der preußischen Rechtlosigkeit und das uneingelöste Königsversprechen gegenüberstellte, als sie jetzt ihrem Ärger über die lange Rede und die aufreizenden Anklagen gegen das System des Militarismus durch Zwischenrufe und Knurren und Murren Luft machen wollten, da stellte sich die Fraktion der Hundertzehn wie ein Mann hinter ihren beredten und sachkundigen Wortführer. Mit donnernden, stürmischen, immer wiederholten Bravos machte sie am Schluß der Rede Noskes seine Gründe und Schlußfolgerungen zu den ihrigen, und in Beifallsbrausen ertrank das Zischen der Rechten wie das Angstgegacker erschreckender Hühner vor dem Brausen des Sturmes."

Siegesbulletin aus dem Moniteur des Zukunftstaates. (Zugleich Schilderung einer Zukunftsschlacht.)

*

Aus dem Opferjahr

„Ein Tag der eleganten Frau".

Er wurde einem opferfreudigen Publico des Münchener „Schauspielhauses" vorgeführt. Ein Mitarbeiter der „Hamburger Nachrichten" war aber noch opferfreudiger und hat ihn abgekientoppt:

Also, das erste Bild („Morgentoilette") zeigt ein leidlich geschmackvolles Boudoir. Eine Dame liegt nachlässig auf einem Diwan, blättert in einem Buch, trinkt Tee, raucht Zigaretten und ist gehüllt in ein schneeweißes Morgengewand. Alles an ihr bemüht sich, elegant zu sein. Eine andere Dame sitzt inzwischen vor einem Spiegeltisch und läßt sich von einem Jüngling, der die Verkörperung der Dienstbeflissenheit darstellt und sicher auf den Namen Jean hört, obgleich er etwa Korbinian heißt, kunstvoll frisieren. Eine Zofe, schwarzes Kleid und weiße Achselschürze, ist auch anwesend und betätigt sich zweckmäßig und nach Bedarf. Einmal schleift sie zwei riesige Kartons auf die Bühne. Da der Jüngling sich verzogen hat, unternehmen es die Damen, die Kartons zu öffnen. Die allerschönste Spitzenwäsche wird von zarten Fingern hervorgeholt und dem staunenden Publikum vorgezeigt. Die einzelnen Stücke werden sorgsam ausgebreitet und manchmal halbwegs und auf eine äußerst dezente Art anprobiert. Es ist halt eine Pantomime ...

Das nächste Bild heißt „Promenade". Schlanke und weniger schlanke Damen wandeln gravitätisch und holdselig in einem Phantasieparkgelände auf und ab und sind sich der Schönheit ihrer Kleider ganz bewußt. Ein paar Kindlein sind auch da. Die sind

beweglicher und naiver und erfreuen das Gemüt. Manchmal spannt eine der Damen einen sehenswerten Schirm auf. Das gibt dann jedesmal einen dumpfen Krach ...

Drittes Bild: „Modesalon". Auf zahllosen Gestellen zahllose Hüte. Tell kommt einem in den Sinn: „Was soll der Popanz auf der Stange?" Etliche Damen treten herein, setzen allerlei Kopfbedeckungen auf und werfen prüfende Blicke in einen Spiegel. Sie entwickeln eben so viel Grazie wie Ausdauer. Eine Famula, die beständig knixt und lächelt, bestreitet vornehmlich den pantomimischen Teil der Sache ...

Das vierte Bild („Fünfuhrtee") verblüfft durch einen unmöglichen Innenraum. Im übrigen ein gedeckter Tisch, etwas befangene Mimik und Kleider, Kleider, Kleider ...

Fünftens: „Am Strand". Das Bühnenbild, ein bißchen à la Reinhardt, hat einige Ausrufe des Entzückens zur Folge. Das Meer ist so blau. Ein Bademantel wird vorsichtig gelüftet. Man erhascht den Anblick eines nackten Armes, einer nackten Schulter und eines Badeanzuges ...

„In großer Toilette" heißt das letzte Bild. Die Augen gehen ihm über, dem Publikum. Ein fabelhafter Luxus wird lächelnd und wie en passant entfaltet. Ballkleider und Abendmäntel von üppiger Schönheit wirken lebhaft auf die Sinne ein. Am Schluß gibt es eine Art Apotheose, und niemand kann den Sirenenklängen der seidenen Roben widerstehen ...

Für den nötigen Ohrenschmaus sorgen übrigens während der sämtlichen sechs Bilder die tändelnden Takte einer kientoppwürdigen Musik. „Koo—mm in meine Liiie—beslaube ..."

Es ist zu süß!

*

Ein Musterbetrieb

Die öffentliche Meinung ist im allgemeinen den Telephonistinnen nicht hold, was bei den vielen falschen Verbindungen, die täglich in der Großstadt zustande kommen, nur zu natürlich ist. Mag nun auch häufig eine Lässigkeit der Beamtin vorliegen, so darf man doch die Kehrseite der Medaille nicht unbeachtet lassen. Ein Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts" weist auf die oft unglaublichen Umstände hin, unter denen die Beamtinnen des Berliner Bezirks zu arbeiten haben. Von der Vermittelungsstelle „Lützow" z. B. berichtet er:

„Man stelle sich bei einer Temperatur von 30 Grad Celsius vollständig überfüllte Räume vor, in denen Hunderte von Beamtinnen dicht aneinandergepfercht sind. Nun hat man zur Erweiterung des Amts einen früheren kleinen Bodenraum des Amtschefs benutzt. Dieser Winkel ist nur gegen 4 m hoch, hat ein Glasdach, auf das die Sonne brennt, zur Lüftung dienen vier Bodenluken und ein Ventilator. Dieser kann aber nicht immer eingeschaltet sein, weil sonst die Beamtinnen dauernd im Zug sitzen."

Es handelt sich hier nicht um eine Berliner Lokalangelegenheit. Die Reichspostverwaltung ist es, die Zustände schafft, die in jedem Privatbetrieb von dem Gewerbeinspektor nicht geduldet werden würden. — So also sieht das Bild von der andern Seite aus: „Arbeitsüberlastung, vermehrte Arbeitszeit, die Luft in den Arbeitsräumen stickig und unerträglich, der schweißtriefende Hörer stundenlang auf den Kopf gepreßt, dauernder Lärm, Beschwerden der Teilnehmer, Vorwürfe der Aufsichtsbeamten, und demgegenüber als einzige Erleichterung die Erlaubnis, in der großen Hitze — die Blusenärmel bis zum Ellenbogen aufstreifen zu dürfen. Aber dies auch nur auf Anordnung eines höheren Beamten: alle müssen es zugleich tun, damit es einheitlich wirkt. Ja, in Kleinigkeiten ist man groß! Vier Knöpfe müssen am Blusenschoß vorschriftsmäßig sitzen, und die Ärmel müssen rote Paspel tragen! Wie sollten denn auch sonst richtige Verbindungen zustande kommen!" L. H.

*

Eine Doktor-Statistik

Vor mir liegen einige Zahlen über Studierende und Doktorpromotionen der juristischen Fakultät an verschiedenen deutschen Universitäten aus dem Jahre 1910.

Diese Zahlen zeigen, daß die weitverbreitete Anschauung nicht ganz unrichtig ist, an einigen Universitäten könne man sich den Doktorhut so nebenbei auf der Durchreise zwischen zwei Zügen erwerben. So hatte Berlin mit seinen mehr denn 2000 Studierenden juristischer Fakultät in einem ganzen Jahr 2 Promotionen, München mit 1400 Immatrikulierten 7 Promotionen, Leipzig mit 800 schon 190, Heidelberg mit 490 schon fast die Hälfte, 234, Erlangen mit 200 überschreitet mit seinen 120 Promotionen schon die Hälfte der Studierenden seiner juristischen Fakultät, und nun gar erst das herrliche Rostock: bei 88 Doktorpromotionen hat es 84 Immatrikulierte, und vier Fünftel dieser Herren Doktoren juris utriusque haben das schöne Rostock nur anläßlich ihrer Doktorpromotion gesehen, Student sind sie dort nie gewesen.

Daß hier auch nur mit annähernd gleichem Maßstabe gemessen wird, ist schwer zu glauben.

emjr.

*

Dieser Klang, von Jugend auf gewöhnt

Im „Vorwärts" vom 2. Juli lesen wir: „Einen schönen Akt der Solidarität begingen gestern die Zeitungssetzer unseres Blattes. Ihr Kollege Lampe konnte am gestrigen Tage auf sein fünfzigjähriges Berufsjubiläum zurückblicken; seit 19 Jahren ist der Jubilar im Zeitungsbetriebe für den „Vorwärts" tätig und versieht hier das nervenaufreibende Amt eines Metteurs. Als der jetzt Vierundsechzigjährige den Arbeitsraum betrat, überraschten ihn seine Kollegen mit Festgesang. ‚Das ist der Tag des Herrn!' klang es feierlich von den Setzkästen her."

Na also!

—z.

*

Bildungsprotzerei

Auf der Internationalen Frauenversammlung, die vor kurzem in Berlin stattfand, spielte sich folgender Vorfall ab: Die Vertreterinnen von Kanada und Norwegen machten ihre sehr interessanten Ausführungen in englischer und französischer Sprache. Nun mochte zwar das Schulfranzösisch bei vielen Versammlungsteilnehmerinnen zum Verständnis der französisch sprechenden Norwegerin ausreichen, die ja auch diese Sprache als eine fremde anwandte. Die Vertreterin von Kanada blieb mit dem fließenden Gebrauch ihrer Muttersprache aber sicher vielen Versammlungsteilnehmerinnen teilweise unverständlich. Dennoch lehnte auf eine Frage der Vorsitzenden die Mehrheit der Damen die Entgegennahme einer Übersetzung ab.

Warum wohl? Fühlten sich die Damen wirklich insgesamt so sattelfest in ihren Kenntnissen der englischen Sprache, daß sie eine Übersetzung entbehren zu können glaubten, oder sollte hier nicht am Ende die liebe weibliche Eitelkeit den Anlaß zu einem herzlich unvernünftigen Beschluß gegeben haben? Ist es wirklich so beschämend für deutsche Frauen, wenn sie eingestehen, daß sie die englische Sprache nicht fließend beherrschen? Und dann: es ist doch keine Damen-, sondern eine Frauenbewegung, die die Versammlung anzubahnen wünscht. Wie soll aber die einfache Frau aus dem Volke Interesse an einer Sache gewinnen können, die ihr in fremden Lauten vorgetragen wird?

L. H.

*

Die unheilige Sonntagsarbeit

Man pflegt unserer Justiz bisweilen nachzusagen, daß sie emsiger, als mit der Blindheit der Themis eigentlich verträglich ist, darauf ausgehe, den „Staat zu erhalten" und dem Umsturz zu wehren. Ich bekenne offen: mir selber sind derlei Vorstellungen gelegentlich nicht ganz fremd gewesen. Aber ich bin bekehrt. Bekehrt; nicht ausgesöhnt mit der preußischen Justiz. Da hat sich bekanntlich vor kurzem ein preußisches Obergericht gefunden, das die Sonntagsarbeit in den Laubenkolonien für eine strafbare Störung der Sonntagsruhe erklärte und — ein Meisterstück volkspsychologischer Feinkunst — sie von der Erlaubnis der (in diesen Schichten ohnehin nicht übermäßig beliebten) unteren Polizeiorgane abhängig machte. Das sonderbare,

im tiefsten Sinne asoziale Urteil ist in der Tagespresse viel kommentiert worden, und es war eine Freude, zu sehen, wie selbst Blätter, die im allgemeinen nicht viel übrig haben für die Lebensbedürfnisse des kleinen Mannes, über diese Verkümmerung seiner bescheidenen Freuden und die wahrhaft talmudistische Auffassung des Begriffs der Sonntagsheiligung aufbegehrten. Auch ein Pastor fand sich — leider nur einer —, der unmutig rief: Die Kirche sollte es sich verbitten, auf die Art von den staatlichen Organen geschützt zu werden. Die Arbeit am Mutterboden in Gottes freier Natur sei auch Gottesdienst. Nur die politische Seite ward kaum noch gestreift. Mit welchen Gefühlen, glaubt ihr wohl, werden die Arbeiter und kleinen Handwerker, die unter den Steinmauern und Fabrikschloten der Großstadt dort draußen einer winzigen Scholle ihr bißchen Sommerglück abzuringen trachten, diesen im Namen des Königs gefällten Spruch hingenommen haben? Nein, man soll gerecht sein, wenn's einem auch bitter in die Kehle steigt: Das preußische Oberlandesgericht, das solches verfügte, hat weder den Staat zu erhalten noch dem Umsturz zu wehren gedacht. Themis war in diesem Falle wirklich blind. Ganz blind. R. B.

*

Überschätzung

Die Klagen unserer Industriekreise häufen sich über die plackerische und feindliche Art, mit der in Frankreich von Behörden und Publikum alle Waren boykottiert werden, die deutschen Ursprungs sind. Der „Kölnischen Zeitung“ wird hierzu aus geschäftlichen Kreisen geschrieben: „Im wirtschaftlichen Wettbewerb gibt es kein wirksameres Mittel, als Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Üben wir Vergeltung, wie sie die französischen Chauvinisten für 1870 gegen deutsche Waren zu betreiben trachten. Verfahren wir wie unsere Nachbarn jenseits der Vogesen wider uns. Eine gute Gelegenheit dazu wird die neue Abfassung des Warenbezeichnungsgesetzes bieten. Hier scheint es sehr angebracht zu sein, wenn Deutschland Ländern gegenüber, die Bestimmungen wie die besagten getroffen haben, und sie durch willkürliche Handhabung noch verschärfen, entsprechende Vorschriften erläßt, die eine ähnliche Anwendung ermöglichen. So ließe sich vorschreiben, daß z. B. Seifen und Parfümerien, die in einer Form eingehen, worin auch in Deutschland solche Waren hergestellt werden, auf der äußeren Umhüllung eingedruckt und auf dem Glase eingepreßt in deutschen Worten die Worte zu tragen haben: ‚Aus (Herkunftsland) eingeführt‘. Ferner ließe sich bestimmen, daß auch auf die innere Umhüllung der einzelnen Stücke ein Papierstreifen mit der gleichen Bemerkung aufzukleben ist. Weinflaschen mit und ohne Inhalt, die aus dem Auslande in das deutsche Zollgebiet eingeführt werden, müßten im Glase eingepreßt die deutliche deutsche Inschrift haben: ‚Aus (Herkunftsland) eingeführt‘. Es könnte auch das Einpressen der Jahreszahl des Einfuhrjahres verlangt werden. Einen Erfolg hat der von dem Pariser ‚Matin‘ seit einem Jahre gegen die deutsche Einfuhr betriebene Feldzug insofern gezeitigt, als man sich auch in Deutschland anzuschicken beginnt, französischen Waren gegenüber Zurückhaltung zu üben.“

Das ist schön und gut, nur fürchte ich, daß man den deutschen Michel — und michelig sind da auch die sogenannten besten Kreise, vor allem die finanziell besten — überschätzt. Bisher haben jedenfalls diese Leute immer geradezu renommiert mit der Benutzung ausländischer Waren. Und unsere Industrie unterstützt diesen Hang noch, indem sie alle Artikel, die irgendwie nach Luxus aussehen, französisch oder englisch aufmacht. So stärkt sie die Meinung, daß das Gute aus dem Ausland komme. St.

*

Entwicklung

Ernst Moritz Arndt singt in seinem bekannten Liede zur Verherrlichung der Freiheitskriege „Sind wir vereint zur guten Stunde“:

> „Wem soll der erste Dank erschallen?
> Dem Gott, der groß und wunderbar
> Aus langer Schande Nacht uns allen
> In Flammenglanz erschienen war:

Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

Aus dem Dank gegen Gott wird in einem „Liederbuch für monistische Kreise" ein Hoch auf Ernst Haeckel:

„Wem soll das erste Hoch erschallen?
Dem Meister bringen wir es dar,
Der durch ein langes Erdenwallen
Ein Streiter für die Wahrheit war;
Ob tausend Feinde ihn umtoben,
Hell blitzt sein Schwert, ihn schrecket nichts:
Kühn steht auf seiner Burg er oben
Und schwingt die Fackel hehren Lichts!"

„Des Vaterlandes Majestät weicht in der dritten Strophe der Wissenschaft, „die einst die Menschheit wird erretten"; aus der Freiheit, deren Lob bei Arndt „am hellsten soll geklungen sein", „entwickelt" sich in der vierten Strophe:

„Nun laßt uns die Entwicklung preisen,
Die uns zu Menschen werden ließ!
Die uns auf festgelegten Gleisen
Führt zu der Wahrheit Paradies.
Als sich geteilt die erste Zelle,
Der erste Keim zum — Ei — sich fand,
Da war entfacht (!) die Wunderquelle,
Aus der die Menschheit auferstand!"

Laßt uns die Entwicklung nicht so sehr „preisen", laßt uns vielmehr auf sie — hoffen. Wie Figura zeigt, hat sie noch ein gut Stück Arbeit zu leisten, bis sie die „Wunderquelle" des guten Geschmacks bei den monistischen Gesangvereinsbrüdern „entfacht" hat. Gr.

*

Kino-Statistik

Die internationale Wochenproduktion an Filmmetern beträgt 2 373 000 = 3 Millionen Mark. Das ist ein Jahresumsatz von 150 Millionen. Die 3000 Kinotheater in Deutschland werden täglich von 1½ Millionen Menschen besucht. Die Einnahme beträgt etwa 150 Millionen im Jahr.

Das bedeutet, daß jeder Deutsche (vom zehnten Jahr ab gerechnet) etwa 4 Mark für den Kientopp ausgibt. Wieviel wohl für Theater, Konzerte und gute Bücher?! St.

*

Festival de Richard Wagner

Man ist doch immer wieder überrascht, welche Wege der deutsche Geschäftsgeist auffindet, um seine Würdelosigkeit in nationalen Dingen so recht sinnfällig zu machen. So sendet man uns aus Dänemark die vom amtlichen (!) bayrischen Reisebureau (vorm. Schenker & Co.) in München erlassene Ankündigung der diesjährigen Festspiele. „Festival de Richard Wagner et Festival de Mozart Munich 1913. Théâtre du Prinze-Régent. Amphithéâtre. Orchestre invisible." Auf vier Seiten wird in zum Teil sehr anfechtbarem Französisch das ganze Programm entwickelt. Selbst die Dirigenten und sonstigen leitenden Kräfte marschieren als Monsieur und Madame auf: nur die, ach, so geliebten Amtstitel bleiben deutsch. Der dänische Einsender schreibt sehr richtig: „Abgesehen davon, daß hier kaum ein Mensch Französisch, alle aber, die enragierten Deutschenfresser ausgenommen, Deutsch mehr oder weniger verstehen, ist es unverständlich, weshalb das A. B. Reisebureau einen solchen Wisch in die Welt setzt. Vor allen Dingen zeigt es wieder den Mangel an Nationalgefühl, eine Reklame in schlechtem Französisch anstatt in gutem Deutsch zu veranstalten. Wenn Angehörige anderer Nationen die besagten Opern auf Deutsch anzuhören wünschen und verstehen, so werden sie ohne Zweifel auch eine deutsche Reklame dafür verstehen."

Es bleibt noch die Frage, ob die Stelle, die dem Reisebureau die Berechtigung verlieh, sich als „amtlich" zu bezeichnen, nicht dafür sorgen kann, daß eine solche amtliche Stelle nicht Deutschland vor aller Welt bloßstellt. St.

*

Regisseur Gerhart Hauptmann

Das „Theater der Sozietät", von dem wir mit vielen ernsten Kunstfreunden einen wesentlichen Beitrag zur Gesundung des Berliner Theaterlebens erwarten, kündigt als Eröffnungsvorstellung ein Drama von Schiller an.

Wenn das mehr als ein Zufall sein sollte, wenn man darin ein Bekenntnis zu Schillers Kraft und Reinheit sehen dürfte, würden wir das mit besonderer Freude begrüßen. Es gibt kaum einen Namen, der einen so schneidenden Widerspruch zu der augenblicklichen Berliner Theaterverirrung bildet, wie der Name des großen Schiller. Bis zu diesem Punkt wäre also alles in der schönsten Ordnung. —

Nun wird aber gleichzeitig angekündigt, daß Gerhart Hauptmann der Regisseur dieser Eröffnungsvorstellung sein soll. Da Hauptmann in den langen Jahren, in denen er mit dem Theater verbunden ist, unseres Wissens noch nie einen Drang nach Klassikerinszenierungen bekundet hat, muß man wohl leider annehmen, daß das Theater der Sozietät in erster Linie einen sensationellen Namen auf den Zettel setzen wollte. Diese unsolide Spekulation in „sensationellen" Namen aber sollte die kommende Bühne am besten Herrn Reinhardt überlassen, um dafür selber durch die Solidität ihrer Arbeit zu imponieren.

*

Der Hauptmannrummel im Ausland

Man könnte nun endgültig über die unsäglich üble Hauptmann-Angelegenheit die Akten schließen, zumal Reinhardt das „Festspiel" aufführen will und Christians, der längst zur Schablone Erstarrte, es vor gähnendem halbleerem Philharmoniesaal gar vorgelesen hat, nachdem selbst die „Konfessionslosen" und der Sozialdemokrat Herr Pëus keinen Zweifel daran ließen, daß es ein Schmarren erster Ordnung sei. Auf der Strecke geblieben sind vor allem diejenigen Berliner „Kunstrichter", die mit dem Mut der Verzweiflung beflissen waren, das nach beiden Seiten hin unehrliche Machwerk hochzuloben, das gerade in den Parteikram ihrer Brotgeber paßte. Anders aber liegt die Angelegenheit, wenn jetzt die deutsche Auslandpresse auf die erste verlogene Stimmungsmache hereinfällt und ohne die in ihrer Lage doppelt gebotene Pflicht sorgfältiger Prüfung den literarisch erregten „Literatur-Konfektionären" glaubt zu Hilfe kommen zu müssen. „Erstimulierte Begeisterung" nennt Lichtenberg so etwas. In der „Pariser Presse", dem „Organ der deutschsprechenden Bevölkerung in Frankreich", finden wir höchst alberne Anrempelungen des deutschen Kronprinzen. Es heißt dort:

„Daß es der Kronprinz war, der den Breslauer Magistratsbeschluß herbeiführte, der mit der Niederlegung seiner Protektoratswürde drohte, wenn seinem Wunsch nicht entsprochen werde ..., dem der Breslauer Magistrat nicht die Wahrheit zu sagen wagte, weil der Untertanenverstand noch stark ist im Gehirn des deutschen Michels, ist, was die französischen Zeitungen am lebhaftesten betonen. Das Verhalten des Kronprinzen war wie das Verhalten derer, die die nationale Geschichte anders haben möchten, als sie tatsächlich ist, die den unentschlossenen damaligen Preußenkönig zu einem Helden machen möchten. Das ist es, was geeignet ist, Deutschland in den Augen der Welt herunterzusetzen."

Besinnungslos wird die alte Lüge hier aufgetischt, daß deshalb das nationale Deutschland von Hauptmanns Festspiel nichts wissen wollte, weil — König Friedrich Wilhelm III. darin nicht gepriesen sei. Niemandem, keinem irgendwie ernsthaften Schriftsteller, keinem „Junker", keinem „Pfaffen", und mochten sie noch so „schwarzblau" sein, ist es ja eingefallen, dem Dichter eine so unsinnige Zumutung zu stellen. Nirgend ist der zage und sein Volk hemmende Hohenzoller in diesem Erinnerungsjahr mitleidloser beurteilt worden, als in der nationalen Presse. Es ist ein glatt aus den Fingern gesogener Schwindel, der durch die Wiederholung nicht besser wird, daß derartige Motive hier irgendwie mitgesprochen hätten. Besonders schlagend hat ja Schlaikjer vom demokratischen Standpunkt aus in der „Welt am Montag" das freiheitliche Heldentum Hauptmanns nachgewiesen [s. Tagebuch]. Ein Blatt aber, wie die „Pari-

ser Presse", an sich berufen, auf vorgeschobenstem und heikelstem Posten, Deutschlands Ansehen zu vertreten, läßt seine simpelste Pflicht, sich zu unterrichten, außer acht und leistet sich folgendes:

„Fast die ganze Volksöffentlichkeit ist entrüstet über Kriegervereinsmänner, Breslauer Stadtväter und Kronprinz. Nur die reaktionäre Presse ist trunken vor Freude.

Wir Deutsche im Ausland schämen uns über den Breslauer Magistratsbeschluß, wir sehen aber mit Genugtuung, daß fast die ganze deutsche Volksöffentlichkeit protestiert."

Schämen werden sich die Deutschen im Ausland allerdings, namentlich in Paris. Aber hoffentlich über ganz etwas anderes.

A. Ptz.

*

Max Reinhardt in allen Gassen

Der Welt ist die frohe Kunde zugeflogen, daß Max Reinhardt mit einem südamerikanischen Konsortium in Verbindung steht, das in der nächsten Saison in Argentinien und Brasilien unter „persönlicher Leitung Reinhardts" eine seiner Pantomimen aufführen will.

Es läßt sich gar nicht leugnen, daß Max Reinhardt dem Theatergeschäft Dimensionen zu geben versteht, mit denen verglichen die Künstler früherer Zeiten zu national beschränkten Kleinbürgern herabsinken. Nachdem er sich Europa unterworfen hat, nimmt er nunmehr die entfernteren Erdteile in Angriff, und bald werden wir von australischen und zentralafrikanischen Konsortien hören, die seine Pantomimen aufführen wollen. Ein Pionier der Kunst wie er macht weder vor dem Urwald noch vor der Wüste noch vor der zentralafrikanischen Kultur halt. Seine imponierenden Leistungen finden überall ihr Publikum. —

Einige Schwierigkeiten werden lediglich aus dem Umstand erwachsen, daß Herr Reinhardt leider nicht in allen fünf Erdteilen zu gleicher Zeit sein kann. Dadurch wird nämlich die berühmte „persönliche Leitung" bedroht, ohne die dieser Sorte von Kunst die rechte Weihe und Kraft nun einmal fehlt. Am Ende aber könnten sich aus dem Dramaturgenbestand des „Deutschen Theaters" vier Herren auf den Namen Max Reinhardt taufen oder umtaufen lassen. Wenn auf diese Weise jeder der fünf Erdteile einen Max Reinhardt erhielte, könnte die Reklamenotiz von der „persönlichen Leitung" erscheinen. Und damit dürfte das Wesentlichste geordnet sein.

Sprachliche Schwierigkeiten können schon darum nicht entstehen, weil Max Reinhardt, als der Neuerwecker des deutschen Dramas, einem Teil seiner Aufführungen die Sprache bekanntlich genommen hat. Auch sonst sind die Mittel seiner Kunst — die starke Entfaltung äußerer Kräfte usw. — derart, daß sie sowohl einen Berliner Rezensenten wie einen zentralafrikanischen Nigger begeistern können.

*

Vom musikalischen Ramschbetrieb

Im „Hamburger Fremdenblatt" vom 27. Juni 1913 findet sich folgende Anzeige: „Gratis Klavierunterricht erhält jeder, der für 30 M Noten nach eigener Wahl kauft. Anfragen Postlagerkarte Nr. 26, Hamburg 33.

Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, daß sich das soziale Gewissen auch für Dinge des geistigen Lebens allmählich dahin schärfen wird, daß nicht nur die Abfassung, sondern auch die Veröffentlichung derartiger Schwindelanzeigen als unsittlich empfunden und darum von den Zeitungen abgelehnt werden wird.



Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Theodor Körner

Karl Bauer



(Mit Genehmigung des Verlags B. G. Teubner in Leipzig)



Dante und Virgil — Eugen Delacroix

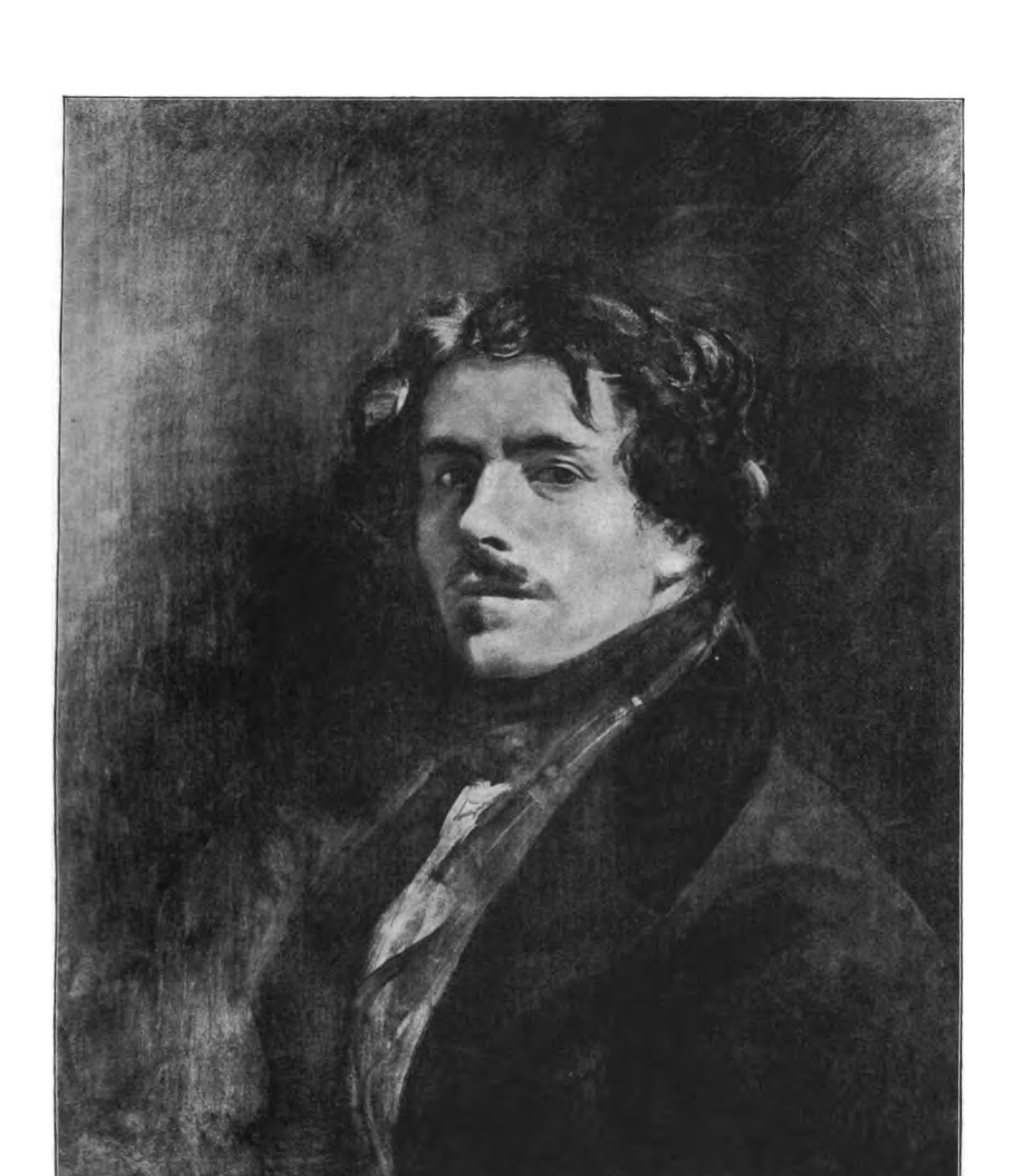
Das Christengemetzel von Chios  Eugen Delacroix



28. Juli 1830 (Barrikadenkampf) — Eugen Delacroix



Eugen Delacroix



Selbstbildnis — Eugen Delacroix



Judenhochzeit in Marokko — Eugen Delacroix



XV. Jahrg. August 1913 Heft 11

Drei Lieder

von

Hermann Wetzel

I.
DER WIRTIN TÖCHTERLEIN
(Ludwig Uhland)

GESANG
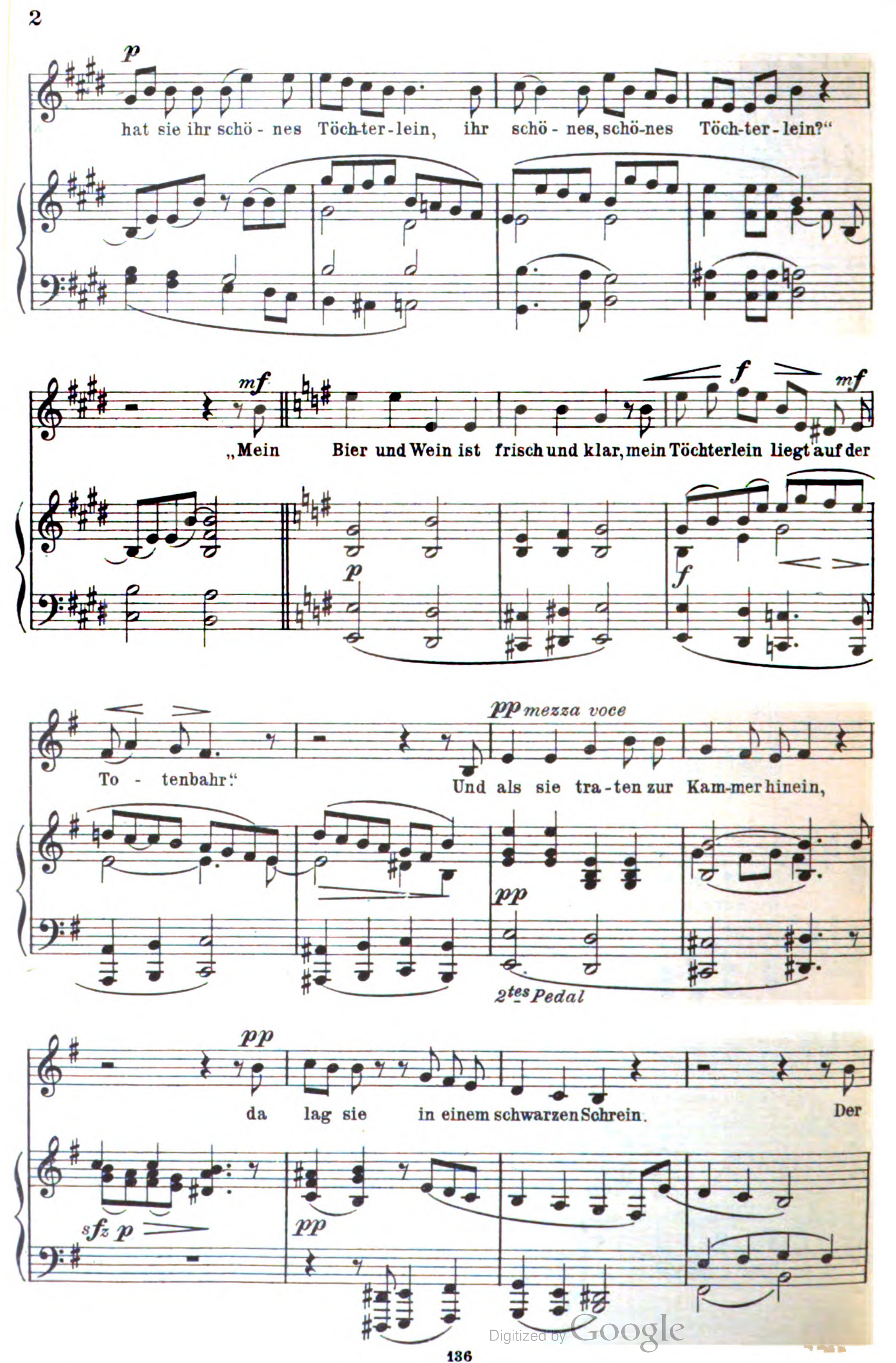
PIANO
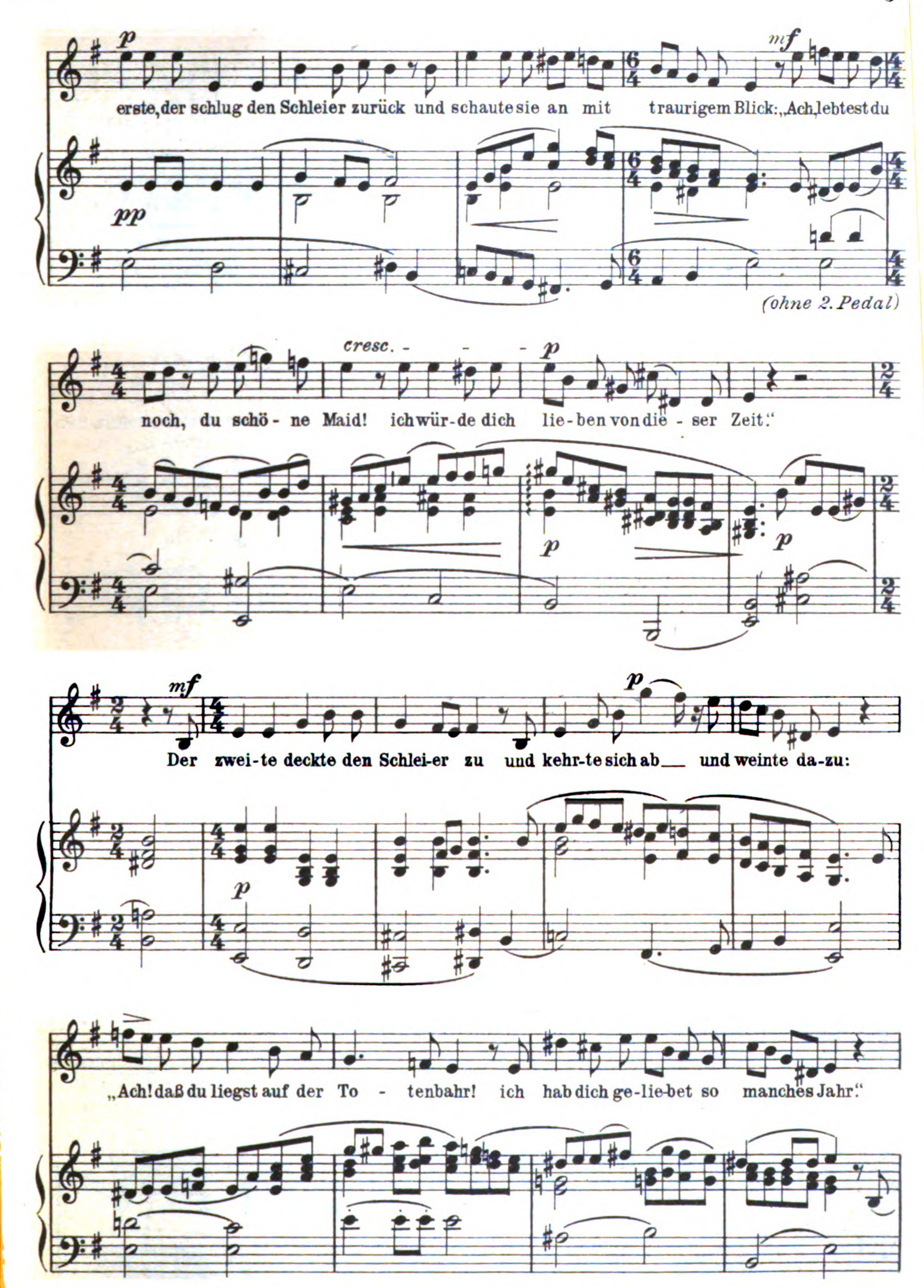
mf

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein, bei einer Frau Wirtin da kehrten sie ein.

f

„Frau Wirtin, hat sie gut Bier und Wein? Wo


p
hat sie ihr schö - nes Töch-ter-lein, ihr schö - nes, schö-nes Töch-ter - lein?"
mf
„Mein Bier und Wein ist frisch und klar, mein Töchterlein liegt auf der
f
mf
p
f
To - tenbahr."
pp mezza voce
Und als sie tra - ten zur Kam-mer hinein,
pp
2tes Pedal
pp
da lag sie in einem schwarzen Schrein.
Der
sfz p
pp


p
mf
erste, der schlug den Schleier zurück und schaute sie an mit traurigem Blick: „Ach, lebtest du
pp
(ohne 2. Pedal)
cresc. - - - p
noch, du schö - ne Maid! ich wür-de dich lie-ben von die - ser Zeit."
p
p
mf
p
Der zwei-te deckte den Schlei-er zu und kehr-te sich ab und weinte da-zu:
p
„Ach! daß du liegst auf der To - tenbahr! ich hab dich ge-lie-bet so manches Jahr."



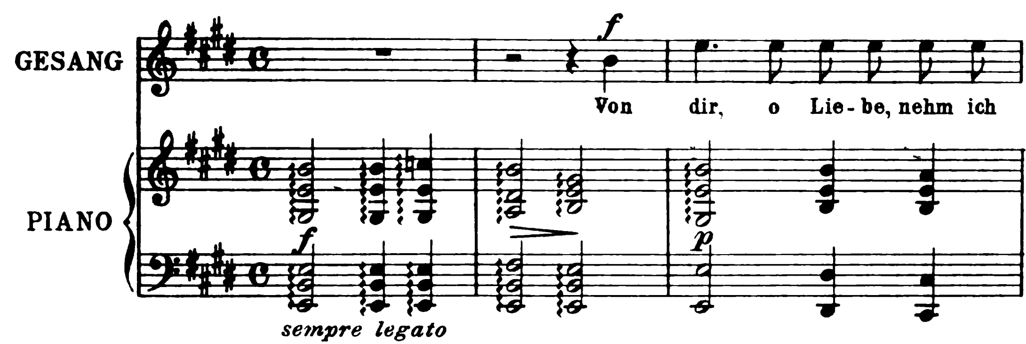
Der drit-te hub ihn wie-der sogleich und
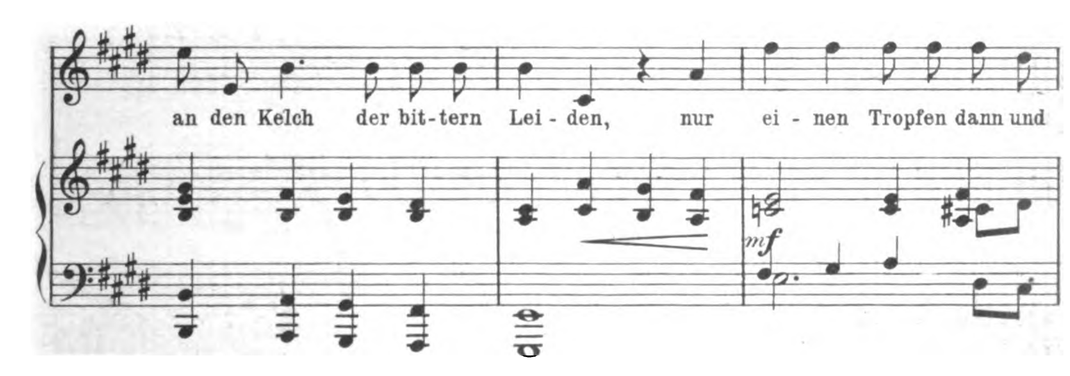
küß-te sie — an den Mund so bleich: „Dich liebt ich immer, dich
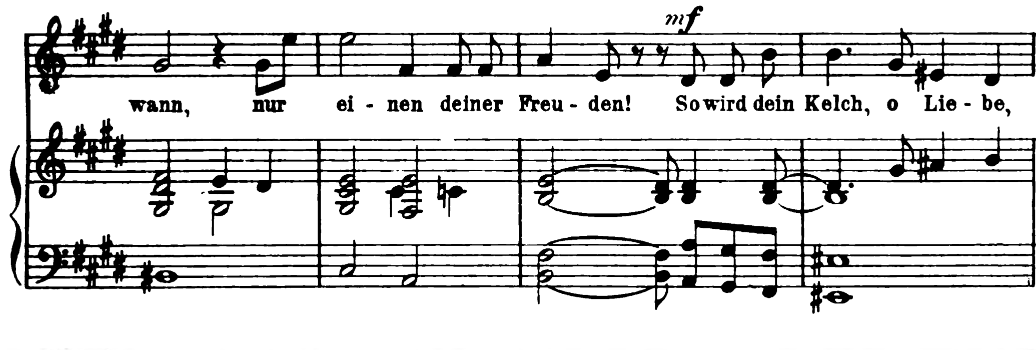
lieb ich noch heut und wer-de dich lie-ben in E-wig-keit, und
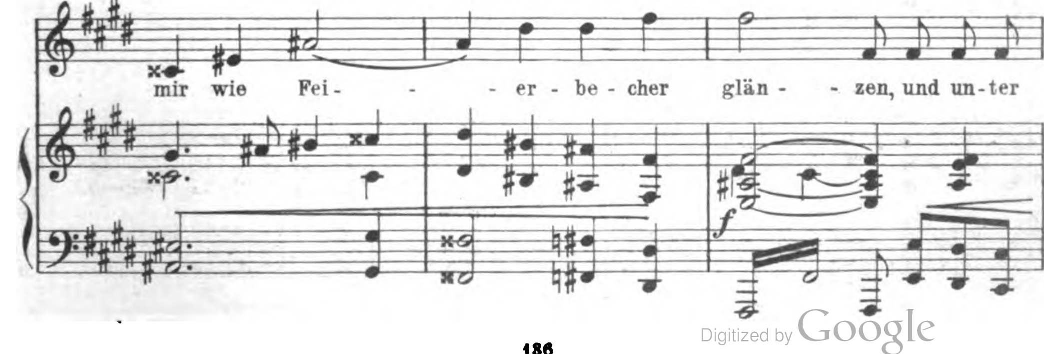
wer-de dich lie-ben in E-wig-keit!“
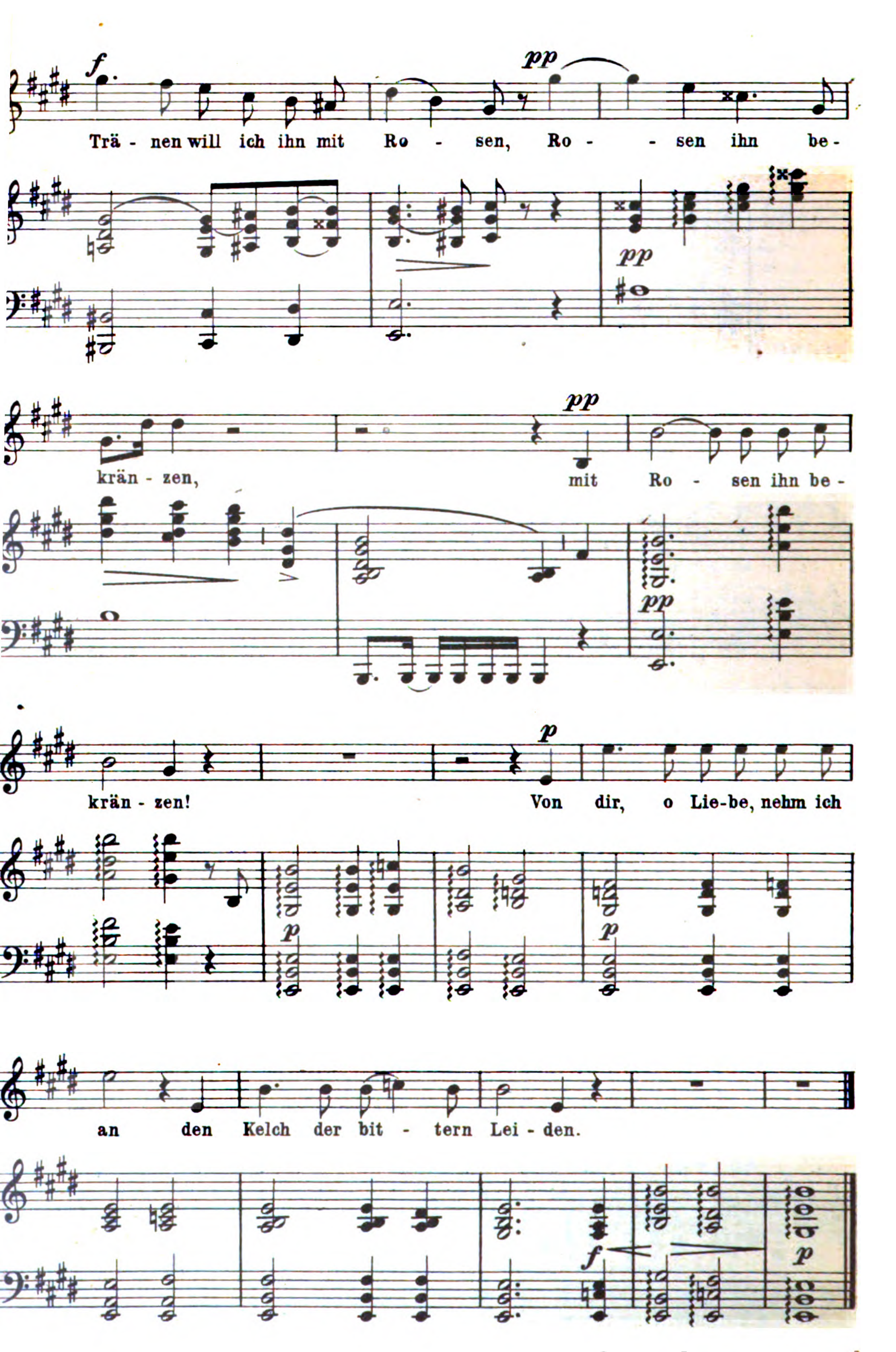
II.
AN DIE LIEBE
(Johann Georg Jacobi)
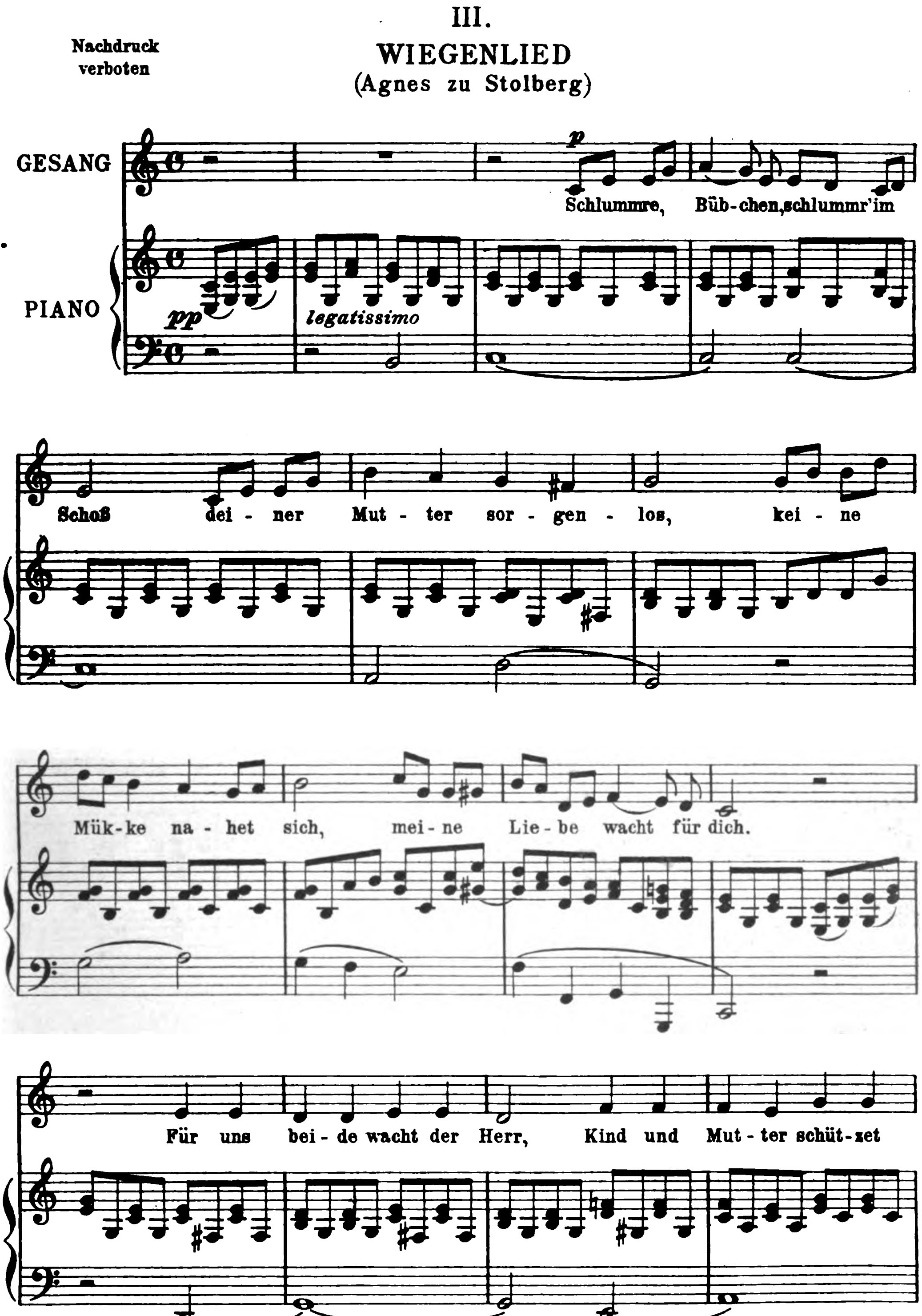




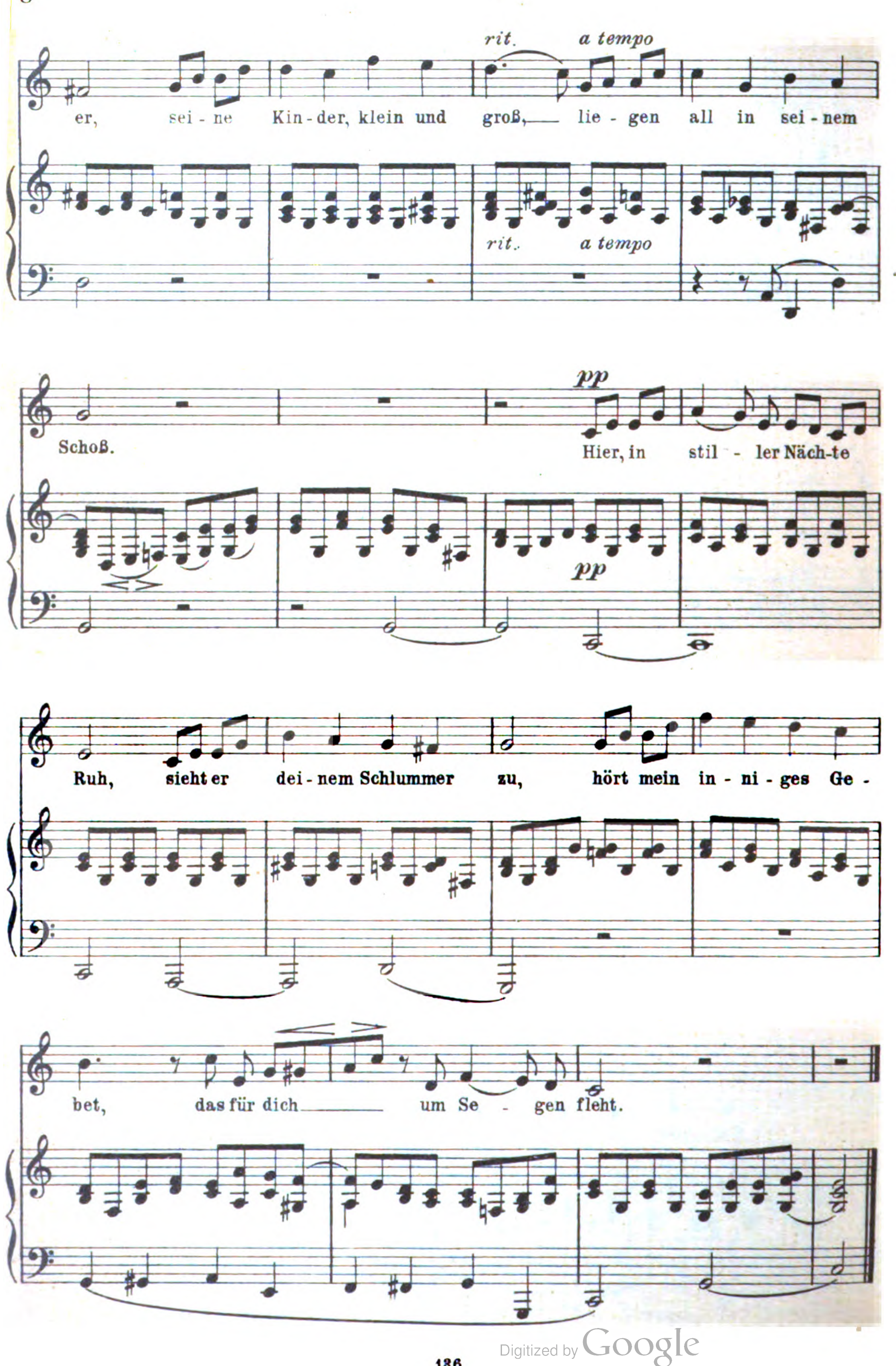





Trä - nen will ich ihn mit Ro - sen, Ro - - sen ihn be -
krän - zen,
mit Ro - sen ihn be -
krän - zen!
Von dir, o Lie-be, nehm ich
an den Kelch der bit - tern Lei - den.

III.
WIEGENLIED
(Agnes zu Stolberg)




rit.
a tempo
er, sei - ne Kin - der, klein und groß, lie - gen all in sei - nem
rit.
a tempo
Schoß.
pp
Hier, in stil - ler Näch-te
pp
Ruh, sieht er dei - nem Schlummer zu, hört mein in - ni - ges Ge -
bet, das für dich um Se - gen fleht.



Bildnis einer Römerin — Fr. v. Khaynach



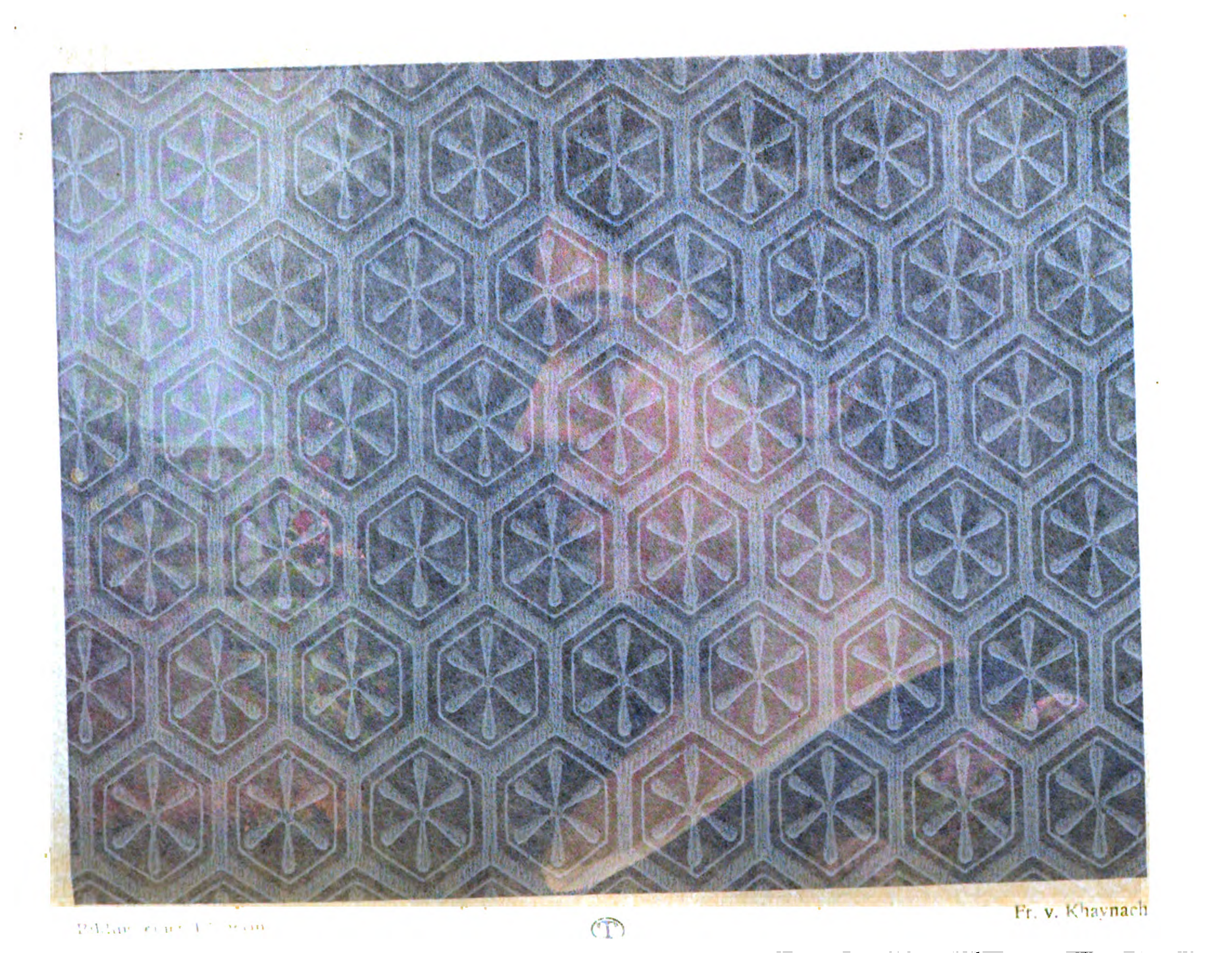
XV. Jahrg. September 1913 Heft 12

Dogma — religiöses Leben

Von Fr. Schaal

Gott ist ein unerschaffenes geistiges Wesen, ewig, allmächtig, allgegenwärtig, weise, gerecht, heilig, gütig und barmherzig." In diesen Worten haben wir den Begriff der Gottheit in kirchlicher Fassung, im Dogma. Wir wollen nicht in unverständigem Haß gegen das Dogma loswettern wie so manche Neuerer, denen eben jeder festgelegte Satz in religiösen Dingen das rote Tuch ist, gegen das man in blinder Wut anstürmt. Auch die Wissenschaft hat ihre Sätze, in welche sie ihre bisherigen Errungenschaften als einen gewissen Bestand zusammenfaßt, und sie könnte ohne diese Sätze nicht bestehen; aber in der Wissenschaft besitzt eine angenommene und in bestimmter Form zum Ausdruck gebrachte Lehre nur so lange Geltung, bis gewisse Tatsachen, die ihr widersprechen, zu einer andern Fassung drängen. Sie bedarf der Formeln, um ihren Bestand zu sichern, aber sie ändert auch je nach Bedarf und kann sich nur auf diese Weise fortentwickeln.

Ist nun der Glaube, die Religion an einen ähnlichen Gang der Entwicklung gebunden wie die Wissenschaft? Ist er am Ende gar von deren jeweiligem Stande abhängig? Dann muß das Dogma wie die Sätze der Wissenschaft im Lauf der Zeit eine Umformung erleiden und ist in stetem Fluß begriffen, oder es erstarrt und bleibt hinter der Zeit zurück. Kann es dann noch Geltung beanspruchen?



Fr. v. Khaynach



XV. Jahrg. September 1913 Heft 12

Dogma — religiöses Leben

Von Fr. Schaal

„Gott ist ein unerschaffenes geistiges Wesen, ewig, allmächtig, allgegenwärtig, weise, gerecht, heilig, gütig und barmherzig.“ In diesen Worten haben wir den Begriff der Gottheit in kirchlicher Fassung, im Dogma. Wir wollen nicht in unverständigem Haß gegen das Dogma loswettern wie so manche Neuerer, denen eben jeder festgelegte Satz in religiösen Dingen das rote Tuch ist, gegen das man in blinder Wut anstürmt. Auch die Wissenschaft hat ihre Sätze, in welche sie ihre bisherigen Errungenschaften als einen gewissen Bestand zusammenfaßt, und sie könnte ohne diese Sätze nicht bestehen; aber in der Wissenschaft besitzt eine angenommene und in bestimmter Form zum Ausdruck gebrachte Lehre nur so lange Geltung, bis gewisse Tatsachen, die ihr widersprechen, zu einer andern Fassung drängen. Sie bedarf der Formeln, um ihren Bestand zu sichern, aber sie ändert auch je nach Bedarf und kann sich nur auf diese Weise fortentwickeln.

Ist nun der Glaube, die Religion an einen ähnlichen Gang der Entwicklung gebunden wie die Wissenschaft? Ist er am Ende gar von deren jeweiligem Stande abhängig? Dann muß das Dogma wie die Sätze der Wissenschaft im Lauf der Zeit eine Umformung erleiden und ist in stetem Fluß begriffen, oder es erstarrt und bleibt hinter der Zeit zurück. Kann es dann noch Geltung beanspruchen?

Nur in einem Falle kann es diesen Anspruch erheben, wenn es eine unmittelbare Gottesoffenbarung, ein Axiom des Glaubens ist. Aber es ist das nicht, es ist ein geschichtlich Gewordenes, das allmählich seine feste, bestimmte Form gewonnen hat, einem Gebäude vergleichbar, das erweitert und ausgebaut wurde, bis es seine abgeschlossene Gestalt erhalten hatte, in der es nun dasteht. Und der menschliche Gedanke hat die Bausteine geliefert. Es ist ein hoher, ehrwürdiger Bau, und in seinen Hallen läßt es sich gut wandeln, ja in diesen Hallen mag man wohl die Nähe Gottes spüren.

„Gott ist ein unerschaffenes geistiges Wesen" usf. — Das ist ein schöner Satz, alle Weiten und Tiefen umspannend, der die Gottheit meinem Geiste nahebringen will im Bilde des Allgeistes, aber bloß im Bilde, meiner Fassungskraft, menschlichem Denken angepaßt. Ich kann mich zu diesem Satze bekennen, besitze aber damit noch lange kein Wissen von Gott, von seinem eigentlichen Wesen und seiner unendlichen Vollkommenheit, denn nie wird es uns Menschen gelingen, den Unerforschlichen in unsere Begriffe zu fassen. Was wir über ihn aussprechen können, das ist ein Stammeln des Kindes, der Ausdruck des Ahnens, daß über uns, in unser innerstes Leben eingreifend, eine uns unendlich überlegene Macht waltet. Und doch spricht das Dogma, spricht unser christliches Bekenntnis in so bestimmter Weise, in so knapper Fassung der Begriffe von Gottes Wesen, von der Gottessohnschaft Jesu, von dem Geheimnis der Dreieinigkeit, von Auferstehung und ewigem Leben in kurzen, bindenden Sätzen, als hätte der Menschengeist schon längst alle die Tiefen ergründet, als stünde alles klar vor unseren Augen, all das Unfaßbare, das uns kein Wort unserer unvollkommenen menschlichen Ausdrucksweise zu schildern vermag.

Also betrügt uns das Dogma, gibt es Ungewisses für Gewisses aus und bindet unser Gewissen daran? So sagen viele und werfen das Dogma über Bord, ja sie reden von bewußtem Betrug und sagen, das Dogma knechte die Menschen, enge ihren Geist in Schranken ein und versperre absichtlich den Weg zur Wahrheit. Sie gehen noch weiter und behaupten, alles, was mit dem Dogma zusammenhängt, aller Glaube, alle Religion ist Betrug und menschliche Erfindung — aber die eine Frage werden sie doch nicht los: Woher kommt dieser Glaube? Wie kamen die Menschen dazu, einen solchen Glauben zu erfinden? — Sie fliehen vor Gott und können dem Gedanken an ihn nicht entrinnen; sie bekämpfen diesen Gedanken, sie leugnen die Gottheit und hassen ihre Bekenner und beweisen damit, daß sie einer überlegenen Macht gegenüberstehen. Mancher leidenschaftliche Gottesleugner und Religionsfeind ist schon zum Gottsucher geworden.

Betrügt uns das Dogma? Es ist der Ausdruck eines redlichen Willens, Gott zu suchen, und kann kein Betrug sein. Richtig erfaßt will es zur Wahrheit leiten, aber es faßt noch lange nicht all das in sich, was wir Religion nennen. Einige Sätze, mit dem Verstand erfaßt und als Gewißheit hingenommen, schaffen keine lebendige Überzeugung.

„Christus ist der Sohn Gottes, wahrer Gott und wahrer Mensch." Das ist ein Dogma. So klar und einfach stehen die Worte da, jedes Kind sollte nun wissen, wer Christus ist, in welchem Verhältnis er zu Gott und zu uns steht. Aber fasse nun

einmal den Gedanken tiefer, dann stehst du vor einem Abgrund, über den die menschliche Vernunft keine Brücke schlagen kann. Millionen bekennen sich zu diesem Satze. Was denken sie sich dabei?

Vielen ist dieser Satz eine gottgeoffenbarte Wahrheit, die gläubige Hinnahme erheischt, so hoch, so ehrfurchtsvoll erhaben, daß es Sünde wäre, über seinen Inhalt nachzugrübeln. Sie gebieten dem Denken Schweigen, wenn es sich um göttliche Dinge handelt. Aber dabei bekennen sie sich zu etwas, das nicht in ihre Seele eingedrungen ist. Was sie bekennen, sind unverstandene Worte. Doch dieses bloß äußerliche Bekennen ist ihnen eine G l a u b e n s t a t, die sie sich als Verdienst anrechnen, und die ihnen deshalb volle Befriedigung gewährt. Dies Bekennen zum Dogma ist ihnen G o t t e s d i e n st.

Viele andere finden bei einigem Nachdenken, daß sich das Dogma nicht in ihre Denkart einfügen läßt, daß es etwas Fremdes ist, das ihren Anschauungen nicht entspricht. Sie gehen gleichgültig darüber hinweg, empfinden, daß es etwas Unbequemes ist, das dann und wann ihre Ruhe stört, aber es erscheint ihnen zu nebensächlich, als daß sie sich eingehender mit ihm befassen. Es öffentlich zu verwerfen, würde Anstoß erregen; also dulden sie es gleichsam als notwendiges Übel. Sie tragen ja nicht gar zu schwer an ihm.

Andere nehmen, ohne tiefer nachzudenken, eine feindselige Stellung zum Dogma ein. Sie haben da und dort, auch von tief religiösen Menschen, vernommen, die Religion lasse sich nicht in bestimmte Glaubenssätze fassen. Somit muß man es bekämpfen. Große Geister haben schon behauptet, es gebe auch Religion ohne Dogma, und diese dogmenlose Religion sei die bessere, also behaupten sie dies auch. Sie werfen das Dogma von sich wie ein altes, ausgebrauchtes Gewand, aber mit dem Dogma entschwindet ihnen auch die Religion, der Glaube. Es bleibt nichts mehr zurück als ein vager Bodensatz; alles andere haben sie weggeschüttet. Doch religiös wollen auch diese Leute sein, und gerade sie meinen, sie haben das Beste zurückbehalten, sie besitzen den Kern der Sache.

Was besitzen sie? — ein nebelhaftes Gebilde, das vor den Augen zerfließt, vielleicht eine Stimmung des Gemütes, vielleicht ein Bild mit unsicheren Umrissen oder einen allmählich in das Nichts sich auflösenden Punkt, an dem ihr Auge haftet. Sie nennen Gott gerne das Unendliche, das Ding an sich (in anderem Sinne als der alte Kant), das Unfaßbare, die Vorsehung, die Weltregierung. Sie suchen Gott und finden ihn nicht, weil er sich in den Fernen der Unendlichkeit verliert.

* * *

Wenige sind es, die mit dem Dogma kämpfen, die eine persönliche Stellung zu demselben einnehmen; sie sind die G o t t s u c h e r, die im Schutte nach der köstlichen Perle graben. Wer ringt, der möchte gern Sieger sein. Aber bei diesem Ringen gilt es, die ganze Kraft einzusetzen, denn es handelt sich um Leben oder Tod. Das Dogma ü b e r w i n d e n, die Schale durchbrechen, das ist das Ziel ihres Strebens.

Da mag sich zunächst der V e r st a n d an die Riesenaufgabe wagen, und er wird nur zu bald erlahmen. Alle menschliche Wissenschaft läßt ihn im Stich,

wenn er, den Spuren des Dogmas folgend, das Geheimnis der Gottheit zu ergründen sucht. Gott, unerschaffen, ewig, allmächtig, allgegenwärtig, weise usf., Christus, Gottes Sohn, von Ewigkeit her gezeugt, Auferstehung, ewiges Leben — Stimmen aus einer anderen Welt, unfaßbare Begriffe, Symbole bloß, hinter denen das Wesen sich verbirgt, endliche Gefäße, die nur einen kleinen Teil des Unendlichen in sich schließen — und doch so selbstbewußt hingesetzt, als würden sie alle Schätze der Ewigkeit in sich bergen. Mit dem Verstande erfaßt, wird die Religion zum System, zu einem zwar abgeschlossenen Ganzen, aber auch zu einem Gebilde, das alle Mängel menschlicher Unvollkommenheit besitzt, doch nie zu einer befreienden, uns über die Erdenschranke erhebenden Macht. Für unseren Verstand ist das Dogma eine Fessel und dabei ein Gedankengebilde, das mit unlöslichen Widersprüchen behaftet ist; es bindet, aber es löst nicht.

Also die Waffe des Geistes, der Verstand, versagt, wenn wir mit dem Dogma ringen. Es gibt für den Verstand nur zwei Wege: sich gefangen geben oder verwerfen, aber es gibt kein Siegen und Überwinden. Doch gegen ein Sichgefangengeben sträubt sich der Verstand mit Recht, denn das Dogma ist etwas Gewordenes, von Menschen Erdachtes und darum menschlich Unvollkommenes, und durchs Dogma hindurch vermag der Verstand nicht zu einer höheren Erkenntnis vorzudringen. Religiöse Wahrheiten lassen sich nicht verstandesmäßig erfassen.

Aber in irgendeiner Weise müssen sich diese Wahrheiten erfassen lassen, sie müssen unserer Seele zu eigen werden. Es muß einen Weg geben, um zu ihnen zu gelangen. Es gibt keinen anderen Weg als den, diese Wahrheiten zu *erleben*.

Ich denke mir einen *Hohen*, *Gewaltigen*, einen großen Wohltäter der Menschen, der aber in der Ferne weilt und mir zunächst ein Verborgener ist. Aber der Ruhm seiner Taten und die Kunde von seinen hohen Tugenden ist zu meinen Ohren gedrungen, und man hat ihn mir so geschildert, daß ich mir wohl ein Bild von ihm machen kann. Doch dies Bild ist ein unvollkommenes, mit Mängeln behaftetes. Würde ich den Hohen, Gewaltigen mit meinen Augen schauen, würde ich seine Reden mit meinen eigenen Ohren vernehmen, seine Wohltaten empfangen, mich von seiner Güte selbst überzeugen können, dann würde er mir anders erscheinen als im blassen Bilde; er wäre mir persönlich nahegerückt, und ich stände in Verbindung mit ihm. Jetzt aber ist er mir noch, obwohl ich Ehrfurcht empfinde, wenn man von ihm spricht, ein Fremder; von alledem, was man mir über ihn erzählt, erlebe ich selber nichts, und darum erfaßt es mich auch nicht im Grund meiner Seele. Ich will hingehen und vor ihn treten und ihn selber von Angesicht zu Angesicht kennen lernen. Ich will, ich will über das Dogma hinwegschreiten kühn und frei, suchend und ringend, bis ich den Hohen gefunden habe, und dann will ich mich vor ihm niederwerfen und mit ihm selber ringen, bis ich Gnade vor seinen Augen gefunden habe.

Werde ich den Weg zu ihm finden? Im Dogma? — nein, ich muß übers Dogma hinausschreiten, an ihm vorbeiziehen. Ich bin nicht der einzige Suchende. Andere besitzen schon, was ich suche. Ihnen wandle ich nach. *Einer* ist's, der von sich sagt: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich. Was dieser *Eine* so mit aller beseligenden Zuversicht

von sich bekennt, das ist kein Dogma, das ist ein Erlebnis. Wird meine Seele das erleben, was er erlebt hat, dann bedarf sie der bloßen Annahme verstandesmäßiger Sätze nimmer, dann bekennt sie sich aus tiefstem Grunde zu dem, von dem das Dogma spricht, und sie steht über dem Dogma, sie hat es überwunden; es ist ihr zu einer unwesentlichen Form geworden, doch verachten, geringschätzen wird sie es nicht, denn es ist ein Ausdruck des Suchens nach Gott.

Wie oft schon ist nicht die Frage aufgeworfen worden, ob die Religion lehrbar sei. Lehrbar ist das Dogma, die verstandesmäßige Fassung, aber nicht das Wesen, das Erleben der Religion. Das kirchliche Dogma hat wunderbare Schöpfungen hervorgebracht — Christus, die überwältigende Siegergestalt, strahlend in himmlischer Glorie — aber der schlichte Jesus des Evangeliums, aus dem die Fülle der Gottheit erst hervorglänzt, wenn er in uns zum Erlebnis geworden ist, steht dem Herzen näher. — Das Dogma bringt Klarheit in unser Verhältnis zu Gott aber erst, wenn ein solches Verhältnis schon besteht; schaffen kann es aus eigener Kraft ein solches Verhältnis nicht. Es mag die Irrenden der Wahrheit näher bringen, aber es kann nicht den Anspruch erheben, ewig bindende Kraft zu besitzen, als der Ausdruck der reinen höchsten Wahrheit zu gelten. Wer Gott sucht und ihm im Geist und in der Wahrheit nahen will, der muß sich durchs Dogma hindurchkämpfen, muß über dasselbe hinausschreiten, nicht indem er es verstandesmäßig weiterbildet, sondern indem er seine Seele im Erleben, im Ringen, das sein Innerstes erschüttert, in die Gottheit versenkt; er muß dem nachfolgen und mit dem in innigste Gemeinschaft treten, der von sich sagt: Ohne mich könnet ihr nichts tun.

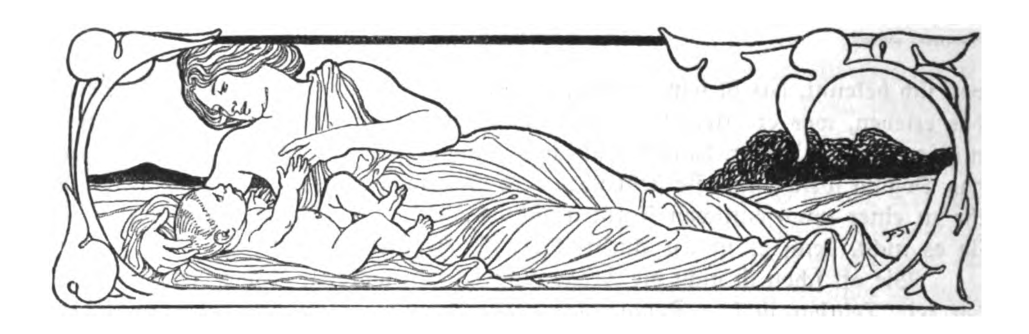
Wer ist der, der so von sich spricht: Ohne mich könnet ihr nichts tun? — Ist er nicht Jesus, Josephs Sohn von Nazareth? spricht der eine. Er ist der eingeborene Sohn Gottes, vom Vater in Ewigkeit geboren, wahrer Gott und wahrer Mensch in einer unzertrennlichen Person, sagt der andere, der Bekenner des Dogmas. Mir ist er mehr, mehr als der Geringste und der Höchste, mir ist er alles, das Leben und das Licht, so bekennt die Seele, die ihn im Erleben erfaßt hat. Wer hat recht?



Abend · Von Fritz Alfred Zimmer

Es nachtet sacht ... Ihr Köpfchen senkt die Blütendolde.
Es wiegt sich leiser Kirchenglockenklang
Ein fruchtumblühtes stilles Dorf entlang,
Und rings die Roggenfelder stehn im Abendgolde.
Vorm Haus ein Heimchen singt ...
Ein letztes leises Mädchenkichern —
Der Tag verklingt. ...





Der Einzige

Eine Erzählung von Richard Voß

(Schluß)

VI.

Mattia Morganos Witwe saß an dem Bettlein ihres schlummernden Knaben, dessen Händchen sich wieder zu winzig kleinen Fäustchen geballt hatten, als wollte das Kind allen drohen, die seinen toten Vater beschimpften.

„Mein Vater war ein Ehrenmann! Er starb als Letzter von allen, starb als Held. Wir, seine Mutter und ich, sein Sohn, wir wissen, wie mein Vater starb. Also ehrt den Toten! Sonst werde ich ihn einmal rächen an euch."

Mit einem der alten Wiegenlieder ihres Volkes hatte Assunta ihren Knaben in Schlaf gesungen und dabei die Spindel gedreht. Ihre Hände durften nicht ruhen! Keinen Augenblick mehr! Mattia Morganos Mutter, seinem Weibe und seinem Sohn war der Ernährer genommen — wie den anderen Weibern der Insel auch. Nun mußten die ruhelosen Hände schaffen und schaffen, um für die greise Mutter und den Säugling das tägliche Brot zu beschaffen. Flachs mußten sie spinnen und Garn mußten sie weben, Tag für Tag, jahraus, jahrein. Flachs spinnen und Garn weben für die Händler, die vom Festlande kamen und dem unwissenden Volk auf der Scholle im Meer die Arbeit seiner Tage und halben Nächte abnahm, es darum betrog. Die Hände der anderen Frauen, deren Gatten, Söhne und Liebste das Meer verschlungen hatte, waren von all dem Jammer noch zu kraftlos zur Arbeit. Diese kraftlosen Hände streckten sich in wildem Flehen zum Himmel auf, falteten sich zu inbrünstigen Gebeten, umklammerten den Marterpfahl des Gekreuzigten und das bunte Holzbild der Gottesmutter, die mit starren Zügen aus toten Augen auf alle diejenigen niederschaute, von denen eine jede hoffte, der einzig Gerettete sei ihr Ernährer.

Zu Witwen, Waisen und unseligen Bräuten geworden durch die Schuld eines Mannes; und dieser eine Mann war der Vater ihres friedlich schlummernden, im Schlaf lächelnden Knaben ...

Ihre Hände mußten arbeiten, arbeiten, und ihre Arbeit mußte ihre Gedanken betäuben; denn sonst — Wie sollte sie leben können, wenn sie beständig denken mußte: „Durch seine Schuld; durch seine Schuld; seine —"

Und sie war noch so jung und das Leben so lang, und lebenslang diesen Gedanken, lebenslang nur den einen, einzigen ... Welche Vernunft konnte das ertragen?

Und wenn ihr Knabe älter geworden; wenn er die Mutter nach seinem Vater fragte; wenn die anderen Kinder von seinem Vater ihm erzählten und er zu seiner Mutter kam:

„Sie sprechen schlecht von meinem Vater! Sie beschimpfen meinen Vater. Sage mir — so sage mir doch: was hat mein Vater Schlechtes und Schändliches getan? An welchem Unheil trägt er die Schuld? ... So sage mir's doch!"?

Sie würde ihrem fragenden Knaben antworten, daß sie lögen, lästerten, verleumdeten; daß sie das Andenken eines Toten schändeten; daß sein Vater ein Ehrenmann war: stark und schön, klug und gut, bei dem Untergang der „Assunta" als Letzter im Meere versunken, als Held!

Wie aber, wenn der Sohn seiner Mutter nicht glauben, seinen Vater nicht lieben und hochhalten würde? Wenn er mit seines toten Vaters Schuld beladen durchs Leben gehen sollte? Dann — ja dann war er nicht seiner Eltern wahrer Sohn und verdiente nicht, einen Vater gehabt zu haben, der in einem Orkan mit seinem Schiff als Letzter untergegangen war, wie es dem Kapitän zukam.

Wenn jener eine Gerettete zurückkehrte, würden die Leute, die jetzt einen Toten beschimpften, zu hören bekommen, wie Mattia Morgano sein Schiff geführt hatte, wie stark es gewesen war, wie furchtbar der Sturm, der es gegen eine Klippe geschleudert, so daß es daran zerschellen mußte. Hören würden die Witwen und Waisen, wie groß der Kapitän der „Assunta" gestorben. Dann würden sie dem Toten Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihm das zugefügte schwere Unrecht im Grabe abbitten müssen: ihm, seiner Witwe, seinem Sohn ...

Seit der Stunde, in der Assunta am Bette ihres Knaben diesen Gedanken gefaßt, wartete auch sie mit allen anderen auf die Rückkehr des Einen; und wie alle anderen wartete sie von Tag zu Tag mit wachsender Angst. Ergab es sich, daß das Gerücht, dieser Eine sei mit dem Leben davongekommen, ein falsches war, so hätte sie für den Heldentod ihres Gatten keinen Zeugen mehr gehabt, so hätte sie lebenslang schweigend mit anhören müssen, wie sie ihn lästerten und beschimpften. Und sie hätte seinem Sohn auf dessen leidenschaftliche Fragen nicht freien Herzens antworten können:

„Er starb als Letzter und als Held!"

Wie hätte sie dann das Leben, solch langes Leben ertragen sollen? ... Aber sie mußte es ertragen für seinen Sohn.

— —

Wenn die anderen Frauen bereits beim Morgengrauen im Hafen zusammenliefen, um auf die Rückkehr des Einen zu warten; wenn sie des Abends unter lauten Lamentationen zur Kapelle hinaufstiegen, um an heiliger Stätte zu klagen, flehende Hände und Herzen zur Gottheit zu erheben und verzweifelnd Kreuz und Madonnenbild zu umklammern, so stand fortan Assunta vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf der Klippe, die weit vorsprang über das Meer. Sie spähte hinaus und wartete auf den Einen, der ihr Nachricht von dem Toten bringen würde. Da sie

dabei schaffen mußte, hatte sie für den Säugling unter dem Ginster, der in goldener Blüte glühte, das Lager bereitet. So stand die dunkle, schlanke Gestalt mit der Spindel in der Hand; so stand sie, wenn sie dem Knaben die Brust reichte, in ihrer Regungslosigkeit einem Bildnisse gleich.

Ihres Mannes Mutter hielt dem Sohn eine endlose Totenklage. Wild schallte die Stimme der Greisin durch das schwere Schweigen der Einsamkeit, welches nur das dumpfe Rauschen der Wogen, der heisere Schrei der Möwen und der in den Felsenwänden nistenden Falken unterbrach, wenn die Frühlingsstürme nicht dahergebraust kamen, vom Süden her, von Afrika her, an dessen Gestaden die „Assunta" in einem solchen Sturme zerschellte.

Frühlingssturm raste um das kleine Eiland und um die hohe Klippe über dem Meer, als der Überlebende, der Einzige, vom Festlande zurückkam: unter Lebensgefahr, mitten in der Nacht, heimlich, wie ein Mensch mit schlechtem Gewissen, wie ein Verbrecher und Missetäter.

VII.

„Assunta!"

Der Wiedergekehrte rief den Namen wie ein Mensch mit schlechtem Gewissen, wie ein Verbrecher und Missetäter ...

So leise der Ruf war, wurde er doch gehört. Sein Geist rief sie! Sein Geist rief sie, um sie mit sich zu nehmen in das ungeheure Wellengrab: sie und ihren Sohn.

Er hatte sie so gewaltig geliebt, daß sein Geist keine Ruhe fand; daß er aus dem Abgrund des Meeres aufsteigen mußte, um sie wieder zu sehen, um seinen Sohn zu sehen zum erstenmal! Wenn seine toten Augen auf das Kind schauten, so würde es sterben müssen.

Sie durfte ihm den Knaben nicht lassen.

Zum zweiten Male, leise, leise: „Assunta!"

Da jener Einzige nicht zurückkam, würde sein Geist ihr sagen, wie alles geschehen, und daß er den Tod eines Helden gestorben.

Und zum dritten Male der Ruf der erstickten Stimme: „Assunta!"

Sie stand auf. Ihr Herz schlug ruhig und sie fühlte nicht das mindeste Grauen. Eine gewaltige Freude überkam sie, ein kaum zu ertragendes Glück, ihn wiederzusehen. S i e würde mit beiden Armen ihn umfassen; s i e wollte an seinem toten Herzen ruhen, in seine erloschenen Augen schauen. Aber der Knabe —

Sie bedeckte das Gesicht des Schlummernden, schritt zur Tür —

Weshalb trat er nicht ein? Das Haus war unverschlossen. Auf der Insel gab es kein Haus, keine Kammer, die sich schließen ließ. Und wenn auch. Geister schritten durch Felsenwände! Weshalb kam er nicht? Weshalb blieb er vor dem Hause?

Es war sein Haus!

So trat sie denn zu ihm hinaus ...

Eine matte Mondsichel schien, und am Himmel braute Gewölk. Es umzog die Klippe, wurde vom Sturm vorübergepeitscht. In dem fahlen Nebeldunst stand der Wiedergekehrte. Als die Frau heraustrat, tat er einen Laut wie der Schrei eines verwundeten Tieres; stürzte zu ihr; fiel vor ihr nieder.



Sie beugte sich zu ihm herab und —
Und er lebte!

— —

Sie begriff sein Leben nicht; begriff nicht, daß es nicht sein Geist war, der zu ihr zurückkehrte. Wie konnte er leben? Alle waren untergegangen mit dem Schiff, dessen Kapitän er gewesen: alle bis auf einen Einzigen. Und dieser Eine und Einzige sollte des untergegangenen Schiffes Erbauer und Führer, sollte Mattia Morgano sein?

Welche Vernunft sollte dieses Unmögliche, Wahnsinnige fassen können? Doch nicht seines Weibes Vernunft? Sie mußte darüber in Stücke gehen ...

Er umschlang ihre Füße; drückte sein Gesicht darauf; lag wie tot, wie das, was er hätte sein müssen.

Dann schüttelte seinen Körper ein Krampf. Er weinte, schluchzte: Mattia Morgano schluchzte und weinte — Mattia Morgano!

Plötzlich sprang er auf. Jetzt sah sie sein fahles, entstelltes Gesicht.

Sie fühlte jedoch kein Mitleid. Nichts fühlte sie. Ihre Fühllosigkeit hatte etwas Unmenschliches, Gespenstisches. Wäre statt ihres wiedergekehrten lebenden Mannes sie selbst tot gewesen, — so hätte sie sein müssen, wie sie jetzt war: stumm, starr, leblos.

Da hörte sie ihn sprechen. Auch an seiner Sprache hätte sie ihn nicht wieder erkannt. Er stammelte, lallte, stieß wie ein Trunkener einige Worte hervor. Sie verstand, daß er sie nach dem Kinde fragte: ob sie ihm ein Kind geboren? Ob das Kind lebte? Ob es ein Knabe wäre?

Sie antwortete nicht. Aber sie mußte eine unwillkürliche Bewegung gemacht haben; denn plötzlich schrie er auf:

„Mein Sohn!“

Dies eine kleine Wort gab dem Manne die Sprache zurück.

— —

Mattia Morgano wollte seinen Sohn sehen. Da stellte sich die Mutter zwischen Vater und Sohn. Sie richtete an den Wiedergekehrten die Frage: wie es hatte geschehen können, daß er jener Eine, Einzige sei? Wie es hatte geschehen können, daß er nicht mit den anderen untergegangen auf dem sinkenden Schiff, dessen Kapitän er gewesen? Wie es hatte geschehen können, daß er ein Geretteter, ein Wiedergekehrter sei?

Sie richtete an den Mann diese Fragen, als wäre sie sein Richter und müßte ihm das Urteil sprechen. Wie aber, wenn er von ihr schuldig befunden ward? Schuldig befunden von seinem Weibe, der Mutter seines Sohnes?!

VIII.

Da sprach er zu ihr. Er verteidigte sich nicht; er sprach nur:

„Wir hatten gute Fahrt und machten guten Fang. Alle waren wohlgemut; und die ‚Asunta‘ erwies sich als ein prächtiges Schiff. Sie rühmten mich alle, rühmten alle das Schiff, welches ‚Asunta‘ hieß.

Vielleicht machte es der Name, daß ich beständig an dich denken mußte; mehr als an alles andere, mehr als an die Fahrt und den Fang.

Ich wußte nicht, was es mit mir war; weiß es noch heute nicht; werde es niemals wissen. Es kam über mich. Ich wehrte mich dagegen, doch es half mir nicht. Ich war wie ein Besessener, ein Verlorener. Schiff und Fahrt und Fang kümmerten mich nicht; mich kümmerte nur, wann ich wieder bei dir sein würde.

Es war erbärmlich und schändlich; aber es war so."

Er schwieg. Da gebot sie ihm, weiter zu sprechen. Er bat:

„Laß mich zuerst meinen Sohn sehen!"

„Zuerst sprich weiter!"

Der Angeklagte gehorchte seiner Richterin. Er bekannte:

„Ich war ein schlechter Kapitän; aber sie merkten es nicht. Sie vertrauten mir und hielten mich hoch. Das Schiff lag in einem Hafen, sicher vor Sturm. Es hätte im Hafen bleiben müssen, bis das böse Wetter vorbei war. Aber ich wollte fort. Es war die Zeit, wo unsere Barken stets wiederkehrten. Seit vielen hundert Jahren. Und es waren doch nur elende Nachen gewesen. Jetzt hatten wir die ‚Assunta' und jetzt wollten wir trotz der Stürme zurück.

Ich wollte zurück!

Nach Hause wollte ich! Zurück zu Weib und Kind. Denn mein Weib hatte mir inzwischen ein Kind geboren, einen Sohn.

Ich wollte meinen Sohn sehen!

— —

Die Leute dort drüben warnten mich: seit vielen Jahren waren die Stürme nicht so wild gewesen, und ich sollte bleiben, obgleich mein Schiff ein gutes Schiff sei.

Ich aber wollte nach Hause, um meinen Sohn zu sehen!

Sie sagten mir, auf dem Meere gebe es einen Unglücksfall nach dem andern, einen Schiffsuntergang nach dem andern. Ich sollte im Hafen bleiben, sollte warten.

Aber ich wollte meinen Sohn sehen!

Auch meine eigenen Leute warnten; auch sie wollten bleiben und abwarten. Ich war ihr Kapitän. Sie mußten dem Kapitän gehorchen. Da gebot ich ihnen:

‚Wir fahren!'

Denn — ich wollte meinen Sohn sehen!"

— —

Sie ließ ihn seinen Sohn nicht sehen: er mußte zu Ende berichten. Sie sah, daß er zum Umsinken ermattet war, aber sie ließ ihn in seinem Hause nicht sich setzen. Sie wußte, daß er dem Verschmachten nahe war, aber sie reichte ihm an seinem Herde keinen Trunk. Und der Mann, der für seine Frau ein lebendig Gestorbener war, fuhr fort in seinem Geständnis:

„Trotz der Warnung meiner Leute und der Schiffer des fremden Volks, die ihr Meer besser kannten als wir, ließ ich die ‚Assunta' in See gehen. Was konnte dem Schiff geschehen? Es führte ja doch deinen Namen — die allerheiligste Gottesmutter möge ihn segnen.

Drei Tage und drei Nächte kämpften wir mit dem Sturm. Die Leute wollten einen Hafen aufsuchen; aber ich gebot, weiter zu fahren. Ich war der Kapitän, und sie gehorchten mir, vertrauten mir.

Wir kamen von der Küste nicht fort: immer wieder trieb der Sturm uns zurück. Wir wußten nicht wohin. Ich kannte nicht mehr Ufer noch Meer und war doch der Kapitän der ‚Assunta'.

Dann kam die Nacht, in der das Schiff auf ein Korallenriff auflief.

Es barst und sank!

So schnell sank es, daß wir nicht mehr Zeit hatten, die Rettungsboote loszumachen und herabzulassen. Und das Schiff sank ...

Wie sie schrien! Assunta, Assunta, Assunta — wie sie schrien! Nicht nach der Madonna schrien sie, sondern nach ihren Frauen; nicht die Namen der Heiligen riefen sie, sondern die Namen der Kinder.

Assunta, Assunta, Assunta!

Ich war der Letzte gewesen. Bei dem Leben meines Sohnes — ich war der Letzte, der das sinkende Schiff verließ. Ich wußte, ich mußte sterben; sterben, ohne meinen Sohn gesehen zu haben; meinen Sohn, den du mir geboren.

Und immer hörte ich sie schreien — schreien — schreien. Wer sie schreien gehört hat, für den gibt es kein anderes Grausen mehr im Leben."

Er schwieg. Da sagte sie ihm, und sie sagte es laut und hart:

„Du hörtest sie schreien, und du lebst noch?"

Der Ton ihrer Stimme traf den Mann wie ein Schlag ins Gesicht. Er brach darunter zusammen, lag am Boden und krümmte sich unter ihrer Verachtung.

Nach langer Weile sprach der Gerichtete zu Ende. Er blieb dabei am Boden liegen, sein Gesicht darauf gedrückt. Um ihn zu verstehen, mußte sie sich tief hinabbeugen.

„Wie sie schrien! Heilige Mutter Gottes, wie sie schrien! Ich glaubte, ihre gräßlichen Schreie würden das Letzte sein, was ich auf der Welt hörte: nicht deine Stimme mehr und nicht meines Sohnes Lachen. Da packte es mich, daß ich nicht sterben *wollte*; daß ich leben wollte, um deine Stimme und meines Sohnes Lachen zu hören.

Und als ich's dachte, in demselben Augenblick trieb etwas an mir vorüber. Eine Planke des Schiffes war's mit dem Bilde der Madonna und deinem Namen darunter: ‚Assunta'. Aber es war schon einer darauf: der Carmine de Maria. Und es war darauf nur für einen Einzigen Platz.

Der Carmine war der Jüngste von uns; hatte nicht Weib und Kind; hatte nur eine alte Mutter, die Antonina, die halb blödsinnig ist. Da schrie ich ihm denn zu, er müsse herunter! Das wollte er nun nicht. Auch der Carmine wollte leben. Nicht seiner blödsinnigen Mutter willen, sondern weil er die Mena Mariani gern hatte. Was ging mich die Mena Mariani an? Also kämpften wir um die Planke, die mir gehörte; denn es stand dein Name darauf. Der Carmine war schwächer als ich, und so —"

Sie wich vor ihm zurück, als sei er ein Verpesteter, der die Seuche in das Haus brachte, darin sein Sohn in friedlichem Schlummer lag. Sie ließ ihn nicht weiter berichten, wie er auf der Planke dahintrieb; wie er das gräßliche Schreien der Ertrinkenden immer noch hörte; wie es schwach ward und schwächer; wie es verstummte und er nur noch das Heulen des Sturmes, das Brausen der Wogen

vernahm; nur noch die Stimme seines Herzens, die ihm zurief, er sei ein Geretteter, der zu seinem Weibe zurückkehren, der seinen Sohn sehen würde! Nur noch seines Herzens Stimme hörte der verlorene Mann, die durch das Heulen des Sturmes, das Brausen der Wellen ihm zuschrie, daß er ein Feigling, ein Ehrloser, ein Nichtswürdiger — daß er ein Mörder sei. Und die Stimme seines Herzens schrie gräßlicher in ihm, als die Ertrinkenden geschrien hatten.

Zwei Tage und zwei Nächte hielt er die Planke mit dem Bildnis der Madonna umklammert, die seines Weibes Namen trug. Schiffer von der Insel Malta sahen ihn treiben und nahmen den Halbtoten an Bord.

Er war gerettet, konnte zu seinem Weibe zurückkehren, konnte seinen Sohn sehen.

IX

Assunta Morgano ging in die Kammer, darin die Mutter in festem Schlafe lag. Sie weckte die Greisin und sagte:

„Der einzige, der sich rettete, ist dein Sohn Mattia. Er ist zurückgekommen. Geh zu ihm und freue dich seiner Wiederkehr und seines Lebens. Ich kann es nicht."

Die alte Frau freute sich ihres Sohnes Lebens, so daß sie wie sinnlos war. Sie fand den wundersam Geretteten am Herde seines Hauses auf dem Boden liegend, das Gesicht auf den Stein gedrückt, regungslos, wie tot. Seine Mutter kauerte sich neben ihn; bettete sein Haupt in ihren Schoß; streichelte ihn; küßte ihm Stirn und Wangen; flüsterte ihm zu, als wäre er noch ein kleines Kind: tausend Liebesworte, wie nur ein Mutterherz sie finden, nur Mutterlippen sie sprechen können. Sie nannte ihn ihren lieben Sohn, ihren guten Sohn; lachte und weinte — weinte und lachte; wollte nichts hören; wollte nicht wissen, wie das Wunder seiner Rettung geschehen war: war er doch gerettet, war er doch heimgekehrt, war er doch wieder bei seiner Mutter!

Und auch bei seinem Sohn —

Das Wort belebte den Regungslosen. Er seufzte auf, daß es wie ein Stöhnen klang. Dann kam es als Aufschrei über seine Lippen:

„Bei meinem Sohn!"

Er riß sich in die Höhe; sah nicht die Mutter; hörte sie nicht; ging schwankenden Schrittes zur Kammer, darin das Ehebett stand, darin sein Sohn schlief, darin bei seinem Sohn sein Weib sich befand.

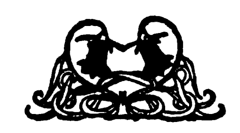
Die Kammer war leer.

Wenn Mattia Morganos Sohn ein Mann geworden war, sollte er seinen Vater nicht auch verachten müssen.

— —

So hielt Mattia Morganos Weib ihren Schwur:

„Und halt' des Hauses Ehre rein."





Der Weg zum Herzen des Schulkindes

Von Emma Schmitt-Ruhbank

Wie ich meiner Schüler Herzen gewinne? sagt der Tyrann; das ist sehr einfach! Meine Schüler haben keine Herzen; sie haben zu gehorchen; alles andere ist dummes Zeug.

Wie ich meiner Schüler Herzen gewinne? sagt der Pedant; ja, dazu hat man doch gar keine Zeit! Die Kinder müssen so viel lernen und es werden so viele Anforderungen an unsereinen gestellt! Ich bin froh, wenn ich mit allem fertig werde und alles hübsch in Ordnung habe. Für Ordnung haben die Kinder ohnehin keinen Sinn, und das ist doch die Hauptsache im Leben.

Wie ich die Herzen meiner Schüler gewinne? fragt der Pessimist mit bitterem Lachen; so etwas gibt's ja nicht! Ich hab's auch versucht und habe mich geplagt die arbeitsreichen Tage und habe gesonnen die schlaflosen Nächte, und es war alles umsonst. Mit Undank haben sie mir mein redliches Bemühen gelohnt; kein Schlag ihrer Herzen war für mich. Sie hangen immer dem an, den sie gerade vor Augen haben. Nun tue ich gerade noch, was meine Pflicht ist; was darüber ist, das ist vom Übel.

Wie ich die Herzen meiner Schüler gewinne? sagt der Eitle; nichts leichter als das! Sie haben ja mein Beispiel stets vor Augen und ein Lehrer ist bekanntlich ein gewaltig Ding für Schüler. Ich sorge schon, daß der Nimbus, der um meine Person schwebt, erhalten bleibt, und wo die Kinder anbeten, da ist das Herz auch dabei. Solange sie bewundern, lieben sie. Kinder haben kein Unterscheidungsvermögen; der Lehrer darf sich nur keine Blößen geben. Es gibt wohl auch Verstockte unter den Kindern; aber denen ist überhaupt nicht beizukommen. An ihnen ist Hopfen und Malz verloren, wie man das ja immer im späteren Leben sieht.

Wie ich die Herzen meiner Schüler gewinne? sagt der Moderne; o, ich behandle sie individuell. Ich tadle die Vorlauten und ermuntere die Schüchternen, ich dämpfe den Übereifer der Ehrgeizigen und sporne die Trägen an, ich bevorzuge weder reich noch arm, ich nehme Rücksicht auf die Begabung, ich rege die Schwachen an, ohne die Besseren zurückzuhalten, ich bin unbestechlich gerecht, ich gestalte meinen Unterricht interessant, ich biete allen etwas; meine Schüler lieben ihre Schule und selbstverständlich ihren Lehrer — Probatum est!

Wie ich die Herzen meiner Schüler gewinne? sagt der Gütige; das ist unendlich leicht und unendlich schwer; das ist eine große Kunst und es kommt doch eigentlich von selbst — er sagt es uns nicht; drum müssen wir selbst ein wenig näher hinschauen, wie er seine große Kunst übt. Wir können es nicht auf einmal sehen und begreifen. Er scheint uns oft zu nachsichtig und wohl auch einmal zu streng. Die Nachsicht überwiegt. Er hat das große Verstehen für alle Menschlichkeiten, das die Herzen öffnet. Sie wissen alle, daß er für sie da ist, für jedes einzelne Herz. Wenn es kommt voll jubelnder Freude, sieht es den Abglanz seiner Freude in des geliebten Lehrers Auge; wenn es kommt voll drückender Sorge, ist weder sein Herz, noch, wenn es nottut, seine Hand verschlossen; wenn es kommt voll Scham und Reue, richtet die alles verstehende Güte auf; wenn es kommt voll Sehnsucht, deutet seine Hand nach den Gefilden, von denen uns Erfüllung winkt; wenn es kommt voller Wunden, lindert diese selbe Hand, die auch kräftig eingreift, wo Rat und Tat not sind.

Bei diesem Erzieher der Jugend ist Zucht ohne Härte, Ordnung ohne Pedanterie; er ist zu groß, um sich durch gelegentlichen Undank verbittern zu lassen. Er ist so ganz Mensch, daß seine Schüler wissen dürfen, daß er sich als Mensch fühlt mit Schwächen und Fehlern. Er ist weder alt noch jung, weder modern noch überliefert; er macht sich nicht auf allen Gassen und Plätzen breit; aber er war immer und wird immer sein.



Nach der Ernte · Von Hans Schmidt

Ein Taubenschwarm im Sonnenschein
Fällt leuchtend in die Stoppeln ein
Und pickt am Weg im Heckendorn
Vom Erntekranz verlornes Korn.
Die Mühle, friedlich hingestellt,
Schaut still ins abgemähte Feld.
Und wo der Weg zum Walde führt,
Stehn Birken, wie mit Gold verziert.
Leis rauscht es durch die welke Pracht:
„Gottlob, die Ernte ist vollbracht!“

Das wünsch' ich uns —, so wär' es gut:
Erst heiße Müh' in Staub nnd Glut,
Erst Saat und Schnitt in wirrer Hast —
Und dann im Herbst ein Stündlein Rast,
Darüber still ein Leuchten wacht:
„Gottlob, die Ernte ist vollbracht.!“





Spökenkieker

Von D. Darenberg

Diert Lanfermann stapfte mit schweren Schritten durch den tiefen Schnee, den der sauerländische Winter über Berg und Tal gebreitet hatte. Er war droben im Molmkopf gewesen und hatte die Stämme gezeichnet, die geschlagen werden sollten.

Da unten im engen Tale lag einsam sein stolzer Hof, das niedrige Langhaus mit den geteerten Balken in schneeweiß getünchten Wandfeldern, die mächtige Scheuer und ein wenig abseits der Schweinestall nnd das Backhaus. Nach Westen hin erhob sich eine düstre Wand. Das waren die alten, knorrigen Hofeichen, die jederzeit ihre harten Fäuste bereit hielten, wenn sich der grimmige Sturm über das Langhaus hermachen wollte.

Es war schon dunkel, und als nun der Bauer vom Hange hinunter in das Tal spähte, starrten plötzlich zwei große, brennende Augen zu ihm herauf, so daß er betroffen einen Augenblick anhielt.

Schwer atmend wogte seine Brust auf und nieder; wie Blei lag's ihm in den Gliedern.

Da war sie wieder, die furchtbare Angst, fast dem Grausen gleich, das ihn da oben im Bergwalde gepackt hatte.

Dann tat er mit der Hand einen Schlag in die Luft, sein Nacken straffte sich jäh, als wolle er eine drückende Last von sich abwerfen.

„Lieber Gott, Herr im Himmel," murmelte er, „es ist doch nur der Schein vom Licht daheim in der Stube."

Und seine Gedanken flogen voran in die geräumige Wohnstube des alten Bauernhauses, wo in dem großen Ofen die harten Buchenkloben knatterten, die eine wohlige Wärme verbreiteten. Da stand seine Mutter, die alte gute Frau, am wuchtigen Eichentisch, auf dem sie soeben die Lampe entzündet hatte.

Er sah deutlich ihr stilles, vergrämtes Gesicht, eingerahmt von der dunklen Haube, die sie immer trug, sah die müden Augen, in die aber doch der Glanz kam, wenn sie auf ihm, ihrem einzigen Sohne, ruhten.

„Lieber Gott im Himmel," sagte er nun wieder zu sich selber, „ich muß es ihr sagen. Wir müssen das tragen."

Und dann kam ihm der Gedanke, ob er nicht all das in seiner Brust verschließen sollte, was seine Seele zerriß seit jenem Tage, an dem die Leute anfingen, ihn mit scheuem Blick zu betrachten, mit Augen, darinnen Furcht und Entsetzen schrieen. Auch wohl ein wenig Mitleid las er aus dieses oder jenes Blicken; aber dem Mitleid fehlte die Kraft und die Freudigkeit, und es verkroch sich so bald hinter der gräßlichen Angst, die ihm unverhüllt entgegenstarrte.

Wenn er doch alles, alles seiner Mutter hätte verheimlichen können!

Aber sie war ja Zeuge gewesen, wie es das erstemal über ihn gekommen war. Und so deutlich wieder stand ihm jener Augenblick vor der Seele, daß er erbebte.

Und er zweifelte auch daran, daß er stark genug sei, der Mutter das Schreckliche zu verheimlichen. Neben dem furchtbaren Wissen in ihm und dem Entsetzen darüber war noch etwas anderes, das wuchs und wuchs, gegen sein Wollen wuchs: der Drang, davon zu reden, den Menschen mitzuteilen, was die dunkle Macht ihm offenbart hatte.

Warum sollte er es auch der Mutter verbergen? Hatte sie nicht schon längst erkannt, daß das grause Erbe des Geschlechts auf ihn gekommen war, auf ihn, den Ältesten?

Er glaubte fest, daß sie es wußte. Vielleicht hatte gar der Vater mit ihr darüber geredet; denn auch der hatte sich der dunklen Macht beugen müssen, vor der es kein Entrinnen gab. Und er, Dierk Lanfermann, war nun sein Erbe. Wie den stolzen Hof da unten, so trat er auch dieses Erbteil der Väter an, mochte er wollen oder nicht. Es war Bestimmung, Schicksal.

Wie war er dagegen in die Sielen gesprungen, daß es so sein sollte!

Er wollte nicht daran glauben. Aber als sie dann den Vater hereintrugen, als er die lange, lange Nacht hindurch zur Seite des Bettes saß und hörte, wie die zerdrückte Brust noch keuchend arbeitete, wie der Atem rasselnd knarrte und zuletzt in leisem Röcheln erstarb, da war schon der Gedanke durch sein Hirn geflogen, ob nicht des Vaters furchtbare Gabe und jener schreckliche Name auf ihn kommen würden.

Wie ein Verzweifelter hatte er sich dagegen gewehrt.

Aber was half es; er wußte es nun genau, daß er voraussehen konnte, wann der Knochenmann kam und seine Sense schwang. Da droben auf dem Molmkopf war ihm die Erscheinung zum dritten Male gekommen.

Da fuhr langsam der schmucklose Ackerwagen vorüber, an dessen Wagenflächen noch die gelben Lehmschollen klebten. So nüchtern und alltäglich war das anzusehen, so wenig feierlich und erhebend. Und doch lag auch wiederum ein tiefer Sinn darin, daß die Leiche auf diesem Wagen zur Gruft gefahren wurde: Was ist des Menschen Leib mehr als die Scholle des Ackers, die der Bauer auf denselben Wagen lädt! Darum Staub zu Staube! Fast schmucklos war der braune Sarg auf dem Wagen, mit billigem Zierat beschlagen. An den vier hohen Rungen, die sich wie mahnende Finger in die Höhe reckten, hingen einige Kränze. Lutz

Holtmann führte die Pferde, die langsam durch den Schnee stapften. Und hinter dem Sarge schritt als Erster Peter Frohmer, der Sohn des alten Schmieds Frohmer. Peters Augen hingen an den Hinterrädern des Wagens, die eine tiefe Rinne in den Schnee gruben, langsam und stetig. Wie sich der Peter bezwingen mußte, daß kein Lächeln der Freude über die Wangen huschte! Und es war ja nun auch entschieden: er konnte in kurzer Zeit die Line Schäfer heiraten. Was fragte er danach, daß des armen Taglöhners Kind so gut wie nichts an Geld und Hausrat besaß! Seine starken Fäuste sollten schon Brot in das Haus schaffen. Die Frohmers hatten ja außerdem den guten Kotten, und die Schmiede brachte genug ein. Der alte Frohmer freilich wollte eine Schwiegertochter, deren Brautwagen hoch mit Heiratsgut beladen war, und seine Freude wäre vollkommen gewesen, wenn hinter dem Brautwagen her die Kuh trottete, wie's bei den großen Bauern Sitte war. Aber der Alte lag in dem Sarge, und Streit und Zank konnten in der Schmiede zur Ruhe gehen. Und hinter Peter schritten die wenigen Nachbarn einher, dem Alten das letzte Geleit zu geben. Ihre Gesichter waren ernst und ruhig, wie das so sein muß; aber von viel Teilnahme und Trauer redeten die Züge nicht. Die Frohmers waren ja wohlhabende Leute, die Sorge kam nicht ins Haus, als die Leiche zur Tür hinausgetragen wurde. Den Alten konnte die Welt missen, und mancher hatte gar mit dem grantigen und sehr genauen Nachbar nicht gern verkehren mögen. Und ganz zuletzt schritt einer im Zuge, dessen Augen in einem Gesicht standen, so weiß fast wie der Schnee auf dem Bergweg. Des Schritt war müde und schwerfällig. Von Zeit zu Zeit ging ein Zucken durch seine Gestalt: der Nacken richtete sich straff empor, und die Hände ballten sich zur Faust. Doch bald sank das Haupt wieder herab auf die Brust. — — —

So deutlich hatte Dierk Lanfermann das gesehen droben im Molmkopf, just um die Stunde, wo die Dämmerung auf den Wald herabsank. Wie gebannt hing sein Blick an der Erscheinung; es war keine Kraft in ihm, von ihr loszukommen. Und wie er dann zuletzt noch einmal den Blick von Gesicht zu Gesicht hatte gehen lassen, da hatte er auch den erkannt, der als Letzter dem Zuge folgte. Er war es selbst, er, Dierk Lanfermann!

Da hatte sich wieder der Schrei von seinen Lippen gelöst wie damals, als er die erste und zweite Vision gehabt hatte. Das erstemal sah er den Leichenzug des eigenen Vaters; zum andernmal standen drei Särge auf dem großen Leiterwagen. Und dann waren ja auch kurz darauf die drei Bahnarbeiter aus Vorth in dem neuen Tunnel verunglückt.

Der Schrei nahm den Bann von seiner Seele, er kam dann zu sich selber. Um ihn war wieder die Welt, wie die andern Menschen sie immer sahen, die andern, glücklichen Menschen. — — —

Dierk Lanfermann zwang seine Gedanken auf einen andern Weg. Der Zorn wallte in ihm auf: er wollte sie meistern, seine Gedanken, die wie irre Vögel umherflatterten. Sein Vater hatte es doch auch tragen müssen, ein ganzes, langes Leben. Zwar hatte er mit ihm, seinem Sohne, nie darüber gesprochen; aber Dierk hatte es seit langer Zeit gewußt, was auf dem armen Mann gelegen hatte. „Spökenkieker" nannten ihn die Leute und wichen ihm aus, wo es ihnen möglich

war. Nicht der Haß war es, der sie beiseite treten hieß; Feinde hatte der Vater nie gehabt. Aber das Grauen und die Furcht saßen in dem Herzen der Menschen, das Grauen und die Furcht vor dem, der wußte, wann der Knochenmann kam und seine Sense schwang. Und es hatte lange gedauert, bis der Vater gelernt hatte, in tiefster Brust zu verschließen, was so klar vor seine Seele getreten war.

Was für Kämpfe mochte das gekostet haben!

Denn er, Dierk Lanfermann, wußte ja: er selbst konnte noch nicht schweigen von dem, was er gesehen. Dazu war keine Kraft in ihm. Er mußte sich offenbaren, wenn ihm leichter ums Herz werden sollte. Der Vater hatte es zurückgestoßen in die Kammer seines Herzens, so daß allmählich die Welt ein wenig Vergessen lernte, so viel Vergessen, daß sich wieder Knecht und Magd auf den Hof wagten und man wieder auf den Lanfermannshof zur Arbeit kam. Aber im Grunde war der Vater den Leuten stets ein Wesen aus einer andern Welt geblieben.

Dierk Lanfermann erschien zum erstenmal das Gesicht daheim in der Wohnstube seines Hauses, als er spät am Abend mit der Mutter auf den Vater wartete, der mit den beiden Schimmeln nach Hagen gefahren war. Entsetzen hatte sie beide gefaßt, und die Mutter hatte ihn mit flehenden Worten gebeten, niemand davon zu erzählen. Aber es war doch im Hause und im Dorfe laut geworden.

Zum zweitenmal war es über ihn gekommen, als er den Bahnmeister Rübenkamp dem Tunnel zuschreiten sah. Da sah er die Wagen mit den Särgen aus dem Tunnel kommen, und mit stammelnden Worten hatte er den Bahnmeister gebeten, nicht in den dunklen Stollen hineinzugehen. Der hatte ihn ernst angesehen und das graue Haupt geschüttelt.

„Lieber Herr Lanfermann," hatte er gesagt, „Sie müssen sich nicht so schwere Gedanken machen. Sie grübeln zuviel, Sie müssen mehr unter die Leute gehen. Es ist ganz ungefährlich in dem Tunnel. Nein, nein, meine Pflicht ist es, nachzuschauen; aber kommen Sie doch einmal mit und sehen Sie sich die Arbeit an!"

Und als sie an die Öffnung des neuen Tunnels, der erst eine kurze Strecke in den Berg hineingetrieben war, gekommen waren, da krachte ihnen ein furchtbarer Donner entgegen, und ein beißender Rauch schoß ihnen in die Augen.

Kreidebleich war der Bahnmeister geworden. Schweigend hatte er ihm die Hand geboten zum Dank; aber auch in seinem sonst so freien Blicke war etwas wie Grausen und Furcht vor ihm, seinem Begleiter, gewesen. Der Bahnmeister hatte geschwiegen und keinem Menschen erzählt, was ihm geoffenbart worden war; aber seit jenem Tage ging ihm nun der alte Mann aus dem Wege.

Ach, daß er doch die Kraft hätte, alles, was er sah und in Zukunft sehen mußte, in seiner Brust zu verschließen!

Aber wie furchtbar schwer war das!

Vielleicht würde es ihm gelingen, wenn das Gesicht ihm erschien, sobald er einsam war und kein Mensch in der Nähe, wie heute im Molmkopf. Dann hatte er Zeit, sich zu fassen. Aber wenn es über ihn kam wie zum ersten- und zweitenmal? Nein, dann konnte er nicht schweigen, im ersten Augenblick mußte er reden.



Und was er dann sprach, das war sein Unglück. Es riß eine Kluft zwischen ihm und den Menschen, eine Kluft, über die keine Brücke führte. Und wenn man dennoch eine schwankende, armselige baute, wie sein Vater, so lag doch beständig unter dieser Brücke ein häßlicher, dräuender Drache, der die meisten zurückschreckte, die ihre Füße auf das leichte Gebäu setzen wollten.

Ja, die Gabe des zweiten Gesichts war sein Unglück, eine furchtbare Last für das ganze Leben, die den Vater elend gemacht hatte und auch ihn zermürben würde.

Und dann: wenn nun Kathrin Behrmann sein Weib wurde, wenn sie ihm Kinder schenkte! Sollte auf eines der unschuldigen Wesen der Fluch kommen, der sein Erbteil geworden? Denn sein E r b e war diese Gabe, das stand ihm fest in tiefster Seele, und sie war ein — Fluch.

„Ich muß mit der Mutter reden!" sagte er fast wild. „Warum hat der Vater nie zu mir darüber gesprochen? Hab' ich nicht so manches Mal gedacht, es sei müßig Gerede, was die Leute vom ‚Spökenkieker' wußten? Hab' ich nicht geglaubt, es sei eitel Geschwätz?"

Rascher schritt er aus. Nun stand er schon vor der Haustür und klinkte sie auf. In der Küche brannte auf niedrigem Herde das helle Holzfeuer; aber es war niemand in dem weiten Raum.

Dierk Lanfermann stellte die Axt in den Uhrkasten, zog die schweren Stiefel aus und trat in die Holzpantoffeln. Dann ging er in die Wohnstube.

Die Mutter saß in der Nähe des Ofens und spann. Das Abendbrot stand aufgetragen auf dem Tisch.

Als Dierk in die Stube trat, setzte sie das Rad zur Seite und kam auf ihn zu, ihm den dicken Rock abzunehmen.

Da sah sie sein verstörtes Gesicht und erschrak heftig.

„Dierk, was ist geschehen?" fragte sie, und in ihrer Stimme war ein Beben.

„Mutter, ich hab's nun wieder gesehen!"

„Ach, lieber Herr und Gott!" rief die alte Frau und sank schwer auf den Stuhl nieder.

Eine lange Weile saßen sie schweigend. So still war es in der großen Stube, nur die Buchenscheite knisterten und krachten in dem bauchigen Ofen.

„Wer war es?"

In dem Forschen klang leise, leise der Unterton der Neugier, wohl unbewußt, und keines von den beiden hatte ein Empfinden dafür.

„Schmied Frohmer, der alte Schmied!"

„Wo hast du's gesehn?"

„Droben im Molmkopf!"

„Weiß es schon einer?"

Er schüttelte verneinend den Kopf und saß sinnend da, während sich die Mutter mit dem Schürzenzipfel über die Augen fuhr.

„Mutter," sagte Dierk nach einer langen Pause, „nun ist's heute das drittemal, daß mir das vor Augen stand, und ich weiß nun sicher, daß es vom Vater her auf mich gekommen ist. Noch denk' ich ja oft, es kann nicht sein; aber all mein Hoffen

ist matt und krank. Ich habe den Glauben nicht mehr, daß ich wie die andern Menschen durchs Leben gehen kann."

Die alte Frau weinte heftiger, ein Wort des Trostes fand sie nicht.

„Quäl und sorg dich nicht, Mutter", fuhr Dierk fort. „Es wird Gottes Wille sein; wir müssen es tragen. Nun weiß ich erst, was es war, das den Vater so manches Mal krank und elend gemacht hat. Heiliger Gott, so stehen und sehen zu müssen, ohne Kraft in sich, dem Schrecklichen auszuweichen."

Er erbebte, und seine massige Gestalt sank in sich zusammen; wie ein alter Mann saß er in dem Sorgenstuhl. Wieder zog das Gesicht an ihm vorüber, das er im Molmkopf gesehen hatte.

„Armer Junge," sagte nun die Mutter, „du mußt nicht verzagen. Nimm's auf dich in Demut und Geduld wie dein Vater."

„Warum hat der Vater nie mit mir darüber geredet?"

„Er hat wohl häufig den Willen dazu gehabt; doch brachte er es nie übers Herz, mit d i r von dem zu sprechen, was ihn so einsam unter den Menschen und unglücklich machte. Und dann war auch ein heimliches Hoffen in ihm, dir sei die furchtbare Gabe nicht beschieden. Seit vielen hundert Jahren sitzen die Lanfermanns auf diesem Hof. Mancher von ihnen ist ein Seher gewesen wie dein Vater, viele sind auch gnädiglich bewahrt geblieben. Immer jedoch ist, wie dein Vater sagte, der älteste Sohn der Erbe des zweiten Gesichtes gewesen, die zweiten Söhne und alle Töchter sind stets verschont geblieben. Und dein Vater hoffte, mit dir würde sich alles zum besten fügen. Wir Menschen hoffen ja so gern. Aber wenn er uns nicht so plötzlich genommen worden wäre, so hätte er doch eines Tages mit dir von allem geredet."

„Warum mag das auf uns gekommen sein? Warum?"

„Ach, so hat dein Vater tausendmal gefragt und doch keine Antwort gefunden; denn eine furchtbare Last ist's, das zu tragen. Oft ist's über deinen Vater gekommen, wenn wir allein waren, in stiller Nacht in unserer Schlafkammer. Ach Gott, jenes erstemal, als ich das sah, vergingen mir fast die Sinne vor Angst. Und dein Vater war ein so herzensguter Mann. Zu Anfang, als er's unter die Leute brachte, hat er oft üblen Lohn drum empfangen. Viele, wohl die meisten, hatten ihren Spott mit ihm und hielten's für Narrendinge; selbst das offene Grab bekehrte sie nicht. Vielleicht aber dachte das Herz doch anders, als die Lippen sprachen. Andere wieder glaubten, und es war kein Zweifel in ihnen. Doch in einem waren sie alle einig: sie gingen, wo sie konnten, deinem Vater aus dem Wege und mieden den Spökenkieker. Und einmal, da ist ein gelehrter Professor aus Münster zu uns auf den Hof gekommen. Der hat den Vater gefragt nach allem und hat geforscht, was er alles und wo er alles gesehen habe. Mit dem hat der Vater gar gern geredet; denn der gelehrte Herr hat zu keinem seiner Worte gelacht, hat oft zwar den Kopf geschüttelt, aber mit keiner Silbe gesagt, das seien alles Narrendinge und Altweibermären. Hat dann zuletzt dein Vater gesagt: ‚Herr, hier in den Bergen gibt's manche, die's sehen wie ich.‘

‚Ja, ja,‘ hat der Professor genickt, ‚ich weiß es; hier in euren engen, einsamen Tälern. Aber auch bei uns im Münsterlande gibt's ihrer auf den weiten, stillen,



nebligen Heiden, wo erst alle paar Wegstunden ein Haus steht. Ja, Bauer, Ihr tragt das nicht allein. So manche sehen's voraus, wie Ihr, wenn eines Menschen Uhr abgelaufen ist. Woher ihnen das Wissen kommen mag? Wer kann das sagen von uns Menschen! Das sind Rätsel, die niemand raten kann, die uns aufgegeben sind, damit wir klein und fein demütig bleiben sollen. Ich wenigstens glaub' das.'

Deinem Vater hat's wohlgetan, was der gelehrte Herr gesprochen hat. Seit jenem Tage ist ihm viel leichter geworden."

„Wie gern hätt' ich doch mit dem Vater davon geredet! Ich weiß ja, was die Leute hier in unsern Bergen sagen, warum wir's tragen müßten. Nach jenem Abend, wo ich hier in dieser Stube sah, wie sie den Vater davontrugen, sind meine Gedanken bei Tag und Nacht ruhlos umhergewandert, bis ich mit dem Herrgott gehadert hab'. Da dacht' ich auch an das Gerede der Leute und hab' den Hinnerk drum gefragt, unsern alten Knecht. Aber ich glaub' es nicht, daß wir darum büßen müssen, was einst auf diesem Hof geschehen sein soll."

„Du weißt das? Dein Vater hat auch nie daran geglaubt. ‚Wer weiß denn,' sagte er, ‚was in jenen Tagen geschehen ist, als der wilde Krieg dreißig Jahre lang über das Reich brauste und die Schweden auch in unsere Berge kamen? Da sind wohl viele Worte hinzugekommen, bis die Geschichte den Leuten recht war. In den alten Schriften steht kein Wort davon, daß unser Vorfahr des Frevels schuldig sei.' Er hat ja so oft mit unserm Herrn Pastor darüber gesprochen, und der meint's nicht anders. Du solltest auch mit dem davon sprechen, Dierk."

„Ich hab' schon daran gedacht", entgegnete Dierk Lanfermann und versank in tiefes Sinnen.

Das Spinnrad surrte an diesem Abend nicht mehr. Bald suchten die beiden ihre Lagerstätte auf; aber der Schlaf kam nicht so bald, sie in seine Arme zu nehmen und ihre Gedanken einzuwiegen.

* * *

Ein lauer West wehte seit einigen Tagen über die sauerländischen Höhen und trieb die grauen Regenwolken zuhauf, die ihre Wasser über den düstern Bergwald ausschütteten, daß der Schnee gar bald hinwegschmolz. Die Luft war dumpfneblig; tausend und abertausend Rinnen und Furchen brachten das Wasser zu Tal und füllten den Bach bis zum Rande. Um Mittag wurde es kaum hell, der Nachmittag verschmolz in den Abend. Wie ausgestorben lag das Dorf da, kaum sah man einen Menschen über die schmutzige Dorfstraße wandeln.

Tief aufseufzend trat Pastor Hünebeck von dem Fenster zurück. Wie verhaßt waren ihm diese öden, feuchten, dumpfen Tage, in denen die Sonne so ganz in der Gewalt des Nebeldrachen lag und die Wolken so niedrig hingen, daß er das Gefühl hatte, als sei er in einen engen, dunklen Raum gesperrt, darin er ersticken müsse.

Pastor Hünebeck schritt ein paarmal hin und her durch sein Studierzimmer, ehe er sich in den Armstuhl vor seinem Schreibtisch niederließ. Dann versank er in tiefes Sinnen.

Er war nun mehr als dreißig Jahre Pfarrer in seiner Gemeinde und — wie er wohl sagen durfte — ein Herz und eine Seele mit ihr. Im Anfang war das

freilich nicht so gewesen. Da hatte es manchen harten Strauß gesetzt, bis er lernte, sich mit den starren, selbstsichern Bauern zu schicken, die keine Bevormundung ertrugen. Schwer nur erschlossen sie ihr Herz, am wenigsten dem Fremden. Und ein Fremder war er ihnen viele Jahre hindurch geblieben, er mit seiner leichtern Art und dem flinkern Wort auf der Zunge, wie sie alle waren daheim im sonnigen Lahntal, wo seiner Eltern Haus gestanden hatte. Was war das doch für ein Unterschied zwischen den Leuten hier und dort! Wie schwerfällig hier jedermann war, wie ernst und schweigsam! Doch war's nicht geistige Trägheit, nicht Stumpfsinn, was sie so still machte. Wie Kinder waren die Leute des Lahntals gegen sie, sorglos und heiter, ein wenig zu laut und lustig, zuweilen wohl auch ein wenig zu leichtsinnig. Was ihnen das Leben brachte, daran trugen sie nicht allzuschwer. Die Nachbarn verstanden das Zureden: „Wirf's von dir!" Und die helle Sonne und der goldige Wein redeten noch eine viel lautere Sprache.

Hier dagegen nahmen die Leute alles und jedes so schwer; sie hatten eine so merkwürdige Art, von allem, was ihnen das Leben an Leid und Kummer brachte, mit herben, harten und kalten Worten zu reden. Da hüllte niemand weder sein noch des Nächsten Leid in das Gewand der mildernden Worte; Leid und Sorge schritten vielmehr unverschleiert über die Berge und durch die engen Täler; sie zeigten ihr furchtbares Angesicht jedwedem so frei, daß den Menschen das Vergessen schwer wurde. Und was ihnen das Leben an Rätseln gab, was nicht klar vor ihnen lag, dem folgten sie mit Sinnen und Grübeln; sie waren still und mit zäher Kraft dabei, wie bei ihrer schweren Arbeit auf den steinigen Hängen und in den weglosen Bergwäldern, deren Boden der Schnee des Winters oft bis in den Mai hinein bedeckte. O der böse Winter! In den engen Tälern brauten die dicken Nebel, die selbst der Sonne des Mittags siegreich Trotz boten. Und wie lang war der Winter in den Bergen, wie endlos lang! Grimmig stürzte sich der wilde Sturm auf die einsamen Häuser, tobte zornig um Dach und Fach, raste wie unsinnig den Bergwald hinauf, verlief sich in den engen Tälern und warf dann in blinder Wut nieder, was ihm Halt gebieten wollte. Tiefer Schnee verdeckte Weg und Steg, und wochenlang kamen oft die Bewohner aus den entfernten Gehöften und Kotten nicht in das Dorf unter die Menschen.

Zu wenig Sonne hatte das Land, und darum waren wohl auch seine Bewohner so ernst und schwerblütig.

Und doch liebte Pastor Hünebeck das kernige Sachsenvolk, das einst hier die Grenzwacht gegen die Franken hielt. Es war kein Falsch in den Leuten; sie hatten wenig Worte, aber die waren wahr und klar; und nicht minder gefiel ihm, daß jeder sich auf sich selbst stellte und danach trachtete, dem andern nicht lästig zu fallen. Von zäher Kraft und zähem Mut waren sie, und darin glichen sie noch ihren Ahnen, die Karl dem Großen so viel zu schaffen machten.

Pastor Hünebeck hatte die Menschen um sich verstehen gelernt; er wußte es selbst, daß er manches von ihnen angenommen hatte. Dazu mußte ihn wohl die wunderbare Kraft des Bodens gezwungen haben, der ihn beherbergte, und nicht minder die des Himmels, der über diesem Lande lag. Wenigstens glaubte er das. Als er erst seiner Pfarrkinder Art erfaßt hatte, kam er gut mit ihnen aus. Freilich,

er drängte sich nicht auf; er wartete geduldig, bis sie Vertrauen gewannen und selber von dem zu reden anfingen, was sie bedrückte. Und er durfte sich sagen, daß er manchem vieles gegeben hatte, vieles, von dem er wußte, daß es wie ein kostbarer Schatz in der Kammer des Herzens verwahrt blieb ...

Pastor Hünebeck stand auf, entzündete an der Holzflamme des Ofens den langen weißen Weidenspan und brannte seine Pfeife wieder an, die ihm ob seines Sinnens erloschen war. Er lächelte über sich selbst. Aber was sollte man anderes tun bei solchem Wetter und solchem Himmel, als die Gedanken schweifen lassen! Wenn doch erst der Frühling kommen wollte! Er seufzte unwillkürlich auf, trat an das Fenster und sah hinaus in den grauen Tag, hinaus über die kotige Dorfstraße mit den tiefen Pfützen und den randvoll gefüllten Wassergräben zu beiden Seiten. Über den Bergwald kamen schon wieder dicke graue Wolken, die eilfertig niederstiegen, um ihre schwere Last auf den Boden werfen zu können.

Über den Fahrweg, sorgsam den Wasserlachen ausweichend, kam ein Mann auf das Pfarrhaus zu.

„Ah," sagte der Pfarrer, „das ist ja Bauer Lanfermann. Ich dachte wohl, daß du kommen würdest. Ach, wenn du wüßtest: hier steht einer, der dir auf alles das, was du fragen willst, nicht die geringste Antwort geben kann, ja nicht einmal rechten starken Trost! Denn ich bin ja in d i e s e r Sache ein Rohr, das der Wind hin und her weht. Ist es deine Gabe und Schickung, Gott im Himmel, oder liegt das in dem Menschen selbst, sind's Menschen mit feineren Sinnen, als wir sie haben?"

Er trat von dem Fenster zurück und sank in den Schreibsessel. Ja, das war nun auch etwas von dem, was diese Gegend und dieses Volk ihm zu raten aufgegeben hatten, und womit er — das wußte er — nie fertig werden würde. Er hatte ja lange Zeit überhaupt nichts davon hören mögen, hatte alles für müßiges und abergläubisches Gerede gehalten, bis er selber Zeuge wurde, wie der alte Lanfermann eines Tages ein Gesicht sah.

Es war droben am Nuttweg gewesen. Der alte Lanfermann kam von den Bergwiesen hergeschritten, wo er im Heu gearbeitet hatte. Lanfermann hatte ihn, den Pfarrer, talwärts begleitet. Sie gingen langsamen Schrittes über den holprigen Pfad und sprachen von diesem und jenem, während die Schatten unter den Bäumen düstrer und düstrer wurden, da die Sonne zur Rüste gegangen war. Mit einem Male blieb der Alte stehen, starr und stur wie eine Bildsäule. Sein ausgestreckter Arm wies in weite Fernen; er achtete nicht auf Frage noch Anruf. Es war, als weile nur sein Körper an diesem Orte, während die Seele weit von hinnen gewandert sei. Ihm, dem Pfarrer, wurde so eigen zumute, ein tiefes Grausen kam über ihn; er hätte am liebsten fliehen mögen, aber seine Füße versagten ihm den Dienst.

Nach einer langen Weile endlich kam der Bauer wieder zu sich. Er zitterte und bebte am ganzen Leibe, seine Brust wogte keuchend auf und nieder, und seine Hand fuhr nach dem Herzen.

„Was ist das mit Euch, Lanfermann?" hatte er gefragt, selber so merkwürdig erregt.

„Gott im Himmel, Herr Pastor, ich hab's nun wieder gesehen. Da von den Bergwiesen kam's her, und Mutter Drüwer schritt dicht hinter dem Wagen her. O Gott, das gibt ein Unglück."

Sie hatten kein Wort mehr fürder geredet. Wie kam's nur, daß damals, als er zur Seite des Alten wanderte, kein Zweifel in ihm gewesen war? Da war etwas geschehen, was jeden Spott, jeden Zweifel sogar erstickte. Er hatte es gewußt: er stand vor den Toren einer andern Welt, und ein leichtfertig Wort hätte ihm gleich einem Frevel an Heiligem gegolten.

Die kommenden Tage waren ihm furchtbar geworden. Er mochte nicht hinaus unter die Leute, jeder Hall eines Fußtritts ließ ihn zusammenfahren. Eine seltsame Unruhe und Unrast zermürbte seine Seele; die Furcht vor einer bösen Kunde war in ihr und daneben auch wieder ein leises Begehren zu erfahren, ob sich etwas ereignete, das das furchtbare Ahnen des Alten zur Wahrheit machte.

Und es war geschehen!

Drei Tage später fiel droben auf den Bergwiesen Frida Drüwer von dem hochbeladenen Heuwagen des Bauern Hagenkötter, und nach abermals drei Tagen trug man sie zu Grabe.

Seit jenem Tage schwankte er zwischen Zweifel und Glauben hin und her wie ein armselig Rohr im Winde ...

Und da hörte er schon den schweren Tritt auf den Steinfliesen vor der Tür, den Schritt eines Menschen mit zerrissenem Herzen, der zu ihm kam und sagte: „Daß es i s t, das ist so gewiß, wie die Sonne am Himmel steht, und wie auf den Tag die Nacht folgt; doch künde du mir das Woher und Warum! Ich m u ß es wissen, und ich w i l l es wissen; denn ich fürchte sonst, daß mein Verstand darüber irre wird."

Und konnte er ihm Antwort geben?

Nein, er konnte es nicht! — — —

Ein harter Knöchel pochte an die Tür. Das riß den Pfarrer aus seinem Grübeln empor.

„Herein!" rief er und wußte, wie mutlos seine Stimme war.

Dierk Lanfermann trat in die Stube und bot seinem Pfarrer die schwielige Rechte. Der deutete stumm auf einen Stuhl; er fand kein Wort der Anrede.

Dierk Lanfermann setzte sich schwerfällig nieder. Ein Schweigen lag zwischen ihnen, schwer und drückend, ihre Augen suchten und fanden sich nicht.

Es fehlte ihnen beiden jede Schätzung, wie lange das Schweigen währte.

Da endlich hob der Bauer das fahle Gesicht. Eine tiefe Falte saß über der Nasenwurzel, der Blick seiner Augen war wie nach innen gekehrt.

„Herr Pastor," sagte er nun fest, „Sie wissen, wie das mit meinem Vater war. Nun ist es auch über mich gekommen, zum drittenmal. Droben auf dem Molmkopf hab' ich Schmied Frohmers Leichenzug gesehen, und nun liegt er schon unter der Erde. Zum erstenmal sah ich, wie sie den Vater forttrugen, und beim zweiten Male kamen drei Särge aus dem Tunnel. Es ist kein Trug meiner Augen, es ist Wahrheit. Vom Vater hab' ich das geerbt, das weiß ich, und nun frag' ich: Was ist das für eine Macht, und warum müssen w i r das tragen?"

Ein Flehen war in seiner Stimme, ein heißes Verlangen, das einem an das Herz griff.

„Ich weiß es nicht!“ sagte der Pfarrer, und sein Ton war ohne Kraft.

„Kommt es von unserm Herrgott?“

„Ich weiß es nicht!“

Wie ein scharf geschliffenes Beil fuhr das Wort nieder.

Dierk Lanfermanns Haupt sank herab in die harten Fäuste.

„Liegt es auf uns für eine Schuld? War einer aus unserm Blut ein Frevler?“

Die Stimme war wie ein müder Wanderer.

„Ich weiß es nicht; aber ich glaube es nicht!“

„Das ist kein Trostwort.“

„Nein!“

Stahlhart klang dies Wort, ein ohnmächtiger Grimm zuckte in ihm.

„So steh' ich ganz allein damit!“

„Ja! Du mußt es tragen!“

„Ein ganzes, ganzes Leben lang?

„Wer kann das wissen! Wir sind ja blind in alledem, in dem allergeringsten von dem, was deine Last ist. Es bleibt dir aber die Hoffnung.“

„Das ist ein irdener Napf.“

„Du Armer, es mag wohl sein. Sieh, ich weiß, ich stehe mit gebundenen Händen bei dir und kann dir nicht helfen, kein Mensch kann das. Du selbst mußt dir den Weg suchen, der dich herausbringt. Was ich dir geben kann, das sind nur leere Worte, es ist nichts als Klang und Schall. Dein Vater trug es all die Jahre, und was ihm die Kraft dazu gab, war das Wort: ‚Ich will's auf mich nehmen!‘ Doch ehe er das Wort sprach, da war seine Schulter wund von der Last und seine Seele zu Tode matt. Du wirst es lernen müssen: ‚Ich will's auf mich nehmen!‘ Warte in Geduld der Stunde, wo du so sprechen kannst! Und eines ist da, worauf du dennoch hoffen darfst, und das deine Last mindern wird: die Zeit, die Gewohnheit. Wohl weiß ich, wie arm dir das Wort klingt, wie es dir heute nicht mehr gilt als der Kieselstein in eines Bettlers magrer Hand. Doch es ist alles, was ich dir geben kann und will.“

Schweigend, in tiefem Sinnen verloren, saßen sie sich wiederum lange Zeit gegenüber.

„Herr Pastor,“ sagte Dierk Lanfermann dann mit stillem Gram, „ich wußte es ja wohl in all den Tagen schon, daß ich in dem ganz allein stehe; aber mein Herz wollt's nicht Wort haben. Und wahr ist's auch: was hilft das Klagen und Jammern drum? Es liegt einmal auf mir. Aber da ist noch etwas, das nun durch meine Gedanken läuft, seitdem ich's zum drittenmal sah: Wenn es nicht mit mir zu Grabe ginge, wenn's auf meine Kinder kommen müßte, wie es vom Vater her auf mich gekommen ist! O Gott im Himmel, und ehe der Vater starb, war ich schon mit Kathrin Behrmann versprochen. Und Kathrin ...“

Seine Stimme brach, wie ein Schluchzen klang's aus der mächtigen Brust.

Pastor Hünebecks Gesicht wurde kreidebleich. Mit einem Rucke stand er auf, schob heftig den Sessel zurück und schritt nach dem Fenster. Aus den Ecken des

Zimmers krochen düstere Schatten hervor wie schleichende Raubtiere. Da draußen streiften die grauen Wolken fast den Erdboden.

Ja, da war es wieder, dieses entsetzliche Grübeln und Forschen, dieses Hin- und Herwenden und Zerren an den Dingen, die sich nicht zurechtbringen ließen, das war das furchtbare Zu-Ende-denken-wollen der Gedanken bis dahin, wo entweder ebenes Feld oder der Abgrund war. Da dachte er nun, daß jener sich den ewigen Rätseln gegenüber bescheiden würde; aber er stellte ihn vor ein ganz neues Problem, verlangte von ihm, daß er ihm die Tür aufstoße an dem Labyrinth der Zukunft, obwohl er doch wissen mußte, daß er, sein Pfarrer, ein armseliges Menschenkind war und wie jeder andre Mensch blind im Hause der Gegenwart umhertappte.

Es schien ihm fast vermessen, und ein wenig Ungeduld war in seiner Stimme.

„Was kommen wird, weiß Gott allein!"

„Aber wenn es so käme, so würde es mich drücken wie eine Schuld", sagte der Bauer hartnäckig.

Da schwieg Pastor Hünebeck; denn er wußte nicht die geringste Antwort.

Fast bewundernd hing sein Blick an dem gesenkten Haupte des Bauern. Wie hart, beinahe grob waren doch die Züge des Gesichts; aber welche Gedanken wohnten hinter der massigen Stirn! Schwerfällig wogten sie auf und nieder, doch jeder war wie ein Klumpen Edelmetall, wuchtig und voll Gehalt. Absonderliche Leute waren es, diese Spökenkieker.

Die tiefe Stille in dem Zimmer wurde ihm fast unheimlich; ihm wäre leichter geworden, wenn sein Besuch sich verabschiedet hätte.

Doch der machte keine Miene dazu.

„Es soll sich nicht immer von dem Vater auf den Sohn vererbt haben. Die Mutter sprach davon, und in den Kirchenbüchern soll auch darüber geschrieben stehen."

„In den Kirchenbüchern nicht, wohl aber in der Chronik, die die Pfarrer des Kirchspiels geschrieben haben, und sie haben auch nur verzeichnet, was manche aus eurem Geschlecht gesehen haben. Wenn du das hören willst, ich habe das Buch zur Hand."

„Ja, das möcht' ich hören, auch darum bin ich hergekommen."

Pfarrer Hünebeck holte den dicken Band mit den plumpen Holzdeckeln und dem starken Schweinslederrücken herbei. Ein wenig suchte er auf den vergilbten, steifen Blättern, die so mancherlei Schriftzüge trugen. Vielen Pfarrern, wohl den meisten, war das Buch ans Herz gewachsen. Was ihre Federn dort verzeichnet hatten, das hatte ihnen Herz und Sinn bewegt, und so war mehr auf die Nachwelt gekommen als Tag und Stunde und ein trockener Bericht.

„So schreibt Pfarrer Platenius", begann Pastor Hünebeck. „Anno Domini 1687 am 11. November ist mit Tod abgegangen Othmar Johann Lanfermann, Bauer auf dem Wibeyhofe. Ist ein gar sonderlicher Mann gewesen sein Leben lang und hat manch wunderbar Gesicht gesehen, daß oft viel Redens unter den Leuten ist gewesen, insonderheit da er des Beckenbauern Sohn hat zu Grab tragen sehen, der im Zorn ist weggegangen aus seines Vaters Haus und unter des Kurfürsten von Brandenburg Reuter gelaufen. Und ist nach Jahr und Tag die Kunde

kommen, daß obgemeldter Sohn Henrich Caspar des Beckenbauern auf den Tod zerschossen worden ist bei Fehrbellin, allwo des Kurfürsten zu Brandenburg Reuter den Schweden zum Land hinausgeschlagen haben, der dorten gar grausam gehauset. Besagter Othmar Johann Lanfermann ist ein gar fürtrefflicher Mann gewesen, rechtschaffen, fromm und hat ihm solcherhalb Gott wohl dergleichen hohe Gab und Wunderkraft verliehen; ist er aber gleichwohl ihrer nicht recht froh gewesen, wie er selbsten oft erzählet. Das mag aber daher kommen sein, daß allerlei leichtfertig und töricht Volk oft seinen Spott mit ihm getrieben und die hohe Gab verachtet haben. Dazu ist viel müßig Gered unter den Leuten gewesen, daß ein Unsegen ruhe auf dem Wideyhof, weil des Othmar Johann Vater, Erhard Christoffer, an einem Schweden gefrevelt habe in den Jahren des großen Kriegs. Und weil unsere Kirchenbücher sind um Anno 1681 (just in dem Jahr, da der Franzos hat die Reichsstadt Straßburg an sich gerissen) vom Feuer zerstört worden, hab ich fleißig und fürsichtiglich Nachfrag gehalten bei den ältesten Leuten, und ist mir die Geschichte solcherweis erzählet worden:

Anno Domini 1633 ist der Schwed von Attendorn heraufgezogen mit starkem Kriegsvolk und vielem Feldzeug. Da ist er in die Dörfer rings eingefallen und hat's getrieben, wie er's gewohnt war mit Rauben und Sengen, Morden und Martern und Fressen und Saufen. Und ist ein Hauptmann mit etlichen Reutern auf den Wideyhof kommen, der ist fast schlimmer gewesen denn der leibhaftige Satan. Hat gleich auf des Bauern Sohn Gerhard das Zündkraut abgebrannt, daß ihm die Kugel ist in den Leib gefahren und hat erbärmlich geschrien. Der Hauptmann hat sich in der Stube aufs Stroh geworfen, ist über Nacht geblieben und wohl zufrieden eingeschlafen; denn er hatte dem Bauern den Silberschatz abgepreßt und reiche Beute gemacht. In selbiger Nacht aber ist der Schwed im Schlaf erstochen worden, und hat einer der Reuter den Bauern hart verklagt auf Leib und Leben um jener Ursach willen. Der hat's abgeschworen mit allen Eiden, ist ihm aber freilich nichts zu Nutz gewesen; denn die Reuter sind über ihn kommen, haben sein Weib und seine Kinder vor seinen Augen erschlagen, ihn selbst aber der ‚großen Prob' überantwortet. Hat müssen der Arme den Schwedentrunk nehmen bei dreien Malen, und haben durch seine Zunge das Pferdhaar gezogen, ihn bei den Füßen aufgehänget, seine Sohlen mit Ruten gestrichen, bis das Blut ist hervorgesprungen, und haben dann die Wunden grausam gewürzet mit Salz und Pfeffer. Und ist der schrecklichen Plag noch kein End gewesen; denn sie haben ihm noch die Daumen geschraubt und die Schädelprob an ihm versuchet, bis der Bauer ist für tot liegen geblieben und sie vermeineten, es sei kein Odem mehr in ihm. Dann haben sie den Feuerbrand ins Haus geworfen, bei schwerer Straf verboten, Hand anzulegen, und sind sonder Reu fürbaß geritten. Doch ist der Bauer wider Erwarten nicht des Todes gestorben, sondern mit dem Leben davongekommen, als armer Krüppel zwar, dessen Geist nimmer recht bei ihm gewesen ist. Und hat der Bauer zuzeiten allerlei Gesichte gehabt und oft kläglich geschrien, daß er Reuter sehe mit bleichem Gesicht und feuerroten Augen darin. Gleichwohl hat dennoch dieser Erhard Christoffer wieder ein Weib genommen und gar einen Sohn gezeuget, gemeldten Othmar Johann." —

Pfarrer Hünebeck hatte das hastig und mit leiser Stimme gelesen, damit das nicht alles daſtände in seiner nackten, gräßlichen Wirklichkeit. Er selber konnte sich stets eines Schauers nicht erwehren, wenn er den Bericht des Pfarrers Platenius las. Nun blätterte er schnell und ein wenig geräuschvoll weiter in dem Buch, während sein Blick zu Dierk Lanfermann hinüberging, forschend, welchen Eindruck das alles auf ihn mache.

Der saß da mit bleichem Gesicht, die knochigen Finger ineinandergezwängt, daß die Adern wie dicke Bänder auf seinen Händen lagen. In seinen Augen aber stand riesengroß der Zorn, der noch jetzt nach Vergeltung schrie. —

„Und das schreibt der Pfarrer Johannes Erdbrink:

‚Im Jahre des Herrn 1738 am 12. Aprilis ist von hinnen geschieden Peter Diederich Lanfermann, Bauer vom Wideyhofe, welcher, wie hierzulande die Leute sagen, ein Spökenkieker gewesen sein soll, dem es ist offenbar worden, so einer hat des Todes sterben müssen. Doch ist viel abergläubisch Wesen unter den Leuten hierselbst, glauben auch an vielerlei Narrendinge und töricht Geschwätz und haben mir drum recht Sorge und viel Mühe gemacht.'"

„Und nun", sagte Pastor Hünebeck, indem er von dem Buche aufsah, „kommen wir zu deinem Urgroßvater Traugott Heinrich Lanfermann. Da schreibt der Pfarrer Christian Lichterbeck:

‚Im Jahre des Herrn 1813 am Tage nach Lichtmeß ist ein großes Unglück im Dorfe geschehen, und es ist viel der Klage und des Jammers unter den Leuten gewesen, zumal uns auch der Franzos hat all die Jahre mit harter Faust gehalten. Der hat Steuer auf Steuer erhoben und Kontribution auf Kontribution verlangt, dazu ist konskribiert worden, was nur Hand und Fuß regen konnte. Um Weihnachten 1812 flog ein Gerücht durchs Land: des Kaisers Armee sei in Rußland vernichtet worden, fünfmalhunderttausend Mann. Da sind die Leute so ganz anders geworden, und ein neues Wesen ist unter sie gekommen. In allen Schenken ist viel geredet worden, daß der Franzos nun zum Lande hinausmüsse, und hat männiglich den Kopf höher gehoben und voll Grimms auf die Fremden geschaut; dabei ist die Faust nicht immer in der Tasche geblieben. Just auf den Tag nach Lichtmeß hat der Pötenwirt Caspar Kleingarn zum Heitkölschen-Auswürfeln geladen und hat Spielleute bestellt auf den Abend zum Tanz nach dem Würfeln. Da ist denn viel Volks herbeigeströmt, und des Bieres und Branntweins ist nicht geschont worden. In der Herrenstube haben die großen Bauern gesessen und hin und her geredet über die Zeitläufte. Da steht auf einmal der Wideybauer auf am Tisch, schaut wie ein Irrer zur Wand, eine ganze Weile, ehe er zu sich kommt. Und als sein Geist wieder bei ihm ist, verkündet er, daß ein großes Unglück geschehen werde; denn er habe sieben Särge davontragen sehen aus des Pötenwirtes Haus. Und dann sagt er also: ‚Liebe Nachbarn, laßt uns heimgehen, und der Wirt soll sein Haus verschließen, spät genug ist's schon!' Aber es ist seiner nicht geachtet worden; denn im Saal ist just nach seinen Worten ein mächtiger Aufruhr entstanden. Und wie die Alten in den Saal gekommen sind, zu sehen, was da für ein Wesen sei, da haben die Spielleute Fiedel und Brummbaß ruhen lassen, und beide, Burschen und Weiberleut im Saal, haben vor Lachen und Lustigkeit kaum zu sich

selber kommen können. Wie sich nun die Alten nach vorn drängen, da stehen in der Mitte des Saales im Angesichte der Musikanten zwei Franzosenkerls in Montur mit Tschako und Flederbusch, rollen die Augen gar fürchterlich und streichen den buschigen Schnauzbart. Und vor ihnen her und hin springt der Wilm Bennemann, Knecht beim Kettinghofbauer, macht seine Faxen, äfft der Franzosen Gebärden nach und treibt seinen Spott mit ihnen.

Ruft der eine Franzos: ‚Paysan misérable, en arrière!‘

‚Ick schmiet di glitk an de Eähr!‘ sagt der Wilm, und die Leute wollen sich ausschütten vor Lachen.

‚Parbleu, mon camarade, cette bête!‘ sagt der andere und funkelt mit seinen Schwarzaugen die kreischenden Mädchen an.

‚Sett-Bätt, de gift hier nich, woll Meester Swattdörn!‘ entgegnet Wilm und zeigt auf die klobigen Schwarzdornstöcke, die an den ledernen Handriemen an den Kleiderpflöcken zur Seite des Saales hängen.

Tobendes Gelächter.

‚Silence!‘ brüllt der eine Schnauzbart.

‚Ick „langs“ di glik ene!‘

Wie eine Woge brandet das Lachen den Saal auf und ab.

‚Paysan, tu es mon prisonnier! Ick dir bringe in der cachot!‘

Er legt die Hand an Wilm.

Der springt zur Seite und reißt einen Schwarzdornstock von der Wand. Schweigen ist im Saal; aber auf einmal sind die Stöcke in den Händen der Burschen. Hier und da blitzt ein Messer; die Augen glühen, die Brust keucht. Umsonst warnen die Alten.

Die Franzosen warten eine Weile.

‚En avant, mon camarade! Tirons les épées; nous attaquerons les chiens! En avant! Vive la France! vive l'Empereur!‘

‚Vive l'Empereur!‘ brüllt der andere.

‚Det „olle Wiw Lampenröhr“ helpt di gar nix!‘ ruft Wilm.

Wie ein Wirbelsturm braust den Fremden das Gelächter entgegen.

‚C'est la révolution!‘

Die Säbel fliegen heraus, die Klingen zerschneiden das Lachen. Die knorrigen Knüttel fahren empor, und die Eisen sinken langsam nieder. Stille ist's, die Menge wartet. Aus hundert Augen sprüht eine heiße Lohe: der grimmige Haß, den sie all die Jahre in sich hineingefressen. Wenn doch die Franzosen zuschlagen wollten, wenn sie doch nur die Hand zum Schlage erheben wollten! Die aber zucken die Achseln und wenden sich zur Tür. Die Menge läßt ihnen Raum, still, schweigend öffnet sich die Gasse.

In der Tür kehrt sich der eine Franzose um.

‚Malheur à vous! Nous retournerons, cochons allemands!‘

Die Worte klingen wie das Zischen giftiger Schlangen.

Kopfschüttelnd verlassen die Alten den Saal. Ein dunkles Ahnen, eine heimliche Furcht und daneben ein seltsames Warten auf Dinge, die kommen müssen, hält sie beisammen in der Herrenstube. Der Wideybauer mahnt umsonst, es will

keiner heimkehren. Sie wissen: wie ein schleichendes Raubtier kriecht eine Gefahr heran; aber es ist keine Kraft in ihnen, ihr zu entfliehen.

Die Franzosen werden nicht lange fackeln. Sie sind so aufgeregt und mißtrauisch in der letzten Zeit und rücksichtsloser denn je. Wo irgendein Fest gefeiert wird, wo immer in den Wirtshäusern ein Tanz ist, da sind seit Wochen die Gendarmen.

Droben im Saal aber hat die Musik wieder eingesetzt; eine lärmende, wilde Lust ist in dem Saal, wie in bacchantischer Freude schwenken die Burschen die Mädchen. Und sie übertäuben die Stimme, die in ihrer Brust fleht und mahnt: Geht heim!

Was ist denn geschehen?

Wer hat den Aufpassern ein Glied gerührt?

Mitternacht ist vorüber. Der Saal dröhnt unter den stampfenden Tritten.

Horch, was klingt da die Straße herauf?

Dumpf, schwer, in schnellem Takt!

Näher kommt's. Ein helles Klirren tönt durch das dumpfe Geräusch: Eisen klingt an Eisen!

Franzosen! — — —

Zu spät! Das Haus ist umstellt, die Saaltür springt auf. Ein Leutnant, braun und wetterhart, mit einem Raubvogelgesicht voller Narben, tritt vor, ihm folgen die Gendarmen.

Schweigen im Saal, finstres Schweigen.

Verächtlich blickt der Leutnant die Gendarmen an.

‚Où est le prisonnier, mes braves? Sacré nom de Dieu, mes chers, ce paysan misérable! Rougissez de honte! Que diront vos camarades?‘

Die höhnenden Worte treffen wie Peitschenschläge. Mit wutverzerrtem Gesicht stürzen die Gendarmen vor.

Vier Fäuste krallen sich grimmig in Wilm Bennemanns Arm und zerren ihn nach der Tür. Flehend blickt er zu den Burschen hinüber. Sie schlagen die Augen zu Boden.

‚Sortez! Sortez!‘ ruft der Leutnant, nachdem die Gendarmen gegangen sind, und zeigt auf die Tür.

Sie gehen, gehorsam, ohne Widerstand; die wilden Augen in dem Raubvogelgesicht bändigen sie.

Draußen im Schnee der Winternacht steht noch ein Dutzend Franzosen. Von der Dorfstraße aber, schon weit entfernt, schallt ein hallender Ruf: ‚Helpt mi doch, de Kerls makt mi dod!‘

Zehn, zwölf Franzosen nur! — — —

Eine brandende Meeresflut!

Musketen krachen; Säbel und Flintenkolben, Knüttel, Heugabeln und Dreschflegel fallen zu wuchtigem Schlage herab; dazwischen Wutgeschrei und Weibergekreisch!

Eine Wagenrunge zerschmettert dem Leutnant den Kopf.

Da weichen die Franzosen.

Zwei von ihnen liegen mit dem Leutnant in roter Lache auf dem weißen Schnee, vier aus dem Dorfe um sie her, Bauernsöhne und Knechte. —

Nach drei Tagen haben sie sieben Särge davongetragen, just wie der Wideybauer verkündet hat." — — — —

Pastor Hünebeck saß eine lange Weile sinnend da; sein Blick hing an der alten Schrift. Sooft er in den Aufzeichnungen des Pfarrers Christian Lichterbeck las, stand er ganz in dem Banne der Erzählerkunst dieses seltsamen Mannes. Mehr als einmal hatte Pastor Hünebeck befreundeten Amtsgenossen gegenüber die Ansicht vertreten, daß mit Pfarrer Lichterbeck ein echter Dichter zu Grabe getragen worden wäre, und wenn er ihnen dann aus der Chronik vorlas, in der Lichterbeck seine vielen Erlebnisse aus der Franzosenzeit getreulich niedergeschrieben hatte, dann war ihm kein Widerspruch geworden. Und wie hatte Lichterbeck diesen bösen Wirtshausstreit den kommenden Geschlechtern seines Dorfes erzählt! Wie aus Stein gehauen standen die Personen da; man sah das alles deutlich vor Augen stehen, was sich zugetragen hatte. Man kam nicht los davon.

Pastor Hünebeck kannte ja die Darstellung fast auswendig; aber beim Lesen war er wieder so mit ganzer Seele gepackt worden, daß er vergessen hatte, seinem Zuhörer die fremden Worte zu verdeutschen.

Nun blickte er auf von dem Buche und sagte, indem er weiterblätterte: „Du weißt ja, daß dann die große Untersuchung kam und noch sechs von den Burschen erschossen wurden. Es wären sicher ihrer noch mehr verurteilt worden, wenn nicht die meisten glücklich zu den Preußen entkommen wären, die gegen Napoleon ins Feld rückten."

Dierk Lanfermann gab nicht gleich Antwort. Er hatte das Haupt ein wenig gesenkt, seine Lippen waren zusammengepreßt, wie bei einem Menschen, der einen peinvollen Schmerz mühsam verbeißen muß.

„Irre haben ihn die Schweden gemacht?" fragte er.

Da merkte Pastor Hünebeck, daß er seinen Worten nicht gefolgt war, sondern nur über das Schicksal seines Ahnen aus der Zeit des großen Krieges nachgrübelte.

Und um nun zu Ende zu kommen, sagte er rasch:

„Von deinem Urgroßvater wird noch ein anderer Fall berichtet, nämlich daß er einen Leichenwagen, mit vier Pferden bespannt, gesehen hat. Und kurze Zeit darauf ist auch die Leiche des Marquis d'Evrémonde von Arnsberg her auf vierspännigem Wagen nach Siegburg und von da weiter gebracht worden. Von deinem Großvater dagegen ist nie erzählt worden, daß ihm die Gabe verliehen war, und so mag sie dennoch nicht erblich sein in deinem Geschlecht."

„Die Schweden haben ihn irre gemacht, und wohl mag's von dem Armen her auf uns gekommen sein; aber es müßt' doch auch sterben können mit einem von uns."

Pastor Hünebeck schwieg. Seine Worte waren auch unnütz; denn der Grübler da vor ihm ging eigene Wege; mochten sie noch so steinig sein, er nahm sie unter die Füße. Er nahm sich Zeit zur Wanderung; aber er würde ans Ziel gelangen.

Die Magd brachte die Lampe in das Studierzimmer.

Da stand Dierk Lanfermann auf, reichte dem Seelsorger die Hand und sagte: „Ich danke auch, Herr Pastor! Ich will mich drin schicken. Wenn's aus der Zeit stammt, dann haben das viele auf unserm Hof getragen, und das ist mir wie ein Trost. Aber es müßt' doch auch sterben können mit einem von uns."

Er ging, und als er draußen war, trat Pastor Hünebeck an das Fenster und sah hinab auf die Straße, wo eben der Bauer im Dämmer seinen Blicken entschwand. „Ja," sagte er zu sich selbst, „nun wird er Tag um Tag über das eine nachgrübeln: Wie kann es sterben mit einem von uns? O diese Bergbauern! Wahrhaftig, ich komme mir manchmal so klein und erbärmlich ihnen gegenüber vor."

* * *

Unter dem Markbaum standen sie, jener uralten, riesigen Eiche inmitten der Kornfelder, die zum Ebbegebirge hin aufsteigen. Endlich, endlich war der Frühling gekommen, und der Wald freute sich des frischen Grüns. Doch seine Freude war nur zaghaft, denn die Tannen standen noch immer da mit den ernsten, finstern Gesichtern, als hielten sie jegliche Lebensfreude für eine heimliche Schuld.

„Und das soll das Ende sein, Dierk?" sagte Kathrin Behrmann und preßte die Hände auf das Herz, indes ihre Stimme in einem Schluchzen erstickte.

„Ja!" sagte er dumpf. „Nur so kann das sterben mit mir, und sterben soll es. Ich habe darüber wach gelegen so manche, manche Nacht und keinen andern Ausweg gefunden. Sei mir nicht gram, die verborgene Hand zerschlägt unser Glück."

„Aber wenn wir hart und trotzig sind? Ich will tapfer und stark sein, Dierk!"

Schwer atmete seine Brust, ein Keuchen war's fast.

Seine Hand umschloß die ihrige mit heißem Druck.

„O Kathrin," sagte er, „du machst es mir schwer, daß ich bei dem bleib', was ich tun will. Hab Dank für deine Liebe, tausendmal, und denk, wie's mir zu Herzen geht, daß ich dich lassen muß. Aber ich muß es tun, ich muß! Solang ich grübele, keine andere Stimme ist in mir. Und ich will auch nicht anders, und wenn's mir gleich ist, als risse man mir das Herz aus der Brust. Ich darf auch nicht anders, um deinetwillen nicht, Kathrin; denn es würde dich zermürben und elend und alt machen. Sieh meine Mutter an!"

Da warf sie sich weinend an seine Brust.

„Ich kann nicht leben ohne dich, Dierk!"

„O du ...!"

Ein Schwanken war in ihm, als er ihren blühenden Leib umfing.

„Dierk, wir werden es meistern!"

Ihr Hoffen flog hinüber zu ihm.

Eine Weile zauderte er; sein Blick ging hinüber in die Ferne, bis dorthin, wo die Tannen des Molmkopfes standen. — — —

Langsam versuchte er dann, ihre Arme zu lösen.

„Ich darf nicht schwach werden, ich will es nicht!"

Wie eine Mauer wuchs das Wort empor.

Am Zürichsee



Fr. v. Khaynach

Da sanken Kathrin Behrmanns Arme herab; sie hoffte nicht mehr; ihr Herz ward müde und matt. Sie wandte sich ab.

Stumm bot er ihr die Rechte. Ihre Hände ruhten ineinander; aber ihre Augen fanden sich nicht mehr.

„Lebe wohl, Kathrin!“ sagte er endlich mühsam.

Da ging sie langsam hindann, das Wort kam nicht über ihre Lippen. — — —

Unter dem Markbaum stand er lange, lange Zeit. Düstrer wurden die Schatten. Wie dunkles Gewölk wuchs breit und massig der Tannenwald in den Abend. Ein wehender West schlug seine Fänge in die Krone des Markbaumes, und wie Seufzen und Klagen klang ihm das Rauschen der Zweige ins Ohr.

Da kehrte sich Dierk Lanfermann um und ging mit stakigen Schritten dem Hofe seiner Väter zu.

Er wußte, daß er ein Einsamer unter den Menschen war, ein ganz Einsamer.



Lied der Dreschmaschine

Von Börries, Frhrn. v. Münchhausen

Die Dreschmaschine brummt und summt und klingt und singt ins Land hinein,
Aus dunkelweitem Scheunentor
Steigt grauer Sommerstaub hervor,
Der Himmel kennt die Sonne nicht,
— Septembertag hat fahlen Schein, —
Die Dreschmaschine summt und brummt im kalten Nebel-Licht.

Die Dreschmaschine schüttert dumpf und schüttet tausend Körner aus,
Zu neuem Leben ist erwacht
Was Erntetag zu Tod gebracht,
Als Saat fährt wieder es feldein
Ins nebelfeuchte Land hinaus,
Die Dreschmaschine klingt und singt im trüben Abendschein.

Die Dreschmaschine stampft und stöhnt und summt dazu den dumpfen Sang:
„Wie viele Körner mahlt die Not
Des Alltags tot zu Mehl und Brot,
Wie wenige gehn aus dieser Zeit
Zur Ewigkeit den stolzen Gang,
Aus tausend Keimen hoffnungsvoll, — wie wenige gehn zur Ewigkeit!“





Entlarvung der madjarischen Geschichtsklitterung

Von Kurd von Strantz

Der Polenverhimmelung der Revolutionszeit 1848/49 und des letzten Aufstandes von 1863 stand würdig die Madjarenvergötterung zur Seite. Beide Verirrungen beruhten auf der Täuschung beider „ritterlichen" Völker, die sich als schuldlos unterdrückte aufspielten. Besonders der deutsche geschichtsunkundige Idealismus vergaß die Gewalttaten beider Stämme, deren Opfer doch gerade unsere eigenen Volksgenossen gewesen waren und noch heute sind. Selbst ein so national gesonnener Politiker wie Gustav Freytag erlag der selbstsüchtigen Stimmungsmache gemeiner Aufrührer, die der deutschen Herrschaft ihre ganze Gesittung verdanken. Sie begeisterte ihn zu mehreren dichterischen Erzählungen, zu deren Vaterschaft er sich freilich später wohl mit gutem Grunde nicht bekannt hat. Wie in seinen „Ahnen" der höhere Wert in der kulturgeschichtlichen Beschreibung liegt, so ist auch in diesen ungarischen Schilderungen, wie „Eine Familie in Nagy Enyed", „Ein walachisches Märchen", „Ein Kriegszug im Slowakenland" und „Die Heiducken von der Armee des Banus" der poetische Gehalt nicht allzu groß. Der geschichtliche Hintergrund ist jedoch falsch gezeichnet und eine gefühlsselige Verdrehung zugunsten der Madjaren, die ja auch im eigenen Lande sonst wackere Deutsche durch die trügerische madjarische Freiheit zum Abfall und Treubruch bewogen. Der einzige tüchtige Feldherr der Madjaren war der deutsche kaiserliche Offizier Georgi, nunmehr der General Györgey. So nahm selbst ein Freytag damals ziemlich bösartig Partei gegen die deutsche Herrschaft des Kaisers und der Siebenbürger Sachsen. Jetzt krebst damit nur ein schwächlicher Pseudoliberalismus, und gerade die freiheitlichen Deutschen Ungarns fühlen die Schmach der früheren Haltung so zahlreicher Volksgenossen, die zur Aufrichtung der madjarischen Minderheitsgewaltherrschaft durch den späteren Ausgleich so erheblich beigetragen hat.

Wären die deutschen Kulturträger und tatsächlich ersten Gründer des heutigen ungarischen Staates, übrigens einer habsburgischen Eroberung mittelst des deutschen Reichsschwertes, 1867 und schon zur Bachschen Zeit in Gemeinschaft mit den übrigen Mehrheitsvölkerschaften auf die kaiserliche Seite getreten, so wäre die Trennung des Donaureiches, des ostdeutschen Kaisertumes, nicht vollzogen, und den Deutschen die gebührende Vorherrschaft diesseits und jenseits der Leitha verblieben. Der fortgesetzte Rechtsbruch der ritterlichen Madjaren gewährt freilich jederzeit die Möglichkeit der Aufhebung des Ausgleichs, der der Krone unter dem landesunkundigen königlichen Sachsen Beust abgepreßt wurde, der sich in die trügerische Hoffnung einer Rache für Königgrätz mit Hilfe eben dieses versöhnten Adelsklüngels fragwürdiger Herkunft und Zusammensetzung wiegte. Der staatskluge Andrassy schloß dann das deutsche Bündnis, das freilich auch im ungarischen Interesse lag, um einer zweiten russischen Eroberung zu entgehen, wogegen wir jetzt diese deutschfeindlichen Mongolen schützen, die freilich stark slawisiert und germanisiert sind, wie auch ihre nächsten Verwandten, die Türken und Finnen, den gelben Rassezug ziemlich abgestreift haben.

Der gefühlsselige und in seiner eigenen Geschichte so unerfahrene Deutsche ist freilich jetzt über den madjarischen Adelsstaat besser aufgeklärt als 1848. Freilich reicht die Kenntnis nicht einmal in die üblichen Kreise der höher Gebildeten, geschweige denn in die Schule, nicht einmal der österreichischen Mittelschulen hinein. Aber für deutschbewußte Leser sind die Forschungen des Professors Kaindl (Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. 2. Bd., Gotha, Perthes) von der Czernowitzer Hochschule nicht verloren und grundlegend für weitere örtliche Untersuchungen. Dieses geschichtliche Licht mußte den Madjaren gerade zur Zeit ihrer staatlichen Jahrtausendfeier aufgesteckt werden, um urkundlich zu erweisen, daß die westungarischen Deutschen schon vor den Madjaren seit Karl dem Großen im Lande als Vernichter der Avaren, der Vorläufer der späteren andern Mongolen, sitzen, die erst Otto der Große endgültig auf dem Lechfelde besiegen sollte. Westungarn ist die alte karolingische Avarenmark, deren staatliche Gründer die Bayern waren, denen sich auch andere Süddeutsche beigesellten. Jedoch die großen bayerischen Bischofsstifte, besonders Regensburg, waren die ersten Gebieter Westungarns und ihre Bauern und ritterlichen Lehensleute dessen erste Bewohner nach Aufreibung der Avaren. Der madjarische Raub- und Reitersturm ging über die deutschen Siedlungen ziemlich spurlos hinweg, da das seßhaft gewordene Türkvolk diese Bauern in ihrem Besitz belieẞ und besonders der ritterliche Nachschub den neuen ungarischen Königen eine wertvolle Stütze gegen den einheimischen unbotmäßigen Adel war. Daher ist auch vielleicht die Hälfte des gegenwärtigen madjarischen Adels, besonders einige große Geschlechter, wie die Palffy, deutschen Geblüts, wozu noch die Vermischung mit dem österreichischen Adel kam.

Bis fast an Ofen, eine deutsche Stadt, schob sich die geschlossene Menge des Deutschtums vor. Nur die Landherren außerhalb der Städte waren Madjaren, wenn nicht eingewanderte deutsche Edelinge. Nach ihnen ergoß sich auf königlichen Ruf eine ganze Städtebevölkerung ins Land. In Siebenbürgen ward auch ein reichliches Drittel bäuerlich deutsch angesetzt. Alle ungarischen Stadtrechte

sind deutschen Ursprunges, teilweise flandrischer Herkunft. Brügge, Gent und Arras, die Hauptstadt der leider jetzt verwelschten Grafschaft Artrecht, waren die Mütter dieser ungarischen Weistümer. Mit Kaiser Sigismund kam gar ein deutscher Fürst und der mächtigste Herrscher des Abendlandes auf den Thron der Arpaden. Sein tüchtigerer Nachfolger und Tochtermann Albrecht, der erste Habsburger unter der Stephanskrone, starb leider nach kurzer Herrschaft. Der Hussitensturm brachte auch in Ungarn das madjarische Element wieder auf den Königsstuhl. Sonst wäre Ungarn heute eingedeutscht. Die stammverwandten Türken retteten dann vollends die Eigenart der „ungarischen Nation", die rassenhaft überhaupt nicht mehr vorhanden ist. Aber die unbeholfene finnisch-ugrische Sprache bewahrte sich dadurch, da der Ungläubige sie als heimatliche schützte. Während der Türkennot zerfiel das einstige Königreich in drei Teile. Westungarn verblieb den Habsburgern und war wesentlich deutsch. Die Mitte war türkisch, und der Osten erhielt sich selbständig unter den türkischen Lehensträgern, den wechselnden Fürsten von Siebenbürgen, wo also auch der deutsche Einschlag verhältnismäßig mächtig war. Die Sachsen hatten mit ihren festen Städten und Kirchenburgen die Osmanen erfolgreich abgewehrt. Aber der Blutzoll war beträchtlich. Doch die Fruchtbarkeit des kraftvollen Volksschlages glich mit Leichtigkeit die Zahl der Kriegsopfer durch vermehrte Geburten aus. Die Rolle der Madjaren war bezeichnend, riefen sie doch selbst den gefährlichsten Feind der Christenheit gegen ihr Königtum ins Land und vertrugen sich schiedlich friedlich mit den türkischen Gewalthabern. Nicht die Madjaren, sondern die Deutschen hielten Westungarn. Immer wieder verrieten Madjaren auch im habsburgischen Drittel von Ungarn ihren rechtmäßigen Gebieter. Aber selbst dieser Rest der Donau- und Theißebene war nur durch die deutsche Reichshilfe vor der türkischen Besetzung zu bewahren, die zeitweilig trotzdem erfolgte. Wurde doch sogar Wien belagert und geschah die Entsetzung erst im Augenblicke höchster Not. Die polnische Hilfe war unbeträchtlich.

Übrigens hetzte mit Vorliebe Ludwig XIV. als der allerchristlichste König die Ungläubigen dem Kaiser auf den Hals, damit das Reich dafür seine Westmark schutzlos ließ. Zur Rettung des ungarischen Hausbesitzes der deutschen Kaiser wurden im Laufe der Zeit das Elsaß, Lothringen und die südlichen österreichisch-spanischen Niederlande aufgegeben und damit das deutsche Reich seiner schönsten und reichsten Lande zum Vorteil Frankreichs und — Habsburgs beraubt. Dies wollen wir den Madjaren nicht vergessen. Nicht sie haben sich, sondern wir haben sie vom türkischen Joch befreit. Ungarn ist ein von Kaiser und Reich erobertes Gebiet und die Herren Madjaren die Unterworfenen. Die Gesittung ist deutsch und schließlich auch die jüngere Besiedlung, wie die älteste. Denn in die menschenleeren Grenzstriche, wo Madjaren und Serben ausgerottet waren, wurden aus dem österreichischen Schwaben, dem sog. Vorderösterreich, Bauern und Handwerker vom Elsaß bis zur Rauhen Alb herangezogen und damit die heutige schwäbische Türkei, das Banat, bevölkert. Das Banat und Siebenbürgen gehörten auch staatsrechtlich nicht zum wiedereroberten Ungarn, sondern waren besondere kaiserliche Verwaltungsgebiete. Als 1849 Ungarn wieder als erobertes Land einheitlich, und zwar deutsch aufgebaut wurde, war es natürlich, daß aller ungarischer kaiserlicher Besitz in eine Regierungs-

hand zusammengefaßt und von Wien aus verwaltet wurde. Der schwache Kaiser, der schon vor 1866 sich von dem rassenhaft so gemischten Adel, der ihn schmeichlerisch umwarb, trotz Bachscher Abmahnung umgarnen ließ, zerriß den wieder festgefügten österreichischen Einheitsstaat. Er ist für den Übermut der Madjaren verantwortlich und erntet jetzt die Folgen seiner steten Nachgiebigkeit. Schlimmer handelte die Kaiserin Elisabeth, die, als bayerische Prinzeß, den Kaiser noch in seiner verhängnisvollen Kurzsichtigkeit bestärkte.

Denn jede Begünstigung der schon zu viel bevorrechteten madjarischen Minderheit bedeutet eine verfassungswidrige und unbillige Vergewaltigung der Mehrheit und besonders des Deutschtums, dem Ungarn alles dankt und dem die Slowaken, Serben und Walachen nie ernstliche Schwierigkeiten machen werden, sobald es seiner kulturellen Stärke sich bewußt bleibt. Statt dessen nahmen die verblendeten und gerade die liberalen Deutschungarn für die aufrührerischen Madjaren und damit die schlimmste Adelsherrschaft Partei. Sie büßten freilich und wurden dann vom später wieder zu Gnaden aufgenommenen Madjarentum erst recht unterdrückt, obwohl ihren Reihen deren geistige Führung entstammt. Abtrünnige Deutsche sind in der madjarischen Verwaltung nicht nur die Arbeitsbienen, sondern auch die wirklichen Leiter des Staatswesens, wie die Namen der tüchtigen Minister beweisen. Der bisherige Ministerpräsident Khuen ist ein geborener Tiroler. Die „ungarische Nation" ist ein ebenso bewußter Schwindel wie das Gerede von der besonderen ungarischen Kultur. Ungarn ist eine Völkerkarte, wo sich die Madjaren durch Druck und offene Gesetzwidrigkeit zwei Millionen Fremdbürtiger, Deutsche und Juden, der Zahl und dem Namen nach zugelegt haben, da ihr schon stark slawisch-deutsch gemischtes Volkstum noch nicht sechs Millionen wirklicher Madjaren aufweist, wogegen die andern Völkerschaften mehr als zwei Drittel dieser Zahl betragen. Sie bilden also eine starke Mehrheit.

Die Deutschungarn haben aber durch ihre überlieferte Zerrissenheit und den Mangel jeglichen politischen Sinnes ihre Vergewaltigung selbst verschuldet. Dieser Sondergeist und diese politische Schwäche gegenüber einer bewunderungswürdigen politischen Witterung des madjarischen Regierungsklüngels, da der madjarische Bauer bloß als zur Wahlzeit benütztes Stimmvieh dient, spukt auch noch in der Gegenwart. Die Siebenbürger Sachsen gehören noch zur Regierungspartei, statt sich mit den andern unterdrückten Völkerschaften zu verbünden und besonders die Führung der übrigen Deutschen zu übernehemn, deren bisher schlummerndes Volksgefühl endlich wiedererwacht ist. Die Banater Schwaben, ein aufstrebendes, wohlhabendes Bauerntum, das bereits die serbische Umgebung eindeutscht, entbehren nur der geistigen Leitung, während die Sachsen an einem bedauerlichen Überfluß studierter Leute leiden. Besonders bedarf aber die Zips der Erweckung, die einst ganz deutsch war und jetzt sogar zum Teil slowakisiert ist. Bekanntlich wurden 14 deutsche Zipser Städte der Krone Polen verpfändet und verpolten dadurch. Später begünstigte selbst Maria Theresia die Slowakisierung, um die protestantischen Deutschen dadurch ihrem staatsgefährlichen Glauben zu entziehen. So handelte eine sonst gut deutsch gesinnte, kluge Herrscherin. Die Sachsen müßten als Träger der nationalen Intelligenz auch den deutschen geschäftlichen und beamt-

lichen Mittelstand, der bloß äußerlich madjarisiert ist, aber doch eben die deutsche Bildung nicht verleugnen kann, aus dem nationalen Schlaf aufrütteln. Das bevorstehende allgemeine Wahlrecht verleiht trotz aller drohenden Schliche der judäomadjarischen Minderheit den übrigen Völkerschaften ein schließliches Übergewicht der Menge, dem die Madjaren auf die Dauer nicht widerstehen können. Sammlung aller nichtmadjarischen Elemente unter deutscher Führung muß die Losung unserer uneinigen oder lässigen Volksgenossen sein.

Die Krone wird unter dem Thronfolger, dessen Schatten schon die madjarischen Regierenden ängstigt, auf der Seite der Rechte der Mehrheit stehen. Die Leitung Ungarns kann nur den Deutschen ob ihrer überlegenen Bildung und dem Rückhalt an Österreich und Deutschland zufallen. Sie müssen aber endlich die Schicksalsstunde erkennen und sich nicht nur selbst zusammenschließen unter Aufgabe einer kleinlichen und feigen Nützlichkeitspolitik, sondern auch mit offenen Armen die fremden Völkerschaften, besonders die widerstandsfähigen und volksbewußten Walachen aufnehmen, die ihnen willig die Leitung überlassen werden. Gleichberechtigung aller Stämme unter Führung der deutschen Bildung muß das wohl erreichbare Ziel sein. Die Madjaren sind wirtschaftlich und zahlenmäßig im Hintertreffen. Ihre politische Frechheit unter Mißachtung der Gesetze hat ihnen allein zum Siege bei der bekannten Schwäche der Krone verholfen. Treue haben ihrem deutschen Herrscher stets die Deutschen bewiesen, sogar törichterweise dem eingebildeten madjarischen Staate, der in der Schlacht bei Mohacz 1526 für immer untergegangen ist. Das deutsche Schwert verlangt endlich seinen Lohn. 2½ Millionen noch Deutscher und 1 Million äußerlich madjarisierter oder slowakisierter Deutscher sind keine verächtliche Minderheit, zumal sie die europäische Gesittung des buntsprachigen Ungarns darstellen. Im Verein mit den Walachen und den Slawen, die in Ungarn nicht deutschfeindlich sind, muß bei einiger Tatkraft der deutsche Sieg unschwer errungen werden.

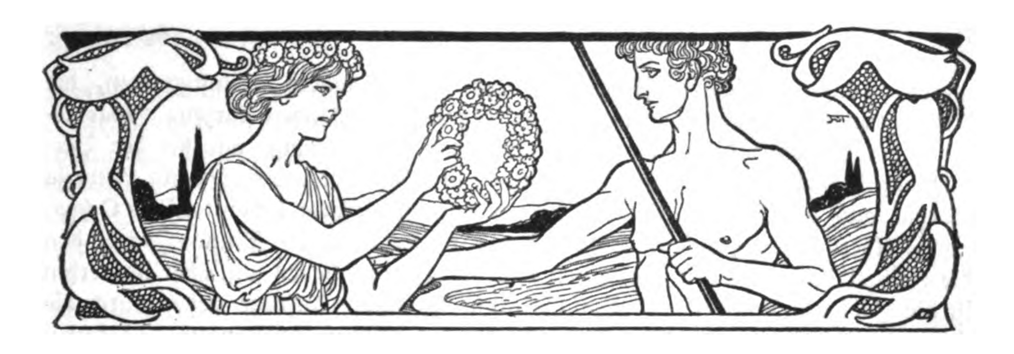


Der letzte Sommer · Von Anna Dix

Ich weiß —: dies wird dein letzter Sommer sein.
Du scheidest, wenn die Wälder sich entlauben.
Die großen Augen trinken Sonne ein —
Wie leuchtend sie dem Lebenswunder glauben!

Da beugt mein Schmerz sich jener Majestät,
Die schweigend dich in ihr Bereich genommen.
Denn dem Geheimnis, das dich ruft und lädt,
— Ich fühl's — wirst du entschlafend näher kommen.





Tasso

Von Dr. Valerian Tornius

Es ist im Spätherbst des Jahres 1565. Die Residenz der Este strahlt im Festeskleid, das sie zu Ehren Barbaras von Österreich angelegt hat, die als zweite Gemahlin Alfonsos des Zweiten in der Stadt Einzug hält. Viele Jahrzehnte sind verstrichen, seitdem Lucrezia Borgia die Herzoginkrone von Ferrara trug und ihr Musenhof das Ziel der sehnsüchtigsten Wünsche eines jeden Poetenherzens war. Von der Generation, die damals von den Wogen des Daseins heiter und genußfreudig sich tragen ließ, ist kaum einer mehr am Leben. Vieles hat sich inzwischen verändert: Gesinnung und Lebensart, Sitten und Moden. Als der einäugige Giulio d'Este auf Bitten der Herzoginmutter nach dreißigjähriger Gefangenschaft die Freiheit erhält, wird er wegen seiner Kleidung, die noch französischen Geschmack verrät, wie eine Museumsrarität angestaunt, denn längst ist die spanische Tracht in Italien tonangebend. Aber noch auffälliger macht sich der Wandel der Gesinnung bemerkbar. Eine gewisse Niedergeschlagenheit und furchtsame Scheu wie vor einer schrecklichen unsichtbaren Elementarmacht lastet quälend auf allen Gemütern. Es ist die Angst vor dem Gespenst der Inquisition, das unter Paul IV. und seinen Nachfolgern die schwarzen Fittiche über ganz Italien breitet. Auch in Ferrara lauert es in Gassen und Häusern, und wehe denen, die von seinen langen Fangarmen gegriffen werden! Noch lebt in dem Herzen vieler Ferraresen die Erinnerung an die Protestantenbeschirmerin, die gute und edle Herzogin Renata, die wegen ihrer ketzerischen Neigungen beinahe selbst Folter und Tod erlitten hätte. Angst erfüllt jene, die heimlich auf der Seite der neuen Lehre stehen und sie nicht laut zu bekennen wagen, hat doch der fanatische Herzog erklärt, daß er eher unter Aussätzigen als unter Hugenotten leben wolle. Aber in einer Hinsicht sind die Ferraresen unverändert, trotz Folterkammern und Scheiterhaufen: in ihrer leidenschaftlichen Liebe für Geselligkeit und Vergnügen. Im Festestaumel vergessen sie sogar die Schrecken der Inquisition.

Ferrara steht wieder im Zeichen einer Hochzeit des regierenden Hauses. Die ganze Bevölkerung ist auf den Beinen. Man weiß, was solche Hochzeiten für die Residenz der Este bedeuten. Eine Fülle von guten Tagen, Banketten, Tour-

nieren, Tänzen, Theateraufführungen und vielen andern Belustigungen, die Riesenvermögen verschlingen und das Herzogtum in Schulden stürzen. Zwar erreicht der Aufwand diesmal nicht so ungeheure Ausdehnung, wie bei der Vermählung Lionellos mit Margherita Gonzaga und Alfonsos des Ersten mit Lucrezia Borgia, auch berichtet kein Chronist über den Küchenverbrauch von tausend Ochsen und Kälbern, vierzigtausend Hühnern und fünfzehntausend Pfund Zucker, den die Hochzeit Lionellos mit Maria von Aragon erfordert haben soll, aber immerhin ist die Zahl der Freuden und Genüsse groß. Pompöse Aufzüge ziehen durch die Straßen, in dem großen Amphitheater brechen Ritter die Lanzen, auf freien Plätzen werden Vorstellungen für das Volk geboten, im Schlosse eilt man vom Bankett zum Tanze, vom Tanze zum Bankett, Konzerte schließen sich an, so jagt ein Vergnügen das andere, und wenn nicht plötzlich die Nachricht von dem Tode des Papstes Pius IV. eingetroffen wäre, zögen sich die Festlichkeiten wohl noch mehr in die Länge.

In diesem lauten Trubel, inmitten eines blendenden Meeres von Toiletten und Edelsteinen, taucht bald hier, bald dort die Gestalt eines Jünglings auf, der seiner Kleidung und seinem Gebaren nach in diese glänzende Hofgesellschaft gar nicht hineinzugehören scheint. Er ist groß und hager. An die hohe Stirn schmiegt sich dunkelblondes, nicht üppiges Haar. Das längliche Gesicht läuft in ein spitzes Kinn aus, das von einem spärlichen Flaum bedeckt wird. Eine große, aber regelmäßige Nase mildert etwas das Eckige der Züge, das durch die hervorstehenden Backenknochen und die eingefallenen Wangen hervorgerufen wird. Schmerzlich schwermütig blicken die Augen, als verbärgen sie ein tiefes, trauriges Geheimnis. Seine langen Arme und Beine hindern ihn in den Bewegungen. Plump und unhöflich wirken sein Gang und seine Haltung. Schüchtern wandelt er durch die weiten Säle und Gärten, überall stehen bleibend und mit staunenden Blicken Menschen und Gegenstände betrachtend, wie jemand, der in ein neues, paradiesisch schönes Land gelangte und sich noch nicht darüber schlüssig ist, ob er wache oder träume. Gleichzeitig liegt etwas Zerstreutes, Unruhiges und sogar Mißtrauisches in seinem Wesen. Zuweilen flammt es in seinen Augen auf wie ein heißes Verlangen, die Hülle der Scheu abzustreifen und sich hineinzustürzen in das wirre Gewühl, dann plötzlich zuckt er zusammen, besinnt sich und verkriecht sich mürrisch in irgendeinen Winkel. Dann scheint es, als warte er nur auf eine günstige Gelegenheit, um sich fortzuschleichen aus dieser albernen, plaudernden, lachenden, tanzenden Gesellschaft.

Der seltsame Jüngling hat längst die Aufmerksamkeit der Damen des Hofes erregt. Sie kommen auf ihn zu und bemühen sich fast stürmisch um seine Bekanntschaft. Ihr Interesse für den Fremden grenzt beinahe schon an Verliebtheit. Als sie nun gar vernehmen, daß er Torquato Tasso heißt und daß er auf Geheiß des Kardinals Luigi d'Este nach Ferrara gekommen ist, um hier nach einigen unruhigen Wanderjahren eine friedliche Heimstätte zu finden, verwandelt sich ihre verliebte Neugier in Entzücken. Der Dichter des „Rinaldo" — Hofpoet der Este! welch eine Akquisition für die Residenz! Und sie umschwärmen ihn, liebäugeln ihm zu, huldigen seinem Talente, füttern ihn mit Schmeicheleien, kurzum

überschütten ihn förmlich mit Beweisen ihrer Liebenswürdigkeit. Über Tasso ergießt sich diese Flut von zärtlichen Blicken, lächelnden Mienen, süßen Worten mit berauschender Gewalt. So viel schmeichelhafte Ehrung war ihm noch nie zuteil geworden. Anfangs lauert etwas wie Argwohn in seinen Augen. Aber bald schwindet dieser, Tasso beginnt immer deutlicher seine Umgebung zu begreifen, er schüttelt sein bescheidenes Wesen ab, er findet sich schnell in die Rolle des gefeierten Dichters hinein, und mit einer sicheren Selbstgefälligkeit wandelt er durch die glänzenden Säle und nimmt lächelnd die Huldigungen der Damen entgegen.

Seitdem scheinen Tassos Tage vom Glück geleitet zu werden. Obwohl sich in seine Geldkatze nur hin und wieder, je nach der Laune des Kardinals, einige Dukaten verirren, und obwohl er anfangs auf das Privileg, an der herrschaftlichen Tafel mitzuspeisen, verzichten und außerdem mit schlechtem Essen vorlieb nehmen muß, ist er doch stets fröhlichen Mutes. Was ihn so froh stimmt, das ist die Freundschaft mit den beiden Prinzessinnen Lucrezia und Leonora, deren er sich stolz brüsten darf. Lucrezia, die ältere, vermag durch ihr Aussehen niemand zu berücken. Aber sie versteht es, durch Kleidung und Benehmen ihrem Auftreten eine gewisse Charme zu geben, hinter der ihre Häßlichkeit verschwindet. Daneben besitzt sie Geist und Bildung. Olympia Morato, eine der klügsten und wissenschaftlich tüchtigsten Frauen der Renaissance, die schon mit fünfzehn Jahren das Griechische und Lateinische so weit beherrscht hatte, daß sie Homer und Virgil übersetzen konnte, war ihre Lehrerin gewesen. Von ihr hat Lucrezia ihre Kenntnis der klassischen Literatur, hat sie philosophisches Wissen und schließlich sogar die Kunst, geistreich über ernste Fragen zu disputieren. Allein als Charakter steht die Prinzessin nicht hoch. Sie ist leichtlebig, unverträglich, intrigant und hat etwas Satanisches in ihrem Wesen. Doch Tasso kehrt sich nicht an diese Mängel. Er betet sie an wie ein Verliebter, ohne in sie verliebt zu sein. Er preist ihre tiefblauen Augen, ihren rosigen Mund, die sie nicht hat, er vergleicht sie mit Aurora, deren Strahlen Himmel und Erde vergolden, er stimmt ein in das Lob der Hofschranzen und katzbuckelnden Hofpoeten, sie sei die Schönste unter den Schönen. Der Dichter redet mehr, als sein Inneres verantworten kann. Und im Grunde genommen empfindet er weder für Lucrezia noch für die jüngere Leonora eine tiefe Neigung, obschon letztere größeren Eindruck auf ihn macht, denn sie ist bei all ihrer Klugheit und bei ihrem vielen Wissen sanften Gemütes, gefühlvoll, bescheiden, zart, schwärmerisch, eine stille Träumerin, kurzum sie besitzt viel weiblichere Eigenschaften als ihre Schwester, und gerade solche, die Tassos Begeisterung zu wecken vermögen. Und wie sollte nicht da auch e r vorübergehend Feuer fangen im Umgang mit einer Frau, von der die ferraresischen Dichter sangen, daß es kein Herz gäbe, das nicht in Flammen stünde bei ihrem Anblick? Aber in eine verzehrende Leidenschaft, wie phantasiereiche Biographen des Dichters es wissen wollen, verwandelte sich nie diese Neigung. Sie blieb zeitlebens eine Freundschaft.

In den Salons der beiden Prinzessinnen ist Tasso ein häufig gesehener Gast. Hier führt stets eine heitere Geselligkeit das Zepter. Hier wird ernst gesprochen, geschwatzt, gewitzelt, gelacht und musiziert. Namentlich die Musik darf nicht feh-

len. Von jeher haben die Estes eine leidenschaftliche Schwärmerei für die Welt der Töne besessen. Die Prinzessinnen wurden schon in frühester Jugend in der Lautenkunst unterwiesen. Auch Lucrezia und Leonora pflegen sie mit inbrünstiger Liebe, namentlich die erstere.. Die Jüngere hat eine schöne Stimme und erfreut die Anwesenden manchmal mit ihrem Gesang. Jedes Sonett oder Madrigal, das Tasso dichtet, wird sofort von Luzzaschi, dem Kapellmeister des Schloßorchesters, vertont und dann in dem Salon der Prinzessinnen vorgetragen. Dieser Salon ist Tassos Herrscherwelt. Hier wird er als der große Dichter des Tages gefeiert. Hier liest er seine Dichtungen vor, spricht über Homer, kommentiert Virgil, und die Prinzessinnen und die Damen des Hofes lauschen mit gespannter Aufmerksamkeit seinen klugen Worten, die er meist stotternd herausbringt. Seine Sprache erhält nur Flügel, wenn er von der Liebe redet. Da spitzen sich natürlich die Ohren der andächtigen Zuhörerinnen. Bei diesem Thema scheint der Born seiner Erzählung unerschöpflich zu sprudeln. Wie weiß er doch beredt die Glut der Liebessehnsucht zu schildern! Mit welchen lebendigen Farben malt er ihren Schmerz, ihre Kämpfe, ihre Niederlage, ihr Glück aus! In welche begeisterte Worte kleidet er das Schicksal des Mannes, der seiner Angebeteten entsagen muß. Nicht immer stimmen die Damen mit seinen Ansichten überein. Zuweilen ertönt auch heftiger Widerspruch, so zum Beispiel, wenn er behauptet, daß der Mann heißer und beständiger liebe als die Frau. Das will die schöne Dichterin Orsina Cavaletti unter keinen Umständen gelten lassen. Und als bald darauf in der ferraresischen Akademie Tasso in fünfzig Thesen seine Liebesanschauung glänzend verteidigt, ist sie die einzige, die mit Geist und Feuer opponiert.

Die Damen glauben auch nicht an den Ernst der Behauptungen Tassos. In Ferrara hat man überhaupt längst aufgehört, ernst über die Liebe zu denken. Und gibt ihnen nicht der Dichter selbst Anlaß zu diesem Glauben? Flattert er nicht wie ein leichtsinniger Schmetterling bald zu dieser, bald zu jener Blume? — Die Hoffräulein sind ihm fast allesamt gewogen, doch nur aus Eitelkeit, denn jede möchte gern ein Verschen oder einen Sinnspruch von ihm besitzen, möchte am liebsten gar von ihm besungen sein. Wie sie mit Schelmenmienen ihn umgarnen! Weichem Wachs scheint sein Herz zu gleichen. Es zerfließt unter den Flammenblicken der jungen Schönen. Verschwenderisch freigebig teilt er nach allen Seiten seine Verse aus, hier eine Dame mit einem witzigen Madrigal bedenkend, dort der anderen ein reizendes Sonett verstohlen in die Hände drückend, bald flammende Leidenschaft heuchelnd, bald spöttisch seine Holde belächelnd. Er vermag sich der vielen Venusdienerinnen gar nicht zu erwehren. In den Gärten, auf dem Balkon, überall drängen sie sich zu ihm, um seine Hände zu drücken oder zärtliche Worte ihm ins Ohr zu flüstern oder — des höchsten Glückes Seligkeit — einen Kuß von ihm zu erhaschen. Manche lassen nicht eher locker, bis sie ihn durch ihre Liebenswürdigkeit besiegt haben. Und er, der Liebling von allen, tändelt und scherzt bald mit dieser, bald mit jener, gibt keiner den Vorzug, beglückt jede mit einem Gedicht und fordert nur:

Si vuoi per ch'ami, ama tu me, facciamo
L'amor o'accordo . . . .

* * *

Das kleine ferraresische Städtchen Comacchio erlebt im Februar des Jahres 1577 einen Riesenschreck, welcher der ganzen Bevölkerung in die Glieder fährt. Der herzogliche Hof hat sich plötzlich angesagt, um einmal abseits von der Residenz die Karnevalsfreuden zu genießen. Und während die Bewohner sich noch die verschlafenen Augen reiben und ungläubig die Köpfe schütteln, da sprengen schon die unerwarteten Gäste auf der Landstraße heran. In einiger Entfernung folgen die Wagen mit den Damen, und den Abschluß bildet ein schier endloser Troß, bestehend aus Gefolge, Dienerschaft, Narren, Schauspielern, Zwergen, Musikern, Seiltänzern, Athleten, Prestidigitateuren und anderem für den Fasching notwendigen Zubehör.

Das Städtchen ist auf einmal wie verwandelt. Ein Lachen, Johlen, Schreien erfüllt die Luft, daß kaum einer die Worte seines Nachbars versteht. Immer neue Scharen von Masken wälzen sich durch die engen, winkligen Gassen. Unter den abenteuerlich angeputzten Faschingsgenossen erregt ein Narr durch seine Körpergröße und sein keckes Gebaren die besondere Aufmerksamkeit der Stadtbewohner. Er drängt sich frech in die Reihen, bald nach einer Schönen haschend, die kreischend vor seinen Umarmungen flüchtet, bald ein paar furchtsame alte Frauen schreckend, bald einige derbe Püffe nach links und rechts austeilend, kurzum er gebärdet sich ausgelassener als alle die anderen. Das ist der Herzog selbst. Er, der sonst despotisch die Zügel seiner Macht in Händen hält, der als Herrscher streng und rücksichtslos jede freie Gewissensregung seiner Untertanen unterdrückt, er gibt sich hier, wo seine Vergnügungssucht sich recht austoben kann, völlig ungezwungen, als fehlte jede trennende Wand zwischen ihm und dem Volke. Bei solchen Gelegenheiten erstickt er durch sein leutseliges Wesen den geheimen Unwillen der Masse, den seine Prachtliebe und Verschwendungssucht, deren Lasten die Untertanen tragen müssen, heraufbeschwört. In dieser ausgelassenen Karnevalsatmosphäre ist die Freigebigkeit Alfonsos größte Tugend. Da verschenkt er mit leichter Hand Unsummen. Sonst aber kann er so geizig und unerbittlich sein, daß selbst sein Günstling Tasso nicht erhört wird, wenn es auch nur ein Gewand ist, um das er bittet.

Eine Fülle von Belustigungen bringen die Karnevalsfestlichkeiten mit sich. Auf einem freien Platze sind Seile ausgespannt, und geschickte Seiltänzer üben dort unter dem rauschenden Beifall der Menge ihre halsbrecherische Kunst aus. Athleten messen miteinander ihre herkulischen Kräfte in Ringkämpfen. An einer anderen Stelle werden Wettläufe abgehalten, an denen Jünglinge und Mädchen teilnehmen. Als Preise prangen Kleidungsstücke und Seidenstoffe. Namentlich die Mädchen haben es bei diesen Wettläufen nicht leicht, denn kommt eines zu nah an das Publikum heran, so wird es ergriffen, auf eine Decke gestreckt und geprellt, so hoch — wie man sagt —, bis es Venedig sehe.

Die vornehme Gesellschaft vergnügt sich mit Konzerten, Bällen und Theateraufführungen. Sogar Tasso, der aus Ferrara ebenfalls mit dem Hofe herübergekommen ist, hat sich dazu herabgelassen, eigens für diesen Fasching in Comacchio ein Lustspiel zu verfassen. (Das Lustspiel ist leider verloren gegangen.) Die Schauspieler finden sich unter den Herren und Damen der Gesellschaft. Selbst der Herzog muß die Rolle eines Kellners übernehmen. Besonderen Reiz empfängt die

Aufführung durch die Mitwirkung zweier bildschöner Frauen, der Gräfin Barbara Sanseverino di Sala und ihrer noch schöneren Schwiegertochter Gräfin Leonora Sanvitale di Scandiano. Sie sind erst vor kurzem aus Rom in Ferrara eingetroffen und haben durch ihre bezaubernde Anmut und Bildung im Sturm die Herzen aller Männer erobert. Tasso, der leicht den Lockungen Amors Erliegende, ist schon in hellen Flammen entbrannt. Trotzdem er in dem Dichter Guarini und einigen Höflingen hartnäckige Rivalen besitzt, erkämpft er sich bald durch schwärmerisch-verzückte und leidenschaftlich-verliebte Sonette Leonorens Gunst. Ja, sie selbst, die begeistert Gefeierte, macht aus ihrer Neigung für Tasso kein Hehl; sie sucht seine Gegenwart, sie zieht ihn häufig ins Gespräch, sie scherzt mit ihm und lobt ihn sogar offenkundig vor den anderen rivalisierenden Poeten. Das schürt nur noch die ohnehin bereits glühende Eifersucht, mit der sie den wachsenden Ruhm Tassos verfolgen. Namentlich Battista Guarini, der Dichter des „Pastor fido", der beim Herzog in großem Ansehen steht und eine Machtstellung bei Hofe innehat, wütet über diese Bevorzugung des ledigen jungen Mannes, da er seinem Alter nach und in seiner Eigenschaft als Gatte und Vater mehrerer Kinder — so meint er wenigstens — mehr Anrecht auf die Gunst der Gräfin zu besitzen glaubt. Um ihn sammeln sich noch andere mißvergnügte Poeten und Höflinge, darunter der Staatssekretär des Herzogs Antonio Montecatiano, Orazio, ein Neffe des großen Ariosto, der Diplomat Giraldini, von dem man in Ferrara scherzend sagt, er sei als Jude in Siena geboren und als Esel in Ferrara getauft worden, Patrizzi u. a. Sie alle brüten Rache und hetzen, wo sich nur Gelegenheit bietet, gegen Tasso.

Aber noch steht der Dichter auf festem Boden. Er spürt wohl die Umtriebe seiner Feinde, aber er gibt sich den Anschein, als achte er ihrer nicht. Auch will er sich nicht in die Karnevalsfreude bittere Wermutstropfen mischen. Nur als er bemerkt, daß ein gefährlicherer Rivale als die übrigen, der Herzog selbst, ihm die Gunst der Gräfin streitig zu machen beginnt, verdüstert sich seine Stimmung. Doch bald gewinnt er wieder seine Überlegung zurück, denn er weiß, daß der Kampf gegen d i e s e n Konkurrenten nicht zu seinem Vorteil ausfallen würde, und darum verscheucht er die Unmutswolke, die sich auf seine Seele gelagert hat, und stürzt sich mit vollem Ungestüm in den Faschingstrubel. Darf er nicht mehr der Gräfin seine Huldigungen darbringen, so bleibt ihm doch ihre liebreizende jugendliche Damigelle Olympia. An sie richtet er nun seine liebestrunkenen Verse, sie erhebt er zu seiner Muse. Aber man spürt das Erzwungene dieser Geständnisse, denn hin und wieder klingt durch das flüsternde Liebesgirren ein schmerzlicher Unterton, tief und innig, wie er sich nur aus einer um verlorenes Glück trauernden Seele entringen kann.

„O du, von Anmut und Liebe Erkorene,
Glückliches Kind!
Du darfst ihr dienen, i h r, die einer Göttin gleicht."

Und so rauschen die Karnevalsfestlichkeiten in Comacchio vorüber. Grau und unfreundlich dämmert der Aschermittwoch herauf, der die frommen und unfrommen Gemüter zu Einkehr und Buße mahnt. Der in seiner Faschingslaune keine Grenzen der Schicklichkeit kennende Herzog verwandelt sich aufs neue in

einen strengen Gebieter und demütigen Diener des päpstlichen Stuhles. Der bunte Trubel nimmt ein Ende. Plötzlich, wie die bunte Karawane gekommen, zieht sie von dannen. Und das kleine Städtchen versinkt wieder in ein winterliches Schweigen.

* * *

Jäh bricht das Unheil über Tasso herein. Von allen Seiten ziehen drohende Wolken herauf, gleichsam als wollten sie sich über seinem Haupte sammeln. Selbst der Trost, den ihm bisher die Freundschaft der Prinzessinnen gewährte, beginnt zu erlöschen. Seit jenem Karneval in Comacchio begegnen sie ihm mit merklicher Kälte. Ob böse Zungen oder Eifersucht über seine Liebeleien daran schuld tragen — wer mag das entscheiden? Aber dem Dichter schneidet diese kühle Behandlung ins Herz; er fühlt sich seiner letzten Stütze beraubt, und eine entsetzliche nervöse Unruhe überfällt ihn. Der alte Argwohn gegen die Menschen bricht wieder hervor. Anfälle von Verfolgungswahn hatten ihn schon früher zuweilen heimgesucht, die hauptsächlich durch die Angst vor der Inquisition hervorgerufen worden waren, eine Angst, die ihn schließlich bewogen hatte, sein großes Gedicht vor der Herausgabe der Kirchenzensur zu unterbreiten. Nun stellen sich diese Angstzustände in verstärktem Maße ein. Überall glaubt er sich von Neidern und Feinden umgeben, überall wittert er Verfolgung, Intrigen und Verrat, auf Schritt und Tritt meint er, das Gespenst der Inquisition zu gewahren, vor niemand wähnt er sich mehr sicher, beständig lebt er in der Furcht, beobachtet zu werden, und hegt Verdacht, daß sein Zimmer während seiner Abwesenheit mit Nachschlüsseln geöffnet und aus seiner Truhe Manuskripte geraubt würden; keinem einzigen Diener traut er mehr über den Weg, und als er einmal beim Heimkehren den Diener in seinem Zimmer bemerkt, übermannt ihn die Wut, und er schleudert einen Dolch nach ihm. Die Folge dieser überstürzten Handlungsweise ist ein mehrtägiger Zimmerarrest, den der Herzog verfügt.

Tasso büßt in einem kleinen Zimmer der Corte vecchia seine Strafe ab. Er kann sich über keine schlechte Behandlung beklagen. So sanft wie möglich kommt man ihm entgegen. Dann scheinen sich seine Nerven zu beruhigen. Er erhält seine Freiheit und bald darauf die Erlaubnis, nach Belriguardo zu gehen. Dort weilt die gesamte Hofgesellschaft und frönt sommerlichen Vergnügen. Sie sollen zerstreuend auf den Dichter wirken. Aber das Gegenteil geschieht: nervöser als zuvor, verstört und im höchsten Grade gereizt kehrt er nach Ferrara zurück. Die Angst vor der Inquisition erfüllte stärker denn je sein Gemüt. In seiner Gewissensnot zeigt er sich selbst als Ketzer an. Der Herzog fängt die Briefe, welche die Selbstanzeige enthalten, auf und schickt sie nach Rom, fügt aber gleichzeitig hinzu, daß er den Dichter für unschuldig halte. Und in Rom glaubt man ebenso wie in Ferrara an Tassos Unschuld ...

Bei den Franziskanern, die einen Geisteskranken nicht aufnehmen wollen, findet Tasso nach langem Bitten und Drängen und auf Verwendung des Herzogs schließlich Zuflucht. Bewacht von zwei Mönchen, die dazu beauftragt sind, ihm den Irrsinn förmlich einzureden, damit er sich einem regelrechten Heilverfahren unterziehe, verbringt er dort unerträgliche Tage. Immer mehr verschlimmert sich

sein Zustand. Die Mönche wissen schließlich nichts mit ihm anzufangen und bringen ihn zurück in das Kastell. Hier reift in ihm der Gedanke zur Flucht. In einem unbewachten Augenblick stiehlt er sich ins Freie. Eine Verfolgung befürchtend, verbirgt er sich zuerst in der Umgegend Ferraras, dann eilt er nach Poggio, wo er zu Tode erschöpft anlangt. Von dort geht er über Bologna durch den Apennin nach Sorrent. —

Die Tragödie Tassos weiter zu verfolgen, liegt an dieser Stelle keine Notwendigkeit vor. Es ist eine Kette von Leiden und Qualen. Was er noch bei verhältnismäßig klarem Verstande in einem Sonett als sein Schicksal ausgesprochen hat:

„Ein Höllenschlund voll Angst ist mir das Leben,
Und meine Seufzer — Furien sind's voll Wut,
Und meine Wünsche — böser Schlangen Brut,
Die gegen dieses Herz den Giftzahn heben,“

das findet in dem letzten Teil seines Lebens nur noch eine Steigerung. Aber eine Frage wird man doch zum Schluß sich nicht versagen: hat dieses Schicksal, das in den traurigen Lebenslauf eines Geisteskranken ausmündet, hat dieses tragische Dichterschicksal außer den es bedingenden und in ihm ruhenden krankhaften Keimen nicht noch einen tieferen, weiteren Sinn? —

Die Antwort ergibt sich aus den Zeitverhältnissen, in denen Tasso lebte. Als er geboren wird, ist die leuchtende Sonne der Renaissance im Verlöschen — er selbst ist noch völlig ein Kind dieser gewaltigen, von überschäumender Leidenschaft und Geisteskraft getragenen Epoche —, doch als er den Fuß in die große Welt setzt, da umfängt ihn bereits ein anderes, fremdes Milieu. Zwar spiegelt sich in ihm noch ein matter Abglanz des Jüngstvergangenen, die Lebensweise scheint wenigstens äußerlich noch bestimmte Merkmale der Renaissance aufzuweisen, aber in ihrem innersten Wesen sind die Menschen andere geworden. Welch ein Wandlungsprozeß hat sich vollzogen! Wo ist der großzügige, frei sich entfaltende Geist des Rinascimento? — Unterdrückt, geknechtet von einer intoleranten, fanatischen Kirche windet er sich im Tode, und an seiner Statt nistet in den Gemütern ein fast mittelalterlicher, kulturfeindlicher, von Jesuitenmoral genährter Daseinswille. Solange Tasso in dem Glanz des äußeren Lebens aufgeht — und dazu treibt ihn anfangs sein der Geselligkeit zugeneigtes Temperament —, vermag er den in seiner Seele klaffenden Zwiespalt zu ertragen; in dem Augenblick jedoch, in dem sein reizbares, fein emfindendes Naturell sich auf sich selbst besinnt, fühlt er die ganze Schwere dieser Gegensätze, tut sich vor ihm der schwarze Abgrund auf, in den er jählings hineinsinkt, wie zweiundeinhalb Jahrhundert nach ihm der Schwabe Hölderlin.

So schließt die grandiose, tongewaltige Symphonie der genußfrohen Renaissance, die Zeit der höchsten Salonkultur, die selbst der geselligkeitslüsterne Rokoko wohl an Feinheit der Formen, aber nicht an leidenschaftlicher Größe des Ausdrucks zu übertreffen vermochte, mit einem tiefen, schweren, traurigen Akkorde, um sich desto nachhaltiger der Nachwelt einzuprägen.





China in neuen Revolutionskämpfen

Wenn die radikalen Schwärmer der Kuomintang die ersten republikanischen Wahlen in zukunftseliger Schönfärberei als einen „leuchtenden Markstein" in der Geschichte Chinas bezeichneten, so beweist die Gegenwart, daß dieses angebliche Licht nichts ist als Finsternis und lediglich in ein unübersehbares Chaos hineinleuchtet. Am 8. April feierte Peking die Eröffnung des Reichsparlaments. Die großen Erwartungen, die man auf diesen Tag und die darauf folgenden Verhandlungen der Volksvertretung gesetzt hatte, sind nur in einer Richtung nicht enttäuscht worden. Statt der 596 Abgeordneten, wie sie das Wahlgesetz vorsieht, erschienen — obwohl Tibet, das seine Unabhängigkeit betonen wollte, überhaupt keine Vertreter entsandt hatte — 624; der Überschuß leitete sich daher ab, daß viele Gemeinden, die mit der Wahlkreiseinteilung nicht zufrieden waren, auf eigene Faust neue Wahlbezirke gebildet hatten, daß andere über die Wahlentscheidung sich nicht einigen konnten und daher in Schildbürgerschlauheit die Vertreter beider siegreicher Parteien nach der Reichshauptstadt entsandten. War schon das ein hübsches Zeugnis des Wirrwarrs, in dem sich das politische China unter den Auspizien des neuen Parlamentarismus fortbewegt, so gab alsbald die eigenartige Tätigkeit der Volksvertreter noch mehr und Schlimmeres zu denken. Die meisten dieser Herren sind eben unreife Literaten und Schwarmgeister, die mit dem Volk und dessen Denken und seelischer Verfassung infolge ihrer ausländischen Schulbildung in keiner Fühlung mehr stehen, dafür mit desto mehr hochgeschraubten Einbildungen geplagt sind und sich dementsprechend benehmen. Die parlamentarische Mühle läuft so mit sehr viel Geklapper, mahlt aber kein Lot Mehl. Waren schon dereinst die Leistungen der jungtürkischen Volksvertretung erstaunlich gering, so hat die jungchinesische bislang an positiver Arbeit überhaupt nicht das Geringste geleistet und „durchschlagende" Erfolge bisher nur in Prügeleien erzielt, an denen sich jüngst sogar die ehrwürdigen Herren des Senats beteiligten. In kürzester Zeit ist der ganze Apparat der hochgefeierten Volksvertretung auf die Stufe einer Art Stellenvermittlungsbureau herabgesunken. Nicht ehrlicher Wille, dem Vaterland zu dienen und selbstlos an der Begründung eines neuen wohlorganisierten Staatswesens zu arbeiten, sondern selbstsüchtige Interessen- und Kirchturmpolitik der Parteien, die Mitglieder und Mitläufer mühelos an den Staatskrippen zu sättigen: das sind die Triebkräfte, die im Zeichen des radikalen Demokratismus alsbald die Oberhand gewonnen und einer noch schlimmeren Korruption als unter der Herrschaft des Mandarinentums Tür und Tor geöffnet haben. Es ist beispielsweise ein offenes Geheimnis, daß die zahlreichen jüngst von den Kuoming zur sogenannten Fortschrittspartei der Tschinpu übergetretenen Volksvertreter einfach von der Regierung zu ihren Zwecken aufgekauft worden sind.

Man muß sich dieses trübe Entwicklungsbild, das in allen Linien nur zu viel Ähnlichkeit mit dem der „verjüngten", heute zusammengebrochenen Türkei zeigt, vor Augen halten, um das Wesen der heutigen neuen Revolutionskrise zu würdigen. Über das vorhergehende Drama von 1911 ist niemals ein den letzten Aktschluß ankündigender Vorhang gefallen, sondern nur ein Schleier, hinter dem das Spiel sich leicht verdeckt fortsetzte, gezogen worden. Nach dem Fall von Hanjang hätte damals Jüanschikai es völlig in der Hand gehabt, die Aufrührertruppen niederzuschlagen, die Dynastie zu retten, den Frieden zu machen nach dem Diktatorenwort: Sic volo, sic jubeo. Entsprechend seiner echt chinesischen, zu Kompromissen neigenden Diplomatennatur zog er es vor, den Knoten nicht durchzuhauen, sondern ihn in eine andere Schleife zu binden: gewiß in gutgemeinten Absichten, über deren Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit man aber sehr geteilter Meinung sein kann. So entstand das Zwittergebilde der halbmonarchisch-theokratischen „Republik der Mitte der Gesittung", und so eiterte das Geschwür unter dem Harsch der Haut fort. Die eigentlichen Führer und Sieger der Bewegung vor zwei Jahren waren ja keineswegs Sunjatsen und seine Anhänger, sondern die mächtige Gentry der Notabeln und des mit ihnen verbündeten Literaten- und Mandarinentums. Diese bürgerlich-feudale Plutokratie war mit der Dezentralisation des Reichs und dem Wachsen der Selbstherrlichkeit der Vizekönige und Generalgouverneure unter schwachen Herrschern immer mächtiger geworden; als die kaiserliche Reformära und mit ihr der Wille zu straffer Zentralisation des Staats einsetzte, waren sie es daher, die im Bewußtsein, daß der Sturz ihrer angemaßten Macht drohte, dem reorganisatorischen Streben in Peking den kräftigsten Widerstand mit allen Mitteln einer verschlagenen Politik leisteten. Sie vermochten alsbald in den örtlichen Parlamenten die maßgebliche Gewalt an sich zu reißen, und als der Reichsausschuß zusammentrat, setzten sie jene berüchtigten 19 Paragraphen des Verfassungsentwurfs durch, die von der alten, in vieltausendjähriger Geschichte fest begründeten kaiserlichen Macht nichts übriggelassen hätten als den Symbolismus englischen Königtums. Und als vom Süden her die umstürzlerische Bewegung anschwoll, unterstützten sie deren Führer nicht nur mit ihren reichen Geldmitteln, sondern stellten ihnen auch bezahlte Söldner und dienstwillige Truppenführer zur Verfügung in der festen Zuversicht, daß nunmehr herrliche Zeiten für Ausweitung und Befestigung ihrer Autorität kommen würden. Die Erwartung wurde nun allerdings nicht ganz erfüllt, aber doch auch eben infolge jener schwächlichen Kompromisse Jüanschikais nicht ganz gebrochen und blieb daher das treibende Element im weiteren Minenkrieg des Südens gegen den Norden. Um diese Machtbegehrlichkeiten der Gentry haben sich tatsächlich seitdem sämtliche Partei- und Bürgerkämpfe gedreht: alles reklamehafte Geschrei über den Anleihestreit, die Ermordung Sungtschiaojens und dergleichen mehr kann darüber nicht hinwegtäuschen. Und es ist daher nicht ein Zufall, sondern das Ergebnis logischer Entwicklung der verworrenen Lage, daß das gegenwärtige Aufstandszentrum diejenigen Provinzen sind, in denen seit alters der Notabelnfeudalismus am kräftigsten blüht, nämlich: Kiangsi, Kiangsu, Anhui, Honan, Kwantung, Hupeh, Nganwei.

Jüanschikai hat sich besser als 1911 die Mandschudynastie vorgesehen, um dem drohenden Aufruhr des Südens kräftig zu begegnen. Er hat alle wichtigen Plätze an der Jangtselinie von Jtschang bis Wutschang seit geraumer Zeit besetzt und mit Kriegsmaterial wohl ausgerüstet und er verfügt über etwa 150 000 Mann regelmäßig bezahlter und daher zuverlässiger Truppen, nämlich die Auslese des alten Haudegens Tschanghsün, der aus seiner monarchischen Gesinnung keinerlei Hehl macht, ferner die 1.—6. und die 27. und 28. Division, von denen allerdings ein beträchtlicher Teil zur Abwehr der von der Mongolei her drohenden Gefahren an der Liauho- und Hoangholinie festgehalten wird. Demgegenüber befiehlt der Süden nur über die vier Divisionen des aufrührerischen Generals und Tutus Liliehtschün und die Soldatesken des „Feldmarschalls" Hwanghsing, dieses Typs eines berufsmäßigen Abenteurers und Verschwörers, der noch vor wenigen Jahren einfacher Schulmeister war, dann infolge seiner Freund-



schaft mit Sunjatsen und auf Grund seiner Zungenfertigkeit alsbald zu höchsten Ehrenstellen aufstieg, zeitweilig Präsident der episodischen Republik in Nanking war, dann als Direktor eines Eisenbahnunternehmens dieses zugrunde richtete, heute von der Pekinger Staatsanwaltschaft wegen Mordversuchs verfolgt wird, unterdessen aber im Süden die Rolle eines großen Volkshelden spielt und sich auf Grund aller möglichen mysteriösen Wunderzeichen seiner Vergangenheit — die allerdings dunkel genug ist — den Nimbus eines auserwählten Werkzeugs des Himmels zu geben weiß. Bedenkt man, daß in den südlichen Provinzen infolge ihrer bodenlosen Finanzwirtschaft äußerster Mangel an baren Geldmitteln ist, und daß die Kaufmannschaft der Hafenstädte, die einst Sunjatsen so lebhaft unterstützte, heute für nichts weniger als neue Revolutionsexperimente eingenommen ist, so erscheint nach allem es keineswegs wahrscheinlich, daß dem aufständischen Süden irgendein durchschlagender Erfolg beschieden sein wird. (Wie unterdessen, seitdem dies geschrieben wurde, wirklich die Niederlage der Revolutionäre zur Tatsache geworden ist.)

Aber damit rechtfertigt sich leider durchaus nicht der Optimismus, daß nach Beendigung dieser neuen Revolutionskämpfe dem Reich endlich, endlich eine Periode gesicherter Ruhe und friedlicher Entwicklung beschieden sein wird. Im Gegenteil! Gelingt den Aufrührern auch kein Vorstoß nach dem Norden, so haben sie es doch offenbar wieder dahin zu bringen vermocht, daß das ganze Land rechts des Jangtse unter der Fuchtel ihrer Willkür, ihrer Volksverhetzung und ihrer anarchistischen Treibereien steht. Ein solcher chronischer Zersetzungsprozeß muß jedoch auf die Dauer schlimmer wirken als ein noch so blutiger, aber kurzer Kampf. Seit der ehemalige Kanzler der Mandschudynastie das Amt der republikanischen Präsidentschaft übernommen, hat seine ganze Politik sich um das Problem gedreht, den Süden mit dem Norden zu versöhnen, und man sieht heute nur zu deutlich, daß alle seine Arbeit umsonst gewesen ist. Damit ist aber auch jeder sonstige Fortschritt zur Wiederherstellung geordneter Zustände und gesunder politischer Reorganisation lahmgelegt. Der Parteiwirrwarr und die Unfruchtbarkeit des einst hochgepriesenen parlamentarischen Systems bleiben dieselben, der Weizen des Provinzpartikularismus blüht, aufrüherische Gewalten aller Art, teils aus Japan importiert, teils dem heimatlichen Boden des Geheimbund-Unwesens entstammend, unterhöhlen den Boden des Staats weiter und weiter. Unterdessen werden die Drohungen der äußeren Feinde Chinas, insbesondere Rußlands, das die mongolische Streitsache nicht zur Ruhe kommen läßt, und des Mikadoreichs, das offener denn je die umstürzlerische Kantonesenpartei unterstützt, ständig gefährlicher, während das geplagte arbeitende Volk, dem von all den verheißenen goldenen Früchten des neuen Regiments nicht eine einzige hat reifen wollen, immer ungeduldiger nach Ruhe verlangt.

Man braucht kein Schwarzseher zu sein und wird doch angesichts solcher Tatsachen und Entwicklungslinien der Republik dieser unmöglich eine besonders günstige Prognose zu stellen Anlaß finden. Was sie vor einem Schicksal, wie es der „verjüngten Türkei" beschieden gewesen ist, vielleicht und hoffentlich bewahren wird, mag die auf einer selbständigen und in ihrer Art großen Kultur sich begründende organische Kohärenz des Reichs der Mitte sein, die jener des Reichs des Halbmonds weit überlegen ist; daß aber die diesjährige Revolution, wie die von 1911, nur ein Anfang, nicht ein Abschluß schwerer und langwieriger Krisen ist, die auf Jahre hinaus Kraft und Macht des Reichs nach innen und außen in Frage stellen werden, darüber kann nach den heutigen Erfahrungen kaum noch ein Zweifel bestehen. Richard Wagner hat einmal nicht ganz mit Unrecht die Demokratie in Deutschland ein dem Volksempfinden fremdes „übersetztes" Wesen genannt; mit voller Wahrheit kann jedenfalls behauptet werden, daß sie im Reich der Mitte ein durchaus fremdes Gewächs ist, das einstweilen nur in der Presse und vermöge der Parteimache eines großmannsüchtigen Studententums sowie der partikularistischen Interessen feudaler Gesellschaftscliquen ein Treibhausdasein führt. Wenn überhaupt, so könnte sich ein fruchtbarer Parlamentarismus auf dem unvorbereiteten Boden

Chinas jedenfalls erst nach jahrzehntelanger mühsamer politischer Erziehung des Volks entwickeln. Einstweilen aber machen innere und äußere Wirren jede ruhige pädagogische Arbeit solcher Art unmöglich: in dieser Lähmung und Sterilisierung der vorwärtsstrebenden Kräfte liegt das verhängnisvolle Moment der Gegenwartslage Chinas. Und mehr noch! Während 1911 immerhin die Begeisterung für die neuen, wenn auch in ihrem tieferen Wesen nicht begriffenen Freiheitsideen eine bedeutende Rolle spielte, ist jetzt der Kampf in die abgründige Tiefe rohen Haders um nichts als Machtfragen und Geschäftsvorteile gesunken: ohne Ideale kann aber kein Volksorganismus und kein Staat atmen, am wenigsten, wenn er durch die Klippen und Strudel einer schwierigen Übergangszeit sich glücklich zu lichteren Höhen nationalen Seins emporwinden soll, wie es Aufgabe und Ziel des Reichs der Mitte heute ist.

Dr. Frhr. v. Mackay

Der große Freiherr

„... Es ist mir leid, daß Euer Exzellenz in mir den Preußen vermuten und in sich den Hannoveraner entdecken — ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teil desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teil desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig, es sind bloß Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten; das ist das Interesse der Nation und ganz Europas; es kann auf dem Wege alter, zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden; dies hieße ein System einer militärischen, künstlichen Grenze auf den Ruinen der alten Ritterburgen und den mit Mauern und Türmen befestigten Städten gründen zu wollen ... Mein Glaubensbekenntnis ist Einheit.“

So schrieb unter dem 20. November 1812 aus Petersburg der Freiherr vom Stein an den englisch-hannoverschen Minister Grafen von Münster in London.

Was war das für ein Mann, dieser deutsche Freiherr! Der Dichter hatte recht, der sein Stück aus den Jahren der großen deutschen Erhebung auf diesen „Grund-, Eck- und Edelstein“ allen echten Deutschtums stellte, es einfach und selbstverständlich — „Stein“ nannte.

Ja, was war das für ein Mann! Sein Wesen ist lange nicht so bekannt, wie man es annehmen müßte. Auch in diesem Jahre fortgesetzten „Gedenkens“ nicht. Der Freiherr, dem die Nation höher stand als die Dynastie, der in ihr nur ein Werkzeug sah, der aber wiederum gläubiger Christ war, — ein solcher wahrer Freiherr will sich höfischer Kranzbinderei ebensowenig fügen, wie modern-freigeistiger.

Von den Ausstrahlungen seines — trotz allem! — wundervoll verklärten Lebensabends weiß man im allgemeinen am wenigsten. Es wird daher manchem etwas bringen, was Otto Hardeland in einer Würdigung des großen deutschen Freiherrn in dem Kasseler Gemeindeblatt „Der alte Glaube“ erzählt:

Napoleon hatte sich bekanntlich nicht begnügt, den als gefährlichsten Feind erkannten Minister aus seinem Amte entfernt zu haben. „Er zog seine Güter ein und würde ihn selbst gefangen gesetzt haben, wenn er nicht durch die Flucht nach Österreich sich ihm entzogen hätte. Vorher aber erließ er noch ein Rundschreiben an die oberste Verwaltungsbehörde, das unter der Bezeichnung ‚Steins politisches Testament‘ weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat. Von Prag aus suchte er nun weiter für die Erhebung Deutschlands zu wirken und wirkte in der Tat auch in einer solchen Weise für dieselbe, daß Napoleon auch von Österreich seine

Auslieferung fordern wollte. Stein kam ihr zuvor und folgte der Einladung des Kaisers Alexander nach Petersburg und erwies sich hier nun als der beste und treueste Anwalt der Deutschen und arbeitete in Gemeinschaft mit Ernst Moritz Arndt, den er sich als Sekretär erbeten hatte, an dem Sturze Napoleons.

Interessant ist, was Arndt in seinen Wanderungen von der ersten Begegnung mit dem ‚berühmten Minister Freiherrn vom Stein' schreibt: ‚Ich sah einen Mann vor mir, gedrungenen mittleren Wuchses, schon mit ergrauendem Haar und etwas vornüber geneigt, mit leuchtendsten Augen und freundlichster Gebärde. Er empfing mich mit solcher fröhlichen Zärtlichkeit, als hätten wir uns schon Jahre gekannt, und ich, mit welcher hohen Verehrung ich auch vor den berühmten Mann getreten war, deuchte mir, fast wie vor einem alten Bekannten vor ihm zu stehen. Ich ging gerührt und bewegt durch die Haltung, Art und Rede des ritterlichen Mannes in mein eigenes Kämmerlein und mußte grübeln über eine Anwandlung von Erinnerungen, wo nur eben die Menschen und Dinge der Erinnerungen nicht kommen wollten. Diese meine Grübelei nahm die folgenden Tage noch zu, bis ich es einmal plötzlich hatte und rufen mußte: Fichte! Ja, mein Fichte, mein alter Fichte war es fast leibhaftig: dieselbe gedrungene Gestalt, dieselbe Stirn, die auch bei Fichte zuweilen recht hell und freundlich glänzen konnte, dieselbe mächtige Nase bei beiden, nur mit dem Unterschiede, daß dieser mächtige Schnabel bei Fichte in die Welt hineinstieß, als die da suchte, bei Stein aber wie bei einem, der sein Festes, worauf er fußen sollte, schon gefunden hatte. Beide konnten freundlich sein, Stein noch viel freundlicher als Fichte; in beiden ein tiefer Ernst und zuweilen auch eine schreckliche Furchtbarkeit des Blickes, der bei dem Sohne des deutschen Ritters gelegentlich noch viel schrecklicher war als bei dem Sohne des armen Lausitzer Webers.' Und später sagt er im Rückblick auf die Petersburger Zeit: ‚Nie und nirgends ist mir der Gewaltige als ein Glücklicherer und Mutigerer erschienen als in unserer Newaburg: auf seinem Antlitz, in seiner Gebärde und Rede, in Schritt und Tritt schien er wie von frischer Jugendkraft neu durchschossen. Mit solchem Glanze des Mutes und der Hoffnung und solcher Frische durchschritt er die Säle der Fürsten, daß er schon jetzt glich einem glücklichen triumphierenden Sieger.'

Nach dem Gottesgericht über Napoleon kehrte Stein mit dem Kaiser nach Deutschland zurück und wurde zum Vorsitzenden eines russisch-preußischen Verwaltungsrates für die deutschen Angelegenheiten ernannt. Nach der Schlacht bei Leipzig schrieb er jubelnd und zugleich erschüttert: ‚Da liegt nun das mit Blut und Tränen so vieler Millionen gekittete, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude zu Boden; von einem Ende Deutschlands bis zum anderen wagt man es auszusprechen, daß Napoleon ein Bösewicht und der Feind des menschlichen Geschlechtes ist. Die Vorsehung ist gerechtfertigt durch das große Gericht, das sie über das Ungeheuer ergehen ließ.' Er wurde nun zum Präsidenten der Zentralkommission ernannt, welche alle durch die Truppen der Verbündeten besetzten Länder zu verwalten hatte, und erwarb sich sowohl durch tüchtige Verwaltung im Inneren als auch durch Aufstellung zahlreicher Heerhaufen gegen den äußeren Feind hohe Verdienste um das Gesamtvaterland. In dieser Eigenschaft folgte er dem Heere der Verbündeten nach Paris. Dann nahm er an den Verhandlungen des Wiener Kongresses teil. Doch diese befriedigten ihn so wenig, daß er bald seinen Abschied nahm und sich ins Privatleben zurückzog. Den Sommer brachte er zumeist auf seinen Gütern, zuerst in Nassau und später in Westfalen zu, den Winter in der ersten Zeit in Frankfurt a. M., wo sich im Jahre 1819 unter seinem Vorsitze die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichte konstituierte, deren Werk die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica ist, für die er selbst viel gesammelt hat. Nach der Einführung der Provinzialstände in Preußen wurde er für den westfälischen Landtag zum Deputierten gewählt und vom Könige zum Landtagsmarschall, später auch zum Mitgliede des Staatsrates ernannt. Auch die Verhandlungen der evangelischen Provinzialsynode Westfalens leitete er. Am 29. Juni 1831 starb er zu Kappenberg, seinem westfälischen Gute, ‚glücklich und selig der nahen Heim-

fahrt, nach der er sich schon lange gesehnt, indem sein Geist mit völlig klarem, ruhigem Bewußtsein bis ans Ende zwischen Himmel und Erde schwebte und mit voller Klarheit und Wahrheit den Seinigen und allen, die um sein Bett standen, seinen Dank, seine Aufträge und Bitten und Ermahnungen zusprach', wie E. M. Arndt berichtet, und zwar als der Letzte seines Geschlechtes, da ihn von seinen Kindern nur drei Töchter überlebten. Aber sein Name ist tief eingeschrieben in die Tafeln der Geschichte Deutschlands und wird insonderheit immer genannt werden bei der Geschichte der Freiheitskriege. Arndt sagt von ihm: ‚Stein ist unser zweiter Arminius gewesen, von Gott geschaffen, der Anreger, Lenker und Begeisterer großer Taten und Siege zu werden. Er war Deutschlands politischer Luther", und er schließt sein Buch über seine Beziehungen zu Stein mit der Versicherung und dem Gebete: ‚Stein und sein erhabener Gedanke wird leben in den Enkeln und Urenkeln, und sie werden seine Gedanken festhalten, sie werden vollbringen und einigen und zusammenbinden, was als ein stetiger politischer Traum vor dem Geiste des treuesten, tapfersten, unüberwindlichsten deutschen Ritters gestanden hat. Amen! Amen!'

Fragen wir nun, was Stein zu einem solchen ‚tapferen und unüberwindlichen deutschen Ritter', zu einem solchen ‚eminenten Charakter' (wie ihn Freiherr v. Gagern nennt) gemacht hat, wodurch er im wesentlichen auch zum Befreier Deutschlands geworden ist oder wenigstens hauptsächlich zur Befreiung Deutschlands mitgeholfen hat, so lautet die Antwort: seine Frömmigkeit.

Diese Frömmigkeit hatte Stein schon als köstliches Erbteil aus dem Elternhause überkommen; er hat sie sich aber auch bewahrt in allen Lagen seines Lebens, bewahrt bis ans Ende. Schon von dem Jünglinge versichert Neubauer in seiner preisgekrönten Arbeit: ‚Es kann kein Zweifel sein, daß es in dem Deutschland jener Tage wenige gegeben hat, welche mit solcher Entschiedenheit den Übertreibungen ihres Zeitalters den Krieg erklärt haben. Die Skepsis der Aufklärung hat keinen Einfluß auf seine religiösen Anschauungen gehabt: er hat sich immer eine tiefinnerliche Frömmigkeit bewahrt. Seine Gesinnung, die vorzugsweise auf das Handeln nach außen gerichtet war, wurde getragen von einem hohen Schwunge des sittlichen Idealismus und gründete sich auf eine tiefernste innerlich fromme Auffassung der Dinge.' Der Minister Stein schrieb seinem Nachfolger Vinke vor dem Kriege: ‚Gott gebe, daß er kräftig und glücklich geführt werde. Man muß auf die großen Beispiele aus der Geschichte zurückblicken und Vertrauen auf die Vorsehung haben.' Von der Petersburger Zeit sagt Arndt: ‚Er war durch Gott ein Mann des Sturmwindes, der reinfegen und niederstürzen sollte; aber Gott der Herr hatte in dem treuen, tapferen, frommen Manne auch lieblichen Sonnenschein und fruchtbaren Regen für die Welt und für sein Volk gelegt.' Und über den Greis Stein schreibt derselbe Arndt: ‚Stein war ein wahrhaftig frommer Mann, aber selbst in ernsten Gesprächen führte er Gott selten im Munde, niemals im Maule. Nichts war ihm verhaßter als Maulchristen, ja selbst Mundchristen wurden ihm leicht verdächtig als Gleisner und Scheinheilige. Er nannte sich einen frommen Christen, und er war es; er pries sich auch darin glücklich, daß er durch seine Eltern ein Lutheraner war. Seine Ahnen hatten im Dreißigjährigen Kriege genug für ihren Doktor Martin gelitten und waren von Schlössern und Gütern verjagt. Er pflegte in seiner kurzen Weise zu sagen: ‚Doktor Luther hat uns den Weg und Eintritt in den Himmel gottlob etwas kürzer gemacht, da er die vielen Hofmarschälle, Zeremonienmeister und Türhüter des Himmelspalastes weggeschafft hat. Sie wissen, ich liebe das Kurze, wenn der Weg auch etwas abschüssig und gefährlich ist.' — Er glaubte das Erlösungswerk des lutherischen Katechismus, aber von den Mundchristen, welche den Namen ‚der süße Jesus' leicht im Munde führen, hielt er nichts. Schwer und ernst führte auch er ihn bei Gelegenheit im Munde. ‚Das ist ein Geheimnis, wobei einem verworrener wird, je mehr man darüber schwatzt und klügelt; vor einem Geheimnisse stehe ich still, daran glaube ich; aber von Gott weiß und fühle ich was.' Gott und nur Gott war

immer nur sein einfaches Wort.' Und an einer anderen Stelle schreibt Arndt: ‚Wenn man den Ritter in seinem Garten oder auf den Höhen der Burgen so still sitzen sah, drückte sich auf seinem Antlitze oft ein tief verhaltener Schmerz aus, wie es viele Schmerzen gibt, über die man mit keinem Sterblichen, sondern nur mit Gott sprechen kann. Stein sprach aber alles mit Gott ab. Breite politische Gespräche liebte der Mann überhaupt nicht; er war gemacht, zuzugreifen und fortzustoßen, was ihm als Arbeit eben vor den Füßen lag, alles andere legte er still und geduldig auf die Knie Gottes, der es zu seiner Zeit abschütteln und zurechtschütteln werde ... Rührend und wahrhaft erbaulich ist mir der Mann gewesen, als ihm sein Gemahl heimgegangen war und er unter seinen Töchtern einsam saß mit dem Gefühle, daß er nun allein ihr irdischer und himmlischer Führer und Wegweiser durchs Leben sein sollte, wie er da freundlich und mild und still wie ein Kind von himmlischen Dingen zuweilen ein Wörtlein mit ihnen sprach und seine gewaltige Natur bändigte und sänftigte. Wie er Gott, den gewaltigen Gott, den furchtbaren Allmächtigen, in den rauhen Stürmen seines Lebens und in dem siegreichen Donner der blutigen Schlachten erkannt und geglaubt hatte, so war der stille, freundliche Gott des Friedens in der stilleren Zeit noch immer um ihn, wandelte mit ihm durch das Rauschen seiner Wälder, brauste in seinen Strömen und Buchen und säuselte im Laube der Büsche auf die Bänke herunter, worauf er im Abendrot auf Gottes Stimmen zu lauschen schien, immer so ganz still, wie ein stiller Sommerabend selbst ist. Wie oft habe ich ihn da mit gefalteten Händen gesehen. Dann sagte er ernst: ‚Wir haben doch viel gewonnen; Gott wird ja weiter helfen' oder: ‚Diese Welt ist einmal eine böse Welt; man sehnt sich oft, dahin zu kommen, wo es besser ist.,'

Doch hören wir ihn selbst. Dem Freiherrn v. Gagern gegenüber, der persönlich religiös anders stand, ihn aber ‚orthodox' nennt und von seiner ‚tiefeingeprägten purchristlichen Religiosität' schreibt, hat er sich stets offen über seine Überzeugung ausgesprochen. So bekennt er von der Bibel: ‚Ein unbeugsamer Nacken, ein stürmisches, unruhiges Gemüt, das findet nur einen Zaum und eine Befriedigung seiner Sehnsucht in den Lehren der Offenbarung, ihm ist die Heilige Schrift entweder nichts oder eine Zuschrift aus der Ewigkeit. ‚Der, der meinen Geist entzückt, den ich jetzo noch nicht sehe, hat aus der gestirnten Höhe mir die Zeilen zugeschickt', wie eine fromme, reine und edle Dichterin sich ausdrückt.'

Als Gagern ihm von einer schweren Krankheit berichtet, in der er sich an Ciceros Schriften getröstet, antwortete Stein: ‚Bei der ernsten, feierlichen Stimmung, in die Sie die Erwartung des Heimgangs setzte, nehmen Sie Cicero De natura deorum etc. zur Hand!!! Konnte Ihnen der Schüler der griechischen Weltweisen, der römische Staatsmann denn mehr sagen von dem Lande, das Ihnen entgegenwinkte, als der Gekreuzigte und Auferstandene, durch dessen Gnade wir allein gerecht werden?' Und dann ermahnt er ihn, Gott um Glauben zu bitten: ‚Den Glauben vernünftelt man, wie alle Metaphysiker und Theologen behaupten, so wenig herbei, als man ihn einschnupft, sondern man erbittet ihn von Gott in tiefer Demut und mit gänzlicher Selbstverleugnung. Versuchen Sie dieses, da Vernünfteln und Schnupfen nichts geholfen.'

Nach dem Besuche eines schwergeprüften Jugendfreundes, der ‚nach seiner Auflösung seufzt', schreibt Stein an Gagern: ‚Alles dieses betrübt jeden Redlichen, der nur in dem Glauben an eine gute und weise Vorsehung und in dem Blick nach dem Jenseits, nach dem Überirdischen, Trost und Beruhigung finden kann. — Um ihn ungestört darauf zu wenden, von einer Welt, die mich anekelt, abwenden zu können, deshalb ist mir die Einsamkeit teuer. — Zu allem diesem treten noch die Beschwerlichkeiten des Alters; von ihnen die empfindlichste das Verschwinden der Zeitgenossen, der Freunde der Jugend, die uns mit Liebe und Teilnahme umgaben; statt ihrer stehen wir unter einem uns fremden Geschlechte, uns unverständlich und wir ihnen, isoliert, freunde- und freudenlos. — Aber weislich und liebend hat eine väterliche Vorsehung dieses veranstaltet für uns, die Wandernden, der Erde Fremdlinge; sie

löset die Bande, welche uns an das Irdische fesseln, es entsteht Lebensmüdigkeit, Sehnsucht nach dem besseren Zustande, ‚wo wir erkennen werden, welches ist die Hoffnung unseres Berufes und der Reichtum seines herrlichen Erbes an seinen Heiligen'.'

Und ganz ähnlich zwei Jahre später an denselben: ‚Ich freue mich, in meine Einsamkeit zurückzukehren, denn ich sehne mich nach Ruhe. Gesellschaft, sagt ein guter Dichter, lehrt Lebensklugheit, Einsamkeit macht uns mit dem Grabe bekannt. — Was ist der Tod? Gleim antwortet mit Recht auf diese Frage: ‚Unser Freund; in allem Leiden unser Trost; in aller Not unser Helfer; aller Freuden beste Hoffnung; jedes Joch wird von ihm uns abgenommen und auf ewig!' und deshalb wollen wir auf den Vater im Himmel vertrauen.'

Besonders hervorheben möchten wir noch seine Urteile über die, welche das Christentum beiseite schieben und ein neues Christentum an die Stelle des alten setzen wollen. Am Ende seines Lebens schreibt er: ‚Von der christlichen Religion spricht man als von einem veralteten, unserer hohen Geistesbildung nicht mehr entsprechenden Institute. Was soll denn aber diese Religion der Demut, der Liebe, der Rechtfertigung, der Heiligung ersetzen? Ich möchte von den Rationalisten und den Unchristen die Frage beantwortet erhalten: ‚Welches Lehrgebäude soll die Stelle des Christentums ersetzen?' und: ‚Welche Folgen für das Wohl der Nationen und den inneren Frieden der Individuen würde dies Verschwinden des Christentums haben?'

Und dann wendet er sich mit scharfen Worten gegen die Leugner der Gottheit Christi und fordert Absetzung derselben durch die Obrigkeit, und zwar im Interesse des Staates. Er schreibt: ‚Gesenius und Wegscheider sind keine Arianer, sondern höchst freche Rationalisten, die Gottheit Christi, Auferstehung, Erlösung und Offenbarung leugnende Menschen, welches alles die Arianer nicht taten. Nun können Männer, welche die Grundwahrheiten des Christentums leugnen, auf einem christlichen Lehrstuhle einer christlichen Universität ebensowenig geduldet werden, als man einen Quäker zum kommandierenden General macht. Die Personen, die diese Meinung hegen, wollen eine geoffenbarte Religion, an die sie glauben, aufrechterhalten, nicht den hin und her wogenden Meinungen einzelner Pfaffen Lehrstuhl, Kanzel und Schule preisgeben ... Es ist Pflicht des Staates, darüber zu wachen, daß Lehrer und Prediger auf Kathedern und Kanzeln die wesentlichen Wahrheiten der christlichen Religion vortragen und nicht verwerfen; es kann unmöglich ohne Zerrüttung der Kirche und Schule der Willkür jedes einzelnen überlassen bleiben, seine persönliche und momentane Meinung vorzutragen ... Ich hoffe, die unchristlichen Lehrer werden von den christlichen Lehrstühlen entfernt werden, denn die große Masse ist altgläubig oder in das weltliche Treiben versenkt. Unruhen und Gärung wird es nicht geben, wenn man ein Dutzend Rationalisten extra statum nocendi (außer Stand zu schaden) setzt.' Und kurz vor seinem Ende ruft er in einem Briefe aus: ‚Armes, durch Leidenschaften gepeitschtes, lügenhaftes Menschengeschlecht! Unsere rationalistischen Pfaffen, die ihm versichern, es sei frei von der Erbsünde, sind die treuen Gehilfen der Jakobiner; indem sie alle Achtung vor der geoffenbarten Religion untergraben, geben sie den Aufrührern die Losung zum Kampfe gegen gesetzliche Ordnung.'

Doch nicht etwa nur in seinem Alter hat er die Religion für die Grundlage auch des Staates erklärt, sondern zu jeder Zeit, schon in frühen Jahren. Von seinen Verfassungsänderungen sagt er ausdrücklich: ‚Damit alle diese Einrichtungen ihren Zweck, die innere Entwickelung des Volkes, vollständig erreichen und Treue und Glauben, Liebe zum König und Vaterlande in der Tat gedeihen, so muß der religiöse Sinn des Volkes neu belebt werden', und er beklagt es, daß vorher ‚dem Ganzen so viel an religiöser Sittlichkeit gefehlt' habe. Als Grund der Niederlagen Frankreichs gibt er die Gottlosigkeit an; er schreibt: ‚In Frankreich zerstört man und höhnt man die Religion; ihre Stelle soll ein leeres deistisches und atheistisches System vertreten. Was läßt sich von einem solchen Volke erwarten, das mit der größten Frechheit sich der Irreligion rühmt, für die nur das Irdische besteht und alles Höhere verschwindet?'

Demgegenüber fordert er für das deutsche Volk die Gottesfurcht: ‚Die mit dem Praktischen des konstitutionellen Lebens innig vertrauten Alten forderten unerläßlich zu seinem Bestehen Religiosität und Sittlichkeit; der Charakter, das Wollen muß gebildet werden, nicht allein das Wissen ... Soll eine Verfassung dauerhaft, veredelnd wirken, so beruhe sie auf väterlicher Liebe des Regenten, der sie erteilt, auf kindlicher Treue des Volkes, das sie empfängt, auf religiöser sittlicher Entwickelung des einzelnen; einem beständigen Wechsel wird sie unterworfen sein in einem selbstsüchtigen, habsüchtigen, gemütlosen, irreligiösen Volke.‘

Aber nicht nur in Worten, sondern auch in seinem ganzen Wandel zeigte Stein solche Frömmigkeit. Arndt redet von einer ‚Steinschen Felsenstärke des Glaubens‘ und erzählt, daß er ihn zuweilen in der Frühe bei der aufgeschlagenen Bibel oder dem Gesangbuche getroffen habe, und daß er Sonntags regelmäßig mit seinen Kindern und Hausgenossen am öffentlichen Gottesdienste teilgenommen habe, selbst dann, wenn ihm der Prediger nicht ganz zusagte. Dann habe er wohl einmal geäußert: ‚Wir müssen Geduld lernen; ich hoffe, im Himmel wird's frischer und lustiger sein‘ oder: ‚Die dummen Kerle haben die Kapitel vergessen, die im Allerheiligsten der Bundeslade in Gold eingewickelt liegen, vor welchen sie anbeten sollen; sie wissen viel mehr zu schwätzen und Glossen zu machen über die Ochsen und Esel, welche die Bundeslade ziehen sollen. Das Herz empor und den Hut ab in Ehrfurcht! — das empfinden sie nicht. Je nun, wir können uns doch trösten; ist die Predigt schlecht, so klingt doch mitunter ein Lied von Dr. Martin Luther oder Paul Gerhardt, und wenn man fromm sein will, so geht's doch.‘ — Bei den Spaziergängen nach der Kirche pflegte er meist über ernste Dinge zu reden. Als ihn bei solcher Gelegenheit Arndt einmal auf Cicero De senectute hinwies, erwiderte er auch ihm ähnlich wie einst Gagern: ‚Gehen Sie mir mit Ihrem alten Heiden! Ich habe an meinem Katechismus genug, und wenn ich mehr haben will, an meinem St. Johannes und St. Paulus.‘

Und auch in seinem Hause zeigte er sich als ein rechter christlicher Edelmann. Sein Haus stand jedem anständigen Menschen offen; selbst Handwerker saßen gelegentlich mit Grafen und Exzellenzen an demselben gastlichen Tische. Jeder fühlte dabei in seiner Gegenwart, wo er war und mit wem er zu Tische saß; aber jeder, der nur das Herz auf dem rechten Flecke hatte, fühlte sich bei ihm und vor ihm frei; denn bei Stein war auch nicht die geringste Spur von einem vornehmen Junker, sondern er war in der Tat der alte freiherzige, freigeborene Ritter. Arndt schreibt kurz vor seinem eigenen Ende: ‚Noch heute steht das Bild des hohen Greises, der so heiter und fromm unter uns saß, hell vor mir. Aus dieser Stirn sprach nichts als Weisheit, Mut und Verstand nebst Redlichkeit, Wahrheit und Treue, und zwar so gewaltig, daß man sich vor solchem hohen Geiste in Ehrfurcht verneigen mußte. Hier leuchtete wirklich eine olympische Größe, von welcher unwillkürlich und unbefohlen der Befehl ausging.‘

Dagegen hielt er keine Gemeinschaft mit unanständigen Menschen, auch wenn sie die höchsten Stellungen innehatten. Als einst vor der Villa eines Bekannten ein prächtiger Wagen vorfuhr und ein bayrischer Graf und Feldmarschall, der in französischen Diensten eine sehr traurige Rolle gespielt hatte, sich melden ließ, sprang er sofort auf, erklärte: ‚Mit einem solchen verfluchten Räuber sitze ich nicht in demselben Zimmer‘ und ließ sofort anspannen, ohne im Vorübergehen auch nur ein Wort mit dem Manne zu reden. Einem anrüchigen früheren preußischen Offizier verwies er direkt das Zimmer, ja drohte ihn hinauswerfen zu lassen, als dieser nach seiner Begnadigung um weitere Verwendung im Staatsdienste bat. Und von einem leichtsinnigen preußischen Minister sprach er nur als von ‚dem Liederlichen‘ und schrieb an Gagern: ‚Dieser alte, eitle, entnervte Sünder, was gibt er dem edlen sittlichen Hof gegenüber für ein Beispiel! Bei einem so alten Kerl mit schneeweißem Kopf, der offen buhlt, wie kann bei dem ein Funke von Kraft und Stärke übrigbleiben? Wo bleibt da der Charakter?‘

Ja selbst Fürsten gegenüber trat er fest für christliche Zucht und Sitte ein. Als der Herzog von Weimar, Goethes Gönner, einst in des Freiherrn Gegenwart allerlei anstößige Geschichten erzählte und auf dessen kurze Zurechtweisung ihm erwiderte, er selbst habe wohl auch nicht immer wie Joseph gelebt, erklärte Stein furchtlos: ‚Wenn das wäre, so ginge das niemand etwas an; aber immer habe ich Abscheu vor schmutzigen Gesprächen gehabt, und ich halte es nicht für passend, daß ein deutscher Fürst dergleichen vor jungen Offizieren (mehrere von diesen saßen neben älteren Herren am Tische) so ausführt.‘ Der Oberpräsident der Rheinlande, der zugegen war, erzählte später, daß der Herzog verstummt und eine Totenstille erfolgt sei, und daß ihm selbst heiß geworden sei und er gezittert habe in der Meinung, es würde eine Szene geben, und ein Oberst rief auf dem Heimwege aus: ‚Nein, wie der mit Fürsten umgeht; ich wollte lieber das Feuer von einer Batterie als solche Reden aushalten!‘

Diese seine Grundsätze prägte Stein auch seinen Töchtern und später seinen Schwiegersöhnen ein. Von dem Verhältnis des greisen Patriarchen zu den letzteren schreibt Arndt: ‚Es war eine wahre Lust zu sehen und zu hören, wie der alte Ritter diese Jünglinge in seine edeln freien Grundsätze einzuweihen suchte, immer von dem Satze als dem Hauptsatze ausgehend, daß der Schloßherr nichts Besseres sein solle als der erste freie germanische Bauer, der am alten ritterlichen Rechte festhalten, der Verteidiger, Führer und Beschützer der Geringeren sein und durch Barmherzigkeit und Treue allen und besonders den Armen sich immer bereit und hilfreich zeigen müsse. Der Schlußvers der Lehre war immer: ein Edelmann sei nicht geboren, auf seinen Schlössern und Gütern bloß wie ein blanker Herr mit den Rittersporen zu prunken und zu prassen und mit Jägern und Stallknechten sein Leben abzuspielen, sondern sein Beruf sei, in Arbeit und Sorge für alles Volk, im Kriege und im Frieden, in Rat und in Tat der Vorderste zu sein. — Das war er selbst gewesen ...“

„Über alle Sorgen eines lebhaft und tief fühlenden Geistes“, schreibt Neubauer in seiner preisgekrönten Arbeit, „siegte sein Gottvertrauen, das, je älter er wurde, desto kräftiger und inniger sich äußerte. Den Vers des alten Gleim ‚Sage nicht, Gott ist die Liebe‘ wurde er nicht müde sich und anderen zu wiederholen. Mit Freuden erwartete er längst sein nahes Ende, das ihn ‚zu einer edleren Bestimmung führen sollte, als die irdische ist‘. Die Überzeugung erfüllte ihn immerdar, daß eine väterliche und weise Weltregierung alles zum besten lenkt und leitet, und daß der große alte Gott auch seinem guten deutschen Volke aus der Not helfen werde. ... Er besaß die Tugenden, die wir so gern als vorzugsweise deutsche bezeichnen: den Glauben an eine sittliche Ordnung der Dinge; das unerschütterliche Festhalten an seinen Grundsätzen; die opferfreudige Hingabe an das für gut Erkannte, den starken Willen im Kampfe gegen das Schlechtere; daneben bei aller Kraft der Persönlichkeit eine tiefe Frömmigkeit und den demütigen Glauben an eine waltende Vorsehung. So steht er da, ein mutvoller Kämpfer für die Ideale unserer Nation, groß in seinem Wollen, in seinen Fehlern niemals gemein:

Des Guten Grundstein,
Des Bösen Eckstein,
Aller Deutschen Edelstein!“

„Als nun die unwillkommene Botschaft seines raschen Hinscheidens erscholl“ — so heißt es in einem Bericht über die Totenfeier —, „so verbreitete sich allgemeine Trauer und Wehklagen. Zahllose Tränen des Dankes und der Liebe flossen ... Und als die einbalsamierte Leiche von Kappenberg nach Nassau und von Nassau nach der Familiengruft zu Frücht gebracht werden sollte, da zeigte sich, wie die Liebe zu dem großen Verstorbenen über das Haus, über die Gemeinde, in der er lebte, weit hinausging, wie das Volk vom ärmsten Tagelöhner bis zum reichsten Herrn vom Adel von ihr ergriffen war. Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf ward unter Glockengeläute die Leiche von Geistlichen, Beamten, vom Volke, vornehm und gering, geleitet.“

Wie entstehen wirtschaftliche Krisen?

Es wird manchen verblüffen, wenn auf diese Frage zunächst festgestellt wird, daß Kriege oder äußere Verwicklungen hierbei nur eine untergeordnete Rolle spielen, daß also z. B. der gegenwärtige wirtschaftliche Druck sich auch ohne den Balkankrieg ganz bestimmt fühlbar gemacht haben würde. Wie wäre es andernfalls möglich, daß die Zeichen am wirtschaftlichen Horizont auf Sturm und herannahende Katastrophen deuten, nachdem sich doch die Friedensaussichten im Vergleich zu den Befürchtungen im ersten Balkankriege jedenfalls verbessert haben?

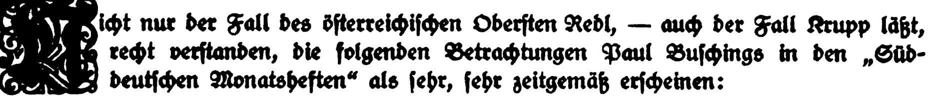
„Der Geldmarkt", so liest man im „Reichsboten", „zeigt schon seit längerem eine langsam, aber stetig weiterschreitende rückläufige Tendenz. Die besten und sichersten Anlagepapiere haben gegenwärtig einen Tiefstand erreicht, wie er seit Gründung des Deutschen Reiches noch nicht dagewesen ist. Die vierprozentige Reichsanleihe und die vierprozentigen preußischen Konsols wurden in den vergangenen Wochen mit 98 bis 99, die dreieinhalbprozentigen mit 84 bis 85 und die dreiprozentigen mit 74 bis 75 an den großen Börsenplätzen notiert. Wenn man bedenkt, daß während der letzten Jahre der Reichskanzlerschaft des Fürsten Bismarck die vierprozentige Reichsanleihe auf 108 bis 109, die dreieinhalbprozentige auf 96 bis 98 und die dreiprozentige auf 88 bis 90 stand, so springt der Unterschied zwischen damals und jetzt auffällig in die Augen. Auch das große Vertrauen, das man während der Zeit der Amtsführung des Gründers des Deutschen Reiches in die Festigkeit unserer politischen Zustände setzte, spiegelt sich in diesen Zahlen deutlich wieder. Die Börse ist ein sehr empfindlicher Gradmesser der in den weitesten Kreisen dr Bevölkerung den Leitern der Politik gegenüber herrschenden Stimmung. In einem Lande, in dem eine starke Regierung am Ruder ist, die ihre Ziele ohne Rücksicht auf Parteihader und Parteiinteressen fest und unentwegt im Auge behält, kommt das, wie ein Blick in die Geschichte des Handels und Verkehrs zeigt, stets in dem Stande der Kurse zum Ausdruck. Als der General Bonaparte nach seiner Rückkehr aus Ägypten im Jahre 1800 als erster Konsul die Leitung der Staatsgeschäfte in Frankreich übernahm, stieg die französische Rente im Laufe einer Woche von 8 auf 20 und wenige Wochen später auf 26. So groß war das Vertrauen, das das französische Volk auf den kleinen korsischen Offizier setzte.

Es soll hiermit natürlich nicht gesagt sein, daß die Stärke oder Schwäche einer Regierung die Hauptursache wirtschaftlicher Auf- oder Niedergänge wäre. Dafür kommen noch ganz andere, stärker wirkende Faktoren in Betracht. Für einen Niedergang insbesondere kommen als Ursachen äußere politische Spannungen, der Ausbruch eines Krieges usw. mit in Frage. Man hört sehr häufig, daß Kriege die Haupt- oder gar einzige Ursache wirtschaftlicher Krisen seien. Auch den gegenwärtigen Tiefstand der Kurse mißt man in Laienkreisen zumeist dem jüngsten Balkankriege und der fortgesetzten Unsicherheit der Lage auf der Balkanhalbinsel bei. Das ist nicht zutreffend. Die Wirren im Orient tragen unzweifelhaft mit dazu bei, die Depression auf dem Geldmarkte zu verschärfen, aber die Hauptursache derselben sind sie nicht. Es hat zu allen Zeiten wirtschaftliche Krisen gegeben. Ob die Völker weit hinten in der Türkei oder anderswo aufeinanderschlugen oder ob sie in Frieden und Freundschaft miteinander lebten, war dabei meist ganz gleichgültig. Die Krisen begannen, wenn nach einer Periode des wirtschaftlichen Aufschwunges durch die zu stark angespannte Produktion der Warenmarkt überlastet war und die Fabrikanten infolgedessen keinen genügenden Absatz mehr hatten. In früheren Jahrhunderten, als man die modernen Verkehrsmittel, die die menschliche Arbeitskraft ersetzenden Maschinen usw. noch nicht kannte, waren die Zeiträume wirtschaftlicher Auf- und Niedergänge von längerer Dauer. Seit der Erfindung der Eisenbahnen sind sie kürzer geworden. Nach dem großen Weltkrach von 1873, der in Wien begann und viele Tausende von Exi-

stenzen vernichtete, schwankte die Dauer der Auf- und Abwärtsbewegungen zwischen 6 und 11 Jahren. Vor der Depression von 1873 erlebte der wirtschaftliche Weltmarkt die schwerste Erschütterung durch die Krise von 1857. Infolge der Fortschritte der Technik und des Verkehrswesens hatten Handel und Industrie einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Die Produktion war auf fast allen industriellen Gebieten gesteigert worden, Ein- und Ausfuhrhandel der großen Kulturstaaten wiesen stetig wachsende Ziffern auf, der Wohlstand der erwerbstätigen Bevölkerung wuchs. Diese Erfolge reizten die Geschäftswelt zu immer größeren Wagnissen und Unternehmungen, für welche die Verhältnisse noch nicht reif waren. Es entstand ein förmliches Unternehmungs- und Spekulationsfieber, das zu Beginn der Mitte des vorigen Jahrhunderts in England, Frankreich und Amerika seinen Anfang nahm, und von dem dann auch Deutschland ergriffen wurde. Die großen Pariser Bankinstitute riefen eine Fülle neuer Unternehmungen ins Leben und gründeten nicht nur in Frankreich, sondern auch in anderen Ländern Zweigniederlassungen. Die erste internationale Schöpfung des Pariser Crédit Mobilier war die Darmstädter Kreditanstalt. Sie schuf bald eine ganze Reihe von Bergwerks-, Eisenbahn- und Fabrikunternehmungen und errichtete nicht nur in den meisten deutschen Großstädten, sondern auch in vielen Mittelstädten wie Weimar, Koburg, Meiningen, Gotha, Dessau, Sondershausen, Bückeburg u. a. Zweigbanken. Noch stärker als in Europa wütete das allgemeine Spekulationsfieber in Nordamerika. Die Union hatte unter dem Einfluß der kalifornischen Goldsendungen Eisenbahnen, Kanäle, Telegraphenlinien usw. in fast allen Staaten gebaut, zum Teil allerdings mit fremdem Gelde. Englische Kapitalisten besaßen für etwa 1200 Millionen Mark amerikanische Eisenbahn- und andere Papiere. Jeder wollte verdienen. Die Bankinstitute schossen wie Pilze aus der Erde. Die Rückwirkung auf diese kolossale Überspannung erfolgte bald. Eine ungeheure Handelskrisis nahm im Jahre 1857 in den Vereinigten Staaten ihren Anfang. Sie wurde vornehmlich durch das leichtsinnige Gebaren der Depositenbanken beschleunigt und führte zu einer gänzlichen Zerrüttung aller wirtschaftlichen Verhältnisse. In ihren Rückwirkungen auf Europa traf sie zuerst England. Die englischen Kapitalisten sahen ihre in amerikanischen Wertpapieren angelegten Gelder in Rauch aufgehen. Die Exporteure erhielten statt der erwarteten Rimessen mit jedem Dampfer neue Bankerottnachrichten. Bei der Größe des Verkehrs zwischen den Vereinigten Staaten und England mußten viele englische Exporthäuser ihre Zahlungen einstellen. Auch zahlreiche Banken, die in der Gewährung von Kredit allzu leichtfertig vorgegangen waren, machten Bankerott. Am 27. Oktober 1857 fallierte ein hochangesehenes englisches Bankinstitut, die Bank von Liverpool, und mit ihr eine große Anzahl anderer Häuser. Die Bank von England erhöhte den Diskont und den Lombardzinsfuß bis auf 10 % und machte selbst zu diesem Satz bei der Beleihung der besten Papiere noch Schwierigkeiten. Viele Fabriken schlossen, 120 Hochöfen wurden ausgeblasen, zahllose Arbeiter wurden brotlos. Vom September 1857 bis Februar 1858 zählte man in England 207 größere Fallissements mit 1300 Millionen Mark Passiven. Auch in Deutschland machten sich die Rückwirkungen des großen amerikanischen Zusammenbruchs sehr empfindlich fühlbar. Die meisten Plätze erlitten Verluste, das Vertrauen zu Wertpapieren schwand, die meisten der jungen Kreditanstalten, Banken und Aktienunternehmungen schlossen ihre Geschäftsräume. Die schwersten Schläge erlitt Hamburg. Die enge Verkettung dieses Platzes mit London, Hull und Glasgow zog ihm große Verluste zu. Vor allem aber hatten die enormen Spekulationen in Kolonial- und anderen Waren der Hamburger Geschäftswelt eine gewaltige, die eigenen Kräfte weit übersteigende Summe von Verbindlichkeiten aufgeladen, die zum erdrückenden Alp wurden. Die Industrieerzeugnisse sanken rapid im Preise und fanden trotzdem nur unzureichenden Absatz oder wurden ganz unverkäuflich. Die besten Häuser fielen. Im ganzen traten 145 Fallissements mit 750 Millionen Mark Passiven ein.“



Spionage



Nicht nur der Fall des österreichischen Obersten Redl, — auch der Fall Krupp läßt, recht verstanden, die folgenden Betrachtungen Paul Buschings in den „Süddeutschen Monatsheften“ als sehr, sehr zeitgemäß erscheinen:

Aus Anlaß des Falles Redl ist in den Zeitungen wieder viel über Spionage im allgemeinen zu lesen gewesen. Ich entsinne mich des einfachen Satzes: Die Schlachten gewinnt das Heer, das über die besten Spione verfügt. Japan hatte bessere Spione als Rußland, folglich siegte Japan; Bulgarien hatte bessere Spione als die Türkei, folglich siegte Bulgarien. Weiter entsinne ich mich, daß kürzlich die Tochter Kaiser Wilhelms II. geheiratet hat. Zu ihrer Hochzeit kam, als naher Verwandter, König Georg von England, und um ihm eine Freude zu machen, wurden zwei englische Spione, die in einem preußischen Gefängnis saßen, freigelassen. Von einem russischen Hauptmann Kostewitsch, der in Deutschland abgefaßt und dann nach einem unklaren Gerichtsverfahren nach Rußland entlassen worden war, obwohl seine Schuld feststand, hört man, er habe einen hohen russischen Orden erhalten.

Und dann entsinne ich mich, daß König Wilhelm I. nach der Entscheidung von Sedan an die Königin Augusta ein Telegramm schickte, in dem es hieß: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung.“ Bismarck aber sagte noch 1887 im Deutschen Reichstag: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt.“ Das war nicht der beste Ausspruch, den Bismarck je getan hat; aber er gefällt uns doch besser als der Satz: Wer die besten Spione hat, gewinnt die Schlacht. Die Militärmächte machen sich in der Spionage heute scharfe Konkurrenz, und von Kriegsministern hört man, daß die Spionage notwendig sei. Trotzdem ist sie entwürdigend und nicht wert, prämiiert zu werden. Der Deutsche Reichstag hat in diesen Tagen eine Wehrvorlage mit unwesentlichen Abstrichen angenommen, welche eine beträchtliche Erhöhung der waffentüchtigen Mannschaft mit sich bringen wird. Zur Begründung dieser Wehrvorlage ist auf die Heeresverstärkungen der Nachbarn hingewiesen worden. Reichstag und Volk haben diese Begründung ernst genommen. Auch ist die Behauptung des preußischen Kriegsministers von Heeringen ernst genommen worden, daß im Kriege nicht allein die Zahl, sondern vor allem die Tüchtigkeit, die Ausdauer, die gute Bewaffnung und der gute Geist, die Disziplin der Truppen maßgebend sei. Als es sich darum handelte, eine Milliarde für das Heer aufzubringen, hat es nicht geheißen, der Spionagedienst sei das Wichtigste. Nun, wir glauben nach wie vor, daß ohne Vaterlandsliebe und ohne eiserne Disziplin kein Krieg gewonnen werden kann, daß die gerissensten Kundschafter nicht das ersetzen, was einer Armee im Zusammentreffen mit dem Feinde an Schneidigkeit und überlegener Führung abgeht, und daß der ganze Militarismus seinen Zweck verfehlt hat, wenn die durch ihn bewirkte Aufbietung der Massen für die Dauer wirkungslos werden kann durch die Erfolge einer gut bezahlten Spionage. Man sollte uns diesen Glauben klug lassen. Denn manche Patrioten würden ihren Patriotismus mit dem Ausdruck des Bedauerns zurücknehmen, wenn sie wüßten, daß der Todesmut der Truppen ungefähr so viel gilt wie die vollkommene Ausübung eines Gewerbes, das nach bürgerlichen Begriffen nun einmal infam ist.

Daher wäre es das beste, wenn die Mächte unter sich Verträge abschließen würden, durch welche sie sich verpflichten, keine Spionage mehr zu treiben. Bis zu einem gewissen Grade wird der Zweck solcher Verträge erreicht durch Vereinbarungen, wie sie zwischen Deutschland und England bezüglich der Flottenrüstungen in Vorbereitung waren oder sind. Nichts könnte die Mächte hindern, derartige Vereinbarungen auch für die Landheere zu treffen. Dann bliebe immer noch die offen sanktionierte Spionage durch die Militärattachés und durch die fremden Konsulate; diese sollte genügen . . . Die Spionage durch Offiziere vermag das Offizierskorps zu demoralisieren. Je mehr Elemente in die Armee eindringen, deren

Ehrgefühl, Patriotismus und Charakterstärke nicht über jeden Zweifel erhaben sind, je schwieriger es für den Offizier wird, zwischen den Anforderungen des Standes und seinen Mitteln den rechten Ausgleich zu finden, und je mehr sich die Angehörigen jener Klasse vom Heeresdienst zurückziehen, deren kriegerischer Sinn und Lehenstreue (trotz allem Gerede von Begünstigung des Adels) nicht anzuzweifeln ist, um so mehr besteht Ursache, junge, unerfahrene und oft leichtsinnige Menschen vor den furchtbaren Verlockungen zu bewahren, welche die Spionage mit sich bringt. Dazu kommt, daß bei der Wandelbarkeit der bestehenden Mächtegruppierungen und bei dem aufs höchste gesteigerten gegenseitigen Mißtrauen der Verbündeten selbst die ungehinderte und von oben geförderte Spionage der Offiziere im Krieg zu geradezu verderblichen Konsequenzen führen kann. Der Fall, daß ein aktiver österreichischer Oberst Redl im Solde Italiens Spionage treibt und in einem Kriege des Dreibunds gegen Rußland zum offiziellen österreichischen Berater des italienischen Generalstabs bestimmt wird, ist ebenso denkbar, wie der Fall, daß ein Oberst Redl, der militärische Geheimnisse an Italien verkauft hat, auf eine für Deutschland ungünstige Revision des Dreibunds entscheidenden Einfluß gewinnt.

Wenn die Lenker der Staaten wollen, daß in Krieg und Frieden soldatisches Ehrgefühl, ritterliche Moral und nationales Empfinden das Tun und Lassen des Höchstkommandierenden wie des letzten Mannes am linken Flügel der zwölften Kompagnie bestimmen, so dürfen sie Offiziere nicht ermutigen, das ehrlose Gewerbe der Spionage auszuüben. Für einen Krieg, den Tapferkeit und Klugheit entscheiden, ist ein waffenfrohes Volk, wie es die Deutschen sind, zu haben; einem Krieg, dessen Ausgang die Spionagefonds bestimmen, wird es seine beste Kraft nicht aussetzen.



Erdbeben in Deutschland

Die jüngsten Erdbeben in Süddeutschland erinnern einen Mitarbeiter des „Reichsboten" an die Tatsache, daß auch Deutschland eine häufige, aber glücklicherweise kaum zu Katastrophen neigende Erdbebentätigkeit aufzuweisen hat. Einige Angaben darüber, soweit die leider für die früheren Perioden recht mangelhafte historische Statistik Einzelheiten gestattet, sind nicht ohne Interesse: „Äußerst arm an selbständigen Erdbeben ist die norddeutsche Tiefebene; sehr bebenreich dagegen ist die Landschaft des Vogtlandes, das wissenschaftlich als die ‚seismisch regste' Gegend von ganz Mitteleuropa gilt, ferner auch das ganze oberrheinische Gebirgssystem, der Schwarzwald, die Vogesen und die dazwischen liegenden Tiefebenen.

Im Vogtlande sind allein in der Zeit von 1875 bis 1897 nicht weniger als 38 größere Erdbeben beobachtet worden. Im Spätherbst des Jahres 1897 erfolgte eine 37tägige Bebenperiode, die sich aus einer Anzahl sehr heftiger Stöße und aus Hunderten von schwächeren Erschütterungen zusammensetzte; weitere ‚Erdbebenschwärme' traten im Sommer 1900 in 50tägiger, im Mai und Juni 1901 in 53tägiger, im Frühjahr 1903 in gar 95tägiger Periode auf. Seitdem war das stärkste Beben in den Jahren 1908 bzw. 1909 zu verzeichnen. Aus dem westlichen Deutschland wird über ein Erdbeben berichtet, das im Jahre 600 n. Chr. die Stadt Tongern zerstörte. Dann schweigen die Chroniken lange Zeit; erst das sechzehnte Jahrhundert bringt zum Schrecken der abergläubischen Menschheit wieder süd- und mitteldeutsche Beben. Die Gelehrten der Zeit wußten sich mit dieser beunruhigenden Naturerscheinung nicht recht abzufinden und stellten die abenteuerlichsten Theorien auf, wie ein Blick in das 1582 zu München erschienene Buch des Naturforschers J. Rasch ‚Von Erdbiden, etliche Tractät, alte und neue, hocherleuchteter und bewährter Skribenten' zeigt. Da heißt es: ‚Ob aber in

dem erdrich dadrinnen die hitz und kelt mit einander streiten und ein greulich erschröcklich stoßen schupffen, hupffen, zittern, werfen, sausen und pnausen anrichten wie der donner und plitz, so mag das wohl kommen von kelt und hitz. Oder, ob vielleicht ein Wassergang verfallen oder in der erd ein gewölbe eingegangen sei, oder, daß die erdgeister und bergmännlein streiten oder der meerfisch Celebrant sich recke und strecke oder was sonst der ursachen sey, dadurch der erdboden geschüttelt und gehebt wird, daz ist bei allen gelehrtesten und berümbtesten Naturforschern noch unerörtert.'

Mehr als hundert Jahre später, am 18. September 1692 zerstörte ein ‚bis Frankreich und England verspürtes' Erdbeben in der Herzogenrather Gegend im Steinkohlengebiete bei Aachen viele Häuser; am 3. August 1788 wurde die ganze oberrheinische Tiefebene und ein Teil der Schweiz von einem heftigen Erdbeben erschüttert, das am intensivsten in der Umgegend von Straßburg auftrat; das Straßburger Münster erlitt verschiedene Beschädigungen. Aus einem Wasserbehälter, der sich auf der Plattform des Münsters befand, wurde das Wasser bis zu halber Mannshöhe empor- und 18 Fuß weit fortgeschleudert, wie eine über dem Haupteingang zum Glockenhause angebrachte lateinische Inschrift besagt. Wieder bei Herzogenrath setzte am zweiten Weihnachtsfeiertage 1755 (dem Unglücksjahre, das die berühmte Zerstörung Lissabons brachte, bei der 32000 Menschen unter den Trümmern begraben wurden) eine sehr starke Erdbebenperiode ein, die bis zum 30. Mai 1757 dauerte. Viele Gebäude wurden beschädigt und einige Menschen getötet; eine große Zahl wurde obdachlos und wohnte wochenlang in Zelten. Bei Stolberg bildete sich sogar eine beträchtliche Erdspalte. Aus der neueren Zeit sind hier noch die Erdbeben vom 6. März 1872 (das sein Zentrum an der Ahr hatte und 3100 Quadratmeilen in Mitleidenschaft zog), vom 22. Oktober 1873 und 24. Juni 1877 (wieder zu Herzogenrath) und vom 26. August 1878 im Regierungsbezirk Aachen zu erwähnen. In Groß-Gerau in Hessen dauerte eine Erdbebenperiode von 1869 bis Ende 1873; die einzelnen Beben folgten in oft ganz kurzen Zwischenräumen so zahlreich hintereinander, daß z. B. allein am 31. Oktober 1869 von einem zuverlässigen Beobachter 53 Stöße aufgezeichnet wurden.

Diese Beispiele geben eine Vorstellung von der Erdbebentätigkeit des deutschen Bodens. Ihrer Entstehung nach werden die hier beobachteten Beben weniger als vulkanische denn als tektonische — d. h. auf die jetzt noch tätigen gebirgsbildenden Vorgänge zurückzuführende — und ‚Einsturzbeben' angesehen. Das Wasser schafft nämlich unterirdisch in Kalk-, Gips- und Steinsalzlagern, die alle, ohne wegen ihrer Kleinheit abbauwürdig zu sein, weit verbreitet sind, Höhlen, die sich stets erweitern. Von der Menge der löslichen Mineralstoffe, die dem Gebirge tagtäglich durch Quellen und unterirdische Wasserläufe entzogen werden, macht man sich erst eine rechte Vorstellung, wenn man z. B. weiß, daß die Karlsbader Therme dem Innern der Erde alljährlich im Durchschnitt 3064 Kubikmeter Salze entnimmt! Geht diese Minierarbeit unaufhaltsam fort, so tritt im Laufe der Zeit ein Augenblick ein, da die Decke sich nicht mehr zu halten vermag, und der nun folgende Einsturz macht sich als Erdbeben fühlbar. Auf diese Erscheinung sind viele Erdbeben im Vogtland und in den Bergbaudistrikten zurückzuführen. Alles in allem genommen kann also abschließend Deutschland als ein an Erdbeben nicht gerade armes, aber von großen Katastrophen bislang stets verschontes Gebiet bezeichnet werden."



Richter und Maurer

Wiederholt ist im Türmer auf die Verschlechterung der sozialen Lage der Kopfarbeiter hingewiesen worden. Die „Deutsche Richterzeitung“ bringt nach einem Aufsatze in den Mitteilungen des Arbeitgeberverbandes für das Baugewerbe zu Dresden einen Artikel, der das Einkommen eines Maurers mit dem eines Richters im Königreiche Sachsen vergleicht und zu dem überraschenden Ergebnis kommt, daß der Maurer verhältnismäßig finanziell viel besser gestellt ist als der Richter. Die „Kölnische Volkszeitung“ stellt nun den selben Vergleich zwischen dem Einkommen eines preußischen Richters und dem eines Maurers auf, wobei für den Verdienst des Maurers die Angaben des Dresdener Arbeitgeberverbandes zugrunde gelegt sind, die wohl mit unwesentlichen Abweichungen auf das ganze Reich zutreffen dürften.

Der Maurer verdient bis zum 35. Lebensjahre:

im 15. Jahre, 300 Arbeitstage zu 8 Stunden zu 15 ₰, täglich rund 1,20 ℳ .	360 ℳ
im 16. Jahre, 300 Arbeitstage zu 8 Stunden zu 25 ₰, täglich rund 2 ℳ . .	600 „
im 17. Jahre, 300 Arbeitstage zu 8 Stunden zu 35 ₰, rund 2,80 ℳ täglich .	840 „
im 18. Jahre, 300 Arbeitstage zu 7½ Stunden zu 65 ₰, täglich rund 4,90 ℳ .	1 470 „
im 19. Jahre, 300 Arbeitstage zu 7½ Stunden zu 65 ₰, täglich rund 4,90 ℳ .	1 470 „
im 20. Jahre, 300 Arbeitstage zu 7½ Stunden zu 67 ₰, täglich rund 5 ℳ . .	1 500 „
im 20.—21. (Militärjahre)	— „
vom 23.—30. = 8 Jahre zu 300 Arbeitstagen zu 5 ℳ	12 000 „
vom 31.—35. Jahre = 5 Jahre zu 300 Arbeitstagen zu 5,25 ℳ	7 875 „
Summa	26 115 ℳ

Der Richter verdient in Preußen bis zum 35. Lebensjahre:

bis zum 20. Jahre, Gymnasium	—
bis zum 24. Jahre, Universität	—
bis zum 25. Jahre, Militär	—
bis zum 29. Lebensjahre, Referendar	—
bis zum 31. Lebensjahre, Assessor (zwei Jahre unbesoldet)	—
bis zum 33. Lebensjahre, Assessor, zwei Jahre besoldet, 2750 + 3000 ℳ = . .	5 750 ℳ
bis zum 35. Lebensjahre, Assessor, ein Jahr	3 300 „
Summa	9 050 ℳ

Mithin verdient der Maurer bis zum 35. Lebensjahre 26 115 — 9050 = 17 065 ℳ mehr als der Richter in Preußen, der also erst gegen sein 40. Lebensjahr den Verdienst des Maurers eingeholt hat. Und dabei ist noch vorausgesetzt, daß der Assessor nach einem Dienstalter von 6 Jahren (das Dienstjahr ist angerechnet) angestellt wird, was für die Zukunft bei der herrschenden Überfüllung indessen kaum eintreten wird.

Ähnliche Tabellen ließen sich übrigens auch für andere gelehrte Berufe aufstellen und das Ergebnis des Vergleichs wäre so ziemlich dasselbe. Ein kostspieliges Studium und eine Wartezeit ohne Sold kann nur derjenige aushalten, dem es sein Geldbeutel erlaubt. Auf diese Weise werden die gelehrten Berufe immer mehr eine Domäne der Vermögenden, nicht, wie es sein sollte, der Begabten. Und das eben ist die betrübliche und das Staatswesen doch auch unmittelbar gefährdende Begleiterscheinung solcher sozialen Mißverhältnisse: daß den mittellosen Begabten immer mehr der Aufstieg in die höheren Ämter versperrt wird.



Das Sterben der Blonden

Ja, sie sterben aus, die Blonden, wenn die römische „Tribuna“ recht berichtet ist. „Die angelsächsische Rasse,“ liest man dort, „die schöne Rasse der blonden Giganten und der amazonenhaften Frauen, aus der die Kriegshelden, die Pioniere und Idealisten der modernen Zivilisation hervorgingen, die sich auf allen Kontinenten festsetzte und jedem von ihnen ihr Gepräge gab, ist im Begriffe zu verschwinden. Nach gründlichen Studien, die zwölf Jahre gedauert haben, hat die englische anthropologische Gesellschaft dies festgestellt, und Englands Ministerpräsident hat sich jüngst über die traurigen Ergebnisse jener Studien Bericht erstatten lassen. Die hohe Gestalt, das Rot der Wangen und das Gold der Haare sind unterscheidende Merkmale, die allenfalls noch auf dem Lande vorherrschen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Dörfer schon halb entvölkert sind. In den Städten, vor allem in den großen Industriestädten, hat sich in nicht ganz hundert Jahren die Zahl der Blonden, die sich früher zur Zahl der Braunen verhielt wie 2 : 5, ganz bedeutend verringert: in Glasgow ist das Verhältnis nur noch 1 : 4, in Manchester nur noch 1 : 5 und in London sogar nur 1 : 7. Es gibt allerdings noch viele Zwischenstufen zwischen blondem und braunem Typus, aber alle zeigen die Neigung, sich von der braunen Woge verschlingen zu lassen. Ein merkwürdiges Anzeichen dieser Rassewandlung liegt in der Tatsache, daß der athletische blonde Typus zwar noch in reichen Stadtteilen Boden hat, in den Arbeiter- und Industrie-Vierteln dagegen von Tag zu Tag zurückgeht. Die von der anthropologischen Gesellschaft aufgestellten Statistiken weisen ferner nach, daß die Blonden zwar auf dem Lande lange leben und fruchtbar sind, daß aber in den Industriezentren ihr durchschnittliches Lebensalter dem der Braunen nachsteht; sie sind weit weniger fruchtbar, werden leichter von Krankheit befallen und leiden unter einer großen Kindersterblichkeit. Man kann daraus den Schluß ziehen, daß der angelsächsische Typus im ländlichen Leben noch prächtig gedeiht, im industriellen Leben dagegen jämmerlich zugrunde geht. Man hat also folgenden Widerspruch: *die angelsächsische Rasse hat den Industrialismus ins Leben gerufen, und der Industrialismus verschlingt jetzt die Rasse*, die ihn geschaffen hat. Auch in der amerikanischen Gesellschaft ist dieser Niedergang der Blonden und dieses gewaltige Anwachsen der Braunen beobachtet worden ...“

Der „Hammer“ bemerkt hierzu, die ganze Umwelt des modernen Lebens, besonders in Großstadt und Industrie, sei dem germanischen Wesen so schlecht wie möglich angepaßt, und so könne der Germane darin nicht gedeihen. Der germanische Mensch brauche zu seinem Gedeihen viel Spielraum, viel Luft und Licht; er sei der Mann des freien Feldes, des Waldes und des weiten Meeres; in engen Verhältnissen kranke und verkümmere er. Während der Mongole in luft- und lichtlosen Kellern hausen könne, vergehe der Germane dabei. Darum sei die Großstadt und die Fabrik sein Grab.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

„Post festum“

Die letzten großen Feiern dieses erinnerungsschwangeren Jahres haben im allgemeinen gezeigt, daß bei Höhepunkten unsres Gesamtlebens noch immer alles, was dem Reichsgedanken fremd und abhold ist, an die Wand gedrückt wird, — mancherlei Kassandrarufe von dem Jubel und den Heilrufen des Volkes übertönt werden. Soll aber ein wenig Farbe, Glanz und Licht erinnerungsfroh das Grau des folgenden Alltags verklären, so müssen wir zum Dank für die bewiesene Vaterlandsfreudigkeit doch noch manches tun, die Gesinnung der vom Schicksal ungünstiger bedachten Volksgenossen zu heben und zu stärken — und manches lassen, was ihre oft ja nur zu berechtigte Empfindlichkeit zu reizen geeignet ist. Zudem, wir brauchen uns mit unsrer „höheren Bildung und Kultur“ nicht gar so schrecklich aufzublasen. Der aufmerksame Beobachter wird bei der „Ausschmückung“, die wir hier in Berlin zu sehen bekamen, mehr als einmal den Kopf geschüttelt haben. Und noch so manches andre wird ihn bedenklich gestimmt und seine Kritik herausgefordert haben, die ebenfalls nicht der Sache, sondern deren Ausführung, ihren Auswüchsen gilt. Nicht ihm allein wird unter anderem die große Zahl uniformierter Knaben und Jünglinge aufgefallen sein, die allerlei Vereinigungen angehören; wir wollen für unsere Zwecke hier die „Pfadfinder“ herausgreifen: Die Uniform ist ein Ehrenkleid, sie bedeutet eine Auszeichnung, ein Herausheben aus der Menge. Fraglos ist sie für viele Knaben und junge Leute ein Lockmittel und soll's wohl auch sein. Dagegen wäre im Hinblick auf die gute Sache nicht allzuviel einzuwenden, auch die Eitelkeit, die vielleicht damit gezüchtet wird, braucht nicht einmal zu besonders ernsten Folgen zu führen. Bedenklicher ist es, daß vorwiegend Söhne der „bessern Stände“, die das nötige Kleingeld haben, diesen Bewegungen angehören. Der löbliche Zweck tritt hier vielfach in den Hintergrund, das Vermögen der Eltern und ihr Stolz anf den Sprößling entscheidet.

Die hervorragenden Männer, die diese Bestrebungen patronisieren, wollen selbstverständlich nur erzieherische Zwecke mit ihnen verfolgen, sie sehen aufs große Ganze und müssen es tun. — Sache der kleineren Schwarzseher ist es, auf Fehler in den Einzelheiten aufmerksam zu machen, und sie sollten nicht verächtlich beiseite geschoben werden. Es gehört ja heute zum guten Ton, möglichst alles so sportlich anzufassen wie unsre lieben englischen Vettern. Man schweigt aber dort ein wenig verschämt über die Ergebnisse, die die Züchtung begeisterter Militaristen durch das Mittel der Scout-Boys ergeben haben müßte. Dennoch, ich betone es nochmals, steckt ein so gesunder Kern in allen diesen Bestrebungen, daß es schade wäre, wenn sie ihren Zweck durch Überspannung des sportlichen Moments verfehlten oder gar als verkappte Vertreter von Sonderinteressen, die zur Verschärfung der Klassengegensätze beitrügen, rücksichtslos bekämpft werden müßten. — Und diese Gefahren bestehen. Man höre sich einmal das

Urteil der arbeitenden Klassen über diese vielfach sehr selbstbewußt auftretenden Knaben oder Jünglinge an; es sind zumeist nicht die schlechtesten, unbesonnensten Elemente dieser Volksgruppe, die ein solches Auftreten aufreizend empfinden. Ältere, ruhigere Leute werden durch solche Auffälligkeiten verbittert. — Und, um etwas weiter zu gehen: wenn man die Dreikäsehoche der verschiedenen Exerzierschulen mit Mütze, Abzeichen, Säbel (Degen) und einer Flinte herumstolzieren sieht, die oft bald größer ist als der ganze kleine Kerl, da kann sich wohl auch der Wohldenkende, Weitsichtigere dem Eindruck nicht verschließen: das sind Modespielereien, begünstigt und erhalten vom Kapitalismus. Dazu sollten uns unsre Jungens aber zu schade sein, und geht's denn niemals ohne die für uns Deutsche so bezeichnende Grüppchenbildnerei? Fühlt man denn nicht, daß man sich so um jede Volkstümlichkeit bringt? — Und diese im besten Sinn des Wortes zu erringen und im weitesten Begriff, sollten sich diese Vereinigungen in erster Linie angelegen sein lassen. Die unschätzbaren Werte, die zu erhalten oder neu zu schaffen sind: Wanderfreude, Ausdauer im Ertragen von Strapazen, Naturliebe, Sinn für Freundschaft und Kameradschaft, rasches, festes Auge, sichere Hand, können und sollen in deren Rahmen gepflegt werden. Aber dieser Rahmen muß durchaus erweitert, mehr noch, er muß überhaupt gesprengt werden.

Die Jugend der ganzen Nation, nicht eines bevorzugten Teils, muß diesen Vereinigungen zugeführt werden und an ihnen teilhaben können. — Will man schon nach Vorbildern arbeiten, dann sehe man nach der Schweiz, wo die Freude an den Waffen, die zudem jedem gesunden deutschen Jungen im Blute steckt, glänzende Resultate erzielt, wenn wir auch von der Übertragung sonstiger dortiger militärischer Einrichtungen naturgemäß absehen müssen.

Auch bei uns soll es das ganze Jungdeutschland sein, das des Segens solcher Einrichtungen teilhaftig wird; erst dann haben sie einen rechten Sinn und volle Berechtigung und können auch dem Vaterlande Segen bringen. — Nicht mehr: Hie Kapitalismus, hie Proletariat, sondern Ausgleich, Vermittlung, Hilfe und Opfer.

Karl Julius Meyer



Tod und Todesfurcht

„... Wo es an die letzten Dinge geht, wird alles Pathos schwach und ohnmächtig — die instinktive tierische Furcht ist das herrschende Prinzip." Durch diesen Ausspruch scheint mir Herr Fr. Holland mit seinen Ausführungen über dieses Thema in schärfsten Gegensatz zu seiner vorangehenden Erklärung von Tod und Todesfurcht zu geraten. Wenn der Tod dem Menschen die Persönlichkeit raubte, die Todesfurcht also die Furcht vor diesem Verlust wäre, dürfte dieses Gefühl doch nicht ein „instinktives, tierisches" genannt werden, da man dem Tiere eben dieses Höchste, die Persönlichkeit, abspricht.

Herr Fr. A. Holland vergleicht nun den Tod mit dem traumlosen Schlafe. Ein Toter könne nicht mehr „Ich" sagen, ebensowenig wie ein traumlos Schlafender. Dagegen behaupte ich: „Einen traumlosen Schlaf gibt es nicht." Glaubt man traumlos geschlafen zu haben, dann sind jene traumhaften Erlebnisse nur hinter die Schwelle des Bewußtseins getreten, — die sich beim Erwachen den Sinnen aufdrängende Wirklichkeit nimmt die Aufmerksamkeit des Geistes gefangen — der Traum ist vergessen. Erst nach längerer Zeit erinnert man sich vielleicht seiner, und nicht selten wirkt dann diese Erinnerung so stark auf das Bewußtsein, daß man glaubt, erlebt zu haben, was nur Spiel der Phantasie war. Im Mittelpunkt aller geistigen Funktionen aber steht das „Ich", die Persönlichkeit. Alles Denken, Fühlen und Wollen geht von diesem „Ich" aus oder bezieht sich darauf, ist also das, was alle diese verschiedenen Regungen des Geistes vereinigt, folglich selbst Geist, daher immateriell, also unvergänglich.

Würde nun die Todesfurcht die Furcht vor dem Schwinden der Persönlichkeit, des „Ich“, also rein geistig sein, liefen wir ja andauernd mit diesem beklemmenden Gefühl herum, das doch wie alles, was uns innerlich am stärksten bewegt, stets hoch im Bewußtsein stehen müßte. Die Erfahrung lehrt aber, daß dies nicht der Fall ist. Die Todesfurcht, jenes heftige Widerstreben gegen die Vernichtung, tritt erst zutage, wenn man den Tod vor Augen sieht, wenn er einem im Nacken sitzt und es scheinbar kein Entrinnen mehr gibt. Genau dasselbe beobachten wir beim Tier. Auch ein Schaf hat Todesfurcht, obgleich es den Tod nicht kennt, und auch bei ihm tritt sie erst in die Erscheinung, wenn dem Leben Gefahr droht. „Das Grauen vor dem Tode ist also“, wie Schopenhauer sagt, „von aller Erkenntnis unabhängig, blind, und erscheint vor ihr vielmehr töricht, da es um den objektiven Wert des Lebens sehr mißlich steht.“ Die menschliche wie auch die tierische Todesfurcht ist daher weiter nichts als das instinktive Widerstreben des Organismus gegen seine Vernichtung oder, richtiger gesagt, gegen seine Veränderung, da ja die „chemischen“ und „physiologischen“ Vorgänge nach dem Tode weiter nichts sind als eine Veränderung der Form des Stoffes. —

Warum nun aber die Furcht vor dieser Vernichtung oder Veränderung logisch und physiologisch unverständlich sein soll, sehe ich gar nicht ein. Logisch zu verstehen ist sie als Notwendigkeit. Wie wäre es wohl mit der Erhaltung der menschlichen Gattung bestellt, besäßen wir nicht dieses Grauen vor dem Tode? Zeigen doch die häufigen Fälle von Selbstmord, daß der Grad des Grauens nicht einmal ausreicht, um der Erkenntnis von der Misere des irdischen Daseins die Wage zu halten, — daß es also besiegt wird.

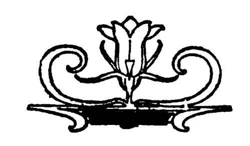
Dieser Streit zwischen dem Lebenstrieb und unserer Vernunft gibt die psychologische Erklärung. Es ist derselbe Konflikt, der uns das ganze Leben hindurch begleitet, der stete Kampf unserer geistigen mit unserer tierischen Natur, den Trieben, die zu Begierden gesteigert so heftig auftreten können, daß der Mensch in jenen quälenden, unglücklichen Zwiespalt gerät, der Faust schmerzlich ausrufen läßt:

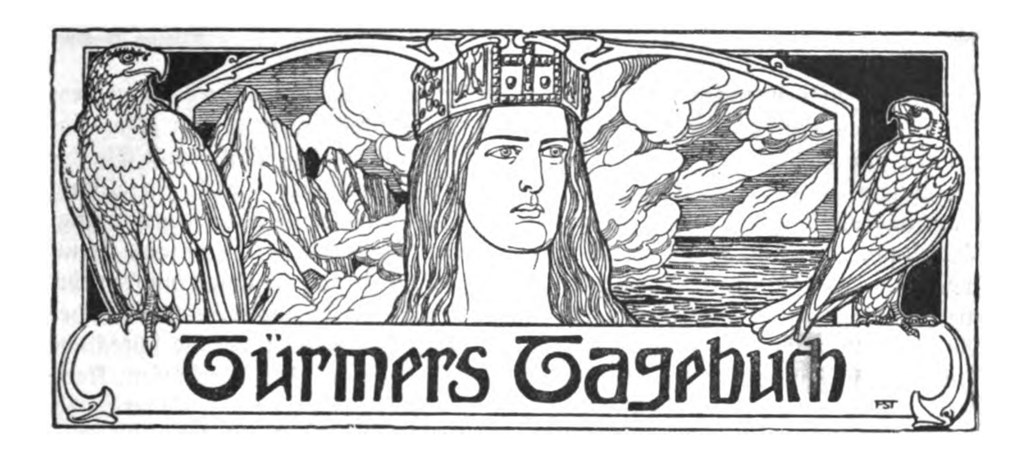
„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust;
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen:
Die andre hebt gewaltsam sich vom Duft
Zu den Gefilden hoher Ahnen.“

Eben diese mit klammernden Organen an der sichtbaren Welt hangende ist es, die im Menschen den Trieb oder den „Willen zum Leben“ in sich birgt und infolgedessen in Lebensgefahr mit dem furchtbaren Gespenst des Todes droht. —

Unbegreiflich wird uns aber bleiben, wie wir nach unserem Tode bestehen werden und vor unserer Geburt bestanden. Vielleicht ist dieser Zustand einem Traum ähnlich, dessen wir uns beim Erwachen, beim Eintritt ins irdische Dasein nicht bewußt sind, den wir vergessen haben und nach dem Tode fortsetzen!?

A. Florianski





Im Spiegel des großen Jahres

Wir haben unendlich viel von dem großen Jahre zu lernen, in dessen Gedenken wir leben oder doch leben sollten. Es ist eine schwere Mahnung und ein unerbittlicher Spiegel für uns. Nützen wir beide, so lange es noch Zeit ist! Auch das Preußen, das 1806 ruhmlos zusammenbrach, war das Preußen eines großen Königs — gewesen. Allein an dem Unglück von Jena — das erkennt auch Professor Theobald Ziegler in einer trefflichen Studie der „Leipziger Lehrerzeitung" an, waren nicht bloß die Könige schuldig, sondern zu gleichen Teilen auch das Volk. Die Zeit für den aufgeklärten Despotismus war vorüber, durch die französische Revolution ein neues Großes in die Welt gekommen, die Aufklärung alt und matt und schwach geworden, und aus dem Jungen, das um die Wende des Jahrhunderts da war, dem Sturm und Drang unserer Literatur, dem Neuhumanismus mit seiner klassischen Bildung und der Romantik, war zunächst als Gemeinsames doch nur der Individualismus herausgewachsen: „Gewiß", schreibt Theobald Ziegler, „empfinden wir heute auch den Segen dieser individualistischen Periode, in der die Menschen zunächst einmal an sich selber dachten — erst noch schwächlich und egoistisch die Aufgeklärten an ihr individuelles Glück im Diesseits und im Jenseits, dann kraftvoll und fein die Klassiker an ihre Selbstbildung, und endlich leidenschaftlich und temperamentvoll die Romantiker an ihr Recht, schrankenlos dem eigenen Herzen zu folgen und sich über Sitte und Konvention frei und frech hinwegzusetzen. Aber darüber war ein Großes verabsäumt worden: der Gedanke an das Gemeinsame und an das Ganze. Freilich dachten diese Menschen alle auch an ein Ganzes, an ein ganz Großes sogar und Allumfassendes, an die Menschheit überhaupt. Weltbürger zu sein, schien ihnen das Allerhöchste. Aber das Weltbürgerliche hat immer etwas Abgeblaßtes, Verschwommenes, Unklares; der Menschheit als ganzer kann doch nur der Allergrößte dienen, der kleine, der Durchschnittsmensch muß sich beschränken auf den engen Kreis der Familie, der Gemeinde, und auch wer ins Weite und ins Große dient, wendet sich immer erst an sein Volk und an seinen Staat. Das Weltbürgerliche ist ein andächtig Schwärmen ohne Saft und Kraft, ohne Inhalt und Ziel, kein Gegen-

gewicht gegen den engen Individualismus, sondern nur eine andere Form desselben. Was aber das Schlimmste und das Gefährlichste war: diesem allzu Gemeinen und Abstrakten gegenüber trat der Patriotismus, das Volks- und Staatsbewußtsein als ein Minderwertiges und weniger Vornehmes zurück; ein Lessing selbst und ein Fichte sprachen sich verächtlich aus über diese Erdschollengesinnung. Dazu kam, daß es im damaligen Deutschland schwer war, patriotisch zu sein. Denn was war des Deutschen Vaterland? Ein Deutschland gab es längst nicht mehr, wenn es je schon eins gegeben hatte, selbst das Heilige Römische Reich Deutscher Nation hatte aufgehört zu existieren; wieder war es die kaiserlose, die schreckliche Zeit, es gab nur noch einen Haufen meist kleiner und kleinster Territorien, Karikaturen von Staat, keine wirklichen Staaten. Deutschland war kein Staat mehr. Nur ein wirklicher Staat war in Deutschland, geschaffen durch seine Fürsten, den Großen Kurfürsten, den großen König und dessen Vater Friedrich Wilhelm I. — Preußen war ein Staat; und wenn die Auswärtigen, wie Goethe, nur fritzisch, nicht preußisch gesinnt waren, so hatte sich in Preußen selbst langsam, aber sicher ein Staatsbewußtsein entwickelt, ein preußisches Nationalgefühl wenigstens in den besten und tüchtigsten Männern. Da kam der große Korse an der Spitze Frankreichs und kehrte jene Splitterchen und Karikaturen eines Staates mit eisernem Besen auf Haufen und formte daraus künstliche Staaten zunächst, aus denen erst noch wirkliche werden mußten. Preußen aber besiegte er nicht nur, er quälte es auch und fügte zur Niederlage den Schimpf, zum Unglück die Mißhandlung. Allein erreicht hat er damit nur das Gegenteil von dem, was er wollte: er weckte im preußischen Volk das Gefühl seiner Schande und des ihm zugefügten Unrechts zuerst und dann die Erinnerung an seine frühere Größe und Kraft, das Gefühl der Rache zuerst und dann den Willen, wieder zu werden, was es gewesen war: ein wirklicher Staat.

Und nun schwanden auch die weltbürgerlichen Nebel vor den Augen und schwanden die nur um das eigene Ich kreisenden Gedanken aus den Herzen der Aufgeklärten, der Klassiker und der Romantiker: in der Not der Zeit sind sie alle national geworden. Nicht die Schule, sondern das Leben hat damals die Menschen staatsbürgerlich erzogen ... Tat und Wort, Staat und Heer, Katheder und Kanzel, Poesie und Prosa wirkten zusammen, um den preußischen Staat aus einer Maschine zu einem Lebendigen und Geisterfüllten zu machen.

Dieser Geist aber war ein neuer Geist. Woran war der Staat des aufgeklärten Despotismus zugrunde gegangen? Daran, daß ohne den großen Führer an der Spitze die Maschine unbeweglich und steuerlos war. Auf große Führer kann man nicht zu allen Zeiten rechnen. Darum muß man dafür sorgen, daß jeder einzelne sich selber führen kann. Der Despotismus hatte die Geister gebunden und in Fesseln gehalten: diese Fesseln mußten gelöst, die Unfreien befreit, die Gebundenen entbunden werden. Nicht erst auf den Befehl von oben warten, sondern selbst zugreifen und Hand anlegen, die Volkskraft entfesseln, jeden einzelnen zur Selbsthilfe und zu eigener Initiative aufrufen — das war's, was allein noch helfen konnte. Und das

als das Wichtigste und Notwendigste erkannt zu haben, ist das unvergängliche Verdienst des Freiherrn vom Stein. Am Beispiel Frankreichs hatte man gesehen, was das Volk vermag: an das Volk glauben, an das Volk appellieren, das Volk zu dem Zweck frei machen und die Volkskraft entbinden, das war deswegen das erste, was zu tun war. Und so war denn auch der Glaube an den Wert und die Macht der Freiheit das, was alle jene Männer durchdrang. Sie warteten nicht mehr als gehorsame Untertanen auf die Befehle von oben, sondern sie griffen als freie Männer selber zu, wo sie es für Recht und für Pflicht hielten ...

Das war freilich nach den Begriffen des alten Despotismus eine gefährliche Stimmung, und manche sahen daher in diesen Männern üble Revolutionäre, schlimme Jakobiner. Aber sie übersahen dabei die Hauptsache, den sittlichen Geist, der sie erfüllte und diese aufbauenden Reformer von niederreißenden Revolutionären im tiefsten Grunde unterschied. Und hier ist es der Name Kants, des großen Königsberger Philosophen, von dem das stolze Wort gesprochen war: ‚Du kannst, denn du sollst!' Moralisch war auch die Aufklärung gewesen: zu tun, was Pflicht sei, hatte schon Lessing und Friedrich der Große für ein ganz Hohes erklärt, und das Solide, Ehrenhafte und Ehrenfeste des deutschen Bürgertums jener Tage geht fraglos auf die Aufklärung zurück. Aber daß der gute Wille und die Idee der Pflicht das Höchste und Wichtigste in der Welt, das Pathos für die Pflicht und die Erfüllung des ganzen Menschen mit dem Gedanken an sie — diese Erkenntnis verdankt man doch erst Kant und seinem kategorischen Imperativ. Von seinem Geist waren die großen Menschen jener Tage getragen, die Fichte und Schleiermacher, die Humboldt und Clausewitz, die Scharnhorst und Gneisenau, die Boyen und Kleist, jeder in seiner Weise, jeder vielleicht in anderer Weise, aber überzeugt waren sie alle, daß Staat und Volk nur aus diesem Pathos der Pflicht heraus gerettet werden könne, daß, wie der Kantianer Schiller gesagt hatte, das Leben der Güter höchstes nicht sei. Eine sittliche Wiedergeburt, so glaubten sie, unter dem Zeichen des Kantischen Pflichtbegriffs sei nötig, aus dieser Wiedergeburt heraus könne und werde das Werk gelingen. Und mit der Idee der Pflicht verknüpfte sich auch bei Kant die Idee der Freiheit. Wir sind nicht frei, als ob uns die Natur die Freiheit als Feengeschenk in die Wiege gelegt hätte, aber wir sollen frei werden und uns frei machen. Auch die Freiheit ist Pflicht, freilich auch Voraussetzung aller Pflicht. Noch ein anderes aber lag in diesem Moralismus Kants. Während sich die Romantiker besser dünkten als die anderen alle und als eine Art Übermenschen aristokratisch hochmütig auf die Masse der Vielen und Allzuvielen herabsahen, war der Pflichtbegriff bei Kant ein durchaus demokratischer Gedanke: seine Pflicht tun kann jeder, jeder in seiner Weise und mit den Mitteln seiner natürlichen Begabung. In diesem demokratischen Geist und Sinn haben die großen Männer von 1813 an ihr Volk geglaubt und es zum Kampfe aufgerufen. Das war die Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, aus der wie bei Goethe so auch bei ihnen der fromme Glaube an eine höhere Macht und an eine sittliche Weltordnung, der Glaube an einen Gott herauswuchs, der dem hilft, der sich selber hilft. Der Glaube der Auf-

klärung, der Glaube Kants, der Glaube Schleiermachers — es war bei aller Verschiedenheit im letzten Grunde doch in ihnen allen derselbe.

Es sind die einfachsten und schlichtesten, die tiefsten und größten Gedanken, von denen die Zeit vor hundert Jahren gelebt hat, und durch die sie zum Siege geführt worden ist, die besten und wirkungsvollsten Gedanken unserer deutschen Philosophie und Moral, unserer deutschen Poesie und unseres deutschen Glaubens, unseres deutschen Staates und unseres deutschen Volkstums. Darum feiern wir voll Bewunderung und voll Andacht die Erinnerung an jene große Zeit, — feiern ihre Tapferkeit und ihre Siege, ihr großes und ihr kleines Heldentum, ihre Begeisterung und ihre schlichte Pflichterfüllung, ihr Ethos und ihr Pathos, feiern Führer und Volk, Jünglinge und Männer, Männer und Frauen, feiern Vaterlandsliebe und Freiheitssinn, Opfermut und Hingabe, in der sich damals alle, hoch und niedrig, groß und klein, arm und reich, Gebildete und Ungebildete, Männer und Frauen eins wußten und zu gemeinsamem Tun verbanden ...

Daß das Volk vor hundert Jahren sich erhoben hat wie ein Mann, das war das Große und das Neue, neu namentlich, daß an der Spitze der preußischen Erhebung auch so viele Nicht-Preußen standen, und daß der Preuße Fichte in der preußischen Hauptstadt in seinen Reden ausdrücklich erklärte: ‚Ich rede für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben.‘ Heute sind wir eine Nation, ein staatlich geeintes Volk (und Deutsch-Österreich—? D. T.), der Partikularismus ist trotz mancher Rückfälle im einzelnen keine Macht und keine Gefahr mehr unter uns. Aber sind wir darum einig, so einig, wie es der in Preußen staatlich geeinte Kern des deutschen Volkes damals gewesen ist? Es ist ja natürlich, daß jeder von uns die Erinnerung an 1813 nach seiner Weise feiert, der eine diese, der andere jene Seite rühmend heraushebt, und auch das Endliche und Kleine und Kleinmütige, woran es doch auch damals nicht gefehlt hat, nicht übersehen wird. Aber zu erwarten war doch, daß wir alle feierten und uns in dieser Feier alle eins wußten und eins fühlten als Glieder eines Volkes und als Bürger eines Staates ...

Auch unter uns hat wieder ein gewisser weltbürgerlicher Sinn und Geist Platz gegriffen — wie vor Jena und doch anders, schlimmer und brutaler als dazumal. Dort war es der Gedanke der Humanität, der in all seiner Schönheit und Wahrheit und Feinheit uns die nächstliegenden Pflichten hat verabsäumen und uns nicht zur straffen Zusammenfassung eines staatsbürgerlichen und nationalen Zusammengehörigkeitsgefühls hat kommen lassen. Heute ist es die Internationalität einer universalen Kirche und einer die Proletarier aller Länder vereinigenden Sozialdemokratie, die unsere Einheit gefährdet oder gar zu sprengen droht. Die Aufklärung ist es gewesen, die den Konfessionalismus zurückgedrängt und den Gedanken religiöser Duldung stark und mächtig hat werden lassen unter uns. Daß Staat und Wissenschaft, Schule und Kunst nicht katholisch oder protestantisch sind und als weltliche Einrichtungen nichts zu tun haben mit den Unterschieden der Konfession, das war den Menschen von damals ganz selbstverständlich ... Und an den Lagerfeuern des Jahres 1813, da sangen ohnedies

alle, Christen und Juden, Protestanten und Katholiken, gemeinsam am Abend des Sieges: Nun danket alle Gott! Und heute —! diese unselige konfessionelle Zerspaltung und Verhetzung, daß wir oft fast gar wie vor dreihundert Jahren in zwei einander nicht mehr verstehende Völker auseinandergerissen stehen und vergeblich von einem Lager die Hand zum Frieden hinüberstrecken in das andere! Und ebenso feindlich klingt es zwischen sozialdemokratisch und bürgerlich: was der eine hochhält, wird von dem andern verpönt und verhöhnt, was der eine für groß und wahr hält, zieht der andre in den Staub und erklärt es für Irrtum und Lüge. Als ob nicht auch der Sozialdemokrat ein Bürger, Bürger unseres deutschen Staates, und wir sozial gesinnten Bürgerlichen nicht voll guten Willens wären zur Ausgleichung dieses Gegensatzes! ... Aber die Spaltung greift noch tiefer ins einzelne ... Es kommt zu den zweien als dritter Gegensatz noch der zwischen liberal und konservativ hinzu, und auch da ist die Kluft kaum kleiner, der Riß kaum weniger klaffend. Und doch ist keine politische Partei das Ganze, keine hat recht und nur recht ...

Aber Parteien müssen sein. Auch sind sie ja gerade damals entstanden. Entstanden freilich, wir dürfen uns dem nicht verschließen, heraus aus Sünde, Schuld und innerer Not. Um Sein oder Nichtsein ist es damals gegangen, um Knechtschaft oder Befreiung von fremdem Joch. Dieses abzuschütteln, konnte nur freien Männern gelingen, und so war die Voraussetzung des Sieges die Freiheit auch im Innern. Das war ja der Sinn der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung und der Scharnhorstischen Militärreorganisation: mit freien Männern, die für sich selbst eine Würde haben, ist man ins Feld gezogen. Aber wenn das Volk so für die Befreiung des Vaterlands Gut und Blut einsetzte, so erwartete es nun nach dem Kriege die Weiterentwicklung dieser verheißungsvollen Anfänge, den Aufbau eines einheitlichen, den Ausbau eines freien Vaterlands. Und daß in beidem das Volk getäuscht wurde von Fürsten und Fürstenräten, von Ministern und Hofmarschällen mit trübem Stern auf kalter Brust, das ist der große Wermutstropfen gewesen in den Sieges- und Freudenkelch jener Zeit und ist es in der Erinnerung an sie noch heute. ‚In allen Bundesstaaten wird eine landesständische Verfassung stattfinden', so hieß es in § 13 der deutschen Bundesakte von 1815. Das war ein Versprechen, das gerade in Preußen nicht eingelöst wurde, war eine Prophezeiung, die nicht in Erfüllung ging. Und daran eben trennten sich nun auch politisch die Geister, liberal war die Weltanschauung auch der Konservativen von 1813, reaktionär die der kommenden Jahre. Auch da ist es ja vorwärts gegangen über alle Hemmungen und Widerstände hinweg in den hundert Jahren seitdem, wer wollte es verkennen, wer es leugnen? bald in Zuckungen und Sprüngen — das zeigt die Paulskirche in Frankfurt und zeigt die Gründung des Reichs —, bald in stetigem, mühsamem Vorwärtsschreiten und Vorwärtsdringen. Aber alles ist doch bei weitem noch nicht erfüllt und noch nicht erreicht.

Zwei Anschauungen vom Wesen des Staats standen sich damals gegenüber: Wilhelm von Humboldt mit seinem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates auf ein notwendiges Mindestmaß einzuschränken, und Hegel,

dem der Staat im Sinne des Altertums fast gar ein Allmächtiges und ein Allumfassendes gewesen ist. Der Geist Hegels hat im 19. Jahrhundert immer mehr über den Geist Humboldts den Sieg davongetragen. Auch das ist keine Willkür und keine Böswilligkeit, es liegt in der Kompliziertheit unserer Verhältnisse begründet, in den tausend und abertausend immer neuen Aufgaben des wirtschaftlichen wie des geistigen Lebens, die geordnet sein wollen und geordnet werden müssen: für sie alle ist der Staat der Reif geworden, der sie zusammenfassen und formen soll; und dabei geht es natürlich ohne Zwang und Drang nicht ab. Aber auch Hegels Meinung ist es gewesen, daß die Geschichte der Fortschritt sei im Bewußtsein der Freiheit und der Staat sich im Einklang halten müsse mit den Sitten und Anschauungen des Volkes, nicht als ein ihm Fremdes und von oben herab Regierendes dem einzelnen gegenüberstehe, sondern als Ausdruck seines eigensten Wesens das Volk ebenso trage, wie er von der Vaterlandsliebe und der staatsbürgerlichen Gesinnung des Volkes getragen werde. Daß dagegen noch so viel vom alten Polizeistaat des 18. Jahrhunderts, vom System der Bevormundung und des Mißtrauens gegen alles selbständige Sichregen und Sichregieren, so viel bureaukratisches Wesen, so viel Verbieten und Dareinreden des Staates auf Schritt und Tritt die Bewegungsfreiheit des einzelnen hemmt, der Staat uns so oft lähmt, statt uns frei entwickeln, uns und unsere Kulturnotwendigkeiten auf eigener Bahn vorwärtsgehen und aufwärtsstreben zu lassen, das allerdings widerspricht allem, was jene Menschen, der konservative Hegel so gut wie der liberale Humboldt, vor hundert Jahren gewollt und vom Staat erwartet haben; und das widerspricht in unserer Zeit der Technik und des Verkehrs dem, was wir heute fordern und brauchen. Auch der Staat hat moralische Pflichten, die Pflicht vor allem, dafür zu sorgen, daß wir, seine Bürger, ihn — den Staat — lieben können.

Aber freilich, die Männer jener Zeit sind etwas gewesen und haben etwas gehabt, was unserer heutigen Welt vielleicht am meisten fehlt, und was wir am schmerzlichsten vermissen: sittliche Freiheit, freie Persönlichkeit, gebildete Innerlichkeit. Keine Philosophie ist abstrakter als die Kantische und die Fichtesche, und doch — von allen Philosophen ist Fichte der populärste und die Philosophie Kants wenigstens in ihren großen Grundgedanken die bekannteste. Beide haben uns auf das Innere hingewiesen und in das Innere zurückgetrieben: aber merkwürdig, diese ganz innerlich gewordenen Menschen Kants und Fichtes, diese Idealisten und Ideologen von 1813 sind zugleich Männer der Tat und sind Helden geworden. Das ist kein Widerspruch, sondern gehört zusammen wie Ursache und Wirkung. In sich gefaßte Kraft — so könnten wir nennen, was diese Menschen erfüllt hat. Uns fehlt diese Kraft und Konzentration der Innerlichkeit. Wir sind realistischer, weltläufiger und weltoffener geworden — scheinbar ein Vorzug; aber wenn es darauf ankommt, so ist die Kraft dort größer als hier. Oder anders ausgedrückt: wir leben im Zeitalter der Masse und der Massenkultur. Vor hundert Jahren gab es mehr einzelne, große und kleine einzelne, und gab es

mehr individuelle Bildung. Das ist der Segen jenes Individualismus, der uns erst fast gar wie Sünde und Gefahr hat erscheinen wollen. Auch heute fordert man, mitten in unserer Massenkultur, für das Individuum das Recht, sich auszuleben. Das war, außer bei einzelnen Romantikern, nicht die Meinung des Individualismus um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert, der vielmehr ein solcher der sittlichen Bildung und der Erziehung zu sittlicher Persönlichkeit sein wollte und gewesen ist. Heute spricht man die Selbstsucht selig und heilig, damals war sittlich sein so viel wie selbstlos sein, und statt schrankenloser Selbstsucht galt die sich zur Pflichterfüllung anhaltende Selbstzucht. Deshalb sucht man heute vergebens Sozialismus und Individualismus miteinander zu versöhnen und zu vereinigen, weil sie beide in Einseitigkeit heillos überspannt sich als unversöhnliche Feinde gegenüberstehen. Damals war die Sittlichkeit eines Schleiermacher und eines Fichte sozialistisch und individualistisch zugleich.

Auch 1813 war der Held das Volk, die Masse im ganzen; aber an ihrer Spitze standen als Führer große Einzelne, die an das Volk glaubten und glauben konnten, weil sie es mit ihrem eigenen Geist erfüllten und zu erfüllen die Kraft hatten. Auch wir haben in den sechziger und siebziger Jahren noch einmal solche Führer erlebt und gehabt: man denke nur an die großen Gestalten um Kaiser Wilhelm I. oder an den Reichstag der siebziger Jahre. Und heute —?! Was uns heute vor allem fehlt, das ist der sittliche Mut, die Wahrheit zu sagen; an was wir kranken, das ist ein feiger Byzantinismus nach oben und die schlotternde Angst vor unten. Das Wort Bismarcks: ‚Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!‘ ist heute nicht mehr wahr: man fürchtet bei uns die Ungnade des Fürsten, die Ungnade der Volksversammlung, die Ungnade der Presse ...

Nicht mit Jubel darüber, wie wir es doch so herrlich weit gebracht, sondern mit ernstester Selbstbesinnung und Selbsteinkehr, mit dem festen Vorsatz, der großen Vorfahren würdig zu sein und wieder ganz würdig zu werden, mit dem Gelöbnis, nach außen keinen Stein von unserem Vaterland preiszugeben und keinen Flecken auf seiner Ehre zu dulden, und nach innen aufrechte und freie Menschen, sittliche Persönlichkeiten zu sein und zu werden, so begehen wir die Erinnerungsfeiern würdig und förderlich zugleich...“

Das unerhörte Neue jener Zeit war eben, wie Professor Samuel Eck in seiner warmherzigen Festrede zur Jahrhundertfeier der Stadt und Universität Gießen („1813“, Gießen, Alfred Töpelmann) unseren Zeitgenossen ins Gedächtnis hämmert, — daß diese ideellen Kräfte sich als das Realste erwiesen, was es überhaupt gibt, daß sie fähig waren, dem Rad der Weltgeschichte in die Speichen zu fallen, unbezwingliches Schicksal doch zu bezwingen: „In den Tagen des Friedens haben sie sich wohl ausgebaut, aber sie waren mit sich selbst allein beschäftigt gewesen, sie hatten sich um die Welt um sie her kaum kümmern können, jetzt in den Tagen der Not, der Schmach, des Verderbens erwiesen sie sich als das, was sie waren, reale Kräfte zu realem Handeln: deutsche Tat ist aus deutschem Gedanken geboren...“

War denn aber diese deutsche Seele wirklich — zuvor, ehe die harten Jahre kamen, — die Träumerseele, als die man sie uns schildern möchte?

„Fast fünfzig Jahre zuvor, gleich nach dem Siebenjährigen Kriege, hatte Lessing seine Minna von Barnhelm gedichtet. Der König, gegen den er heimlich zornige Briefworte schrieb, der freie deutsche Mann gegen den despotischen Herrscher, hatte ihm den Gedanken der Dichtung eingegeben. Dem selben allergnädigsten König und Herrn hatte Kant seine ‚Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels' gewidmet, und das Grundbuch der deutschen Philosophie, Kants Kritik der reinen Vernunft, trägt an seiner Spitze den Namen des preußischen Kultusministers Freiherrn von Zedlitz. Goethe endlich: eine Ahnung echten Heldentums ist dem Knaben in der freien Reichsstadt zuerst an den Taten Friedrichs aufgegangen, und als die Kunde seines Todes ihn in Italien erreicht, hält er für einen Augenblick inne im Schauen der ewigen Bildwerke, im Ergründen der unvergänglichen Naturgesetze, er sinnt, wie der große König nun mit den Heroen seinesgleichen sich im Schattenreiche unterhalten wird. Ich meine, das genügt. Friedrich war die Tat auf deutschem Boden. Er selbst der Philosoph und Dichter auf dem Thron, aber in herrlichem Heldenleben ein unbezwinglich reiner Wille. Und dieser Wille galt dem Staat! d. h. der einheitlichen Zusammenfassung aller Volkskraft zu selbständigem Leben und in sich freier Entfaltung. Jawohl, ein Wille zur Macht war in dieser Königsseele lebendig, und dieser Wille hatte sich bewährt, als eine Welt in Waffen wider ihn stand. Mag an diesem Willen noch so viel dynastische Überlieferung und dynastischer Ehrgeiz beteiligt sein, zuletzt doch war es reiner Wille, der sich dem Gedanken der Königspflicht beugte und den Staat, das Ganze, schlechthin über Lust und Leben des Einzelnen erhob. In Preußens König ging den Deutschen inmitten ihrer schwächlichen Kleinstaaterei und ihres kläglich zusammenbrechenden römischen Reiches der Gedanke des Staats in seinem souveränen Einheitswillen und seinem stolzen Selbstbewußtsein auf.

Den Deutschen, sage ich. Denn weithin über Preußens Grenzen hinaus zog dieser Staatsgedanke allen Stahl in deutschen Männerherzen an sich. Alle schmachvolle Erinnerung an Rheinbund und Westfälisches Königreich — ich will von ihnen kein Wort weiter sagen — ist ausgelöscht, meine ich, in einer großen Tatsache: die Führer der Freiheitskriege, die Größten von 1813, sind dem preußischen Staat in den Jahren der Not geschenkt von dem ganzen deutschen Vaterland: zu dem Hannoveraner Scharnhorst, dem Franken Gneisenau, dem Mecklenburger Blücher gesellen sich der Dithmarsche Niebuhr, der Rügener E. M. Arndt, der Sachse Fichte, und mitten unter ihnen, sie alle um Hauptеslänge überragend, der Größte unter den Großen, der Deutscheste unter den Deutschen jener Tage, das Kind der Nassauer Berge und der Lahn, der Freiherr Karl vom und zum Stein ... Man versteht es, was Fichte 1808 in Berlin gesprochen: ich rede zu Deutschen schlechtweg, von Deutschen schlechtweg. Aber das ganze Deutschland allerdings, das Eisen dieser Männer, wie mit Allgewalt hingezogen zu dem einzigen echten politischen Gebilde jener Tage: dem Staat Friedrichs des Großen ... Noch vor der Schlacht bei Jena schreibt der Literat Johannes Falk in Weimar

ein phantastisches Gespräch nieder. Auf einem Fußwege im Elysium begegnet Friedrich seinen Generalen. Er hat Kunde erhalten von dem kläglichen Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

Zieten fragt: Friedrich, was würdest du wohl tun, wenn du jetzt wieder auf die Oberwelt zurückkehren müßtest?

Friedrich: Vor allen Dingen würde ich Frankreich mit seinen eigenen Waffen zu schlagen suchen. Man muß mit dem Zeitalter Schritt halten.

Zieten: Marsch! Vorwärts!

Friedrich: Zuvörderst also müßten wir den Versuch machen, durch Aufhebung gehässiger Privilegien, Exemtionen des Adels usw. die ganze Nation in unser Interesse zu ziehen.

Winterfeld: Aber die Folgen! die Folgen!

Friedrich: Daran sind wir. Erstens: ich würde die Franzosen mit einer kräftigen, aus dem Kern deutscher Bürgerschaft und Landleute zusammengesetzten Armee angreifen, sie in einer tüchtigen Bataille zu schlagen suchen. Zweitens: man würde mich sodann — und wohl mit einigem Recht — den Befreier von Teutschland nennen. Drittens: ich würde mich ohne Umstände noch auf dem champ de bataille zum Kaiser von Teutschland erklären und mir die Krone selbst aufs Haupt setzen.

Die ganze Nation! Eine Armee aus dem Kern deutscher Bürgerschaft und Landleute! Ich denke, wir hören aus den Worten des damals noch recht leichtherzigen Literaten die großen Reformgedanken Steins und Scharnhorsts uns entgegenklingen. Aber der Literat ahnte gar nicht, welche Riesenarbeit mit diesem Programm vorgezeichnet war. Es galt nicht mehr und nicht weniger, als, wie Schleiermacher sagte, den Geist Friedrichs in der ganzen Nation bis in ihre kleinen und kleinsten Glieder hinein einheimisch machen. Das aber hieß, ein tiefstes Problem der Weltgeschichte an einem Punkte lösen, wie Geist und Wille der einsamen Großen zu Besitz und Kraft der Massen zu werden vermögen. Sie bewundern ist leicht, ihr Heldentum staunend anschauen ist wie heller Sonnenblick in trübem Alltagsleben — aber ihr Leben nachleben, ihre Schmerzen nachempfinden, ihre Taten nachtun — wie sollen die Kleinen das erlangen?

Allein der Literat wußte noch ein anderes nicht. Er wußte nicht, daß diese Arbeit längst schon in Angriff genommen war. Wie sollte er es auch wissen? An einer Stelle im Vaterland war das geschehen, von der man damals wenig redete. 1780 war der Freiherr vom Stein in preußische Dienste getreten, 1784 war er Direktor der westfälischen Bergwerke geworden. Ein verlottertes Wesen hatte er vorgefunden, mit kräftiger Hand griff er ein, für den Staat die Schätze zu heben, die in der Tiefe lagen. Ein harter Wille zwang die Bergleute zu Fleiß und Ordnung, unerbittlich forderte er von ihnen die höchste Arbeits- und Ertragsleistung. Das war ganz der Geist des großen Königs. Aber die Denkschriften Steins aus dieser Zeit betonen vielmehr den Gegensatz zur inneren Politik seines Herrn. Ein Geist des Vertrauens und der Freiheit soll an die Stelle des absolutistisch-bureaukratischen Regierens treten. Nichts soll verloren gehen von der rücksichtslosen Anspannung aller Kräfte. Aber diese Kräfte sollen sich selbst

von innen heraus regen und lenken. Die Knappschaft wählt ihre Ältesten selbst, sie werden ihr nicht mehr von der Regierung gesetzt. Sie nimmt die Ordnung ihrer Angelegenheiten selbst in die Hand. Das ist ‚die erste Selbstverwaltung, die Stein ins Leben gerufen hat'. Ewig denkwürdig wird dieser Beginn seiner Laufbahn bleiben. Seine Reform im Kohlen- und Eisengebiet im Westen hat den Grund gelegt zur kühnsten Entfaltung deutscher Arbeitskraft, die wir heute kennen, sie hat die fast märchenhafte Möglichkeit geschaffen, daß der schwerste Schlag, der deutsche Industrie und deutschen Handel damals traf, das Kontinentalsystem, zum Segen des Vaterlandes ausschlug ... Aber denkwürdig noch mehr, daß die Reform der Jahre 1807/08 fünf Jahre vor der Revolution von 1789 eingesetzt hat. Falk meinte, man müsse Frankreich schlagen mit den eigenen Waffen. Und gewiß, so ist es geschehen: die ganze Nation, die gleiche, freie, brüderlich geeinte, sie allein konnte das große Werk vollbringen. Aber wie nahe sich die Reformgedanken Steins und die Ideen der Revolution berühren: an zwei Zügen wird der tiefe Gegensatz handgreiflich.

In Paris beginnt man mit großen weithin schallenden Worten, und sie haben sofort das Ganze, Allgemeine, — ja in wenig Jahren die Welt im Auge: Frankreichs neue Ideale für alle Völker, sie alle mit gleicher Freiheit und Gleichheit, mit gleicher Verwaltung und Gesetzgebung beglückt — Stein fängt in engstem kleinen Kreise an: nur diesem Kreise ist seine Reform angepaßt. Und dabei bleibt er. Es hebt ihn auf die Höhen der Weltgeschichte seiner Zeit, ihn haßt der Imperator mit ganz persönlichem Haß, ein Geächteter muß er fliehen über die Grenzen seines Vaterlandes, in Prag und Petersburg wie zuvor in Königsberg arbeitet sein leidenschaftlich-universaler Geist an dem Werk der Rache und Befreiung. Aber er denkt nicht daran, die Reform, die ihm in Preußen die Grundlage zu diesem Werk schaffen soll, auf andere Völker zu übertragen. Mit schärfstem Blick beobachtet er die Lebensverschiedenheiten der Völker. Eines schickt sich nicht für alle. Böhmen und Ungarn, Polen und Rußland bedürfen anderer Verwaltung, anderer Gesetzgebung als die heißgeliebte deutsche Heimat. Und seine Denkschriften darum halten sich meilenfern von aller égalité, sie bauen gerade auf das Zusammenwirken individuell verschiedenster Kräfte, die nur durch peinlichste Sorge um ihre individuelle Sonderart in ihrer Wirksamkeit erhalten und gefördert werden können: der Universalmonarchie stellten sich in Steins Geist die Individualstaaten entgegen; der Gedanke des Individuellen, in der Philosophie der Zeit am klarsten von Schleiermacher und Wilhelm v. Humboldt herausgearbeitet und alsbald auf das Staatsgebilde bezogen, ist die treibende Kraft in der Seele des großen deutschen Staatsmannes.

Und dazu das Andere, noch Bedeutsamere: in Paris verkündet man der Nation Rechte, Menschenrechte. Und man ist überzeugt, diese Rechte aus einem Füllhorn des Glücks über alle Welt ausschütten zu können. Freilich, es zeigte sich auch hier, daß das Glück und das Recht den Menschen nie ohne Opfer zuteil wird. Und die Glückbringer forderten Opfer von den Beglückten. Bis zum Wahnwitz steigerten sie ihre rücksichtslosen Opferforderungen: Menschenleben, ungezählt, für diese Menschenrechte. Aber die, die diese Opfer bringen müssen, die wissen gar nicht, was sie tun. Ein Rausch hat sie ergriffen, im Rausch der liberté und der

gloire werden sie festgehalten, bis sie wie in Fieberparoxysmen zusammenbrechen, die blutende Welt, die bis zur Ohnmacht entkräftete Nation, die Idole des Glücks von sich wirft, einer kläglichen Reaktion und Restauration in die Arme fällt. — Wie anders Stein! Freiheit und Gleichheit ist auch in seinen Reformgedanken zu lesen. Beschränkung des persönlichen Regiments des Königs, Aufhebung der Leibeigenschaft, der Zehnten und Frohnden, der Patrimonialgerichte, des Zunftzwanges, Selbstverwaltung der Städte, der Provinzen, bis zu dem kühnsten, noch undurchführbaren, Gedanken der Reichsstände — das alles ist wie aus dem Geist von 1789 geboren. Aber ein zertrümmerter Staat wagt es, denen, die ihm angehören, diese Güter der Freiheit zu verheißen. Sie müssen wissen, jeder Bürger der Stadt und jeder Bauer im Dorf, daß von diesen Gütern schlechterdings keines ihnen zu wirklichem Gebrauch bereitstehen wird, wenn sie nicht zuvor für den Staat Gut und Leben dranzusetzen gewillt sind. Das Opfer wird hier nicht im Rausch geleistet, die Pflicht wird in nüchterner Erkenntnis härtester Notwendigkeit getan. Ja, mehr als das: nicht dazu bietet der Staat seinen Bürgern und Bauern die Freiheit an, damit sie in diesem hohen einzigen Worte träumend schwelgen, er bietet sie, um für sich das Recht zu gewinnen, die befreiten freien Kräfte bis zum äußersten anspannen zu können; er rechnet von vornherein auf das harte Pflichtbewußtsein seiner Glieder. Darum, wenn der Berliner Prediger als Interpret Steinscher Reform zu der Gemeinde redet, nichts von schallenden Worten hören wir aus seinem Munde. Fast hausbacken fordert er zuerst Arbeitsamkeit und Sparsamkeit als herrschende Tugenden seines Volkes, rechtliches Wesen und Biederkeit als die Zeugen wahren Gemeinsinns, und das hohe Wort der Freiheit klingt erst an, wenn er es mit zwei anderen tiefinnerlichsten in feste Verbindung zu bringen weiß: Freiheit des Glaubens und des Gewissens.

Wirklich, das war, um es kurz zu sagen, in Paris und Königsberg ein Weg mit fast gleichen Endpunkten, aber in entgegengesetzter Richtung: dort von der Freiheit zu den Opfern, hier von der Pflicht zur Freiheit. War die Nation gerüstet, diesen Weg in dieser Richtung zu betreten? Man predigt tauben Ohren, wenn die Herzen nicht willig sind, zu hören. In Ostpreußen, in Königsberg werden die Reformgedanken in Wirklichkeit umgesetzt. Dort lassen die Januar- und Februartage 1813 das wundervolle Schauspiel sehen, wie der eiserne York, der Adlige von echtem Schrot und Korn, sich widerstrebend in den Dienst Steinscher Volkserhebung stellt. Ist es Zufall, daß wir auf diesem Boden stehen, und daß auf diesem Boden das Ungeheure gelingt? Dort hatte Kant, der Alte von Königsberg, sein überreiches Leben gelebt. Dort hatte er seine praktische Vernunft wie einen Eisenguß in die Seelen seiner Schüler hineingebildet. Und die führenden ostpreußischen Männer von 1813 sind fast ausnahmslos seine Schüler gewesen. Wie viel stolze Überlieferung dieser Grenzmark deutschen Lebens daran beteiligt war, zuletzt hatte Kants Moral die Geister gestählt und den Weg gewiesen, der allein zur Rettung führen konnte: Pflicht, du großer erhabener Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, aber auch nicht drohst, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst Eingang ins Gemüte findest, welches ist der deiner würdige Ursprung? Wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft? Von

der Pflicht zur Autonomie und Freiheit. Sie allein hält den Schlüssel in der Hand, der die Tore einer intelligiblen, einer ewigen Welt zu öffnen vermag, sie allein führt zu Menschenwürde und Persönlichkeit! Ja, sie allein nötigt die Seele, die sich ihr beugt, den unnennbaren Namen der Gottheit auf die sterblichen Lippen zu nehmen. —

Das ist noch einmal deutsche Ideologie, beinahe in überschwenglichster Form. Und die Ideologen wahrhaftig haben Kant gehört und verstanden, sie haben es vermocht, diese furchtbar ernsten Gedanken in unvergleichlich melodischen Klängen in Gemüt und Willen dieses Volkes hineinzusingen. Vom fernen Südwesten reicht Friedrich Schiller dem Denker im äußersten Nordosten die Hand zum unlöslichen Bunde. Wirklich, auch der Süden darf nicht fehlen im großen Jahr. Neben Tirol der eine Mann Friedrich Schiller, der ja wohl ein Heer zu wiegen vermag . . .

Goethe hat in diesen Jahren dem ungeheuren Spruch nachgedacht: ‚nemo contra deum nisi deus ipse'. Gegen den Allgewaltigen, der wirklich wie das Schicksal mit schwerem Tritt über die Schaubühne Europas gewandelt war — sind menschliche Kräfte zu gering. Wohlan, so ruft mon höhere herbei. Wer wüßte es nicht, — wir brauchen nur an diesen einen Zug uns zu erinnern — wie durch die Lieder unserer Freiheitssänger ein tieffrommer Ton hindurchklingt — ein Ton, sehr verschieden moduliert; weich, fast jungfräulich zart bei Schenckendorf oder Körner — hart, das Eisen in Melodie gegossen, bei Friedrich Rückert oder Ernst Moritz Arndt. Aber wie verschieden, er fehlt bei keinem. Und wie mächtig er das Empfinden beherrscht, das spüren wir bis auf diesen Tag, wenn das Weihelied deutscher Studentenkommerse uns von jugendlichen Kehlen in die Seele klingt:

Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar,
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war;
Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Durch die Briefe Friedrich Schleiermachers aus diesen Jahren, erschütternde aber tapfere Briefe, zieht sich wie ein roter Faden die Überzeugung: Napoleon haßt deutschen Glauben, wie deutsche Spekulation. Darum wird es noch wieder Märtyrer geben, wissenschaftliche wie religiöse . . . Nicht darauf kommt es an, ob Napoleonische Absichten von dem protestantischen Theologen richtig gedeutet sind — darauf allein, daß er die Gefühle der Besten aus den Jahren der Schmach genau auszudrücken gewußt hat: sie sahen das Tiefste, Innerste, was jemals deutsche Seele bewegt hat, in Gefahr. Mit deutschem Land, mit Sitte und Recht, mit Dichtung und Wissenschaft wäre ihnen auch das Letzte zusammengebrochen, woran in vergangenen Tagen der Verwüstung dies Volk sich gehalten, woran es sich immer wieder aufgerichtet hatte, sein Gott und sein Glaube. Aber die konnten ja nicht zusammenbrechen. Sie waren der Herzpunkt im Herzen der freien Männer. Sie waren das heiligste Heiligtum, das ihnen unentweiht bleiben mußte in aller zeit-

lichen Zerstörung, die unsichtbare ewige Welt, an die keine sichtbare Gewalt und List zu rühren vermochte — hier war der letzte Anker der Hoffnung, hier die demütig-stolze Zuversicht auf die Kräfte des Alls, die mit freien Herzen sich verbinden werden . . ."

Trotz allem, was seitdem deutscher Gedanke, deutsche Tatkraft, deutscher Staatswille Großes, Herrliches auf deutschem Boden geleistet haben, so erhebt Professor Eck noch am Schluß mahnend seine Stimme — wir können die tiefen Quellen der Kraft nicht entbehren, die damals lebendig sprudelten: „Nein, meine deutschen Freunde, kein leichtes Lächeln soll über unsere Lippen ziehen, wenn wir deutscher Ideologie, deutschen Pflichtbewußtseins, deutschen Glaubens gedenken . . ."

Und nun schauen wir einmal ringsum, und wir gewahren dabei fast nur „Lächeln". Schlimmer noch: selbst eine Korruption, die „zehn Meter gegen den Wind nach Bestechung stinkt", bedeutet für uns schon einen beneidenswerten Zustand, solange sie sich nicht gerade zu einem „Panama" ausgewachsen hat. Unter „Panama" ist für uns alles nur Spaß! Der Kruppskandal bedeutet für unsere Überpatrioten eigentlich gar keinen Skandal. Also doch wohl den normalen, den selbstverständlichen, den ihnen gewohnten Zustand? Gemütsathleten! „Es war herzlich wenig, was der sog. Krupprozeß zutage gefördert hat", heißt es z. B. mit hörbar schmatzendem Behagen wörtlich in einer amtlichen Parteikorrespondenz. Und hört man erst den ganzen Chorus der Kruppgardisten ihre Siegeshymnen anstimmen, weil kein „Panama" herausgekommen ist, dann tönt's einem schier entgegen wie in Auerbachs Keller: „Uns ist ganz kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen!" Dann muß man sich in der Tat an den Kopf greifen und mit der „Frankfurter Ztg." fragen: „Was müssen diese Blätter wohl alles erwartet, was müssen sie im deutschen Heere und in der deutschen Beamtenschaft für möglich gehalten haben, wenn sie sich jetzt so gebärden! Der Prozeß hat Praktiken aufgedeckt, die nach den Worten des Anklagevertreters auf zehn Meter gegen den Wind nach Bestechung stanken. Zeugleutnants und Beamte des Kriegsministeriums, lauter Leute in verantwortungsvollen Stellungen, denen wichtige Geheimnisse anvertraut waren, haben sich zum Verrat kaufen lassen. Ist es für sie eine Entlastung, daß sie für lächerlich geringen Lohn käuflich waren? Das Einzige, was sie etwa zu ihrer Entschuldigung anführen können, ist, daß der Vertreter der Firma Krupp ihr Käufer war, daß in ihrem Hirn diese Firma mit ihrem Nimbus von Gold und Macht und Patriotismus (trotz des berühmten Offertbriefes an Napoleon!) identisch war mit dem Staate. Aber gerade dieses Einzige, was die Schuld dieser Fünfe mindert, zeigt erst recht das Skandalöse des ganzen Falles. Denn es bedeutet die schwerste Anklage gegen die Firma Krupp. Diese Firma ist durch ihre Geschäfte mit dem Staate und durch die mehr oder minder vollständige Monopolstellung, die ihr der allzu bequeme und allzu gläubige Staat bei diesen Geschäften eingeräumt hat, zu einem für deutsche Verhältnisse märchenhaften Reichtum gelangt — das hindert sie nicht, gegen diesen selben Staat durch ihren Berliner Bureauchef in der schmählichsten Weise, mit Bestechung von Offizieren und Beamten, spionieren zu lassen.

Genügt das wirklich noch nicht? Uns genügt's! Und dabei ist es noch nicht einmal alles. Denn auch das muß gegenüber den Vertuschungsmanövern ... immer wieder klar und deutlich festgestellt werden: es ist nicht wahr, daß nun wirklich alle Schäden aufgedeckt wären. Der tüchtige Herr Brandt hat noch mehr Informationsquellen gehabt, als die Angeklagten des ersten Prozesses, Quellen vielleicht in noch höheren Posten von Heer und Verwaltung; Briefe, die das beweisen, liegen vor, wie ja auch der Verbleib seiner Repräsentationsgelder nur zu einem Teile geklärt ist; nur die Namen zu nennen, hat Herr Brandt sich geweigert, und das Gericht hat sie nicht ermittelt. Es bleibt also für die kommenden Prozesse und vor allem für die parlamentarische Untersuchungskommission noch sehr viel zu klären. Aber schon dieser erste Prozeß hat die Firma Krupp aufs schwerste kompromittiert, er hat zugleich den durch alte Tradition gestützten Glauben an die Unantastbarkeit des preußischen Beamtentums in Heer und Verwaltung übel erschüttert. Statt dessen hat die ‚Post' die Stirn, zu schreiben: ‚Die Panamisten sind nicht im deutschen Heer, nicht bei der Firma Krupp, sondern bei denen um Liebknecht zu suchen, denen sich mit vielem Eifer die ganze sozialdemokratische und freisinnig-demokratische Presse zugesellt hat.' Und die ‚Rheinisch-Westfälische Zeitung' entblödet sich nicht, ‚das gesamte deutsche Volk' zu einem ‚von Empörung flammenden Protest' gegen den — Abgeordneten Liebknecht aufzurufen! Nun, Herr Liebknecht ist wirklich nicht unser Mann. Aber wir stehen nicht an, zu erklären, daß er sich in diesem Falle das größte Verdienst (? D. T.) erworben hat, nicht nur dadurch, daß er dem Kriegsminister sein Material zuerst vertraulich übergeben und so die Feststellung der Schuldigen ermöglicht hat, sondern auch durch das Weitere, daß er, nach dem Abschluß der Untersuchung, durch seine Reichstagsrede die große Öffentlichkeit mit diesen Dingen bekanntgemacht und dadurch einer Vertuschung vorgebeugt hat. Wer jetzt noch die Aufdeckungen des Krupp-Prozesses als Lappalien hinzustellen wagt, der macht sich selbst zum Verteidiger der Korruption, die nur dadurch beseitigt werden kann, daß man all ihren Erscheinungen schonungslos nachforscht und durch öffentliche Bloßstellung aller Beteiligten ein abschreckendes Exempel statuiert."

Panama oder nicht Panama: was liegt denn an dem Wort, daß man sich so geflissentlich daran klammert und dahinter — verschanzt? „Ein furchtbarer, verhängnisvoller Skandal ist es jedenfalls, daß die alte, große Tradition des preußischen Offiziers und Beamten in dieser Weise kompromittiert worden ist. Und deshalb darf man sich jetzt nicht damit beruhigen, daß ja die Schuldigen bestraft seien und damit die Ehre wieder hergestellt sei. Die eigentlich Schuldigen sind hier nicht die fünf jungen Leute, die auf der Anklagebank gesessen haben. Für sie, die in Leichtsinn und Haltlosigkeit gehandelt haben, kommt immerhin mildernd in Betracht, daß sie mit Brandt in kameradschaftlichem Verkehr gestanden haben, durch den sie der Genannte geschickt und allmählich einzufangen wußte. Vor allem aber durften sie sich darauf berufen, daß es die Firma Krupp war, für die sie ihre Verrätereien begingen. Die Angeklagten haben es immer

wieder betont: weil die Firma Krupp in Frage kam, hatten sie gar keine Bedenken; weil Krupp und der Staat so Hand in Hand arbeiteten, glaubten sie, daß ihnen gar nichts passieren könne; dem Vertreter der Firma Krupp glaubten sie mehr entgegenkommen zu können als anderen Firmen; denn Brandt ist Krupp und Krupp ist die Behörde! So haben sie sich immer wieder verteidigt. Und wenn das zu einem Teile auch nur ein geschickter Verteidigungsschachzug war — zum anderen Teile war es Wirklichkeit. Die Firma Krupp erschien diesen jungen Leuten allmächtig, allwissend und allweise. Und die Firma Krupp nutzte das aus. Mit diesem faszinierenden Renommee und mit 3500 M Repräsentationsgeldern ließ sie Herrn Brandt auf das Personal der Berliner Zentralbehörde los.

Deshalb sind schon in diesem Prozeß die Firma Krupp und ihre Direktoren die eigentlichen Angeklagten gewesen. Eine volle Klarheit über die Schuld der Einzelnen wird ja erst der zweite Prozeß vor dem Zivilstrafgericht bringen, in dem nicht mehr Tilian und Genossen, sondern Brandt und die Direktoren auf der Anklagebank erscheinen werden. Aber die Hauptsache ist doch schon nach diesem ersten Prozesse klar. Die verschiedenen Direktoren haben Herrn Brandt mehrfach mit schönen Worten gesagt, daß er der Firma keine Ungelegenheiten bereiten, daß er nichts Strafbares tun dürfe — nur fleißig Berichte müsse er natürlich schicken, er dürfe nicht so versagen, wie sein Vorgänger, der Herr v. Schütz! Und dann kamen diese Berichte, und im Direktorium zerbrach man sich manchmal den Kopf, woher der tüchtige Mann diese Informationen wohl haben könne. Aber bei dem Kopfzerbrechen kam nichts Gutes heraus, deshalb ließ man es lieber schnell wieder bleiben. Man merkte wohl, daß Brandt da ‚unterirdische‘ Wege ging, man sah, daß Indiskretionen vorlagen, aber da das Kalkulationsbureau erklärte, ohne die Kornwalzer nicht auskommen zu können, so ließ man es laufen und — erhöhte dem tüchtigen Brandt seine Bezüge ...

Jetzt hat der Kriegsrichter über Krupp gesprochen, demnächst wird der Zivilrichter über Krupp sprechen — und dann wird als dritter der parlamentarische Richter zu urteilen haben. Die beiden ersten sprechen über die geschäftliche Moral der Firma und ihrer Vertreter, der dritte und letzte wird über die geschäftlichen Beziehungen des Unternehmens zum Reiche zu sprechen haben. Und das ist das Wichtigste und zugleich das am wenigsten Geklärte. Die parlamentarische Untersuchungskommission, deren Zusammentritt der Reichstag beschlossen und der Reichskanzler zugesagt hat, soll die Methoden prüfen, nach denen das Reich seinen Bedarf für Heeres- und Marinerüstungen einkauft. Einiges darüber ist auch in den Verhandlungen des Kriegsgerichts zur Sprache gekommen, manches, was über das an sich ja nahe liegende Hand-in-Hand-Arbeiten der Heeresverwaltung mit ihrem Großlieferanten erheblich hinausgeht. Von Erlassen, nach denen eine Bevorzugung Krupps bei den Lieferungen angeordnet war, ist vielfach die Rede gewesen. Und die Sachverständigen, die das Bestehen solcher Erlasse bestritten, gaben zu, daß tatsächlich Erlasse bestanden, wonach die Firma Krupp zu allen Ausschreibungen heranzuziehen und für den Fall, daß sie nicht unter den gleich- oder mindestfordernden Firmen war, erneut zu einem Angebot aufzufordern wäre. Dieser Erlaß sei inzwischen aufgehoben worden, seit etwa vier

oder fünf Jahren. Ferner hat nach den Aussagen der Sachverständigen früher eine Verfügung bestanden, wonach die Firma Krupp im Hinblick auf ihre artilleristischen Verdienste mit einem gewissen Prozentsatz bei allen Vergebungen berücksichtigt werden müsse. Und nach der Aussage eines Kruppschen Direktors war es üblich, der Firma Krupp und anderen Firmen bei gewissen Vergebungen gewisse Quanten der Gesamtlieferung zum Mindestpreise anzubieten. Teilweise, so wurde erklärt, bestehe hier für die Heeresverwaltung sogar eine vertragliche Verpflichtung, wonach die Firma Krupp zwei Drittel der Ausschreibungen zu erhalten habe, so daß die anderen Firmen nur dazu da wären, Angebote abzugeben und sich mit dem schwachen Rest zu begnügen. Das alles ist in der bisherigen Verhandlung nicht völlig klar geworden. Es sind nur einige Anhaltspunkte aufgedeckt, mit deren Hilfe die Untersuchungskommission nun weiter zu arbeiten haben wird.

So ist dieser erste Prozeß mit all seinen Unerfreulichkeiten nur ein Anfang. Ein zweiter und ein dritter werden folgen. Und wir wollen nur hoffen, daß sie über die Verhältnisse in der Rüstungsindustrie die Klarheit schaffen, die unbedingt nötig ist."

Nun kann ja das „Verdienst", das Herrn Liebknecht in der Sache zugesprochen wird, schwerlich als ein subjektives in unserem Sinne gewertet werden. Ihm für die selbstverständliche Handlung der Übergabe seines Materials an das Kriegsministerium eine Bürgerkrone binden, ist lächerlich, wenn wir heute auch manchmal schon mit dem bloß Selbstverständlichen *sehr* zufrieden sein könnten! Von der Absicht einer „Vertuschung" aber konnte bei der obersten Heeresverwaltung auf Grund irgendwelcher Beweise oder auch nur Anzeichen keine Rede sein. Man kann und soll das alles ruhig sagen, und muß doch im höchsten Maße betroffen bleiben von den, geradem Sinne ganz unverständlichen heiseren Wutschreien gegen alle diejenigen, die — gleichviel aus welchen Beweggründen — Feuer hinter den „unterirdischen" Minierern hermachten, mit dem — hoffen wir's! — Erfolge, daß „die Ratt' im Kellernest" ausgeräuchert wird. Wir wollen doch einige kleine Tatsachen nicht ganz vergessen: „Die Ratt' im Kellernest" nährte sich dort redlich schon seit mindestens 1906, also die ganzen biblischen sieben fetten Jahre durch, was schon mehr ein Familienidyll ist. Und heute —? In der Tat: weiß man denn schon — *alles*? „Auch heute", meint sogar die „Köln. Volksztg.", „weiß man eigentlich noch nicht, ob nicht wirklich ein Erlaß des Kriegsministeriums der Firma Krupp eine besonders bevorzugte Behandlung zubilligte. Man weiß heute noch nicht, ob nicht ein General und Mitglied des Kriegsministeriums ungerügt erklären durfte, *daß es vor Krupp keine militärischen Geheimnisse gebe*. Es scheint uns auch, als ob man nicht mit allem möglichen Eifer nachgespürt hat, ob Brandt und Krupp nicht *auch andere Gewährsmänner* Kornwalzer lieferten."

Und dann höre man nur hin, wo immer sich die Volksmeinung arg- und zwanglos kundgibt: — ist da auch nur einer, der in sittliche Entrüstungskrämpfe über die fünf Verurteilten fiele und nicht vielmehr sagte: Schuldig, wer sich verführen läßt. Aber dreifach, zehnfach schuldig, wer seine blendende Machtfülle,

das Ansehen, in das er sich fast schon mit dem Staate und seinem gekrönten Haupte teilt, zum Deckmantel hergibt, arme Teufel, deren größtes Verbrechen ihre vorschriftsmäßige subalterne, machtanbetende Gesinnung war, für sich auf den Leim zu locken, auszuquetschen und dann ihrer Verdammnis zu überlassen.

„Jedenfalls", frohlockt der „Vorwärts", „konnten sich die Angeklagten für ihre Missetaten auf ihren guten Glauben berufen, für ihr Teil — wenigstens der Sache nach — ja auch nichts anderes getan zu haben als andere, übergeordnete Stellen. Brandt bewies ja durch seine Erzählungen, daß er selbst in die geheimsten Dinge eingeweiht war. Das hatte die Firma doch wohl von den höheren Instanzen erfahren — warum sollten da die Subalternen die Kenntnisse des Herrn Brandt nicht ihrerseits bestätigen?"

Man solle sich doch einmal „die Hintermänner des Brandt, die hochmögenden Direktoren der Patriotenfirma", ansehen: „Es sind ganz illustre Persönlichkeiten, diese Direktoren: hohe ehemalige Militärs, Juristen, Diplomaten usw. Bevor sie von der Firma übernommen wurden, saßen sie häufig als Referenten und Dezernenten in den Ministerien. An Gehalt tauschen sie mit keinem Minister. Auch der Brandt bezog zwar das Gehalt eines Regimentskommandeurs, doch würde ihn kein Hauptmann (wir meinen einen veritabeln königlich preußischen Hauptmann, denn die Zeugoffiziere gelten ja nur als Halbzeug) trotz all seiner Tüchtigkeit und seines Wertes für die gefeierte Patriotenfirma, als Gleichstehenden behandelt haben. Die Herren Eccius, Mouths, Rausenberg und Dreger dagegen verkehren mit Generalen und Exzellenzen ganz wie mit ihresgleichen. Und diese Herren wußten um die Mission des Brandt, kannten das mehr als Bedenkliche seines Treibens, begriffen, daß seine ‚Kornwalzer' zum guten Teil nur strafrechtlichen Indiskretionen von Zeugoffizieren und Militärbeamten ihre Entstehung verdanken konnten und — ‚ließen die Sache laufen'.

Mit ätzend bitterem Spott verhöhnte der Vertreter der Anklage, Kriegsgerichtsrat v. Welt, die so treuherzig gespielte Ahnungslosigkeit der kleinen Sünder, die in der Lehrter Straße auf der Anklagebank schwitzten. Sie aßen sich auf Kosten des Brandt satt, lieferten dem Brandt dazwischen den Stoff zu seinem neuesten ‚Kornwalzer', stießen dann erneut auf Kosten Brandts mit den Gläsern an und sollten nicht gemerkt haben, daß sie dadurch gekauft wurden? Auf zehn Meter gegen den Wind rieche das doch nach Bestechung!

Nun, die patriotische Firma Krupp und ihre illustren Direktoren schickten den Brandt mit 3500 Mark Schmiergeldern nach Berlin, ließen sich seine Kornwalzer schicken und verwendeten sie, ohne Brandt sofort anzufahren: ‚Unglücksmensch, was machen Sie?' Doch mehr noch: die mit Generalen und Exzellenzen befreundeten Herren Direktoren, zum Teil selbst ehemalige hohe Offiziere und Ministerialbeamte, belobigten den Brandt ob seines Eifers, erhöhten sein Gehalt von 5500 auf 7000 Mark, gaben ihm Weihnachtsgratifikationen von erst 1000, dann 2000 Mark, steckten ihm obendrein jährlich noch 1000 Mark in seinen Spartopf. Und in der Hauptsache doch deshalb, weil Brandt den Nachrichtendienst so famos in Schwung brachte, weil er Subalternoffi-

ziere und Beamte zur Spionage verleitete, die selbst im mildesten Falle mit Gefängnis und Dienstentlassung zu bestrafen war!

Da möchten wir denn doch frei nach Herrn Kriegsgerichtsrat v. Welt fragen: Stinkt das nicht fünfzig Meter gegen den Wind nach Korruption?..."

Und dabei habe noch ein Verteidiger „den unglückseligen Einfall gehabt, sich zur Beschönigung des Kruppskandals noch auf die Autorität Wilhelms II. und seine Rede zur Zentenarfeier der Kanonenfirma zu berufen!"

Der Vertreter der Anklage habe sich ja durchaus korrekt auf den Standpunkt gestellt, daß die Bestochenen im Grunde minder strafwürdig seien, als der Bestecher, nämlich Herr Brandt: „Es entspricht aber nur der Logik, daß man auch Herrn Brandt, der doch selbst nur Werkzeug war, die mildernden Umstände nicht versagt, die der Herr Kriegsgerichtsrat indirekt den Schleuder, Hinst und Genossen zubilligte. Brandt verübte zwar die Bestechung, aber doch nur als dienendes Glied eines höheren Ganzen, nämlich der Firma Krupp. Diese ließ ihn — um uns ganz der Worte des Herrn v. Welt zu bedienen — auf die Subalternoffiziere los. Die Firma Krupp erteilte ihm die Aufträge und gab ihm die Bestechungsgelder. Der etwas mysteriöse Begriff der Firma Krupp löst sich aber bei näherem Zusehen wieder auf in das Direktorium der Firma, in dem doch nicht Subalterne, sondern höchst ansehnliche Persönlichkeiten amtierten, ehemalige hohe Reichsbeamte und hohe Offiziere..."

Die Repräsentationsgelder, die Herr Brandt bezog, heißt es an anderer Stelle mit beißendem Hohn, hätten natürlich nur den Zweck gehabt, die Leutseligkeit der Firma unter die Berliner Massen zu bringen: „Also kneipte Herr Brandt, schleppte seine Freunde ins ‚Puppchen' oder ‚Autoliebchen' und pumpte ihnen; freilich beschränkte er seine repräsentative Volkspropaganda für Krupp auf Leute, die auf irgend eine Weise mit der Lieferungen vergebenden Militärverwaltung zusammenhingen...

Indessen, nicht allen Menschen geht der Geist leicht ab. Es bedarf mitunter alkoholischer Nachhilfe, um die innere Gedankenwelt über die Zunge zu treiben. Und so mußte der arme Brandt zuweilen mit den Helfern und Gönnern der Firma Krupp unmäßig saufen, geradezu repräsentativ saufen, wenn er die Kornwalzerproduktion regelmäßig und reichlich fortsetzen wollte. Danach kamen denn auch bei ihm gewisse Reaktionserscheinungen, und in einem Augenblick solcher Zerknirschung klagte er wohl einem der Kruppdirektoren: er müsse so viel trinken und habe nichts von seinem Leben, und er wolle doch ein anständiger Mensch bleiben. Der Direktor aber brauste, mit der blitzschnellen, alle Strafparagraphen zugleich im Fluge überschauenden Erkenntnisschärfe der Unternehmerintelligenz gegen den unglücklichen Repräsentationstrinker auf: ‚Tun Sie denn was Unanständiges? Wenn das mindeste passiert (!), sind Sie für uns erledigt; merken Sie sich das!'

Eine in der Tat demokratisch erfrischende Antwort! Jener Subdirektor Krupps hat genau dasselbe Verteidigungsmittel gegen alle möglichen Zwischen-

fälle angewandt, wie der Inhaber des Weinlokals mit stillen Nebenräumen, der mit seinen unbezahlten Kellnerinnen den tugendhaften Vertrag schließt: daß sie aufs strengste, bei Vermeidung sofortiger Entlassung, angewiesen seien, sich jeden Animierens zu enthalten und keinerlei Unanständigkeiten zu dulden oder zu begehen ... Auch die gefällige, aber teuere Wirtin, die ihre Zimmer an Mädchen auf Tage, Stunden und Minuten vermietet, pflegt ihren Schlafgängerinnen zu sagen: Herrenbesuch dulde ich nicht, sonst müssen Sie sofort raus.

Nein, es ist alles in Ordnung, und alles kann gut geschworen werden. Es wird überall auf die gleiche Weise für ein unantastbar gutes Gewissen gesorgt. Die Firma ist grundsätzlich überzeugt, und nichts kann sie in dieser Überzeugung erschüttern, daß nicht das mindeste passiert, und wenn der Kriminal dennoch in die Kornwalzer des ahnungslosen Anstandes hineinplatzt, so verschränkt die Firma die Arme und ruft mit dem entrüsteten Pathos eines schmählich Verratenen und gänzlich aus den Wolken Gefallenen: Haben wir Ihnen nicht gesagt, wenn das mindeste passiert! ..."

Einmal von Brandt zu etlichen Kornwalzen engagiert, bemerkt A. Brückmann — sehr nachdenksam — im „Tag", waren die Verurteilten „der Firma Krupp als Kanonenfutter verfallen", und diesem Umstande gegenüber erscheine Grad und Maß ihrer formalen Vergehungen wirklich recht unerheblich:

„Und mehr als diese, mehr als die rein formale Seite der Angelegenheit hat des Kriegsgerichts sehr schneidige und vielen Zeitungslesern wohlgefällige Verhandlung nicht erledigt. Kaum einmal flüchtig gestreift. Oder doch? Aber wohl nur für den mit feinstem Gehör begabten (oder bestraften) Lauscher wurde vielleicht ein- oder zweimal an den Grund der Dinge gerührt, flüchtig, leise, so daß nur ein ganz zarter, schnell verwehter Klang geschah. Einmal von einem der nichtvereidigten Direktoren, als mit leiser und nebensächlicher Rede bemerkt wurde, daß das in den Kornwalzern von Brandt zusammengetragene Material für die Firma nur ein verhältnismäßig geringfügiges Interesse hatte, da es nur einen verhältnismäßig recht unbeträchtlichen Teil der Gesamtlieferungen betraf. In der Tat! Wenn das richtig ist — und die Nachprüfung dieser direktorialen Behauptung verlohnt sich —, so ergibt sich die Frage: Bestehen noch andere Fäden, gibt es noch andere unterirdische Verbindungen zwischen Berlin und Essen? Oder wenn nicht — weshalb erfreute sich gerade die in Brandts Ressort fallende Quote der Kruppschen Lieferungen solcher Privilegierung? Und dann zuletzt machte zutreffend ein Verteidiger die Rechnung auf, wonach Brandt an ‚Repräsentationsgeldern' etwa 18 000 Mark erhalten, aber nach des Anklägers eigener Rechnung nicht viel mehr als 2000 Mark verschmiert oder verpräsentiert hat. Der Rest ist Schweigen. Gerade diese wirklich ins Herz der Angelegenheit treffenden Fragen sind weder gestellt noch beantwortet worden. Vielleicht sucht und findet ihnen Moabit eine Lösung. Vielleicht auch nicht; es würde keinen wundern."

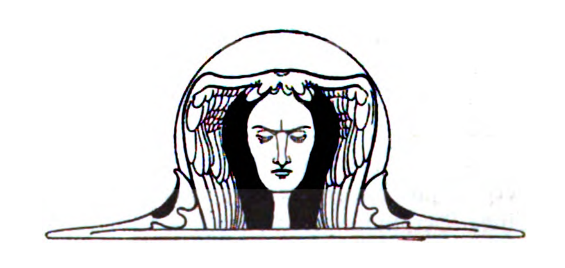
Herr Nordhausen aber meint in dem selben „Tag": „Wer den Essenern daraus einen Vorwurf macht, daß sie die Preisfestsetzungen von Nebenbuhlerfirmen zu erkunden suchen, ist entweder ein Kind oder ein Heuchler."

Da die näheren Umstände dieser — „Erkundungen“ bei Herrn Nordhausen wohl als bekannt vorausgesetzt werden dürfen, so ergibt sich der Schluß, daß Herr Nordhausen durchaus nichts Anrüchiges darin findet, und wenn es auch, wie der Anklagevertreter wörtlich feststellt, „zehn Meter gegen den Wind nach Bestechung stinkt“! Nach Bestechung, versteht sich, von Vertrauenspersonen aus dem Beamten- und Militärstande zum Zwecke des Verrats von Geheimnissen der Vaterlandsverteidigung. Wer „den Essenern daraus einen Vorwurf macht“, ist — immer treu nach Herrn Nordhausen — „ein Kind oder ein Heuchler“. Herr Nordhausen ist kein Kind und kein Heuchler. Aber ein Enthusiast: „Welches Mädchen hält so rein (wie die Firma Krupp)?“ — „Auch für Essen“ ist „der Prozeß erfreulich verlaufen ...“ „Aus dem ganzen Handel geht klar hervor, daß Deutschland festen Boden unter den Füßen hat“. Also eine vaterländische Apotheose. Und darin als Leuchtfontäne: „Wie hoch stehen Brandt und seine Zuträger (!) über Politikern, die nichts Eiligeres zu tun hatten, als die erlangte Kenntnis“ usw.

Mit allen Verklausulierungen —, man sieht ja, wohin die Fahrt geht ...

Nein, der Fall war gewiß kein Panama. Sich darauf zu versteifen, ist kindisch. Er hat sogar — bisher — in manchem angenehm enttäuscht. Aber die mehr oder minder verblümten Bekenntnisse, die er hervorgelockt hat, die Selbstverständlichkeit, mit welcher dergleichen bei uns schon hingenommen wird, diese Lockerung und schließlich Entwurzelung aller sicheren und gesunden moralischen Instinkte, — die kann leicht zu einem Panama der ganzen Volkheit führen ...

Können wir etwas Besseres tun, als den Geist des großen Jahres anzurufen, den lauteren, treuen, wahrhaft frommen und darum wahrhaft freien und stolzen Geist jener — „Ideologen“?





Literaturgeschichtliche Ausblicke
Von Karl Strecker

Wir stehen heute in der Literatur da, wo die Griechen in der Religion standen, als sie auf ihre Altäre schrieben: „Dem unbekannten Gott.“ Weil sie d e n Gott nicht kannten, darum war ihr Olymp so bunt und reich an Götter-Individualitäten. Und bei uns in der Literatur — —

Halt. Sobald unser Vergleich weitergehen will, beginnt er schon zu hinken. Mehr der babylonischen Sprachverwirrung scheint unsere heutige Literatur vergleichbar als jenem griechischen Olymp, der mit seinem Gipfel in den Himmel ragte, was freilich auch das Ziel des Turms von Babylon war. Wir Heutigen wissen, daß in jener lichtblauen Ätherwelt, die man Himmel nannte, die Urkräfte weben, wir wären also wohl imstande, diesen Himmel mit neuen Göttern zu beleben. Auch würde der Weg vom Parnaß zum Olymp heute, nach „Eroberung der Luft“, bequemer sein als je, eine Überrumpler-Taube könnte den Ölzweig von den Dichtern zu den Göttern tragen und einen Lorbeerzweig zurückbringen.

Aber im Ernst: wir können heute so wenig wie zum Olymp zu den alten Griechen zurück. Weiter und weiter führt uns der Weg von ihnen fort. Wohin führt er? Wollen wir vorwärts? Nun, so beherzigen wir das Wort eines Weisen: „Wer vorwärts geht, ohne vorher rundzublicken, täte besser, stehen zu bleiben.“ Also sehen wir uns um. Fragen wir wie Varus im Kleistschen Drama die Alraune: Woher kommen wir? Wo stehen wir? Wohin gehen wir?

Wir kommen von den Griechen. Das glaubt man heute kaum noch, jedenfalls denkt man nicht mehr daran. Aber es wird zur Klarheit unserer Betrachtungen beitragen, wenn wir uns ganz kurz daran erinnern, daß die vieltausendjährige und sehr hochstehende Kultur der alten Orientvölker von den Chinesen bis zu den Ägyptern uns so gut wie nichts gegeben hat, die sehr viel kürzere der Griechen aber beinahe alles. Mit dem Übergang auf europäischen Boden gewann die Kultur eben eine andere Kraft und ein ganz anderes Gesicht. Befreit von den Einflüssen eines allzu üppigen Klimas, von der schwülen Trägheit, Sinnlichkeit, Knecht- und

Despotenseligkeit, der Vielweiberei, der phantastischen Traumwelt des Morgenländers, steht der Mensch, der den Winter kennt, in stetem Kampf mit der Natur, darum auch in stetem Verkehr mit ihr. Ein Kämpfer, ein Eroberer, mit dem Bewußtsein persönlicher Freiheit, ein Wirklichkeitsmensch, ein Realist, befreit sich der Grieche von dem üppigen Rankenwerk des Mystisch-Religiösen, er schafft die Götter zu edlen, schönen Menschen um, zu einem heiteren und frohen Naturgötterdienst. Mit der Freiheit und Kühnheit des hellenischen Geistes verbindet sich die Gabe, Folgerungen und Schlüsse zu ziehen, der Philosoph entsteht, der wissenschaftliche Denker. Mit seiner Naturreligion und seinem freien Blick steht es in engstem Zusammenhang, daß er die menschliche Gestalt mit der ganzen Reinheit ihrer Proportionen, mit der ganzen Feinheit ihrer Oberfläche erblickt und nachbildet. Daß er die Anmut eines schlanken Körpers auf die Architektur überträgt und heitere Säulenbauten schafft. Mit dem starken Wirklichkeitssinn in der bildenden Kunst geht wiederum der Realismus der Philosophie und der Dichtkunst Hand in Hand. Aus dem phantastischen Märchen des Orientalen reckt sich das reale Epos des Homer, das selbst die Götter zu natürlichen Menschen macht, empor, reckt sich das dichterische Tagewerk des Hesiod, das nach der frischen Ackerscholle duftet. Und die Wettkämpfe, das Ringen gesunder Körper, um ihnen die Anmut der Kraft zu geben, springt auf das geistige Gebiet über, der Kampf der Seele, des Charakters mit Menschen und Göttern, mit dem Schicksal — das attische Drama entsteht, die Tragödie, und gleichzeitig fast, aus den Spottscherzen der Dionysosorgien sich herausbildend, die Komödie.

Fragen wir aber nach den Grundlagen dieser beispiellos vielseitigen und vollendeten Kultur, so finden wir W a h r h e i t, F r e i h e i t und S c h ö n h e i t als ihre festen Säulen. Kein Zweifel, daß ohne diese Dreiheit auch heute, auch in Zukunft keine bedeutende Literatur möglich sein wird, nur — und da liegt für uns der springende Punkt — ist der Begriff Schönheit anders zu verstehen wie von den meisten doktrinären Auslegern, ja selbst wie von der Goethe-Winkelmannschen Renaissance. Es ist nicht mehr angängig, jenes einseitige Hellenentum — zu dessen Überwindung übrigens Goethe selber in seiner „Iphigenie“ einen Anlauf nahm — auf unsere heutige Kultur pfropfen zu wollen. Einseitig nennen wir es mit Bedacht, denn es gibt nicht nur ein Griechentum der Glyptotheken und der unbeweglichen Statuen, es gab einst auch ein Griechentum — und das war das eigentliche — der olympischen Wettkämpfe, der Perserkriege, des freien Lebens in Athen. Mit sehr richtigem Instinkt hat das schon Kleist gefühlt, als er seine Penthesilea schuf (in gewissem Sinne könnte man hier schon seinen Amphitryon heranziehen), vor der sich Goethe entsetzte. Begreiflich genug: Goethe-Winkelmann liebten in ihrem griechischen Olymp das Glück des ruhigen Anschauens, die Schönheit der edlen Form, Kleist bevorzugte das Glück der Bewegung, des Kampfes, die Schönheit der Kraft und der Leidenschaft. Ein moderner Hellenist, Erwin Rohde, schreibt mit Recht an seinen Freund Nietzsche: „Die naive Ursprünglichkeit seiner Gefühle war bei Kleist im besten Sinne antik.“

Was Kleists starker Dichterinstinkt richtig herausfühlte, wußte Hebbel, der auch diesen Weg des psychologischen Realismus ging, theoretisch zu begründen; er



sprach damit zugleich für Kleist, für sich selbst und für seine Nachfahren Ibsen und Strindberg. Er findet folgenden Unterschied: Die Alten suchten die Labyrinthe des Schicksals bei der Fackel der Poesie zu durchspähen, wir Neueren suchen die Menschennatur, in welcher Gestalt und Verzerrung sie uns auch entgegentrete, auf gewisse ewige und unveränderliche Grundzüge zurückzuführen. Bei den Alten ging das Leiden aus Handeln hervor. Das Schicksal ließ sie schuldig werden. Nun fühlten sie sich sündig und wußten nicht warum; sie ahnen schauernd, daß in allem Geschehen, wie in allem menschlichen Denken und Empfinden ein mysteriöses Letztes liegt, das heilig geachtet werden will. Faßt ein Sophokles so den Kern der Tragödie religiös-mythologisch, so wendet der moderne Dichter ihn philosophisch-pantheistisch, jener sucht die Lösung bei Apoll, dieser in der Idee der sittlichen Weltordnung.

Das Drama soll nach Hebbel als die Spitze aller Kunst den jedesmaligen Welt- und Menschenzustand in seinem Verhältnis zu dieser Idee veranschaulichen. Er tadelt an Goethe, daß der „die große Erbschaft wohl angetreten, aber nicht verzehrt habe". Da er die aus den Übergangszuständen, in die er in seiner Jugend selbst gewaltsam hineingezogen wurde, entspringenden Dissonanzen nicht aufzulösen wußte, wandte er sich mit Entschiedenheit, ja mit Widerwillen davon ab. Aber diese Zustände waren damit nicht beseitigt, sie dauern fort bis auf den gegenwärtigen Tag, ja sie haben sich gesteigert.

„Ich sage es euch," fährt Hebbel fort, „ihr, die ihr euch dramatische Dichter nennt: Nur wo ein Problem vorliegt, hat eure Kunst etwas zu schaffen. Wo euch aber ein solches aufgeht, wo euch das Leben in seiner Gebrochenheit entgegentritt und zugleich in eurem Geist, denn beides muß zusammenfallen, das Moment der Idee, in dem es die verlorene Einheit wiederfindet, da ergreift es und kümmert euch nicht darum, daß der ästhetische Pöbel in der Krankheit selbst die Gesundheit aufgezeigt haben will, da ihr doch nur den Übergang zur Gesundheit aufzeigen und das Fieber allerdings nicht heilen könnt, ohne euch mit dem Fieber einzulassen."

Und Hebbel will nicht etwa der dramatischen Gestaltung des gegenwärtigen Lebens einen besonderen, geschweige geringeren Wirkungskreis zuweisen; er deutet direkt auf die attische Tragödie und Komödie zurück, die in einer ähnlichen Krisis sich „mit dem Fieber befaßte". Daß Hebbel darin vollkommen recht hat, daß Äschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes sich als die berufenen Lehrer ihres Volkes fühlten, bezeugt ihm die heutige Wissenschaft.

Hebbel ist es also, der die eigentliche Brücke zwischen uns und den Griechen geschlagen hat, die für unser heutiges Schaffen wieder neuen Wert hat, die Brücke zur attischen Bühne, zum Geist ihrer Dichter und deren Verhältnis zu ihrem Volk. Auch Ibsen ist diese Brücke gegangen, ohne Zweifel durch Hebbel angeregt. Man kann eine gerade Linie ziehen von Orest zu Hamlet, von Hamlet zu Oswald Alving in den „Gespenstern".

Und diese Linie gibt uns einen Überblick über die Dramenliteratur der Menschheit. In der antiken Tragödie herrscht der dunkle Schicksalswillen, der Götterfluch. Bei Shakespeare sind die Götter zum Gewissen geworden. Die Erinnyen, die den Orest umhertreiben, wohnen bei Hamlet in der eigenen Brust,

liegen in seinen Gedanken, die einander anklagen und entschuldigen (man könnte diese Gedanken mit den Schlangenhaaren jener Furien vergleichen). Aber auch bei Shakespeare spuken noch die alten Schicksalsgötter, schrecken Geister die wollenden Menschen, Tote, die aus Gräbern steigen und auf der Terrasse wandeln oder ihren leeren Platz beim Bankett einnehmen, oder phantastische Hexen, die auf der Heide lauern.

Im neuen Drama sind Mensch und Schicksal eins. Wohl gibt es auch hier manchen Fluch, der sich forterbt von Geschlecht zu Geschlecht, aber er liegt im Blute, in den Verhältnissen, dem „Milieu", der Gesellschaft. Der biologische Gesichtspunkt und das intellektuelle Gewissen führen den modernen Dramatiker zu jenem psychologischen Realismus, an dem wir die Besten unseres Zeitalters erkennen: Gerhart Hauptmann (leider nicht immer), besonders aber Ibsen, Strindberg und Tolstoi, zumal den Tolstoi des „Nachlasses".

Nicht die jagenden Gespenster des Orest und Ödipus, auch nicht die des Macbeth und Hamlet sehen etwa Frau Alvings Augen, wohl aber die Gespenster der Väterschuld, der Ehelüge, des gesellschaftlichen Scheins, des sozialen Zwanges.

Hier liegen die sittlichen Kämpfe unserer Zeit. Kämpfe von solcher Tiefe und Schwere, daß sie das große, gigantische, aber innerlich notwendige Schicksal herausfordern und somit die große Tragik. Wenn das doch die Schaffenden von heute sich klarmachen wollten! Wenn sie doch lernen und glauben wollten, daß unsere Literatur zumal auf ihrer höchsten Linie, der Dramatik, nicht anders gedeihlich fortschreiten kann, als wenn sie da anknüpft, wo die stärksten Bahnbrecher — nennen wir nur Kleist, Hebbel, Ibsen — den Weg gewiesen oder vielmehr durch ein Gestrüpp von ästhetischem Unterholz, von Vorurteilen hindurchgeschlagen haben. Sie haben ja nur die Entwicklung von den ungemein klar schauenden attischen Dichtern fortgeführt, eine Entwicklung, der nebenbei Lessing, als er „Miß Sara Sampson" und „Emilia Galotti" schrieb, nicht fernstand, der Schiller in „Kabale und Liebe" folgte, der Goethe freilich mit Entschiedenheit nur in einem Roman, in den „Wahlverwandtschaften" sich zugewandt hat. Hieraus ergibt sich schon, daß nicht blasse Theorie diesen Weg vorgeschrieben hat, sondern daß eine praktische Forderung nachträglich nur seine wissenschaftlich-ästhetische Begründung (in erster Linie durch Hebbel) erfahren hat. Bei großen Naturen war immer der Instinkt stärker als das Ergebnis theoretischer Erwägungen. Wieviel mehr, um nur ein Beispiel zu nehmen: selbst bei Ibsen die Natur, der innere Drang den Weg wies als Lehrbegriffe, erhellt daraus, daß man bei näherem Zusehen einen direkten Verbindungsstrich von seinem tastenden Erstlingswerk „Catilina" über „Brand" bis „John Gabriel Borkmann" findet, alle drei wollen „alles oder nichts", sogar die Künstler Solneß und Rubek könnte man hier einreihen.

Dieser sichere Instinkt fehlt unseren Heutigen, fehlt sogar unserer größten Begabung: Gerhart Hauptmann. Wie ihn nicht nur sein Instinkt, sondern auch sein künstlerisches Denken haltlos von einem Gebiet aufs andere, von einem Stil zum anderen schwanken läßt — wie wenig er sich über seine Wege und Ziele klar ist, erkennt man jedesmal, wenn er in einem Vorwort oder in einer begleitenden Notiz sich über seine Kunst äußert. Er ist so ziemlich der schwächste Kunstdenker unter den bedeutenderen deutschen Dichtern; nur so läßt es sich erklären, daß die-

ses starke Talent in dem reifen Alter von fünfzig Jahren eine Verfehlung wie „Atlantis" zuwege bringt, einen Roman, der aus einer Kette von Reporterberichten besteht, also gerade den Fehler macht, an dessen sorgfältiger Vermeidung man alle großen Künstler erkennt.

Wenn aber selbst unser größtes gegenwärtiges Talent so in der Irre geht, so darf es uns nicht wundern, daß die kleineren allesamt dem „unbekannten Gott" opfern, denn es ist eine alte Erfahrung, daß, wo das große Talent stolpert, das kleine schon am Boden liegt. Um aber die heutige Zeit in ihrem Irren ganz zu verstehen, um so die Möglichkeit und die Berechtigung zu gewinnen, ihr den Spiegel vorzuhalten, Wegweiser aufzustellen und den Scheinwerfer spielen zu lassen, müssen wir zunächst ihre Genesis betrachten.

Von Goethes „Werther" bis etwa zum Tode Hebbels hatte Deutschland die Führerrolle in der Weltliteratur, die es seitdem an das Ausland abtreten mußte. Zwar kann es uns einigermaßen trösten, daß Deutschland genau um jene Zeit, da es von der Spitze der Literatur zurücktrat, unter Bismarcks Führung politisch weit in den Vordergrund rückte, daß auf dem Gebiet der Musik Wagner, auf dem der Philosophie Schopenhauer und Nietzsche die ersten Stellen unter den Völkern besetzten.

Bei keinem Organismus können alle Kräfte, alle Fähigkeiten gleichzeitig das Höchste leisten. Wer sich im Wettlauf ermüdet, ist nicht in der Lage, ein Drama zu schreiben, und es kann uns nicht wundern, daß Deutschland-Preußen, als es in drei Kriegen mit nur zwei- bis vierjährigen Zwischenpausen seine physischen Kräfte aufs äußerste anspannte, nicht auch in der Literatur das Höchste leistete. Gleichwohl ist der beschämende Niedergang auf diesem Gebiet in den siebenziger Jahren hierdurch allein nicht zu erklären. Die Weltgeschichte selber, unser Bismarck vor allen, hatte so gewaltige Geschehnisse gedichtet, daß die eigentliche Poesie notwendig in Mißkredit kommen mußte. Die in solcher Größe kaum erhofften Erfolge, der plötzliche Milliardensegen, das Bedürfnis nach Erholung, das Fehlen großer stählender und fortreißender Aufgaben führte zu einem allgemeinen Materialismus und zu einer Verflachung namentlich auf dem Gebiet der Poesie, die noch durch die anwachsende Macht der Tagespresse mit ihren breiten Reporterberichten und Leitartikeln gefördert wurde.

Wie die Höhe eines Berges an seinem Gipfel, so mißt man das Niveau einer literarischen Epoche an ihrer Spitze, dem Drama. Und da müssen wir denn mit einiger Beschämung uns erinnern, daß das deutsche Theater in den siebziger Jahren tiefer stand, als es jemals seit den Tagen Gottscheds gestanden hatte. Die Franzosen, die wir bei Sedan geschlagen, zogen als Sieger auf unsere Bühnen, und das eroberte Paris nahm Revanche durch eine literarische Eroberung Berlins. Nicht nur im Bretterreich nahmen ein Sardou, ein Dumas und Geringere die ersten Stellen ein, auch im Feuilleton der Zeitungen versuchten ein Blumenthal, Lindau und verwandte Geister französischen Esprit nachzuäffen. Die Tatsache, daß Paul Lindau als führender Kritiker jener Zeit den Ton angab, während ein Jaques Offenbach auf dem Gebiete der Musik, ein Makart auf dem der Malerei ein groß Publikum fanden, genügt zur Kennzeichnung dieser ruhmlosen Epoche deutscher Geistes-Kultur.

Glücklicherweise schlummern im deutschen Volke noch zu viele keimfähige Kräfte, als daß auf diese Verflachung und Entspannung hin nicht sehr bald der Umschwung, der Rückschlag, die große Erneuerung hätte kommen müssen. Sie kam wie Frühlingsbrausen zu Anfang der achtziger Jahre, wie schnaubender Tauwind, der die morschen Fenster aufreißt und hineinfährt in die muffigen Gemäuer, daß die Spinnweben zerstieben und die warm beieinander hockenden Asseln eilig davonrennen. Eine herrliche Zeit der Verjüngung, der Neubelebung begann.

Indessen ist bei unserer großen Literaturrevolution vor dreißig Jahren wohl zu unterscheiden zwischen dem notwendigen Antrieb und den durchaus nicht so notwendigen Bahnen, in die sie lenkte, den Zielen, zu denen sie führte. Die Revolution mußte kommen, so unvermeidlich wie ein Gewitter nach schwülem Tag, wenn die elektrische Spannung eine gewisse Höhe erreicht hat. Sie kam aus uns selbst, aus der deutschen Jugend, aus den jungen Dichtern und Künstlern jener Zeit. Und es ist erklärlich, daß sich zunächst die Natur gegen die Unnatur, das Schlicht-Starke gegen das Schwächlich-Gekünstelte auflehnte. Aber bei dem gewaltigen Umschwung von 1870/71 hatte man den Weg, den unsere früheren Pfadfinder gegangen, aus den Augen verloren. Am besten und gedeihlichsten wäre es gewesen, dort anzuknüpfen, wo von den Vätern her das Band der Entwicklung am stärksten war: bei den jungen Schiller und Goethe (wohlverstanden: den j u n g e n), bei Kleist und Hebbel. Statt dessen führte unsere fortbestehende Verbindung mit der französischen Literatur und Kunst zu Extremen, die keine gesunde Entwicklung gewährleisten konnten.

In Frankreich hatte der große Erneuerer in der Malkunst Jean François Millet und beeinflußt von ihm Zola den Naturalismus entdeckt, der in seinen Auswüchsen sehr bald — auch bei uns — dazu führte, daß man einfach die Natur für Kunst setzte. Also um den Stab gerade zu biegen, bog man ihn zunächst über die Gerade nach der anderen Seite hinaus. Hätte man, anstatt zu dieser entgegengesetzten Schiefheit zu greifen, ein wenig auf die alten Kulturlinien in der Kunst und Literatur geachtet, so würde man eingesehen haben, daß Realismus und Idealismus durchaus keine Gegner sind, zwischen denen man zu wählen hat, wie die Kämpfer bei Weinsberg zwischen Welf und Waiblingen. Idealismus und Realismus, Stil und Natur sind so notwendig in der Kunst, wie im Leben die Zweiheit der Geschlechter. Ihre legitime Ehe führte schon bei den Griechen, wie bei allen großen Gestaltern, zur Erzeugung echter Kunstwerke. Und die Neutöner von damals übersahen, daß selbst Millet, der eigentliche Anreger der großen naturalistischen Strömung, über der natürlichen Scholle des Landmanns und seiner harten Not noch immer durch feine Lichtwirkungen eine poetische Stimmung hervorruft.

Bei uns trieb man die Einseitigkeit aufs Äußerste, wie die damaligen Erzeugnisse der jungen Stürmer und Dränger, der Holz, Schlaf, Conradi, in seinen Anfängen sogar Gerhart Hauptmanns beweisen. Aber Extreme rufen Extreme hervor. Gerade weil der Naturalismus bei uns in Übertreibungen schwelgte, mußte auch hier der Rückschlag kommen. Und er kam sehr bald.

Anfang 1889 durcheilte die Kunde von der plötzlichen Geistesumnachtung Friedrich Nietzsches die Zeitungen. Damit wurde auf einmal ein Name allgemein

bekannt, der es schon längst verdient hatte, berühmt zu sein. Die Folge war: man las Nietzsche. Man staunte. „Also sprach Zarathustra“ wurde das Lieblingsbuch der feineren Kulturmenschheit, es wurde zu Anfang der neunziger Jahre verschlungen, freilich weniger seiner Ideen wegen, die ja ohne die Aphorismenbände Nietzsches kaum zu verstehen sind, als wegen seines hohen künstlerischen Wertes, wegen seines Stils, seiner glänzenden, wie Poesie klingenden Prosa. Damit war die Macht des Naturalismus gebrochen. Es läßt sich genau wie an einem Flutmesser wahrnehmen: 1893 schrieb Gerhart Hauptmann, der im Anfang ganz Naturalist war, „Hanneles Himmelfahrt“, 1896 „Die versunkene Glocke“.

Inzwischen war auf den Zolaismus aber schon der Ibsenkultus gefolgt. Und seltsam: man nahm Ibsen als etwas gänzlich Neues, noch nie Dagewesenes. Es ist ein Zeichen für das Zusammenhanglose, Fundamentlose der jungen Literaturbewegung um 1880, daß sie zunächst den Faden gar nicht in die Hand bekam, der von Ibsen zu Hebbel führt, daß man die „Gespenster“ als eine Modernisierung der Idee in Hebbels „Julia“, die Irene Ibsens als Nahverwandte der Mariamne und der Rhodope, ja schon die Nora als eine moderne Mariamne gar nicht erkannte.

Nun ist es ein Zug unserer Zeit, die historischen und kulturellen Verbindungsfäden mit der Vergangenheit als überflüssig, wenn nicht gar als hemmende Zügel zu betrachten. Das ist auf dem Gebiet der Kunst und namentlich der Dichtung ein gefährlicher Irrtum. Bilden wir uns doch nicht ein, daß irgendeiner der jetzt lebenden Dichter besser über das Wesen, über Form und Kern der Poesie Bescheid wüßte als Homer oder Sophokles. Im Gegenteil: unsere moderne Kultur führt ganz gewiß eher zu einer Verflachung und Verpfuschung großer Poesie als zu ihrer Erhöhung und Verjüngung.

So gewiß das Telephon, das Depeschenformular und die Ansichtskarte die Kunst der Briefliteratur rettungslos vernichten, so gewiß die Tagespresse mit ihrem ungeheuren Lesestoff Augen und Hirn für tiefere Lektüre ermüdet, so gewiß wird das Kino der Dramatik, das Witzblatt der Komödie, die Reklame der Kritik lebensgefährlich.

Ein Zeichen für die bei diesen Neuerungen der letzten Jahrzehnte entstandene Ratlosigkeit in allen Fragen dichterischen Stils und Wertes ist die moderne Literatur, sind unsere „Berühmtheiten“. Nehmen wir wiederum den vielleicht Besten und Begabtesten: Gerhart Hauptmann. Er ist sich so unklar über seine eigenen Wege und Ziele, über den Wert seiner Dichtungen und über Stilformen, daß er seine Dramenschlüsse noch im letzten Augenblick gänzlich ändert, daß er im „Florian Geyer“ allen Ernstes eine moderne Form der historischen Tragödie und im „Atlantis“ die neue Form des großen Romans erblickt. Immerhin ist bei ihm zu verweilen noch ein Trost, wenn man sieht, daß Talente, die sich lediglich mit Ausgrabungen behängen, wie der preisgekrönte Ernst Hardt, der hochgepriesene Hofmannsthal oder gar der gänzlich unschöpferische Heinrich Mann, die Bühnen beherrschen. Unsere Literatur nähert sich erschreckend der der siebziger Jahre. Ruhige, starke, in sich gefestigte Begabungen werden gering geschätzt gegenüber den unruhigen, künstlich erhitzten, weiblich-artistischen. Das Hübsche, Verzierlichte ist „gefragt“, die Lust an der Nuance, am Betulichen, an der Geste, ja sogar an der Grimasse wächst. Wir haben viel Talent und wenig Charakter, viele Schmecker und wenig

Geschmack, wir haben keinen Sinn mehr für große dichterische Probleme, für alle Symptome der Stärke. Wohin soll das führen?

Weiter dürfen wir für heute nicht gehen. Denn nur in großen Zügen wollten wir heute das Fundament dieser „literaturgeschichtlichen Ausblicke" legen. Manches, was hier gesagt wurde, wird der Ergänzung, der Durchleuchtung, ja des Beweises bedürfen, mancher Weg, auf den hingewiesen wurde, wird verfolgt werden müssen bis ans Ende, und namentlich für die Gegenwart, auf die doch schließlich alles hinausläuft, wird ein neues Atemholen, ein neuer Kreis der Betrachtung sich als notwendig erweisen. Von den drei Fragen des Varus an die Alraune haben wir bisher erst eine genauer untersuchen können.



Roseggers Frauengestalten

Im vorigen Hefte brachte der Türmer Roseggers zarttiefe Erinnerungen an seine Mutter. Aber des Dichters Verhältnis zu den Frauen war, wie Anna Plothow in der „Frauen-Rundschau" des B. T. dankbar anerkennt, immer ein eigenes zartes und schönes: „Denn war Peter Rosegger, der urwüchsige Sohn der Berge, sich auch stets seiner männlichen Kraft bewußt, buhlte er nie um die Gunst der Frauen, so hat er den tieferen unter ihnen doch unendlich viel gegeben. Viel an innerer Wärme, an holdester Poesie, an stiller Resignation und an höchster Lebensweisheit. Mit zarter Innigkeit drang er ins weibliche Gemüt und ward darin festgehalten.

Kein erklärter Feminist, kein Verfechter der Moderne, kein Bundesgenosse der Frauen im Kampf um vermehrte Rechte, hat er doch die Wertschätzung und damit das Ansehen der Frauen gehoben, weit über den Kreis seiner Heimat hinaus. Denn ein guter Kenner weiblichen Wesens, lehrte er in unserer so stark realistischen, den Sinnenkult bis ins Perverse steigernden Zeit *die Frau mit reinen Augen anschauen.* Jungfräulich-keusche Lieblichkeit, liebend hingebende Weibestreue, aufopferungsvolle Mutterliebe haben in ihm einen beredten Verkündiger gefunden.

Eine der zartesten und lieblichsten Liebesgeschichten, die wir besitzen, ist sein Jugendbuch: ‚Heidepeters Gabriel'. Er selbst ist der verträumte Heidebauernbub Gabriel, und die liebreizende junge Frau ist seine eigene heißgeliebte Gattin, die anmutige Grazer Hutmacherstochter. Ihre feine und reine Seele, ihr weiches, opferfreudiges Gemüt hatten sich ihm ganz erschlossen, und die Geschichte jener jungen Ehe mutet an wie ein strahlender, düfteschwerer Maientag, den ein Frühlingsgewitter jäh in Nacht wandelt.

Ergreifend ist des Dichters Klage um die Heißgeliebte, ihm so früh Entrissene. Ihr plötzlicher Tod bringt ihn der Verzweiflung nahe, und den harten Schicksalsschlag hat er wohl nie ganz überwunden. Immer wieder taucht seine Sehnsucht nach der Verlorenen auf, rührend ist seine Bitte an die zweite Frau, ihm zu vergeben, daß er die Gefährtin seiner Jugend nicht vergessen kann.

Er übergab ihr das Vermächtnis der Geschiedenen, seine beiden Kinder, und sie, eine große Natur, dankt ihm sein Vertrauen durch die aufopferungsvollste Liebe. Auch als drei eigene Kinder ihre mütterliche Sorge beanspruchen, bleibt sie den übernommenen Mutterpflichten gleich treu. Die Wienerin aus vornehmem Hause gibt dem weltfremden Dichter mehr Weitläufigkeit und weiteren Ausblick. Frau Anna Rosegger ist in mehr als dreißig Jahren ihrem Gatten eine tapfere, verständnisvolle Lebenskameradin, eine treue Gefährtin in Freud und Leid gewesen.

Von der Wärme seiner Häuslichkeit, von der Lieblichkeit der heranwachsenden Töchter, von der Freude an seinen Söhnen hat uns der Dichter oft genug selber erzählt. So wissen wir, wo die Wurzeln seiner Kraft liegen und was davon auf seine Dichtungen überging.

Keineswegs ist Rosegger blind gegen weibliche Schwächen, unter seinen weiblichen Typen finden wir die Kokette, die Mannstolle, die Geizige, die Herrschsüchtige, die Liederliche oft in geradezu prachtvollen Typen verwirklicht. Aber ob auch oft mit derbem Humor gezeichnet, werden die Frauen niemals verachtet und in den Staub gezogen. Rosegger hat ein feines Gefühl für die Menschenwürde der Frau, und er schildert mit Vorliebe weibliche Personen, die sich nicht unterkriegen lassen, weder von den Männern noch von dem Schicksal. Das arme, tapfere Mädel bringt er uns in einer ganzen Reihe lebensvoller Gestalten, wie ‚Adam das Dirndl', die ‚Viktel', die Söffel in der ‚Rache der Knechtin'. In der ‚Riesenbartin', die das Männchen, das zu träge ist, den Acker zu bestellen, hungern läßt, spottet er lustig die emanzipierten Frauen aus, aber es ist ein gutmütiger Spott, er weiß selber wohl, daß die aufrechten Frauen von heute sich keine schwächlichen Männer zu Gatten wünschen. Und der Ethiker weiß, daß der Aufstieg der Menschheit nur über die freie, denkende und selbstverantwortliche Frau geht.

Tüchtige Bäuerinnen und Wirtinnen, die das Herz auf dem rechten Fleck, die Hand offen und den hellen Kopf voll guter Gedanken haben, führt er uns in vielen Exemplaren vor. Es sei nur an die Wirtin von Winkelsteg im Waldschulmeister, an die Gattin des Mayrwirts an der Mahr, an die Frauengestalten im ‚Neuen Gott' erinnert.

Neben den aufrechten Frauen stehen dann die liebreizenden Dirnlein. In der ‚Waldlilie', im ‚Waldschulmeister' hat Rosegger eine solch poesieumwobene Gestalt geschaffen, die aus der deutschen Dichtung nicht wieder verschwinden wird. Ihr verwandt sind die Ottilie im ‚Ewigen Licht' und die Bärbel in ‚Erdsegen'. An dieser Gestalt sucht der Dichter tapfer mit den Vorurteilen der doppelten Moral abzurechnen. Und mit ergreifendem Humor behandelt er das gleiche Thema in der ‚Häuselschnecke'. Wer könnte je wieder die großherzige Gesinnung der armen Almerin vergessen, die als Antwort auf die Eifersucht ihres Hochzeiters noch am Hochzeitstage seine drei verlassenen unehelichen Kinder ins Haus nimmt.

Auch Städterinnen, auch Töchter der Großstadt hat Rosegger einigemal zu schildern unternommen, sie sind ihm nicht so geglückt wie die Frauen seiner Bergheimat, sie haben nicht Blut von seinem Blut. Nur die hohlen Gesellschaftspuppen weiß er auf eine feine und wirksame Art zu verspotten, wie in ‚Weltgift' die Hofratstöchter, oder die reiche, gedankenlose Frau in ‚Zwei Wohltäterinnen'. Am schönsten aber weiß er eins zu schildern in der Frau: ihre Mutterliebe, ganz gleich, ob sie bei der Bettlerin, der armen Dienstmagd oder der stolzen Bäuerin sich äußert. Ins Mutterherz und seine Empfindungen hat er mit seiner ganzen Tiefe und seinem dichterischen Schauen sich eingefühlt, und so werden seine Dichtungen stets dem Mutterherzen teuer sein, und es wird ihre Schönheiten weitertragen ins kommende Geschlecht."



Lese

Goethe und die Katholiken

„Der Katholik," bekennt Dr. Expeditus Schmidt in Bodes „Stunden mit Goethe", „wird sehr vieles in Goethes Werken finden, was seinen Anschauungen in freundlichster Weise sich anpaßt. Ich brauche eigentlich nur an die berühmte Stelle im siebenten Buche von ‚Dichtung und Wahrheit' über die sieben Sakramente der katholischen Kirche zu erinnern, die kein gläubiger Sohn dieser Kirche schöner hätte ausdrücken können. Der Katholik ist überhaupt immer ge-

neigt, das Positive zu sehen, was seinen Anschauungen entspricht oder entgegenkommt, wie es der hl. Augustin ausgesprochen hat: ‚Wer immer die Wahrheit gesagt, Der hat sie mit Hilfe Dessen gesagt, der die Wahrheit selber ist.‘ Durch seine ganze Lehre vom Priestertum, das auch in einem unwürdigen Träger seine Würde nicht verliert, unterscheidet er gewohnheitsmäßig schärfer zwischen dem Wahrheitsgehalte des Ausspruches und der Person, die ihn getan ... Wir Katholiken können sogar in Goethes Werken gar nicht wenig finden, was ganz und gar unprotestantisch und unseren Anschauungen durchaus entsprechend ist ... Im wesentlichen ist das Verständnis Goethes für katholische Erscheinungen aus seiner künstlerischen Anschauung heraus geboren. Und daß er manche Widersprüche, die sich aus dem Grundsatze der freien Forschung auf der einen und des Kirchenprinzipes auf der anderen Seite ergeben, ebenso wie etwa Lessing, erkannt haben mag, läßt sich wohl denken. Aber einen halben Katholiken aus ihm zu machen, ist vergeblich Bemühen. Bei solchen Rechnungen kommt eben immer nur ein Bruch heraus. Richtig aber ist, daß wir Katholiken den ‚Faust‘ auf Grund der eigenen Worte Goethes nahezu ganz für uns in Anspruch nehmen können ... Das Wort Goethes, worauf ich mich hier beziehe, hat der Alte von Weimar am 6. Juni 1831 zu Eckermann gesprochen: ‚In Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dies mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.‘ Ja, da hilft nun kein Drehen und kein Deuten: hier ist die katholische Rechtfertigungslehre mit aller wünschenswerten Klarheit ausgesprochen ...

Gerade darin liegt ja seine Größe, daß sein allumfassender Geist, auch wo sein persönlicher Glaube nicht mitsprach, dem christlichen Gedanken und, wie im ‚Faust‘, dem christlichen Gottesbegriffe vollständig gerecht zu werden vermochte. Es kommt darum gar nicht so selten vor, daß man ihn auch von katholischer Seite als Zeugen für diese oder jene Wahrheit aufruft, wie ihn z. B. der Katechismus des katholischen Eherechts von Weber mit seinen ‚Wahlverwandtschaften‘ als Zeugen für die Unauflöslichkeit der Ehe heranzieht. Und das mit vollem Rechte. Der Stein des Anstoßes aber bleibt für viele seine Sinnlichkeit. In den katholischen Diözesankatechismen hat das 6. Gebot die Fassung: ‚Du sollst nicht Unkeuschheit treiben‘; und dieser Punkt wird, namentlich in der erziehlichen Praxis, sehr betont. Es ist ja schließlich kein Unglück, wenn hier eine vorsichtige Behandlung Platz greift, die den jungen Leuten nicht vor der Zeit den ganzen Goethe in die Hand gibt, wie auch im alten Judentum das ‚Hohe Lied‘ der Jugend nicht zugänglich war ...

So ist eben auch hier der alte Gegensatz wirksam, der in der neueren Zeit im katholischen Literaturleben eine ziemlich bedeutsame Rolle gespielt hat, der Gegensatz nämlich zwischen pädagogisch-seelsorgerlicher und literarisch-künstlerischer Kritik. Jene ist in ihren Grenzen durchaus berechtigt, aber sie darf nicht ausschließliche Geltung beanspruchen. Eine gewisse Neigung besteht, diese ausschließliche Geltung für sie in Anspruch zu nehmen. Und vielleicht nicht zuletzt, weil die Jesuiten, deren Ordenstätigkeit ja gerade auf dem Gebiete der Erziehung am großartigsten ausgebildet ist, ihre Erziehungsgrundsätze in das Feld der Literatur verpflanzen. Wir können denn auch die Anschauungen verstehen, die aus solchen Bedingungen herauswachsen, aber es wäre durchaus falsch, in diesen Anschauungen die Meinung der Katholiken überhaupt zu sehen. Es ist ein Boden da, auf dem sich alle gebildeten und klar blickenden Kreise unseres Volkes zusammenfinden können, auch wo es sich um die Würdigung Goethes handelt; und daß die Katholiken zu diesen Kreisen eine gar nicht so geringe Anzahl von Männern zu stellen durchaus fähig sind, nun, das beweist wohl schon der Umstand, daß ich als katholischer Priester und Ordensmann ohne jede Besorgnis, mit meinen Obern in Konflikt zu kommen, die vorstehenden Zeilen schreiben konnte.“





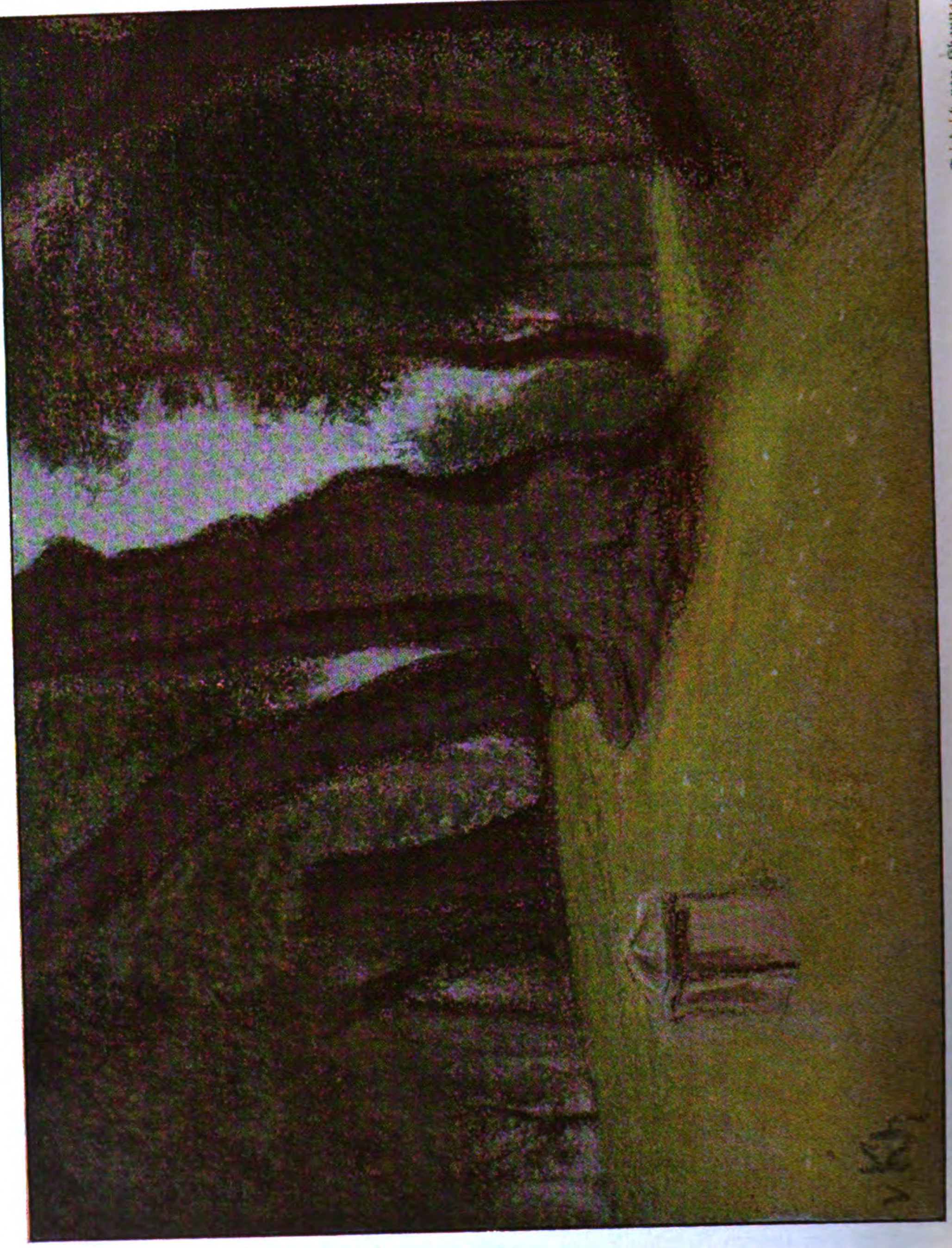
Friedrich von Rhaynach

Von Dr. Karl Storck

Wir möchten auch das letzte Heft des abgeschlossenen Jahrgangs, wie so manches unseres Türmers, einem Künstler widmen, der ganz abseits der Heerstraße unseres Kunstlebens seinen eigenen Weg still für sich hingeht. Er wird der Mehrzahl unserer Leser kaum dem Namen nach, geschweige denn mit seinem Schaffen bekannt sein. Aber ich glaube, daß manche unserer Leser aus einzelnen dieser Bilder jenes Lied klingen hören, das zu Herzen geht, das man in diesem Schrein sicher verwahrt und nie wieder vergißt. Und ich denke, unsere Leser werden selbständig genug sein, solchen Bildern ihre Liebe und dem Schöpfer derselben die Treue zu halten gegenüber scharf kritischen Stimmen, die höhnend auf leicht sichtbare „Mängel" hinweisen, aber die Werte nicht zu sehen vermögen.

Friedrich Freiherr von Rhaynach ist am 10. Dezember 1867 zu Hamm in Westfalen geboren. Nach der Gymnasialzeit in Münster und Goslar, in der er sich die Freundschaft des Malers O. H. Engel (vgl. Türmer XII. Jahrg., Heft 9) gewann, entschloß er sich, im Wettstreit seiner Neigungen für Literatur und Malerei dieser zu folgen. Er studierte in Düsseldorf, Berlin und München und kam dann nach Rom, das auf Jahre hinaus sein Wohnsitz und dauernd seine künstlerische Heimat wurde. Ich freue mich, hier den Künstler selber über seine Entwicklung sprechen lassen zu können.

„Mir selbst erscheint es fraglich, ob die Keime, die in mir lagen, je zur Entfaltung gekommen wären, wäre es mir nicht vergönnt gewesen, viele Jahre lang ungestört meinen Wünschen und Neigungen gemäß in Rom leben zu können. Ich bewohnte während dieser langen Zeit das Atelier im Palazzo Costaguti an der Fontana delle Tartarughe, dem berühmten Schildkrötenbrunnen, den die meisten Fremden kennen. Also bildeten meine tägliche Umgebung nicht die modernen und oft reizlosen neueren Stadtteile Roms, sondern die uralten Gassen und Paläste des Mittelalters. Eine symbolische Bedeutung hat das wohl für mich gehabt. Denn mehr als in der Antike und weit mehr als in der modernen Welt fühlte ich mich in den langen Jahrhunderten des christlichen Mittelalters eigentlichst wohl.



Friedrich von Khaynach

Römischer Park (Pastell)



Motiv bei Sorrent (Pastell) Friedrich von Khaynach

Dieses Atelier nun, das vor mir einige Jahre Max Klinger bewohnt hatte, lag auf der enorm großen Terrasse des alten Adelspalastes, und von dort oben genoß man eine besonders schöne und weite Aussicht über die Stadt mit ihren unzähligen Dächern, den vielen Kuppeln und Türmen bis zum Monte Mario nach der einen, dem Aventin und Palatin nach der andern Seite. Mir zu Füßen lag das alte Judenquartier, der Ghetto, den man damals schon teilweise niedergelegt hatte. Die hohen und weiten Räume regten mich zum eifrigsten Schaffen an, und nach manchem Tasten, Schwanken und Zögern, das ich als Anfänger dazumal durchzukosten hatte, füllten sich die Wände und Staffeleien zunächst mit Studien, dann mit den Bildern, von denen der Türmer eine Anzahl bringt. Nie habe ich je eine so schöne und angeregte Existenz geführt wie damals, nie so sehr das Gefühl wieder gehabt, ein Werdender zu sein. Italien habe ich wirklich kennen gelernt auch in solchen Gebieten, welche der Fremde nicht leicht sieht. Ich war ein eifriges Mitglied des Touring-Club, und mit meinen römischen Bekannten oder auch allein habe ich weite Radfahrten durch einen großen Teil der Halbinsel und durch ganz Sizilien gemacht. Diese wurden zumeist im Sommer trotz der für deutsche Begriffe recht beträchtlichen Hitze unternommen. Im Winter aber bot mir ein anderer Verein viel, nämlich der römische Alpenklub. Wir haben da in die Abruzzen und Apenninen zahlreiche kleinere und große Bergfahrten gewagt. Ich denke gern an sie zurück. Das wilde, einsame Hochgebirge bot dem Auge oft überwältigende Landschaften und Fernblicke. Mehrere Sommer hindurch war ich mit meinen deutschen Freunden, wie mit Artur Volkmann und Ludwig von Hofmann, in Ischia. Auf dieser wunderbaren, von unsern Landsleuten selten besuchten Insel lebten wir ein herrlich ungebundenes Leben inmitten von Bauern und Fischern.

Im späteren Leben wird ein Mensch gern dem Schicksal dafür dankbar sein, wenn es ihn in der Zeit seines Werdens, seiner keimenden und schwellenden Hoffnungen mit älteren und gereiften Persönlichkeiten zusammenführte, die ihm ein entschiedenes und nicht mehr zu verlierendes Vorbild werden konnten. Ich wurde mit dem Bildhauer Artur Volkmann bekannt und trat so dem Kreise nah, den einstmals Hans von Marées begründet hatte. Marées selbst habe ich nicht mehr gekannt. Mit einer seltenen Treue und Pietät bewahrte Volkmann das Andenken seines Lehrers und Vorbildes, der ja, wie bekannt ist, erst lange nach seinem Tode, ja eigentlich erst vor wenigen Jahren berühmt geworden ist. Die wichtigsten Persönlichkeiten dieser Gesellschaft waren Louis Tuaillon, der in der Folge die ungewöhnlich glänzende Laufbahn machte, weiter Otto Greiner und der Philosoph und Musiker Rudolf Johann Pichler. Der Türmer bringt das Porträt dieses Mannes, den ich als den bei weitem originellsten, geistvollsten und kenntnisreichsten Menschen schätze, der mir mir bislang begegnet ist, und der, wäre ihm eine seinem Intellekt ebenbürtige starke produktive Begabung verliehen, wohl sehr berühmt sein würde, während er bis heute nur wenigen bekannt geworden ist. Das Bild zeigt den korpulenten Zecher und Schlemmer, wie er mit einem aufgeschlagenen Buche vor sich in einer Osteria bei einem Fiasco Wein sitzt. Vor dem tiefblauen Himmel leuchten die gelben Kannastäbe, im Hintergrunde sieht man hinter Gärten die römische Stadtmauer.





Andante — Friedrich von Khaynach



Studie (Pastell) Friedrich von Khaynach



Meeresbucht in Dalmatien (Pastell) — Friedrich von Khaynach



Der Philosoph Rudolf F. Pichler — Friedrich von Khaynach

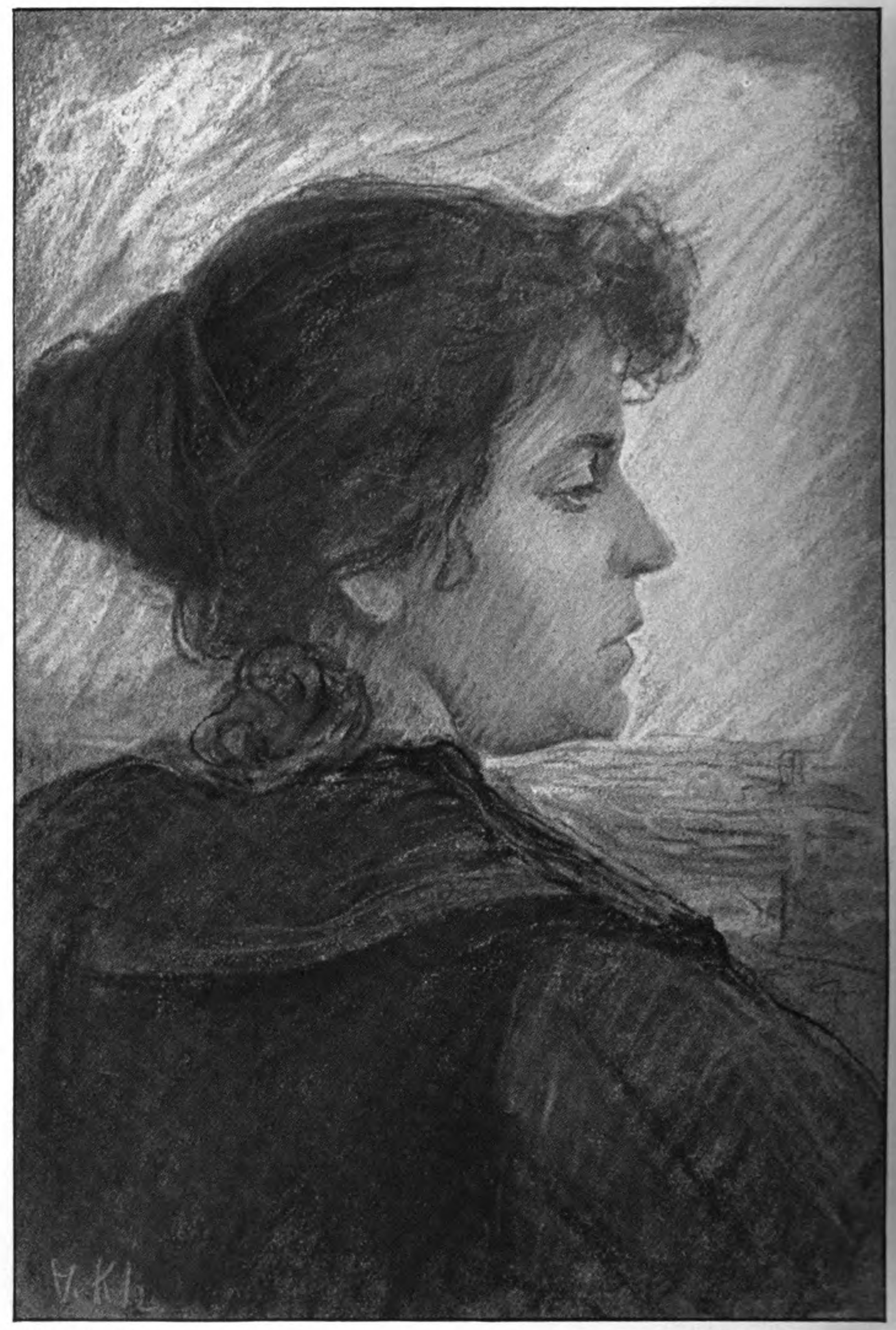
Viele Anregungen, die das Ergebnis einer langjährigen engen Freundschaft waren, verdanke ich dann Ludwig von Hofmann. Manche Reise in die kleineren Kunststädte Italiens haben wir miteinander gemacht. Von ihnen ist die Fahrt nach Assisi mir besonders lebhaft in der Erinnerung. Er ist mir in der Art zu sehen und zu schaffen eine nah verwandte Natur.

Alljährlich traf, wenn es in Rom ‚mollig' wurde, so gegen Ende Mai, Otto Erich Hartleben bei uns ein. Eine tiefere innere Berührung, was die künstlerische Produktion angeht, bestand zwischen ihm und den Vorgenannten eigentlich nicht. Aber er war ein trinkfester Herr und als Mensch höchst originell. Auch war er mit Hofmann und Pichler eng befreundet und stand jahrelang völlig unter dem überlegenen geistigen Bann des letzteren. — Dieser römische Kreis ist nicht mehr vorhanden. Nur Greiner lebt noch in Rom, Hofmann lebt in Weimar, Volkmann wirkt als Professor am Städelschen Institut in Frankfurt a. M., Tuaillon lebt in Berlin und Pichler — der in Rom unter dem Namen ‚Sor Rodolfo' so bekannte Mann — in Stuttgart als philosophischer Einsiedler.

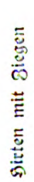
Ich glaube mich selbst als einen Romantiker bezeichnen zu dürfen. Denn wenn mir auch die antike Welt in ihrer Kunst, ihrer Literatur und Philosophie, weiter auch in ihrer Geschichte, wenn mir ferner die sogenannte Moderne mit



Frauen und Kinder am Meer — Friedrich von Khaynach



Studie (Pastell) Friedrich von Khaynach



Hirten mit Ziegen — Friedrich von Khaynach

ihren Äußerungen und Bestrebungen wohlvertraut sind: so ruhen doch die eigentlichen Wurzeln meines Seins in der Kultur des christlichen Mittelalters. Überhaupt war es die katholische Welt, welche mich in der Form, wie sie in der Geschichte, Kunst und Literatur vor allem Italiens, Spaniens, Englands, Frankreichs und Deutschlands sich entfaltet hat, immer wieder aufs tiefste fesselte und ergriff. — Unter den neueren Philosophen hat mich noch weit über Kant hinaus Schopenhauer beeinflußt, und es konnte nicht fehlen, daß die Schriften der Inder, der Buddhisten und noch mehr der Brahmanen, die ihm ihre Auferstehung in Europa danken, mich so sehr durchdrungen haben, daß ich sie jetzt selten lese, weil ich sie durchaus kenne.

Diese Studien, als welche eigentlichst Ruhe, inneren Frieden, Geduld und Gelassenheit erwecken müssen, sollten mir in der Folge von Nutzen sein. Denn nur mit ihrer Hilfe war es mir möglich, die beispiellosen Verfolgungen, welche ich nach meinem Scheiden von Rom erst in München, dann in Berlin meiner Bilder wegen zu erdulden hatte, gleichmütig zu ertragen. Es ist anderen nicht anders ergangen und wird in Deutschland wohl jedem so ergehen, der die breite Straße der Konvention verläßt und eigene Wege wandelt. Ich muß es der Redaktion der ‚Kreuzzeitung' danken, daß sie mir nach jahrelangem Boykott als Kunstkritiker ihre Spalten öffnete und mir Gelegenheit gab, mich ausgiebig über Kunst, Literatur und Geschichte zu äußern, so daß ich gleichsam ein Ventil für meine so lange eingedämmten Gedanken hatte.

In den letzten Jahren habe ich viel in Berlin und an andern Orten ausgestellt, und die erste große Kollektivausstellung veranstalteten im April dieses Jahres Keller & Reiner, mit deren Erfolg ich wohlzufrieden sein kann. Aber der Mäzen, den ich mir wünsche, ist immer noch nicht erschienen, und die ersehnten Aufträge zur Ausschmückung von Wänden sind mir auch noch nicht zuteil geworden. Aber wir wollen nicht aufhören zu hoffen."

* * *

Es braucht diesen Ausführungen nicht viel hinzugefügt zu werden. Die Art, wie Khaynach die Körper in die Natur stellt und sie zur Raumgliederung verwendet, weist auch künstlerisch auf den Kreis von Marées. Nur daß Khaynach ein reicheres Stück Landschaft einzufangen strebt und dieser selbst in höherem Maße die „Naturwahrheit" läßt. Der Geist, der in diesen Bildern lebt, ist der einer mythischen Idylle oder idyllischen Mythe. Es ist keinerlei Geschehen, nichts von Handlung und doch Leben. Auch die Gestalten stehen zueinander in der wechselseitigen Beziehung eines idyllischen Friedens und anmutvoller Schönheit, so daß dem Akkord des rhythmischen Gegeneinanders der Körper eine innere Harmonie des Empfindens entspricht.

Die Pastelle bringen dann, vor allem auch in den Landschaften, sehr reizvolle Naturstudien von einem hohen Feingefühl für Farbe und Raumgliederung. Besonders beachtenswert ist in der Hinsicht das „Motiv bei Sorrent". Welche reiche Mannigfaltigkeit im Hügelgeschiebe, wie ist das Ganze durch die grünen Töne malerisch zusammengebracht, wie lebhaft wirken die gelbroten Punkte, wie groß die braune Höhe rechts zu dem helleren Vordergrund.





Tannen — Friedrich von Khaynach

Die bayrische Landschaft erinnert in gutem Sinne an Karl Haider. Auch dem eine merkwürdige Farbenstimmung überzeugend festhaltenden Bilde vom Zürichsee kommt diese Fähigkeit weiträumiger Komposition sehr zugute. Allen diesen Bildern gegenüber fühlt man, daß des Künstlers eigentlicher Beruf die großräumige Wandmalerei wäre. Auch wir wollen hoffen, daß seiner Sehnsucht noch Erfüllung werde; wir haben so viele Herrensitze im Lande, so viele Besitzer auf ihnen, die es wohl vermöchten, unseren deutschen dekorativen Talenten Gelegenheit zur Betätigung zu geben.



Das mittelalterliche Hausbuch

Dutzende von Neuerscheinungen des modernen Büchermarktes werden von den Verlegern als „Hausbücher“, die in keinem Hause fehlen dürfen, empfohlen. Klassiker, Biographien, Lyrik, Reisebeschreibungen, Kunsthefte, politische Essays, religiöse Betrachtungen, alle wollen den Weg ins Haus finden und beeilen sich daher, sich als wahre und unentbehrliche Hausbücher vorzustellen. Einst war das anders. Da war das Hausbuch das Buch der Hausmittel. Es enthielt Arznei- und Kochrezepte, reichlich durchsetzt mit Astrologischem und Alchimistischem, auch wohl Zaubersprüchlein, Wundsegen und Anleitung zum Brauen wirksamer Liebestränke. Zu Zeiten, da Gutenbergs schwarze Kunst noch in den Anfängen lag, wurden solche Bücher handgeschrieben und handgezeichnet und waren daher ein wertvoller Hausschatz.

Das schönste dieser mittelalterlichen Hausbücher ist dasjenige der Fürsten von Waldburg. (Das mittelalterliche Hausbuch. Nach dem Originale im Besitz des Fürsten von Waldburg-Wolfegg-Waldsee im Auftrag des „Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft“ herausgegeben von Helmuth Th. Bossert und Willy F. Storck. 74 Tafeln in Lichtdruck. Groß-Quart. Halbpergamentband. Leipzig, E. A. Seemann, 1912. Nicht im Buchhandel. Jahresgabe für die Vereinsmitglieder.) Sein künstlerischer Schöpfer trägt nach ihm den Namen Hausbuchmeister und zählt zu den berühmtesten Persönlichkeiten, die die deutsche Kunst vor Dürer aufzuweisen hat. Dürer selbst hat in seiner Jugend viel von dem Hausbuchmeister gelernt. Dieser Meister ist eine jener merkwürdigen Erscheinungen, wie sie von Zeit zu Zeit auftauchen, Persiflanten ihrer Zeit und des Lebens überhaupt, witzige Schilderer der Sitten und Unsitten, geistreiche Glosseure der Tagesereignisse und charmante Plauderer über allerlei Intimitäten. Er grenzt an Goya und Breughel, Hogarth und Callot. Jenen verwandt und doch ein Eigener. Liebenswürdig und boshaft, drastisch und poetisch, fesselnd und populär trifft er überall den rechten Ton, weiß das bunte, kecke und phantastische Leben des späten Mittelalters mit einer Greifbarkeit zu schildern, daß wir uns gleich mitten drin fühlen. Es gibt wohl kaum ein anschaulicheres Buch aus der Zeit als das Wolfegger Hausbuch.

In Planetenbildern, begleitet von astrologischen Versen, entrollt der Künstler Handel und Wandel, Landbau und Gewerbe, bürgerliches und ritterliches Leben in farbenreichen Nuancen. In schmucken Gewändern, zieren Waffen, auf Pferden mit köstlichen, schellenbehangenen oder gezaddelten Schabracken und wehenden Federn als nickendem Kopfputz reiten die Planeten durch die Luft, umgeben von den Sternbildern, deren „Häuser“ sie auf ihrer Bahn durchkreuzen. Drunten auf der Welt treiben die unter ihnen Geborenen ihr Wesen.



Zuchtig, tugenhafftig vnd slecht,
Weiß, fridlich, sitig vnd gerecht,
Glückfalig, wol gekleit vnd adenlich
Schön, fürnemig vnd kunstenreich
Ein hubsch rosenlich angesicht,
Als ob es zu lachen were gericht.

Das sind „Jupiters kint". Sie lieben Pferde, Hunde, Falken, Federspiel. Aber sie sind nicht bloß „hofirer", sondern auch „studirer", Juristen, Dekretisten; kurzum, sie gehören der gebildeten Klasse an, wie Saturns Kinder dem Bauernstand. Die Räuber, Lügner, Diebe und Mordbrenner stammen von Mars. Klug, kunstsinnig, glücklich, edel, fein, großer Herren Kinder sind jene der Sonne.

Ein feisten Leib mit scharpffen hirn
Mittel augen, ein große stirn.

Fröhlich sind auch der Venus Töchter und Söhne, schön und aller schönen Künste kundig und über die Maßen der Minne ergeben. Die Künstler von Beruf aber, die Goldschmiede, Maler, Bildschnitzer, Glockengießer, werden unter Merkur geboren. „Arbeitsam sind Merkurius kint." Und endlich finden wir die Künstler nebst Gauklern, Fischern, Vogelstellern auch unter des Planeten Luna Schein. Das sind jene, die eine unstete und wunderliche Natur haben und keinem Menschen untertan sein wollen.

In dieser planetarisch geordneten Welt entrollt der Hausbuchmeister seine Einfälle. Bunt wimmelt es durcheinander: der Bauer am Pflug, der Roßschinder an seiner Arbeit, ein Armsünderzug zur Galgenstätte, Pfeilschützen, Jäger mit ihren Damen, nach der Zeitsitte auf einem Roß zusammen reitend, eine in ein Dorf einbrechende Räuberbande, Turnen, Ringen, Messelesen, heitre Feste mit Frauen, eine Badeszene, Maientanz, ein Maler, ein Goldschmied, ein Uhrmacher, ein Orgelbauer an der Arbeit, Müller, Fischer, Schwimmer, Spieler, Bettler, fahrendes Volk. Mit allen Einzelheiten steht unmittelbar jene Zeit vor uns. Aus dem Hausbuch erfahren wir mehr als aus allen Büchern, die über jene Epoche geschrieben wurden.

Wir blättern weiter. Es folgt die Schilderung eines Hauses, in dem, wie es scheint, recht freie Sitten herrschen. Männlein und Weiblein vergnügen sich bei heitrer Musik in gemeinsamer Badestube. Im Hofe, wo ein Äffchen spielt, lustwandeln Pärchen. Dann das liebliche Idyll einer Wasserburg. Jünglinge unterhalten sich mit Fischen und Entenfang, ein Kahn mit plaudernden Mädchen gleitet vorüber. Ein Liebespärchen wandelt am Ufer, und ein andres junges Paar lehnt traumversunken über das Geländer des Brückenstegs, der das zur Minneburg verwandelte Schloß mit der von jenen Glücklichen vergessenen Welt verbindet. Aus solchen Szenen weckt uns Rossegetrampel und hin und wider schallendes Rufen. Eine Turniergesellschaft hat sich auf einem Plan versammelt. Es soll ein „Stechen mit Krönigen" geben. Von den gewappneten Gegnern trägt der eine die burgundische Rosenlivree, der andre die E-Livree — ein gekröntes E auf Schild und Schabracke — des habsburgischen Hauses. Da dämmert ein Stück Weltgeschichte auf. Wir sind im Jahre 1475, wo die Neußer Fehde zwischen Friedrich III. und Karl dem Kühnen von Burgund in der Verlobung der Fürstenkinder, Maximilian und Maria von Burgund, ihren Abschluß fand. Diesen Frieden — die offizielle Verlobung kam erst später zustande — besiegelten mancherlei Feste, bei denen Turniere nicht fehlen durften, und es kann daher wohl sein, daß wir in den beiden Gegnern auf der Darstellung des Hausbuches Karl den Kühnen und den jungen Maximilian erkennen dürfen. Zwei weitere Motive aus dem Feldzug gegen Burgund finden sich in den Blättern „Der Heereszug", wo nach gelehrter Tradition in dem Bannerträger wiederum der junge Maximilian erkannt wird, und dem „Feldlager", wo wir an den Zelten die Wappen zahlreicher Fürsten und Städte finden, die 1475 an dem Neußer Zug teilnahmen. Noch melden alte Chroniken und Lieder von der Pracht der „vielköstlichen Wagenburg" des kaiserlichen Lagers, und



es ist zu verstehen, daß der Künstler, der sich zweifellos im Lager befand und der nach dem Wunsch seines Auftraggebers das Hausbuch mit allerlei kriegstechnischen Zeichnungen, als da sind Geschütze, Pulvermühlen, Schmelzöfen, Schleuder- und Brechwerkzeuge, zu füllen hatte, in diese Zeichnungen, wo es immer anging, das lebensvolle, fesselnde Lagertreiben anschaulich hineinbrachte. So wählt er für seine Beispiele einer Wagenburg und einer Heereszugordnung historische Momente.

Wir sehen, das Werk geht über den eigentlichen Charakter eines Hausbuches hinaus, und wenn es auch viel heilsame (?!) Rezeptlein wider Feigwartzeln, Pestilenz, Fieber, Geschwülste, Magen- und Zahnweh und sonstige menschliche Gebrechen enthält, so gipfelt sein Hauptzweck doch in etwas anderem, da wir in ihm den kriegstechnischen Vorlagen, nicht minder aber auch Abhandlungen über Berg-, Hütten- und Münzwesen einen erheblichen Platz eingeräumt finden. Bossert gelangte daher zu dem Ergebnis, daß der Besteller des Buches, von dem auch zahlreiche schriftliche Einträge stammen, ein Mann gewesen sein muß, der im Dienst irgendeines begüterten Adeligen als Leiter von dessen Bergwerken und Münze stand und im Krieg das Amt eines Büchsenmeisters innehatte. Aus der Helmform seines Wappens ergibt sich, daß er ein Bürgerlicher war, aus seiner Schreibweise, daß er der südlichen Sprachgrenze der rheinfränkischen Mundart, also etwa Speyer, Heidelberg, Odenwald, angehörte. Aus seiner Hand ging das Buch an eine Familie Hof über, sofern der erste Besteller nicht vielleicht auch schon ein Mitglied dieser Familie war. Dann kam es, vielleicht als Beutestück in den Jahren des Dreißigjährigen Krieges an den Reichserbtruchseß Maximilian Willibald von Waldburg zu Wolfegg und Waldsee, von dem wir hören, daß er eine absonderliche Neigung zu den „geheimen und natürlichen Wissenschaften, als Medizin, Chemie und Alchimie", besaß und auch ein großer Freund der schönen Künste war. Als ein Bestandteil des Fideikommisses blieb von da an die kostbare Handschrift im Besitz der fürstlichen Familie.

Die Literatur über das vielbeschriebene Werk besteht seit dem Jahre 1786. In den letzten Jahrzehnten schwoll sie unheimlich an. Die „Hausbuchmeisterfrage" wurde zum permanenten Diskussionsgegenstand der kunsthistorischen Forschung. Groß war die Freude, als es Bossert gelang, auf einer Pferdeschabracke des „Turniers" den Namen H e n r i c h M a n g zu entziffern. Aber die eigentliche Lösung der Hausbuchmeisterfrage wurde trotzdem noch nicht erreicht. Eine Künstlerfamilie Mang lebte in Augsburg; aber ein Heinrich konnte in ihr bis jetzt noch nicht gefunden werden. Wichtiger ist vorläufig die Abhängigkeit vom Meister E. S., wie überhaupt die starke Beziehung zur oberrheinischen Kunst mit Konstanz als Zentrum. Eine gründliche Erforschung der seeschwäbischen Schule dürfte hiefür noch manche Klärung bringen. Doch bleibt dies eine Sorge für sich. Die Herausgabe des Hausbuches hat damit nichts zu tun. Hier handelt es sich nicht um ein Aufrühren von Hypothesen, sondern um die Darbietung eines wichtigen Studienmaterials und außerdem um die Popularisierung — wenn man im engern Kreise der Gebildeten so sagen darf — eines Werkes, das bisher auch den meisten Gelehrten unzugänglich war, und das nicht allein dem Kunst- sondern auch dem Kulturhistoriker eine unerschöpfliche Quelle für Studien verschiedenster Art ist. Bisher bestand zwar schon in den Nachstichen der Essenweinschen Ausgabe von 1887 eine Publikation der Handschrift, die sich jedoch nicht entfernt mit der Qualität derjenigen des „Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft" messen kann. Diesem Verein, der gegenwärtig eine Reihe von Publikationen kostbarster Art — die karolingischen Miniaturen, die Handzeichnungen Hans Holbeins d. J. in Faksimileausgaben — in Angriff genommen hat, gebührt der Dank der Nation. . . .

Für das „Hausbuch" waren in Bossert und Storck zwei Gelehrte gewonnen worden, die den nötigen Text in sorgfältiger Weise bearbeiteten und sich um die gründliche Durchfeilung der einzelnen Kapitel verdient machten.

Mela Escherich





Das schlesische Volkslied

Von Wilhelm Schremmer

Die überaus reichbewegte geschichtliche Vergangenheit hat dem Schlesier nimmer seine Liederlust rauben können; wie er auch hin und her geworfen wurde aus den polnischen und böhmischen Herrschaften, sein Lied sang ihn wieder in die Höhe. Ja in Zeiten, wo mancher Stamm die Poetik müde beiseite legte, war er es, obwohl er oft zehnmal tiefer im Elend saß als seine Brüder, der sie wieder blitzblank herauskramte. So steht das Lied als Ausdruck des Gemütes neben jener wunderbaren Beweglichkeit und Zähigkeit, die das Völkchen in der Ebene von der russischen Grenze bis in die vielen Berge hinauf zu allen Zeiten auszeichnete. Ein wahres Wunderland: mit am spätesten, sicher am schnellsten und am glücklichsten von Deutschen besiedelt, zusammengeschmolzen aus den verschiedensten Elementen, die sich bald als neue Einheit kundgaben, blieb das Neuland mit am fruchtbarsten für das alte Mutterland. Die seltene Anhänglichkeit und tiefe Liebe für die Poetik und hier für die Musik insbesondere stammt gewiß aus der fränkisch-thüringischen Heimat. Ein Lied zeigt die Höhe aller Lust, und wo heute noch echte Schlesier beieinandersitzen, heißt es sicher einmal: „Sing mer ok a Liedla“ und schließlich immer wieder: „Sing mer ok no ees!“ Musik darf bei keinem Feste fehlen. Davon erzählen uns schon die alten Berichte.

Als am 24. Mai 1577 Kaiser Rudolf II. in Breslau einzog, war auf der Albrechtsgasse ein schöner Bogen mit einem durchsichtigen Saal errichtet. Von hier tönte eine liebliche schlesische Musika dem hohen Gaste entgegen.

Ein wichtiges Volksfest, ein lustiges Freischießen, das vom Rate der Stadt Neiße im Jahre 1612 ausgeschrieben wurde, ist von Georg Reutter, der Armbrust- und Büchsenschütze und zugleich Schreiber im alten Schweidnitzer Zwinger zu Breslau war, in nahezu 4000 Reimen besungen worden („Ausführlicher, wahrer und ganz gründlicher Bericht deß Fürstlichen rechten Freischüssens, welcher Massen

und Weise dasselbe nechst verstrichenen 21. Mai des 1612ten Jahres auff gnädigste Anordnung Jhr. Fürstbischöfl. Durchlaucht, des Erzherzogs und Fürstbischofs von Breslav, Caroli von Einem Ehrenvesten Rath der Bischöflichen Stadt Neiß in Schlesien ausgeschrieben durch Georgium Reuttern, Mitburgern in Breslav. 1612"). Das Fest dauerte zehn Tage; eine große Anzahl von Herzögen nnd Grafen waren mit Räten und Offizieren eingeladen, dazu auch die Städte Wien, Linz, Prag, Grätz in Steiermark, München, Passau, Klagenfurt, Laibach u. a. Da wird denn wacker musiziert mit „Drommeten, Kesseldrommeln, Pfeiffen, Pombhardt, Regal, Zinken, Lauten, Violen, Geygen"; aber

„Auch waren der Jungen gnug vorhanden,
die zu Dienste sein gestanden
vnd sich zum singen brauchen lassen,
lieber, als das sie etwan saßen
inn der schuel oder der Werkstatt."

Dazu fügt der Chronist lustig hinzu, daß die Sänger allzulange von den Pflichten fernblieben, und daß sie deswegen tüchtig gestrichen wurden, aber alle Schläge nichts halfen, weil ihnen „lieber als das Essen der Gesang war".

Die Chroniken melden uns, daß die Pfeifen, Flöten, Schalmeien die ältesten Instrumente sind, die oft das Lied begleiten. Noch heute lieben es die Schlesier in den Bergen, zu Festzeiten ihre liebsten Lieder auf allerlei Instrumenten in die Berge zu posaunen.

Undenkbar ohne Gesang sind die großen schlesischen Feste: Kirmes, Hahnschlagen in den Bergdörfern, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Hochzeiten, Taufen, die Hunderte und Tausende auf die Beine bringen. Die neue Zeit hat hier schon manches abgebröckelt, und vieles war früher allgemein, was heute nur noch die Kinder singen und üben. So singen heute nur noch die Kinder vom großen Kampfe in der Natur:

A Tuta hoan mer nausgetrieba,
a lieba Summer breng mer wieder,

wo noch vor fünfzig und hundert Jahren alle dabei waren, wie man den Tod in das Wasser versenkte und voll bunter Bänder das den Sieg der Sonne und das Erwachen der Natur darstellende Sommerbäumchen in das Dorf zurücktrug. Das Singen nahm oft kein Ende. Noch 1786 beklagt man sich, daß Prediger, Schulmeister, Rektoren, Kunstpfeifer, Totengräber, Schornsteinfeger, Turmwächter, Kirchendiener, Stadtbläser und Gassenvögte zu Neujahr alle Häuser mit ihrem Singen belagern. Man sieht, daß die verschiedensten Stände etwas davon verstanden und, wenn es ging, Nutzen daraus schlugen.

Mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges stellen wir auch in Schlesien, wie überall im deutschen Lande, einen Verfall des Volksliedes wie der festgegründeten Sitten fest; 1725 zieht in Breslau eine italienische Operngesellschaft ein, Einzelne Volksschichten beginnen sich vom Volksganzen abzulösen. Das Gesellschaftslied mit seinen sprachlichen und melodischen Schnörkeleien wird Mode; aber das echte Volkslied ist keineswegs gestorben. Draußen auf dem Lande lebt

es noch, und wieder und wieder kann der gebildete Städter dieses echte Naturkind mit seiner Frische und einfachen Schönheit doch nicht aus seinem Herzen ausschließen. Lehrreich ist hier eine Breslauer Liederhandschrift aus dem 17. Jahrhundert, in der oft mitten in allen Seufzern an griechische Göttinnen wieder eine echte Naturblume prangt, wie:

Susanna willtu mit?
Ey du lieber Fiedelmann, wenn die Mutter will.

Oder:

Ey Bauer laß nur die Rößlein stahn,
sie sint nicht dein,
du trägest noch wohl von Nesselkraut ein krentzelein

Das Nesselkraut ist bitter und herb,
es brennet sehr,
verloren hab ich mein feines lieb, das reuet mich sehr.

Es reuet mich sehr
und tut meinem Herzen weh,
daß ich die Herzallerliebste mein soll sehen nicht mehr.

Wie sehr sich selbst in schrecklichen Zeiten solche echte Klänge in die Herzen gruben, bezeugt uns eine sehr bemerkenswerte Stelle in Logaus „Sinngedichte, drey Tausend“ aus dem Jahre 1654, wo es im zweiten Tausend heißt:

Die Junker gingen seichte,
Wann's höflich wo ging zu, so klang ein Reuterslied,
Der grüne Tannenbaum und dann der Lindenschmid.

Das Volkslied kam trotz des großen Krieges schon wieder in die Höhe, aber die Kluft der Stände konnte es nicht mehr überwachsen.

Das älteste uns erhalten gebliebene schlesische Kinderliedchen stammt aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts. Es wurde von Kindern bei Neujahrsumzügen gesungen und muß öfters als Grundlage zu Neujahrspredigten gedient haben; dreimal finden wir es in Predigthandschriften aus dieser Zeit eingestreut und geistlich ausgelegt. Es lautet:

Volge, kint, volge,
Jch weis mir eyn holden,
Jch weis in dirre gassen
eynen riche man gesessen.
Hannus mein herre
daz dich got ere
daz dich got ere.
Gebet vns eine Gobe
czu desim Neuen iare.
Heuer eynen pfeninc,
czu iare eynen schilling.

Dieses Liedchen erinnert an alle die Kindergesänge, die heute noch in Schlesien zum Sommersonntag vor den Häusern erschallen; es weist aber auch auf das alte deutsche Mutterland und auf die uralten Bräuche, die von den Einwanderern in eine neue Landschaft verpflanzt wurden. Aus dem 16. Jahrhundert rettete sich ein längeres schlesisches Dialektlied: „In unsers Nachbars Brosis huß, do geht ein gorten hingen nuß“, das dann Thomas Elsbeth 1599 in Frankfurt in seiner Liedersammlung bringt.

Das ältere schlesische Zeitlied hebt sich über einzelne Wirrnisse wie Münzkämpfe u. a. nicht hinaus. An der österreichischen Geschichte hat es nie wahrhaften Anteil genommen. Zu höherem Fluge hebt es sich aber auf, als preußische Trompeten im Lande schmettern und das Schicksal des größten preußischen Königs in jahrelangem Ringen auf schlesischem Boden erkämpft wird. Von da ab ist das Zeitlied bis hin zu 1870 nie verstummt; wuchtig schreitet es nun daher, an Spott und fortreißender Begeisterung, an Fröhlichkeit und Schwermut in Wort und Weise gleich stark. Gewiß ist eines der neuesten und schönsten Kriegslieder: „Die Sonne sank im Westen, mit ihr die heiße Schlacht“, das 1870 über ganz Deutschland verbreitet wurde und noch heute viel gesungen wird, schlesischen Ursprungs. Gleich nach der Schlacht bei Königgrätz wird es schon in den schlesischen Bergen gesungen und ist mehrfach vor 1870 in Schlesien nachzuweisen; 1870 wird es dann auf die Schlacht bei Sedan bezogen.

In der wissenschaftlichen Festlegung der Lieder ist Schlesien den meisten anderen Gauen vorangeschritten. 1842 gibt kein Geringerer als Hoffmann von Fallersleben gemeinsam mit Ernst Richter eine Sammlung von 300 schlesischen Volksliedern heraus, die bis heute eine Mustersammlung darstellt und für die meisten anderen Provinzen vorbildlich wurde. Sie übertrifft an Gediegenheit die Uhlandsche Sammlung aus den Jahren 1844 und 1845, schon weil sie die Weisen in das Forschungsgebiet mit vollem Rechte einbezieht. Nur das echte, wahre Volkslied, das aus dem Volke herauswuchs, ist vertreten, und zwar in folgenden Abteilungen: Balladen, Märchen, Liebeslieder, Jägerlieder, Ehestandslieder, Handwerkslieder, Soldatenlieder, vermischte Lieder, Wiegenlieder und geistliche Lieder. Was das Werk vor allem noch so wertvoll macht, sind die eingehenden Vergleichshinweise auf die deutschen wie besonders auch die skandinavischen und niederländischen Volksgesänge. Wie durch Gediegenheit und Gründlichkeit war es durch seinen seltenen Reichtum ausgezeichnet. So manches Liedchen flatterte nun aus dem Schlesierland über das große deutsche Vaterland und bürgerte sich schnell ein. Meist war es die anheimelnde Weise, die über die Grenzen hinaus fortklang, so z. B. zu „Gestern abend ging ich aus“, „Liebster Herr Jesu, Herrscher von uns allen“, „Jetzund reis' ich fort von hier“, die heute meist zu dem Hoffmannschen Liede „Alle Vögel sind schon da“ gesungen wird.

Seit der Herausgabe der ersten schlesischen Volksliedersammlung ruhte die Sammeltätigkeit, obwohl der Volksliederborn lange nicht erschöpft war. Hoffmann von Fallersleben plante weitere Veröffentlichungen; politische Stürme aber wehten dazwischen. Auch wurde das Volkslied in jenen Jahren nur von wenigen recht gewertet. Stille Hände blieben freilich in vielen Orten mit hand-

schriftlichen Aufzeichnungen beschäftigt, und manches Liederheft wurde in den vielgeblumten schlesischen Truhen geborgen. Einzelne mit der Erhaltung des Volksgutes beschäftigte Männer, z. B. der treffliche Schriftleiter der „Schlesischen Provinzialblätter, Neue Folge", Th. Ölsner in Breslau, griffen über eng beschränkte örtliche Gegenden hinaus. Auch viele auswärtige Forscher, wie Erk, streiften schlesisches Gebiet. Erst spät erschienen dann zwei neue Sammlungen: G. Amft, Volkslieder der Grafschaft Glatz. Habelschwerdt 1911, und W. Schremmer, Volkslieder aus dem Eulengebirge. Breslau 1912 (mitherausgegeben von E. Schönbrunn).

Daß gerade die neuen Arbeiten in den Bergen einsetzen, ist nicht verwunderlich. Hier gilt es, noch alles zu bergen; die erste schlesische Volksliedersammlung reicht nur an die Berge heran. Dort oben aber springt der Liederquell munterer als unten in der Oderebene. Beide Sammlungen berücksichtigen besonders auch die Hirtenrufe, die Kinderlieder und das volkstümliche Lied, die bei Hoffmann-Richter nicht vertreten sind. Als Band I von Schlesiens volkstümlichen Überlieferungen sind die schlesischen Weihnachtsspiele, von F. Vogt bearbeitet, erschienen.

Alles Singen ist auch beim Schlesier ein Herausheben aus den vielen Sorgen und Nöten der Alltäglichkeit. Dann schaut er wohlgefällig von seiner Scholle in die graue Vergangenheit und kleidet alle Welt in Seide und schneeweißes Linnen. Plötzlich stimmt er oft ein Lied an, um loszuwerden, was ihm das Herz bedrückt, und sich das lästige Schweigen vom Halse zu schaffen, auf das bei ihm stets ein trübes Sichversinnen folgt. Ein leicht hervorstechender Charakter, etwa dem im tirolerischen und skandinavischen Gesange vergleichbar, läßt sich beim schlesischen Volksliede nicht feststellen; doch verleugnet es die Eigenarten des Schlesiers keineswegs. Man muß schon Land und Leute genau kennen, um das betrachten zu können. Dieses wirkliche Kennenlernen fällt dem Fremden, und mag er noch so lange in Schlesien wandern, meist sehr schwer. Er sieht wunderliche Gegensätze: jubelnden Übermut und Leichtsinn vereint mit stiller Melancholie, rastlose Beweglichkeit neben breiter Umständlichkeit, allen vertrauende Gesprächigkeit neben augenblicklicher Verschlossenheit. Dazu kommen örtliche Gegensätze, der Oberschlesier mit seiner Rauheit und jenes Völkchen dort oben in den Bergen mit dem wehmütigen, kindlichen Lächeln und der noch kindlicheren Sprache: Nu do, nu do! darin ein wahrer Zauber des Rührenden wohnt. Die schlesische Geschichte erschwert des Rätsels Lösung; der Wanderer schnürt sein Bündel und zieht mit dem Rätsel beladen davon. Eben jenes schlesische Gemüt, jene seltene Mischung von Schwermut und Fröhlichkeit, das allen Schlesiern, ob sie nun an der Oder oder in den Bergen wohnen, eigen ist, spricht sich auch im Gesange aus. Hier sind vor allem die Änderungen wichtig, die in Schlesien an den allgemein deutschen Liedern vorgenommen wurden. Oder man betrachte doch nur ein so belangloses Liedchen, wie es in den Bergen beim Kühehüten gesungen wird:

Kiela wedo-o, Kiela wedo-o,
ho-o-aho-o,
Kiela wedo-aho!

mit seinen langgezogenen Tönen (Schremmer, Volkslieder aus dem Eulengebirge, Nr. 188). In der Tonfolge kommt gerade die Mischung und das Sichverschlingen

von Schwermut und Fröhlichkeit am glücklichsten zur Geltung. Eigenartig ist zudem der große Melodienreichtum: fünf, sechs Weisen zu einem Liede ist keine Seltenheit. Selbst in kleinen Gegenden ist das festzustellen. Bei meiner eigenen Sammelarbeit habe ich oft bei Dörfern, die kaum fünf Minuten entfernt waren und in täglichem Austausche stehen, völlig verschiedene Weisen gefunden. Jedes Dorf setzt dann natürlich auf seine Weise einen besonderen Stolz. Immer aber bleiben gerade die vielen seelischen Erfassungen eines Liedes für den Betrachter von besonderem Reiz.

Aus allem Sichversinnen blitzt schließlich doch der echt deutsche Humor heraus. Dann gießt wieder der Himmel den hellsten Sonnenschein auf das Erdenleben, und auch die dunkelste Nacht sät wieder Sterne. Wieviel Humor steckt nicht allein in Wort und Weise des kleinen schlesischen Liedchens:

1. Da der Vogel auf'm Baum saß,
Da pfiff er, da pfiff er: La, la ...

2. Da das Mädel vorüberging,
Da rief er, da rief er: La, la ...

3. „Mädel, wo bist du gewesen?"
„„Im Zimmer, im Zimmer, la, la."—

4. „Mädel, hast dich lassen küssen,
Tu's immer, tu's immer!" La, la.

Oder in dem vom Kränzelkraut:

Er. 1. Rosel, wenn du meine wärst? Nu ja, ja, nu ja, ja!
Und nach meinem Willen tätst? Nu ja, ja, nu ja, ja!

2. Rosel, pfluck dir Kränzelkraut,
Du sollst werden meine Braut!

Sie. 3. Kränzelkraut, das pfluck ich nicht,
Ich bin jung und heirat' nicht.

Er. 4. Bist du jung und heiratst nicht,
Bin ich zu stolz und mag dich nicht.

Dieser Humor fehlt auch nicht in schweren Stunden. So ruft der scheidende Soldat 1813 der bitter weinenden Braut zu:

Ade, mein Liebchen! Ich muß fort,
Ich muß nach einem andern Ort
Marschieren in das weite Feld.
Es fehlt mir nur an Geld.

Leb wohl, mein Kind! Es muß geschehn,
Wir müssen jetzt zum Kampfe gehn
Nach Luxemburg am deutschen Rhein,
Dabei muß ich auch sein.

Und kehre ich dann einst zurück,
Mein Liebchen, welch ein großes Glück!
Dann kannst du sagen stolz und laut:
„Bin eines Helden Braut."

Nimmt eine Kugel mir das Bein,
Dort an dem schönen deutschen Rhein,
Komm' ich zurück ins Vaterland,
So wird mein Mut bekannt.

Dem Spott fehlt die Schärfe nicht; so fragt das Lied 1812 den aus Rußland fliehenden Kaiser, ob er etwa heiser ist und an die Füße friert. Im allgemeinen sind die Gebirgler auch in Schlesien witziger und beißender als die Leute des flachen Landes. Zahlreich sind natürlich auch die Neckereien auf einzelne Orte und Stände.

Von Balladen, die leider immer mehr in den deutschen Landen verschwinden, hat sich in Schlesien manch prächtiges Stück erhalten, so von dem schönen Hannele, vom Ritter, den die Otter ins Herz sticht, vom treuen Knechte, der mit seinem Herrn stirbt u. a. Von einer großen Anzahl Lieder wissen wir, daß sie nur auf schlesischem Boden heimisch sind oder sich von hier über andere Gaue verbreiteten, so wohl auch unter manchen anderen das herzige Liedchen: „Ach, Blümlein blau, verdorre nicht, du stehst auf grüner Heiden“. Alle die Lieder, die nur für Schlesien allein belegt sind, singen nicht etwa nur von heimischen Ereignissen, sondern heben sich allermeist in die Höhe allgemeiner Gefühle und Anschauungen. Die in allen deutschen Gauen bekannten alten Volkslieder vom Schloß in Österreich, vom Bäumlein im tiefen Tal usw. sind natürlich auch in Schlesien verbreitet. Ob Norden, Süden, Westen oder Osten, es gibt nur ein deutsches Volk. Heimatliche Lieder sind fast durchweg die mundartlichen Lieder. Die Mundart ist im schlesischen Liede nicht so stark vertreten wie im Gesange anderer Gegenden. Meist sind die mundartlichen Lieder scherzhaften Inhalts, wie das vom Bruder Malcher. Bekannt ist ja hier das Lied vom schlesischen Bauernhimmel:

Hopsa, hopsa! rüber und nüber,
Gimmer a Guschla, iech ga der's wieder.
Wenn ber warn ei a Himmel kumma,
Hot die Ploag a End genumma.

Ei dam Himmel ies a Laba,
Nischt vals lauter Kucha und Baba,
Laberwurscht und Zwiebelfischa
Hot ma täglich uf dam Tischa uff.,

das mehrfach, nicht zum Glück umgedichtet, in andere Landschaften getragen wurde, so vom Pfarrer Örth vor 1830 in das benachbarte Böhmen. Auch das bekannte Weberlied, das beim Weberaufstande im Eulengebirge 1844 eine Rolle spielte, den ja Gerhart Hauptmann in seinem bekannten Schauspiele behandelt, ist ein mundartliches Spottlied und von zwei Webern, deren Namen wir nicht kennen, gedichtet worden; Gerhart Hauptmann scheint das Lied nicht gekannt zu haben.

Auch beim volkstümlichen Liede, das in Schlesien Eingang gefunden hat, zeigen sich durch die Landschaft, durch Stimmung und jeweiligen Geschmack verursachte Änderungen, die bemerkenswert sind; hier und da werden Strophen dazu erfunden, manches gestrichen, und gar vieles fällt in das Reich der Undeutlichkeit. Rührselige und schaurige Gegenstände werden bei der Aufnahme bevorzugt; die Verworrenheit stört das Singen nicht, wenn eine schöne, leicht singbare Weise zugrunde liegt.

Eine reiche Ernte ist schon geborgen, aber noch ist der Born der ungehobenen Lieder unendlich tief. In alten Zeitschriften, Kalendern, Jahrbüchern liegt noch

viel altes Gut, hier und da auch in Museen und Büchereien. Auch die Zahl der bisher unbenützten Liederhandschriften ist noch groß. Das Wertvollste stellt aber immer wieder das noch von alten Leuten gesungene und noch unaufgezeichnete Lied dar. Hier tut Eile not. Denn unaufhaltsam rückt auch für Schlesien der Niedergang des Volksliedes heran. Schon wird es auch in den Wald- und Bergtälern stiller und stiller. Schienenstränge ziehen durch das Land, Berge werden durchbohrt, Tausende von Maschinen surren in den Fabriken, die Erde wird immer weiter untergraben. Drinnen aber stehen die Menschen bei den Maschinen und verlernen in dem eisernen Getriebe das Singen und Sagen; redet doch auch die Natur nicht mehr zu dem Herzen des einzelnen wie ehemals. Die Einheitlichkeit des Volkes ging längst verloren, das Spinnrad steht still, der Kienspan ist heruntergebrannt; neue Lichter gießen eine ungekannte Helligkeit herab. Die Volkstracht ist verschwunden, der Väter Hausrat ist zusammengebrochen und eine Völkerwanderung hat begonnen, wie sie noch keine Welt sah; immer weiter greift die Großstadt hinaus aufs Land. Die Welt ist anders geworden und mit ihr die Menschen. Ruhe und Frieden gehen dahin. Ob sich das Leben nur in das Innere zurückzieht, um erneut hervorzubrechen? Wir wissen es nicht.

Wie überall in den deutschen Gauen hat auch in Schlesien die Obrigkeit herzlich wenig Verständnis für die Naturgeschichte des Volkes gezeigt. Pfarrämter, Landräte, Dorfgewaltige zogen gegen das Dorflied los; man wetterte gegen die Spinnstuben, verbot das Singen unter der Dorflinde, den Dorfrundgang und stieß sich an der Fröhlichkeit, die doch nur zu natürlich ist. Schon 1605 wird in einer alten Dreidingsverhandlung im Grünbergischen „abgeschlossen und verboten, des Nachts im Dorfe auf und nieder zu gehen mit Jauchzen, Singen und Nachtpöken", und in einem anderen Artikel geht es den Rocken- und Lichterabenden an den Kragen. Unter der preußischen Herrschaft wurde die Sache nicht etwa besser. Was wurde damit erreicht? Man trieb die Leute in die Tingeltangel und auf die Tanzböden und zog die Vergnügungen zweifelhafter Art groß. Heute aber schreit man an allen Enden nach dem Volksliede.

Mit dem Sterben des Volksliedes hat es freilich noch seine Zeit. Das Volk erwies sich stets widerstandsfähig. Draußen pflügt noch der Bauer seine Scholle, die Kuhglocken erklingen, die Sonne verglüht noch hinter den Bergen, der Sturm rast noch durch die alten Bergtäler, und der Nebel webt noch das alte Träumen. Es gibt noch genug Leute im Lande, die es mit dem Worte halten, das einst einer der Vorväter fein säuberlich in eine Handschrift einzeichnete und wohl dazu sang:

Ach Gott, du wollst mir geben
in diesem Meyen grün
gesundes leben
und ein frölich lied.

„Der Schlesier kann seinen Sonntagsrock nicht ausziehen, ohne dabei zu singen", heißt es im deutschen Volksmunde.



Ein Volksopernhaus

Die Oper wird so lange in hohem Maße Luxuskunst sein müssen, als nicht Staat oder Gemeinde mit ganz erheblichen Summen für ihre Pflege eintreten. Gewiß könnte, wie die Aufführung des „Orpheus" in Hellerau bewies, der äußere Luxus der Opernausstattung sehr eingeschränkt werden. Gerade weil die Oper so ganz und gar unnaturalistisches Kunstwerk ist — denn schon die äußere Form, daß alles gesungen wird, ist niemals naturwahr im gewöhnlichen Sinne —, verträgt sie die durchaus freie Stilisierung der Bühne. Doch davon sind wir noch weit entfernt. Und selbst wenn dieser Schritt zur Vereinfachung getan wird, bleibt die Pflege der Oper viel teurer, als die des gesprochenen Dramas, einmal weil gute Sänger viel seltener und also auch viel teurer sind, als ausreichende Schauspieler, sodann weil für das Orchester eine Besoldung von doch durchweg sechzig Künstlern erforderlich ist, die das Schauspiel nicht braucht. Bei allen Opern, die Chöre haben — und das ist weitaus die größte Zahl — kommt noch das Honorar für diese hinzu, bei einem großen Teil der alten Opernliteratur außerdem ein Ballett. Also billig kann eine Oper, die etwas leisten will, niemals arbeiten. Wenn aber nichts wirklich Gutes geleistet wird, so verdient die Oper erst recht nicht die Bezeichnung der Volkstümlichkeit.

In Berlin sind trotz der drei Millionen Einwohner bisher alle Versuche, eine sogenannte Volksoper zu schaffen, an dieser Geldfrage gescheitert. Gerade hier stellt man mit vollem Recht an eine den weiteren Volkskreisen sich zuwendende Oper hohe künstlerische Anforderungen. Privates Kapital aber läßt sich niemals auf langfristige Verzinsung ein, und so verfielen unsere bisherigen Opernunternehmungen immer dem Fehler, auf ein Zugstück auszugehen, das sie in der einen Spielzeit möglichst oft wiederholen konnten. Da nun die meisten Menschen, wenigstens im gleichen Winter, nur einmal in dieselbe Oper gehen, ist es auf diese Weise niemals möglich, ein Stammpublikum heranzuziehen, und auch in diesem Falle zeigt sich, daß der unkünstlerische Betrieb einer der Kunst gewidmeten Stätte in der Regel auch geschäftlich ungünstig ist.

Das Deutsche Opernhaus in Charlottenburg, über dem diese reiche Stadt schützend ihre Hände hält, hat darum mit vollem Recht die Schöpfung eines ausreichenden Repertoires als seine Hauptpflicht erkannt. Dank diesem hat es eine Abonnentenzahl erreicht, wie sie wohl keine zweite deutsche Bühne aufzuweisen hat. Das Deutsche Opernhaus hat ferner erkannt, daß heute doch auch die weiteren Volkskreise so weit sind, als künstlerischen Maßstab einer Aufführung ihr Gesamtniveau anzusehen. So hat die Bühne auf jedes Starsystem und in diesem ersten Jahre auf jedes Gastspiel verzichtet, hat ein ausgezeichnetes Orchester, einen guten Chor zusammengestellt und bei allen Einstudierungen den Nachdruck auf das Zusammenspiel, auf das Ineinandergreifen aller Kräfte gelegt. Wer sich auch nur eine leise Vorstellung von den ungeheuren Schwierigkeiten machen kann, die die Zusammenstellung eines ganz neuen Sängerpersonals bedeutet, muß zugeben, daß man auch darin eine glückliche Hand gehabt hat. Fehlen auch bis auf den Baßbariton Karl Braun, der der berufene musikdramatische Sänger ist, die überragenden Persönlichkeiten, so sind doch eine ganze Anzahl tüchtiger Kräfte da. Die Jugend herrscht vor und damit ein außerordentlich hingebungsvolles Arbeiten; im übrigen werden schon in der nächsten Spielzeit einige Lücken geschlossen, einige Unzulänglichkeiten verbessert sein.

In dieser ersten Spielzeit mußte das Deutsche Opernhaus noch ohne Richard Wagner auskommen. Vom Januar 1914 ab wird Richard Wagner den Spielplan beherrschen. Das ist natürlich, und in diesen Falle noch besonders berechtigt, weil es unglaublich große Volkskreise in Berlin gibt, die noch niemals eines der Dramen Richard Wagners auf der Bühne haben sehen können. Es ist aber freudig zu begrüßen, daß die Leitung schon jetzt eine große

Reihe anderer Werke neu für den Spielplan in Aussicht genommen hat, so daß wir also hoffentlich vor einer einseitigen Pflege Wagners bewahrt bleiben. Ich wünsche das besonders im Interesse der Kunst Wagners selbst, die vor der sonst unausbleiblichen Reaktion geschützt werden muß.

In diesen acht Monaten der ersten Spielzeit hat man die bewundernswerte Arbeit geleistet, siebzehn Werke von Grund auf neu einzustudieren. Jede der Aufführungen konnte als Gesamtleistung auch höhere Ansprüche befriedigen. Die größte Zahl der Aufführungen hat Beethovens „Fidelio" erreicht. Er ist 52mal gegeben worden, so daß über hunderttausend Menschen dieses edle Kunstwerk genießen konnten. Auch die Aufführungszahlen von „Oberon" (30), „Figaros Hochzeit" (28), „Der Freischütz" (18), „Zar und Zimmermann" (22) bedeuten mit rund hundert Abenden die Vermittlung reiner, urdeutscher Kunst an zweihunderttausend Besucher. Nicolais „Lustige Weiber" begrüßt man freudig an dieser Stätte, auch gegen Flotows „Martha" habe ich nichts einzuwenden. Daß Tschaikowskys „Eugen Onegin" trotz der vielen musikalischen Schönheiten, trotz der schönen Bühnenbilder, zu denen er Gelegenheit gibt, dem deutschen Volke niemals nahezubringen ist, mußte sich die Leitung sagen, und ich meine, sie hätte sich diese Arbeit auch ersparen dürfen. Nur wer Puschkins Dichtung kennt, wird diese losen Szenen zum Drama verbinden können. Im übrigen aber liegt uns auch dann noch diese ganze Welt eines slawischen Pessimismus und einer reichlich verblaßten Romantik fern. Ich glaube auch, daß Goldmarks „Königin von Saba" im wesentlichen nur der Gelegenheit zu glänzenden Bühnenbildern die Aufnahme in den Spielplan verdankt hat. Auch dieses Werk wird letzterdings Kosten und Arbeit nicht lohnen, ganz abgesehen davon, daß diese starke Hinlenkung auf das Schauen leicht zur Gefahr werden kann. Die einmal geweckte Schaulust des Publikums ist nur durch immer glänzendere Ausstattung zu befriedigen, und so würde auch hier eine Veräußerlichung des künstlerischen Verhältnisses gleichzeitig eine Verschlechterung der geschäftlichen Aussichten bedeuten.

Zwiespältig bleibt das Empfinden gegenüber der Aufnahme einer Operette in den Spielplan, auch wenn diese Operette so starke musikalische Werte besitzt wie Sullivans „Mikado". Für mein Gefühl verdirbt aus dem ganzen bisherigen Operettenschatz nur Johann Strauß' „Fledermaus" nicht die Luft.

Wenig Glück hat man mit den Neuheiten gehabt. Dohnanys „Tante Simona" ist eine Nichtigkeit, deren Belanglosigkeit in einem so ungeheuren Hause geradezu hilflos wirkte. Seine musikalisch sehr reizvolle Pantomime „Der Schleier der Pierette" ist dadurch fehl am Ort, daß das Publikum zum Genuß mimischer Kunst erst erzogen werden muß. Kurt Hösels „Wieland der Schmied" ist der Typus eines Epigonenwerkes und mußte natürlich versagen. Kann man diese drei Fehlgriffe leicht entschuldigen, so fällt mir das sehr schwer gegenüber einem Mißgriffe, der allerdings den äußeren Erfolg für sich hatte, Puccinis „Mädchen aus dem goldenen Westen". Diese ganz rohe, jedes künstlerischen Wertes bare Schöpfung gehört in kein Theater, das den Anspruch erhebt, eine Stätte edler Volkstümlichkeit zu sein. Die Gefährlichkeit eines solchen Werkes liegt darin, daß sein äußerer Erfolg gesichert ist. Diese zweiundzwanzig Abende, an denen hier ein innerlich und äußerlich rohes Werk in glänzender Aufmachung dargeboten wurde, erscheinen mir als die schwerste Buchung auf der Verlustseite.

Das Deutsche Opernhaus muß zur Überzeugung gekommen sein, daß es ein Publikum besitzt, das keiner Sensationen bedarf. Das gibt der Leitung dieser Bühne eine außerordentliche Bewegungsfreiheit, die in echt volkstümlichem Geiste zu nutzen die höchste moralische Pflicht dieser Kunststätte ist. Diese Seite der Kunstpolitik ist eben so wichtig, wie die rein soziale, die in sehr erfreulicher Weise durch die Nachmittagsvorstellungen erfüllt wurde. Neben vier Freivorstellungen für Schüler haben sechsunddreißig solcher Aufführungen stattgefunden, die

an die Freie Volksbühne und den Verein für Volksunterhaltungen verpachtet waren. Diese Veranstaltungen waren natürlich durchweg ausverkauft, und so haben etwa achtzigtausend Menschen für den Preis von 1 Mark bis 1.50 Mark einschließlich aller Nebenabgaben gute Opernvorstellungen wertvoller Werke sehen können.

Man schreite auf diesem Wege weiter, der Segen dieser Arbeitsleistung wird im Laufe weniger Jahre sichtbar werden. R. St.



Fortschrittsheuchelei

Wir erleben heute die eigentümliche Erscheinung — am charakteristischsten auf musikalischem Gebiete —, daß die kühnsten Verwegenheiten, die gesuchtesten Neuerungen ein beifallsfreudiges Publikum und eine oft leidenschaftlich eintretende Kritik finden. Das widerspricht nicht nur aller Gewohnheit vergangener Zeiten, sondern auch der innersten Natur eines wirklich lebendigen Kunstverhältnisses. Es ist ganz selbstverständlich, daß der Mensch am Gewohnten hängt, daß er das ihm Vertrautgewordene liebt. Es ist nun ganz unmöglich, daß ihm ein wirklich Neues sofort eingeht. Das wäre geradezu ein Unglück. Denn ein so kampflos erworbener Besitz wird niemals zum wirklichen Besitz. Wenn wir schon das von den Vätern Ererbte neu erwerben müssen, um es zu besitzen, so muß dieser wirkliche persönliche Erwerb erst recht Gesetz sein für ein neu zu Eroberndes. Wenn wir also das heutige Gebaren eines großen Teiles der Kritik und des Publikums gegenüber musikalischen Neuerscheinungen sehen, so müssen wir die Folgerung ziehen: Entweder ist es um die wirkliche Neuheit dieser Werke nicht so großartig bestellt, wie uns eingeredet wird, oder aber beim Verhalten von Publikum und Kritik muß irgend etwas nicht stimmen.

Es stimmt wirklich nicht. Durchaus zutreffend charakterisiert Alexander Moszkowski in einem „Das verlorene Paradies" überschriebenen Aufsatze („Berl. Tageblatt" Nr. 575 und 588) diesen Zustand. Unter der scherzhaften Form verbirgt der gerade auf musikalisch-satirischem Gebiete bewährte Humorist recht ernste Gedanken und Mahnungen:

„Vor vierzig bis fünfzig Jahren hat unsere gesamte Kunstkritik ein Malheur erlebt, von dem sie sich so recht bis heute nicht erholen konnte. Es mag ja sein, daß ein Erdbeben, ein Zyklon größere Verwüstungen angerichtet hat, nachhaltiger aber ist noch keine Katastrophe gewesen als diese, die ihre Folgen an einem ganzen Berufsstande noch nach einem halben Jahrhundert aufzeigt. Also man hatte eine der größten Erscheinungen der Weltgeschichte, nämlich das Richard Wagnersche Kunstwerk, mißverstanden, die Peripetie der Entwickelung verfehlt, im Bunde mit führenden Komponisten und hervorragenden Ästhetikern, die für sich imstande gewesen wären, die öffentliche Meinung zu beherrschen. Aber dieses Mißverständnis war vom Volk nicht sanktioniert worden: Geh du rechtswärts, laß mich linkswärts gehn, — hatte der Volksgeist entschieden, gegen alle Autoritäten mit komponierender und rezensierender Feder, mit solcher Nachdrücklichkeit entschieden, daß sein Wille das neue Kunstgesetz wurde, und daß die Gefiederten umlernen mußten. Als Residuum dieses welthistorischen Vorganges ist der Kritik ein Prinzip lebendig geblieben: Eine solche Blamage darf sich in aller Welt niemals wiederholen! Längst sind sie dahin, die jene Blamage anrichteten und ihr zum Opfer fielen. Aber die Kritik als solche, vertreten in den Söhnen und Nachfolgern der Firma, spürt heute noch den Schrecken in Form des kategorischen Imperativs: Nie wieder! Über allen direkten Tonempfindungen, Reizungen, akustischen Widersprüchen und ästhetischen Zweifeln hat sich ein oberstes Denkgesetz aufgebaut: Immer mitgehen, bis an die Peripherie der Produktion mitgehen, in jedem Stürmer das Genie wittern, — es könnte ein Großer sein!

Die Methode ist unfehlbar: Wenn ich immer gut Wetter prophezeie, wird mich kein Sonnenstrahl dementieren, und wenn ich mit allen Verwegenen gemeinsame Sache mache, kann mich kein Übermächtiger zu Boden strecken. Und nun hat sich in selbstverständlicher Wechselwirkung folgender Tatbestand herausgebildet: die Natur, die ehedem in der Erschaffung der Genies äußerst sparsam vorging, entfaltet nach Gutachten der Kritik seit etwa zwei Jahrzehnten eine ungeheure Gebelaune; die wie Pilze nach dem Regen aufsprießenden Genies orientieren sich mit Leichtigkeit nach der Windrichtung, sie überbieten einander in Extravaganzen, da dem Extravagantesten alle Vorteile der Meistbegünstigung zufallen. Das Publikum aber wird vor ein immenses Pensum gesetzt: es wird dermaßen in Anspruch genommen, die unübersehbare Fülle der Neugenialen zu begreifen, daß ihm kaum noch die Möglichkeit bleibt, sich der alten Werte zu erinnern. Jedes Jahr überspült eine Welt von Schönheit und Reiz mit den überall gleichen Fluten gestaltlos wogender Musikmaterie. Nur noch wenige Hochbauten, wie etwa der Beethovensche Leuchtturm, halten der Überschwemmung stand. Aber alle Plantagen ihnen zu Füßen, die Wundergärten, deren höchster Zauber vielleicht in ihrer Vergänglichkeit ruhte, die beglückenden Gewächse, die nicht den Wuchs der Zeder, nur den Duft der Rose, die stille Herrlichkeit des Veilchens besaßen, liegen unter der Fläche ersoffen und verschlammt. Es muß einmal gesagt werden: nicht Neuland wurde gewonnen und urbar gemacht, sondern Altland wurde fortgerissen. Und wenn Xenophons Zehntausend jubeln durften, als sie dem Meere nahekamen, so haben die Hunderttausend von heute Grund zu wehklagen: Thalatta, Thalatta! wenn sie von der monotonen Salzflut eingeholt werden ...

Aber, so höre ich den Einwand, diese Schätze mußten und müssen vergehen, um neuen Errungenschaften Raum zu geben: nur auf den Trümmern alter Kunst kann das Verständnis und das Entzücken für eine neue gedeihen. Verständnis? Zugestanden, insofern es als der Trieb aufgefaßt wird, sich in einer uferlosen, chaotischen, von kosmischem Dröhnen erfüllten Musik zurechtzufinden. Entzücken? Ehrlich gesagt, davon merke ich nicht viel. In dem futuristischen Glaubensbekenntnis hat die Freude ausgespielt. Ich sehe eine Überfülle von Konzerten und Opern, mit Myriaden höchst aufmerksamer, bis zur Aszese geduldiger, lernbegieriger und interessierter Hörer; nur daß sich ihr Interesse ganz einseitig nach der Richtung des Begreifens konzentriert, nicht nach der des Genießens. Selbst wenn ich richtige Erfolge von einst und jetzt zugrunde lege — ich bin leider alt genug, um vergleichen zu können —, so komme ich in keinem Moment davon los: es ist ein Unterschied zwischen dem Fluidum, das durch eine entzückte Hörerschaft von ehedem wogte, und der Welle des gemeinsamen Einverständnisses von heute. In den Beifall ist Automatismus hineingekommen, und auf den Gesichtern lagert des Gedankens Blässe. Ich sehe mir so einen Beifallsspender an und diagnostiziere: Die Sache hat ihm nicht viel eingebracht, aber er erklärt ein hohes Einkommen an Genuß, um den Kredit nicht zu verlieren. Er markiert Vorgeschrittenheit, letzte Kultur, strammes Mitgehen bis ins Extrem, aber es ist nicht eigentlich die Bürde der Begeisterung, deren er sich entladet, sondern die Bürde des vier- oder fünfsätzigen sinfonischen Ungeheuers, und wenn ich ganz scharf aufpasse, so entdecke ich im Applausgeräusch gewöhnlich ein Untermotiv, welches sagt: Gott sei Dank, daß der Bandwurm zu Ende ist! Im Grunde genommen ist er ein Eingeschüchterter, der es sich als ein moderner Mensch um keinen Preis ansehen lassen darf, wie schwer die Suggestion der Umwelt auf ihm lastet; infolgedessen benutzt er den einzig möglichen Ausweg, indem er die Haltung des Couragierten annimmt und sich mit seinem Evoe in die vorderste Reihe der Bacchanten schiebt. Die Probe aufs Exempel erhalte ich regelmäßig, wenn ich mir so einen Begeisterten privatim vornehme und ihn nach seinem positiven Gewinn befrage. Bitte, schlagen Sie mir auf dem Klavier eine Stelle an, die Ihnen besonders gefiel, ein Thema, eine Modulation, ein Irgendetwas, das Sie gefangennahm und Sie beschäftigt. Sie können nicht spielen? Gut, dann singen, summen, pfeifen Sie es, nur zum Zeichen, daß ein Niederschlag in Ihnen haften blieb. Fast regelmäßig stoße ich auf ein Vakuum. Der Mann deklariert seine Begeisterung,

aber er hat nichts gegenwärtig, das Werk hat seinem Gedächtnis nichts gesagt. Und da im Denken wie im Fühlen das Gedächtnis den letzten Schluß und die eigentliche Kontrolle bildet, so erleben wir hier fast durchgängig jenes unheimliche Rätsel einer Folge ohne Grund, einer Wirkung ohne Ursache. Aber die nämliche Person ertappt sich unzähligemal auf Reminiszenzen aus Klassikern und Romantikern von Bach bis zu Schumann und herab bis zu Offenbach, ja sein ganzes musikalisches Bewußtsein, soweit es in ihm lebendig ist und nicht unter einer nebelhaften Doktrin begraben liegt, setzt sich aus solchen Reminiszenzen zusammen; wie ganz natürlich, da das Bewußtsein überhaupt mit der Erinnerung, der organischen Mneme, eine restlose Kongruenz darstellt." St.



Rundschau

„Konservatorium." Allmählich scheint auch in weiteren Kreisen die Erkenntnis zu dämmern, welch üble Zustände sich unter der vielfach so glänzenden Schauseite der sogenannten Konservatorien verbergen. Herrschen selbst an hochberühmten Anstalten, soweit sie ausschließlich vom Privatkapital und seinen Interessen regiert werden, in den Besoldungsverhältnissen der Lehrkräfte, der pekuniären Ausnützung der Schüler, in der Vernachlässigung der Gesamtausbildung zugunsten einseitiger Virtuosität recht anfechtbare Zustände, so sind eine große Zahl jener kleineren Anstalten, die sich hochtrabend als Konservatorien, Musikakademien usw. bezeichnen, geradezu Schwindelunternehmungen, zu denen es auf den andern Gebieten des Unterrichtswesens längst keine Seitenstücke mehr gibt. Der Presse obliegt es hier, Aufklärungsarbeit zu leisten und vor allem nicht länger durch die Veröffentlichung der lächerlich marktschreierischen Anzeigen solcher Anstalten diesem Beginnen noch Vorschub zu leisten.

Unlängst hat auch der „Vorwärts" in diese dunkle Ecke unseres Musiklebens hineingeleuchtet. Seine Ausführungen verdienen weiteste Verbreitung und seien darum hier im Auszuge wiedergegeben.

„Nirgends gibt es wohl auf irgendeinem Kunstgebiet so viel „Schwimmer", so viel Scharlatane, wie in der Musik, nirgends so viel ungebildete und eingebildete Menschen, wie in unserem Virtuosentum. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, den Ursachen, die diese nicht wegzuleugnende Tatsache zum Teil allmählich hervorgerufen haben, einmal nachzugehen. Grauenhaft ist es mitanzusehen, welch großes Unheil alljährlich diese Pfuscher als „Stimmbildner", „Klavierpädagogen" usw. anrichten, klägliche Kerle, Genies nicht einmal im Schwindel. Vor zwei Jahren wurde da ein Schwindelkonservatorium geschlossen. Der Fall erregte nicht nur in Musikfachkreisen Aufsehen. Der Leiter, ein ehemaliger Volksschullehrer, der sich widerrechtlich den Titel Professor zulegte, ein Flachsmann als Konservatoriumsdirektor, hatte Lehrkräfte angestellt, die selbst nicht über die Anfangsgründe ihres Lehrpensums hinaus waren. Der „Vertrag", durch den die Lehrkraft dem Konservatoriumsleiter völlig in die Hand gegeben war, billigte den Angestellten ein Gehalt von monatlich 30 M zu, das bei 25jähriger ununterbrochener Tätigkeit in der Anstalt bis auf die Riesensumme von 80 M monatlich steigen konnte. Es läßt sich denken, wie gering die Leistungen der Schüler sein mußten, deren Lehrer ihre Aufgabe selbst nicht beherrschten. Gleichwohl war die Anstalt in vielen Filialen über Groß-Berlin verbreitet, dank des billigen Monatshonorars von 3 M, das der Besitzer nur wieder deshalb so niedrig ansetzen konnte, weil er seinen „Lehrerinnen" nichts bezahlte. Die Anstalt wurde geschlossen, man entrüstete sich eine Zeitlang, und dann blieb alles beim alten, denn der Schwindel blüht ruhig weiter, ja er gedeiht ganz vorzüglich. Man kann häufig im Anzeigenteil eines Berliner Blattes unter Musik etwa folgendes lesen: „Gesucht junge Dame mit etwas Vor-

kenntnissen zur unentgeltlichen Ausbildung im Klavierspiel bis zur (die Herren nehmen den Mund gleich ordentlich voll) künstlerischen Reife. Gegenleistung: Unterricht an Anfänger." Es ist bekannt, daß gerade beim Anfangsunterricht am meisten gesündigt werden kann. Fehler, die bei der Grundlegung begangen worden sind, lassen sich nur schwer und dann mit großem Zeitverlust ausmerzen, gewöhnlich schleppen sie sich als eine unheilbare Krankheit mit fort und wirken hemmend auf die ganze Entwickelung.

Was lernen die Kinder an diesen Anstalten an Musik kennen? Jedes Programm eines solchen Schülerkonzertes gibt Aufschluß über die ganze Faulheit dieser Betriebe. Von den Arbeiten unserer Meister, die doch zum Teil auch bald vom Anfänger zu bewältigen sind, erfahren die Schüler nur wenig; ihr Tummelplatz ist die Quallenmusik, die seit Jahrzehnten den bürgerlichen Salon beherrscht, und der Operettenschlager. Von einer Bildung des musikalischen Geschmacks ist natürlich keine Rede.

Und damit muß nun der ehrliche Musiklehrer oder die Lehrerin konkurrieren. Das Elend unserer Musiker, besonders der Lehrer und Lehrerinnen, das ja zum Schlagwort geworden ist, rührt zum großen Teil von dieser Schwindelkonkurrenz her, bei welcher der ehrlich ringende Künstler nicht mitkommen kann. Die Lehrkräfte, die an diesen Anstalten tätig sind, werden auf jede erdenkliche Weise gedrückt. 1 ℳ pro Stunde ist „gute" Bezahlung für Lehrer, die eigene künstlerische Leistungen aufweisen können. Es gibt eine äußerlich angesehene Anstalt (Namen sollen vorläufig nicht genannt werden), die einer Lehrerin, welche aus Konzerten gute Erfolge aufzuweisen hatte, und die ihr Musiklehrerinnen-Examen mit der besten Note bestanden hatte, 75 ₰ pro Stunde bezahlte. Auf den Einwand der gewissenhaften Lehrerin, daß bei dieser Bezahlung man ja seine ganze Kraft aufreiben müsse, um zu leben, wurde die Antwort erteilt: „Ja, Fräulein, Sie brauchen ja nicht so gewissenhaft zu sein; dann geben Sie eben schlechteren Unterricht." Dieselbe Anstalt läßt sich laut Prospekt von ihren Schülern monatlich 40 ℳ bezahlen. Daß es in vielen Konservatorien Sitte ist, dem Lehrer für die Ferienmonate sein Gehalt zu streichen, gleichwohl aber von den Schülern den monatlichen Betrag einzutreiben, dürfte bekannt sein." —

Gewiß meint der „Vorwärts" mit Recht, daß das Publikum viel zur Besserung tun könne, indem es auf derart marktschreierische Reklame nichts gebe. Aber man sollte nicht übersehen, daß das Publikum diesem Schwindel um so leichter zum Opfer fällt, als es seine Möglichkeit gar nicht ahnen kann. Unser Unterrichtswesen ist im allgemeinen so streng beaufsichtigt, daß der Laie doch annehmen muß, der Staat würde auch diese vielfach äußerlich großen, von Hunderten besuchten Schulen nicht dulden, wenn sie wirklich nichts taugten. Woher soll der Laie die Leistungsfähigkeit solcher Anstalten beurteilen können, wo er sowieso dazu neigt, die Musik als ein „Spielen" mit irgendeinem Instrument aufzufassen?

Nein, hier muß Fürsorge getroffen werden, indem den Unberufenen das Handwerk gelegt wird. Wir wollen hoffen, daß bei den nächsten Verhandlungen in unsern Parlamenten auch die sozialdemokratischen Abgeordneten diese Frage nicht mehr, wie bisher, lediglich vom parteipolitischen Gesichtspunkte, sondern als künstlerische Volksangelegenheit behandeln werden. Dann wird auch ihnen „als das kleinere Übel" die strenge staatliche Beaufsichtigung aller musikalischen Unterrichtsanstalten erscheinen.

* * *

U n l a u t e r e r W e t t b e w e r b. Ich würde am liebsten von „unsittlichem" Wettbewerb sprechen. Denn die hier gemeinte Erscheinung ist nur möglich, wenn jene soziale Sittlichkeit fehlt, die der alte Adel in das Wort faßte: Noblesse oblige. Nicht nur vornehme Geburt, vielmehr alles was uns den wirtschaftlich Schwachen überlegen macht, v e r p f l i c h t e t. Wie wir den körperlich Starken verachten würden, der sich seine Siegeslorbeeren als Ringkämpfer nur im Wettstreit mit Schwächlichen gewänne, so muß im sozialen Leben unsere Ver-

achtung den treffen, der seine bessere Ausrüstung für den Lebenskampf nur dazu nutzt, um auf einem von den wirtschaftlich Schwachen bebauten Gebiete leichte Vorteile sich zu gewinnen. Diese Handlungsweise wird um so verächtlicher, je geringer die Werte sind, die mit dem so erraфften Gewinn erworben werden.

Von diesem Gesichtspunkte aus gibt es in unserem sozialen Leben kaum etwas Beschämenderes, als die „Arbeit" vieler junger Damen aus der guten Gesellschaft, die „es eigentlich nicht nötig haben". Um es gleich vorwegzunehmen: es soll natürlich nichts dagegen gesagt sein, daß die Töchter wohlhabender Häuser recht gründlich lernen, ja sich so für einen Beruf vorbereiten, daß sie im Notfall sich selbst durchs Leben schlagen können. Auch daß sie nachher ihre Kenntnisse praktisch verwerten, daß sie öffentlich arbeiten, ist durchaus in der Ordnung. Aber — noblesse oblige. Sie sollen durch ihre Tätigkeit nicht jenen die Lebensmöglichkeiten erschweren, die sich durch ihre Arbeit ernähren müssen. Sie sollen mit einem Worte nicht verdienen wollen. Es gibt der Gelegenheiten unzählige zur Betätigung, wo für diese nichts bezahlt werden kann. Hier ist das Arbeitsfeld für die von Hause aus Reichen.

Aber wenn ich nach meinen Erfahrungen schließen soll, sind hier die Reichen nicht zu finden. Vielmehr wird diese soziale Arbeit meistens von Leuten geleistet, die ohnehin schon stark überlastet sind und für diese unentgeltliche Tätigkeit jene kargen Stunden aufbringen, die ihnen die Brotarbeit freiläßt.

Für die Töchter wohlhabender Kreise liegt dagegen der Ansporn zur Arbeit oft nur darin, sich etwas verdienen zu können, wodurch sie sich noch einige Luxuswünsche mehr befriedigen können. Gerade die Musik bietet diesen Damen ein erwünschtes Betätigungsfeld. Gustav Ernest beleuchtet im „Tag" diese traurige Erscheinung aus der Erfahrung heraus.

„Wie viele von denen, die heute Kindern den ersten Musikunterricht oder zurückgebliebenen Schülern Nachhilfestunden erteilen, tun es aus Freude an der Arbeit, wie viele würden es tun, wenn diese Arbeit keinen klingenden Entgelt eintrüge? Als es vor einigen Jahren plötzlich ‚Mode' unter den Töchtern wohlhabender Familien wurde, Handarbeiten für Geschäfte zu machen, erhob sich ein Sturm der Entrüstung. Man sagte mit Recht, daß dadurch das Brot vom Munde derer genommen werde, die auf solche Arbeiten für ihren Lebensunterhalt angewiesen seien. Liegt die Frage aber etwa anders in den oben angedeuteten Fällen? Voll Stolz erzählte mir jüngst eine Mutter, ihre Tochter verdiene bereits zehn Mark wöchentlich mit Stundengeben. Bedeutungsvoll fügte sie hinzu: ‚Nötig hat sie es ja natürlich nicht!'

Natürlich nicht! In dem betreffenden Falle war der Vater ein bekannter Großkaufmann! Auf meine Frage, was denn die Dame mit dem verdienten Gelde anfange (im stillen hoffte ich, sie verwende es für wohltätige Zwecke), erhielt ich die mit mütterlicher Emphase gegebene Antwort: ‚Das Kleid, das sie da trägt, hat sie ganz allein bezahlt!' Wie man mir sagte, mußte es den Verdienst von mindestens 15 Wochen verschlungen haben! — Oder eine junge Frau, selbst aus wohlhabender Familie und an einen äußerst günstig situierten Mann verheiratet, erzählte mir voll hoher Freude, sie habe ihrem Gatten zum Weihnachtsfest eine Diamantnadel von selbstverdientem Gelde gekauft! Und indessen wächst täglich die Schar derer, die ihr Letztes darangesetzt, sich für den Lehrberuf vorzubereiten, und die vergeblich nach Schülern ausschauen. Das Elend, von dem man da hört, spottet aller Beschreibung! Und währenddessen findet die wohlhabende Lehrerin ohne Mühe Schüler, denn erstens ‚hat sie es ja nicht nötig', kann den Unterricht also zu jedem beliebigen Preise geben, und zweitens wird es ihr durch ihre Beziehungen leicht, sich auch in weiteren Kreisen bekanntzumachen. Handelt es sich dabei um solche, die durch berufsmäßige Studien, Ablegung der notwendigen Examina u. dgl. sich für ihre Tätigkeit vorbereitet und die berufliche Berechtigung dazu erlangt haben, so hat es wenigstens bei der wirtschaftlichen Schädigung anderer sein Bewenden. Die meisten aber sind nichts anderes als mittelmäßige Dilettantinnen, die, weil sie ein wenig Klavierspielen oder Singen ge-

lernt haben, sich für berechtigt halten, von ihrem geringen Besitz noch anderen mitzuteilen. Und wenn schon mancher, der selbst ein bedeutender Könner ist, einen sehr schlechten Lehrer macht, was ist erst von denen zu erwarten, deren Leistungen schon in sich den Beleg für ihre Unfähigkeit erbringen, eine solide Grundlage für ein solides Können zu schaffen. Daß ihnen dabei noch jener Ansporn fehlt, der den Berufslehrer, wenn anders er sich auf der Höhe halten will, zwingt, sich mit den neuesten Methoden, der einschlägigen Literatur usw. zu beschäftigen, ist selbstverständlich. Geradezu fürchterliche Resultate werden auf solche Weise gezeitigt. Häufig sind die Eltern, selbst wenn ihnen die Augen geöffnet worden sind, außerstande — der gesellschaftlichen Beziehungen wegen! —, eine Änderung eintreten zu lassen, und erst wenn jedes Interesse in dem Kinde ertötet ist, stellt man den Unterricht, dessen Erfolglosigkeit natürlich dem Mangel an Talent und Fleiß auf seiten des Schülers zugeschrieben wird, ein."

G. Ernest überschreibt seinen Aufsatz: „Ein Appell" und läßt ihn entsprechend ausmünden in einen Anruf an die anständige Gesinnung der in Frage kommenden Damenkreise. Ich bin leider durch Erfahrung in der Hinsicht so pessimistisch geworden, daß ich von der Anständigkeit nicht allzuviel erwarte, sobald dazu ein soziales Gewissen und die Fähigkeit zu denken gehört. Jedenfalls wird ein viel besserer Schutz gegen diese Unberufenen in einer strengen Gesetzgebung für das private Unterrichtswesen liegen. Wenn wohlhabende Damen der guten Gesellschaft sich schweren Prüfungen unterziehen, pflegen sie auch die geistige Reife zu haben, um nachher für ihre Tätigkeit eines jener zahlreichen Felder zu finden, deren Bebauung keinen klingenden Lohn, dafür um so reichere innere Befriedigung einträgt.

* * *

München und die städtische Musikpflege. Während die meisten deutschen Mittelstädte recht beträchtliche Mittel für ihre städtische Musikpflege aufbringen, verhalten sich die großen Residenzstädte sehr zugeknöpft. Während Freiburg 72 000, Heidelberg, Chemnitz, Elberfeld, Mainz je etwa 50 000 M aufwenden, brauchte es in Berlin jahrelanger Bemühungen, bis in den städtischen Etat von 300 Millionen ganze 60 000 M eingestellt wurden, mit deren Hilfe das philharmonische Orchester jetzt den Sommer über in Berlin bleiben kann. Für das der Dreimillionenstadt auch noch dringend notwendige Blüthner-Orchester hat sich die Unterstützung noch nicht gefunden. Dresden wendet sicher nicht den zehnten Teil dessen auf, was Leipzig für sein Orchester aufbringt, und jetzt kommt aus München die Trauerbotschaft, daß sich das Orchester des Konzertvereins auflösen muß, weil die Stadtverordneten die geforderte Jahresunterstützung von 70 000 M nicht bewilligt haben.

Es ist klar, daß die genannten Residenzstädte weit höhere Summen für diese Zwecke aufwenden müßten, wenn sie nicht die — Hofkapellen und Hofopern hätten. So aber ist ja ein großes und berühmtes Orchester da, das Winterprogramm verzeichnet eine Reihe altberühmter Konzerte dieser Hofkapelle, auch die Oper steht in Blüte. Der künstlerische Ruf der Stadt ist also gesichert, und auch an Musik ist genügend vorgesorgt — für die Reichen und die dem Hofe nahestehende Gesellschaft. Das Volk!? — Das Volk mag in den Kientopp und in die Wirtshauskonzerte gehn. Die bringen dem städtischen Steuersäckel noch etwas ein, statt ihm Opfer aufzuerlegen.

Ich will vom Künstlerischen absehn, obwohl auf der Hand liegt, daß eine stark beschäftigte und obendrein durch allerlei Rücksichten gebundene Hofkapelle vor allem dem neugeistigen Schaffen das meiste schuldig bleiben muß. Aber wie jämmerlich ist der Standpunkt dieser Stadtverwaltungen in kunstsozialer Hinsicht. Da sitzen nun in diesen Stadträten die Vertreter so vieler Parteien, deren Programme von Volkswohlfahrt nur so triefen. Aber wenn sich ihnen ein Mittel bietet, dem Volke in seinen breitesten Schichten die Wohlfahrt reiner künstlerischer Genüsse zu verschaffen, versagen sie aufs kläglichste. Gerade in den genannten großen Residenzstädten braucht man die Unterstützung der privaten Orchester nicht ohne Gegenleistung

zu bewilligen. Jede dieser Kapellen wird gern für die Unterstützungssumme eine große Zahl guter Volkskonzerte zu billigsten Eintrittspreisen veranstalten. Hier ist die Möglichkeit, ins Breiteste zu wirken, während das Theater immer nur verhältnismäßig wenigen zugänglich gemacht werden kann.

* * *

Eine Orchester-Hochschule. Der „Verband deutscher Orchester- und Chorleiter“ hat die Gründung einer Orchester-Hochschule beschlossen, an der junge Musiker, die in der solistischen Ausbildung für ihr Instrument die erforderliche Reife erlangt haben, Gelegenheit finden, sich die für die praktische Berufsausübung nötige Orchesterroutine anzueignen. In der Zeit vom 1. Oktober bis zum 1. April sollen in täglich zwei Proben wichtige und instruktive Werke der Sinfonie-, Opern- und Unterhaltungsliteratur unter der Leitung erfahrener Konzert- und Theaterkapellmeister eingehend studiert werden, in Abständen von etwa je drei Wochen werden Konzerte im Rahmen von Volks- oder Schüleraufführungen stattfinden. Die Absolventen eines halbjährlichen Kursus erhalten ein Abgangszeugnis und werden daraufhin für Stellenbesetzungen bei den Mitgliedern des „Verbandes deutscher Orchester- und Chorleiter“ unterstellten Orchestern notiert und dem „Stellenvermittlungsbureau“ der „Deutschen Musiker-Verbandes“ angegeben. Die Schule soll in Bückeburg errichtet werden und steht unter dem Protektorat des Fürsten zu Schaumburg-Lippe, der sich bereit erklärt hat, ein zweckentsprechendes Schulgebäude mit einem großen Konzertsaal zu erbauen, das Gehalt des Direktors sowie des Personals, sowie einige Stipendien zu bewilligen. Der Unterricht ist unentgeltlich, den Schülern werden außerdem Unterhaltsbeiträge in der Höhe von 180 *M* bewilligt, für die zum Teil der Verband, der auch das Notenmaterial und Gehaltsbeiträge stiftet, aufkommen will, zum anderen Teil behördliche und private Unterstützung erwartet wird.

Die „Frankfurter Zeitung“ bemerkt zu dieser erfreulichen Nachricht: „Dieser Gründungsplan ist mit aufrichtiger Sympathie zu begrüßen, denn in der Tat ist das Ensemblespiel im Orchester eine Disziplin, die ein besonderes Studium erfordert, und für deren Beherrschung der Orchesterunterricht, wie er gegenwärtig an den Konservatorien, selbst an den großen und leistungsfähigen, betrieben wird, keineswegs ausreicht. Der junge Musiker, der heute ein Konservatorium absolviert, um sich später der Tätigkeit im Orchester zuzuwenden, muß stets noch eine zweite, künstlerisch oft sehr demütigende praktische Lehrzeit durchmachen, ehe er imstande ist, seinen Platz in einem guten Konzert- oder Theaterorchester auszufüllen. Nicht selten kommt es vor, daß talentierte Anfänger, die als unroutiniert von großen Orchestern abgewiesen werden, trotz vorzüglicher Zeugnisse gezwungen sind, sich im Kaffeehaus oder auf dem Tanzboden Beschäftigung zu suchen und sich damit den Gefahren des künstlerischen Ruins auszusetzen. Die Orchesterschule könnte nicht nur den Zwang zu dieser Art des Von-der-Pike-herauf-Dienens vermindern, sie könnte auch dazu beitragen, dem Unwesen der Volontär-Wirtschaft zu steuern, die zu den schwersten Schäden im Musikerberuf gehört.“ — Ich hoffe, diese Orchesterschule wird noch eine Entwicklung nach der elementaren Seite hin erfahren, so daß mit der Zeit auch dem üblen Lehrlingswesen in den kleinen Musikverbänden gesteuert werden kann. Kommen erst die Volksmusikschulen, wie sie mir vorschweben, zustande, so wird sich schon aus ihnen ein ausgezeichnetes Material für den Musikerberuf rekrutieren lassen. Zu diesem Beruf aber wird man mit gutem Gewissen raten können, wenn er von den sozialen Übelständen, die noch auf ihm lasten — zu ihnen gehört die Ausbildung obenan — befreit sein wird.

K. St.





Fürstliches Rauhbein?

Beim Lesen eines unterhaltsamen Zeitungsaufsatzes über die militärischen Lieblingsmärsche des Kaisers stoße ich unversehens auf den „rauhbeinigen Fürsten Leopold I. von Anhalt-Dessau". In dem loyalen Text kommt diese plötzliche Charakteristik so stilwidrig, daß man wie von etwas Unästhetischem zurückprallt. Außerdem, wenn die Bezeichnung „rauhbeinig" die einzige bleibt, die dem alten Dessauer gegönnt wird, so ist sie ungerecht und unangebracht; der alte Leopold war zwar ein strenger und rauher, aber auch ein kreuzbraver, wohlwollender, Gutes wirkender Herr, sowohl als Befehlshaber wie als Landesfürst, und wir könnten gerne einige Gigerl- und Sportdurchlauchten von heute dafür geben, wenn sich Fürsten, wie die beiden Zeitgenossen Leopold und König Friedrich Wilhelm I. nach frugaler Tatkraft und Gesinnung waren, damit eintauschen ließen. —

Wie doch mit den Hochseligen und Allerhöchsten heutzutage umgesprungen wird! Auf der einen Seite eine durch keine kritische Sachlichkeit begründete Respektlosigkeit, ein Benehmen, das nicht etwa monarchisch erhaltend wirken will, indem es auf Bedenklichkeiten und Gefährlichkeiten hinweist, sondern das nur einfach eine dreist gewordene Subalternität ist, — von der andern Seite noch immer der Ton des 18. Jahrhunderts, die gnädig zugemessenen Strahlen aus der Peripherie des Hofdunstes, womit man uns Staubgeborene nach oben zu richten vermeint. Und über die Positionen dieses teils interessierten, teils freiwilligen Schranzen- und Hofdamengeistes geht dann wieder ein Drittes, Neuestes absichtsbewußt hinweg: das ist die Macht der Presse, die die Gekrönten in höchster Person nach ihrer Pfeife tanzen läßt. Eine englische Zeitung, der es auf solche Art von Wirkungen ankommt, wünschte am Anfang Juli von den Serben- und Griechenkönigen eine Äußerung über die politische Lage — aber bitte: eine allerhöchst persönliche; vom Beamten hat es keinen Zweck! Und gehorsam telegraphieren auch die beiden Könige etwas, was dem Inhalt nach niemandem Neues sagen, den Ministerien im kritischen Augenblick nur unbequem sein kann, doch der Daily Mail zu ihrem bezweckten Nimbus im Spießbürgerkreis verhilft.

Das ganze Verhältnis von Fürstlichkeit und Öffentlichkeit ist reif, daß es einmal von Grund aus durchgedacht wird, von vernünftigen und verantwortlich fühlenden Instanzen, und daß ihm zeitgemäße, aber würdige Richtlinien gefunden werden. Ed. H.

*

Der Dank

Kenner des Landes und die deutsche Presse in China weisen immer wieder darauf hin, wie schwer es dem Deutschen trotz seines ehrlichen Willens fällt, das Mißtrauen zu überwinden, mit welchem man ihm in China bei den Bewohnern des Landes begegnet. Woher dieses Mißtrauen? Gegner sind am Werke. Deutschland wird als der größte Feind Chinas hingestellt. Deutschland soll an der Spitze jener Mächtegruppe stehen, deren sehnlichster Wunsch es sein soll, China unter sich aufzuteilen. Deutschland soll den Ab-

schluß der mongolischen und tibetanischen Frage dazu benützen wollen, Kiautschou auf ewig zu pachten oder gar widerrechtlich sich anzueignen. Deutschland soll das alleinige Recht für sich beanspruchen, in ganz Schantung Bergbau zu treiben. Ja, was will das arme gute Kind Deutschland nicht alles! Welche grenzenlose Überschätzung! Aber so wird in China im geheimen und öffentlich gehetzt gegen Deutschland.

Und wer sind diese Hetzer? England, aber vor allen Japan. Jenes Japan, dem Deutschland seine Gelehrten und Ingenieure und Offiziere sandte und es groß machte. Jenes Japan, dem Deutschland seine Parsevalluftschiffe verkaufte. Jenes Japan, dem man in Deutschland Tor und Türen öffnet, damit es von der deutschen Industrie und Technik lernen kann, wie jene Machtmittel beschaffen sein müssen, mit denen man dem gefürchteten Konkurrenten auf dem Weltmarkt begegnen kann.

Das ist der Dank, den Deutschland noch stets geerntet hat, wenn es irgendwo Lehrmeister gewesen ist. Man sucht seinen Lehrherrn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Wie lange wird das noch so bleiben? Wann wird der Deutsche es endlich einmal lernen, sich weise zu beschränken, für sich zu arbeiten und sich keine unnötigen Konkurrenten großzuziehen? Wann werden den Deutschen die Schmeichelreden des Auslandes nicht mehr rühren und bewegen, den Fremden, den Feinden sein Bestes zu geben? Vielleicht bis ihm von seinen hohnlachenden Pfleglingen die Hosen tüchtig stramm gezogen werden.

emjr.

*

Der deutsche Konsul

Ein deutscher Schriftsteller, der lange als Zeitungsberichterstatter in Algier und Tunis war, H. Sievers, hat in dieser Zeit 28 junge Landsleute aus der Fremdenlegion befreien können und jüngst in Berlin darüber berichtet. „Nicht bitter genug beklagen konnte sich der Redner über die mangelnde Initiative des damaligen deutschen Konsuls, der sich in den meisten Fällen nur schieben und drängen ließ; dagegen haben sich die heimischen deutschen Reichsbehörden, wenn es sich um die Befreiung eines Deutschen aus der Fremdenlegion handelte, immer energisch und entgegenkommend gezeigt.“

Ein neues Beispiel dessen, was man oft erfährt, daß so manche dieser deutschen Vertreter im Auslande die Wichtigkeit ihrer Stellung mit merkbarer Einseitigkeit auf die — eigene Person beziehen.

Ed. H.

*

„Achtungsverletzung“

Von dem Oberkriegsgericht des dritten Armeekorps wurde im Juli 1913 ein Dragoner wegen Achtungsverletzung zu 14 Tagen strengem Arrest verurteilt. Der Mann mußte sich beim Nachexerzieren unter anderm einige Zeit auf den Boden legen (im Kasernenhof!). Dem überwachenden Sergeanten war die Ausführung der Übungen nicht schneidig genug, so daß er seinem Untergebenen schließlich zurief: „Sie liegen da, als ob Sie mit Ihrer Chose zusammen im Graben lägen!“ Der Dragoner glaubte, der Sergeant habe mit dem Wort Chose seine Braut gemeint, und erwiderte erregt: „Herr Sergeant, das verbitte ich mir! Meine Braut ist keine Chose!“

Wegen dieser Notwehr-Äußerung also ist der Mann eingesperrt worden. Dagegen verlautete nichts von einer angemessenen Bestrafung des rohen Vorgesetzten, der sich weit eher eine Achtungsverletzung seinem Untergebenen gegenüber hat zuschulden kommen lassen als dieser ihm gegenüber. Unerläßlich ist die Reform der Militärstrafgesetze, die den Soldaten gegen derartige Übergriffe von seiten gewisser Vorgesetzter schützen muß.

Dr. F. C. S.

*

Für 600 Mark!

Tout comme chez nous im schönen Elsaßland! So dachte ich, als ich im letzten Türmerhefte von den Verwüstungen las, die das Fürstenbergsche Basaltwerk am Hohenstoffeln im Hegau anrichtet.

Fährst du von Straßburg nach Mülhausen, so labt sich dein Auge auf der ganzen Strecke an dem lieblichen Wasgaubilde. Dunkle Waldungen, alte Burgruinen, grüne Rebgelände,

Dörfer und Städte in reicher Abwechslung. Aber, o wehe! Oberhalb Colmar, da verunzieren häßliche, grauweiße Flecke das Bild. Das sind Steingruben. Da werden die harten Pflastersteine für die Straßen unserer Vorstädte gegraben. Der Wald wird schonungslos umgehauen, die Flanke des Berges mit Hilfe des Dynamits aufgerissen und durchwühlt. Die zwei Firmen Rumini und Hartmann machen gute Geschäfte bei der Ausbeute. Die Gemeinden erhalten für die Pacht des Bodens jährlich 600 bis 1000 Mark! So wohlfeil verkauft man ein großes Stück Naturschönheit! Leicht war es — allerdings vor zwei Jahrzehnten — den Verwüstungen Halt zu gebieten, wenn nur die obere Aufsichtsbehörde in Colmar den gemeindlichen Pachtverträgen die Genehmigung versagt hätte. Aber so ist es: man findet es natürlich, daß dem Geldgeschäfte alles andere untergeordnet wird. M.

*

Ehrfurcht vor Dollarthronen

Eine der Presse zugehende Notiz zählt Ankäufe des Berliner Kunstgewerbemuseums und private Schenkungen an dieses auf. Nur einmal holt der floskellose Berichtston mit tieferem Atem aus: „Und Pierpont Morgans Gunst hat der Bibliothek noch nach dem Tode des Sammlers eine Gabe verschafft, den Katalog der Sammlung von Taschenuhren aus seinem Besitz, den G. C. Williamson geschaffen hat und den er durch Generaldirektor Dr. Bode dem Museum überwies."

Er wird feierlich und umständlich. G. C. Williamson — als ob irgend jemand von den Lesern wüßte, wer das ist — hat ihn „geschaffen". Einen Katalog; viele Privatsammler lassen solche, mehr oder minder kostbar ausgestattet, drucken und machen sich dann eher eine „Ehre" daraus, ihn den Bibliotheken zu senden, als einen Gunstbeweis.

Oder war man gezwungen, zu den sensationelleren Wendungen zu greifen, weil der Name Bode in der Nähe ist?

Denn so weit ging ja Morgans Gunst für das Museum nicht, daß er ihm den Katalog direkt zuwies.

*

Deklassierung

„Dem Schriftsteller Hermann Müller-Bohn, Herausgeber des ‚Deutschen Vaterland', ist für seine literarische Tätigkeit auf historisch-biographischem Gebiet der Kronenorden 4. Klasse verliehen worden."

Ich gestehe meine Unwissenheit, daß ich nach flüchtigen bisherigen Wahrnehmungen immer geglaubt hatte, der Kronenorden höre nach unten hin mit der dritten Klasse auf. Da kommt nun also noch eine vierte zum Vorschein, wenn einmal ein unbetitelter Schriftsteller „ausgezeichnet" wird! Oder ist es die historisch-biographische Tätigkeit im „Deutschen Vaterland", die es notwendig macht, solche Grenze gegen die Verdienste der höher Dekorierbaren zu ziehen? Ed. H.

*

Poincaré

Nur Einen hat es geschmerzt, daß Kaiser Wilhelm bei seinem Jubiläum die von Monarchen und Staatshäuptern eingegangenen Glückwünsche nebst den kaiserlichen Dankantworten nicht veröffentlichen ließ — den Mann im Elysée. Fahrlässige Nichtbeachtung des Pariser Telegramms ward geargwöhnt, man erkundigte sich unter der Hand sogar in Berlin, und der „Temps" brachte die erhaltene Auskunft. Daß die Telegramme der gekrönten Monarchen nicht anders behandelt waren, war der nur immer auf sich eingestellten französischen Eitelkeit bis dahin ganz entgangen.

Wohl für manchen, der etwas aufpaßt, ist das Interesse für Herrn Poincaré seit dem Wortlaut, womit er, noch ehe er sich von der echauffierenden Präsidentenwahl umgezogen hatte, an seinen „erhabenen Freund" in Petersburg telegraphierte, und seit dem Besuch in den Spitälern, der seine erste Handlung war, aus dem politischen ein mehr vergnügtes, menschliches geworden. Und wenn man in derlei Liebhaber ist, begann man sich wohl eine kleine Sammlung anzulegen. Sie hat nur das Bedenkliche ihres uferlosen Anwachsens, sobald man auch die Klischeebilder aufnimmt, die das echt antiaristokratische Haupt

des erhabenen Repräsentanten des republikanischen Frankreich und seine stilgerechte Gestalt in den denkbarsten Lebensmomenten, seit er Präsident ist, zeigen.

Eins der schönsten ist für mich das Photo, wie der Präsident, mit der Stütze am Hinterhaupt, die Pose für die offizielle photographische Aufnahme gewinnt, also das Klischee, das ihn und die offizielle Kamera zusammen zum Gegenstand nehmen und den historischen Moment dieser Aufnahme im Dienste des Vaterlandes noch extra als solchen verewigen muß.

Wir sind doch gewiß mit fürstlichen Aufnahmen verwöhnt; bis ins entlegenste Jagdgebiet keucht der Mann des Photographenkastens mit, damit das patriotische Publikum die hohen Herren bei der Besichtigung der Wildstrecke erschauen und an ihrem Hochgefühl im Geiste teilnehmen kann. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß nach dem so gar nicht strebsamen guten Herrn Fallières ein für uns bedrohlicher Nachfolger auf der Bildfläche — im wahrsten Wort — erschienen ist und durch diesen der gallische Republikanismus in der photographischen Kamera die Waffe gefunden hat, womit er den auf Europa lastenden germanischen Imperialismus besiegen wird. Ed. H.

*

Aus dem Bewunderungslande der unbegrenzten europäischen Zukunftsmöglichkeiten

Aus Neuyork wird unter dem 13. Juni berichtet: „Der Staatsanwalt Whitman hat nach mehrjähriger Untersuchung die Beweise für die Existenz eines Trusts ‚zur Förderung der Unsittlichkeit' (?) gesammelt und der Regierung nunmehr die Akten übergeben. Danach ist die gesamte gewerbsmäßige Unzucht in Neuyork geschäftsmäßig durch eine Gesellschaft organisiert. Der Lastertrust hat vier Präsidenten. Generaldirektor ist ein gewisser Goldberg, der in eingeweihten Kreisen den Namen ‚Der König des Lasters' führt (?). Der Trust besitzt vierzig Freudenhäuser in Neuyork allein, in denen mehr als 1600 junge Mädchen ihr weißes Sklavenleben führen. Der Jahresgewinn des letzten Jahres betrug mehr als 5 Millionen Mark. Eine große Anzahl Politiker und Polizeibeamten selbst in höheren Stellungen waren von Goldberg und seinen Freunden mit derartig großen Summen bestochen worden, daß ein Einschreiten gegen diese Oberzuhälter unmöglich war. Whitmann hat seine Untersuchung mit Hilfe einiger junger Neuyorker Millionäre, die ihm die notwendigen Mittel zur Verfügung stellten, geführt. Er hat ausschließlich Privatdetektivs benutzt, da die städtischen Geheimpolizisten fast ausnahmslos im Dienste der weißen Sklavenhändler standen. Goldberg, der davon Wind erhalten hat, daß Whitman belastendes Material gegen ihn in Händen hat, ist nach Buenos-Aires geflohen; seine Auslieferung ist jedoch beantragt."

Wir Rückständigen hatten doch erst einen niedlichen Prozeß, der sich auf das Geschenkverhältnis zwischen einem Sittenschutzmann und dem Kreise seiner amtlichen Vigilanz bezog. H.

*

Ein madjarisches Kulturbild

In der Budapester „Volksstimme" hängt das Konterfei — zur Nacheiferung für unsere deutschen Brüder in Ungarn, die sich unbegreiflicherweise noch immer heftig sträuben, an den Freuden dieser echt madjarischen „Spezialitäten" teilzunehmen. Also:

„Ungarischer Paprika, ungarische Witze, Prostituierte, Auswanderer, Parlamentsskandale mit Militär, Gendarmerie, Korruption, ungarische Wahlen, der Desy-Lukacs-Prozeß, Tisza, die Arader Wahl und nun als Krönung dieser echt ungarischen Spezialitäten: die Wahl in Berettyo-Ujfalu. Das Komitat liegt im Osten des eigentlich madjarischen Gebietes. Und die Wahl zeigt, wie Tisza in den asiatischen Wahlmethoden seinen Vorgängern überlegen ist. Der Wahlbezirk ist stark oppositionell. Als daher der Regierungsabgeordnete Ertsey abdanken mußte, weil seine den landesüblichen Panamismus übersteigenden Geschäfte allzu

offenkundig geworden waren, schien der Sitz der Regierungspartei verloren. Hören wir, wie er gerettet wurde. Der Bezirk stand schon seit einigen Tagen im Belagerungszustande. Einzelne oppositionelle Abgeordnete, die für den Kandidaten der Unabhängigkeitspartei agitieren wollten, wurden kurzerhand ausgewiesen. Dem Grafen Karolyi wurde mit Verhaftung gedroht, wenn er es wagte, für Balogh zu agitieren. Der Opposition wurde die Benutzung von Automobilen untersagt. Vier ihrer Kortesche (Agitatoren) wurden verhaftet. Der Wahlakt selbst wurde unter Assistenz von zwei Kompanien Militär, 300 Husaren und 750 Gendarmen vollzogen. Die Versammlungen der Opposition wurden verboten, ihre Plakate konfisziert. Trotzdem waren die Aussichten des Regierungskandidaten schlecht. So mußte das letzte Mittel wirken: bar Geld! Im ganzen wurden 960 Regierungsstimmen abgegeben. Ausgegeben wurden dafür (!!) rund 150000 Kronen. Ein rumänischer Pope mit 51 Wählern trat für die Regierung ein, nachdem er 2000 Kronen für seine Kirche und für jeden Wähler 50 Kronen erhalten hatte. Als nachmittags der Oppositionelle noch einen Vorsprung hatte, stieg der Preis eines Wählers bis auf 300 Kronen. Dies alles und die Hilfe der Toten: die Verwendung von Wahllegitimationen gestorbener Wähler brachte schließlich den ‚Sieg': 960 gegen 939 trotz alledem abgegebener Oppositionsstimmen...."

Bravo, bravo!

*

Deutsch-Englisch-Französisches

Aus dem Privatbrief eines jungen Freundes, der von Liverpool aus Antwerpen, Brüssel, Gent und Paris besuchte, möchte ich ein paar charakteristische Stellen mitteilen:

Die ersten zwei Tage war ich mit einem jungen Engländer zusammen und versuchte, ihm einen Begriff von Deutschland beizubringen. Eisenbahnfahrt Brüssel-Gent. Zwei Deutsche im Abteil. Wir sprechen über Militär. Der eine sagt zu mir: „Mensch, dienen Sie doch nicht; ich bin auch durchgebrannt, und denken Sie, daß ich jemandem hier erzähle, daß ich deutsch bin? Ich bin doch nicht verrückt!" Und der Engländer saß neben mir und bekam den ersten Begriff. — Genter Ausstellung. Wir waren hungrig, und ich sagte: „Lassen Sie uns ins Restaurant ‚Das Deutsche Haus' gehn." Überall dort Plakate und Inschriften: „Five o'clock tea", „Restaurant de vins". Wir gingen natürlich nicht rein, und der Engländer lächelte. — Paris — Versailles. Spiegelsaal, man hört nichts als Deutsch und Englisch. Der Führer erklärt: die Marmorsorten, die Kosten, Napoleon, Marie Antoinette. „War hier nicht die deutsche Kaiserproklamation?" Der Führer antwortet: „Das interessiert die Engländer nicht."

Militärkonzert. Die Herren rotbehosten Musikanten sitzen auf Stühlen herum. Der Dirigent kommt. Rang: Hauptmann. Die Leute stehn auf — tatsächlich —, aber krumme Beene, Hände in den Taschen. Die Franzosen haben kriegerischen Geist (eventuell auch gegen Vorgesetzte), die Deutschen soldatischen. Meine Bekannten in Paris wollten mir durchaus das Grab Napoleons im Invalidendom zeigen. Ich habe sieben Monate lang fünf Minuten vom Mausoleum in Charlottenburg entfernt gewohnt und war nicht drin (sehr beschämend). Na, und da dachte ich, könnte der Mann im Invalidendom ja schließlich auch noch warten. Inschrift am Louvre, Versailles usw.: „Liberté, Egalité, Fraternité" Darunter: „Défense d'uriner." A. Pz.

*

Sentimentale Schamlosigkeit

In Köln fand eine 17jährige Handelsschülerin bei einem Abtreibungsversuch den Tod. Der Bräutigam wagte es, in den gelesensten Blättern dem Publikum folgenden „poetischen" Nachruf auf die unglückliche Verführte zu bieten:

Still blick ich deinem Antlitz zu, dem süßen,
Das selbst im Tode lächelt und verklärt,
Als wolltest du zum Abschied mich noch grüßen,
Bevor hinaus man dich zur ew'gen Ruhe fährt.
Kann ich dein treues Auge auch nicht schauen,
Und schweigt dein Mund auf ewig für mich still,
Hör' ich dich dennoch flüstern: „Hab' Vertrauen,
Der Mensch, er ändert nicht, was unser Herrgott will."

Wie gefühlvoll und gottergeben! Dabei handelt es sich um einen Kriminalfall, bei dem der Verfasser des Ergusses, mag die Untersuchung des Staatsanwalts nun zu einem Verfahren führen oder nicht, sicherlich eine recht bedenkliche Rolle gespielt hat.

*

Eugenics

Durch Nordamerika geht eine starke Bewegung, die degenerierten Elemente von der Familiengründung auszuschließen, diese den geistig Minderwertigen oder konstatiert schwer Belasteten sowie denen, die in ein Heim für Fürsorgebedürftige innerhalb der letzten fünf Jahre aufgenommen waren, gesetzlich zu verbieten und von den anderen ein Gesundheitszeugnis zu verlangen, welches gewisse Garantien bietet, die nicht erst zu nennen nötig ist.

Das überaus wichtige Problem soll hier im Rahmen dieser Notiz nicht angeschnitten, sondern nur etwas anderes bemerkt werden: verdient es gerade diese Bewegung, daß unsere Zeitungen, die sonst mit Eifer und ohne Widerspruch jeden amerikanischen Modeblödsinn mitteilen und verbreiten, nun hierbei ihre recht mäßigen Witzeleien anbringen? Nur weil sie verkennen, daß in Amerika, wo alles sich überschreit, auch etliche kluge Paradoxie zum vernünftigen Gehörtwerden helfen muß?

Ed. H.

*

Modernes Stellengesuch

In einer großen Berliner Tageszeitung fand sich folgendes bezeichnendes Stellengesuch:

„Dr. phil. s. Stelle als Privatsekretär o. Ähnliches. Geht auch als Chauffeur. Offert. unter Dr. phil., Postamt 5, Grunewaldstraße."

Ob sich in Berlin WW. kein Geldprotze gefunden hat, der dem Stelle suchenden Doktor der Philosophie ein akademisches Chauffeurgehalt zahlen will, nur um einen Dr. phil. als Lenker seines Autos zu haben? — Vielleicht doch.

emjr.

*

Kinderlos in Großstädten

Nach den jüngsten statistischen Feststellungen geht es mit der Häufigkeit der Geburten in Berlin noch immer unaufhaltsam zurück. Die Eheschließungen nehmen nicht ab, aber die Zahl der Kinder verringert sich. Das ist kein Wunder, da man die Väter in den Großstädten von allen Seiten immer stärker belastet, aber immer weniger achtet, und die Mütter derart vernachlässigt, daß eine rasch anwachsende Zahl sich mit oder ohne Kinder mit Lysol, Leuchtgas, durch Erhängen, Ertränken usw. selbst vernichtet. Bekannt ist die Kinderfeindlichkeit der großstädtischen Hauswirte. Kinderreichen Familien wird es immer schwerer gemacht, überhaupt preiswerte Wohnungen zu mieten. Mit den Eltern werden die Kinder verfolgt oder geächtet. Der Hauswirt duldet nicht, daß sie auf den Höfen spielen, und in den meisten Straßen wird es für sie infolge des wachsenden Verkehrs, besonders durch Autos und Autobusse, immer lebensgefährlicher. Was Wunder, daß sie nun in der warmen Jahreszeit die wenigen verkehrsarmen stillen Straßen überfüllen! In Friedenau wird ihnen aber auch dort die Freude, sich ein wenig austoben zu dürfen, mißgönnt. Für diesen Ort hat der Bürgermeister eine Polizeiverordnung erlassen, in der es heißt, daß das lärmende Spielen der Kinder auf der Straße möglichst vermieden werden solle. Er hat die Schutzmannschaft angewiesen, darauf zu achten, daß das übermäßige Schreien und die geräuschvollen Spiele unterdrückt werden. Zugleich hat er die Kinder in den Schulen ermahnen lassen, beim Spielen auf der Straße möglichst keinen Lärm zu machen. Von den Eltern erwartet er, daß sie ihre Kinder „zu einem gesitteten Verhalten beim Spielen anhalten", und zu guter Letzt macht er die Por-

tiers gegen die Kinder auf der Straße mobil, da diese ja „häufig vielfach vor den Häusern in den Vorgärten usw. zu tun" hätten und zumindest die in ihren Häusern wohnhaften und ihnen bekannten Kinder ermahnen oder bei den Eltern verklatschen könnten.

Es gibt einen Antilärmverein, der sich zur Aufgabe gesetzt hat, den modernen Menschen hauptsächlich vor den mechanischen Geräuschen der Großstadt in Schutz zu nehmen, Ruhinseln zu schaffen, die Hausmusik einzuschränken usw. Das ist ein sehr berechtigtes Streben. Wenn die Behörden solche Bemühungen unterstützen wollten, so würden sie sich ein Kulturverdienst erwerben. Das Los der Großstadtkinder ist bedauernswert genug; ihnen bei dem großen Mangel an öffentlichen Spielplätzen zu verbieten, beim Spielen auf der Straße, oft der einzigen Stätte ihrer Freiheit, Lärm zu machen, heißt, da es einem vollen Verbot fast gleichkommt, ihnen das Dasein unerträglich machen. Wir sind bei der Hypertrophie unseres Polizeiwesens den Zuständen eines Zuchthausstaates für die Erwachsenen schon nahe genug gekommen, daß das heranwachsende Geschlecht seine Verwirklichung noch erleben kann: man gönne darum den Kindern für die haus- und schulfreien Stunden des Tages das bißchen Glück, sich ohne Aufsicht frei zu bewegen, damit sie wenigstens einen Nachgeschmack richtiger Freiheit in ihre trostlose Zukunft hineinretten. O. E.

*

Straßenraub

Ein schweres Kriminalverbrechen hat vor der Ferienstrafkammer in Mainz seine Sühne gefunden: Ein zwölfjähriger Junge aus Nierstein, der auf der Landstraße einem Kameraden einige Reklamemarken zu entreißen versuchte, ist wegen Straßenraubs zu einem Tage Gefängnis verurteilt worden. — —

Ein Tag Gefängnis für einen Lausbubstreich ist hart. Nun wird der Junge aber noch öffentlich als „Straßenräuber" gebrandmarkt! L. H.

*

Auf den Hund gekommen

In der guten Stadt Hamburg soll die Hundesteuer erhöht werden. Das hat in den zärtlichen Gemütern der Besitzer und Besitzerinnen von Ami, Männe, Lord usw. eine ungeheure Empörung hervorgerufen. Eine große Anzahl von Hundefreunden — man spricht von mehreren Hundert — hat im Interesse ihrer Lieblinge, pardon — ihres Geldbeutels dabei einen heroischen Entschluß gefaßt: Wird die Hundesteuer wirklich erhöht, so wollen sie — aus der Landeskirche austreten. Welche kühne Gedankenbrücke sie zu diesem Entschluß getragen hat, ist ein wenig schleierhaft. Vielleicht haben sie so kalkuliert: Der liebe Gott ist allmächtig, er muß also auch eine höhere Hundesteuer verhindern können. Tut er das aber nicht, so braucht er auch keine Steuer von uns zu bekommen. Wir müssen uns dann andere Götter suchen, — was übrigens innerlich schon längst geschehen. Die Kirche kann Mitglieder, bei denen die Religion so „auf den Hund gekommen ist", getrost ziehen lassen. O. L.

*

Aufklärung nötig!

Die Frankfurter Wochenschrift „Der Freigeist" hatte Mitte April gegen die Verwaltung des Städtischen Hospitals in Frankfurt a. M. und den Erfinder des bekannten Heilmittels, Professor Ehrlich, schwere Beschuldigungen erhoben. In einer Reihe von Artikeln wurde u. a. den Ärzten des Hospitals der Vorwurf gemacht, daß sie die in das Hospital von der Sittenpolizei eingelieferten Prostituierten mit Gewalt als Versuchskaninchen zu Salvarsankuren benutzten. Es wurde weiter behauptet, daß in allen Fällen, in denen Salvarsankuren angewendet worden seien, sich nachträglich die völlige Bedeutungslosigkeit des Präparates als spezifisches Heilmittel herausgestellt habe, so daß sämtliche Patientinnen, die mit dem Leben davongekommen seien, nachträglich auf Anordnung des Kreisarztes einer längeren Quecksilberbehandlung unterzogen werden mußten.

Auf Grund dieser und anderer, noch weit schwererer Beschuldigungen wurde von der Staatsanwaltschaft gegen den Herausgeber des Blattes ein Verfahren wegen öffentlicher Beleidigung und böswilliger Verleumdung eingeleitet. Nach einer drei Monate geführten Voruntersuchung hat nun die Staatsanwaltschaft das Verfahren eingestellt, obgleich der Herausgeber des „Freigeist“ seine Anklagen in einem Offenen Brief an Prof. Ehrlich noch einmal wiederholt hat.

Man steht hier einem Rätsel gegenüber. Nach den geltenden Rechtsbegriffen kann das Verfahren nur aus dem Grunde niedergeschlagen worden sein, weil die Untersuchung die Richtigkeit der Anschuldigungen ergeben hat. In diesem Fall aber liegt es im Interesse der Öffentlichkeit und doch auch wohl im Interesse Professor Ehrlichs selbst, daß die Angelegenheit aufgeklärt und nicht totgeschwiegen wird.

*

Submission, Streik und Polizei

Einer Berliner Firma fiel auf dem Wege der Submission die Herstellung der Gleisanlagen auf dem Nordbahnhof in Mülhausen i. E. zu. Sie vereinbarte mit den in M. angeworbenen Arbeitskräften einen Stundenlohn von 56 ₰. Bei der Lohnauszahlung machte die Firma jedoch Abzüge in der Höhe von 28 bis 36 %. Da sich alle Verhandlungen zerschlugen, legten die Arbeiter die Arbeit nieder. Schließlich stellte die Firma (in den ersten Julitagen) Galizier, Russen und Polen ein, die durch ein zahlreiches Aufgebot von Polizei und Gendarmerie von der Umwelt hermetisch abgeschlossen wurden. Dies steigerte die Erregung derart, daß sich an den Streik ernste Zusammenstöße schlossen, in deren Verlauf zwei junge Menschen ihr Leben verloren. Sogar Militär wurde in großem Umfang aufgeboten, das sich aber in löblichem Gegensatz zum Verhalten der Polizei ruhig und besonnen zeigte.

Wen trifft nun die Schuld an den beklagenswerten Vorgängen in Mülhausen? Gewiß in erster Linie die Berliner Firma Berger, deren Verhalten den Arbeitern gegenüber sich selbst kennzeichnet. Ein Teil der Schuld fällt jedoch auf die Eisenbahndirektion, indem sie es unterlassen hat, beim Abschluß der Vergebung die Innehaltung des Tarifs zur Bedingung zu machen. Ganz unverständlich ist endlich die große Bereitwilligkeit der Polizei, die sich eigentlich entgegen jedem menschlichen Gefühl zum Handlanger des Unrechts gemacht hat. Ihr schroffes Einschreiten mußte ja herausfordern. Zwei Menschenleben blieben auf der Strecke: so ging der Profit der Firma über Leichen.

Dr. F. E. S.

Eine charakteristische Anzeige

Junges Mädchen aus guter Familie, mit abgeschlossener höherer Töchterschulbildung, gesucht, das viermal wöchentlich je vier Stunden die Schularbeiten zweier größerer Mädchen und deren Klavierübungen überwacht, sowie dieselben auf Spaziergängen begleitet. Fertigkeiten in Handarbeiten erwünscht. Monatliche Vergütung 10 Mark. Angebote unter ... (Kasseler Tageblatt).

Diese Anzeige spricht Bände und wirft ein grelles Licht auf einen Ausschnitt des modernen europäischen Sklavenlebens. Man kennt diese unglücklichen jungen Mädchen, die bis aufs Blut ausgenutzt werden, eine peinliche gesellschaftliche Zwitterstellung einnehmen und dafür mit 10 Mark monatlich entlohnt werden. Die Zahl der sogenannten Herrschaften hat sich heutzutage bis ins Ungeheuerliche vermehrt, und Leute, die es sich weder pekuniär leisten können, noch die erforderlichen „herrschaftlichen Qualitäten“ dazu besitzen, halten sich Dienstmädchen und „Fräuleins“, von denen besonders die letzteren durchweg ein recht trauriges Los haben. Aus der Anzeige spricht die ganze charakteristische Schäbigkeit der eigentlichen Parvenusgesinnung, der Geist der skrupellosesten Ausnutzung fremder Arbeitskraft. Es wäre zu wünschen, daß die Vereine, die für Frauenrechte eintreten, hier einmal den Hebel ansetzten, um solche Verhältnisse unmöglich zu machen.

*

Der neueste Gesellschaftstanz

Es ist der „Tango“, der Modetanz in den Salons aller Hauptstädte Europas. Er darf sich aber auch eines illustren Ursprungs, einer feudalen Herkunft rühmen! Nach den Mitteilungen eines „Wissenden“ im „Journal“ ist er ein aus Argentinien eingeführter Bauchtanz, der nicht von einzelnen Personen, sondern paarweise getanzt wird, und er stammt direkt aus dem „Froschviertel“ in Buenos Aires. Dieses Viertel ist eines der schmierigsten und gefährlichsten Stadtteile der Hauptstadt Argentiniens: es lebt dort aller Abschaum der menschlichen Gesellschaft, gewesene und werdende Zuchthäusler. Die unheimlichen Schenken, in denen dieses Volk verkehrt, zeichnen sich durch seltsamen Schmuck aus: sie sind fast alle mit Überresten alter Petroleumkannen bedeckt. Neben den originiellen Bauwerken befinden sich die Schuttabladestellen der Hauptstadt. Und hier leben die argentinischen „Apachen“, eigenartige Kreuzungen von Lateinern und Indianern, von brauner Gesichtsfarbe, glatt rasiert, mit stark pomadisierten Haaren. Der von ihnen erfundene Tango, den sie mit ihren Frauen tanzen, ist nichts anderes, als ihr musikalisch rhythmisierter Gang, den sie mit allerlei eindeutigen Gesten begleiten.

Nun weiß man doch wenigstens, woher die europäischen „Salons“ ihre „Kultur“ beziehen. Denn unter „Kultur“ wird's heute nicht mehr gemacht. Wer „kulturlos“ genug wäre, das Gegenteil anzunehmen, hätte es mit Berlin WW. zu tun.

*

Ein deutsches Unrecht

An einem Sonntag fuhr ich mit der Bahn einige Stationen weit von München fort, um einen langen Spaziergang zu machen. Es war herrliches, warmes Wetter, die Kupees überfüllt — ganze Familien rückten ins Freie, den Proviant im Rucksack, dazu in einfacher, zweckmäßiger Kleidung und derben Stiefeln, wie es hierzulande gottlob Sitte ist. Die Väter lasen noch schnell die Morgenzeitung, schalten über die Unruhestifter im Balkan und vertieften sich dann in die neue Wehrvorlage; die Mütter bewachten stumm ihre kleine Herde, die sich an den Fenstern zusammendrängte und sich in der lebhaften Freude der Großstadtkinder an der Natur auf Baum und Blumen und Getier gegenseitig aufmerksam machten.

„Da, Mutti, halt doch, bitte, so lange meinen Hut!“ In der Enge war der breitrandige Matrosenhut unbequem.

Die ewig geduldigen Mutterhände streckten sich aus, der Hut wanderte an mir vorüber, und ich las auf seinem schwarzen Band, in goldenen Lettern gedruckt: „H. M. S. Congo“ (His Majesty's Ship Congo).

War dies eine englische Familie? Weder in der Kleidung noch in der Sprache noch im Benehmen zeigte sich sonst ein ausländisches Merkmal. Um aber meiner Sache ganz sicher zu sein, fragte ich den Jungen, der seinen Hut abgenommen hatte: „Seid ihr Engländer?“

Seine blauen Augen sahen mich erstaunt und spöttisch an. „Wir —? Nein! Weshalb?“

„Weil du ein englisches Schiffsband trägst.“

„Anne-Marie hat ein deutsches.“

An Anne-Maries Hut stand wirklich „S. M. S. Hohenzollern“, an denen ihrer andern Geschwister aber: „H. M. S. Nelson“ und: „H. M. S. Thames“.

Auf die Gefahr hin, den Familienvater zu erzürnen, sagte ich zu meinem Begleiter: „Es ist eine Geschmacklosigkeit, ja, noch mehr: es ist ein Unrecht, deutsche Kinder Schiffsbänder fremder Nationen tragen zu lassen! Keinem Engländer würde solch eine unpatriotische Handlung in den Sinn kommen. Wir haben Flottenvereine, beschließen eben den einmaligen außerordentlichen Wehrbeitrag. Jugendwehrvereine, Wandervögel — all die von patriotischen Männern unterstützten Bestrebungen, den Patriotismus und das der deutschen Jugend mangelnde Bewußtsein, einem großen Volk anzugehören, zu heben — was nützen sie, wenn sie von deutschen Eltern gehemmt werden? —

Ich wies auf den Hut, der der deutschen Mutter im Schoß lag. Sie sah mit verängstigten Augen zu ihrem Gatten hinüber:

würde er nun grob werden, wozu er als echter Deutscher ein Recht hat, wenn man sich in seine Erziehungsweise mischt? Ich wartete darauf, daß er den Fehdehandschuh aufnähme. Mein Tadel in Gegenwart der Kinder war pädagogisch nicht richtig, aber in einer folgenden Debatte hätte sich der kleine Fehler neben dem größeren, wichtigen, den er gemacht hatte, auslöschen lassen.

Aber der deutsche Mann faltete seine Zeitung zusammen und sagte überzeugungsvoll: „Quatsch!"

Da ich lachte, mußte er verstehen, daß ich dies kräftige Urteil durchaus auf meine Rede bezog und nicht, wie er halb und halb wünschen mochte, um später eventuell eine Rechtfertigung zu haben, auf die Zeitungslektüre. Die Kinder aber sahen mich ernsthaft an und, wie mir schien, beschämt auf den englisch ausstaffierten Hut.

Ich habe am selben Tage, da meine Aufmerksamkeit nun einmal geweckt war, unzählige Kinderhüte mit englischen Bändern gesehen, Anne-Maries „S. M. S. Hohenzollern" blieb das einzige deutsche.

Ich frage: Weshalb tun wir das? Können wir nicht auf unsre eigene Flotte stolz sein? Sollen wir die Kinder daran gewöhnen, Ausländisches schöner, besser — aparter zu finden als Deutsches? Ist der alte Fehler, Fremdes nachzuäffen, in uns unausrottbar?

Auch Hutbänder stellt die deutsche Industrie her. Spekuliert sie auf unsre schlechten Instinkte, indem sie die Schiffsnamen fremder Nationen draufdruckt oder einwebt, so weisen wir sie zurück. Wo keine Nachfrage ist, ist auch bald kein Angebot mehr. Ein deutsches Kind mit solch einem fremdländischen Band herumlaufen zu lassen, ist mehr als eine Taktlosigkeit gegen die ganze deutsche Nation: es ist eine Gefahr für das Wesen des Kindes — ein Unrecht, das wir an ihm begehen und das sich rächen wird. Wenn es uns immer und überall an Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein fehlt — in denen „nach uns" sollen wir beides nicht ersticken, sondern fördern! E. S. v. B.

*

Die Schlager der Saison

Max Reinhardt steht der kommenden Saison gewappnet gegenüber. Zunächst hat ihm Schildkraut von seiner Tournee in Amerika ein amerikanisches Stück „mitgebracht". Aber das genügte dem Ehrgeizigen noch nicht. Er wird auch zwei Werke zur Aufführung bringen, die — wie er mit Stolz verkünden läßt — aus dem fernsten Osten stammen. Das eine Stück ist ein chinesisches Drama, das ein altchinesisches Motiv behandelt, und zwar mit den Mitteln und Requisiten der chinesischen Bühne. Das zweite stammt aus dem alten Indien und kommt für die Aufführung im Zirkus in Betracht.

Immer auf der Höhe — der Saison.

L. H.

*

Mitbringsel

Man hat ja allmählich aufgehört, die berühmten Scheußlichkeiten, einen Aschenbecher, der täuschend eine Flunder darstellt, einen Muschelkasten, ein Trinkglas in der Form eines Bergstiefels mit der Ansicht von Bozen, eine Brosche mit dem Denkmal Andreas Hofers, man hat aufgehört, wenigstens in vielen Kreisen, diese Reiseandenken den zu Hause Gebliebenen mitzubringen. Es war auch zu ungerecht, zuerst mußte man zu Hause bleiben, und dann noch diese gräßlichen Dinge dankend in Empfang nehmen, es war wirklich sehr ungerecht. Es ist auf diesem Gebiet eine Besserung eingetreten, eine negative sozusagen; ich möchte hier eine positive vorschlagen: Man bringe die auf der Reise als gut anerkannten Einrichtungen als nachdrückliche Vorschläge für unser öffentliches und privates Leben mit, man schenke zu Hause Reiseerfahrungen, die auch hier für uns nützlich sein könnten.

Ich meine das etwa so: In Kopenhagen und auch sonst überall in Dänemark, wird der Warenautomat in einem viel weitergehenden Sinne benutzt als bei uns. Jedes Geschäft hat das Recht, für die Stunden, da es Sonntags oder abends schließen muß, bestimmte Waren in einem Automaten vor dem Laden anzubieten. Das ist sehr praktisch,

ich kann mir nach 10 Uhr noch für 50 Öre Obst besorgen, kann eine Auswahl in Zigarren treffen, kann Sonntags diese und jene Kleinigkeiten aus dem Automaten entnehmen. Unsre Automaten sind hier auf den Zehn-Pfennig-Artikel fast ausschließlich beschränkt und sind eine Konkurrenz der Ladengeschäfte; die in Dänemark sind für wirkliche Bedürfnisse eingerichtet und eine Unterstützung der Ladengeschäfte. Bei der hochentwickelten Technik, die es möglich macht, die verschiedensten Waren in gutem Zustand automatisch zu verkaufen, und dem eindringlichen und lobenswerten Bestreben auf der anderen Seite, die Angestellten immer frühzeitiger zu entlassen, scheint dies „Mitbringsel" doch einiger Beachtung wert.

Ein anderes Mitbringsel, auch aus Kopenhagen, wäre dieses, die schöne Sitte bei uns einzuführen, Kunstwerke auf öffentlichen Plätzen leihweise aufzustellen. Aus der tödlichen Reihenwirkung des Museums wird eine Bronze, eine Marmorfigur (im Sommer natürlich) entlassen und in den grünen Anlagen eines Platzes einige Zeit lebendiger Betrachtung gegönnt. Es ist unnötig, zu sagen, wie anders die Bildwerke in Sonnenschein und Luft dem für Kunsteindrücke nicht ermüdeten Auge sich einprägen, wie sie anders echte Freude an der Kunst vorbereiten helfen, als in der akademischen Fremdheit der Museumsräume. Nach einigen Monaten muß das Kunstwerk wieder einen feierlichen Saalplatz ausfüllen, und ein anderes tritt an seiner Stelle die erfreuenden Sommerferien an. Man kann ja zugeben, daß diese Einrichtung in Berlin zum Beispiel schwieriger nachzuahmen wäre, weil es zu wenig grüne Plätzchen ohne festes Denkmal gibt, aber man muß trotzdem meinen, daß sie erwägenswert und recht hübsch ist.

So kann man die Mitbringsel überall mit den betrachtenden Augen einfangen, sicher leicht noch schönere als die mitgebrachten Beispiele. Man halte einen Platz im Reisekoffer dafür frei! Mir deucht diese Art von Reiseandenken, neben mitzubringenden braunen Wangen und guter Laune, die bis Weihnachten aushalten soll, ein vollwertiger Ersatz für den Muschelkasten und das Stiefelglas und die Tell-Brosche und den Flunder-Aschbecher ... R. Br.

*

Der Reichsschmied

Wieder einmal hat ein verdienter Mann, der Eutiner Regierungspräsident, von örtlichen Dankbaren wegen Förderung einer Küstenbahn die Bronze, „darstellend Bismarck als Reichsschmied", zum Ehren-Präsent bekommen. Ich kenne diese nach Eutin geschenkte Bronze nicht, wohl aber ihre Schwestern, denen sie doch wohl ähnlich sehen wird: Bismarck mit Schurzfell und aufgestreiften Hemdärmeln und einem fürchterlichen Gesicht, als ob ihm der Lehrbub zu lange mit der Maß ausbliebe.

Wir sind doch heute so ungeheuer gebildet in der Kultur, nicht am friedlichsten Stammtisch bewegt man sich, ohne sich modernen Kunstgesprächen auszusetzen. Sollte da nicht auch endlich einmal im weiteren Kreise begriffen werden müssen, daß als Inhalt eines Kunstwerkes die illustrierte Redensart ungefähr das Fürchterlichste ist?

So lasse man die in den Läden noch vorhandenen Bronzen und Emailgüsse des Reichsschmieds fortan übrig für die „Museen des Ungeschmacks", worin nach Stuttgarter Muster die neueste Zeit ihre allmählichen Einsichten zu sammeln beginnt und sie künftigen Geschlechtern als ästhetische Schreckenskammern hinterlassen will. Und wenn ich noch etwas sagen darf: Sollten wir nicht alle möglichst zu der Erkenntnis beitragen, daß man in die Wohnungen verehrter Leute im allgemeinen lieber solche Dinge stiften soll, von denen es auch ganz gewiß ist, daß sie dort keine Verlegenheit bilden?

Oder — ging etwa diesem Reichsschmied eine zarte Erkundigung vorher? Wenn das möglich ist, dann bliebe noch die ehrenwerte Anerkennung der Gesinnung. Ed. H.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XV. Jahrg. September 1913 Heft 12

Drei Lieder
von
Robert Haas

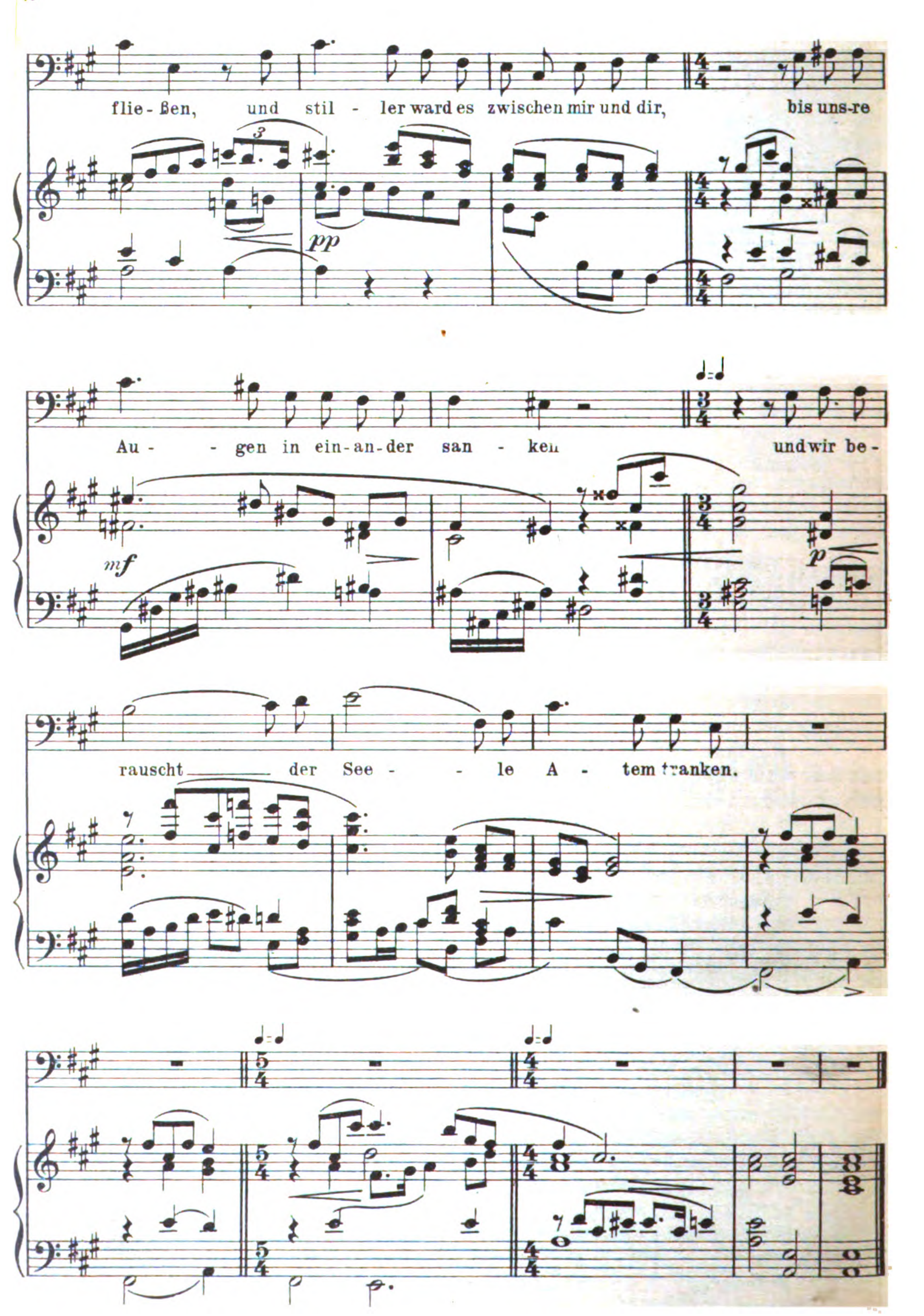
I.
DÄMMERSTUNDE
(Th. Storm)

Langsam, seelenvoll

GESANG

PIANO

Im Ses - sel du und ich zu dei-nen Fü-ßen, das Haupt zu dir ge-wen-det, sa-ßen wir, und sanf - ter fühl-ten wir die Stun-den
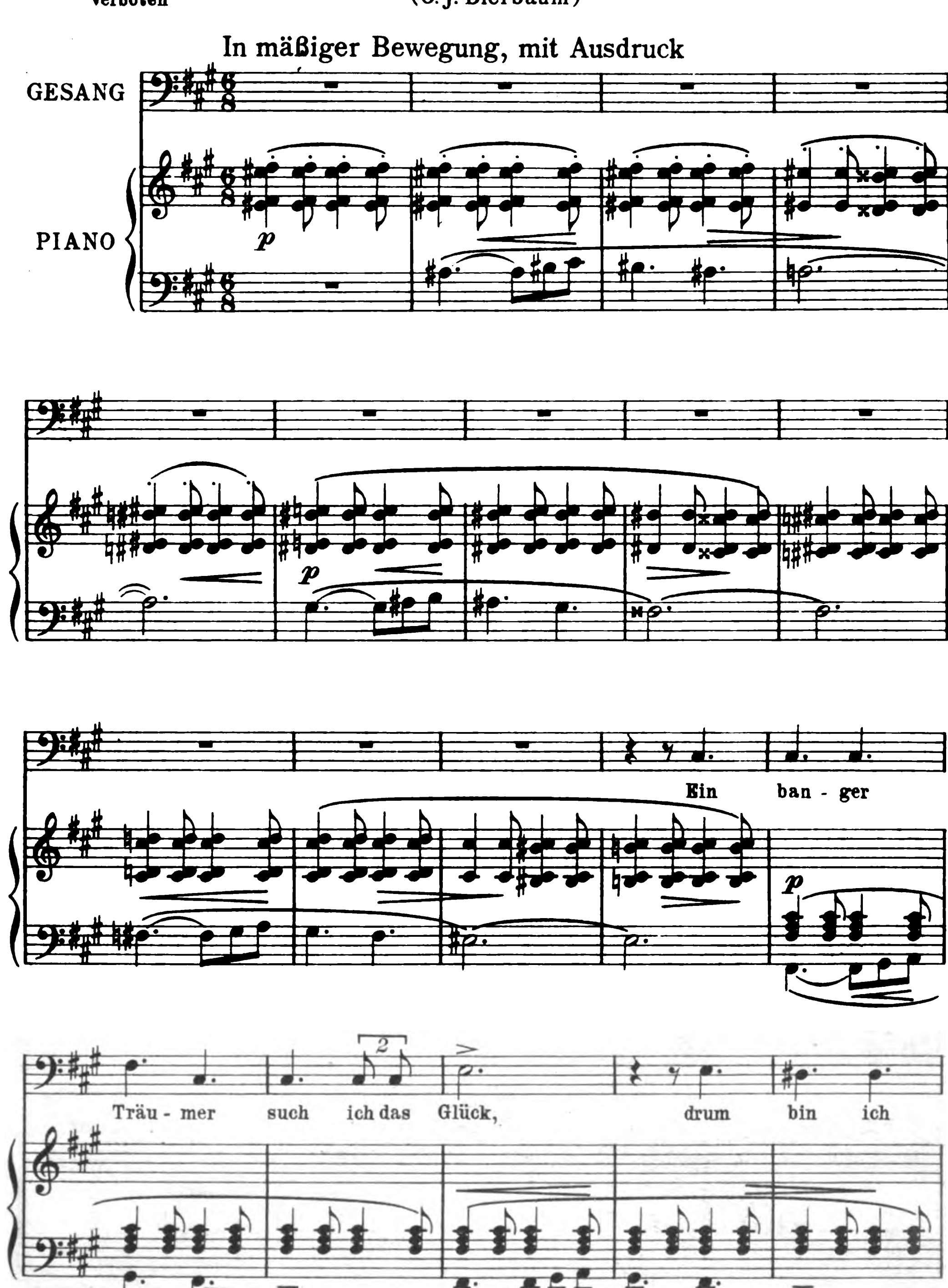

flie - ßen, und stil - ler ward es zwischen mir und dir, bis uns-re
Au - - gen in ein-an-der san - ken und wir be -
rauscht der See - - le A - tem tranken.
pp
mf
p
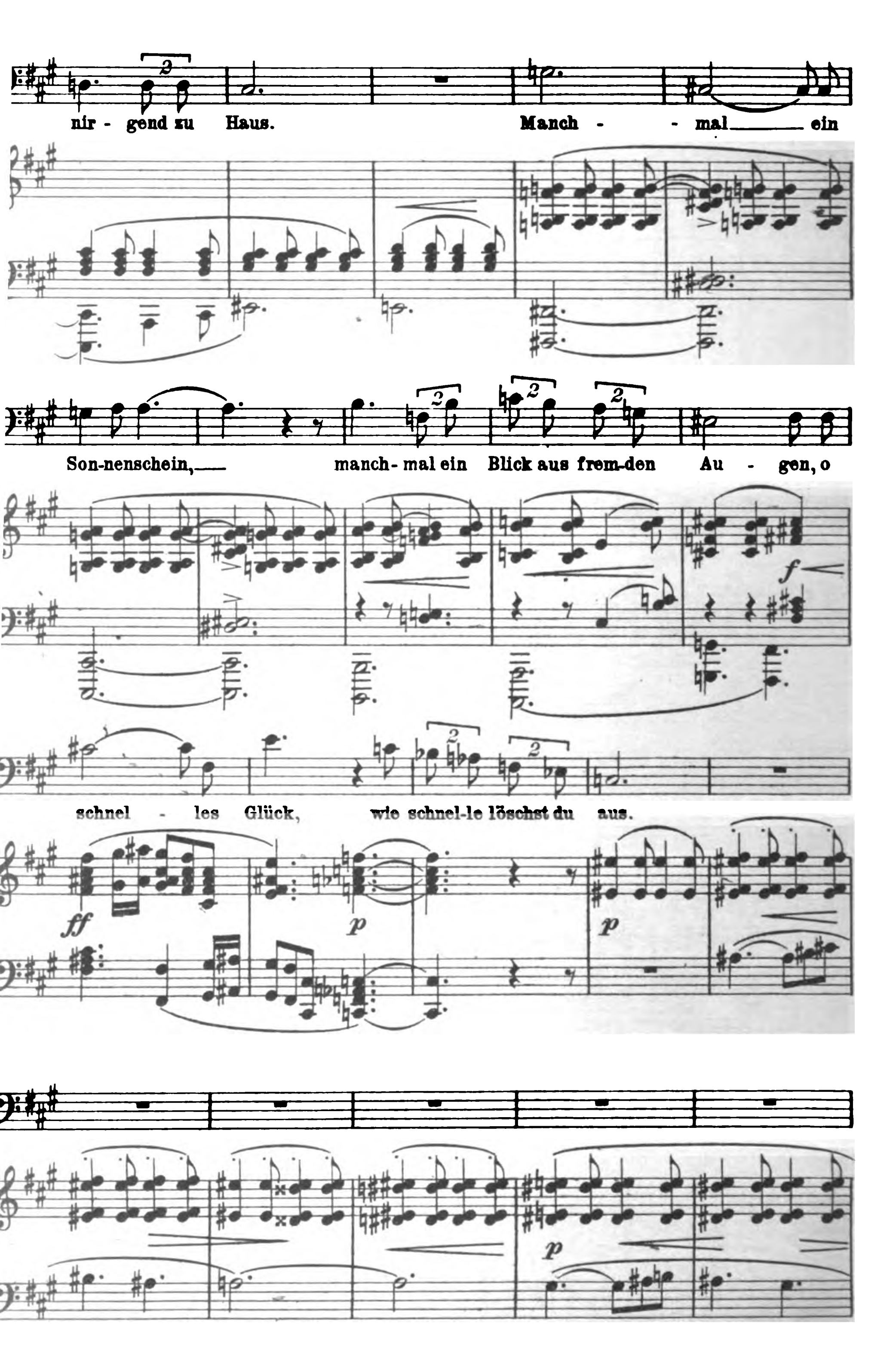
II.
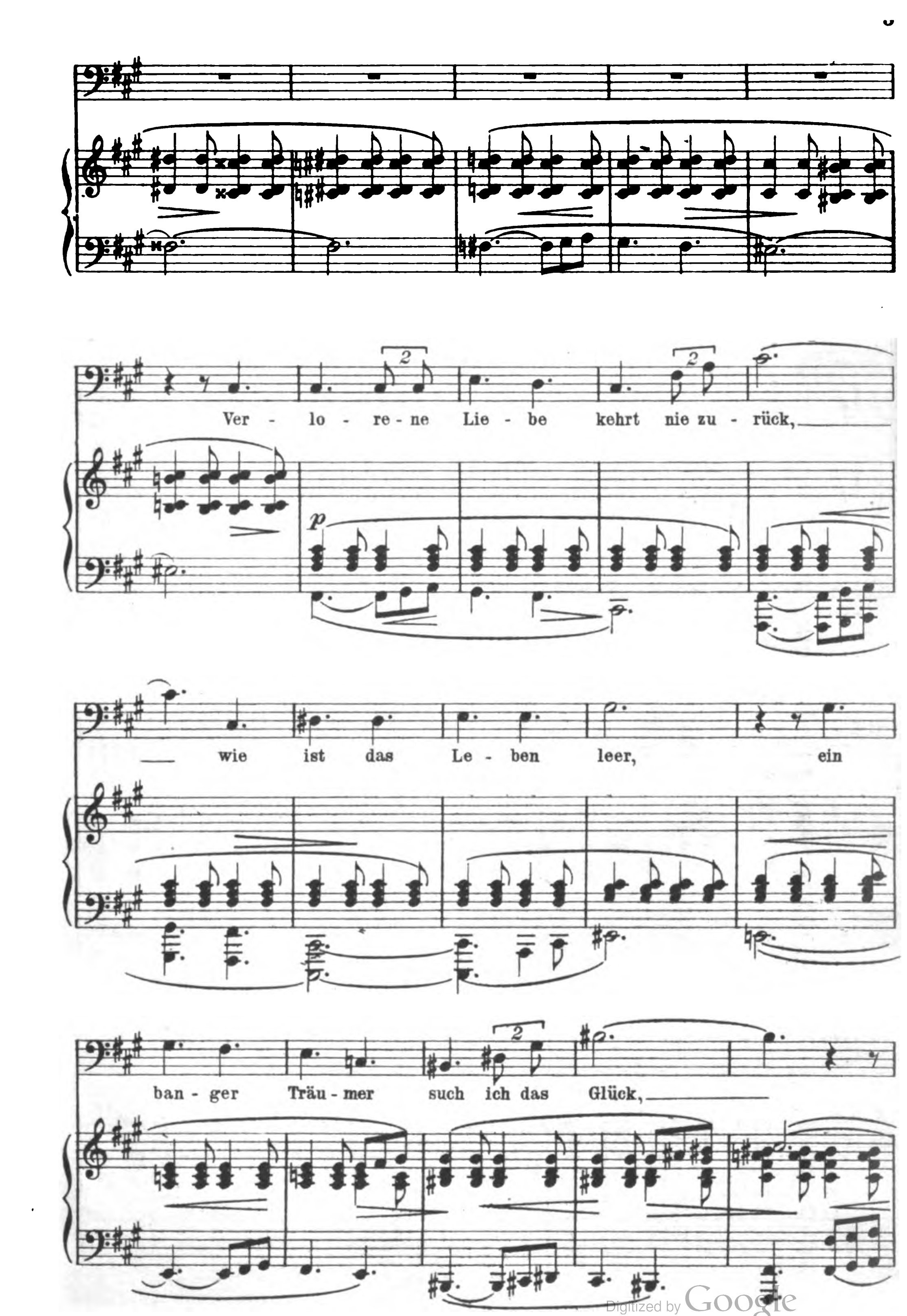
LIED DES EINSAMEN

(O. J. Bierbaum)
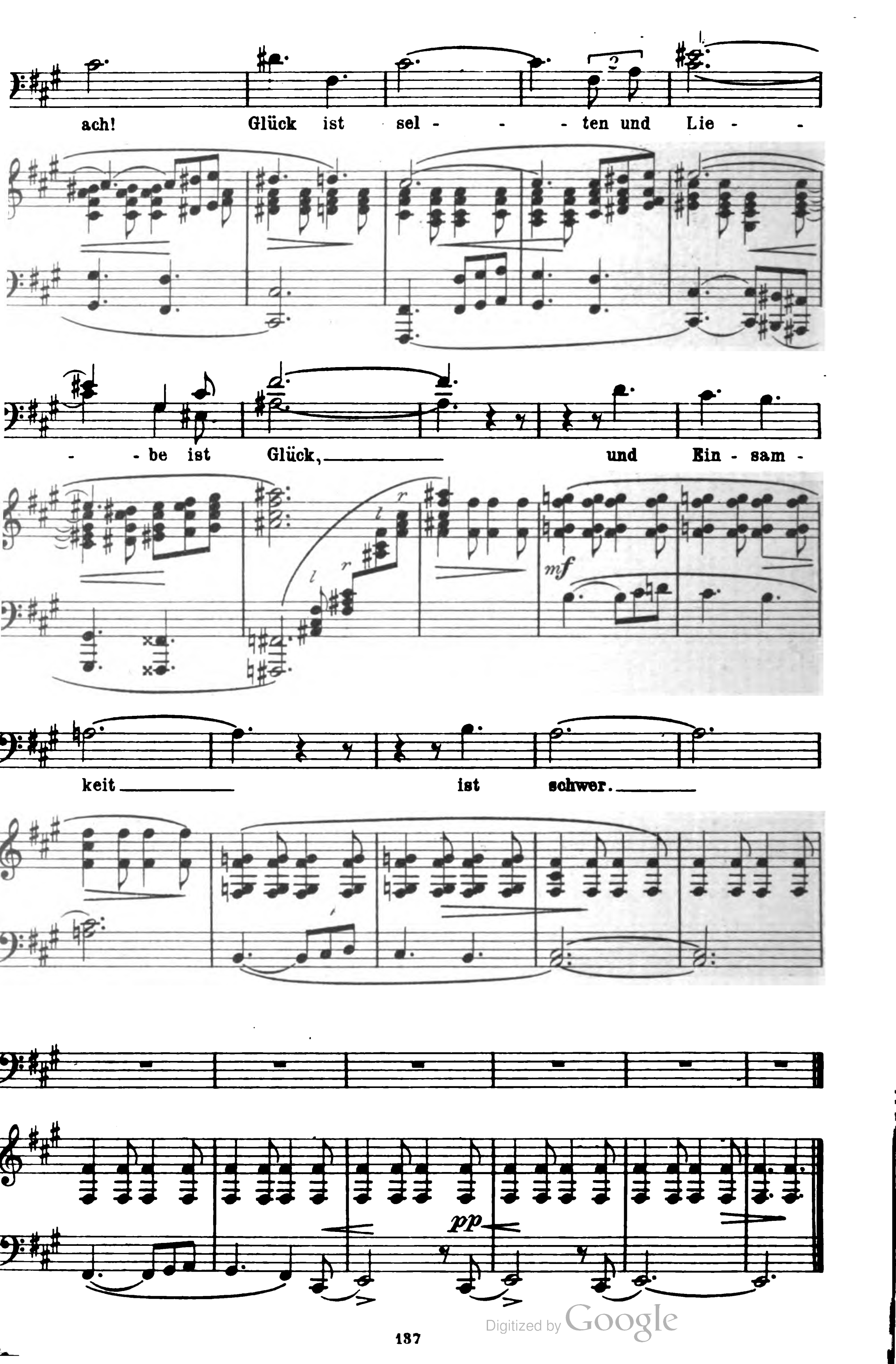
Nachdruck verboten




nir - gend zu Haus.
Manch - - mal ein
Son-nenschein,
manch- mal ein Blick aus frem-den Au - gen, o
schnel - les Glück,
wie schnel-le löschst du aus.
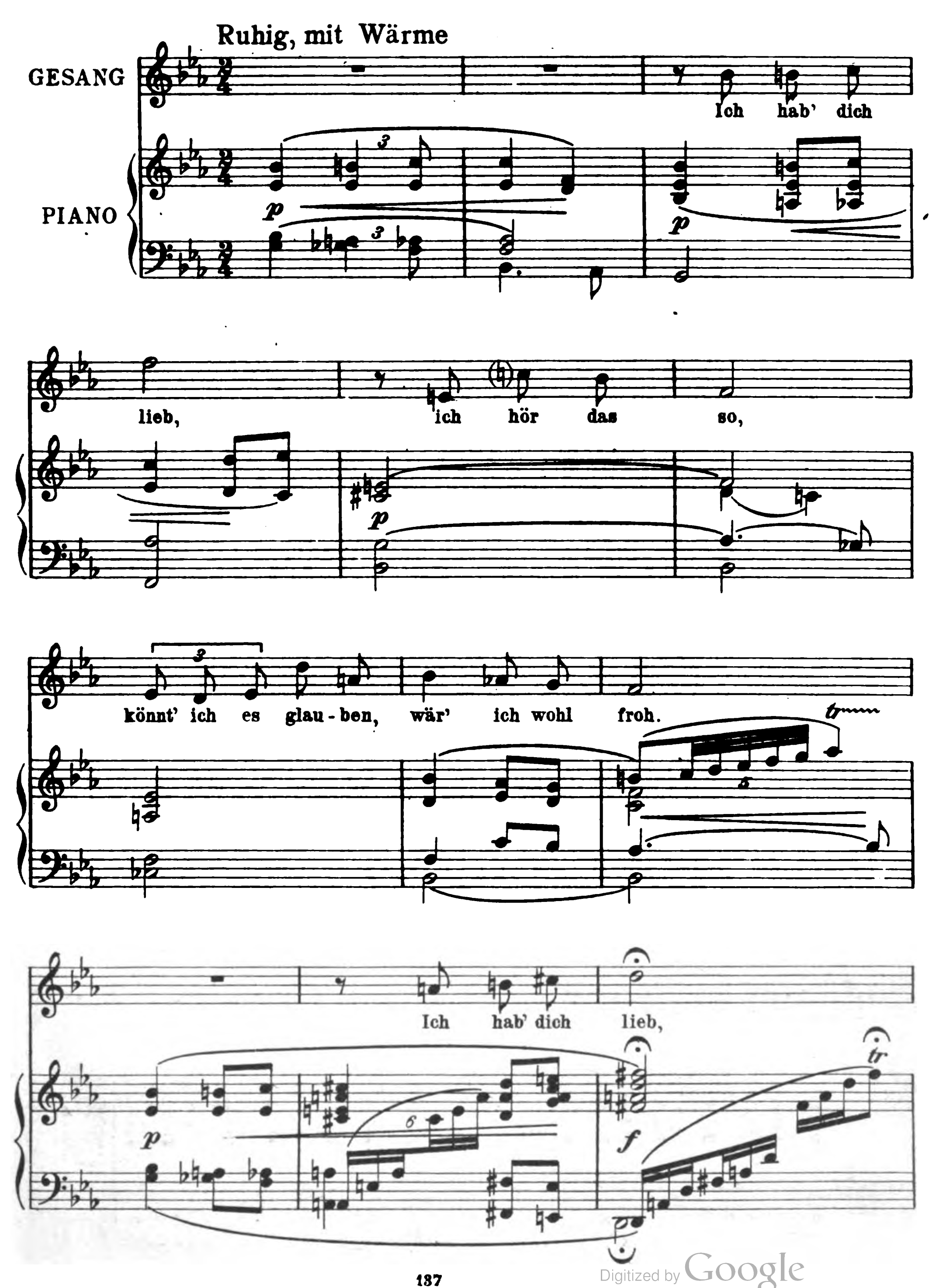


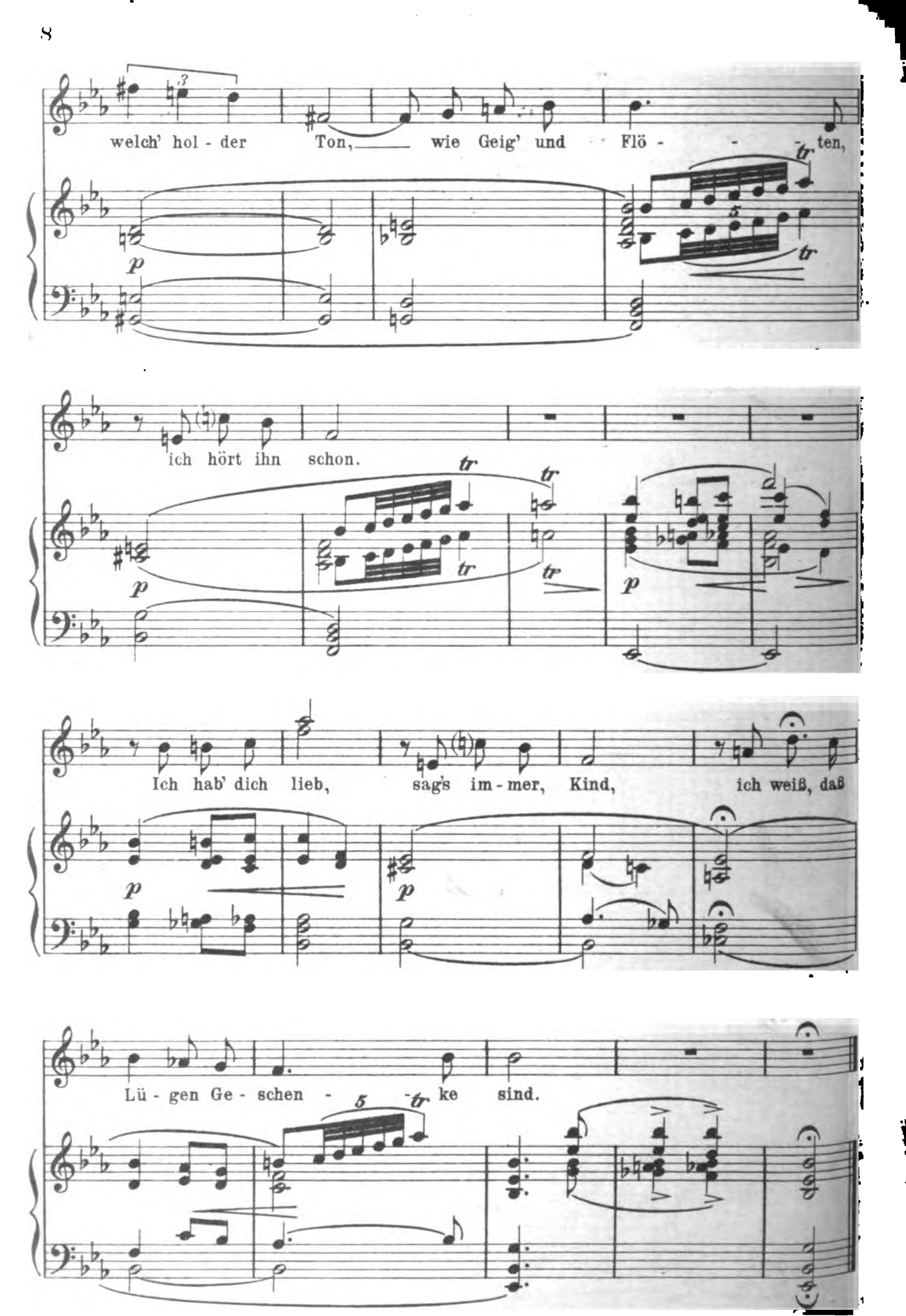
Ver - lo - re - ne Lie - be kehrt nie zu - rück,
wie ist das Le - ben leer, ein
ban - ger Träu - mer such ich das Glück,
p

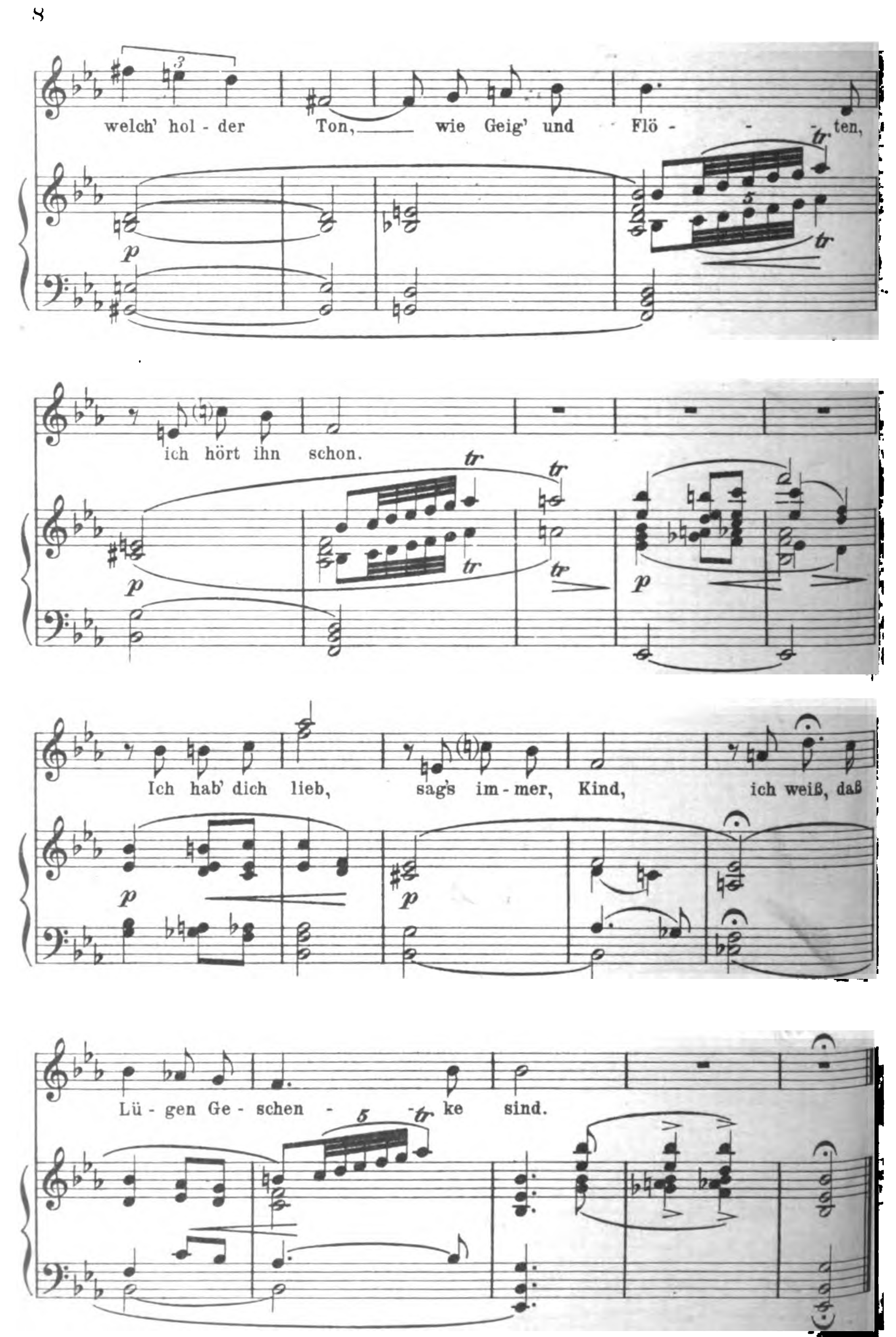

ach! Glück ist sel - - - ten und Lie - -
- - be ist Glück, und Ein - sam -
keit ist schwer.
mf
pp

III.
DANKBAR UND BESCHEIDEN
(O. J. Bierbaum)

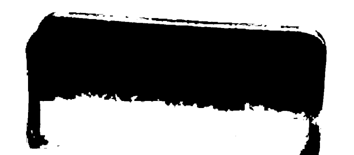
Nachdruck verboten

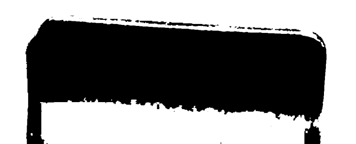


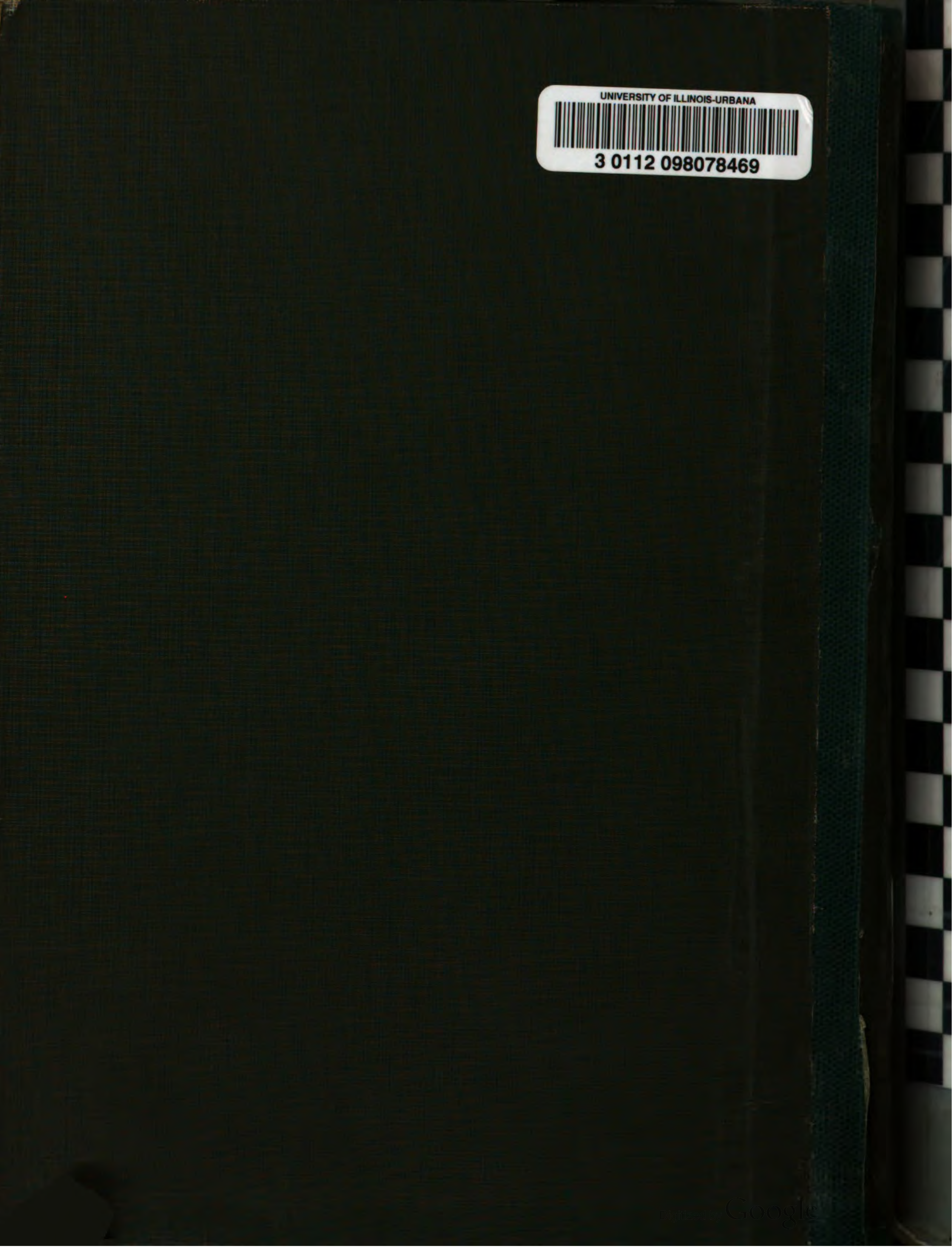

welch' hol - der Ton, wie Geig' und Flö - ten,
p
tr
5
ich hört ihn schon.
Ich hab' dich lieb, sag's im - mer, Kind, ich weiß, daß
Lü - gen Ge - schen - ke sind.


welch' hol - der Ton, wie Geig' und Flö - ten,
ich hört ihn schon.
Ich hab' dich lieb, sag's im - mer, Kind, ich weiß, daß
Lü - gen Ge - schen - ke sind.
tr
p








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 098078469